
EX LIBRIS KOH HAUSHOFER

Allgemeine Weltgeschichte.

Erster Band.

Allgemeine

Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

Erster Band.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1882.

Geschichte

des

Morgenlandes.

Nach dem neuesten Stande der orientalischen Geschichts-
wissenschaft bearbeitet.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1882.

Geschichte

Morgenlandes.

Nach dem arabischen Werke der morgenländischen Geschichte
übersichtlich geordnet.

Vorrede zur ersten Auflage.

Von dem Plan des vorliegenden Werkes gibt, außer der über die „Aufgabe der Weltgeschichte" sich verbreitenden Einleitung, der Prospectus, welcher der ersten Hälfte dieses Bandes vorgedruckt war, nähere Auskunft. Die „Allgemeine Weltgeschichte", heißt es darin, wird das geschichtliche Leben der Völker alter und neuer Zeit in seinen verschiedenen Ausstrahlungen in einem Gesammtbilde zusammenfassen, so daß das Wirken und Schaffen aller Nationen auf den verschiedenen Gebieten ihrer Lebensthätigkeit, der geistigen und religiösen, wie der politischen, industriellen und kriegerischen, in den bedeutendsten Erscheinungen und Ergebnissen zur Darstellung kommen wird. Sie wird mithin allen Bestrebungen und Errungenschaften der Culturvölker Rechnung zu tragen suchen, und zwar in rein-historischer Auffassung ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen. Die Weltgeschichte soll der gerechte und parteilose Richterstuhl sein, wo alles menschliche Thun und Trachten in seiner wahren Gestalt ans Licht tritt, nicht getrübt durch die Färbung einer vorübergehenden, wechselnden Zeitströmung, oder bestochen und irre geleitet durch die Vorurtheile des Tages. Nur in so weit wird der Verfasser die Interessen der Gegenwart auch in den entlegeneren Perioden stets im Auge behalten, als diejenigen Völker und Staaten, diejenigen geschichtlichen Momente, welche auf das Culturleben der spätern Zeit und auf die geistigen Anschauungen unserer Tage einen vorwiegenden Einfluß geübt haben, auch eine umfassendere Behandlung erfahren werden.

Auf rein historischem Boden ruhend wird die „Allgemeine Weltgeschichte" die religiösen Vorstellungen und Cultusformen aller Nationen

zunächst in ihrer natürlichen Entwickelung und in ihren sittlichen Wirkungen betrachten und auch in den Glaubens- und Religionskreisen der vor- und außerchristlichen Welt die achtungswürdigen Versuche erkennen, den unergründlichen Zusammenhang der Natur und der Menschenwelt mit der schöpferischen und erhaltenden Gotteskraft zu erforschen. Neben dem Religionswesen wird besonders das Culturleben der Völker, wie es in Literatur, Wissenschaft und Kunst zur Erscheinung kam, eine eingänglichere Behandlung erfahren, mit Hervorhebung der Resultate jeder geistigen Bestrebung auf die allgemeine Menschenbildung. Aber auch das praktische Völkerleben, das sich in den Waffen- und Kriegsthaten, im Staats- und Rechtswesen, in Handel und Industrie kund gibt, soll sein Recht und die ihm gebührende Stellung finden, und dabei stets die Natur und Beschaffenheit des Landes, in welchem das geschichtliche Leben seine Entwickelung nahm, in kurzen Umrissen vorgeführt werden. Und wie in dem Religionswesen nur dem lautern Streben, den Weg zu Gott zu finden und das Göttliche und Geistige zur Herrschaft zu erheben über das Fleisch und die Materie, Anerkennung gezollt werden wird, so im Staats- und Rechtsleben nur denjenigen Erscheinungen, Formen und Einrichtungen, die der menschlichen Freiheit und der gesellschaftlichen Gleichberechtigung den weitesten Raum zur Entfaltung gewähren.

Was Form und Behandlung betrifft, so wird der Verfasser hauptsächlich auf eine klare und lichtvolle Anordnung, auf übersichtliche Disposition des Stoffes und auf eine ansprechende und fließende Darstellung bedacht sein. Um den Gang der Begebenheiten und die epochemachenden Ereignisse rascher zur Anschauung zu bringen, ohne doch die zur Erkenntniß des Gesammtbildes nothwendigen Detaildarstellungen allzusehr zu verkürzen, wird ein doppelter Druck in Anwendung kommen, ein größerer für die zusammenfassende Darstellung und ein kleinerer für die Ausführungen. Bei einem Werke, das für weitere Leserkreise bestimmt ist, die nicht gerade die Geschichtswissenschaft zu einem Studium machen, ist Klarheit und Uebersichtlichkeit in Stil und Anordnung ein wesentlicher Vorzug. Ebenso wird der Verfasser beflissen sein, so viel als möglich den neuesten Standpunkt der historischen Wissenschaft einzunehmen. Neben der Benutzung der wichtigsten Quellen werden die neuesten Werke über Geschichte und Völkerkunde von anerkanntem Werthe zu Rathe gezogen und

in ihren sicheren Resultaten in die Darstellung verarbeitet werden. Die Quellenschriftsteller müssen bei der Erzählung und Darlegung die Grundlage bilden, aber in der Auffassung schwieriger, dunkler und streitiger Fragen soll die Ansicht der Gegenwart, so weit sie aufgeklärt und entschieden vorliegt, zur Geltung kommen. Doch bleiben alle kritischen und gelehrten Excurse ausgeschlossen; nur die Resultate der Forschung können dem größern Publicum frommen, die Wege, auf denen der Verfasser dazu gelangte, dürfen blos in einer allgemeinen Angabe der benutzten Literaturwerke angedeutet werden.

Aus diesen Worten des Prospectus ersieht man, daß der Verfasser sich seine Aufgabe nicht leicht gestellt hat, und er hofft durch den vorliegenden ersten Band den Beweis zu liefern, daß das dort angedeutete Ziel und Verfahren auch in Wirklichkeit angestrebt und eingehalten wurde, daß der Leser hier nicht die veralteten Ansichten und Urtheile, nicht die herkömmlichen Erzählungen und historischen Trivialitäten finden wird, wodurch die „Weltgeschichten" so sehr in Mißkredit gekommen sind, sondern die Ergebnisse vieljähriger ernster Studien und mühevoller Arbeit. Der Verfasser, der ein ganzes Menschenalter in den regsamsten Jahren sich fast ausschließlich mit Geschichte in der weitesten Ausdehnung des Begriffes beschäftigte, und dem die stete praktische Anwendung des im Studium Erworbenen hinlänglich Gelegenheit gab, zu erkennen, was den gebildeten Ständen im historischen Wissen fromme, glaubt sich nicht unberechtigt an eine Aufgabe gewagt zu haben, deren Wichtigkeit und Schwierigkeit Niemand mehr würdigt und erkennt als er selbst. Die historische Wissenschaft schreitet mit raschen Schritten voran, und in demselben Maaße, als durch die Detailforschung die Summe der Errungenschaften vermehrt und die Einsicht erweitert und aufgehellt wird, werden auch für die sichtende, ordnende und zusammenfassende Thätigkeit des Universalhistorikers neue Bahnen geschaffen, neue Gesichtspunkte gewonnen. Die „Weltgeschichte" muß also mit der geschichtlichen Forschung und mit der Specialgeschichte gleichen Schritt halten, soll sie nicht hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückbleiben.

Es ist keine geringe Arbeit, aus der großen Masse des Materials das Zweckmäßige und Bedeutende in knapper, präciser Erzählung klar und übersichtlich darzustellen; man halte es daher dem Verfasser zu gute, wenn er im Verhältniß zu dieser angewandten Mühe auch einiges Verdienst und

einige Anerkennung für diese ordnende und zusammenfassende Thätigkeit in Anspruch nimmt und andern historischen Leistungen gegenüber der Mahnung Nathan's an den Tempelherrn gedenkt:

Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Heidelberg, im August 1857.

Dr. G. Weber.

Sieben Jahre nach der obigen Vorrede hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, in einem Rückblick auf die vier ersten Bände sich nochmals über die Haltung und Tendenz des Buches auszusprechen. Da diese zweite Vorrede zu obigen Worten und Bemerkungen einige Ergänzungen und Erläuterungen enthält, so mag es gestattet sein, auch sie und zwar gleich an dieser Stelle zu wiederholen: Wenn ich dem vorliegenden Bande, der die Geschichte des Mittelalters in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung behandelt, eine Vorrede vorausschicke, so geschieht es zunächst in der Absicht, Rechenschaft abzulegen über mein bisheriges Thun, die Mittel und Wege zu bezeichnen, wie ich die bei Beginn des Unternehmens angedeutete Aufgabe zu lösen gesucht, die Zwecke und Ziele zu beleuchten, die ich bisher angestrebt und noch ferner zu verfolgen gedenke.

Die „Allgemeine Weltgeschichte“ ist für die gebildeten Stände bearbeitet. Diesen Standpunkt habe ich niemals aus dem Auge verloren, wie die ganze Haltung des Buches darthut. Wenn man hie und da geglaubt hat, auch dieses Werk sei, wie mein kleines und mein größeres „Lehrbuch der Weltgeschichte“, vorzugsweise für die Jugend berechnet, so ist man mehr durch meinen Beruf als durch den Charakter des Werkes zu diesem Schluß geführt worden. Allerdings trägt auch die „Allgemeine Weltgeschichte“ manche Spuren, die auf die Schule und auf die praktische Lehrthätigkeit des Verfassers hinweisen: der Schule habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß mir ein bestimmter und präciser Ausdruck zur andern Natur geworden ist, daß mir jede Unklarheit, jedes verschwommene halbdurchdachte Gerede widerstrebt, daß ich ein Feind bin aller schimmernden Phra-

sen, alles Schellengeklingels; der Schule und dem Verkehr mit der Jugend verdanke ich es ferner, daß ich bei meiner Betrachtung und Behandlung historischer Sachen und Personen eine gewisse Idealität bewahrt habe, daß ich mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Würde des Gegenstandes an die Aufzeichnung der geschichtlichen Erscheinungen herantrete, die einst den Lebensinhalt vergangener Völker und Geschlechter gebildet haben; daß ich ein inneres Widerstreben empfinde, in die schlammigen Bäche der Unsittlichkeit hinabzusteigen und die Charakterbilder für einzelne Persönlichkeiten und Perioden in der Verworfenheit und im Laster zu suchen. Die Ansicht, daß es besser sei, die Jugend durch ideale Vorbilder für das Edle und Hohe zu begeistern als ihr erst die Sünde zu malen und dann die Hölle und ihre Schrecken, hat so sehr mein ganzes Wesen erfaßt, daß die Wirkungen davon wohl auch in meiner Geschichtsdarstellung hervortreten werden.

Wenn die Vorrede zum ersten Bande betonte, daß die „Allgemeine Weltgeschichte" in erster Linie auf den Quellenschriftstellern beruhen, daneben aber die Resultate der neueren historischen Forschungen verwerthen solle, so glaube ich dieser Versicherung treu und gewissenhaft nachgekommen zu sein. Wer auch nur mit flüchtigem Blick einen der Bände durchlaufen hat, wird erkannt haben, daß ich stets an der Quelle geschöpft und daß keine neuere historische Arbeit von einiger Bedeutung, wenigstens aus der deutschen Bücherwelt, unberücksichtigt geblieben ist; er wird aber ferner auch erkannt haben, daß, wie knapp und gedrängt immer der reiche Inhalt hie und da gefaßt werden mußte, überall in der Gesammthaltung, in der pragmatischen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, in dem Gange der erzählenden Darstellung die eigene Geistesarbeit hervortritt. Es ist nicht die leichteste Art der Geschichtschreibung, aus einer Anzahl ausführlicher Particularschriften den wesentlichen Inhalt zuerst in sich aufzunehmen und dann zu einem eigenen Ganzen verarbeitet mit steter Rücksicht auf Kürze und Präcision des Stils in einer gebundenen Erzählung wiederzugeben, also daß in der logischen Anordnung weder Sprung noch Lücke sich bemerklich macht, in Stil und Darstellung kein Flickwerk, keine musivische Zusammenstellung ungleicher Theile zu Tage tritt. Ich erkenne mit Freuden an, daß ich dem Fleiß und der Sorgfalt deutscher Geschichtsforscher sehr viel verdanke und war beflissen, was ich von Andern entlehnte, durch

Anführungszeichen als geliehenes Gut kenntlich zu machen: aber Alles, was die „Allgemeine Weltgeschichte“ in ihren Blättern trägt, ist mein volles Eigenthum; ich habe es mir durch mühsame Arbeit erworben und manche Stunde des nächtlichen Schlafes dafür in Kauf geben müssen. Vor Allem ist die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes mein eigenstes Werk. Um mir den Blick völlig frei zu halten, habe ich es absichtlich vermieden, irgend eine andere Weltgeschichte, große oder kleine, zu Rathe zu ziehen. Durch eine mehr als dreißigjährige Beschäftigung mit allen Theilen der Geschichte und durch die aus der steten Verbindung von Studium und praktischer Anwendung erlangte Erfahrung und Uebung glaubte ich berechtigt zu sein, meine eigenen Wege zu suchen. Grundriß und Aufbau nehme ich also für mich ausschließlich in Anspruch, für solides Material, das ich von allen Seiten zusammengesucht, fühle ich mich Andern verpflichtet.

In der obigen Vorrede heißt es, daß die „Allgemeine Weltgeschichte“ bemüht sein werde, allen Bestrebungen und Errungenschaften der Culturvölker Rechnung zu tragen und zwar in rein historischer Auffassung ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen; doch sollten diejenigen Völker und Staaten, welche auf den Bildungsgang und die geistigen Anschauungen späterer Geschlechter einen vorwiegenden Einfluß gehabt, auch eine umfassendere Behandlung erfahren.

Auch diesem Grundsatze bin ich bei der Geschichte des Alterthums treu geblieben und werde auch in den folgenden Bänden nach besten Kräften demselben treu bleiben. Ich werde, wie in der alten Welt den Hellenen, so im Mittelalter und in der neueren Geschichte dem deutschen Volke den Ehrenplatz einräumen und seine Thaten und Schicksale wie sein Geistesleben eingehender und umfassender behandeln; aber ich werde auch den andern Nationen die ihnen gebührende Stellung anweisen und dabei nie meinen Denkspruch aus dem Auge verlieren: „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität.“ Zu dieser Behandlung drängt schon der Lauf der Geschichte selbst. War denn nicht das Alterthum vorzugsweise von hellenischem Geiste und Wesen getragen? und bildete denn nicht das deutsche Volk, sobald es sich einmal als Ganzes fühlen gelernt und zu Einem Reiche geeinigt hatte, den Kern und Mittelpunkt, an den sich die übrigen Nationen anlehnten, das Centrum, um das sich das geschichtliche Leben im Mittelalter und in der Reformationszeit bewegte?

Was aber die Bemerkung betrifft, daß die „Allgemeine Weltgeschichte" ihren ruhigen Gang gehen werde, ohne sich durch politische oder religiöse Parteistellungen oder durch die wechselnden Zeitströmungen in ihrem Urtheile bestimmen zu lassen, so wird man diese Worte nicht so deuten, als werde der Verfasser in farbloser Objectivität Hohes und Edles wie Niederes und Gemeines mit gleichem Interesse behandeln oder mit stoischer Resignation Alles im Spiegel eines theilnahmlosen Gleichmuthes betrachten. Der Leser wird auf den ersten Blick erkennen, daß ich für Freiheit und Vaterland und für alle edleren Güter der Menschheit ein warmes Herz im Busen trage, daß allem Streben und Trachten nach hohen Zielen, allem Kämpfen und Ringen um würdige Zwecke stets meine tiefsten Sympathien zugewendet sind. Jene Bemerkung sollte nur andeuten, daß ich bei Beurtheilung von Personen und Thatsachen mich stets in die Zeitverhältnisse zu versetzen gesucht, unter deren Einwirkung jene handelten, diese zur Erscheinung kamen, nicht aber den Maaßstab des Urtheils aus den Parteistellungen der Gegenwart entnommen, daß ich frei von confessioneller oder politischer Orthodoxie das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkte zu erfassen gestrebt habe und mit unbefangenem Sinn ohne vorgefaßte Meinung an die geschichtlichen Personen und Sachen herangetreten bin. Angesichts so mancher Bestrebungen unserer Tage, durch „Rettungen" das bisherige geschichtliche Urtheil umzustoßen und die Vergangenheit nach den Anschauungen und Tendenzen der Gegenwart zu construiren, wird man das Vorhaben gerechtfertigt finden, die Weltgeschichte nicht im Spiegel einer Zeitströmung oder nach den Lehrsätzen einer kirchlichen oder politischen Doctrin zu betrachten.

Dieser unparteiische von vorgefaßten Ansichten und Dogmen freie Standpunkt ist besonders für den Universalhistoriker eine nothwendige Bedingung, soll anders sein Werk ein richtiges Abbild der Wirklichkeit sein. Keinem Volke aber dürfte ein so unbefangener und vorurtheilsfreier Sinn, eine so gerechte Anerkennung und Würdigung fremder Natur und Eigenthümlichkeiten innewohnen, als dem deutschen. Ich bin daher der Ansicht, daß das deutsche Volk vor allen andern berufen sei, der Weltgeschichte ihre echte Gestalt und Ausbildung zu geben. Seine Stellung in der Mitte von Europa, sein Streben nach universaler Bildung, sein angeborner kosmopolitischer Hang, der auch an das Fremde und Feindliche den Maaßstab der

Humanität, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe anlegt, scheinen es besonders zum Hüter und Verwalter der historischen Schätze zu befähigen. Hat das deutsche Volk in früheren Jahrhunderten das geschichtliche Leben bestimmt, beherrscht und in Fluß gesetzt, so ist ihm in der Folge der wenn auch unscheinbare, doch immerhin ehrenvolle Beruf zugefallen, dasselbe zu beobachten und die eigenen wie die fremden Errungenschaften genau und gewissenhaft im großen Grundbuch zu verzeichnen.

Mögen diese Zeilen den Eindruck machen, daß ich mit freudigem Muthe und ungebrochener Kraft einem klaren Ziele zustrebe und daß weder die Länge des Weges, noch die Schwierigkeiten, die mir wohl bekannt waren, ehe ich die Feder ansetzte, mich von dem rüstigen Vorwärtsgehen abzuschrecken vermögen. Wie viele Jahre und Tage das Schicksal mir noch beschieden hat, liegt im dunkeln Schooß der Zukunft verborgen; aber die Versicherung kann ich geben, daß ich nie von dem Unternehmen ablassen werde, so lange Leben und Gesundheit andauern. Die Beschäftigung mit dem liebgewonnenen Gegenstande ist für mich eine Quelle freudiger und erhebender Empfindungen. Man erzählt von einem Chalifen, er habe am Ende einer fünfzigjährigen ruhmreichen Regierung nur vierzehn Stunden reinen und echten Glückes gezählt. Dazu macht Gibbon die Bemerkung: „Meine glücklichen Stunden haben die kärgliche Zahl des Mohammedaners weit überstiegen und einen großen Theil derselben verdanke ich der angenehmen Arbeit meines Geschichtswerkes." Diese Worte des großen Historikers finden auch auf mich ihre Anwendung. Es gibt kein dauerhafteres Glück als freudiges Schaffen in einem würdigen Beruf, zu einem gemeinnützlichen Zwecke. Hier bewährt sich die Wahrheit des alten Spruches: „Wo dein Herz ist, da ist dein Schatz!"

Heidelberg, im Mai 1864.

Dr. G. Weber.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren mit dem ersten Bande der „Allgemeinen Weltgeschichte" vor die Oeffentlichkeit trat, war es mein heißester Wunsch, daß es mir beschieden sein möge, die Arbeit nach dem lange und reiflich überdachten Plane zur Vollendung zu führen. Das Schicksal hat mir nicht blos diesen Wunsch gewährt, es hat mir auch das Glück zu Theil werden lassen, eine neue Auflage in Gang zu setzen, es hat mir die Geistesstärke und Gesundheit verliehen, vor dem Abschluß meines Lebens noch einmal einen rückschauenden Blick auf das ganze Werk zu werfen, an der Hand neuer Forschungen und wissenschaftlicher Errungenschaften einzelne Partien zu überarbeiten, andere correcter zu fassen. Dabei habe ich jüngere Kräfte und Fachgelehrte zu Rathe gezogen und zugleich Fürsorge getroffen, daß im Falle meines Ablebens das Begonnene in demselben Geiste und nach derselben Methode zur Vollendung geführt werde. Und ich darf mit Genugthuung hervorheben, daß Gelehrte von bedeutendem Ruf und Namen, Spezialforscher auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte und der Alterthumskunde mir ihre Mitwirkung gewährt oder zugesagt haben.

Ueber Plan und Zweck des Buches geben die obigen Vorreden zur ersten Auflage die nöthigen Anhaltspunkte. Die „Allgemeine Weltgeschichte" ist für die gebildeten Stände bearbeitet. Auf diesem Standpunkte habe ich mich stets zu halten gesucht. Die ganze Anlage und Behandlung ist derart, daß der große Kreis der gebildeten Menschheit, jene ganze Klasse, welche die höhere Publicistik im Auge hat, die ihrem Verständniß, ihren Bedürfnissen und Interessen entsprechende historische Belehrung in dem Werke finden soll. Doch habe ich die Grenzlinie nie zu niedrig gezogen:

ich habe der Geschichtsdarstellung nach Form und Inhalt stets eine solche Fassung zu geben gesucht, daß sie auch vor dem Urtheil des wissenschaftlichen Historikers zu bestehen vermöchte. Ich stellte mir die doppelte Aufgabe, dem Geschichtsfreunde von allgemeiner Bildung den geschichtlichen Stoff in präcisem Stil und gefälliger Form zuzuführen und zugleich bei dem Fachgelehrten die Ueberzeugung zu erwecken, daß das Werk von wissenschaftlichem Ernst getragen sei und auf der Höhe der bisherigen Errungenschaft historischer Forschung sich bewege. Bei dem Charakter unserer in stetem Fortschreiten und wachsender Ausdehnung begriffenen Cultur glaubte ich die Anforderungen an das Denkvermögen, an die Verstandes- und Begriffsfähigkeit und an das Maaß und den Umfang der vorauszusetzenden Kenntnisse höher stellen zu dürfen. Was ich durch eifriges Studium der Quellen erworben, aus den zuverlässigsten Spezialgeschichten und Monographien erforscht, durch Denken und Urtheilen mir deutlich gemacht, das suchte ich in klarer logischer Darstellung und fesselnder Sprache dem Leser mitzutheilen.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist freilich kein günstiger Moment, den Weg zur Hochburg der universalhistorischen Wissenschaft anzutreten. Wo auf der einen Seite das System der Arbeitstheilung so weit ausgebildet wird, das Arbeitsgebiet des einzelnen Forschers sich so sehr verengt, daß nur das Detailwissen werthvoll erscheint, wo auf der andern Seite die große Menge der Gebildeten gleich naschenden Feinschmeckern nur nach den anlockenden Früchten greift, wie sie in periodischen Unterhaltungsschriften, in populären Vorträgen, in typographischen Prachtwerken dargeboten werden: eine solche Zeit hat wenig Empfänglichkeit für ernste voluminöse Werke, welche über das Besondere hinaus nach Zweck und Zusammenhang der Einzelglieder forschen, in der Fülle der Erscheinungen die treibenden Kräfte und Motive zu ergründen suchen, in der Weltgeschichte ein Wachsthum zum Guten und Besseren in der Kettenvergliederung der Generationen darzuthun bezwecken. Aber mein Vertrauen ist auf die Zukunft gerichtet. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, auf die Dauer sich von den Fluthen einer vergänglichen Zeitströmung forttreiben zu lassen. Die Jahre werden wiederkehren, wo der Sinn und das Interesse für strengere umfassende Geistesarbeit und allgemeinere Belehrung mit neuer Kraft sich regen und geltend machen; dann wird auch für die Universalgeschichte, für historisches und

philosophisches Gesammtwissen eine günstigere Zeit anbrechen. Das historische Wissensgebiet ist nicht wie andere Wissenschaften ausschließlich den Fachgelehrten zugewiesen; es ist das weite Feld, an dem die ganze gebildete Welt Theil nimmt, aus dem die gesammte denkende und urtheilende Menschheit Erkenntniß und Belehrung über das öffentliche Leben, über die Entwickelung und Gestaltung der weltbeherrschenden Ideen und Anliegen schöpft, aus dem sie erfährt, wie die früheren Geschlechter gekämpft und gerungen, gestrebt und geirrt haben auf den Wegen des Fortschrittes zur Freiheit, zur irdischen Wohlfahrt, zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einer moralischen Weltordnung. Die Geschichte ist der geistige Gemeinbesitz aller für die Güter und Errungenschaften der Civilisation empfänglichen Seelen. Von ihr gilt im vollsten Maaße das Nihil humani a me alienum. Darauf baut die Universalgeschichte ihren Tempel, der in alle Zukunft fortbestehen wird.

Einer solchen Auffassung der Weltgeschichte allgemeine Geltung zu verschaffen, war das eifrige Bemühen meines Schriftstellerlebens. Schon vor Jahren habe ich mich darüber in folgender Weise ausgesprochen: Eine Weltgeschichte muß der Spiegel sein, in welchem man die Summe des historischen Wissens der Zeit in deutlichen Umrissen und großen Zügen erkennt; ein Werk, das nie zum Abschluß geführt werden kann, so lange der Forschungstrieb der Menschen neue Fundgruben entdeckt, das vielmehr von Zeit zu Zeit immer wieder aufs Neue geschaffen werden muß und immer andere Seiten, immer andere Anschauungen, immer geläutertere Urtheile darbieten wird. Sie muß der Schrein sein, in dem der echte Schatz, den die historische Wissenschaft zu Tage fördert, zu Jedermanns Einsicht niedergelegt wird und wobei die richtige Auswahl und die zweckmäßige Anordnung und kunstvolle Aufstellung einen großen Vorzug bilden. Die historische Wissenschaft schreitet mit raschen Schritten voran, und in demselben Maaße, als durch die Detailarbeiten die Summe der Errungenschaften vermehrt und die Einsicht erweitert und aufgehellt wird, werden auch für die sichtende, ordnende und zusammenfassende Thätigkeit des Universalhistorikers neue Bahnen geschaffen, neue Gesichtspunkte gewonnen.

Diese Auffassung scheint denn auch allmählich Geltung zu gewinnen. Nicht ohne Befriedigung habe ich gelesen, daß der Verleger von Ranke's Weltgeschichte, deren Anfänge gleichzeitig mit dem Schlusse meiner eignen

„Allgemeinen Weltgeschichte" in die Oeffentlichkeit getreten sind, sich in seiner Ankündigung auf jenen Ausspruch berufen und ihn zur Empfehlung herbeigezogen hat. Mit diesem Werk des berühmten Altmeisters wird die Universalgeschichtschreibung in den Adelstand erhoben, der Weltgeschichte ein gültiger Passierschein ausgestellt. Ich sehe der Concurrenz ohne Neid und Besorgniß entgegen. Beide Werke haben verschiedene Zwecke und können daher ohne Beeinträchtigung des einen durch das andere ihren Lebensgang neben einander verfolgen. Die Ranke'sche „Weltgeschichte" wird in ihren monumentalen Umrissen, in ihrer eleganten, vornehmen Haltung und in ihren geistreichen Andeutungen nur für solche verständlich und nutzbringend sein, welche mit den nöthigen Vorkenntnissen, mit einem festen Grundbau historischen Wissens an sie herantreten, und diese nothwendigen Voraussetzungen und Vorbedingungen bietet meine eigene „Allgemeine Weltgeschichte" in der umfassendsten Weise dar. Ich habe manche Theile des Buches in meiner von Rosenbüschen umgebenen Gartenlaube am Fuße des „Philosophenwegs" geschrieben, viele aber auch bei der Lampe im stillen Studirzimmer. Doch ist mir niemals der Vorwurf gemacht worden, daß mein Buch nach Oel rieche. Plan, Anordnung, Ueberschriften und die ganze formale Seite des Werks habe ich vor dem Niederschreiben auf meinen weiten Gängen über Berg und Thal sorgfältig durchdacht.

Vor einiger Zeit hat sich ein jüngerer Historiker in einer der geachtetsten Zeitschriften Deutschlands über die Bedeutung der Universalgeschichtschreibung in einem Sinne ausgesprochen, der meinen eigenen Aeußerungen ziemlich nahe kommt. „Wenn die Universal- oder Culturgeschichte ihre Aufgabe richtig begreift," sagt er, „so ist ihr gewiß eine glänzende Zukunft beschieden. Sie verwerthet ein ungeheures Material; es gibt kaum eine Wissenschaft, die sie nicht wenigstens vorübergehend zur Unterstützung herbeiziehen müßte. Von erhöhtem Standpunkte aus läßt sie Völker und Culturen an sich vorüberziehen und urtheilt im Großen. Das ist gewiß Königsarbeit. Gerade sie ist berufen, der neuen Philosophie, welche aus dem wissenschaftlichen Tumult unserer Zeit hervorgehen wird, die wichtigsten Erkenntnisse zuzuführen. Denn sie steht höher als die meisten anderen Wissenschaften. Von ihrem Standpunkte aus, von dem sie Alles, was menschlich ist, zu überschauen vermag, kann sie erkennen, was dem, der nur über einen beschränkten Raum hinsieht, zu erkennen immer versagt bleiben muß:

sie kann in dem Wellenspiel der Geschichte nicht nur das Gesetz der Bewegung, sondern auch die Richtung derselben erkennen, sie sieht das Meer, dem jener wogende Sturm zufluthet. In dem Gange der Weltgeschichte hört sie den Schritt Gottes."

Ich wüßte den Standpunkt und die Aufgabe, die ich mir bei meinen historiographischen Arbeiten gestellt, nicht treffender und schöner zu bezeichnen; und wie weit ich auch hinter dem idealen Ziele zurückgeblieben sein mag, so ist es doch erhebend, den Weg erkannt und eingeschlagen zu haben, der dahin führt. Unter allen Geisteswissenschaften hat die Geschichte am meisten einen praktischen didaktischen Zweck; sie will lehren, aus der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft zu verstehen; aber wenn der Historiker nicht auch für seinen Stoff mit Liebe und Begeisterung erfüllt ist, wird er nie erwärmen, nie Ueberzeugung bei Anderen schaffen. Auch hier gilt des Dichters Ausspruch: „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht." Der Historiker wie der Dichter und Künstler wird nur dann das Höchste erreichen, wenn er das, was er im Innern angeschaut, lauter und unverfälscht sich ausgestalten läßt. Bei Allem, was ich las und schrieb, war ich mitempfindender Theilnehmer. Ich brachte mein eigenes Innere immer mit dem Erzählten und Geschilderten in Beziehung.

Was ich schon in der Vorrede zur ersten Auflage über meinen Standpunkt und mein Verfahren als Geschichtschreiber ausgesprochen, hat auch für die gegenwärtige Bearbeitung seine volle Geltung. Frei von jeder engherzigen confessionellen oder politischen Orthodoxie habe ich danach gestrebt, das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkt zu erfassen und mit unbefangenem Sinn und Gerechtigkeitsgefühl ohne vorgefaßte Meinung oder Parteitendenz an die geschichtlichen Phänomene heranzutreten. Wahrhaftigkeit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit sind in meinen Augen die Fundamentaltugenden des Historikers. Dabei soll er ein warmes Herz für Freiheit und Vaterland und für alle hohen und edlen Güter der Menschheit, für alle würdigen Lebenszwecke im Busen tragen. Von diesen Prinzipien habe ich mich stets leiten lassen. Ich war stets bemüht, Licht und Schatten mit gerechter Hand und freiem Sinn zu vertheilen und den historischen Grundsatz zu befolgen, nichts Wahres zu verschweigen und nichts Unwahres zu sagen. Wohl mag dem

Universalhistoriker in manchen Fällen die skeptische Frage des römischen Landpflegers in Judäa: „Was ist Wahrheit?“ schwer auf die Seele fallen; er muß sich aber abmühen und anstrengen, wie ein gewissenhafter Steuermann über die sturmbewegten Fluthen der Affekte zu segeln, den Blick unverrückt auf die leuchtenden Sterne, auf die idealen Güter der Menschheit gerichtet.

Neben dem gewissenhaften Bestreben nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Darstellung und Beurtheilung der geschichtlichen Begebenheiten legte ich auf zwei Dinge besondern Werth: auf eine zweckmäßige und durchsichtige Anordnung und Stoffvertheilung, wobei neben der chronologischen Zeitfolge zugleich dem innern Verlauf und pragmatischen Zusammenhang der historischen Ereignisse Rechnung getragen werden sollte und auf klaren, präcisen und lichtvollen Stil. Es ist ein bekannter Ausspruch, der Stil sei der Mensch. Wenigstens wird in der Ausdrucksweise und Redegestalt stets ein Abbild des inneren Wesens und der Gedankenformen des Schriftstellers durchleuchten. Hier und da, namentlich in den älteren Theilen der Geschichte habe ich auch angedeutet oder durchblicken lassen, daß es über manche Dinge verschiedene Ansichten und Auffassungen gebe. Wenn ich aber nicht jede neue Entdeckung unserer hyperkritischen Zeit sofort mir aneignete und als echte Goldmünze unter die Leute brachte, so braucht man daraus nicht gerade auf Unkenntniß derselben zu schließen. Dem Alter wohnt in der Regel eine gewisse conservative Pietät für das Herkömmliche und Ueberlieferte bei; und so wenig ich dem Grundsatze beistimme, daß das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt, auch heute und morgen gelten müsse, so sehr machte ich mir eine vorsichtige Zurückhaltung gegen gewagte Neuerungen zur Pflicht. Die historische Tradition, die man als fable convenue bezeichnet, hat auch ihre Berechtigung, wenn sie cum grano salis verstanden und angewendet wird. Der Lebensgarten der Weltgeschichte würde bald sehr öde und einförmig aussehen, wenn nur Kritik und Skepsis den Gärtnerdienst verrichteten.

Heidelberg, im Frühjahr 1882.

Dr. Georg Weber.

Inhaltsverzeichniß.

Verbesserungen:

S. 172 Z. 4 v. u. Nach „mathematisches“ einzuschalten: (**Papyrus Rhind** im Britischen Museum übersetzt von **Eisenlohr**).

ib. Z. 2 und 3 v. u. Statt: „Für die Geometrie“ — bis „Wichtigkeit“ setze man nach „wenig“: Der größte aller gefundenen Papyri ist der große **Papyrus Harris** in London von Ramses III., übersetzt von Birch, Eisenlohr und Chabas.

Einleitung.

I. Die Aufgabe der Weltgeschichte.

Man nimmt in der Geschichtschreibung gewöhnlich zwei Richtungen an, die annalistische, welche die Begebenheiten in chronologischer Reihenfolge aufführt, ohne sich um den innern Zusammenhang zu kümmern, ohne das Gleichartige zu verbinden und das Verschiedenartige auszuscheiden, und die pragmatische, welche die geschichtlichen Erscheinungen als Resultate innerer Triebkräfte auffaßt, in deren Erforschung und Darstellung die Hauptaufgabe des Historikers bestehe. Jene begnügt sich mit der Aufzählung der Thatsachen und sucht ihren Vorzug in der Genauigkeit und Richtigkeit ihrer Angaben, diese dagegen verfolgt den innern Faden der Geschichte, indem sie in der Seele der handelnden Personen, in ihren Charakteren, Anlagen und Bestrebungen die Motive sucht und in den einzelnen Erscheinungen nur die Wirkungen bewegender Kräfte und menschlicher Thätigkeit erblickt, und ihre Aufgabe desto vollkommener gelös't zu haben glaubt, je mehr sie die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Folge, zwischen Gedanke und That, zwischen Vorhaben und Ausführung ins Licht gesetzt.

Annalistische und pragmatische Geschichtschreibung.

Der Verfasser einer Weltgeschichte muß beide Richtungen vereinigen und einem höheren Gesetze unterordnen. Er muß der annalistischen Methode in so fern treu bleiben, als er das äußere Wachsthum und Leben der Völker in ihrer Zeitfolge und natürlichen Entwickelung vorführt, und muß zugleich dem Pragmatismus Rechnung tragen, indem er den innern Zusammenhang in den einzelnen Erscheinungen festhält, der menschlichen Willenskraft ihre Bedeutung gibt und Ursache und Wirkung in ihrem nothwendigen Verhältnisse darstellt. Dabei muß er aber stets den Blick auf die Menschheit im Ganzen und Großen richten, in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen stets das ordnende Gesetz, in den Handlungen der Menschen stets die lenkende Hand der Vorsehung, in dem verwirrten Gang der Dinge und in der scheinbaren Willkür und Zufälligkeit stets die höhere Weltordnung erkennen. Denn während die annalistische Auffassung

Welt- oder Universalgeschichte.

der Geschichte leicht zu der Annahme einer absoluten unausweichbaren Nothwendigkeit führt, sei diese nun als blindes Walten der Naturgesetze oder als Vorherbestimmung eines ewigen Geistes gedacht, und während andererseits der Pragmatiker in dem Streben, die Labyrinthe des menschlichen Herzens und Kopfes zu ergründen und alle Begebenheiten aus menschlichen Triebfedern und Beweggründen herzuleiten, die Einwirkung einer göttlichen Weltregierung leicht aus dem Auge verliert und die Wechselfälle des irdischen Lebens lediglich dem menschlichen Trachten und Thun zuschreibt; besteht die Aufgabe der Weltgeschichte darin, daß sie in dem wirren Verlauf des Völkerlebens und in den dauernden oder vergänglichen Gebilden des Menschengeistes eine Allmacht erkennen oder ahnen läßt, die, ohne die menschliche Freiheit des Willens und Handelns aufzuheben, allem irdischen Trachten und Vollbringen eine Richtung gibt, wodurch die Menschheit im Ganzen und Großen ihrem Ziele näher geführt wird. Der Universalhistoriker muß durch seine Darstellung den festen Glauben erwecken, daß in dem Gang der Weltgeschichte und in dem Geistes- und Culturleben der Völker sich eine gleiche Gesetzmäßigkeit und Weltordnung kund gibt, wie in den Reichen der Natur, wie in der kosmischen Ordnung des Himmelsraumes. — Dieser Glaube soll aber nicht etwa dadurch erzeugt werden, daß der Historiker mit teleologischer Grübelei im Einzelnen die Absichten und Wege Gottes zu erforschen oder zu errathen sich abmüht, vielmehr muß die Darstellung des historischen Lebens und Waltens so ruhig und objektiv sein daß sie ohne ausdrückliche Belehrung die göttliche Nähe auf gleiche Weise ahnen läßt, wie der Anblick einer großartigen Natur, wie der gestirnte Himmel in heller Sommernacht.

Aufgabe und Zweck der Weltgeschichte.

Indessen darf eine Weltgeschichte nicht als eine **Geschichte der Menschheit** gefaßt werden. An solche Abstraktionen kann sich nur der Philosoph halten, der Historiker muß den einzelnen Menschen in seiner zeitlichen und räumlichen Begrenzung, oder ein bestimmtes Volk in seiner konkreten Erscheinung zu begreifen suchen. Immer aber muß er sowohl den Einzelnen als die Volksgemeinschaft mit dem höheren Gattungsbegriffe in Beziehung setzen; er muß bei Beurtheilung und Darstellung des Individuellen und Besonderen stets den Blick auf das Allgemeine gerichtet haben; er darf in der Vielheit und Mannichfaltigkeit nie die Einheit aus dem Auge verlieren.

Soll nun aber der Historiker nicht die gesammte Menschheit in ihrem weltgeschichtlichen Gange zum Objekte seiner Forschung und Darstellung nehmen, so darf er eben so wenig den Menschen in seiner abgeschlossenen Vereinzelung auffassen, um an seinem inneren und äußeren Lebensgang die Wege zu errathen, auf denen der Schöpfer die nach seinem Ebenbilde geschaffene Creatur ihrer Bestimmung entgegenzuführen beabsichtigte. Er soll sich weder auf der idealen Höhe der Abstraktion halten, noch in das Labyrinth der individuellen Bestrebungen und Handlungen niedersteigen. In beiden Fällen würde er

den richtigen Pfad verfehlen. Der einzelne Mensch erhält seine geschichtliche Stellung nur in der Verbindung mit andern zu gleichen Zwecken berufenen und nach demselben Lebensziel strebenden Mitgeschöpfen; nur durch das Ringen zusammenwirkender und widerstrebender Kräfte empfängt das Menschenleben jene Bewegung, Entwickelung und Fortbildung, deren Gang und Ergebnisse die Geschichte zu erforschen und aufzuzeichnen hat. Mit andern Worten, der einzelne Mensch erlangt seine historische Bedeutung nur als Glied einer Gesammtheit, die sich nach Sprache und Abstammung als Volk oder Nation, nach Gesetzen und Lebensformen als Staat, nach ihren Verhältnissen zur Gottheit als Religionsgenossenschaft darstellt. Nicht als ob der Einzelne in der Gesammtheit aufgehen, sein individuelles Leben nicht zur vollen Entwickelung kommen sollte; aus dem Zusammenwirken der Kräfte, die jeder Einzelne der Gesellschaft zuführt, entfaltet sich erst das Staats- oder Volksleben, und nach dem Maaße dieser Kräfte richtet sich die geschichtliche Stellung und Bedeutung jedes Einzelwesens; ja bisweilen concentriren sich alle Lebensäußerungen eines Volkes oder Stammes in einer einzigen hervorragenden Persönlichkeit, so daß in ihrem Thun und Sein sich der Charakter und das wirkende Leben der Gesammtheit abspiegelt und die Volksgeschichte eine biographische Natur annimmt. Solche Persönlichkeiten, die wie sonnenerleuchtete Gipfel über die unübersehbare Mannichfaltigkeit ähnlicher und doch verschiedener Erscheinungen emporragen, bilden die großen Heldengestalten, an welche die Geschichte ihren endlosen Faden anknüpft, in ihrem mühsamen, kampfbewegten Lauf eine kurze Ruhestätte findend. Der Einzelne behält also seine Berechtigung und Geltung, aber sein Streben und Schaffen kommt in der Weltgeschichte der ganzen Nation zu gut, er verliert sein Eigenthum an die Gesammtheit, um mit dieser alles Ruhmes und aller idealen Güter, zu deren Mehrung er nach Kräften beigetragen, theilhaftig zu werden. Die Weltgeschichte trägt somit jede namhafte Errungenschaft des Einzelnen in ihr Grundbuch ein, aber ihren Blick auf das Große und Allgemeine gerichtet, faßt sie mit ordnendem und sichtendem Geiste das Einzelne und Gesonderte wieder unter einem höheren Begriffe zusammen und schreibt das getrennte Eigenthum einer idealen Gesammtheit zu, die aber ihrerseits gleichfalls wieder nur als Glied der Menschheit ihre Stelle einnimmt. Die Weltgeschichte ist somit die treue Verwalterin aller idealen Güter, die zu irgend einer Zeit, in irgend einem Lande und von irgend einem Volke erzeugt worden sind; sie bewahrt jedem Volke und in diesem jedem Einzelnen sein Eigenthum und seinen Antheil und verleiht ihm als Lohn für seine Anstrengungen Ehre und Ruhm oder als Strafe für die schlechte Benutzung seiner Kräfte Schande und Verachtung, die Errungenschaften Aller aber vindicirt sie der ganzen Menschheit als wahres Besitzthum und sorgt, daß kein echtes Gut verloren gehe, keine dem Himmel entstammte Idee von der Erde wieder verschwinde.

So haben wir denn als Objekt der historiographischen Thätigkeit in weltgeschichtlicher Zusammenfassung die unter dem Collectivbegriff **Staat** und **Volk** zur Erscheinung kommenden Glieder der Menschheit gefunden; nun bleibt noch zu untersuchen, **wie** die Weltgeschichte diese in einem geordneten Staatswesen sich bewegenden Volksgemeinschaften aufzufassen und darzustellen habe und welche Lebensäußerungen und Geistesthätigkeiten vorzugsweise in Betracht kommen.

Zufolge der Doppelstellung, die nach unserer bisherigen Auseinandersetzung ein **Volk** oder eine **Nation** für den Universalhistoriker einnimmt, nämlich als Inbegriff vieler Individualitäten und zugleich als Glied der Menschheit, muß auch seine Geschichte nach verschiedenen Seiten und Richtungen betrachtet werden. Zunächst kommt die **nationale Eigenthümlichkeit** zur Erscheinung, dann das **Verhältniß zu andern Völkern** und endlich die **Stellung zur Gesammtheit**. — Der Historiker muß also vorerst jedes Volk als ein Ganzes, als einen selbständigen Theil des Weltalls auffassen, seinen innern und äußern Lebensgang, sein Wachsthum auf dem ihm zugewiesenen Boden beobachten und allen einzelnen Lebensbedingungen, die zu seiner Entwickelung und eigenthümlichen Gestaltung mitgewirkt haben, nachgehen und Rechnung tragen. Vor Allem muß er die Natur und Beschaffenheit des Landes ins Auge fassen, um zu ergründen, welchen Antheil und Einfluß Klima und Boden, Flüsse und Berge oder das mächtige Meer an der Bildung und vorherrschenden Richtung eines Volks, an seinen Neigungen und Sitten, an seiner Lebensweise und Beschäftigung gehabt haben mögen. Der Mensch ist aufs Innigste mit der ihn umgebenden Natur verwachsen und selbst die geistigen Errungenschaften eines Volkes, sofern sie ihm nicht von Außen zugeführt wurden, haben zum Theil ihre Wurzeln in der Beschaffenheit des Landes, das ihm als Wohnsitz zugefallen, wenn gleich auch noch andere Factoren des Culturlebens, wie Abstammung und Anlage, Bildungsfähigkeit und angeborne Geistesrichtung dabei mitgewirkt haben mögen. Namentlich sind die Völker in ihrer jugendlichen Ursprünglichkeit, oder wenn sie durch die Eigenthümlichkeit der Lage zu einem abgeschlossenen von fremden Einwirkungen weniger berührten Dasein gewiesen sind, in allen ihren Lebensregungen von der äußern Natur abhängig, und manche räthselhafte Erscheinung des Völkerlebens erhält erst durch tieferes Eindringen in die physische Beschaffenheit des Wohnortes ihre richtige Deutung. Will also der Geschichtschreiber die ursprüngliche Anlage, die vorherrschenden Richtungen und Neigungen, Gewohnheiten und Lebensformen, die Triebe und Leidenschaften, kurz das eigenthümliche angeborene Wesen eines Volkes mit allen seinen realen Erscheinungen in der Tiefe ergründen, so muß er mit dem Geographen Hand in Hand gehen, er muß den Menschen in seiner ganzen Umgebung auftreten lassen, er muß die innige Wechselbeziehung zwischen der Landes- und Volksnatur nachweisen.

Das Volk in seiner nationalen Eigenthümlichkeit.

Es ist aber keinem Volke beschieden, seine Lebensbahn in abgeschlossener Isolirtheit zu vollenden; es muß mit andern in Berührung kommen, um im Widerstreit der Kräfte seine Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Diese Berührungen sind theils feindlicher Natur, dann haben sie Kriege und Eroberungen zur Folge, theils sind sie friedlicher Art, dann führen sie zu Verträgen und Handelsverbindungen. In beiden Fällen wird durch den Austausch und die Vermischung der nationalen Eigenthümlichkeiten, durch die Mittheilung der geistigen Errungenschaften, durch die gegenseitige Einwirkung verschiedener Volksthümlichkeiten die Cultur gefördert, gehoben und bereichert. Völkerberührungen.

Kriege und Waffenthaten füllen einen großen Raum der Weltgeschichte, besonders in der kräftigen Jugendzeit der Völker; und bilden sie auch nicht den einzigen und hauptsächlichen Inhalt derselben, treten sie auch nur als eine der wichtigeren Lebensäußerungen eines Volkes neben den Werken des Friedens und den Thätigkeiten des Geistes und der Phantasie auf, immerhin muß ihnen ihr Werth und ihre Bedeutung gewahrt bleiben. Kämpfe sind die Thaten männlicher Völker, im Kriege äußert sich die Volkskraft in ihrer gewaltigsten Fülle, in der kriegerischen Begegnung zeigt sich das handelnde Leben in seiner vollen Entfaltung; der Krieg ist „der Beweger des Menschengeschicks", er schützt vor Erschlaffung und Versumpfung und setzt dem Tapfern und Muthigen ein würdiges Thatenziel. Und wie im Menschenleben der mit dem Schicksale und mit den herben Widerwärtigkeiten kraftvoll ringende Erdensohn, auch wenn er erliegt, eine großartige und edle Erscheinung ist, so daß die Dichtung häufig ihre idealen Schöpfungen an ihn anlehnt, so wird auch ein ringendes und kämpfendes Volk, mag es siegen oder ruhmvoll untergehen, bei dem echten Historiker stets in der Vorderreihe stehen. Ist aber der Krieg als Erzeuger großer Heldenthaten, als Erwecker männlicher Gesinnung und kräftiger Charaktere schon an und für sich ein wichtiges Moment in der Völkergeschichte, ein ruhmgekröntes Blatt in den Jahrbüchern der Menschheit, so hat er für den Historiker auch noch eine mittelbare Bedeutung als der Urheber großer Völkerverbindungen. Der Krieg verpflanzt und vermischt Nationen und mehrt den geistigen Schatz durch neue Erzeugnisse; und wenn er auch alte Ordnungen zusammenstürzt und Culturstädte in Trümmerhaufen verwandelt; auf der blutgetränkten Stätte erwächst neues Leben und das nachfolgende Geschlecht tritt das geistige Erbe des untergegangenen an und bereichert es mit frischen Schöpfungen. Ohne den ehernen Arm des Krieges wäre zwar mancher Bildungskeim früher und voller zur Entfaltung gekommen, aber der Stamm wäre bald verdorrt und die Frucht minder kräftig geworden. Ein ewiger Friede ist nicht nur ein Traumbild, so lange die Menschenwelt in ihrer Unvollkommenheit besteht, er wäre auch ein Uebel und ein Hinderniß in der Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts. Mit Recht sagt ein berühmter Stratege: „Selbst das menschliche a) Im Krieg.

Leben, das Leben der ganzen Natur ist ein ewiger Kampf der Gegenwart um die Zukunft; die Einheit der Völker kann nicht anders befestigt werden." Die Aufgabe der internationalen völkerrechtlichen Bestrebungen kann nur den Zweck verfolgen, die Gesetze der Humanität und der Philanthropie auch in den Tagen des Widerstreits und der leidenschaftlichen Erregung zur allgemeinen Geltung zu bringen und die Entscheidung der Waffen nur auf Fälle verhängnißvoller Nothwendigkeit zu beschränken.

b) Durch Handelsverkehr. Wenn wir aber dem Kriege seine Ehre geben, wollen wir darum die Künste des Friedens und die segensvollen Wirkungen des ruhigen Verkehrs und der Handelsthätigkeit nicht unterschätzen oder verkleinern. Im Gegentheil verweilt die Weltgeschichte am liebsten bei den Schöpfungen, die der Handel, die Betriebsamkeit und der rege Kunstfleiß ins Dasein rufen. Die Pflanzstädte, welche die thätigen Hände des Kaufmanns an entlegenen Küsten gründeten, trugen die Cultur weiter als der Siegeslauf des Eroberers, sie streuten eine Saat, die ohne Blut und Thränen dauernde und edle Früchte hervorbrachte. Wir werden im Laufe dieser Einleitung die Entwickelung, die Beschaffenheit und die Wirkungen dieses Verkehrs- und Industrielebens näher kennen lernen. Waren auch die Motive, welche handeltreibende und seefahrende Völker zu gefahrvollen Unternehmungen, zu beschwerlichen Wagnissen in fernen Ländern unter wilden Völkern trieben, eben so wenig rein von Selbstsucht und Begierde nach Gewinn und Besitz, wie die Heerzüge waffenkundiger Eroberer, so waren doch ihre Erfolge erfreulicher und sicherer. Und gerade darin erkennt der denkende Forscher die Führung einer höheren Macht, daß auch die gemeinen Triebe der Menschen ihren hohen Zwecken dienen müssen, daß sich unter ihrer Waltung auch das Unedle zum Segen wendet. Denn die Selbstsucht und das eigennützige Streben nach irdischer Habe und materiellem Gut oder die Herrschbegierde und der stachelnde Ehrgeiz sind die mächtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen; und dennoch erwachsen aus diesem unreinen Boden auch edle Pflanzen und schöne Blüthen, nicht blos Disteln und Unkraut. Mit besonderem Interesse verfolgt daher der Historiker die Fahrten und Wanderzüge gebildeter Völker nach den Wohnstätten der Barbaren, die Verpflanzung der sittlichen und geistigen Errungenschaften vorgeschrittener Culturvölker unter rohe und uncivilisirte Nationen, die Schöpfungen der Handelsthätigkeit und die Folgen des Verkehrs, an die sich die Wißbegierde und der Bildungstrieb anlehnen; die Anfänge und das Wachsthum der bürgerlichen Gewerbsamkeit und Industrie, die den Scharfsinn wecken und den Erfindungsgeist spornen. Diese friedlichen Berührungen und Vermischungen getrennter Völker von verschiedenen Anlagen, Fähigkeiten und Bildungsgraden mehren den geistigen Schatz und machen ihn zum Gemeingut; sie fördern und erweitern die Cultur und verleihen ihr neue Triebkraft durch Verzweigung in junge frische Stämme, sie verpflanzen den geistigen Samen in fremdes Erdreich und unter einen an-

dern Himmelsstrich, wo er unter den heimischen Einflüssen mit der Zeit sich verwandelt, oft veredelt, mitunter ausartet, immer aber beiträgt, daß das Geistige, mithin Göttliche im Menschen mehr und mehr zur Entfaltung kommt und endlich die Herrschaft erlangt über die Materie. Trotz seiner materiellen Grundlage war demnach von jeher der Handel ein mächtiger Hebel der Civilisation, zu deren Wesen auch das gehört, daß edle und unedle Elemente, Tugend und Laster, sinnliche Genußsucht und ideale Kunstliebe zu einem vielgestalteten Ganzen vereinigt sind; denn gerade auf dieser Mannichfaltigkeit der Richtungen und Erscheinungen baut das Culturleben sein Reich auf, dessen Bestimmung ist, durch den regen Wetteifer widerstreitender Kräfte das Ethische zur Erscheinung zu bringen.

Hat der Historiker ein Volk belauscht in seinem stillen gesonderten Wachsthum und im Verhältniß zu der umgebenden Natur und Bodenbeschaffenheit; hat er es dann hinausbegleitet auf seine fernen Kriegs- und Wanderzüge und sein Thun erforscht im feindlichen oder friedlichen Verkehr mit der Außenwelt und mit andern Völkern, so bleibt ihm noch die dritte und höchste Aufgabe, zu prüfen, wie es sein ihm von der Gottheit anvertrautes Pfund zum eigenen Frommen angewendet habe; zu ergründen, wie weit es durch die eigenen geistigen Schöpfungen dem Ziel des Erdenlebens nahe gekommen, mit welchem Erfolg es die Herrschaft des göttlichen Lichtes über die Finsterniß der Materie vorbereitet. An drei Factoren des Culturlebens wird er diese Prüfung anstellen: an den Staatsformen, an dem Religionswesen und an den Erzeugnissen in Kunst und Literatur. Culturleben.

Der Staat ist das Wohnhaus eines Volkes, die Gesetze sind die schützenden Mauern desselben. Ein Volk kann so wenig der Staatsformen und bestimmter gesetzlicher Ordnungen entbehren als der Mensch einer häuslichen Niederlassung, eines schirmenden Obdaches; und wie sich der Wilde in Wäldern und Wüsten wenigstens eine Höhle gräbt zum Schutz gegen Sturm und Unwetter und zur Nothwehr gegen feindliche Thiere und Menschen, oder sich ein Zelt erbaut aus Schilf oder Baumrinde, so muß auch jeder Stamm, jedes Volk, das sich zu irgend einer Gemeinschaft, zu einem geselligen Zusammenleben vereinigt hat, eine Staatsordnung mit gesetzlichen Bestimmungen besitzen. Aus der Beschaffenheit dieser Staatsformen läßt sich in der Regel der Culturgrad eines Volkes bemessen, und der Historiker muß daher mit besonderer Umsicht der allmählichen Entwickelung und Gestaltung der staatlichen Einrichtungen nachgehen. Lassen sich auch die Anfänge nirgends mit Bestimmtheit angeben, weil jedes Volk bei seinem ersten geschichtlichen Auftreten sich schon in einer festen Ordnung bewegt, ohne die es nicht bestehen könnte, so sind doch, da alle Staatsformen einen naturgemäßen auf inneren Gesetzen beruhenden Verlauf haben, Schlüsse zulässig, bald aus der Analogie näher stehender Völker, bald aus den vorhandenen Zuständen auf die frühere Beschaffenheit. a) Der Staat.

Der Historiker betritt dann das Gebiet des Philosophen, indem er die Lücken und Sprünge der geschichtlichen Ueberlieferung durch den denkenden und urtheilenden Geist ausfüllt und ergänzt, nur darf er nicht der Phantasie zu viel Raum geben, nicht einem willkürlichen wenn auch sinnreichen Systeme folgen, nicht aus dem subjektiven Geiste die objektiven Erscheinungen construiren; er muß die zerrissenen Fäden mit geschickter Hand und richtigem Takte an einander fügen und durch Gleichartiges verbinden. Der echte Geschichtschreiber wird in jeder Staatsform zunächst eine dem Volksgeist entsprechende und in ihren Grundelementen von Gott eingesetzte Ordnung erblicken; und da jede Nation ihren eigenen Lebensgang zu vollenden hat und allem aus der Fremde Entlehnten ein ihrer Natur entsprechendes Gepräge verleiht, so muß auch jede staatliche Ordnung stets mit Rücksicht auf die ureigene Volksnatur beurtheilt und gewürdigt, nicht aber nach einem idealen Maaßstabe, nach einer philosophischen Doctrin bemessen werden. Aber indem der Historiker jedwede Staatsform als eine gewordene und darum berechtigte gelten läßt und sie als das Gefäß betrachtet, in dem ein Volk den Schatz seines geistigen Lebens ausstellt, muß er mit Ernst und Strenge die Gebrechen rügen, die von der rechten Bahn abführten, den Gifthauch der Tyrannei zeichnen, der den Verfassungsbaum verdorren machte, die rohe Gewalt und den finstern Despotismus strafen, die mit ihren ehernen Armen die heilige Ordnung niederdrückten, die Schäden aufdecken, die Leidenschaften, böse Triebe und ein gottvergessener Sinn dem Staatsleben versetzten, es in seiner naturgemäßen Entwickelung hemmend oder in falsche Bahnen lenkend. Nicht die staatlichen Ordnungen in ihrer ursprünglichen Gestalt, nicht die Prinzipien der Staatsformen tragen die Schuld, wenn das Volksleben geknickt wird und die geistige Blüthe unreif abfällt, sondern die Mißbräuche und Entartungen, die Stamm und Wurzeln verderben und entstellen und das naturgemäße Wachsthum stören. Die Mannichfaltigkeit der Staatsformen, deren Wesen und Charakter in einem besonderen Abschnitt dieser Einleitung entwickelt werden sollen, ist für die Entfaltung des Menschen und Volkslebens eben so nothwendig, wie die Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt für das Naturleben; aber über allen muß das belebende Himmelslicht leuchten, und nur wenn sie diesem ungehindert zustreben, erreichen sie das Ziel ihrer Bestimmung. Nach diesem Prinzipe richtet sich das Urtheil des Historikers. Jede Staatsordnung, die eine naturgemäße Entwickelung ihrer Prinzipien vom Einfachen zum Verflochtenen, vom Unvollkommenen zum Vollendeteren erkennen läßt, wo sich mit der zunehmenden Cultur eine fortschreitende Verbesserung der Gesetze und Verfassungsformen auf der Grundlage des ursprünglichen Rechts kund gibt und wo die moralischen Kräfte des Volks erzeugt und genährt werden, gilt ihm als die richtige und wahre, ohne Rücksicht auf ihre besondere Beschaffenheit. Wo aber an die Stelle des Rechts Willkür und Gewalt tritt, wo der auf der Bahn des Gesetzes vorwärts strebende Geist gehemmt und gefesselt wird und wo statt der dem Volksleben nothwendigen Reg=

samkeit und Bewegung innerhalb der gesetzlichen Schranken, Stillstand, Geistesträgheit und erschlaffende Ruhe ihr Reich aufschlagen und die Fittige zum Lichtfluge lähmen, eine solche Staatsordnung wird verworfen; in ihr ist die göttliche Anordnung durch ungöttliche Satzungen entstellt, die Wahrheit durch die Lüge unkenntlich gemacht, der gesunde Kern durch eine tödtliche Schale verhüllt.

Wenn der auf Gesetz und Recht gegründete Staat zunächst die irdische Wohlfahrt und das ungestörte Gedeihen einer zum Zusammenleben verbundenen menschlichen Gesellschaft bezweckt, durch Aufstellung gemeingültiger Gebote jedes ungerechte und eigenmächtige Thun zu verhüten sucht und somit seine Hauptaufgabe darein setzt, einen durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe getragenen, auf Sitte und Bürgertugend gegründeten Gesellschaftsbau aufzuführen, so hat dagegen der zweite Factor des Culturlebens der Völker, die Religion, den Zweck, sowohl den einzelnen Menschen als das ganze Menschengeschlecht durch Veredlung des Innern, durch Pflegung des göttlichen Angebindes der menschlichen Natur seinem Ziele entgegenzuführen. Während also der Staat und das Gesetz zunächst die äußeren Handlungen regelt und überwacht, durch Belohnung und Strafe den aufgestellten Gesetzesnormen allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen sucht, strebt die Religion nach Erhebung der Seele und nach Erzeugung edler Gesinnungen; sie trachtet durch Erweckung der Gottesfurcht und Gottesliebe und durch Hinweisung auf die höhere menschliche Bestimmung nach dem Erdenleben die Herzen zu läutern. In dieser Beziehung ist die Religion das Fundament des Staats, indem sie den Boden bestellt, auf dem die guten Handlungen erwachsen, indem sie die argen Gedanken und bösen Triebe, woraus die Frevelthaten und die Versündigungen gegen den Staat und die menschliche Gesellschaft hervorgehen, durch die Kraft der religiösen Weihe überwindet und zugleich himmlischen Lohn für ein sittliches den Gesetzen entsprechendes Leben verheißt. Von dieser Seite betrachtet ist die Religion die unzertrennliche Gefährtin des Staates, der ihres Beistandes zur Erreichung seiner Zwecke nicht entbehren kann; denn alle bürgerlichen Tugenden, aller Gemeinsinn, alle Grundsätze, an die sich ein sittlicher Verein anschließen, auf denen sich jede Staatsgesellschaft aufrichten muß, wurzeln in der Religion und ihren heiligen Lehren und Vorschriften. Es ist nur Schein und Täuschung, wenn man dem Glauben Raum gibt, der Staat bedürfe der Religion nicht zu seinem Dasein und Bestehen; die ethische Grundlage jedes Staatsverbandes ist religiöser Natur; ohne ihre heiligende Kraft muß jede menschliche Ordnung zusammenstürzen; und wo eine Staatsform ohne das religiöse Band aufgestellt ward, setzte man stillschweigend die Geltung der göttlichen Gebote und die religiöse Gesinnung voraus.

b) Religion.

Die Religion ist jedoch nicht blos Stütze und Fundament des Staates, sie trägt auch ihren eigenen hohen Zweck in sich, sie hat ihr eigenes Leben, ihre

eigene Geschichte. Die Religion wurzelt in dem dunkeln Bewußtsein oder Gefühl, daß das Einzelleben, das Leben des Ich zusammenhängt mit einer im Weltall waltenden Lebensmacht, und in dem Triebe, das Einzelleben zu erhalten durch die stetige Verknüpfung mit dieser allgemeinen Lebensmacht. Dieses dunkle Gefühl manifestirt sich am natürlichsten unter dem Bilde eines geistigen Schöpfers als Lebenspender und einer geschaffenen Seele als Lebenskeim. Der Beruf der Religion ist somit die Erhaltung einer ununterbrochenen Verbindung der Creatur mit dem Schöpfer, der menschlichen Seele mit ihrem Urheber, auf daß der göttliche Odem, der in ihr lebt, durch den steten Verkehr mit der geistigen Urquelle wach bleibe und erstarke. Der Ursprung der Religion liegt daher in dem angeborenen Drang der Menschenseele nach Lebensfortdauer; Religion ist der Zug des göttlichen Theiles im Menschen nach der himmlischen Heimath, der Stätte der Seligkeit und ewigen Lebens, der Trieb des Herzens nach dem Urquell des persönlichen Lebens. Zu diesem Sehnen gesellt sich das Gefühl der eigenen Abhängigkeit und Unmacht bei den Wechselfällen des Erdendaseins und erzeugt den beruhigenden Glauben an eine allmächtige und allwaltende Weltregierung, welche die menschlichen Geschicke wie die Natur und den Lauf der Gestirne nach ewigen Gesetzen lenkt; aber die Wahrnehmung, daß in den irdischen Dingen oft das Böse vorwaltet und den heiligen Gottesfrieden des Menschenherzens durch Unglücksschläge zerstört, erregt Furcht und ein inneres Erbeben vor feindlichen finstern Gewalten. Diesen Gefühlen der Sehnsucht, der Abhängigkeit und der Furcht vermag sich der Mensch nicht zu entziehen, er möge sich auf der niedern Stufe des Naturzustandes bewegen oder den höchsten Grad der Bildung und Gesittung erstiegen haben; nur daß in Folge dieser Verschiedenheit das Eine oder das Andere mehr hervortreten wird; sie können in den Tagen des Glücks in seinem Busen schlummern, aber in sturmbewegten Stunden werden sie sich um so stärker regen und ihn zu Gebet und zu inneren oder äußeren Religionshandlungen antreiben. Er bittet um Erfüllung seiner Wünsche und dankt für Erhörung, er bringt Opfer dar, um Gnade zu erflehen und Zorn abzuwenden, er feiert festliche Zeiten, um seine Ehrfurcht zu bezeigen. Diese Gefühle sind die gemeinsame Quelle aller Religion, wie verschieden auch ihre Formen sein mögen; und daß keine menschliche Creatur ohne religiöses Band zur Lebensvollendung gelangen, das Ziel des inneren Daseins, die innige Verbindung und Uebereinstimmung des Ich mit der höheren Lebensmacht erreichen kann, zeugt eben von dem der Menschenseele tief inwohnenden Sehnen nach dem göttlichen Urwesen, und dem ewigen seligen Fortleben mit ihm. Die Religion ist das Suchen der Seele nach dem Urquell alles Guten, alles Lichts und alles Rechts; dieses Suchen, Sehnen und Verlangen ist der heilige Kern alles Religionswesens, auf welcher Stufe es auch stehen mag, und die Aufgabe der Weltgeschichte ist es, diesen heiligen Kern unter der verschiedenartigsten Verhüllung herauszufinden; er ist der Stern, der den göttlichen Ursprung der Menschenseele

beurkundet, das Kleinod, an dem die ganze Menschheit Theil hat, der echte Ring, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbt.

Aber nur im Leben des Individuums tritt die religiöse Idee hier und da einmal in ihrer einfachen Gestalt auf; im Leben der Stämme und Völker dagegen erscheint sie verhüllt unter Symbolen, Ceremonien und Cultusformen der verschiedensten Art, die oft so sehr in den Vorgrund treten, daß sie den ursprünglichen Begriff bis zum Unkenntlichen verdunkeln. Die Masse der Menschheit kann der sinnlichen Formen nicht entbehren; Leidenschaften und ungezügelte Naturtriebe ersticken mehr oder weniger die innere Gottesstimme und würden allenthalben religiöse Verwilderung erzeugen, wenn nicht begabtere und erleuchtetere Männer durch Gewöhnung an gewisse äußere Religionshandlungen das geschwächte Gefühl stärkten, das Bewußtsein der Verschuldung und Sündhaftigkeit weckten und die gelockerte Verbindung zwischen der Creatur und dem Schöpfer durch Opfergebräuche und Gebetsformen, durch Religionsfeste und symbolische Handlungen fester knüpften. Die Religion sollte die Werke und Handlungen des Tages heiligen, allen Vorgängen des Lebens die höhere Weihe geben, das ganze Thun der Menschen unter altüberlieferte Satzungen und Einrichtungen stellen. Aber dabei begegnen wir wieder denselben Mißbräuchen und Entartungen wie bei den Staatsordnungen. Auf ähnliche Weise wie hier die ursprünglichen Prinzipien häufig durch Herrschsucht, Gewaltthat und menschliche Leidenschaftlichkeit verkehrt und entstellt wurden, ward auch der religiöse Trieb und das Gefühl der Abhängigkeit und Furcht benutzt, um den menschlichen Geist gefangen zu nehmen und die heilige Flamme des Herzens von ihrer natürlichen Richtung abzulenken; die Herrschsucht und Arglist der Priester trug nicht weniger als die Rohheit und die Leidenschaften der Völker dazu bei, daß die Wahrheit, die ursprünglich jeder Religionsform zu Grunde liegt, durch unnütze, ja unsittliche Gebräuche, Menschensatzungen und irrige Begriffe entstellt und verkehrt wurde. Man führte grausame Opferdienste ein, man suchte durch eine abergläubische Mantik die Zukunft zu entschleiern, Entschlüsse und Handlungen zu bestimmen, man schuf geistliche Institute und Corporationen, um als Leiter und Vermittler zwischen den Menschen und den himmlischen Mächten zu dienen.

Hier ist nun dem Historiker die schwierige Aufgabe gestellt, auch unter der äußeren entstellenden Hülle das Fortglühen des heiligen Feuers zu entdecken, und in den verschiedenen Religionsformen und priesterlichen Einrichtungen die Wege zu erkennen, wie die Menschen das Sehnen des Herzens nach dem Göttlichen und Idealen zu stillen gesucht; und waren diese Wege auch Irrgänge, so wird er sie dennoch ehren; denn ein edles Streben ist auch im Irrthum achtungswerth; er wird auch in den heidnischen Religionssystemen einen Kern innerer Wahrheit, manche große menschenbildende Idee erkennen.

Der dritte Factor des Culturlebens, die Kunst und Literatur, hat mit der Religion gleichen Boden. Alle Kunst steht anfangs im Dienste der Reli- c) Kunst und Literatur.

gion. Die Baukunst errichtet der Gottheit Tempel und Heiligthümer, die bildenden Künste fassen die göttliche Idee in ein sinnliches Zeichen, der sie die menschliche Gestalt verleihen, weil der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen, und gewisse Symbole beifügen, unter welchen sie die übersinnliche Gottesidee verkörpern und verhüllen. Je lebendiger und ausgebildeter der Schönheits- und Formsinn eines Volkes ist, um so idealer und edler wird auch seine religiöse Kunst sich entwickeln. Ebenso ist alle Poesie anfangs religiöser Natur; sie gibt, im Bunde mit Gesang und Tonkunst, dem geheimen Sehnen der Seele einen gefühlvollen zur andächtigen Erhebung über das Irdische anregenden Ausdruck; sie verherrlicht das Wesen und die Eigenschaften der Gottheit; sie preis't die Thaten der Götter und Göttergeschlechter und ihr Eingreifen in die Geschicke der Menschen. Und wenn mit der fortschreitenden Cultur und der Erweiterung der Begriffskreise die Dichtkunst das heilige Gebiet verläßt und in der freien Menschenbrust und im vielgestalteten Erdenleben ihre Stoffe sucht, so hat sie doch mit der Religion gleichen Zweck. Auch die Poesie wirkt das heilige Band zwischen der Erde und dem Himmel, indem sie das Edle und Große verherrlicht und zur Geltung bringt; auch sie ist eine sittliche Kraft, bestimmt das Hohe und Gute zum Sieg zu führen über das Niedrige und Gemeine. Die wahre Kunst wird daher immer von dem heiligen Lichte ausstrahlen, dem sie ihren Ursprung verdankt; sie wird immer Zeugniß geben von dem Dasein und Walten jener göttlichen Urkraft, aus der alle Sitte, alle Tugend, alles höhere Streben und Fühlen, aller wahre Seelenadel als einzelne Strahlen ausgehen; sie ist nur eine der vielen Farben, in denen das geistige Licht gebrochen erscheint.

Besitzt nun alle Kunst und namentlich die Poesie schon darum eine heiligende Kraft, weil sie ihrem Zweck und Inhalte nach in der Religion wurzelt, so wird diese Kraft noch wirksamer sich darstellen, wenn mit dem sittlichen Inhalte sich eine edle Form vereinigt und somit die Idee des Schönen und Guten in einem vollendeten Kunstwerk verbunden erscheint. Auch Schönheit und Harmonie, die Seele jeglicher Kunst, sind vereinzelte Strahlen jener göttlichen Urquelle alles Lichtes und alles Guten; und das Wohlgefallen, das sie erzeugen, ist daher nicht minder eine veredelnde und zur Sittlichkeit und Heiligung führende Kraft, als die religiöse Andacht, als eine heroische Großthat. Hat Plato die Schönheit und die auf ihr ruhende Seelenharmonie als den wirksamsten Weg zur Erreichung des Ziels alles menschlichen Erdenwallens aufgestellt, so dürfen wir sie wenigstens als eine der Potenzen fassen, mittelst welcher die Menschheit der Erfüllung ihres Berufes näher geführt wurde; und diese Schönheit und Harmonie findet ihren reinsten Ausdruck in der wahren Kunst, in der echten Wissenschaft, in dem edlen Literaturschatze. Diese idealen Güter sind der Spiegel des Volksgeistes, und sind sie auch so wenig wie die Staatseinrichtungen und das Religionswesen vor Mißbräuchen und Entartung

geschützt, so tragen sie auch wieder die heilende Kraft in sich und bekämpfen die Gebrechen mit ihren eigenen Waffen.

Die Aufgabe der Weltgeschichte besteht demnach darin, den Weg aufzufinden, auf welchem die Menschheit von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart das Ziel ihres Daseins verfolgt hat, und dabei die lenkende Hand der Vorsehung und das Walten einer ewigen Weltregierung begreifen oder ahnen zu lassen. Bei diesem Bestreben soll aber die Menschheit nicht als ein Ganzes, als abstrakte Idee, begriffen werden, sondern in ihren konkreten Erscheinungen als Völker und Staatsglieder. Ohne das Ideale und Allgemeine aus dem Auge zu verlieren wird also die Weltgeschichte in das wirkliche Erdenleben niedersteigen, sie wird die Völker und ihre Lenker in ihrem Streben und Thun, in ihrem Denken und Fühlen beobachten, sie wird ihr irdisches Handeln und Treiben wie ihr geistiges und religiöses Sinnen und Forschen ergründen; sie wird das Leben eines jeden Volkes in seinem Wachsthum belauschen, in allen seinen Richtungen und Thätigkeiten verfolgen und ihm als oberste Richterin auf Erden seine Stelle anweisen und seinen Charakter feststellen. Um aber dieses oberste Richteramt mit Gerechtigkeit und unparteiischem Sinne verwalten zu können, muß sie stets ihren Blick schärfen an den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, des Rechts und der Tugend, damit sie nicht durch die äußere Erscheinung geblendet werde und das Recht beuge. Denn vor ihr gilt kein Ansehen der Person, an ihrem Richterstuhl steht der mächtigste Herrscher, der auf seiner irdischen Laufbahn keinen Richter über sich erkannte und keine Rechenschaft von seinem Thun ablegte, mit dem Armen und Gedrückten auf einer Linie; sie wägt Beider Handlungen und Bestrebungen mit gerechter Wage; und wer zu leicht befunden wird, den trifft ihr verwerfendes und verdammendes Urtheil.

Schluß.

II. Der Entwickelungsgang der Menschheit in Beziehung auf Staatenbildung und Lebensgestaltung.

I.

Wenn Aristoteles sagt, daß die Staaten früher gedacht werden müssen, als die Menschen, so will er damit ausdrücken, daß der Mensch vermöge seiner Naturanlage so sehr zum Zusammenleben bestimmt ist, daß er ohne das Band irgend einer Staatsgemeinschaft kein selbständiges Dasein entfalten könne, daß er vielmehr nur als Glied eines organischen Ganzen seine irdische Laufbahn zu vollenden im Stande sei. Der Staat ist also eine ursprüngliche Ordnung, eine nothwendige uranfängliche Lebensform, dem kein Naturzustand „von blinden Trieben und vernunftlosen Menschen" vorangeht. Selbst die höhlenbewohnen-

den Kyklopen, die „ungesetzlichen Frevler", von denen Homer sagt, daß sie nur den unsterblichen Göttern vertrauend

Nirgend bauen mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbten Grotten; und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und Niemand achtet des Andern,

selbst diese kennen wenigstens ein Familienleben, die ursprünglichste, einfachste Form des Staats, worin der Hausvater über Weib und Kinder gebietet.

Ehe wir jedoch die verschiedenen Staatsformen, in welchen das Völkerleben zur Erscheinung kam, in ihrem Entwickelungsgange verfolgen, wird es nöthig sein, einen Blick auf die durch Klima, Natur und Bodenbeschaffenheit bedingten Lebensweisen und Beschäftigungen der Menschen zu werfen. Denn Lebensrichtungen und Staatsformen standen von jeher in der innigsten Wechselbeziehung.

Naturvölker. In entlegenen Küstenländern, Inseln oder wenig besuchten Gebirgsgegenden mag sich lange ein Zustand erhalten haben, wie ihn Homer in der obigen Stelle schildert. Ohne Eigenthum, Recht und gesellschaftliche Ordnung folgten solche Stämme nur dem Triebe der Selbsterhaltung und fristeten ihr freudenloses Dasein von den Gewächsen und Pflanzen, welche die Erde freiwillig hervorbrachte, von dem Fischfang, zu dem die Gestade des Meeres einluden, von den Thieren des Feldes und Waldes, die sie fingen oder erlegten. Auch die wilden Bewohner schwer zugänglicher Wälder und Berghöhen, die als Jäger und Vogelsteller ihr einförmiges Naturleben verbrachten, können dieser Gattung beigezählt werden, die, so lange sie nicht durch fremde Einwanderer gestört, verdrängt oder umgewandelt wurden, Jahrhunderte oder Jahrtausende lang in dem ursprünglichen naturwüchsigen Zustande verharrt haben mögen, ohne aus sich selbst ein Culturleben zu erzeugen, oder die ihnen von Außen nahenden geistigen Güter aufzunehmen und selbstthätig zu verarbeiten. Ein Familienleben, nach dem Charakter der einzelnen Stämme bald strenge bald locker umgrenzt und durch Uebereinkunft und nationales Herkommen geordnet, ist das einzige gesellige Band ihres ziellosen Daseins.

Nomaden. Diesen Fischer- und Jägervölkern zunächst stehend, aber geschieden von ihnen durch den Begriff des Eigenthums, der Grundlage aller Völkercultur, sind die wandernden Hirtenvölker oder Nomaden. Wie jene familienweise die entlegenen Meeresküsten und unwirthlichen Flußufer bewohnen oder in undurchdringlichen Urwäldern umherstreifen und sich nur bei feindlichen Berührungen mit Nachbarstämmen um einen kriegerischen Häuptling schaaren, so wählen die Hirtenvölker ausgedehnte Grasfluren, Steppen und Halbwüsten zu ihrem abwechselnden Aufenthaltsort und fassen das abgeschlossene Familienleben unter

dem höheren Gesammtbegriff des Stammes oder Geschlechtes zusammen. Unter der Leitung eines Oberhaupts, das als Familienvater oder Stammältester ein patriarchalisches Regiment führt und die hohen Rechte eines Fürsten, Richters und Priesters übt, ziehen die Nomaden mit den Heerden gezähmter Thiere, auf die noch ihr Begriff von Eigenthum ausschließlich beschränkt ist, von Ort zu Ort, grasreiche Triften und Weideplätze aufsuchend. Zelte, die nach der Beschaffenheit des Klima's zweckmäßig eingerichtet sind und sich leicht fortschaffen lassen, werden an den Stellen, wo jene ihren wechselnden Aufenthalt nehmen, in solcher Menge aufgeschlagen, daß sie den Anblick von Städten gewähren. „Wo das Land gleichförmig und flach und das Klima wenigen Veränderungen unterworfen ist," sagt Frankenheim in seiner Völkerkunde, „da wandert die Heerde blos aus dem abgeweideten Gefilde in ein anderes, noch mit Pflanzen bedecktes und kehrt in dasselbe zurück, sobald der Pflanzenwuchs sich wieder erneuert hat. In andern Ländern sind die Wanderungen größer. Da ziehen die Heerden, sobald die Quellen bei dem Beginne der trockenen Jahreszeit zu versiegen anfangen, aus den Quellgebieten an die Ufer der Ströme, aus den Niederungen in die kühleren, wasserreicheren Höhen, aus dem Innern an die feuchtere Küste. In nordischen Gegenden nöthigt der Winter zu ähnlichen Wanderungen aus dem Innern und dem Hochlande an die weniger kalten und öden Küsten." Das Nomadenleben ist reich an unschuldigen Freuden und trägt die Keime edler Sitten und häuslicher und geselliger Tugenden in sich. Geschützt vor Mangel und Noth durch die Gaben der zahlreichen Heerden und die Zeugungskraft der nahrungsprossenden Allen gemeinsamen Erde führen die Hirtenvölker ein heiteres Dasein, veredelt durch die geheiligte Sitte des Gastrechts und verschönert durch Dichtungen und Stammsagen. Arm an äußern Gütern, deren Werth und Gebrauch sie nicht zu schätzen wissen, unbekannt mit den Rangstufen und gesellschaftlichen Ehren sind sie frei von den gefährlichen Besitzthümern, welche die Habsucht wecken, den Neid nähren, den Ehrgeiz stacheln.

Aber Nomadenvölker können nur in wenig bevölkerten und von der Natur dem Verkehr verschlossenen Gegenden bestehen; sie müssen Raum haben für ihre Wanderzüge, sonst gerathen sie in Kriege mit benachbarten Stämmen, wodurch die Raublust geweckt, der friedfertige Sinn durch das Gefühl der Blutrache erstickt und das patriarchalische Führeramt des Stammältesten in das despotische Regiment eines Gewalthabers verwandelt wird. Und welch ein gräulicher Zustand entsteht, wenn sich zu dem ursprünglichen Naturleben die Genüsse und der Luxus der Civilisation gesellen und die Einfachheit und natürliche Derbheit des Hirten mit den Lüsten und Lastern cultivirter Völker verbunden wird, beweisen die Hunnen und Mongolen der geschichtlichen Zeit.

Feldbau treibende Völker.

Während die Nomadenvölker, aus angeborner Lust an dem unsteten Leben, an dem freien Wandern und Umherschweifen oft Jahrtausende lang bei der gewohnten Lebensweise und den einfachen Sitten der Vorfahren ausharren, mit

der sie umgebenden Natur und Thierwelt ganz verwachsen und die Viehzucht oder das ungezügelte Reiterleben jeder Beschäftigung vorziehen, unempfänglich für die Güter der Cultur, für ein reiches Geistes- und Seelenleben; zeigen die Bewohner fruchtbarer Ebenen, die dem Pflanzenleben ihre Aufmerksamkeit widmen, die geheimnißvolle Befruchtung des Samenkornes im Schooße der Erde fördern und pflegen und dem mühsamen aber lohnenden Ackerbau sich hingeben, Trieb, Anlage und Neigung, durch Erfindungen und neue Einrichtungen die Arbeit zu erleichtern, den Gewinn zu mehren und zu sichern und das Leben mannichfaltiger zu gestalten. Die ununterbrochene Sorgfalt, welche die fruchttragende Hufe verlangt, nöthigt zu einem seßhaften Leben und die gegenseitige Hülfe, wodurch das Werk gedeiht, zur Vereinigung und zum geordneten Zusammenleben. Der Grund und Boden, das wichtigste Besitzthum des Landvolks, und die feststehende Hütte mit den geräumigen Vorrathshäusern verlangen genauere Bestimmungen des Eigenthums, festere Rechtsnormen über Mein und Dein, als die bewegliche Heerde und das tragbare Zelt; und der mühevolle Landbau erfordert mannichfachere Werkzeuge als die leichtere Viehzucht. Ansässige Ackerbauvölker mit festem Eigenthum müssen sich daher frühe durch Gesetze und Rechtsbestimmungen gegen Trug, Hinterlist und Gewaltthat sicher stellen, das Zusammenleben ordnen und durch Erfindung nützlicher Geräthschaften und Benutzung der kräftigen Hausthiere die Arbeit erleichtern. Daher wird mit Recht der Landbau als das „große Thor der Menschlichkeit" bezeichnet. Mehr auf das wirkliche Leben mit seinen Mühen und Beschwerden gewiesen, pflegen die Feldbau treibenden Völker hauptsächlich die praktischen Güter und widmen dem Rechtswesen und Allem, was der gemeinsamen Wohlfahrt zur Förderung gereicht, größere Sorgfalt als dem Phantasieleben mit seinen poetischen Sagenbildungen, mit seinen Dichtungen und Liedern.

Neben diesen Naturvölkern, die in ihrer Lebensweise ganz von der Beschaffenheit des Wohnortes abhängen, indem sie bald ihr ärmliches Dasein vom Fischfang erhalten, bald mit Bogen und Pfeil den Wald durchjagen, bald mit Heerden und Zelten in Grasfluren und Steppen umherwandern oder als flüchtige Reiter die Haide durchstreichen, bald als seßhafte Ackerleute das flache Getreideland, die ausgedehnten Ebenen bebauen, neben diesen Naturvölkern also und ursprünglich aus ihnen hervorgegangen führen die Culturvölker ihr mannichfaltiges vielbewegtes Leben. Der Zeitpunkt des Uebergangs aus dem Naturzustande zur Cultur und Civilisation und die Ursachen, die diesen Uebergang bewirkten, sind geschichtlich nicht nachweisbar. Bald mag Noth und zunehmende Volkszahl neue Lebenswege geschaffen und dadurch allmählich die Formen und Erscheinungen des Culturstaats erzeugt haben; bald mag die Verbindung mehrerer Völkerschaften von verschiedener Natur und Beschäftigung zu einem Ganzen einen heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der Kräfte geübt haben; für den Historiker hat nur die thatsächliche Verschiedenheit Bedeutung; was vor dem Culturzustand vor-

handen war, ist von seinem Gebiete ausgeschlossen. Denn die Naturvölker, die sich mit ihrer Umgebung verändern und stets mit dem Wohnort und der äußern Natur in Einklang treten, haben keine Geschichte; das Erlebte geht vorüber, ohne auf die kommenden Schicksale einen bemerklichen Einfluß zu üben. Instinktartige Triebe und materielle Zwecke sind die Grundlage und Motive ihrer Lebensthätigkeit.

Darin nun besteht der Hauptunterschied eines Culturstaats von den Naturvölkern, daß in jenem alle Lebensthätigkeiten, die in diesen vereinzelt zum Vorschein kommen, zu einem Ganzen verbunden und durch ein geistiges Band und ein höheres gemeinsames Ziel verknüpft sind. Auch in den Culturstaaten gibt es Fischer und Hirten, Jäger und Ackerbauer, aber der gegenseitige Verkehr und Austausch und die gemeinsame Unterordnung unter ein höheres Ganze mildert die starre Sonderung und verwischt den eigenthümlichen Typus, der bei den Naturvölkern sich erblich fortpflanzt. Das Eigenthumsrecht, das bei diesen nur im Keime und in den ersten Grundzügen vorhanden war, wird in den Culturstaaten durch Gesetze und Rechtsbestimmungen genau und ins Einzelne festgesetzt und die Uebertragung und Vererbung geregelt. Die Erfindung der Geräthe und Werkzeuge zur Erleichterung und Vervollkommnung der Arbeit wird durch Vereinigung der Kräfte und den Austausch verschiedener Kenntnisse und Fertigkeiten so ausgedehnt und vervielfältigt, daß sich zu jenen einfachen Beschäftigungen bald die Gewerbthätigkeit, Industrie und freie Betriebsamkeit, die eigentliche Seele des materiellen Lebens der Culturstaaten, gesellen; auf diesen erbaut dann der Handel, der friedliche Völkerverkehr, seine culturfördernde Herrschaft. Die einfachen, flexionslosen Sprachen der Naturvölker gehen in einer gebildeten, wort- und formenreichen Nationalsprache auf; die Stammsagen und kunstlosen Naturgesänge werden durch die poetische Literatur als Heldengedichte und Nationallieder in veredelter Gestalt fortgepflanzt und erhalten; die Naturreligion mit ihrem rohen Fetischdienst und ihren oft häßlichen Opfern und Gebräuchen nimmt eine geläutertere, durch die Kunst verschönerte Form an.

Culturvölker.

Aber nicht blos im Verbinden gesonderter Thätigkeiten und Bestrebungen zu einem gemeinsamen Ziele beurkundet der Culturstaat seine bildende Kraft, sondern auch im Scheiden unnatürlich vereinigter Rechte und Befugnisse, um durch Sondern und Individualisiren jeder einzelnen Richtung einen naturgemäßen Entwickelungsgang zu verleihen. Wenn bei den Naturvölkern das Oberhaupt die Würde eines Fürsten, Richters und Priesters in seiner Person vereinigte, so wurden in den Culturstaaten diese Functionen meistens getrennt und unter Mehrere vertheilt; die einzelnen Familien und Stammglieder, die in der ursprünglichen Verfassung als Gleiche und Gleichberechtigte neben einander standen, gingen nach der Beschäftigung in verschiedene, durch Rang, Ehre und Vermögen ungleiche Stände aus einander, die in manchen Staaten so schroff getrennt waren, daß eine erbliche Scheidung zwischen ihnen bestand, welche durch

keine Vermischung, durch keine Wechselheirath durchbrochen werden durfte und sich sogar bis zur Vermeidung des äußern Verkehrs ausdehnte. Ein solches als Kasten bezeichnetes Ständewesen, das Grab der persönlichen Freiheit, deutet auf eine gewaltsame Verbindung ursprünglich getrennter Naturvölker durch Unterjochung der Schwächeren und beurkundet das Streben, die frühere Verschiedenheit unter veränderten Verhältnissen zu erhalten und fortzupflanzen. Aber auch wo die Scheidung sich nicht bis zur Kastensonderung ausbildete oder mit der Zeit von ihrer Strenge nachließ, bildete sich doch ein Ständeunterschied, der auf den geschichtlichen Lebens- und Entwickelungsgang der Culturvölker den größten Einfluß übte. Es entstanden bevorzugte Stände, die durch Vermögen, Bildung oder Waffenübung vor dem übrigen Volke ausgezeichnet, als Adel und Priesterschaft einen höheren Rang einnahmen und sich in die Herrschaft theilten. Dem ersteren dieser bevorzugten Stände gehörte gewöhnlich das monarchische Oberhaupt an, dessen Geschlecht oder Familie allen andern voranging und als Dynastie bezeichnet wird.

Zu der Höhe von Culturstaaten stieg fast nur die kaukasische Race empor; sie bildet daher auch fast ausschließlich den Inhalt der Weltgeschichte; und sind auch nicht alle Völker dieses Stammes zu der gleichen Ausbildung gelangt, sind auch manche auf der untergeordneten Stufe der Naturvölker stehen geblieben oder wieder zu derselben herabgesunken, so hat doch von den übrigen Racen keine den Höhegrad echter Cultur erlangt, sondern sie sind mit sehr geringen Ausnahmen als Fischer oder Jäger, als Nomaden oder Landleute in ihrem geschichtlosen Naturleben verharrt. Dieser Satz wird weder durch die mongolischen Chinesen entkräftet, die in ihrer eigenthümlichen, stationären Bildung und in ihrem aller Entwickelung und alles Fortschritts ermangelnden Staatsleben jedenfalls nur eine Ausnahmsstellung in der Weltgeschichte einnehmen, noch durch einige Neger, die den Europäern die Culturformen und die Früchte äußerer Civilisation abgelernt, aber weder in dem freien Neger-Staat Liberia noch auf der Insel St. Domingo, wo alle Staatsordnungen und Verfassungen in ihren Zerrbildern zur Erscheinung kamen, ein wahres Culturleben zu erzeugen vermochten. Nur auf Befriedigung der Sinne bedacht leben die schwarzen Bewohner der unerforschten Länder des heißen Afrika in träger Ruhe dahin, bis glühende Leidenschaft und ungebändigte Triebe sie zu Ausbrüchen thierischer Wuth und blutdürstiger Rachsucht treiben, denen dann wieder stumpfe apathische Abspannung folgt. Nirgends haben sich die Neger durch eigene Geistesthätigkeit über die ersten Anfänge der Cultur, über die roheste Götterverehrung emporgearbeitet, nirgends das Andenken an die früheren Geschlechter bewahrt, nirgends die Humanität und das Recht zur Geltung gebracht. Nur die Völker und Staaten, bei denen sich ein selbstbewußtes Handeln äußert, wo das innere Geistesleben sich durch Ausstrahlungen mannichfacher Art kund gibt und das von Außen Ueberkommene mit dem Selbstgeschaffenen zu einem organischen

Ganzen verarbeitet wird, gehören der Geschichte an; da wo nur herkömmliche Zustände zum Vorschein kommen, wo nur angeeignete Geschicklichkeit oder Fertigkeiten in erlernter Weise sich thätig zeigen, wo nur der Naturtrieb oder die ungezähmte Kraft hie und da die wilde Bahn der Zerstörung betritt, hat der Historiker ein kleines Feld; er zeichnet mit flüchtigem Griffel die hervortretenden Züge, um dann seinen beobachtenden Blick dahin zu wenden, wo sich Leben und Bewegung, Wirken und Schaffen offenbaret, wo der belebende Geist stets neue Formen erzeugt, wo die schöpferische Kraft in fortwährendem Gestalten begriffen ist und nie zur Ruhe, zum Stillstand erstarrt.

Diesem Entwickelungsgange des Völkerlebens entsprechend gestalteten sich auch die verschiedenen Staatsformen, zu deren Darstellung wir nunmehr übergehen.

Aus dem Familienleben entwickelte sich das Stamm- und Gemeindeleben, theils aus dem angebornen Trieb der Geselligkeit und Fortpflanzung, wodurch die Vermischung mehrerer Familien und somit die Entstehung blutsverwandter Geschlechter herbeigeführt wird, theils durch den gegenseitigen Vortheil und die Nothwendigkeit, sich wider gemeinschaftliche Feinde zu schützen, um so mit vereinter Kraft zu erreichen, was den Einzelnen oder auch Wenigen unerreichbar war. Diese auf dem Begriff der Verwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft beruhende Stammgenossenschaft von größerer oder geringerer Ausdehnung bildet die Grundlage aller Naturstaaten, die nach der Lage und Beschaffenheit des Wohnortes, nach der Lebensweise und Anlage der Stammglieder und nach dem Charakter der umwohnenden Völkerschaften verschiedene Gestaltungen zu Tage kehren. Die Bewohner der Gebirge und Waldhöhen, mit geringem, beweglichem Eigenthum, von abgehärtetem Körper und rauher Gemüthsart werden sich, von Erwerbgier und Genußsucht gespornt, leicht zu kriegerischen Unternehmungen, zu Raubzügen und Ueberfällen vereinigen und den als ihr Oberhaupt ehren, der ihnen im Kampfe voranzieht und durch seine Tapferkeit und persönlichen Eigenschaften ihre Unternehmungen gelingen macht. Zu ähnlichen Genossenschaften werden sich auch bald Strandvölker, Bewohner unwirthlicher Küstenländer vereinigen, um durch kühne Freibeuterfahrten und Seeräuberzüge die Kargheit der heimischen Natur zu ersetzen. Bei solchen auf ein wildes Räuber-, Reiter- und Piratenleben gewiesenen Naturvölkern erlangt daher die Familie oder das Geschlecht, aus welchem die waffenkundigsten, kühnsten und unternehmendsten Führer hervorgehen, leicht das höchste Ansehen und die größte Macht; es bildet sich eine Herrscherdynastie, welcher die Heer- und Seekönige mit erblichem Führeramt angehören, und der die Häupter der übrigen Familien als eine ritterliche Waffengenossenschaft zur Seite stehen. Gab anfangs blos die natürliche Stellung als Familienhaupt und die persönliche Aus-

Stamm- und Gemeindeleben.

zeichnung ein Uebergewicht, so gesellte sich dazu mit der Zeit bei wachsender Habe auch ein größerer Besitzstand; und List oder Klugheit, Kraft und Gewalt vollendeten die Herrschaft des Einzelnen.

Patriarchalische Staatsordnung. War bei den Kriegs- und Räuberstämmen der Drang nach Waffenthaten und die Erwerbsucht das vereinigende Band, so wurden feldbauende Familien durch das Bedürfniß gegenseitiger Dienstleistung und Hülfe bei ihrer Arbeit und durch die Nothwendigkeit, ihr Eigenthum und die Früchte ihrer Anstrengung gegen Raub und Gewaltthat zu beschützen, zu Stamm- oder Gemeindeverbindungen geleitet. Bei diesen mehr friedlichen Vereinen mag dasjenige Familienhaupt das Führeramt erlangt haben, das mit der persönlichen Auszeichnung und Würde auch den größten Grundbesitz verband, und somit seine patriarchalische Stellung als Fürst des Hauses, als Richter und Priester nur über eine größere Anzahl von Familien ausgedehnt worden sein, bis auch hier feindselige Berührungen mit andern Völkerschaften die Ausbildung einer erblichen Alleinherrschaft herbeiführten und der Uebergang zu einem Culturstaate einen gegliederten Organismus mit einheitlicher Spitze und getrennten Functionen ins Leben rief.

Die ersten Staaten waren demnach „Natur- oder Nothstaaten, weil sie ohne Ueberlegung und Absicht durch den natürlichen Gang der Dinge, durch innere oder äußere Noth gebildet worden sind. Von einem Vertrage, von Verfassungen und Grundgesetzen, welche die Verhältnisse der Gesellschaft auf kommende Fälle vorsichtig ordneten, konnte nicht die Rede sein“. Der Begriff der Familie wurde auf die Stammgenossenschaft und von dieser auf den Naturstaat übertragen; die patriarchalischen Rechte des Familienvaters gingen auf den Stammfürsten und endlich auf das Staatsoberhaupt über. Sie beruhten theils auf der Abstammung, die man frühe auf die Nationalgötter oder Stammheroen zurückführte, theils auf dem Herkommen und der volksthümlichen Sitte, theils auf dem Begriff des erblichen Eigenthums, das als Patrimonium in der Hand eines Einzigen concentrirt von diesem nach Willkür oder nach überkommenem Brauch vergeben ward, theils auf persönlichen Tugenden und hervorragenden Eigenschaften. Diese patriarchalische Staatsform kann in ihrer Reinheit nur so lange bestehen, als ein durch Abstammung, Sprache, Sitten und Lebensarten verwandtes und zusammengehöriges Volk ein abgeschlossenes Sonderleben in herkömmlicher Weise führt und nicht durch feindliches Zusammentreffen mit anderen Völkerschaften aus seiner Bahn geworfen wird. Bisweilen gestaltet sich diese patriarchalische Staatsform, wie bei den Israeliten,
Theokratie. zur Theokratie, zum Gottesstaat, wobei die der Patriarchie inwohnende Idee der väterlichen Gerechtigkeit und Liebe auf den ewig waltenden persönlich gedachten Nationalgott übertragen wird, zu dem das Gesammtvolk im Verhältniß der Kindschaft steht und dessen Willen und Gebote das Staatsoberhaupt zu vollziehen hat. Diese edelste und erhabenste Darstellung des patriarchalischen

Systems, wobei die höchste Rechtsidee als personificirt gedacht und mit der ihr gebührenden Herrschergewalt bekleidet wird, kann nur bei religiöser Hingebung und fester Gläubigkeit in Einfalt des Herzens und jugendlich lebendiger Einbildungskraft bestehen; sie verliert Halt und Boden, wenn die lebendige Gottesidee zu einem bloßen Begriffe wird; denn nur Leben imponirt dem Leben; Begriffe haben bei einem Volke kein gebietendes Ansehen.

Aus der patriarchalischen Staatsform entwickelt sich das monarchische Prinzip in verschiedenen Gestaltungen aber ohne andere Rechtsformen als das überkommene Naturrecht und ohne andere Grundgesetze als das Herkommen und die religiösen auf Tradition beruhenden und durch Gottesfurcht geheiligten Satzungen. Der Wille des Oberhaupts gilt als Gesetz. Bei kriegerischen Stämmen ging aus dem Patriarchalsystem das Heerkönigthum hervor, indem durch Besiegung und Unterwerfung fremder Völkerschaften und durch Eroberung ihrer Gebiete das Oberhaupt des stärkeren Stammes eine ausgedehntere Herrschaft erlangte und seine ererbten Rechte in der strengsten Form gegen die Ueberwundenen geltend machte. Da die letzteren nach den Begriffen des Alterthums gewöhnlich in das Verhältniß der Dienstbarkeit, Knechtschaft oder Sclaverei traten, so entwickelten sich daraus bald neue Rechtsformen und ein Zustand der Ungleichheit der einzelnen Staatsglieder. Die Häupter des siegenden Stammes erlangten eine höhere Stellung, indem sie als Waffengenossen den Heerkönig ins Schlachtfeld begleiteten, als Rathgeber und Vollstrecker seiner Befehle an der Herrschaft Theil nahmen und als Priester das Volk in der Gottesfurcht und bei der Nationalreligion erhielten. In dieser Gestalt trat das Königthum, in welchem, trotz der durch Waffenadel und Priesterschaft beschränkten Macht, noch immer die patriarchalischen Rechte des Heerführers, Richters und Oberpriesters ruhten, unter den europäischen Völkern ins Leben, sowohl in der griechisch-römischen Welt als unter den germanischen Stämmen des früheren Mittelalters. In Asien dagegen, wo unter den Einflüssen des Klima's und der üppigen Natur die menschliche Kraft und Energie frühe erschlaffte und der knechtische Gehorsam durch Herkommen und Gewohnheit zur Sitte wurde, entwickelte sich aus der patriarchalischen Fürstengewalt der unbeschränkte Despotismus und die monarchische Machtvollkommenheit in absoluter Gestalt mit dem Rechte der Erblichkeit in dem bevorzugten Geschlechte. Dem Alleinherrscher, Despoten, gegenüber befindet sich das gesammte Volk im Zustande der Knechtschaft; er ist Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen, die sich ihm nur mit Zittern und in demuthsvoller Haltung nähern dürfen; die Willensäußerung des Despoten gilt als Gesetz, dessen Vollstrecker die Geschöpfe seiner Wahl und seiner Laune sind. Denn da bei der räumlichen Ausdehnung eines Staats die patriarchalischen Rechte und Verrichtungen eines Heerführers, Schiedsrichters und Verwalters nicht mehr von dem einzigen Oberhaupte in Person geübt werden können, so überträgt er die Gewalt

Monarchische Staatsform.

Heerkönigthum.

Despotismus.

an Mehrere, die aber als seine Diener eben so wenig gesicherte Rechte besitzen wie die übrige Volksmasse. Diese Uebertragung geschieht in despotisch regierten Staaten nicht durch Theilung der Geschäfte und Befugnisse, sondern gewöhnlich durch räumliche Verminderung des Herrschgebiets, so daß die Staathalter der Provinzen die gesammte Gewalt, nur in kleinerem Umfang, besitzen und daher, nach dem Vorbilde des Gebieters, gegen die Untergebenen eben so despotisch handeln wie sie, im Gefühl der eigenen rechtlosen Stellung, sclavisch gegen den Oberherrn sich verhalten. Der Despotismus stützt sich also nicht, wie das dynastische Königthum auf einen Erbadel, der, wie herrisch er auch auftreten mag, doch immer mit einigen, durch Herkommen und Pietät geheiligten Banden an das Volk und an die Heimath geknüpft ist und die Rechte, die er für sich in Anspruch nimmt, im Untergebenen nicht gänzlich zertreten wird; er ruht vielmehr auf einem Schwarm von Würdeträgern und Bediensteten, die er durch einen Akt der Willkür und Allmacht aus dem Staube emporgehoben und wieder nach Laune stürzen und zertreten kann. Stark durch den blinden Gehorsam der Unterthanen, durch ihre beschränkte Einsicht und durch den überlieferten Glauben an das göttliche Recht der Fürstengewalt, sucht der Despotismus jedes Streben nach Freiheit als seinen gefährlichsten Erbfeind zu ersticken und durch Fernhaltung geistiger Bildung und Volksaufklärung Unwissenheit, Barbarei und Aberglauben zu bewahren und zu befestigen. In diesem Bemühen wird er unterstützt durch die Hierarchie, die sich eben so an das zum Despotismus ausgeartete Patriarchenthum anlehnt wie die Theokratie an die ursprüngliche edle Gestalt desselben.

Der Despotismus, der am besten in den einförmigen Tief- und Stromländern gedeiht, wo die Natur selbst dem gleichmachenden Streben den Typus der Ordnung und Regelmäßigkeit aufdrückt, ist keiner Entwickelung fähig. Nachdem er Alles um sich dem Tode geweiht, sinkt er endlich selbst in das gemeinsame Grab. Ohne Wurzeln in dem Boden, auf dem er ruht, erliegt er jedem gewaltigen Sturme. Das Heerkönigthum dagegen, das noch in der Waffengenossenschaft ein selbständiges Leben gestattete, trug Keime eines Organismus in sich, der wenigstens in einzelnen Theilen des Volks einen Grad von Freiheit bestehen ließ. Es entwickelte sich daraus das auf dem Territorialrecht beruhende Feudalsystem, ein Zustand, der zwar von der Idee eines gemeinsamen alle Staatsglieder umfassenden Rechtes sehr weit entfernt ist, denn „auf seiner Stirne steht das Brandmal der Leibeigenschaft", der aber durch die Begriffe der Treue und Pietät und der Wechselseitigkeit von Pflichten und Rechten, welche seine Grundlage bilden, die Menschenwürde weniger erniedrigt als der Despotismus mit seiner Sclaverei, und für menschliche Tugenden und sittliche Regungen Raum läßt. Kann auch der Feudalismus mit seiner materialistischen Grundlage, der „das lebensvolle Wesen des Staats in das todte Aggregat eines ausgedehnten Länder- und Güterbesitzes verwandelt" und den Menschen zum

Feudalsystem.

glebae adscriptus, zum „an die Scholle gebundenen" Accidens seines Ackers, herabwürdigt, nur als eine große „Sünde gegen die Rechtsidee" betrachtet werden, so ist er doch als eine Stufe der fortschreitenden Rechts-Entwickelung und als das unmündige Jugendalter unserer heutigen Rechtsstaaten von großer Bedeutung. Er hat die rohen Grundlagen seines Entstehens, das *Eroberungsrecht*, das *Kriegsdienst-Verhältniß* und die *Territorialgewalt* durch sittliche Elemente veredelt und gemildert, er hat die Wurzeln und Keime der Freiheit und Selbständigkeit bestehen lassen, so daß im Lauf der Zeit ein *ständisches* Staatsleben emporwachsen konnte, er hat die socialen Tugenden der Treue und Anhänglichkeit, der Ehre und Liebe genährt. „Wer das Große, Ideale dieser Ansichten und Verhältnisse läugnet," sagt Fr. v. *Raumer*, „der ist befangen in vermeintlicher Weisheit des letzten Tages und unfähig, andere Zeiten zu begreifen; wer das läugnet, daß sich bisweilen schwere Schatten über jene Dinge hinlagerten, daß sie ihre Kehrseite hatten, der vergißt die nothwendige Mangelhaftigkeit alles Irdischen, treibt thörichten Götzendienst mit einer einzelnen Gestaltung desselben, und will die unaufhaltbare Entwickelung der Schicksale des menschlichen Geschlechtes an einen willkürlich gewählten Punkt fesseln."

Republikanische Staatsform.

Indeß im Morgenland der Despotismus die herrschende Staatsform blieb und selbst das mit den Einrichtungen der germanischen Völker übereinstimmende Heerkönigthum der Perser allmählich in einen schlaffen Absolutismus ausartete, entwickelte sich in der griechisch-römischen Welt aus dem patriarchalischen Königthum das *republikanische Staatswesen* mit beschränkter oder voller Rechtsgleichheit aller Staatsglieder, je nachdem die oberste Gewalt aus den Händen des Einzelnen in die eines bevorrechteten Theiles der freien Landeseinwohner überging, oder der Gesammtheit zufiel. Schon bei Homer erscheinen die Könige, die vermöge ihrer Abstammung von den Göttern ihre Würde tragen und daher nach der theokratisch-patriarchalischen Ansicht jener einfachen Zeiten die Rechtsidee, die bei den Göttern wohnt, unter den Menschen zur Geltung bringen, umgeben von den Fürsten und Häuptern der edeln Geschlechter, die ihnen als Kampfgenossen und Rathgeber zur Seite stehen.

Aristokratie.

Bald bemächtigten sich diese edlen Geschlechter selbst der höchsten Staats- und Regierungsgewalt, wobei der herrschenden Familie anfangs manchmal noch einige Vorrechte verblieben, bis sich mit der Zeit die völlige *Aristokratie* ausbildete. Nun fügten die Edelleute zu dem *deliberativen* Rechte, das sie schon zur Zeit des Königthums besessen, auch die übrigen Thätigkeiten der königlichen Würde, die *Heerführung*, das *Richteramt* und die *priesterlichen Functionen*, welche letzteren indessen, da sie gewisse Kenntnisse voraussetzten, meistens wieder der Leitung einiger Geschlechter übertragen wurden, die dann als Priesterstand eine eigenthümliche Stellung einnahmen. Bei der Einfachheit des Staatswesens waren die Verwaltungsgeschäfte von geringem Belang; die wichtigste

Angelegenheit im Innern blieb die Rechtspflege, welche daher auch die Edelleute in die eigene Hand nahmen, indem sie nach Herkommen, Sitte und Gewohnheit die Streitigkeiten schlichteten und die Strafen verhängten. Die Kenntniß dieses traditionellen Gewohnheitsrechts war der erbliche Vorzug des patriarchalisch-theokratischen Königthums gewesen. Er war gegründet auf die Abstammung des Herrschergeschlechts von den ewig waltenden Göttern, denen die Idee des Rechtes inwohnte. Auf diese göttliche Urquelle konnten die Edelleute ihre Rechtskenntniß nicht zurückführen, und da sich ohnedieß bald die Standesinteressen regten und auf die richterlichen Erkenntnisse einen großen Einfluß übten, so wurde das Volk nach und nach mißtrauisch; es erblickte das Recht im Dienste einer Partei, die bei ihren Richtersprüchen häufig mehr ihren eigenen Vortheil als das Gemeinwohl im Auge hatte. Mit der Einsicht in diesen Uebelstand erwachte auch der Wunsch und das Streben, sich gegen solche Mißbräuche der Rechtsgewalt sicher zu stellen und der Führung eigennütziger und harter Aristokraten enthoben zu sein. Daher beginnt der Kampf der Volksgemeinde gegen die bevorrechteten Geschlechter in der Regel mit der Forderung geschriebener Gesetze, mit dem heftigen Verlangen nach Aufstellung eines positiven Rechts, das in unantastbarer Heiligkeit und Kraft über dem Ganzen stehen sollte und dem die verschiedenen Gewalten des Staats nur als Organe zu dienen hätten. Aber dieser Uebergang von der Aristokratie zur Demokratie, vom ungeschriebenen Naturrecht zum vertragsmäßigen Staatsrecht geschah langsamen Schrittes. Die edeln Geschlechter, welche ihre Vorrechte als erbliche Standesrechte überkamen und übertrugen, waren im Besitze innerer und äußerer Güter, die sie zur Herrschaft befähigten. Sie konnten sich auf die Thaten ihrer Vorfahren stützen, die noch in der Erinnerung des Volkes fortlebten; ein bedeutendes Vermögen gab ihnen eine unabhängige Stellung und setzte sie in Stand, sich höhere Bildung zu erwerben, den Waffenübungen obzuliegen und somit in den Künsten des Friedens und des Krieges sich auszuzeichnen. Aber Uebermuth und Selbstsucht führte sie zum Mißbrauch ihrer ererbten Machtstellung und bewirkte ihren Sturz. — Die aristokratische Bevorzugung hat indessen verschiedene Grundlagen und tritt in vielerlei Gestalten auf. Die meisten Ansprüche auf Geltung und Ansehen besitzt die Erbaristokratie, die auf den Verdiensten der Vorfahren, auf einem edlen geachteten Namen beruht, und bei der sich annehmen läßt, daß die Erinnerung an die Tugenden der früheren Geschlechter in den Nachkommen das Ehrgefühl schärfen und sie von unwürdigen Thaten abhalten werde. Allein es gibt auch eine Aristokratie des Besitzes, eine Plutokratie, die ohne Verdienste und hervorragende Eigenschaften blos auf Vermögen und Reichthum pocht, die inneren Güter geringschätzt und, gestützt auf eine käufliche Volksmenge, durch gegenseitige Hülfeleistungen und Verbindungen sich in Würde und Ansehen zu erhalten sucht. Diese Aristokratie entwürdigt ein Volk, indem sie den Materialismus zum einzigen Maßstab des Menschenwerths aufstellt, dem Staat den Stempel

des eigenen Egoismus aufdrückt und das Urtheil der Untergebenen irre leitet und an eine niedrige Auffassung gewöhnt.

Die Aristokratie hatte einen Rechtsboden und einen gesicherten Bestand, so lange die edlen Geschlechter im Besitze eines großen erblichen Eigenthüms, vaterländischer Tugend und Gesinnung und überlegener Bildung und Waffenübung waren, so lange die Volksgemeinde, nur auf Beschaffung der nöthigen Lebensbedürfnisse und auf ruhigen und gesicherten Genuß des Erworbenen bedacht, noch nicht zum Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Kraft gelangt war und in dankbarer Erinnerung an die geschichtlichen Großthaten der Vergangenheit in den Edeln den ruhmvollen Namen der Vorfahren, die Abstammung von den Heldengeschlechtern der Nation ehrte; so lange die herrschenden Familien mit den noch von keinem Gemeingeiste durchdrungenen Unterthanen durch das Band der Pietät, der gegenseitigen Treue und Anhänglichkeit verbunden waren. Als aber die edlen Geschlechter, von Ehrgeiz und Stolz erfüllt, sich immer enger zusammenschlossen, an die Stelle der vaterländischen Gesinnung und Tugend ihre Standesinteressen setzten und das mittlerweile zu größerem Vermögen und höherer Bildung gelangte Volk durch eine künstliche Kluft von sich getrennt hielten und ihre eigenen herabgekommenen Standesgenossen aus ihrer Mitte stießen; mit andern Worten, als die Aristokratie zu einer Oligarchie ausartete, deren Glieder sich zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Sonderrechte solidarisch mit einander verbanden, da untergruben sie den Boden ihrer Macht und Herrschaft und bahnten den Weg zur Demokratie. In Gegenden, wo der Ackerbau die Hauptbeschäftigung bildete und die an die Hufe gefesselte Bevölkerung in einzelnen Gehöften und Weilern über das Land zerstreute, geschah dieser Uebergang später und langsamer als in Ländern und Orten, wo die Bequemlichkeit der Lage oder die Unfruchtbarkeit des Bodens zu Handel und Industrie führte und einen wohlhabenden Bürgerstand und daneben eine brodlose neuerungssüchtige Volksmenge erzeugte. Der Kampf gegen die bevorrechteten Geschlechter, die häufig durch Aufstellung einer Schatzung oder eines Vermögens-Census als Bedingung der Theilnahme an der bevorzugten Stellung und an den Staatsämtern die Schranken noch enger zogen und somit der Oligarchie auch noch den Charakter der Timokratie aufdrückten, wurde an manchen Orten dadurch schneller zum Ziel geführt, daß irgend ein Mitglied der Vornehmen, sei es aus Ehrgeiz, aus Parteileidenschaft oder aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Staatsveränderung sich von seinen Standesgenossen trennte und der Volkspartei als Führer, als „Demagog" diente. Dadurch gesellte sich zu der physischen Uebermacht des Demos die Intelligenz und überlegene Kriegskunst der Oligarchie und verschaffte natürlich dem erstern den Sieg; und wenn auch das dankbare Volk dem Anführer die Herrschaft überließ, so war diese doch nur von vorübergehender Dauer; die Tyrannis war überall nur die Uebergangsform von der Oligarchie zur Demokratie.

Oligarchie.

Tyrannis.

Demokratie. Unter Demokratie oder Volksherrschaft versteht man diejenige (republikanische) Staatsform, worin alle Mitglieder gleiche Berechtigung zur Theilnahme an der Staatsgewalt in allen ihren Lebensäußerungen besitzen, und worin die gesetzgebende, richterliche und administrative Thätigkeit nur von der Gesammtheit, oder in ihrem Namen durch gewählte und verantwortliche Vertreter geübt wird. Sie beruht also auf dem Grundsatz der Volkssouveränetät, wonach die Gesammtheit der Staatsangehörigen, d. h. die freien und mit vollem Bürgerrecht versehenen Männer als der Inbegriff der vollen Staatsgewalt und die Quelle der Gesetzgebung erscheint. In der strengsten Folgerichtigkeit ihrer Idee ist die Demokratie eine Staatsform, worin das Volk sich selbst regiert, so daß der Regierende und Regierte nur eine und dieselbe Person ist und folglich die Gesammtheit selbst ihre eigenen Interessen wahrnimmt. Da aber diese Idee in solcher Ausdehnung in der Wirklichkeit sich nicht wohl realisiren läßt, so beschränkt sich das Recht der in der Volksversammlung repräsentirten Gesammtheit auf die Aufstellung der Gesetze und auf die Wahl, Controlirung oder Entsetzung der mit der Ausführung und Handhabung der Rechtsbestimmungen betrauten Richter und Beamten. Freiheit der Rede in Wort oder Schrift und Gleichheit Aller vor dem Gesetze ist die nothwendige Bedingung dieser Volkssouveränetät; auf letzterer beruht die Gerechtigkeit, die als Fundamentaltugend dieser Staatsform walten und gelten muß; denn wo die Herrschergewalt und die numerische Uebermacht vereint sind, wird Freiheit und Recht der Einzelnen leicht verletzt. — Die Demokratie ist nicht für alle Verhältnisse geeignet. Sie verlangt zu ihrem Gedeihen patriotische Tugend und Gesinnung, opferwillige Hingebung des Einzelnen an das Gesammtwohl, Einfachheit und Uebereinstimmung in Sitten und Lebensweise, möglichste Gleichheit in Vermögen und Bildung und eine mäßige Bevölkerung des Landes. Denn bei der ausgedehnten persönlichen Freiheit, bei der regen politischen Thätigkeit und bei der Betheiligung Aller an dem öffentlichen Leben gewährt die Demokratie einen weiten Spielraum zur Entfaltung heftiger Leidenschaften, die bald die Volksfreiheit, bald die Staatseinheit in Gefahr bringen. Während die gemäßigte Demokratie ihre Souveränetätsrechte nur bei Feststellung der Gesetze und bei der Wahl der Vertreter geltend macht, die Ausführung der Geschäfte aber den verantwortlichen Beamten überläßt, sucht die absolute Volksherrschaft bei Besetzung der öffentlichen Stellen die Zahl der Mitglieder möglichst zu mehren und durch Verkürzung der Amtszeit und häufigen Wechsel den Zutritt Aller oder doch sehr
Ochlokratie. Vieler herbeizuführen. Dadurch aber kommt in das öffentliche Leben eine Beweglichkeit, in die Gesetzgebung eine Wandelbarkeit und in die Volksgemeinde eine Neuerungssucht, welche der Demokratie die feste Grundlage raubt und ihre Entartung zur Ochlokratie, zur Herrschaft der Masse herbeiführt. Diese bildet dann zur Oligarchie den reinen Gegensatz, indem wie hier die begüterte Minderzahl über die ärmere Mehrzahl, so dort die ärmere Mehrzahl über die begüterte

und vornehme Minderzahl herrscht und ihr die Staatslasten größtentheils allein aufbürdet. Dadurch erreicht der Demos den doppelten Zweck, die reicheren Bürger zu schwächen und der Masse allmählich gleich zu machen, und seinen eigenen Mitgliedern auf Kosten der Staatskasse einen hinreichenden Unterhalt zu verschaffen. In dieser Ausdehnung fällt alsdann die Demokratie gewöhnlich der Leitung schlauer und gewandter Demagogen anheim, die durch Schmeichelei, Verführungskünste und Rednergaben die Masse zu bestimmen und zu beherrschen verstehen, bis aus dem gährenden Schooß ein Führer ersteht, welcher die durch Parteiwuth zerrissene, durch Vereine, Clubs und geheime Verbindungen unterwühlte und unter der leidenschaftlichen Aufregung alles Vaterlandsgefühls, aller Bürgertugend und alles Gemeinsinns beraubte Masse mit starker Hand und mit der Gewalt des Schwertes bändigt.

Der monarchische Rechtsstaat.

Da somit in der Despotie oder absoluten Einherrschaft die Freiheit der Einzelnen, in der Demokratie oder Volksherrschaft die Einheit des Staatsganzen gefährdet erschien, so kam man bei reiferer politischer Einsicht zu einer aus beiden Elementen gemischten Staatsordnung, zu dem monarchischen Rechtsstaat, worin die einheitliche Kraft der Monarchie sich mit der Freiheit der Demokratie verband und das Staatsganze durch ein höchstes allgemeingültiges Grundgesetz zu einem organischen Rechtsinstitute gebildet wurde. — Dieser monarchische Rechtsstaat nahm nach der Natur der Völker oder nach den Umständen, denen er seine Entstehung verdankte, verschiedene Gestalten an. In manchen Staaten ging er aus dem Feudalismus hervor, indem bei fortschreitender Entwickelung aller Staatsangehörigen der in Bauerschaft und Bürgerthum geschiedene dritte Stand dem Adel und der Geistlichkeit näher rückte und durch Freibriefe oder Handfeste eine rechtliche Stellung und den ihm gebührenden Antheil an der Gesetzgebung und Rechtspflege erhielt. In dieser auf einer ständischen Verfassung ruhenden Monarchie gilt der König als die Quelle und der Kanal der Gesetze, die, wenn auch von den Ständen berathen und genehmigt, doch nur durch ihn ins Leben treten können; der ständisch gegliederte Reichs- oder Landtag hat vorzugsweise die Aufgabe, den Mißbrauch der Gewalt zu verhüten, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen abzuwehren und die Staatsangehörigen in ihren materiellen und geistigen Rechten zu schützen. Ursprünglich auf Herkommen, auf Gewohnheit oder auf besonders ertheilten Rechten und Freiheiten beruhend, kann diese ständische Verfassung durch zeitgemäße Uebereinkunft, durch Verbesserung und genauere Bestimmung der einzelnen statutarischen Rechte allmählich zu einem gesetzlichen und rechtlichen Verhältniß zwischen dem erblichen Throne und dem mündig gewordenen und zum Bewußtsein seiner Bedeutung gekommenen Volke umgestaltet werden.

Ständische Verfassung. (side-note beside "Dieser monarchische Rechtsstaat …")

Constitutionelle Monarchie.

Aber selten tritt ein so ruhiger Verlauf ein; selten geht der ständische Feudalstaat durch friedliche Vereinbarung in den monarchischen Rechtsstaat über; gewöhnlich entsteht zuerst eine Störung des alten Zustandes im Sinne des Ab-

solutismus, auf die dann ein revolutionärer Gegenschlag zu Gunsten der Freiheit und Demokratie folgt. Glücklich das Volk, dem alsdann das große Werk gelingt, mittelst Vertrag oder Vereinbarung einen Staatsbau auf gerechter Grundlage aufzuführen, so daß der Thron mit „republikanischen Institutionen umgeben“ erscheint, ohne daß dabei der fürstlichen Würde zu nahe getreten oder die monarchische Gewalt allzusehr verkürzt wird. Dieser monarchische Rechtsstaat, nach dem Vorbilde Englands auch constitutionelle Monarchie genannt, vereinigt die Bestandtheile aller bisher entwickelten regelmäßigen Staatsformen, der Monarchie, Aristokratie und Demokratie in weiser Mischung, so daß er von allen die guten und gerechten Eigenschaften sich aneignet, die Entartungen dagegen fern hält. Bald nähert er sich mehr der republikanischen Staatsidee mit Hervorhebung der Volkssouveränetät, so daß der Fürst als der erste Diener des Staats dasteht, in der Wahl seiner Großbeamten und Räthe sich nach der ausgesprochenen Willensmeinung der Vertretungskörper zu richten hat und den Gesetzen denselben Gehorsam schuldet, wie der geringste Unterthan, ja sogar hie und da der Wahl und Entsetzung unterworfen sein kann; bald tritt das monarchische Prinzip mehr hervor, wobei dann die Volkssouveränetät beseitigt ist, der Fürst, seine Würde von „Gottes Gnaden“ herleitend, für seine Person über dem Gesetze steht und bei den ständischen Berathungen sich das Recht der Gesetzesvorlage (Initiative) vorbehält. Soll aber dieser auf einer vereinbarten Verfassung beruhende Rechtsstaat Kraft und Ansehen haben, so muß das Grundgesetz in unantastbarer Heiligkeit dastehen, geschützt gegen jede Verletzung, gesichert vor jedem Angriff und gehütet durch parlamentarische Gewalten. In derselben Mannichfaltigkeit wie die Fürstenmacht kommt auch das Volksrecht, das wesentlich in dem mehr oder weniger ausgedehnten Wahlrecht der Vertreter und in der parlamentarischen Freiheit besteht, zur Erscheinung. Dadurch wird die mehr aristokratische oder mehr demokratische Färbung der constitutionellen Monarchie bestimmt.

Verschiedene Arten von Staaten.

Allein nicht blos in Verfassung und Einrichtung sind die Staaten von einander verschieden, sondern auch in den nationalen Bestandtheilen. „Gleiche Volksart von Haus aus,“ sagt Dahlmann in der Politik, „das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugniß seit Jahrhunderten gleich verstandener Lebenserfahrungen, bilden eine glückliche Mitgabe für den Naturstaat auf seinem dornichten Wege zur bewußten Durchbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die stille Urbildung der Natur unterbrochen, indem sie verschiedenartige Stämme und Volksthümlichkeiten über einander schichtete.“

Die Geschichte weis't dreierlei Arten von Staaten auf: 1) Einheitliche Staaten, wo eine einzige Nation zu einem durch natürliche Grenzen abgeschlossenen Staatsganzen verbunden ist. 2) Eine Staatenvielheit, wenn eine einzige Nation politisch geschieden und zerrissen wird. Hier kann ein drei-

facher Fall eintreten: entweder sind solche Staaten von einander getrennt und ohne innere Verbindung, oder sie bilden einen Staatenbund, so daß jeder einzelne große oder kleine Staat seine Selbständigkeit bewahrt und dennoch eine gemeinsame Bundesregierung, bestehend aus Abgeordneten der verschiedenen Landesregierungen, an der Spitze des Ganzen steht, oder endlich, sie sind zu einem Bundes- oder Föderativstaat vereinigt, indem nicht nur die Regierungen, sondern auch die Bürger eines jeden Staates durch Abgeordnete (Deputirte) vertreten (repräsentirt) sind, die einzelnen Staaten nur als Glieder eines großen Ganzen bestehen und in allen Dingen, welche die Gesammtheit betreffen, nach Innen und Außen ein gemeinsames Handeln statt findet. 3) Gemischte Staaten, wo mehrere Völker verschiedener Sprache und Abstammung zu einem politischen Ganzen durch Gewalt und Eroberung vereinigt sind. Diese letzte Gattung ist in der Wirklichkeit und in der Geschichte am häufigsten vorhanden; und wie hart auch anfangs das Loos der Unterworfenen sein mochte, mit der Zeit ging häufig aus der Vermischung eine zweite gelungenere Volksnatur und gediegenere Staatsbildung hervor. „Denn," heißt es bei Dahlmann, „tritt so das Band der ursprünglichsten Blutsverwandtschaft allmählich zurück, so verstärkt sich dagegen das Band des örtlichen Zusammenseins mit dem Wachsthum der Bildung. Das unbestimmte Heimathsgefühl der Naturvölker, welches hauptsächlich nur Liebe zu den Genossen und zu gewissen Lebensarten ist, steigert sich mit dem Fortrücken der Bildung und namentlich durch Werke der bildenden Kunst zur örtlichsten Vaterlandsliebe."

II.

Wie das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen in staatlichen Verbindungen die mannichfaltigsten Gestalten annahm, von den einfachsten Naturzuständen zu den ausgebildetsten Staats- und Rechtsformen sich entwickelnd, so auch in den Mitteln und Wegen, durch welche das menschliche Dasein bereichert und verschönert wird, in der Vertauschung und Produktion der Güter und Erzeugnisse für den Bedarf und den Schmuck des Lebens.

Aller Handel war anfangs Tauschhandel wie er noch jetzt bei wilden Stämmen sich findet; und in dieser einfachen Art verliert sich sein Ursprung in das höchste Alterthum, in die Zeiten, wo die Menschen anfingen gesellschaftliche Ordnungen zu gründen und die Bedingungen ihres Zusammenlebens durch Gesetz und Uebereinkunft festzustellen. Die Bewohner fruchtbarer und gesegneter Länder tauschten ihren Ueberfluß gegen die Natur- und Kunstprodukte aus, die ihnen andere Völker aus der Nähe und Ferne zuführten, und bereicherten somit ihr Leben und ihre Genüsse mit den Gaben, die ihnen die eigene Landesnatur versagt oder karg zugemessen hatte. Die Noth, die Genußliebe und der Erfindungsgeist der Menschen erschufen bald Mittel und Wege, die Erzeugnisse der verschiedenen

Tauschhandel.

Gegenden und Himmelsstriche Allen gemein zu machen. Diesen Charakter behielt der Handel bei allen wilden und halbwilden Völkerschaften auch dann noch bei, als die cultivirten Staaten den Tauschhandel längst verlassen und den Ausweg erfunden hatten, den edeln Metallen einen bestimmten gemeingültigen Werth beizulegen und ausgeprägte Geldmünzen zu einem künstlichen bequemen Tauschmittel umzuschaffen.

Land- oder Caravanen-handel.

In den ersten Zeiten wurde der Handel ausschließlich zu Lande getrieben; denn wenn man auch frühe Fahrzeuge erfand, um die breiten und tiefen Ströme zu überschreiten, und längs der Küste hinzusegeln, so dauerte es doch lange, ehe man sich auf die offene See wagte, wo man das feste Land aus dem Auge verlor; auch konnte man sich auf dem Meere gegen die feindlichen Angriffe räuberischer Küstenbewohner und verwegener Piraten weniger sicher stellen, als gegen die Ueberfälle wilder Völkerstämme im Innern des Landes. Da die europäischen Nationen später in das Culturleben eintraten als die Bewohner der beiden andern Erdtheile und die peninsularische Lage derjenigen Staaten, die im Alterthum überhaupt an dem Culturleben Theil nahmen, nur dem Verkehr zur See offen stand, so beschränkte sich der Binnen- oder Landhandel ausschließlich auf Asien und einen Theil von Afrika. Und hier nahm er frühe die großartige Gestalt an, die wir mit dem Namen Caravanenhandel bezeichnen. Die Beschwerden und Gefahren der Handelszüge durch weite oft von wilden Räubervölkern bewohnte und durch Gebirge, Wüsten und unfruchtbare Steppen unterbrochene Länderstrecken machten Verbindungen vieler Menschen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen nothwendig. Es bildeten sich daher frühzeitig Handelsgesellschaften, die mit vereinten Kräften die Kosten zur Bewerkstelligung und Beschützung großer Waarenzüge aufbrachten. Schon die Menge von Kamelen, die sowohl zum Fortbringen großer Lasten, als zum Ausdauern bei langen Reisen, besonders durch wasserarme Gegenden vorzüglich geschickt sind, und deren man sich daher hauptsächlich bei weiten Handelsreisen bediente, erforderte eine große Anzahl Menschen, die ihre Wartung verstanden und zur Ertragung der Mühseligkeiten abgehärtet und an Klima und Natur gewöhnt waren; auch bedurfte man waffengeübter Begleiter, um feindliche Ueberfälle abzuwehren und erfahrener, der Gegend kundiger Führer. Darum traten die Handelsleute mit den Nomadenstämmen der Steppen in Verbindung; diese lieferten ihnen die Lastthiere und übernahmen zugleich die Verpflegung, Leitung und Beschützung des Zuges. Bei der Unentbehrlichkeit des Kamels, das die Araber sinnig als das „Schiff der Wüste" bezeichneten, und der Nomadenvölker, die mit der Zucht und Wartung dieser nur im Freien gedeihenden Thiere umzugehen verstehen, blieb der Caravanenhandel ausschließlich auf die Länder beschränkt, in welchen beide, Hirten und Thiere, die zu ihrem Leben nothwendigen Bedingungen des Klima's, der Landesbeschaffenheit und der Nahrung vorfanden. Dies ist aber nur in Asien und Afrika der Fall, wo daher das Caravanenwesen stets seine Heimath hatte.

Bedarf aller Verkehr zu seinem Gedeihen einer gewissen Regelmäßigkeit, einer zu bestimmten Zeiten und an gewohnten Orten sich wiederholenden Concentration, so ist dies namentlich eine Lebensbedingung des Caravanenhandels, wo die Verbindung wegen großer Entfernung sehr schwierig und der Verkehr nur ein persönlicher zu sein pflegt. Daher sind die Caravanenzüge an bestimmte Wege und Standpunkte gewiesen sowohl zur Erleichterung der Einkäufe und Verkäufe als wegen der Beschwerlichkeit ja Unmöglichkeit durch fremde unbekannte Länder zu ziehen. Bei der Wahl solcher Straßen und Niederlassungsorte diente die Natur selbst als Führerin, indem sie in den großen Steppen und Sandwüsten, welche die Handelszüge durchschreiten mußten, „mit sparsamer Hand einzelne Ruheplätze bereitete, wo der Wanderer und sein Lastthier unter dem Schatten der Palmen und bei der Kühle der Quellen die Erquickung finden, deren sie bei so großen Mühseligkeiten nothwendig bedürfen". Solche Rastplätze oder Stationen wurden der Mittelpunkt alles Zwischenhandels, der Markt für alle Waaren, der Centralort alles Verkehrs. Dort entstanden ehrwürdige Tempel und Heiligthümer, welche das bewegte Treiben der Kaufleute durch ihr Ansehen schützten und dem ganzen Handel die Weihe der Religion aufdrückten, welche als Ziel der Wallfahrten viele Andächtige anzogen und somit dem religiösen wie dem weltlichen Leben als Mittelpunkt und Anhalt dienten. Daß an solchen Tempel- und Caravanenorten bald stolze und mächtige Städte emporwuchsen, die dann als große „Kaufmannsstädte" alle Schätze und Reichthümer, alle Pracht und Herrlichkeit der Welt in sich vereinigten, lag in der Natur der Sache.

Handelsgegenstände.

So großartig sich indessen der Caravanenhandel gestalten mochte, seine Thätigkeit blieb bei der mühsamen Weise des Transports im Vergleich mit dem Seehandel stets großen Beschränkungen unterworfen. Wie gering sind die Lasten, zu deren Fortschaffung Hunderte von Kamelen erforderlich sind, im Vergleich zu der Tragfähigkeit eines großen Seeschiffes! Deshalb waren alle Handelsgüter, die großen Raum oder Gewicht einnehmen, vom Verkehr ausgeschlossen. Selbst mit Getreide wurde kein eigentlicher Handel getrieben; die zur Ernährung der volkreichen Städte nothwendigen Kornlieferungen waren mehr ein Anliegen der Regierungen als der Kaufleute. Was zur täglichen Nahrung und Kleidung diente war kein Gegenstand des Binnenhandels; die Lebensart richtete sich nach den Erzeugnissen des Landes oder der nächsten Umgebung, so daß alle jene Produkte und Rohstoffe, die heut zu Tage den wichtigsten Theil des Handels bilden, in den einfachen Zeiten des frühen Alterthums davon ausgeschlossen waren. Kostbarkeiten, Gegenstände des Luxus und Wohllebens und einige beim Opferdienst gebräuchliche Dinge bildeten die wichtigsten Handelsartikel. Indien mit seinem Reichthum an edeln Metallen und Steinen, an Perlen und Elfenbein, an Gewürzen und Räucherwerk, das der heidnische Cultus in Masse verbrauchte, mit seinen feinen Webereien aus Seide, Wolle und Baumwolle war der ergiebigste Markt, das Ziel und der Ausgangspunkt des morgenländischen Carava-

nenhandels, welcher, da er alle Völkerschaften, durch deren Gebiete er zog, zur Theilnahme anregte, einen noch größern Einfluß auf die Cultur übte als der mehr auf die Küstenländer beschränkte Seehandel und jene großen Städte ins Dasein rief, die in den ersten geschichtlichen Zeiten als Sitze der Civilisation weit hin leuchteten aber auch die Herbergen der Ueppigkeit und des Luxus und die Pflanzstätten entnervender Wollust und entehrender Laster wurden.

Seehandel. Nicht blos der Landhandel, sondern auch der Verkehr zur See nahm seinen Anfang an den günstig gelegenen Küsten Asiens und Nordafrika's. Bei der mangelhaften Erdkunde der Alten und bei der Scheu vor den Gefahren, die auf unbekannten Meeren den verwegenen Kaufmann treffen konnten, dauerte es lange, bis man sich auf die offene See wagte; und als es endlich einzelne unternehmende Männer über sich gewannen, die Küste aus dem Auge zu lassen und das Meer durchkreuzend die gegenüberliegenden Länder aufzusuchen, blieb doch die Schiffahrt fast ausschließlich auf das Mittelmeer in seinen verschiedenen Theilen und das damit zusammenhängende schwarze Meer beschränkt. Mögen auch die Phönizier in einzelnen kühnen Fahrten diese Grenze überschritten haben, mag auch der indische Ocean mit dem arabischen und persischen Meerbusen von den angrenzenden Völkerschaften durchschifft worden sein, für die Geschichte des Welthandels waren diese vereinzelten mehr durch Tradition als durch sichere Ueberlieferung bekannten Unternehmungen so wenig von Bedeutung als die uralten Sagen von der verschwundenen Insel Atlantis im fernen Westmeer oder die Erzählungen von der Umschiffung der Südspitze Afrika's durch phönizische Seefahrer für die Entdeckung von Amerika oder des Seewegs nach Ostindien. Das mittelländische Meer, das die drei alten Erdtheile an ihren Küsten bespült, blieb der Schauplatz des Seehandels in der vorchristlichen Zeit. Wie hätten die Völker des Alterthums mit ihren kleinen Ruderschiffen und ohne Compaß sich aus diesem abgeschlossenen Meeresbecken hinauswagen und mit Gefahr ihres Lebens bei fremden Völkern unbekannte Güter und Schätze aufsuchen sollen, da doch die ihnen leicht zugänglichen Länder alles zum genußreichen Dasein Erforderliche in reicher Fülle darboten? Auch schreckten die im Alterthum weitverbreiteten Fabeln und Erzählungen von den Gefahren und Abenteuern, welche den verwegenen Seefahrer an den fernen Küsten der Barbaren erwarteten, von kühnen Wagnissen zurück und die kluge Politik der Handelsleute, die ihre Unternehmungen gerne in geheimnißvolles Dunkel hüllten und zur Vermeidung der Concurrenz oft absichtlich Irrthümer und Entstellungen ausstreuten, nährte diese abergläubische Scheu.

Auch der Seehandel war im Alterthum höchst einfach und lediglich auf den Kauf, Verkauf oder Umtausch von Waaren beschränkt; Umsatz des Geldes, was die Seele des heutigen Verkehrs bildet, war noch kaum bekannt; die Einfachheit des Staatslebens und der Besteuerung ließ Finanzsysteme und Geldspeculationen im Großen nicht aufkommen und der Mangel eines geregelten und zuverlässigen

Postverkehrs nöthigte den Kaufmann, die Leitung des Schiffes und den Umsatz der Waaren selbst zu übernehmen, namentlich in entlegenen von minder civilisirten Völkern bewohnten Ländern; Commissionsgeschäfte waren entweder gar nicht vorhanden oder von sehr geringem Umfang. Die Handelsartikel zur See blieben im Ganzen dieselben wie bei dem Caravanenhandel; nur daß Wein, Oel und andere Landesprodukte, deren Transport für Lastthiere schwierig oder unmöglich war, mehr in den Vorgrund traten und daß Kleidungsstoffe und Werke der Industrie zum gewöhnlichen Gebrauche einen größeren und ausgedehnteren Absatz erlangten.

Ein altes Sprichwort nennt die Noth die Mutter der Erfindungen und sicherlich sind die Menschen zur Erzielung gesunder und reichlicher Nahrungsmittel, zweckmäßiger dem Klima und der Abwechselung der Jahreszeiten entsprechender Kleidung, bequemer Wohnungen und nützlicher Werkzeuge, Geräthschaften und Waffen hauptsächlich durch die Noth und das leibliche Bedürfniß geführt worden. Nicht minder wirksam jedoch erwies sich die Genußliebe und der angeborene geistige Trieb, die Außenwelt sich zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Das Streben nach sinnlichen Lebensgenüssen führte den natürlichen Menschen zur Bereitung wohlschmeckender Speisen mit Hülfe des Feuers und mittelst künstlicher Verbindung verschiedenartiger Stoffe; mit der Zeit fügte er Gewürze bei; und schon frühe lernte er die Reize aufregender und berauschender Getränke kennen. Die erste Bekleidung schufen sich die Naturmenschen theils zum Schutz gegen die Kälte und Hitze, gegen Regen und Sturm, theils aus einem angebornen Schaamgefühl, um ihre Blößen zu verhüllen; bald aber erwachte die Gefallsucht und Liebe zum Schmuck und fügte zu dem natürlichen Bedürfniß die künstliche Sitte und die conventionelle Form; nicht blos, daß man in die Kleidung mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung brachte, man salbte auch den Leib, man schmückte einzelne Glieder mit Gold, Perlen und Edelgestein, man zwängte den natürlichen Wuchs hie und da in eine künstliche Gestalt. Die anfangs aus Holzstämmen, Steinen und Erde roh zusammengefügten Wohnungen wurden bei zunehmender Bildung und Civilisation durch kunstmäßige Gebäude ersetzt und das Streben nach Genuß und sinnlichem Wohlbehagen durch bequemes Hausgeräth befriedigt und durch Erregung des Kunstsinnes und Geschmacks veredelt und in eine höhere Richtung gebracht. Die Noth und die Mühseligkeit der Arbeit führte den natürlichen Menschen frühe zur Bereitung einfacher Waffen und nützlicher Werkzeuge. Holz, Steine, Knochen u. dgl. mußten so lange kümmerlich hinreichen bis durch die Auffindung und Bereitung der Metalle der erste wichtige Schritt zur Cultur und reichern Lebensgestaltung gethan wurde. Kupfer und Eisen blieben fortan die Grundelemente der Industrie, die Träger und Gehülfen aller umfassenden Gewerbthätigkeit, die Stoffe, woraus sowohl das schneidende und verwundende Schwert und die Kriegswerkzeuge zum Angriff und zur Abwehr als die zur Hebung und Förde-

Industrie.

rung der Künste des Friedens dienenden Instrumente bereitet wurden, so daß sich in der Handhabung und technischen Verarbeitung der Metalle der Zeitpunkt erkennen läßt, wo ein Volk aus dem instinktiven Naturleben allmählich in den Zustand der Cultur und des selbstbewußten Erfindens und Schaffens überging. Die Werkstätte der Schmiede und Metallbereiter steht an der Schwelle der Civilisation, in einer geringen Entfernung vor dem gebildeten Städteleben, dem großen Tummelplatz der Industrie und Handelsthätigkeit.

Städteleben. Wie alle andern Lebensrichtungen wird auch die Industrie der Culturstaaten zunächst dadurch erzeugt, daß die einzelnen Erfindungen und Fertigkeiten zu einem umfassenden Ganzen vereinigt, oder durch Sondern und Individualisiren die einzelnen Kräfte und Thätigkeiten mehr geschärft und ausgebildet werden, und da bei mechanischen und technischen Verrichtungen das Erlernen und Absehen von dem größten Einfluß auf die Vervollkommnung der Erzeugnisse ist, so trägt das Zusammenleben in größern Städten, die dadurch begründete Wechselbeziehung aller Zweige der Betriebsamkeit und der durch das gegenseitige Beispiel geweckte Trieb der Nacheiferung und Rivalität sehr viel zur raschen Hebung und Entfaltung des Industrie- und Güterlebens bei.

Die Vereinigung vieler Menschen auf einem kleinen Raume erzeugt complicirte Lebensformen und mannichfache durch Uebereinkunft (Convenienz) festgesetzte Sitten und Anstandsregeln; es entsteht ein durch sociale Unterschiede, durch Rang, Stand und Vermögensverhältnisse vielgestaltetes Zusammenleben, auf dem dann der Luxus, die Ueppigkeit, das Wohlleben und die Genußsucht ihr buntes Reich aufschlagen und zu Erfindungen und Industrieerzeugnissen anspornen. Die Nahrungsmittel werden mannichfaltiger und ausgewählter und mit Hülfe der Kunst aus dem gesammten Thier- und Pflanzenreich bereitet; die Gewänder und die zur Erhöhung der häuslichen Bequemlichkeit und Schönheit wie zur Bereicherung der Lebensgenüsse dienenden Stoffe erhalten vermittelst der Webekunst und Färberei immer schönere und edlere Farben und Formen; zur Bereitung zierlicher Geräthschaften und Gefäße vereinigen sich kunstmäßige Formen mit edlen Stoffen, und zum Schmuck des Lebens müssen die todten Reiche der Natur ihre Schätze bieten.

Chinesen und Aegypter.

I. Die Chinesen.

Benutzte Literatur: Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages cet. des Chinois, par les missionaires de Pekin. Paris 1797—1814. t. 1—14. 4. — Le Chou-king, un des livres sacrés des Chinois traduit et enriché de notes par P. Gaubil. Paris 1770. — Histoire générale de la Chine ou Annales de cet Empire; traduites du Tong-kien-kang-mou par J. A. M. de Moyrac de Mailla, publiées par Grosier. Paris 1777—80. t. I—VII. 4. — Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches. Herausgegeben von K. Fr. Neumann. Stuttgart und Tübingen 1847, und von demselben: China opened, or a display of the topography, history, customs cet. of the Chinese empire; revised by A. Reed. Lond. 1838. — Ferd. Freiherr v. Richthofen, China. I. Berlin 1877. 4. — Dr. A. Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Zweiter Theil, enthaltend: das Geistesleben der Chinesen, Japanesen und Indier. Bresl. 1853. — The Sacred Books of China, the Texts of Confucianism translated by James Legge I. Oxford 1879. — Plath, Die Religion und der Cultus der alten Chinesen. (Abhandlungen der philos.-philolog. Classe der bayerischen Akademie. Bd. IX. München 1860.) 4. — Edkins, Chinese Buddhism. London 1880.

1. Abriß der chinesischen Geschichte. Confucius.

Das Kaiserreich **China**, welches mit Einschluß der nach und nach dazu erworbenen Nebenländer und Vasallenstaaten (Mantschurei, Korea, Mongolei, Kl. Bucharei, Tibet, Anam und Tong-kin) an Flächeninhalt und Bevölkerung den ganzen Erdtheil Europa übertrifft, umfaßt im engeren Sinne 18 Provinzen des weiten Länderkreises, der im Osten der gewaltigen mittelasiatischen Hochlandmasse, umgrenzt nach Norden von den Ausläufern des heiligen Himmelsgebirges (Tien-schan), nach Westen durch den steilen Rand des tibetanischen Hochlandes und nach Südwesten durch die Anfänge der hinterindischen Gebirgszüge, sich fächerförmig in die Randmeere des Großen Ozeans hineinbreitet. Die östlichste Fortsetzung des Kuen-lun, welche weit in dies Gebiet hineinragt, theilt es in zwei Hälften, von denen die nördlichere, das Stromland des vielgewundenen gelben Fusses (Hoang-ho) zwischen kahlen Höhenzügen in unerschöpflicher Fülle von dem fruchtbaren Lößboden bedeckt wird und sich nach dem Meere zu einer weiten Ebene verflacht. Das mittlere und südliche China dagegen, welches

Landes- und Volksnatur.

von dem Jang-tse-kiang oder Ta-kiang und dem Si-kiang durchflossen wird, wird von der Abdachung des tibetanischen Hochlandes eingenommen, deren vielgegliederte Berg- und Hügel-Landschaften mit üppigem Pflanzenwuchse und herrlichen Gärten bedeckt sind. Diese Verschiedenheit verschwindet jedoch neben dem viel schärferen Gegensatze, in welchem alle Theile China's zu dem es umgebenden, abflußlosen, mit allem für das Gedeihen höherer menschlicher Gesittung überaus kärglich versehenen Binnenlande stehen. Während das letztere der Tummelplatz unstäter Nomadenhorden blieb, bieten sich hier in seltener Ergänzung diejenigen Gaben der Natur, welche das menschliche Leben wohnlich und genußreich zu machen im Stande sind. Selbst in dem kalten und hochgelegenen Uebergangslande des Nordwestens lohnt das ergiebige Erdreich noch reichlich die Aussaat von Weizen, Hirse und Gerste, in den Thalebenen des Südens gelangt die Feldfrucht zwei- ja dreimal im Jahre zur Reife, in den Niederungen gedeihen Reis und Zuckerrohr vortrefflich, südlich vom Kuen-lun ist die Heimath der duftigen Theestaude, in den nördlichern Provinzen die der kostbare Fäden spinnenden Seidenraupe, und in den Hinterindien angrenzenden Gestaden erheben sich Palmen und andere schmuckvolle Bäume neben Citronen, Feigen und Granatäpfeln in die heitere Luft. Es gebricht nicht an nutzbaren Metallen. Die fortgesetzte Wirkung der zahlreichen Gewässer hat die Schranken gemildert, welche in den westlichern Ländern die Gebirgszüge dem Verkehr entgegenstellen, und ohne starkes Gefälle durchmessen sie den langen Weg von ihrem Ursprung zum Meere. Die Flußebenen wurden daher die natürlichen Heerstraßen, an denen entlang ein Volk mongolischer Herkunft, nicht mit raschem Siegeslaufe und durch kühne Waffenthaten, sondern mit stiller, zäher Beharrlichkeit Schritt für Schritt vorrückend, über das gesammte Land seine Niederlassungen ausbreiten konnte. Wo es vordem ansässig war, darüber weiß die Ueberlieferung nichts zu berichten, mancher Fingerzeig deutet aber darauf, daß es in den Oasen der großen Steppenmulde des Schamo die Kenntnisse des Ackerbaus und den Sinn für seßhaftes Leben gewonnen hat, welche es befähigten, in seiner neuen Heimath in völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt seinen Racen- und Charakter-Eigenthümlichkeiten in einer höchst eigenartigen Gesittung Ausdruck zu geben, deren früh erstarrte Formen noch gegenwärtig Kraft genug besitzen, trotz aller geschichtlichen Wandlungen und der mannichfachen Besonderheiten der Lebensweise, der Sprache und Abstammung der 420 Millionen Einwohner China's diese zu einem einzigen Staate und Volksbewußtsein zu vereinigen.

Schon die alten Schriftsteller, welche ihre Nachrichten über China durch Handelsleute auf dem Landwege erhielten und es daher in die weiteste Ferne verlegten, preisen den Ueberfluß des Landes an Thieren, Bäumen und Früchten aller Art und den Reichthum an edler Seide, welche die Einwohner zu den kostbarsten Stoffen verarbeiteten und damit einen beträchtlichen Handel trieben, und

schildern die Seres in dem nordwestlichen gebirgigen „Seidenland" (Serica) als ein sanftes, gerechtes, mäßiges, Ruhe und Gemächlichkeit liebendes Volk, das in gänzlicher Abschließung lebe, allen Umgang mit andern Völkern meide und große und reiche Städte besitze. In ihrem Handel mit den Skythen, Parthern und andern Nachbarvölkern hätten sie die Waaren in der Wüste niedergelegt und dort andere dafür in Empfang genommen, ohne sich in einen weitern Verkehr einzulassen, lauter Züge, die noch auf die heutigen Chinesen passen und von dem uralten und unwandelbaren Charakter ihrer Natur und ihres Wesens Zeugniß geben.

Die Chinesen, das einzige Volk der mongolischen Race, das den halbwilden Zustand des Nomadenlebens überschritten hat, werden nur darum an den Eingang der Geschichte gestellt, weil sie wie ein verdorrter Zweig am Culturbaume seit den ältesten Zeiten fortbestehen, ohne irgend einen Einfluß auf den Bildungsgang derjenigen Völker zu üben, deren Entwickelung der Weltgeschichte angehört. Zu merkwürdig in ihrer eigenthümlichen typischen Bildung, und zu wichtig für die Geschichte und Cultur der benachbarten Völker Ost-Asiens, um ganz übergangen zu werden, und doch ohne die lebensvolle historische Entwickelung, vermöge deren sie in den vollen Strom der Weltgeschichte eingereiht werden könnten, stehen sie an der Schwelle und Vorhalle, um nach einer flüchtigen Darstellung ihrer religiösen, staatlichen und socialen Zustände, ihrer Industrie, Handels- und Gewerbthätigkeit, die im Wesentlichen stets denselben Grundcharakter bewahrt haben, für immer ausgeschieden zu werden aus dem Bereiche der Geschichte. — China ist eine Welt für sich, nicht blos in Beziehung auf das Menschen- und Volksleben, sondern auch durch die Natur und Beschaffenheit des Landes. In diesem Lande, sagt Ritter, „bildete ein von der übrigen Welt abgesondertes Volk sich wie Insulaner, mit einem sich selbst bewundernden Egoismus, auf eine so höchst eigenthümliche Weise, zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des einzelnen Menschen da außerordentlich zurückgedrängt werden mußte. Der Charakter des Gesammten hat den des Individuums verschlungen". Aber nicht blos die Landesbeschaffenheit, nicht blos die durch Gebirge, Meere und die über 300 Meilen weite chinesische Mauer abgeschlossene Lage erzeugte den einförmigen typischen Charakter, auch die mongolische Abkunft und angeborne zähe Natur des Volkes, das den verschiedensten klimatischen Umgebungen sich anzupassen versteht, ohne von seiner Lebensweise und Sitte zu lassen, wirkte in derselben Richtung. Wie sich der kaukasische Menschenstamm schon in der äußern Körperbildung durch Formenreichthum, durch Mannichfaltigkeit der Züge, durch verschiedene individuelle Gestaltung vor den übrigen Racen auszeichnet, der mongolische und äthiopische Menschenstamm dagegen viel mehr Einförmigkeit und typische Gleichheit in Gestalt und Gesicht zeigt: so tritt derselbe Unterschied auch in der geistigen Entwickelung ein. Die Chinesen bilden gleichsam die Grenzlinie, über welche bis jetzt die mongolische Race in der Entwickelung zur Cultur nicht hinausgekommen ist. „Natur und Geschichte haben an ihnen das Aeußerste zeigen wollen, was aus mongolischer Civilisation werden kann." Tritt nun schon bei dem Orientalen überhaupt das Individuum hinter das Volksganze zurück, wie viel mehr mußten die Chinesen, die durch ihre Abstammung und Landesnatur auf ein stationäres, einförmiges Sonderleben gewiesen waren, einem eigenthümlichen Nationaltypus und einen instinctiven Volksgeist annehmen und behaupten! Daher trägt auch das chinesische Wesen den Charakter einer Natur-Nothwendigkeit an sich und hat eine so gewaltige Kraft, daß es alles Fremde in seine Natur umwandelt und daß keine Eroberer im Stande waren, das chinesische Volks- und Staatsleben anders zu gestalten.

Die ältere Geschichte China's, die nur aus einheimischen Quellen geschöpft werden kann, ist dunkel, unzuverlässig und mangelhaft, da den Einwohnern jeder Sinn Stabiler Charakter der Geschichte.

für ein wahrhaft geschichtliches Leben abgeht und die Annalisten aus nationaler Selbstüberhebung und Eigendünkel die Anfänge des Reichs und die Begründung der Religion und Staatsordnung in eine fabelhafte Vorzeit hinaufrücken, um ihnen größeres Ansehen und einen geheiligten Charakter zu verleihen. Dem Chinesen gelten die bestehenden Einrichtungen und Zustände als die heiligen und vernunftmäßigen Ordnungen, die von Anbeginn an vorhanden gewesen und deren Umgestaltung als ein schuldvolles Eingreifen in den gesetzmäßigen Verlauf des nationalen Daseins angesehen wird. Daher ist bei ihnen für die kühne, Neues schaffende That, die den Kern alles wahrhaft geschichtlichen Lebens bildet, kein Raum und kein Boden. In der Bewahrung der Urzustände, die man sich als ein goldenes Zeitalter der vollkommensten bürgerlichen Ordnung und daher des größten menschlichen Wohlergehens denkt, oder in der Wiederherstellung derjenigen Theile, die eine vorübergehende Störung oder Veränderung erfahren, besteht nach chinesischer Anschauung die Aufgabe der Menschheit. Die Geschichte ist deshalb ohne Entwickelung; sie ist nur die anthropologische Seite der Naturkunde und soll im Staatsleben eben so das Gesetzmäßige, Ewige und Unveränderliche darstellen wie die Himmelskunde im Planetenlauf und in den Bewegungen der Sonne. Immer wird auf das Alterthum als das Ideal der Menschheit verwiesen. Dieses starre Dasein wird nur durch Anstoß von Außen in vorübergehende Schwingungen versetzt. Die Jahre des Glücks und des Friedens haben keine Geschichte.

Urzeit. Nach der chinesischen Geschichtserzählung sind vor grauen Jahren die Stammväter des „schwarzhaarigen Volkes" aus dem Nordwesten von den Ebenen im Norden des Hochlandes des Chuchunor in das Thal des Weï, eines Nebenflusses des Hoang-ho, niedergestiegen, haben die im Zustande der Wildheit lebenden Urbewohner besiegt und theils vernichtet oder vertrieben, theils unterjocht und zur Annahme ihrer eigenen Sitten, Sprache und Eigenthümlichkeiten gebracht, so daß die Unterworfenen mit den Eroberern allmählich zu Einem Volke verschmolzen. Große Fürsten, unter denen besonders die Namen Fu-hi, Jao, Schun und des Ministers und Nachfolgers des letzteren, Jü hervorleuchten, hätten dann die ersten Keime der Bildung und Gesittung gepflanzt; sie hätten die Wildniß durch den Ackerbau bezwungen, hätten den Anbau des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupen befördert und hätten das Land, das unter Fu-hi und Jao von furchtbaren Wasserfluthen überschwemmt worden, durch Kanäle entwässert und urbar gemacht; sie hätten das Volk an häusliches und geselliges Zusammenleben, an friedlichen Verkehr und an die Ordnung der Ehe gewöhnt; sie hätten die Grundlagen des Staats gelegt, gute Gesetze eingeführt und den heiligen Dienst des Himmels begründet. Bis auf Jü, dessen Regierungszeit auf 2205 vor unserer Zeitrechnung gesetzt wird, hätten Wahlkaiser geherrscht; mit seinem Sohn habe die erste erbliche Dynastie Hia begonnen. Soviel läßt sich aus den alten Nachrichten erkennen, daß das Reich aus bescheidenen Anfängen sich nur langsam erweiterte und geraume Zeit nicht mehr als die Landschaften am Weï und am untern Hoang-ho bis zum Meerbusen von Pe-tschi-li und dem Gelben Meere umfaßte, und daß die einzelnen Theile und deren Fürsten sich anfangs einer verhältnißmäßig hohen Selbständig-

keit erfreuten, bis es kräftigen Herrschernaturen gelang, das Ansehn, welches der Kaiser als das patriarchalische Oberhaupt der ganzen Volksfamilie genoß, zu der Machtbefugniß eines höchsten irdischen Herrn und Gebieters zu erweitern, die übrigen Fürsten dagegen in die Stellung von verantwortlichen Verwaltungsbeamten zu bringen.

Sind die Zeiten des Fu-hi und Jao, wo die Gesetzgebung, Verfassung, Religion und Cultur des Volkes ihre Begründung gefunden, und die daher als die heilige Periode der ideellen Herausbildung des chinesischen Wesens in besonderer Verehrung stehen, entschieden fabelhaft, so trägt auch die Geschichte der beiden ersten Dynastien Hia und Schang (oder Jin), die unter großen Dynastie Hia 2205—1767. Lasterthaten und Empörungen bis zum J. 1123 v. Chr. regiert haben sollen, Dynastie Schang 1766—1123. das Gepräge der Unsicherheit und Entstellung. Erst mit dem hochgefeierten Wu-wang, dem Gründer der dritten Dynastie Tscheu, deren Herrschaft bis Dynastie Tscheu 1122—256. in die Mitte des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung dauerte, beginnt eine etwas zuverlässigere Periode. König Wu-wang selbst gilt als der eigentliche Gesetzgeber China's, der dem Staat seine vollendete Organisation gegeben. Aber auch die Tscheu-Dynastie, unter welcher c. 550 v. Chr. Kung-fu-tse geboren wurde, artete aus; die Verschwendung, Wollust und Lasterhaftigkeit der Herrscher, die Ränke und Frevelthaten des Hofes erzeugten Bürgerkriege und Empörungen und stürzten das Reich, welches zwar im Nordwesten etwas an Umfang eingebüßt, im Süden dagegen sich bis über die Mündung des Jang-tse-kiang und weit über dessen mittleren Lauf hinaus vergrößert hatte, in große Verwirrung. Eine gänzliche Auflösung drohte hereinzubrechen, indem in einzelnen Provinzen die Verwalter und Anführer die oberste Gewalt nur noch dem Namen nach anerkannten und unabhängige Herrschaften zu begründen trachteten; es schien als ob die unumschränkte Monarchie in China durch ein loses Feudalsystem wieder verdrängt und der „Sohn des Himmels" durch ein trotziges Vasallenthum in seiner Macht verkürzt werden sollte. Daß trotzdem die Dynastie so lange fortbestand, hatte sie lediglich der gegenseitigen Eifersucht der Fürsten zu verdanken, deren fünf zeitweilig zu einem Bunde vereinigt das Land in Wirklichkeit beherrschten. Diesem Zustande der Zerrüttung machten die Fürsten aus dem Hause Tsin ein Ende; sie bemächtigten sich der Herrschaft in der ihnen Dynastie Tsin 255—206. übergebenen Provinz, nahmen den Königstitel an, besiegten dann die übrigen Feudalherren und gewannen endlich den Kaiserthron (221 v. Chr.) durch Schi-hoang-ti, Schi-hoang-ti 246—210. einen Fürsten von gewaltigem Herrschergeist und durchgreifender Thatkraft aber von despotischer Gesinnung. Er hob die kaiserliche Machtvollkommenheit auf den höchsten Gipfel und brach auf immer die Feudalherrschaft der Großen, deren Lehen er einzog; und um die Rückkehr dieses Zustandes für alle Zeiten unmöglich zu machen, soll er Befehl gegeben haben, wie ihrerseits schon vor ihm verschiedene Feudalherren in ihrem Interesse in den Provinzen es gethan hatten, alle schriftlichen Denkmale der früheren Zeit, auf welche sich

die unzufriedenen Vasallen zur Begründung ihrer Rechte zu berufen pflegten, insgesammt zu vernichten, um den Anhängern der frühern Zustände jede Stütze zu entziehen. Ein strenger und rücksichtsloser Begründer der kaiserlichen Allmacht verfolgte Schi-hoang-ti Alles, was diesem Streben im Wege stand, sowohl die Literatur als die Schüler des Kung-fu-tse, dessen Lehren um diese Zeit ihre größte Verbreitung und ihr höchstes Ansehen hatten. Er ließ den Schu-king und Schi-king (212) ins Feuer werfen und 460 unzufriedene Literaten lebendig begraben. Es wird ihm nachgesagt, daß er den Lehren seines gleichgesinnten Ministers Li-se folgend seine Persönlichkeit an die Stelle des Volksgeistes zu setzen, das chinesische Wesen umzustürzen und die Gesetze des Alterthums und die herkömmliche Verfassung zu beseitigen versucht habe, und er wird deshalb von den chinesischen Geschichtschreibern als Tyrann und Feind des Himmels dargestellt; doch wird die abschreckende Schilderung, welche von ihm uns entworfen ist, dahin zu ermäßigen sein, daß er, dessen Geschlecht von den sagenhaften Herrschern der Urzeit, deren Titel (Hoang-)ti, er auch wieder annahm, abzustammen sich rühmte, mit allzu schonungsloser Hand die verkünstelten Regierungsformen abzuschaffen trachtete, welche, mit dem Anspruche aus dem höchsten Alterthume zu stammen, unter den Tscheu aufgekommen waren und deren Herrschaft schließlich unmöglich gemacht hatten. Wie schlecht begründet das ehrwürdige Ansehen dieser Einrichtungen war, ließ sich damals wohl schwerlich verkennen; die Verwaltung, welche Schi-hoang-ti an deren Stelle zu setzen suchte, war, der heutigen ähnlich, viel geeigneter für sein weites Reich, um dessen innern Wohlstand er sich unstreitig, so besonders durch das Anlegen großer Kunststraßen, Verdienste erwarb. Dieselbe Energie zeigte Schi-hoang-ti nach Außen. Er dehnte die Grenzen des Reichs bis zu einem Umfange aus, welcher dem gegenwärtigen nur im Südwesten nicht gleichkommt und auch Tong-kin einbegriff, und ließ zum Schutze wider die Einfälle der nördlichen Nomadenvölker, der Hiung-nu, den
c. 213. größten Theil der berühmten **großen Mauer** errichten, welche im Westen bei der Stadt Sutschen beginnt und auf einer Strecke von mehr als 300 Meilen über Berge, Thäler, Abgründe, Flüsse, bis zum Meerbusen von Pe-tschi-li fortläuft. An wichtigen Pässen und besonders gefährlichen Stellen ist sie doppelt, ja dreifach, überall 26 F. hoch, und oben eben so stark als an ihrer Grundfläche, mit einer 5 F. hohen Brustwehr, mit Schießscharten und in bestimmten Entfernungen mit kegelförmigen Thürmen versehen. Schon zwei seiner Vorfahren, Könige von Tschin, hatten dies Werk begonnen, welches nicht allein als Schutzwehr China's, sondern auch für die Geschichte des Abendlandes von der höchsten Bedeutung ist, weil die raublustigen Steppenbewohner von nun an statt nach China nach Westen ihre verheerenden Kriegszüge richteten.

Wenige Jahre nach Schi-hoang-ti's Tod erlosch mit der Ermordung seines Sohnes (206) die Dynastie Tsin im vierten Geschlechte. An ihre Stelle trat das
Dynastie Han 202 vor—263 n. Chr. Herrscherhaus **Han**, das den Lehren des Kung-fu-tse mit großer Anhänglich-

keit ergeben war und sie zur höchsten Regel der Regierung erhob; und da von dem gebrochenen Feudalwesen der unumschränkten Kaisermacht keine Gefahr mehr drohte, so ließen die ersten Herrscher dieser Dynastie die alten Schriften wieder aufsuchen und herstellen. Die einzelnen noch vorhandenen Fragmente wurden an einander gereiht und die Lücken aus dem Gedächtniß ergänzt; die alten Reichsannalen (Schu-king) sollen nach den Angaben eines neunzigjährigen Gelehrten, der dieselben auswendig gewußt, von Neuem niedergeschrieben und in der Folge durch ein gerettetes Exemplar auf Bambuplatten ergänzt worden sein; eine Angabe, die, wenn sie richtig ist, die Unzuverlässigkeit der ältern Geschichte China's nicht minder darthut als der wenig glaubwürdige Inhalt. — Unter der Han-Dynastie hatte übrigens das chinesische Reich seine höchste Blüthe im Innern und seine größte Ausdehnung nach Außen. Durch wiederholte Kriegszüge, welche seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gegen die westlichen Räubervölker unternommen wurden, gelang es, nicht allein diese zu unterwerfen, sondern auch Handelsbeziehungen zu gewinnen, durch welche das Abendland die erste Kunde von den Serern und den Erzeugnissen ihres Landes und Fleißes erhielt, und Ming-ti's großer Feldherr Pan-tschao, ein Zeitgenosse 95 n. Chr.
Trajans, drang sogar bis an das kaspische Meer vor. Und wenn auch diese westlichen Eroberungen in der Folge wieder aufgegeben wurden, so waren sie für China doch dadurch wichtig, daß aus dem Oxusgebiet der Weinstock und die Wallnuß in das Reich verpflanzt und die Gartencultur durch die Einführung vieler neuen Bäume, Kräuter und Blumen sehr gehoben ward. Zugleich verbreitete sich unter dem Schutze des Kaiserhauses Han die Lehre des Kung-fut-se über alle Länder der chinesischen Herrschaft und schlug feste Wurzeln. Unter den folgenden Dynastien (Tsin 263—420 n. Chr.; die nördlichen Sung 420—479; Tsi 479—502; Liang und Tschin 502—589; Sui 589—617; Tang 617 —906) sank der Glanz des Reiches; die Laster und Gräuelthaten eines verschwenderischen Hofes und die Schlaffheit wollüstiger und unkriegerischer Herrscher erzeugten Aufstände, Spaltungen und bürgerliche Unruhen, welche die Reitervölker des Westens und Nordens zu feindlichen Einfällen und zu Eroberungen von längerer oder kürzerer Dauer benutzten. Erst unter dem großen Kaiser Tai-tsung aus dem Geschlechte der Tang, welcher seinem Namen solchen Tai-tsung 627—650 n. Chr.
Glanz verlieh, daß sogar ein oströmischer Kaiser ihm eine Gesandtschaft schickte, und der dem Reiche die Länder am Tarym, sowie Korea einverleibte, beginnt im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wieder eine glorreiche Periode, wo die äußern Feinde besiegt und unterworfen werden, wo die Verwaltung eine verbesserte Gestalt erhält, wo Handel und Gewerbe wieder aufblühen, wo Literatur und Wissenschaft Pflege und Aufmunterung finden. Das Geschlecht des Tai-tsung, dessen Tugend und Weisheit ihn zum Liebling des Volkes machten, bestand im 8. und 9. Jahrhundert fort; doch bildeten die spätern von Weibern und Günstlingen regierten schwachen Fürsten dieses Hauses den Uebergang zu

der Periode des Verfalls, deren Gang und Schicksale am Schluß dieses Abschnittes noch eine kurze Erwähnung finden sollen. Die chinesischen Geschichtsbücher, auch wo sie in hellere Zeiten eintreten, bieten einen unerquicklichen Inhalt; die trockene Aufzählung äußerlicher Begebenheiten von ermüdender Gleichförmigkeit, die Darstellung von Empörungen, Dynastienwechsel und Hofgräuel werden durch keine Poesie gehoben, durch kein volksthümliches Element belebt, durch kein menschliches Interesse erwärmt. „Name auf Name drängt sich der Reihe nach auf das Papier, und die unbedeutenden Vorfälle des Hofes sind die Annalen der Nation.“ In dem erstarrten Strom der chinesischen Geschichtsbücher spiegelt sich keine Volksentwickelung, kein echtes historisches Leben ab, weil in der Wirklichkeit kein solches vorhanden war. Der Blick ist nicht in eine hoffnungsreiche Zukunft gerichtet, sondern in eine schöne Vergangenheit, deren Verfall und Untergang unaufhörlich beklagt wird; die Ursachen dieses Verfalls, die Störungen des gesetzmäßigen Verlaufes des Volkslebens durch Sünde und Laster und durch Willkürhandlungen einzelner Persönlichkeiten, bilden den Hauptinhalt der geschichtlichen Darstellung, durch die daher auch „ein schneidender Klageton“ zieht. Und doch ist diese Klage der einzige belebende Hauch, der die dürre Zeitrechnung, das öde Register der Namen und Thatsachen und die aktenmäßige Aufzeichnung der Staatsreden durchdringt. Die Geschichte der Chinesen ist eine Sache des Gedächtnisses, wie ihre Bildung eine Sache des Verstandes und der technischen Fertigkeit; Geist und Gemüth finden darin keine Nahrung; der Sinn ist zu, das Herz ist todt; es fehlt das Morgenroth der Begeisterung, der Schwung der Phantasie, der Hauch der belebenden Poesie.

Verlauf der spätern Geschichte.

Die Zeiten des Verfalls der chinesischen Geschichte lassen sich in 3 Perioden theilen: 1) nach dem Untergange der Tang folgen in einem halben Jahrhundert auf einander nicht weniger als 5 Dynastien. Diese Wirren gestatten dem kriegerischen in der südöstlichen Mongolei heimischen Volke der Chitan (oder Liao) die nördlichen Provinzen zu erobern. Sie werden als Oberherren anerkannt, und 947 nimmt sogar einer von ihren Herrschern die Kaiserwürde an. Die letztere verbleibt schließlich der Sung-Dynastie (961—1280); doch auch diese ist nicht fähig, die Eindringlinge zu vertreiben, muß ihnen vielmehr seit 1043 Tribut zahlen und muß auch allen Ansprüchen auf den Nordwesten China's zu Gunsten des neuentstandenen Reiches Hia oder Tangut entsagen. Als das Reich der Chitan dem der mantschurischen Judschi oder Kin, welche sich 1114 empörten, nicht ohne Mitwirken der Sung erlag, gewannen die Kin eine noch größere Machtstellung in China, als ihre Vorgänger besessen hatten. Sie führten den Kaiser auf einem von Ochsen gezogenen Wagen durch die Reihen seines weinend an den Straßen knieenden Volkes als Gefangenen fort, ließen sich von dessen Nachfolgern die Länder des Nordostens bis an die linken Nebenflüsse des Jang-tse-kiang abtreten und erhoben von ihnen Tribut. Doch bald erschlafften sie im Genusse einer ihnen ungewohnten Cultur, so daß das immer mehr verringerte, oft auch in seinen eignen Grenzen durch Aufruhr hart bedrängte Reich der Sung, unter dem edlen Hiao-tsung, zu dessen Zeit der größte Gelehrte China's Tschu-hi lebte, wieder zu innerm Wohlstande gelangen konnte (1163—1189), und schließlich den Untergang seiner Widersacher (1234) überdauerte. Im Kriege der Mongolen gegen die Kin standen die Chinesen auf Seiten der erstern, kamen dann aber unter die Herrschaft des Mongolenchan Chubilai (oder Kublai), des Enkels des gewaltigen Tschingis-

chan's Temutschin, der den chinesischen Kaiser in Gefangenschaft führte (1279). Unter ihm wird China dem Abendlande besonders durch den großen venetianischen Reisenden Marco Polo bekannter als je zuvor. Hierauf herrschen die Mongolen 89 Jahre über China, anfangs kräftig, dann aber durch Laster sinkend. Doch blieb das chinesische Wesen bestehen; auch die Mongolen konnten nur nach den bisherigen Gesetzen regieren; der Volksgeist war mächtiger als ihr Despotismus. Mehr noch als dies ohnehin geschah hätten sie sich dem Chinesenthume angepaßt, wenn sie nicht bereits, als sie China eroberten, zum Buddhismus in der Form, welche dieser bei den altaïschen Völkern gewonnen hatte, bekehrt gewesen wären. Die 2. Periode von 1368—1644 unter der Dynastie der Ming wird als die Zeit der Restauration von der Fremdherrschaft bezeichnet. Es erwachte ein großer Eifer, die alten Erinnerungen und Lehren wieder zu kräftigen und zu verbreiten. Hong-wu, zuerst ein Hirtenjunge, dann ein Räuberführer, stürzte an der Spitze der um ihn geschaarten Patrioten die Mongolenherrschaft; er ist der letzte große Kaiser, der das Volk zur Tugend und Einfachheit anhielt und im Sinne Jao's und Schuns zu regieren suchte. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde China durch innere Empörungen und durch den Andrang der Mantschu zugleich verwirrt. Der letzte König der Ming durchsticht seine Tochter und tödtet sich dann selbst nebst seiner Gattin. Hierauf beginnt die dritte bis auf die Gegenwart reichende Periode unter der Herrschaft der Mantschu. Obschon auch diese nach den herkömmlichen Gesetzen regierten, sind sie doch als Fremdlinge, die nur kriegerische Thätigkeit lieben und geistige Bildung verachten, bei dem Volke verhaßt und in geringem Ansehen.

Das chinesische Wesen, wie es sich in Religion, Sitte und Staatsleben kund gibt, wird auf den großen Weisen und Gesetzgeber **Kung-fu-tse (Confucius)** zurückgeführt. Als nämlich die alten Einrichtungen, Lehren und Satzungen, die unter dem frommen König Jao und andern gottesfürchtigen Herrschern der Vorzeit eingeführt sein sollen, durch die Nachlässigkeit, Schwachheit und Lasterhaftigkeit späterer Kaiser in Verfall gerathen waren, und unsittliche Gewalten Verwirrung und Unfriede erzeugt und die alte Glückseligkeit getrübt hatten, da wurde Kung-fu-tse, ein in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsener Mann, der sich in das chinesische Alterthum vertieft und die entarteten Zustände seiner Zeit im Vergleich zu der früheren Vortrefflichkeit schmerzlich empfunden hatte, Wiederhersteller der alten Gesetze und Einrichtungen. Von dem Grundsatz ausgehend, daß der Mensch von Natur tugendhaft sei und daß es nur guter Beispiele bedürfe, um das ganze Volk gut zu machen, stellte er die Sitten und Zustände der alten Zeit und das Thun und Sein der früheren Geschlechter als Spiegel des sittlichen Lebens auf und suchte, indem er die alten Ueberlieferungen des Volkes, die King genannten Schriften beständig als Autorität brauchte und ihr Studium empfahl, Sinn für Recht und Tugend zu wecken. So wurde er der Begründer eines Lehrsystems, das sich über alle Lebensthätigkeiten des Volkes verbreitete und das ganze geistige Sein bedingte. Er selbst hat sorgfältig den Schein jeder Neuerung vermieden und jeglichem Anlaß zu einer solchen vorzubeugen gesucht. „Meine Lehre," sagte er, „ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und überliefert haben; ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen; ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit; sie ist unveränderlich, wie der Himmel selbst von dem sie stammt. Ich streue nur, wie der Landmann, den empfangenen Samen unverändert in die Erde." Confucius lebte von 551—479 v. Chr. erst geehrt von den Fürsten des kleinen, südlich vom Meerbusen von Pe-tschi-li gelegenen Staates Lu und mit Aemtern und Würden belohnt, dann verfolgt und in die Verbannung gestoßen. Wißbegierige Jünger umgaben ihn überall und sogen die Lehren der Weisheit und praktischen Klugheit von seinen Lippen. Sein Name stand zu allen Zeiten in höchster Verehrung, sein Andenken wurde durch Erinnerungstempel gefeiert, seine Tugend und

Confucius c. 500 v. Chr.

Weisheit über die aller Sterblichen gesetzt, sein Geschlecht in den höchsten, den einzigen in China zur Zeit erblichen Adelstand erhoben. Die von ihm aufgestellten und durch zahlreiche Schüler, besonders Meng-tse (c. 360 v. Chr.), Tscheu-tse (1017—1073 n. Chr.) und den „Fürsten der Wissenschaft" Tschu-hi oder Tschu-tse (1130—1200 n. Chr.), verbreiteten und erläuterten Lehren wurden bald der Mittelpunkt des geistigen Lebens in China. Das wichtigste Werk des Kung-fu-tse war die Wiederherstellung der Reichs- und Volksreligion, als deren Stifter der sagenhafte König Fu-hi gilt. Sie ist bis zur Stunde der herrschende Glaube, neben welchem nur noch die Lehre des Lao-tse und der aus Indien eingedrungene Buddhismus einige Bedeutung erlangen konnten.

2. Religionswesen.

a) Staatsreligion.

Entstehung der Staatsreligion.

Die chinesische Staatsreligion beruht auf dem Volksglauben der vorgeschichtlichen Zeit. Aus den ältesten dem chinesischen Volke gemeinsamen religiösen Vorstellungen hat sich eine Reihe frommer Gebräuche entwickelt, welche die ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen überlebt haben, denn schon im Beginne des geschichtlichen Zeitabschnittes waren die letztern im Absterben begriffen. Befangen in den nächstliegenden Sorgen des Erdenlebens fühlte von vorn herein der Sinn des Chinesen sich zu heimisch in der wirklichen Welt, als daß es nach seinen Begriffen eine Bestimmung des Menschen hätte geben können, welche über das diesseitige Leben hinausreichte. Daher beschäftigte seine Phantasie und sein Nachdenken die übersinnliche Welt des Glaubens viel weniger um ihrer selbst willen als wegen des Einflusses, den man ihr auf das Wohlergehen des Menschen zuschrieb. Die chinesische Religiosität ließ sich darum an Lebensregeln genügen, welche bald zu einem unabänderlichen Herkommen wurden und an sich für wirksam galten. Begünstigt wurde dies dadurch, daß nach altem patriarchalischen Brauche man keiner Priester bedurfte, da der Cultus von Denjenigen ausgeübt wurde, welche auch sonst die Familie, die einzelnen Landschaften oder das ganze Volk vertraten. Zu opfern und zu beten war nicht ausschließlicher Beruf theologisch erzogener Männer, sondern eine gelegentliche Pflicht in bestimmten Lebensstellungen. Wem hätte es da obliegen sollen, aus den religiösen Ueberzeugungen des Volkes eine einheitliche Lehre zu gestalten und diese zu überliefern? Je mehr aus den anfänglich locker einander verbundenen Theilfürstenthümern ein einheitlich regierter Beamtenstaat sich herausbildete, um so mehr wurde auch die heilige Sitte der Vorfahren von den chinesischen Staatsmännern als eine rein staatliche Vorschrift aufgefaßt. Sie galt ihnen gleich dem übrigen von den Vätern ererbten Herkommen als eine ehrwürdige, erprobte Errungenschaft der Vorzeit. Sie wahrten darum die überlieferten Formen wie ein Palladium ihres Volksthums. Doch ihr nüchterner auf praktische Erfolge gerichteter

Sinn blieb der eingehenden Untersuchung religiöser Probleme und der Beschäftigung mit dem Wunderbaren und Uebernatürlichen abhold. Sie verhielten sich ablehnend gegen alles was nicht Gegenstand der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung werden konnte. Diese Denkweise bekunden schon die religiösen Erörterungen, welche im Schu-king erhalten sind, denn in ihnen kommen viel mehr politische als religiöse Gesichtspunkte zur Geltung.

Der alte chinesische Volksglaube schrieb die in der Natur zweckmäßig wirkenden Vorgänge, ihren Bestand und ihr Leben dem Dasein von Wesen zu, welche man nach ihrem Wollen und Empfinden sich dem Menschen ähnlich dachte, und die man durch Gebete und Opfer zu ehren und zu segensreichem Wirken zu bewegen suchte. Man huldigte ihnen in der Natur, da wo man sie in ihrer Thätigkeit verkörpert oder unsichtbar gegenwärtig glaubte. Sie blieben für den Cultus nur geistige an die Naturerscheinungen gebundene Kräfte. Aber doch scheint dies nicht die älteste Anschauung zu sein, weil man von einzelnen Gattungen der Naturgeister glaubte, sie könnten als freie Persönlichkeiten eine ihnen besonders eigene phantastische oder thierische Gestalt annehmen und in dieser dem Menschen erscheinen. Alte Lieder wissen von Geistern zu melden, die von hohen Bergen herabstiegen, um die Geburt besonders begabter Menschen zu veranlassen. Man muß den Himmel sich einst als einen ganz persönlichen Gott gedacht haben, wenn man von seiner leiblichen Fußspur erzählen konnte und wenn man berichtete, daß die Ahnherrn der Dynastien Schang und Tscheu von ihm abstammten, sowie daß er mit einem König geredet habe. Aber diese mythische Betrachtungsweise ist in der geschichtlichen Zeit bis auf wenige Spuren beseitigt. Vor Lao-tse und Kung-fu-tse kam in China bereits eine Naturphilosophie auf, welche dem Volksglauben entgegen beflissen war, die Naturvorgänge mechanisch auf die Mischungen bestimmter Stoffe und die Wirkung ihrer Eigenschaften zurückzuführen. Dieser Denkweise, welcher die Naturkräfte für unpersönlich und für vom Stoffe unzertrennlich galten, dürfen wir es zuschreiben, daß man zwar fortfuhr den Geistern der Natur zu huldigen, aber aus ihnen keine eigentlichen Naturgötter machte und es sich wenig angelegen sein ließ, feste Vorstellungen darüber zu gewinnen, wie man sich ihr Wesen und Walten in der Welt und wie man sich ihr Verhältniß zu einander zu denken habe. Dies zu ergründen fühlte man sich auch um so weniger getrieben, als von vorn herein für das religiöse Bewußtsein des Chinesen dem Menschen die Natur als eine große Einheit gegenüberstand. Es liegt das daran, daß dieses Volk in der ältesten Zeit in so einfachen Verhältnissen lebte. Damals fielen die Naturbedingungen für sein Gedeihen fast gänzlich mit denjenigen zusammen, welche den erfolgreichen Betrieb des Ackerbaues gestatteten. Die letztern wiederum erschienen durch die regelmäßige Wiederkehr der gleichen Vorgänge im Wechsel der Jahreszeiten so begünstigt und so viele Kräfte wirkten dabei fördernd zusammen, daß daraus der Eindruck gewonnen werden mußte, Gesetzmäßigkeit und Harmonie sei das

Naturdienst.

Wesen der den Menschen umgebenden Welt und ihr inneres Leben an eine unverbrüchliche Ordnung gebunden, welche in ihrem normalen Verlaufe ganz von selbst dem Menschen den Vollgenuß der Früchte seines Fleißes vergönnte. Glaubte man zwar auch an das Vorhandensein böswilliger Geister, welche dem Menschen schaden konnten, so war man doch nicht minder überzeugt, daß gewisse Handlungen die Macht verliehen, ihren Einfluß zu bannen. Auch das scheinbar zufällige Glück und Unglück meinte man schalte keineswegs regellos, sondern es sei durch gewisse Maßregeln zu vermeiden, deren Erfolg für erfahrungsmäßig sicher galt, die man daher mit abergläubischer Vorsicht beobachtete. Wenn also unheilvolle Störungen in dem festgefugten Getriebe der Natur eintraten, z. B. Ueberschwemmungen oder Dürre, so lag der Gedanke fern, es könne das von einem Zwiespalt in der Natur selbst herrühren, etwa von einem ihrer segensreichen Ordnung feindseligen Prinzipe des Bösen. Versagte die Natur dem Menschen ihren Dienst, so meinte man vielmehr, daß entweder dieser versäumt habe ihre Gunst in der herkömmlichen Weise zu gewinnen, oder, wenn allen Satzungen genügt war, daß er selbst dieser Gunst unwerth geworden sei, weil seine Lebensweise gegen die Naturordnung verstoße und sich nicht wie alles andere in der Welt nach dem ihr innewohnenden Gesetze richte. Es gab keine schrankenlosen Naturgewalten, sondern nur durch die eigene Schrankenlosigkeit kehrte der Mensch die ewige Ordnung um und bereitete sich selbst den Untergang. Diese Annahme entgötterte zwar die Welt und machte aus ihr einen ehernen, leeren, nur dem Würdigen Heil spendenden, dem Unwürdigen Vernichtung drohenden Mechanismus, dafür aber gewann durch sie die chinesische Religion an sittlicher Vertiefung. Die Natur forderte von dem Menschen mehr als bloße Unterordnung und Verehrung, sie gebot ihm auch das rechte Maaß und Ordnung in allen Beziehungen seines Lebens und wachte über der Erfüllung all seiner Pflichten. Die letztern vermag der Mensch durch seine Vernunft zu erkennen, sie ergeben sich von selbst aus seiner Stellung zu den übrigen Menschen und aus der Stellung der Menschheit zur Natur. So kam man zu einer Pflichtenlehre, welche zwischen religiösen und bürgerlichen Aufgaben keinen Unterschied mehr machen kann, denn an der Erfüllung aller Pflichten haftet die religiöse Scheu, daß durch ihre Vernachlässigung mehr als die gesellschaftliche Ordnung aufgehoben, daß dadurch der Fortbestand nicht allein des Staates, sondern auch der Menschheit gefährdet werde. Diese im Schu-king bereits deutlich ausgesprochene Ueberzeugung erklärt die Zähigkeit, mit welcher der Chinese an dem Herkommen seines Volkes hängt, denn nach der herrschenden Auffassung ist dasselbe die einzig mögliche, schon von der Weisheit der Vorzeit klar erkannte Form, in welcher der Mensch ungefährdet seiner Naturbestimmung getreu leben kann. Da den chinesischen Denkern der Begriff einer Offenbarung unbekannt war, schon weil für sie das Göttliche nicht außer der Natur besteht und sich im wesentlichen mit der Natur deckt, soweit diese des Menschen Thun beherrscht, waren sie bestrebt, alle

Pflichten auf einfache Naturgebote zurückzuführen. Die Anhänger Kung-fu-tse's fanden den Ursprung aller Sittlichkeit in dem Hiao, d. h. dem Pietätsverhältnisse, in welchem die Kinder zu den Eltern stehen, und eins der King genannten Bücher, das Hiao-King, entwickelt wie aus dieser einfachsten Verpflichtung alle Lebensregeln für den Menschen und vor allem für das Vorbild aller Menschen, den Herrscher, entstehen. Der Cultus dagegen war nur aus seiner früher erprobten Nützlichkeit zu rechtfertigen und wurde auf die Dauer nur als eine nothwendige Einrichtung beibehalten. Er trug schon frühzeitig ein abschreckend nüchternes Gepräge. Ihm fehlt die religiöse Begeisterung und Innigkeit, welche das Gemüth in eine verklärte Welt der Ideale versetzt. Man erledigt ihn mit geschäftsmäßiger Pünktlichkeit, mit der Aengstlichkeit eines auf die Wahrung des geziemenden Anstandes und gewissenhafter Beobachtung der vorgeschriebenen Etiquette bedachten Untergebenen, der seinem Vorgesetzten naht, und tritt dann froh, keinen Verstoß begangen zu haben, wieder zurück in das kalt prosaische, von keinem Sabbath unterbrochene, Alltagsleben. Der amtliche Charakter dieser Religiosität spiegelte sich auch darin ab, daß man dem Himmel den Rang eines Kaisers, der Erde den eines Fürsten, Bergen und Strömen den von Ministern zuschrieb.

Die hohe Stellung, welche dem Himmel (Tien) in dem chinesischen Cultus eingeräumt wird, verdankt er dem Umstande, daß er als Untergrund, auf welchem der Kreislauf der Gestirne und damit der Wechsel der Jahreszeiten sich vollzieht, in seiner äußern Erscheinung den Eindruck eines allen Dingen übergeordneten und allen Wechsel überdauernden Prinzips machen kann. Ihm schrieb man darum den hervorragendsten Antheil an der Erhaltung der gesammten Naturordnung zu, und da diese Ordnung als das Beste und Erhabenste galt, auch Eigenschaften wie: Güte, Milde, Hoheit u. s. w. Er galt als der Ti, „der Herrscher" schlechthin oder als „Schang-ti" „höchster Herrscher," aber man betrachtete ihn nie als eine einzige, außerweltliche Gottheit oder als Weltschöpfer. Neben ihm galt vielmehr die Erde ebenfalls als etwas uranfänglich und ewig Bestehendes, und was zwischen beiden umschlossen lag, die „10 000 Dinge" war das Erzeugniß ihrer Wechselwirkung. In diesem Sinne müssen auch noch jetzt Neuvermählte Himmel und Erde anrufen, und „Himmel und Erde angerufen haben" ist gleichbedeutend mit verheirathet sein. Der Cultus und der Volksglaube behandelten den Himmel zwar als höchstes persönliches Wesen und ließen ihn unmittelbar auf den Weltlauf einwirken, aber den chinesischen Denkern widerstrebte die Vorstellung, daß es dazu eines willkürlichen Eingreifens bedürfe. Sie geben zwar zu, der Himmel sei ein „einsichtsvoller Geist", aber sie betonen eindringlich, daß er „ohne Stimme und Geruch" sei, und verstehen unter seinem Willen nichts anderes als das, was sich aus dem schließlichen Verlaufe der Ereignisse ergibt. Besonders zersetzend wirkte auf die Auffassung der Naturordnung als der Wirkung einer persönlich gedachten Macht, wie sie im Schu-king deutlich vorhanden ist, die Beschäftigung mit einer zweifellos sehr alten materialistischen Lehre, nach welcher das ganze Weltall als das Ergebniß zweier Grundeigenschaften der in ihm von Anfang an vorhandenen Stoffe anzusehen war. Die eine, Ying, bezeichnete Alles, was licht, hell, thätig war, sich bewegte und Bewegung erzeugte, die andere, Yang, das Dunkele, in Trägheit und Ruhe beharrende, das Ying aufnehmende. Aus dieser Doppelursache versuchte man alle Eigenschaften der Dinge und deren Gesetze abzuleiten, und die harmonische Ordnung, welche aus der gegenseitigen Einwirkung jenes Doppelprinzips sich gestaltete, trat an die Stelle der höchsten Weltgottheit und

Himmel, Schicksal oder Natur galten nur als verschiedene Namen dieses Urprinzips. Das Herz des Himmels und der Erde d. i. die Weltseele, erklärte Tschu-hi, könne man zwar einen wirkungsvollen Geist nennen, aber mit dem menschlichen Geiste sei dieser in so fern nicht zu vergleichen, als er keine Gedanken habe.

Nach alter patriarchalischer Sitte durften allein die Vornehmen den Hausgeistern, nur die Theilfürsten denen des Erdbodens und Ackerbaues, der Berge und Flüsse in ihrem Gebiete opfern, und dem Kaiser war der Cultus des Himmels und der Erde, der vier Himmelsgegenden, der großen Gebirge und Ströme des Reiches vorbehalten. Tempel gab es nicht, sondern das Opfer fand im Freien statt. Später opferte der Kaiser nur Himmel, Erde, Sonne und Mond und die andern Opfer wurden mit der Bekleidung bestimmter Würden verbunden. Man suchte den früher bei Opfern entfalteten Luxus auf ein sparsames Maaß einzuschränken nicht allein aus ökonomischen Gesichtspunkten, sondern auch, weil man in der That den ganzen Cultus für etwas nicht an sich allein Heilbringendes hielt. „Wenn man nicht den Menschen dienen könne, wie vermöge man den Geistern zu dienen," sagte Kung-fu-tse und „Was nicht dein Ahngeist ist, dem opfern ist Schmeichelei."

Der Ahnencultus.

Viel tiefer in das Volksleben griff der Ahnencultus ein, welcher aus dem Glauben entsprang, daß der Geist des Menschen den Tod überlebe und in einer der bisherigen ähnlichen Art fortbestehe. Wie es den Seelen der Verstorbenen erging, wo sie weilten, das scheint von vorn herein die Chinesen weniger gekümmert zu haben, als die Lehre von den Pflichten, welche den Ueberlebenden dadurch erwuchsen. Ihre alte Volksreligion kennt kein eigenes Geisterreich und keine Vergeltung für Gut und Böse, als die im diesseitigen Leben. Ihr genügte, daß man den Tod seiner Verwandten zu betrauern und für die Erhaltung des Leichnams durch sorgfältige Bestattung Vorkehrung zu treffen hatte, um den Geist nicht zu erzürnen. Die Hochachtung ferner, welche man dem Lebenden schuldig gewesen war, mußte man ihm auch nach dem Tode dadurch weiter kundgeben, daß man seinem Geiste wichtige Familien-Angelegenheiten meldete und in zweifelhaften Fällen durch Orakel seinen Willen erforschte. Die Geister fuhren aber nicht allein fort, persönlichen Antheil am Schicksal der Ihrigen zu nehmen, sondern sie vermochten auch dasselbe glücklich zu gestalten, und wer sie zur vorgeschriebenen Zeit durch Anrufung, Musik, Tanz, durch Speise und Trank herbeilockte und erfreute, dem wurde das durch ein langes und gesegnetes Leben vergolten. Wie das zuging und in welchem Verhältnisse die Geister der Verstorbenen zu denen des Himmels und der Erde standen, darüber kam man sich nicht ins Klare.

Der Einfluß der Geister und der Grad der Verehrung, den man ihnen zu zollen hatte, war verschieden nach dem Range der Verstorbenen. Des gemeinen Mannes Ahnen mußten dabei mit einem Plätzchen in seiner Behausung vorliebnehmen; die vornehmer Leute oder der Reichsfürsten beanspruchten eigene Säle oder Tempel, die des Kaisers deren sieben. Den Geistern hervorragender Fürsten des Alterthums sagte man auch nach, daß sie zum Himmel aufgestiegen seien und im Verein mit diesem die Geschicke der Menschen lenkten. Der Geistercultus wird nicht Abbildungen der Verstorbenen dargebracht, sondern die letztern wurden anfänglich bis auf Schi-hoang-ti wenigstens bei den Ahnenfesten der Großen als körperlich in Gestalt eines der jüngsten Knaben der Familie anwesend gedacht und verehrt. Später kam es auf, in den Tempeln Tafeln mit den Namen der Verstorbenen aufzustellen und seine

Huldigungen diesen darzubringen. Schon in der ältesten uns bekannten Zeit sind die Ahnenfeste mehr große Gastereien, welche mit ceremoniellem Gepränge unter Beihülfe der Verwandten oder Vasallen das Oberhaupt der Familie zu Ehren und zum Andenken seiner Vorfahren gab als gottesdienstliche Handlungen. Bei der skeptischen Denkart der Gebildeten konnte es nicht dazu kommen, daß diese Gebräuche zur Vergötterung verstorbener Menschen geführt hätten. Sie wurden vielmehr bald nur noch hochgehalten und gewahrt, weil darin sich Familiensinn, Pietät, Achtung vor der Autorität des Alters und der Sitte der Vorzeit kund gab und weil diese staatsbürgerlichen Tugenden dadurch gepflegt wurden. Dem entsprechend soll Kung-fu-tse geäußert haben: „Wollte ich sagen, daß die Todten davon etwas wüßten, so befürchte ich, daß fromme Söhne und folgsame Enkel ihres Lebens sich entäußern könnten, um zu den Todten zu gelangen; wollte ich sagen, daß die Todten nichts verspürten, so befürchte ich, daß unfromme Söhne ihre Verwandten vernachlässigen und sie unbeerdigt lassen könnten." Die Erfüllung dieser Vorschriften gilt den Chinesen daher als eine Hauptaufgabe des sittlichen Menschen. Der Staat übernimmt die Sorge für die Bestattung und die Gedächtnißfeier derjenigen, welche sterben, ohne Angehörige zu hinterlassen, und ehrt das Andenken an um das Gemeinwohl verdiente Männer besonders an Kaiser oder Beamte, welchen segensreiche Erfindungen zugeschrieben werden. Auch einzelne Stände, Zünfte und Berufsarten haben ihre besondern Schutzpatrone. Die vornehmste Stellung in diesem Cultus großer Männer erhielt nach und nach Kung-fu-tse. Es hat den Anschein, als läge dem Cultus einzelner Schutzgeister, z. B. der 5 Ti, welche vor der Hia-Dynastie regiert haben sollen, und ihren Genossen eine alte Mythologie zu Grunde, welche man später ganz rationalistisch als wirkliche Geschichte betrachtet hat, denn die Handlungen, welche diesen Culturheroen zugeschrieben werden, tragen einen sehr mythischen Charakter.

Der mannichfache Aberglaube, welcher besonders stark im niedern Volke verbreitet ist, war im Alterthum nur durch die Orakel vertreten, welche man aus den Blättern des Schi-Krautes (der Schafgarbe) oder aus den Sprüngen gerösteter Schildkrötenschalen entnehmen zu können glaubte. Die Deutung war eine Geheimwissenschaft, welche mit ihren Vertretern früh ausstarb. Die spätere Wahrsagekunst und Zeichendeuterei ist zum Theil stark von fremdländischen Anschauungen beeinflußt. Sie entbehrt jeder höhern Weihe und beruht auf sehr äußerlicher Beobachtung und Berechnung der Natur- und Himmelserscheinungen und der darauf gegründeten guten oder bösen Tage, welche die Regierung gegenwärtig amtlich in einem Kalender der Himmelserscheinungen vorzüglich aller Sonnen- und Mondfinsternisse bekannt zu machen übernimmt. Die letztern galten seit Alters für besonders unheilvoll, weil man annahm, daß dabei diese Gestirne von einem gewaltigen Drachen verschlungen wurden, den der Kaiser durch das eigenhändige Schlagen einer Zaubertrommel zu vertreiben verpflichtet ist. Die größte Rolle im Volksaberglauben spielt das Feng-schui oder die Lehre vom „Wind und Wasser," welche sich mit den Anzeichen beschäftigt, nach denen man erkennen kann, ob ein Ort für bestimmte Zwecke glücklich oder unglücklich gelegen ist.

b) Chinesische Sekten.

Bei der Gleichgültigkeit der Chinesen gegen alles Ideale und Uebernatürliche, bei dem Mangel an religiöser Begeisterung und Kraft und bei der nüchternen Hingebung an die Wirklichkeit und das reale Dasein, wurde es andern Glaubenslehren nicht schwer, neben der Reichsreligion eine geduldete Existenz zu erwerben und bei einigen nach einer höhern Auffassung des Lebens sich sehnenden Gemüthern Eingang und Aufnahme zu finden. Doch vermochten diese,

auch wenn sie sich mit der Zeit dem chinesischen Staatscultus, der ja keine Ueberzeugung forderte und kein Bekenntniß besaß, anbequemten, nie zu allgemeiner Geltung zu gelangen; ihre Bekenner blieben eine Sekte, mit Gleichgültigkeit betrachtet und geduldet, so lange sie dem herrschenden Staatswesen nicht gefährlich schienen, aber ohne merklichen Einfluß auf die Gesammtheit.

Die Tao-Lehre.

Im Zeitalter Kung-fu-tse's wurden durch die politischen Wirren und das Zusammenbrechen der alten Staatsordnung die begabtesten Geister der Nation getrieben, nach festen Grundsätzen zu einer bleibendern Gestaltung des sittlichen und staatlichen Lebens zu trachten. Keiner von ihnen kann sich an philosophischer Tiefe und Genialität mit dem um 604 v. Chr. geborenen Lao-kiün oder Lao-tse messen, der in den Erblanden und im Dienste der Dynastie Tscheu, zuletzt als deren Reichsarchivar, lebte. Die dunkeln Aussprüche seines Tao-te-king (d. h. „klassischen Buches von Tao und der Tugend") gelten als Grundlage der Sekte der „Tao-Gelehrten". Sie enthalten Lebensanschauungen und Staatspläne, welche in der Lehre vom Tao wurzeln. So, d. h. den „Weg", nennen schon andere klassische Bücher gelegentlich das Grundprinzip aller Naturvorgänge und den Maaßstab des menschlichen Handelns. Tao ist jedoch für Lao-tse nur ein Nothbehelf, ein Ausdruck für den letzten Urgrund alles Seins, den kein Name überhaupt zu bezeichnen vermag, den man aber Tao „den Weg" nennen dürfe, weil aus ihm Alles wird und in ihn Alles zurückkehrt. Mit diesem Urprinzip der Welt steht Lao-tse's Ideal, der „heilige Mensch", in einer so stetigen und innigen mystischen Gemeinschaft, daß sein ganzes Leben vom Tao durchdrungen ist, und er in seinem Leben ganz ohne Willkür, unabsichtlich und von selbst alle die erhabenen Eigenschaften des Tao wiederspiegelt und ausübt. Nur in dieser Beziehung zum Tao ist die wahre Tugend möglich. Wie Tao in seiner höchsten Auffassung nur die bloße Möglichkeit des Seienden ist, nur der verborgene Quell, dessen Tiefe in „Nicht-Thun" beharrt, so ist auch „Nicht-Thun" das wahre Wesen der Tugend des Heiligen. Aus ihrer interesselosen, apathischen Tiefe entwickeln seine Werke sich wie durch einen Naturprozeß, als eine Phase ihrer Existenz wie die Werke des Tao, grundverschieden von der banalen Tugend des gemeinen Lebens und der Weltklugheit, die sich ihres Wesens und ihrer Zwecke bewußt sind. Dieses so zu sagen vegetative Tugenddasein des Heiligen aber ist wie Tao's unscheinbares selbstloses Wirken eine unwiderstehliche Macht, die, wo sie sich entfaltet, Alle zur Nachahmung gewinnt, bis das große Ziel erreicht ist, eine Menschheit, welche aus lauter Wesen besteht, welche das Gute thun ohne es zu wollen und zu wissen, nur weil es ihre Natur ist, heilig und gut zu sein, und sie nichts anderes zu thun vermögen. Darum ist auch Lao-tse's Staatsideal das einer kleinen Gemeinschaft, deren Angehörige nur die primitivsten Bedürfnisse hegen, die keine Schätze besitzt, welche andere Völker zu reizen vermöchten, die darum keine Waffen und keine Heere braucht und, weil sie in sich ihr Gesetz findet, keiner Regierung bedarf. Diese Lehre, die consequenteste

Durchführung der altchinesischen Anschauung von der innern Einheit, die zwischen dem Gesetz der Natur und dem des menschlichen Lebens besteht, ist in der Folgezeit wenig ausgebildet worden. Sie wurde schon frühzeitig der bloße Deckmantel einer Sekte, die statt einer sittlichen Lebensreform eine abenteuerlich verschrobene Dämonenlehre zu Tage förderte, erst dem in der Staatsreligion nicht zur Geltung gekommenen Volksaberglauben, sodann buddhistischen Träumereien sich anpaßte, und schließlich alchemistischen Bestrebungen und (weil nach Lao-tse dem Heiligen der Tod nichts anhaben kann) der Erfindung eines Unsterblichkeitstrankes nachhing. Obgleich einzelne Herrscher China's es nicht verschmähten, sich diesen bereiten zu lassen, und die Tao-Gelehrten vornehmlich unter dem Hause Sung sich oft der Gunst des Hofes erfreuten, wurde nie der Versuch gemacht, ihre Ansichten zur Staatsreligion zu erheben. Sie wurden vielmehr zur Geheimwissenschaft in den Augen der Gebildeten lächerlicher Gaukler und Geisterbeschwörer.

Der Buddhismus, der erst in der indischen Geschichte seine Darstellung finden kann, wurde in China zwar schon im Jahre 68 v. Chr. von zwei Sendboten verkündet, erhielt aber erst im dritten Jahrhundert eine größere Verbreitung besonders bei dem niedern Volke. Eine große Zahl der Schriften der nordindischen Buddhisten wurde in China eingeführt und übersetzt. Doch lernten die Chinesen eben so wie die Tibeter und die altaischen Völker diesen Glauben nur in der getrübten Form kennen, welche er in seiner Entwickelung im nördlichen Indien angenommen hatte, in der aus seinem Stifter Buddha (altchinesisch But, dann Fu-ta, zuletzt Fu genannt) die Gottheit selbst geworden und ein mit Idolen und mechanischem Formelwesen überladener Cultus entstanden war. Zu den Bekennern dieser Religion sind in China eigentlich nur deren Priester, die allmählich in die gröbste Unwissenheit versanken, zu rechnen, doch bietet ihre phantastische Glaubenswelt der Menge einen willkommenen Ersatz bei der Nüchternheit des Staatscultus, auch verschmäht sie es nicht vor ihren Altären zu räuchern und buddhistische Ideen sind tief in den Volksgeist der Chinesen eingedrungen, während sie von diesem selbst wenig aufnahmen. Für die Beförderung der Baum- und Pflanzen-Cultur war der Buddhismus in China wie in Japan von Bedeutung, da „Tempel, Klöster und Begräbnißplätze von Gartenanlagen umgeben und mit ausländischen Bäumen und einem Teppich vielfarbiger, vielgestaltiger Blumen geschmückt wurden".

3. Staat und Leben.

Das ganze chinesische Leben findet seinen Halt und Mittelpunkt im Staat; in ihm fließen alle Geistesthätigkeiten zusammen. Der Staat ist dem Chinesen eine Schöpfung des Himmels, ein wesentliches Glied der Weltharmonie und darum der Inbegriff der Vernünftigkeit und Vollkommenheit. Staat.

Der Mensch hat nur als Staatsbürger einen Werth; persönliche Ehre findet wenig Geltung, Amt und Beruf bestimmen allein die Stellung und das Ansehen; dem Staat nützlich zu werden ist die höchste Aufgabe des Chinesen und daher Pflicht des Weisen, Staatsämter zu suchen und anzunehmen. Das religiöse Leben geht im Staatsleben auf; Sittlichkeit und Frömmigkeit fällt mit der Befolgung der bürgerlichen Gesetze zusammen. Das ganze Staatswesen China's ging aus patriarchalischen Theilstaaten hervor, an deren Spitze ein mit dem vollen Umfange der väterlichen Gewalt ausgerüstetes Oberhaupt stand, dessen Würde in der Familie forterbte. Sonst gab es keinerlei erbliche Kasten oder Stände; nur der materielle Besitz, nicht der Rang ging vom Vater auf den Sohn über; nicht Herkunft, sondern Fähigkeit, Kenntnisse, Arbeit und Sittlichkeit verliehen Ansehen und Stellung in der Zahl der Beamten, mit deren Hülfe der Landesherr regierte. In der ältesten Zeit wählten die Theilfürsten einen obersten Herrscher, den König (Wang), wie er bis auf Schi-hoang-ti hieß. Ursprünglich mag diese Oberhoheit nur eine Anerkennung persönlicher Vorzüge und einer factischen, auf der Größe der Erblande des obersten Herrscherhauses beruhenden Uebermacht gewesen sein. In geschichtlicher Zeit standen jedoch die fünf verschiedenen Arten der Reichsfürsten zu dem Könige in staatsrechtlicher Hinsicht lediglich in dem Verhältnisse ihm persönlich verantwortlicher Beamten, besaßen ihre Erblande nur als Lehen und mußten jedesmal bei dem Antritte ihres Erbes von neuem die Investitur einholen. Ihre Abhängigkeit äußerte sich auch darin, daß der König mehrere der wichtigsten Verwaltungsräthe in den größern Fürstenthümern selbst ernannte, und sich durch Rundreisen im Reiche von der Wohlfahrt der Bevölkerung zu überzeugen pflegte, während den Fürsten vorgeschrieben war, regelmäßig huldigend bei den großen Hoffesten des Königs zu erscheinen.

Es gab in dem chinesischen Alterthum kein Privateigenthum an Grund und Boden, sondern dieser gehörte dem Landesherrn. Doch wurden neun Zehntel des zum Feldbau brauchbaren Landes nach Maaßgabe der Nutzbarkeit des Erdreichs und der Größe der einzelnen Familien zur Bewirthschaftung den Unterthanen überlassen, der Betrieb der Landwirthschaft von der Obrigkeit überwacht, der zehnte Theil des Ertrages zur Bestreitung des Hofhaltes des Landesherrn und der Besoldung seiner Beamten eingezogen und außerdem von der Landbevölkerung der Frohndienst auf dem letzten, nicht zur Vertheilung gekommenen, Zehntel verlangt. Der Ertrag des letzteren, sowie derjenige der Forste, Gewässer, des Bergbaus und der Jagd gehörte ebenfalls dem Landesherrn. Die Ueberschüsse sollten aufgespeichert und zur Ernährung Bedürftiger und in Jahren der Noth verbraucht werden.

Da alle obrigkeitlichen Befugnisse nur im Herkommen ihre Begründung fanden, wurden sie auch durch das Herkommen wesentlich beschränkt. Denn das letztere, ein Produkt des Volksgeistes, stand über jeder Willkür des Einzelnen.

Schrieb man auch einzelne Einrichtungen sagenhaften Wohlthätern, besonders den erleuchteten Herrschern der Vorzeit, wie Fu-hi, Jao oder Schun zu, so galt doch die gesammte Lebensgewohnheit des chinesischen Volkes diesem als der Inbegriff aller Vorschriften menschlicher Vernünftigkeit, und ihnen hatte daher der Herrschende nicht minder als der Unterthan nachzukommen. Die Verordnungen der Behörden hatten daher anfangs nur einen belehrenden Charakter; sie unterwiesen das Volk in seinen Pflichten und drohten Strafen für Uebertretungen an. Nur nach der letzteren, nach der strafrechtlichen Seite hin, hat deshalb in China sich ein Recht im eigentlichen Sinne und eine Gesetzgebung ausgebildet, und privatrechtliche Angelegenheiten kommen nur dann zur Kenntniß und Entscheidung der Behörden, wenn Uebertretungen und Vergehen vorliegen. Dafür herrscht die Sitte mit gesetzähnlicher Kraft und bestimmt alles Thun und Sein auch ohne obrigkeitliche Autorität. Sie regelt den Antheil des Einzelnen am Gemeindelande, den Betrieb des Feldbaus, die Herbeiziehung zu Staatsabgaben, sie überwacht Handel und Verkehr, Maaß, Gewicht und Marktpreise, sie schreibt aber auch die staatsbürgerlichen und sittlichen Aufgaben, die Pflichten gegen Eltern und Greise, Ehegebräuche und die Art der Bestattung eben so fest vor, wie die Forderungen der Höflichkeit und Convenienz, wie Kleidertracht und Schnitt des Haares. Alles ist so genau vorgesehen, daß das Leben des Einzelnen frühzeitig den frischen Drang der Individualität einbüßt und von Jugend auf fort und fort dem Geiste der Gesammtheit sich anpaßt und mit diesem innig verwächst; Freiheit und Selbstbestimmung, die Quellen aller echten Cultur und Sittlichkeit, finden in diesem Staatsleben keine Wirkungsstätte und gelten sogar als der Ursprung aller sozialen Uebel, als Bestrebungen des menschlichen Innern, welche im Interesse der Erhaltung des Staates durch die Erziehung nach Kräften zu mäßigen und zu verdrängen sind. Das Leben im überlieferten Herkommen wird dem Einzelnen zur naturgemäßen Form seines Daseins, und die Bevormundung durch die Sitte wird von ihm nicht als beengende Schranke empfunden, denn da ihre Macht allgemein ist und keine Ausnahmestellung gestattet, so schützt sie ihn sogar gegen Willkür und Bedrückung.

Das ganze Staatsleben China's ist in dem obersten Herrscher, dem König oder Kaiser, wie man den Titel Hoang-ti übersetzt, concentrirt. In ihm gipfelt das Verhältniß der ganzen Menschheit zu der Naturordnung; wie der Himmel die Ordnung der Welt, so repräsentirt er die des Staates; wie Himmel und Erde Vater und Mutter aller Dinge sind, so soll seine Regierung an dem Volke Vater- und Mutterstelle vertreten. Nach dieser uralten Staatstheorie hieß er auch der „Sohn des Himmels", einerseits um den Himmel als die einzige ihm übergeordnete Instanz, andererseits aber auch um zu bezeichnen, daß er diesem schlechthin untergeordnet und nur der Träger eines ihm von der Natur zum Besten des Volkes verliehenen Amtes sei. Dieser hohen Würde kann er nur dadurch nachkommen, daß er sich selbst in das Gesetz des Himmels, wie es

sich in den alten Staatseinrichtungen spiegelt, vollkommen fügt und es geltend erhält. In treuer Pflichterfüllung, besonders in den Pflichten verwandtschaftlicher Verhältnisse, in Demuth, Selbstzucht, pünktlicher Religiosität soll er Allen als Muster voranleuchten, selbst die Tugend besitzen, welche er von Andern fordert, dem Vorbilde des Alterthums nacheifern, Ordnung und Gesetz selbst heilig halten, jegliche Willkür meiden, väterlich für sein Volk sorgen, unnachsichtlich wie der Himmel die Verbrechen strafen und wie er die Tugend belohnen. Dann bekundet der Himmel seinen Einklang mit ihm dadurch, daß er die Liebe des Volkes genießt, daß Zucht und Sitte, Friede und Wohlstand bei seinen Unterthanen herrschen, Alles gedeiht und kein großes Unglück eintritt. Eines lasterhaften Fürsten Beispiel dagegen muß nach chinesischen Begriffen, wie das eines gewissenlosen Familienvaters auf die Familie, so auf das ganze Volk nothwendig alle seine Fehler und Gebrechen übertragen. Das erste Anzeichen einer Mißregierung, da der Himmel selbst nicht redet, ist das Mißfallen des Volkes mit dem Thun des Herrschers. Läßt der letztere sich das nicht kümmern, so treten allgemeine Nothstände, Landplagen, Hungersnoth, Erdbeben, Ueberschwemmungen ein und warnen den pflichtvergessenen Herrscher. Bleibt auch das fruchtlos, so entzieht der Himmel aus Mitleid mit dem Volke, welches er nicht verkommen lassen will, dem Himmelssohne sein Mandat und in der Volksstimme, welche einen Würdigern auf den Thron erhebt, spricht sich dann die Aenderung des Beschlusses des Himmels aus, welcher dem Vorgänger das Amt verliehen hatte. So ist die Vox populi auch die Vox Dei; und in der chinesischen Geschichtschreibung wird stets der Untergang der Dynastien als die einfache Folge der Frevelthaten und Laster der Herrscher hingestellt. Seitdem diese Theorien zuerst im Schu-king ausgesprochen wurden, um die Rechtmäßigkeit der Aufeinanderfolge der den Tscheu vorangehenden Dynastien als eine der Nothwendigkeit der ganzen Weltordnung entsprechende Erscheinung darzustellen, sind sie tief in das chinesische Volksbewußtsein eingedrungen. Sie erklären die beispiellose Muthlosigkeit, welche das ganze Volk und vor Allem die Regierung bei dem siegreichen Vordringen fremder Eroberer erfaßt. Bei solchen Katastrophen pflegten die Beamten schaarenweise den Tod zu suchen, um den Untergang des Herrscherhauses nicht zu überleben, weil die Ereignisse eine unabwendbare Fügung des Geschicks zu melden schienen, statt den Versuch zu wagen, mannhaft gegen das drohende Unheil anzukämpfen, und das Volk nimmt dann den Regierungswechsel mit stoischer Ergebung als etwas Unvermeidliches hin.

Mandarinen. Die Aufgabe der Regierenden wurde ihnen, auch als der Umfang des Staates wuchs und zur Durchführung eines einheitlichen, straffen, in der Person des Kaisers concentrirten Verwaltungs-Organismus nöthigte, wesentlich durch das Vorhandensein jenes festen Herkommens, durch den conservativen Sinn der Menge und durch das hohe Ansehen erleichtert, welches die Obrigkeit bei dieser genoß. Die Zahl der Staatsbeamten, Mandarinen, wie man sie in Europa

mit einem aus dem Malayischen abgeleiteten portugiesischen Worte nennt, ist daher noch jetzt eine erstaunlich geringe im Verhältnisse zu der gewaltigen Einwohnerzahl und der faktischen Autorität, welche sie besitzen, ohne daß ihnen ein großes stehendes Heer zur Seite steht. Anfänglich nahm man dazu die besten Zöglinge der höheren Schulen, bald aber wurde es nöthig, daß die Anwärter auf diese Stellungen sich durch genaue Studien auf ihr Amt vorbereiteten, denn das mustergültige Alterthum trat in immer nebelhaftere Ferne zurück, das Herkommen, dessen Wahrung die Hauptaufgabe der Obrigkeit bildete, wurde bei der Neigung der Chinesen zu umständlichem Pomp und schematischen Ceremonien immer complicirter, in den erst frisch dem Reiche unterworfenen Provinzen waren die Beamten der einzige Maaßstab aller spezifisch chinesischen Staatstraditionen und Anschauungen, und die höheren waren ja nicht allein Diener, sondern auch Rathgeber der Herrscher. Ihnen war die genaueste Befolgung der alten Satzungen selbst dem Herrscher gegenüber zur Pflicht gemacht: „Ein Minister", heißt es im Schu-king, „hat gegenüber seinem Vorgesetzten, dessen Tugend zu fördern, und gegenüber seinen Untergebenen, deren Bestes zu suchen"; „ein Minister, der (den lasterhaften Herrscher) nicht zum Rechten ermahnt, verdient mit Brandmarkung gestraft zu werden", und die Großwürdenträger, welche Thorheiten und Uebergriffen der Regenten entgegentraten, werden in den Reichsannalen rühmend erwähnt. Während in der nachklassischen Zeit nur die Ablegung von streng vorgeschriebenen Staatsprüfungen, welche besonders die Kenntniß der klassischen Literatur und die Gewandtheit in der offiziellen Stilistik zum Gegenstande hatten, befähigte, fand im alten Reich noch keinerlei Examen statt, obwohl auch damals die Beamten nur aus den Höchstgebildeten gewählt wurden. Das moderne chinesische Beamtenthum krankt an dem Uebelstande, daß auswendig gelerntes Wissen auf literarischem Gebiete für ausreichend gilt, um nicht allein in der Verwaltung, sondern auch im Heerwesen die höchsten Stellen zu bekleiden. Sclaverei und Castratenwesen, die häßlichsten Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben China's, waren im alten Reiche nicht vorhanden. Jene kam erst in Folge der zunehmenden Uebervölkerung und der Verarmung des niedern Volkes auf, dieses hatte seinen Ursprung in der orientalischen Wollust, Entartung und Vielweiberei. Wie in den meisten Ländern, in welchen die Interessen des Einzelnen nur in so weit zur Geltung kommen, als ihre Berücksichtigung für im Interesse des Staates liegend erachtet wird, haben in China sich allmählich zunftartig organisirte Genossenschaften gebildet, welche ihre gemeinschaftlichen Interessen für sich allein zur Geltung bringen, die Concurrenz der einzelnen Mitglieder beschränken und regeln und von eignen Oberhäuptern nach bestimmtem Abkommen geleitet werden. Die Regierung duldet diese Organisation, so lange sie nicht den ihren widerstrebende politische Zwecke verfolgt, doch sind daraus in neuerer Zeit vielfach Geheimbünde entstanden, die unter dem Deckmantel anscheinend harmloser Bestrebungen auf den Umsturz der bestehenden

Verhältnisse ausgehen und oftmals weit um sich greifende Empörungen anzettelten.

Sclaven und Castraten. Zuerst wurden Kriegsgefangene und Verbrecher zu öffentlichen Arbeiten zwangsweise angehalten und folglich zu Staatssclaven gemacht, bis einige Jahrhunderte vor Chr. die Sitte aufkam, durch Kauf Privatsclaven zu erwerben. Seitdem ist der Menschenhandel, wodurch Kinder, namentlich junge Mädchen oft von den eigenen Eltern verkauft werden, Arme sich selbst in Sclaverei begeben, trotz vieler Verbote, herrschend geblieben; doch sind die Sclaven durch die Gesetze gegen Härte und Mißhandlung geschützt. — Die Castraten, die erst kurz vor dem 8. Jahrh. v. Chr. vorkommen, waren anfangs mit Verstümmelung bestrafte Verbrecher und deren Angehörige, erst in der Folge bildete sich ein Castratenstand, der, als Wächter vornehmer Harems namentlich am kaiserlichen Hofe verwendet, in Zeiten sittlichen Verfalls großen Einfluß erlangte, oft die wichtigsten Staatsämter bekleidete und durch Ränke und Bosheit eine unheilvolle Wirksamkeit übte. Daher schon im Schu-king und Schi-king Klagen laut werden über Weiber- und Eunuchen-Herrschaft. Bei der hohen Bedeutung des Staats und der Staatsgesetze war es eine natürliche Consequenz, daß Verbrechen gegen die Staatsordnung mit schweren und grausamen Strafen belegt wurden, während in andern Beziehungen die chinesische Gesetzgebung einen milden und väterlichen Charakter trägt. Der Hochverrath war zugleich ein Verbrechen gegen den Himmel. Uebrigens sind in China Stockschläge und körperliche Züchtigungen, womit auch Vornehme und Hochstehende belegt werden, bei dem Mangel alles persönlichen Ehrgefühles weniger verletzend und einschneidend, als sie in andern Ländern sein würden.

Heerwesen. Da China ein bürgerlicher Staat ist, so haben die Civil-Mandarinen vor den Militärbeamten den Vorrang. Das Heer bestand in der ältesten Zeit aus dem Aufgebote aller Wehrfähigen, jetzt jedoch besteht es aus Soldtruppen und Landwehr. Im alten Reiche gab es keine Reiterei, dagegen bestand die Hauptstärke des Heeres in Streitwagen. Auf jedem derselben standen zwei Krieger in Panzern neben dem Lenker, rechts ein Speerträger, links ein Bogenschütze. Der Bogen war die Lieblingswaffe der alten Chinesen. Die Fertigkeit in der Handhabung desselben wurde hoch geschätzt und auch nach Kung-fu-tse's Ansicht bewährte sich dabei ein sicherer, für das Staatsleben brauchbarer Charakter. Zur Ausbreitung der chinesischen Herrschaft dienten Militär-Colonien, welche Ackerbau und Kriegsdienste zugleich betrieben, die Grenzen beschützten und wüste Gegenden urbar machten. Dem friedfertigen und bürgerlichen Charakter der Chinesen sagte jedoch von jeher der Militärdienst wenig zu; die Waffen sind ihnen eine Last, daher enthält der Schi-king, statt muthiger Schlachtgesänge, Trauerlieder über das Loos des Kriegers. — Neben dem Kaiser und seinen Mandarinen bestand von Alters her eine Aufsichtsbehörde, Ko-tao, eine Art Censoren oder Ephoren, welche als die Hüter der Reichsgesetze, als „das Gewissen des Staats" darauf zu sehen hatten, daß die Regierung im Sinne der alten Satzungen geführt werde und die heiligen Ordnungen des Himmels keine Verletzung erführen. Sie sind die Vertreter der Staats-Idee, die dem Kaiser und seinen Räthen gegenüber ein gewichtiges Veto besitzen, von dem Volke als Beschützer der Gesetze geehrt, von den Beamten gefürchtet. Sie mischten sich nicht selten in die innersten Angelegenheiten des Hofes und traten den Vergehun-

Die Staats-Ephoren (Ko-tao).

gen und Lastern der Kaiser bisweilen mit derselben Strenge und Rücksichtslosigkeit entgegen, wie die Propheten den Königen in Israel.

„Nur die Intelligenz," sagt Wuttke, „nicht die Geburt befähigt zu Aemtern; alle Beamten sollen wissenschaftlich gebildet sein, und was sie als die ewige, unantastbare Ordnung gelernt haben, das haben sie auch zu vertreten, und sie sind dafür nicht allein dem Kaiser, sondern vor Allem dem Himmel selbst verantwortlich. Der Kaiser darf nur solche Diener haben, welche des ewigen Reiches Bewußtsein in sich tragen." — Die Staatsprüfungen werden in einer dem Andenken des Kung-fu-tse in jeder Amtsstadt geweihten Halle von den Vorgesetzten und Gelehrten, und die höchsten vom Kaiser selbst in seinem Palaste abgehalten; auch finden zur Weiterbildung der Beamten monatliche Vorträge über die wichtigsten Pflichten und Gesetze statt. — Beim Heere herrscht eine strenge Kriegszucht, selbst die Offiziere empfangen Stockschläge. Das Zeichen zum Zusammentreten des Heeres wurde schon in alter Zeit durch Feuersignale auf Bergen gegeben. Die Klagelieder der Soldaten in dem „chinesischen Liederbuch", übersetzt von Rückert, beweisen die geringe Kriegslust. „Wie ist der Berg so hoch, wie ist das Thal so breit! Und immer, immer noch zieh ich so weit, zieh ich hinaus in Kampf und Streit, und säße lieber in der Heimath doch!" — „Als wir zogen aus, standen schön die Saaten; kommen wir nach Haus, sind sie schlecht gerathen. Lange Reise, schmale Speise! O was ich ertrug Ungebühren, seit man führen mich das Schwert ließ statt den Pflug."

Die durch hohe Zölle und Einkommensteuern gewonnenen Staats-Einnahmen werden mit väterlicher Fürsorge zum Besten des Volkes verwendet. Nirgends zeigt sich die vormundschaftliche Verwaltung, die Alles für das Volk, Nichts durch das Volk thun will, in größerem Maaßstabe als in den gemeinnützigen Anstalten, in den großartigen Vorrathshäusern und Hospitälern, in den Straßen- und Brückenbauten, in den Kanälen und Vorrichtungen gegen Ueberschwemmungen. Das nächste Anliegen der Regierung ist die materielle Wohlfahrt des Volkes. „Herrschertugend," heißt es im Schu-king, „bekundet sich in guter Verwaltung und die letztere in der Ernährung des Volkes Dazu gehören Wasser, Feuer, Metall, Holz, Erde und Korn; dafür muß entsprechend gesorgt werden. Dazu gehört, was (des Volkes) Trefflichkeit erhöht, (es) mit Lebensbedürfnissen versorgt und reichlichen Unterhalt gewährt; auch darauf muß gleichmäßig geachtet werden. Werden diese neun Pflichten geziemend erfüllt, so wird das Volk diese Erfüllung mit Jubel begrüßen." Doch beschränkt sich die Fürsorge der Regierung nicht auf die materielle Seite des Lebens, auch die Schulen, der Musikunterricht und das ganze Erziehungswesen wird von ihr geleitet und überwacht. Diese Erziehung bezweckte ursprünglich die gleichmäßige körperliche und geistige Ausbildung des Menschen, und umfaßte die Unterweisung in den sechs Tugenden (Verstand, Leutseligkeit, Weisheit, Wahrhaftigkeit, Maaßhalten und Einträchtigkeit), den sechs Pflichten (Kindestreue, Freundestreue, Güte, Verwandtenliebe, Zuverlässigkeit, Barmherzigkeit) und den sechs Künsten (Ceremonien, Musik, Bogenschießen, Wagenlenken, Schriftwesen und Literatur, Arithmetik). Ihr Bildungsideal wurde aber zu früh das bloße Erlernen dessen, was die Vorfahren gewußt und geübt; daher

Verwaltung.

Erziehungswesen.

besteht der Unterricht meist in mechanischem Auswendiglernen der von der Regierung vorgeschriebenen Schulbücher und befaßt sich, außer der Unterweisung in den unentbehrlichen Lehrgegenständen, besonders mit der Anleitung zur Sittlichkeit, zur bürgerlichen Tugend, zum Gehorsam gegen die Eltern und den Kaiser, zur Beobachtung der Staatsgesetze, und zu einem Leben der Ruhe und Ordnung. Auf die Musik wird großer Werth gelegt; sie gilt als „Wiederklang der Weltharmonie", welche die Seele an Ordnung und Einklang gewöhnt, aus der umgebenden Welt die bösen Geister und aus den Gemüthern Leidenschaften und böse Begierden verbannt; die Sitten- und Staatsgesetze sind in Musik gesetzt und werden durch Singen gelernt. Im alten Reich wurden besonders Blinde an den Höfen zu Musikern ausgebildet und mußten bei den religiösen und andern Festen spielen. Außer den Elementar-Schulen, deren selbst die kleinsten Orte nicht ermangeln, gibt es viele Anstalten zu wissenschaftlicher Ausbildung, welche die besten Zöglinge der niedern Schulen zur Weiterbildung aufnehmen. Aber der starre Mechanismus, der sich in allen Lebensthätigkeiten des Chinesen kund gibt, raubt den Studien die Früchte, die sonst die Geistespflege mit sich führt; ohne Schwung und Freiheit beschränkt sich das wissenschaftliche Streben auf Gedächtnißwerk und auf das Aneignen gelehrter Kenntnisse und praktischer Lebensklugheit.

Arbeitsamkeit der Chinesen. Ein Volk, dessen Blick von Jugend auf der Erde zugewendet war, mußte Arbeit und Thätigkeit als die Hauptaufgabe seines Daseins ansehen. Darum waren die Chinesen zu allen Zeiten von einer ameisenartigen Geschäftigkeit und von nie ermüdendem Fleiße. Aber diese Thätigkeit ist durch keinen idealen Gedanken vergeistigt, sie besteht nur in geschickter Handarbeit, in mechanischer Fertigkeit, in sorgfältiger Ausdauer. Für die älteste und wichtigste Beschäftigung gilt der Ackerbau, das ordnende und sittigende Element im chinesischen Staats- und Volksleben. (Feldbau.) Der Kaiser selbst steht demselben vor. Zu Anfang des Frühlings feiert er das Flurfest unter Fasten, Beten und allerlei Ceremonien; er zieht mit einem silbernen Pfluge auf dem seiner eigenen Obhut übergebenen Felde einige Furchen und genießt zum Schlusse ein von der Kaiserin selbst bereitetes ländliches Mahl. Wenige Länder können sich in Bebauung des Bodens mit China messen; die weiten Getreide- und Reisfelder, die zahlreichen Gärten mit prachtvollen Blumen, Ziergewächsen und wohlriechenden Schlingpflanzen an schattigen Lauben, das terrassenförmig angelegte Hügelland mit trefflichen Abzugs- und Bewässerungsanstalten, die blühenden Thee- und Baumwollenfluren, die reichen Obst- und Baumanlagen voll herrlicher Früchte zeugen von der hohen Vollkommenheit der Bodencultur. Der Feldbau ist die feste, unwandelbare Grundlage des chinesischen Staates; durch seine Einführung und Pflege wurden die eroberten Grenzländer fester an das Reich geknüpft, als es durch kriegerische Mittel möglich gewesen wäre. Was die Eroberer des Westens mit dem Schwerte versuchten, erreichte China dauernder und wohlthätiger mit dem

Pflug. — Neben dem Getreidebau war seit Alters her die *Seidebereitung* [Seidencultur.] der Stolz der Nation, die Quelle großer Einkünfte. Und wie der Kaiser als Schützer und Förderer des Ackerbau's gilt, so erfreut sich die Seidencultur der besondern Fürsorge der Kaiserin. Sie hat in ihren Zimmern Seidenraupen, welche sie mit Blättern aus den kaiserlichen Gärten füttert. Bei den Seidengeweben wie bei allen andern Industriezweigen ist vor Allem die praktische Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Chinesen in Bezug auf die Handgriffe zu bewundern. Das *Theetrinken* war in dem klassischen Alterthum China's noch unbekannt, schon weil damals die Thee erzeugenden Länder nicht zu dem Reiche gehörten. Erst buddhistische Mönche sollen es eingeführt haben. Sehr alt ist die Verarbeitung des *Eisens* und der *Bronze* bei den Chinesen. In feinen *Webereien* aus verschiedenen Stoffen gingen sie allen Völkern voran; ihre kunstvollen *Schnitzwerke* aus Holz, Elfenbein und Horn, und ihr schönes *Porzellan* waren von jeher vielbewunderte Gegenstände des Handels. *Seidenpapier* (seit 153 n. Chr.) zum Schreiben, *Schießpulver*, welches man jedoch nur zu Feuerwerken verwendete, und *Bücherdruck* (um 593 n. Chr.) mittelst hölzerner Typen, Holzschnitte, Papiergeld (seit 119 v. Chr.), Brillengläser u. A. m. waren den Chinesen viele Jahrhunderte früher als den Europäern bekannt; aber überall fehlte die Entwickelung und Fortbildung, überall der anregende Impuls fremder Erfindungen und Erfahrungen, daher sie mit der Zeit in allen der Kunst sich nähernden und durch geistige Thätigkeit vervollkommneten Industriezweigen hinter den westlichen Culturstaaten zurückblieben. Nur die mechanische auf Geschicklichkeit der Hände und der technischen Fertigkeit beruhende Gewerbsamkeit war von den ältesten Zeiten her in hoher Vollendung. Ein großer auswärtiger *Handelsverkehr*, wie er der günstigen Lage und dem [Handel.] Reichthum an Erzeugnissen aller Art entsprochen hätte, wurde durch die Abgeschlossenheit des Reiches gehemmt. Um so blühender entwickelte sich der Handel im Lande selbst bei der Zunahme des Reichs, denn die Verschiedenheit der Natur- und Industrie-Erzeugnisse regte von selbst zum Austausche an, und die Chinesen besitzen in hohem Grade kaufmännische Eigenschaften. Zu langwierigen Seefahrten besaßen sie wenig Neigung und überließen es fremden Kauffahrern, ihre Gestade aufzusuchen, doch sollen im 5. Jahrh. n. Chr. chinesische Handelsschiffe bis nach Hira am Euphrat gekommen sein.

Am deutlichsten und zum Theil von der vortheilhaftesten Seite kommt die [Sitten- und Familienleben.] eigenthümliche Geistesrichtung und Lebensanschauung der Chinesen in dem *geselligen Verkehr* und im *Familienleben* zum Vorschein. Da der Mensch nach chinesischen Begriffen nur als Glied des Ganzen, nicht als freie Persönlichkeit Werth und Bedeutung hat, so kann er nur dann auf Achtung und Anerkennung rechnen, wenn er sich in seinem ganzen Thun und Sein den herrschenden Sitten und Gesetzen fügt, wenn er nirgends von der breiten Straße des Herkommens und der Convenienz abweicht, wenn er seine eigene

Individualität in der Gesammtheit aufgehen läßt. Der Einzelne soll sich in Nichts auszeichnen. Wie in Tracht und Kleidung, die vom Staate bestimmt seit Jahrtausenden unverändert geblieben sind, keine Abweichung erlaubt ist, wie der Zopf auf dem ringsum geschornen Haupte der Männer als nothwendig zu einem Bürger des „Reichs der Mitte" gehörend gilt, obwohl den Chinesen diese Tracht erst von den Mantschu mit Gewalt aufgenöthigt wurde, und wie die Verstümmelung der Füße mittelst Einpressen der Zehen und Ferse durch Bandagen und kleine Schuhe bei den Frauen, und die weiten faltenreichen Gewänder nie aufgegeben werden, so unterliegen auch alle andern Sitten und Lebenseinrichtungen festen vorgeschriebenen Formen. Darum ist auch alle Tugend nur passiver Art. Unterlassen des Bösen und Gemeinschädlichen wird höher geachtet als thatkräftiges Handeln. Pietät gegen die Eltern, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Liebe gegen Verwandte und Freunde, Ehrerbietung und Höflichkeit im täglichen Verkehr sind die Hauptpflichten des Chinesen. — Ehe und Familie als der „Mittelpunkt des sittlichen Lebens" fanden in China eine würdige Ausbildung. Die Verbindung von Mann und Weib zur Familie ist das Abbild der Vereinigung der zeugenden Urkraft mit dem empfangenden Urstoff, des Himmels mit der Erde, woraus das Weltall hervorging. Die Ehe ist so alt wie der Staat; Fu-hi, der nach der großen Wasserfluth die Staatsordnung aufgerichtet hat, ist auch der Begründer der Ehe gewesen. Diese Anschauung hat auch in China die Frau aus der untergeordneten Stellung gehoben, in der sie bei den übrigen Völkern des Alterthums erscheint. Ist sie auch dem Manne zum Gehorsam verpflichtet und nicht allein ihm, sondern auch seinen Eltern völlig untergeben, so steht sie doch als wesentliches Glied der Familie in großem Ansehen; weibliche Tugend und aufopfernde Treue wurden häufig durch Ehrenbogen belohnt. Doch ist das Weib nach orientalischer Sitte an das Haus gewiesen und von allem männlichen Umgang abgeschlossen, und auf ihre Ausbildung wird geringe Sorge verwendet. Als eine himmlische Ordnung ist der Ehestand für jeden Chinesen Pflicht; nur in ihm kann der Mann seine Bestimmung auf Erden erfüllen. Vielweiberei ist erlaubt, kommt aber nicht häufig vor. Die Nebenfrauen sind dem zuerst geheiratheten rechtmäßigen Weibe untergeordnet und ihre Kinder gelten rechtlich als die des letzteren. Die Braut wird den Eltern durch ein Brautgeld von dem Bräutigam abgekauft. Die Grade der Verwandtschaft, innerhalb welcher die Verheirathung nicht erlaubt ist, sind weit ausgedehnt. — Das heiligste Band im Familienleben ist die Liebe der Kinder zu den Eltern, die daher als höchste Pflicht fort und fort eingeschärft wird.

4. Wissenschaft. Literatur. Kunst.

Wissenschaft und Erkenntniß ist die Seele des chinesischen Staats- und Volkslebens; der Werth und die Bedeutung des Mannes richtet sich nach

dem Maaß seines Wissens. Die Weisen und Gelehrten sind die wahren Staatsmänner, weil nur sie die Fähigkeit besitzen, das kunstvoll gefügte Räderwerk des Staats zu begreifen und in dem unveränderlichen Gang und bei der alten Ordnung zu erhalten, weil nur sie den vom Himmel stammenden Organismus des Nationallebens vor Störung zu bewahren vermögen. Das Volk des Friedens bedarf keiner Helden, sondern nur kundiger Lenker der Staatsmaschine.

Um die alten Ueberlieferungen, worin alles Gesetzmäßige und Bestehende seine Wurzeln hat, den spätern Geschlechtern sicherer zu bewahren, erfanden die Chinesen schon in grauer Vorzeit bestimmte Zeichen und Charaktere, womit sie gewisse Begriffe und Worte andeuteten. Auf Grund der uralten Ko-tou, einer Art Hieroglyphen, die von dem mythischen König Fu-hi herstammen sollen, haben sie ihre Ideen- oder Bilderschrift geschaffen, worin jedes Zeichen einen bestimmten Begriff ausdrückt, unabhängig von dem Laut des Worts, und daher nur auf eine einsilbige Sprache anwendbar. Daraus entstand durch Zusammensetzungen, Erweiterungen und sinnbildliche Andeutung abstrakter Vorstellungen die jetzt gebräuchliche aus seltsam geformten Charakteren oder künstlichen Chiffern bestehende Zeichenschrift, die durch die Unbestimmtheit, Dunkelheit und Mannichfaltigkeit der Figuren solche Schwierigkeiten darbietet, daß zum bloßen Lesenlernen Jahrzehnte erforderlich sind, und nur die Gelehrten die Schriftsprache in ihrem ganzen Umfang verstehen. Die einzelnen Wörter erwachsen nicht aus zusammengesetzten Buchstaben oder gemeinsamen Grundlauten, sondern jedes steht als ein fertiges, untheilbares Ganze da. Die Gesammtzahl der anwendbaren Zeichen beträgt gegen 30—40,000; davon kommen jedoch kaum zwei Drittel in Gebrauch, und zum gewöhnlichen schriftlichen Verkehr reicht die Kenntniß von 4000 Zeichen aus. Eine gleiche Starrheit und Unbeholfenheit zeigt auch die chinesische Sprache, die dem Verständniß nicht mindere Schwierigkeiten bereitet, da sie „in ihrer spröden Unbeweglichkeit dem lebendigen Gedanken nicht zu folgen vermag, ihn nur andeutet, nicht ausdrückt". Schrift und Sprache.

Die chinesischen Schriftzeichen ritzte man anfänglich mit Metallpfriemen in Bambutafeln oder zähe Baumblätter, später schrieb man sie mit Schwärze und zwar mit Holzgriffeln auf Gewebe und seit Anfang des 1. Jahrh. n. Chr. mit Haarpinseln auf dünnes Papier. Dadurch entstanden allmählich verschiedene Stilarten der Schrift, von denen noch 14 bekannt, wenn auch z. Th. nur in sehr beschränkter Verwendung sind. Der Regel nach schreibt man die Zeichen unter, statt neben einander und ordnet diese senkrechten Zeilen auf der Seite von rechts nach links. Bücher werden dadurch hergestellt, daß man die Originalhandschrift auf Holzplatten klebt, die Zwischenräume der Buchstaben vertieft und mit diesen Holzschnitten druckt. — Die Veranlagung der chinesischen Sprache ist darum von der aller andern grundverschieden, weil in ihr die Wortform vollständig unentwickelt geblieben ist. Man hat diese Sprache als eine isolirende bezeichnet, weil das chinesische Wort seine Form im Satze nie verändert und stets gleich lautet, so verschieden auch die grammatischen Beziehungen sein mögen, in denen es zu den andern Worten des Satzes steht. Es gibt weder besondere Formen,

um diese Beziehungen zu bezeichnen, noch solche, welche den in einer Wurzel ausgedrückten Begriff modificiren, noch eine äußere Unterscheidung der einzelnen Redetheile. Der an dem einzelnen Worte haftende Begriff ist vielmehr an sich ein durchschnittlich so weiter, daß das Wort meist erst dadurch überhaupt ein Wort in unserm Sinne und scharf begrenzt wird, daß es an einer bestimmten Stelle des Satzes steht. Die Anordnung der Worte im Satze muß daher im Chinesischen dasjenige leisten, was andere Sprachen durch Wortformen ausdrücken. Dies Verfahren ist im Chinesischen durch die Anwendung von Hilfsworten und durch die Zusammensetzung von Worten so vollendet entwickelt, daß es unmöglich ist, einen gesprochenen Satz mißzuverstehen, obwohl die überwiegende Mehrzahl der chinesischen Worte jedes bald als Substantiv, bald als Adjectiv oder als Adverb, als Zeitwort u. s. w. Verwendung finden kann. Nur da sind Zweifel über die Bedeutung eines Wortes in der geschriebenen Sprache möglich, wo der Ausdruck des Schreibenden veraltet oder absichtlich knapp und dunkel ist. Obgleich die Sprache von vorn herein auf den Bau kurzer Sätze und äußere Gleichmäßigkeit derselben angewiesen war, gestatten jene Hülfsworte sogar, künstliche Perioden zu bauen. Jedes chinesische Wort ist ein einsilbiges Lautgebilde, die Sprache deshalb wortarm und es im Laufe der Zeit immer mehr dadurch geworden, daß die Aussprache ursprünglich verschiedener Worte gleich wurde. Doch besitzt sie ein Mittel, gleichlautende Worte zu unterscheiden in der sogenannten Intonation, d. h. der verschiedenen Tonhöhe oder Modulirung der Stimme (in einzelnen Dialekten bis zu neun verschiedenen Arten), mit welcher das Wort gesprochen wird. Der Unterschied in der Intonation muß den Unterschied in der Wortform ersetzen, und in der That gilt dem Sprachgefühl des Chinesen dieselbe Silbe in jeder Intonation, mit welcher sie ausgesprochen werden kann, jedesmal als ein besonderes Wort. Das fälschlich meist als „Mandarinen-Dialekt", richtiger als „Hoch-Chinesisch" bezeichnete Kuan-hua, die Sprache des öffentlichen Lebens, besitzt 450 Lautgruppen und gewinnt daraus durch verschiedene Intonation 1203, nach den Angaben chinesischer Wörterbücher sogar 2193, ja 4040 verschiedene Worte. Es ist die regelrechte Weiterentwickelung derjenigen Sprache, in welcher die ältesten und die klassischen Schriften abgefaßt wurden, zerfällt in mehrere Mundarten, welche im Norden, in der Mitte und im Südwesten des Reichs gesprochen werden, und wird von allen höher gebildeten Chinesen verstanden. Doch hat das Hochchinesische keineswegs die alterthümliche Aussprache der Worte am treusten bewahrt, diese ist in ihm vielmehr bedeutend stärker im Laufe der Zeit entartet, als das in verschiedenen der zahlreichen Volksdialekte der Fall ist. Die letztern, obwohl sie alle unläugbar demselben Sprachstamme angehören, weichen von einander besonders in ihrem Wortschatze so sehr ab, daß man sie leicht für ganz verschiedene Sprachen halten könnte.

Literatur (King). Die **Literatur** der Chinesen ist reich an Lehren praktischer Klugheit und geregelter Verständigkeit, dagegen arm an künstlerischer Erfindungsgabe und philosophischer Gedankentiefe, an poetischer Erhebung und Begeisterung. — Das wichtigste Literaturwerk sind die „**King**", die heiligen Bücher, die, von Kung-fu-tse gesammelt und geordnet, die ältesten Ueberlieferungen des chinesischen Volkslebens enthalten. Sie bestehen aus den **drei eigentlichen King**, die ihrem Inhalte nach aus der Zeit der Urväter herrühren sollen, und aus einer Anzahl jüngerer gleichfalls hoch verehrter Schriften, die von Kung-fu-tse selbst oder seinen bedeutendsten Schülern verfaßt worden sind. Die ersteren zerfallen in den I-king, ein dunkles durch spätere Erklärungen mehr entstelltes als er-

läutertes Buch über das Wesen der Natur nebst moralischen Betrachtungen, wovon die Grundlage, die Kua genannten Figuren, auf Fu-hi, den Gründer des Reichs, zurückgeführt werden; in den Schi-king, das Buch der Gesänge, eine angeblich von Kung-fu-tse veranstaltete Auswahl alter Lieder, zur Beförderung der Sittlichkeit und zur Bereicherung des Lebens; und in den Schu-king oder die Reichsannalen. Die Nationalgesänge des Schi-king, die verschiedenen Zeitaltern und Verfassern angehören, sind sehr gemischten Inhalts. Während einige bestimmt sind, bei den hohen Reichsfesten gesungen zu werden, die Verbreitung religiöser und moralischer Gesinnung zum Zweck haben, oder in elegischer Weise über die Entartung der alten Sitten und Tugenden klagen und die glücklichen Zeiten der früheren Geschlechter preisen und sehnsüchtig zurückwünschen, singen andere in naivem Volkston gehaltene von den Freuden der Liebe und den Genüssen des Lebens mit lyrischem Schwung, oder ergehen sich lobend oder tadelnd über die Kaiser und ihre Regierung. Im Allgemeinen herrscht darin zarte Sittlichkeit und natürliches Gefühl. — Das wichtigste unter den heiligen Büchern ist der Schu-king, die Hauptgrundlage des chinesischen Staatslebens und darum bei dem Volke in hoher Verehrung. Es enthält im Anschlusse an sagenhafte Begebenheiten aus der ältesten mit Jao beginnenden Geschichte, die dem Ganzen ein größeres Ansehen verleihen sollen, viele moralische und politische Betrachtungen über die Pflichten einer guten Regierung, Sittensprüche und Nutzlehren für das öffentliche und bürgerliche Leben. Seit der oben erwähnten Vernichtung durch Schi-hoang-ti blieb das Buch, trotz seiner spätern Wiederherstellung, lückenhaft und unvollständig. Aus verschiedenen Zeiten herrührend enthält es nur wenig über die Hälfte des alten.

Unter den übrigen zu den klassischen gerechneten und zuweilen mit dem Namen „King" bezeichneten Schriften sind am bedeutendsten: der Li-ki, das Buch der Gebräuche, Ceremonien und äußern Sitten, so wie die vier nicht von Kung-fu-tse selbst, sondern nach seinem Tode von Anhängern seiner Schule zusammengestellten Werke Ta-hio „die große Lehre", Tschung-jung „die feste Mitte", Lün-jü und Meng-tse, in welchen der Gesammtinhalt der Lehren des Kung-fu-tse niedergelegt ist. Ihnen stellt man ferner den Hiao-king, das Buch von den kindlichen Pflichten zur Seite. Trotz der Verehrung, womit die Chinesen diese Schriften und die von Tschu-tse verfaßten Erklärungen und Commentare betrachten, gelten ihnen dieselben doch nicht für unfehlbar; von einer übernatürlichen Inspiration haben sie keine Vorstellung.

Astronomie und Naturbeobachtung.

Die wissenschaftlichen Forschungen des Chinesen sind theils auf das All der Natur, besonders den sternbesäeten Himmel, theils auf das Staats- und Volksleben in der Wirklichkeit gerichtet. In das Uebersinnliche versteigt er sich nicht. Die Beobachtung der Natur und des Himmels, in denen sich das göttliche Sein offenbaret, ist der einzig richtige Weg zur Wahrheit und Vernünftigkeit und darum eine heilige Pflicht. Die Himmelskunde wurde daher auch in China von jeher mit besonderer Vorliebe betrieben; die Kaiser selbst befaßten sich damit; die Astronomen vertraten die Stelle der Propheten und Priester.

Diese Richtung führte frühzeitig zur Erkenntniß des Planetenlaufs und der Bewegung der Himmelskörper, zur Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse, zur Eintheilung und Festsetzung der Jahre und Mondcyklen und zur Begründung einer festen Zeitrechnung und eines geordneten Kalenderwesens. Der Kaiser muß sich bei seinen Regierungshandlungen nach den Constellationen des Himmels richten; die Tage, wo Finsternisse die himmlische Ordnung stören, werden als Trauerfeste mit allerlei sonderbaren Ceremonien begangen. Auch die äußere Natur mit ihren fünf Elementen (Wasser, Feuer, Holz, Metall, Erde), die man zuerst wegen einer mißverstandenen Stelle des Schu-king (vergl. oben S. 59) annahm, ist Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Beobachtung, daher auch die frühe Bekanntschaft der Chinesen mit der magnetischen Kraft und dem Compaß, mit der Pflanzenkunde und der heilsamen oder schädlichen Wirkung der Kräuter und Wurzeln auf den menschlichen Körper.

Wie die Naturbetrachtung richtet sich auch die philosophische Forschung des Chinesen ausschließlich auf das Wirkliche und Bestehende. Die Beispiele und Lebensregeln der Vorfahren und die Erkenntniß der realen Gegenwart bilden den Inhalt seiner Weisheit, die daher hauptsächlich in praktischen Beobachtungen, weisen Sprüchen, Lebensregeln und Klugheitslehren besteht. Selbst die als Reichs-Philosophie anerkannte Weltweisheit des vielbewunderten Tschu-hi, des chinesischen Aristoteles, beschränkt sich auf ein trockenes Moralisiren ohne Tiefe, auf Sittensprüche und Sentenzen für das praktische Leben. Tugendlehren und Lebensweisheit sind das Höchste, zu dem sich der chinesische Geist zu erheben vermag; nicht das Wesen des Menschen und seine höhere Bestimmung sind das Ziel seines Forschens und Strebens, sondern die Pflichten und Lebensregeln, die er während seines Erdenlebens zu befolgen hat, wenn er die ihm angewiesene Stellung im Staate ausfüllen will. „Ich lehre euch nichts Anderes," sagte Kung-fu-tse, „als was ihr von euch selbst lernen könntet, wenn ihr den richtigen Gebrauch von euerer Vernunft machtet. Es gibt nichts so Natürliches und so Einfaches als die Grundsätze meiner Sittenlehre. Alles, was ich euch sage, haben unsere alten Weisen vor uns ausgeübt." Solche Lehren über Tugend und Bürgerpflicht, über Regierungsweise und Lebensart, über Hauswirthschaft und Ackerbau wurden in China stets als die überlieferte Weisheit gepriesen, die von Jao und Schun an in ununterbrochener Reihe von den Trefflichen und Klugen des Landes sich fortgeflanzt und erhalten habe.

Kunst. So förderlich der Natursinn des Chinesen für das praktische Wissen, für Landbau und Industrie war, so wenig begünstigte er Kunst und Poesie. Das Streben des echten Künstlers, das Geistige in die Natur hineinzubilden, die todte Materie geistig zu beleben, das Ideale in die Wirklichkeit einzuführen, ist der chinesischen Anschauungsweise ganz und gar fremd. „China hat daher eine höchst entwickelte Gewerbthätigkeit," sagt Wuttke, „aber eine sehr wenig ent-

wickelte Kunst; viel Schmuck aber wenig Schönes; sclavische Nachahmung der Natur bis in die kleinlichste Einzelheit, denn das Naturleben ist an sich das Ideale, — aber keine freie Schöpfung des Schönen, ängstliche Genauigkeit in kleinlichster Ausmalung, aber nichts Geistiges in dem Ganzen. — Und die geringen Anklänge an die Kunst sind hier noch dem freien Schaffen entzogen; Gesetze, ruhend auf alter Ueberlieferung, nicht von dem künstlerischen Geist, sondern für ihn gegeben, regeln als Staats-Gesetze des Künstlers Schaffen. Die Kunstregeln sind eben so durch den Staat vorgeschrieben, wie die Anlegung einer Feueresse oder eines Kanals. Fortschreiten darf die Kunst so wenig wie die Geschichte."

Die Baukunst steht ganz im Dienste des praktischen Lebens und ist ohne Freiheit, Schwung und Idealität. In den nördlichen Provinzen besteht noch diejenige Bauart, welche in der ältesten Zeit die vorherrschende war. Man grub die Wohnungen entweder in die steilen Lößwände ein, oder errichtete Häuser mit doppelten Bretterwänden, die mit Löß ausgefüllt wurden. Die Tempel sind schmucklose Erinnerungshallen, die Ehrenpforten für verdiente Männer nüchterne, prosaische Denkmale, die Wohnhäuser niedrig und schwerfällig mit ausgeschweiften Dächern in Zeltform und gelblackirten Ziegeln. Nur in den Bauten für den bürgerlichen Nutzen, namentlich im Brückenbau haben sie Großes geleistet. — Dagegen tragen die chinesischen Thürme, Ta genannt, ganz den wunderlichen Charakter des Volkes an sich. „Diese Thürme," heißt es in Kuglers Kunstgeschichte, „steigen in vielfachen Geschossen empor, jedes obere um etwas verjüngt, jedes mit einem bunt geschweiften Dache versehen und mit lustig klingenden Glöcklein behängt; die Dachziegel haben einen goldig blinkenden Firniß, die Wände sind buntfarbig angestrichen oder mit glänzenden Porzellanplatten belegt. Der Porzellanthurm von Nanking (im 15. Jahrhundert erbaut) ist eins der berühmtesten Bauwerke dieser Art." Die bildende Kunst, wie sie sich in zahlreichen Werken aus Stein und Porzellan, aus Metall und Elfenbein erkennen läßt, ist in Bezug auf die äußerliche technische Ausführung bewunderungswürdig, aber ohne allen künstlerischen Geist; eben so auch die Malerei, auf die sie große Sorgfalt verwenden. Festgehalten von der gemeinsamen Prosa, ahmen sie die Wirklichkeit sclavisch nach und machen somit ihre Gemälde zu einem bloßen „Spiegelbild des Lebens". Einfache Gegenstände der Natur, Blumen, Vögel, Fische u. drgl. m. sind sauber und mit großer Genauigkeit und Farbenpracht gemalt, dagegen gebricht es den menschlichen Figuren an Bewegung, und den Gesichtern an Geist; auch fehlt ihren Bildern die Luft-Perspective und der Schatten. Nicht viel höher steht die Tonkunst, so sehr sie sich auch von jeher der Begünstigung der Regierung zu erfreuen hatte. Ihre aus zahllosen hellklingenden Instrumenten der mannichfachsten Art gebildete Musik ist lärmend, eintönig und ohne Erhebung. Noten wurden erst in neuerer Zeit durch die Jesuiten eingeführt; früher mußten alle Melodien auswendig gelernt werden.

Baukunst. Bildende Kunst. Malerei. Musik.

Für das freie Schaffen der Poesie ist in einem Lande, wo das innere Leben des Menschen keine Entwickelung findet, wo der Einzelne nur als Glied des Ganzen zählt, kein geeigneter Boden. Wie sollte ein Volk, das nicht nach Idealen strebt, für das die gemeine Wirklichkeit Alles enthält, was zum Erdenglück hinreicht, an den Gebilden der Phantasie Gefallen finden? Die epische Dichtung mit ihren hohen sittlichen Ideen ist den Chinesen unbekannt, weil sie für Heldenthaten keinen Sinn haben, weil ihnen der großartige Kampf des Menschen mit dem Schicksale als ein sündhaftes Auflehnen gegen die Natur-

Poesie.

nothwendigkeit erscheint, weil ihnen die religiöse Mythenwelt abgeht, woraus das Epos seine Stoffe zieht, weil kein Heroenalter den dämmerigen Hintergrund ihrer Geschichte bildet. Keine Heldendichtung ziert die chinesische Literatur, nur Erzählungen und Hofgeschichten, nur Romane an die nüchterne Wirklichkeit angelehnt, nur Darstellungen und Schilderungen aus dem socialen Leben, breit und langweilig, ohne höhere Sittlichkeit und poetische Erhebung, nehmen die Stelle der epischen Poesie ein. Eben so wenig kann das Drama in China gedeihen; ein Volk, das in der Geschichte keine Handlung und Entwickelung kennt, kann auch im Drama, „dem poetischen Gegenbild der Weltgeschichte", keine Handlung vorführen. Die dramatische Poesie besteht daher nur in Bühnenstücken zur Unterhaltung und Belustigung des Volkes; nur Vorfälle des wirklichen Lebens, nur Begebenheiten aus den bürgerlichen Kreisen der Gesellschaft, nur Intriguen und Possen zum Zeitvertreib bilden den Inhalt der reichen Bühnendichtung, ihr höchstes Ziel ist die Anpreisung der landläufigen bürgerlichen Moral; die Schauspielkunst steht noch in geringerem Ansehen als die Dichtkunst, die Theater, obgleich viel besucht, sind ohne Einfluß auf die Gesinnung und Bildung der Nation. Die dramatische Poesie, bei den europäischen Culturvölkern ein Tempel alles Großen und Idealen, ist in China das poesielose Abbild des wirklichen Lebens. — Nur die lyrische Poesie, worin nicht Handlungen dargestellt, sondern Gedanken und Gefühle ausgesprochen werden, ist nicht ohne Anmuth, Lieblichkeit und edle Gesinnung, wenn auch ohne Tiefe und Schwung. Am schönsten sind die Gedichte des Schi-king. Sie sind in dem „chinesischen Liederbuch" Rückert's in sehr freier Ueberarbeitung, mit der größten Treue und Meisterschaft von Victor v. Strauß ins Deutsche übersetzt worden*). Im Allgemeinen herrscht in der chinesischen Lyrik der didaktische Charakter vor, und häufig lehnt sich der Gedanke an ein dem Naturleben ent-

---

*) Liebeslied des Schi-king (I, 1, 4) nach V. v. Strauß:

Im Süden stehen Hängebäum'
Und Ko-Gerank umschlinget sie.
Sie freut sich nur des hohen Manns,
Und Glückes Füll' umringet sie.

Im Süden stehen Hängebäum'
Und Ko-Gerank bedecket sie.
Sie freut sich nur des hohen Manns,
Und Glückes Fülle schmecket sie.

Im Süden stehen Hängebäum'
Und Ko-Gerank umwindet sie.
Sie freut sich nur des hohen Manns,
Und Glückes Fülle findet sie.

(„Hoher Mann" ist der achtungsvolle Titel, mit welchem die chinesische Frau ihren Gatten bezeichnet. Ko ist der Name einer Schlingpflanze, die hier die treue Anhänglichkeit des Weibes versinnbildlicht.)

nommenes Bild an, das in häufiger Wiederholung unverbunden neben dem Gedanken hinläuft. Sittensprüche und Lebensregeln, in welche sich die praktische Weisheit des Chinesen so gerne kleidet, bilden auch sehr häufig den Inhalt der lyrisch-didaktischen Dichtung. Das höchste Ziel der chinesischen Sittlichkeitslehre, das Maaß halten und die rechte Mitte beobachten, gibt sich selbst in der Poesie kund, worin gesteigerte Gefühle eben so gemieden werden, wie gesteigerte Leidenschaften im Leben, daher eine kühle Ruhe den charakteristischen Grundzug der ganzen Dichtung bildet. Die Nüchternheit, Regelmäßigkeit und Ordnung, die den Chinesen von dem Uebermaß sinnlicher Genüsse zurückhalten, bewahren ihn auch vor jeder Begeisterung, Ueberspannung und Schwärmerei. Die Seelenruhe darf nirgends gestört werden.

5. China's Stellung in der Weltgeschichte.

Aus dieser Darlegung des chinesischen Wesens läßt sich die Bewunderung erklären, welche die Jesuiten-Missionäre und alle Anhänger absoluter Regierungsgewalt, alle Verfechter patriarchalisch-despotischer Einrichtungen, alle Verehrer des Prinzips vom leidenden Gehorsam der Völker einer Nation spendeten, welche das instinktive einförmige Leben der Naturvölker mit den äußern Formen der Civilisation verbunden hat, ohne doch in den Kreis selbstbestimmender Culturvölker einzutreten. Sie preisen die passiven Tugenden des Volkes, die Ordnungsliebe, die Mäßigkeit, den Fleiß, die Pietät, den Gehorsam, die Ehrerbietung gegen Vorgesetzte u. dgl.; sie rühmen die weise auf eine reine Sittenlehre gegründete Gesetzgebung, die alle Verhältnisse umsichtig leitet und bestimmt und als himmlische Einrichtung von dem Volke mit der höchsten Verehrung betrachtet und wie ein Kleinod in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit treu bewahrt wird; sie bewundern das kaiserliche Patriarchenregiment ohne alle Beiziehung volksthümlicher Elemente, den weisen Dualismus von Regierung und Volk; sie loben die allgemeine Gleichheit ohne Kasten- und Ständesonderung, die Herrschaft der uralten, unveränderlichen Gesetzgebung über alle Staatsglieder, die unbestrittene Geltung gemeinsamer Sittenvorschriften und Tugendlehren, die strenge Pflichterfüllung des Volkes u. A. mehr. Aber sie beachten nicht, welche Mängel und Gebrechen an dieses bewunderte und gepriesene Staatswesen mit seinen stabilen Formen, mit seinem krystallisirten Charakter geknüpft sind; sie übersehen, daß ohne geistiges Ringen und Stre-

Die gepriesenen Vorzüge.

Die Kehrseite.

Die lichte Tugend halt ich werth,
Die groß Getön und Färbung gern entbehrt,
Die niemals Leidenschaft noch Laune nährt,
Die unerkannt und unverstanden
Nur nach des Herrn Gebot verfährt.

spricht der „Höchste Herr" zu König Wen (ebenda III, 1, 7).

ben, ohne Fortschritt und Entwickelung die Menschheit ihrem Ziele nie entgegengeführt werden könne und daß ein Volk ohne höheres Seelenleben und Ideale, dessen Blick sich nicht über das irdische Dasein in seiner nackten Wirklichkeit erhebt, nur die erste Sprosse auf der Himmelsleiter zur Cultur und Humanität erstiegen habe; sie übersehen, daß die auf allgemeinen Theorien, Sittenlehren und Tugendidealen aufgebaute Gesetzgebung nicht der freie Ausdruck einer nationalen Gesinnung, nicht das Erzeugniß einer ordnenden Volkskraft ist, sondern ein künstlich geschaffenes Maschinenwerk, dessen Räder das ganze Staats- und Volksleben in Gang erhalten, und daß eine solche äußerliche Gesetzgebung nicht gegen Mißbräuche und Laster zu schützen vermöge, wie denn das väterliche Kaiserregiment in China oft in den willkürlichsten Despotismus und in die schmachvollste Weiber- und Eunuchen-Herrschaft ausartete und die gepriesene Gleichheit Aller sich hauptsächlich in der Gleichheit der Knechtschaft gegenüber dem Kaiser kund gab; sie übersehen, daß ein äußerliches Gesetzesleben, das nicht auf freiem geistig-sittlichem Boden emporgewachsen, ohne die echten Früchte, ohne wahren Gehalt bleibe; die chinesische Sittlichkeit und Pflichttreue ist nicht eine geistige Erhebung, gegründet auf das Bewußtsein der in der Menschenbrust lebenden Gottähnlichkeit; sie ist nicht der Ausdruck der innern Gesinnung, sondern das äußerliche Verrichten vorgeschriebener Pflichten und besteht sehr oft in bloßem Schein, in todter Werkthätigkeit, in einem Abfinden mit der Form und dem Gesetz.

China's geistige Erstarrung. Gerade diese äußerliche Gesetzgebung, die wie ein Gehäuse alle Lebensäußerungen des Chinesen einschließt, hemmte die Entwickelung und Fortbildung, und führte jene geistige Erstarrung, jene Stabilität in allen Formen und Erscheinungen herbei, die einzig in der Welt dasteht, und die so mächtig ist, daß keine Eroberung sie zu durchbrechen vermochte, daß vielmehr alle fremden Elemente in das chinesische Wesen übergingen. Dieses Beharren beim Alten zeigt sich sowohl in der Staatseinrichtung als in der Industrie, im gesellschaftlichen Leben wie in der Wissenschaft und Literatur. „Das Reich Sina," sagt Herder, „ist eine balsamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Winterthiere. Wie die Sinesen das Goldpapier und den Firniß, die sauber gemalten Züge ihrer krausen Charaktere und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben: so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firniß, den Charakteren und dem Schellenklange ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien großen Erfindung in den Wissenschaften scheint ihnen die Natur versagt zu haben, dagegen sie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geist, jene listige Betriebsamkeit und Feinheit, jenes Kunsttalent der Nachahmung in Allem, was ihre Habsucht nützlich findet, mit reicher Hand zutheilte." Sie sind ein vertrockneter Ast am Lebensbaume der Völkergeschichte.

Eine Hauptursache des Stillstandes im chinesischen Leben ist die eigene Selbstüberschätzung und die Verachtung der Bildung und Sitte aller anderen Nationen, wodurch zwar nicht den Erfindungen und Erfahrungen fremder Culturvölker, aber allen ihren Lebensanschauungen der Zugang verschlossen blieb. Der chinesische Staat wird als Inbegriff der vernünftigen Menschheit angesehen; außer ihm gibt es nur rohe, unverständige, von Leidenschaften beherrschte Barbaren, mit denen die Chinesen keinen Verkehr haben dürfen, die sie von dem himmlischen Reich der Mitte ferne halten müssen. Diese Selbstbewunderung ist die natürliche Folge davon, daß in der ganzen Zeit, in welcher die chinesische Gesittung sich ausbildete, die Chinesen nur mit Völkern zu thun hatten, denen sie geistig in der That in Allem überlegen und welche ihnen gegenüber Barbaren waren, sowie die der geographischen Abgeschlossenheit ihrer Länder; aber obwohl das chinesische Staatswesen der Idee nach die ganze Erde umfassen und beherrschen sollte, führten nur äußere Anlässe zu auswärtigen Eroberungen mittelst Krieg und Waffenthaten. China ist ein bürgerlicher Staat, worin Alles seinen gesetzmäßigen Gang geht, wo Ruhe, Ordnung und ewige Harmonie waltet; diese Vorzüge müssen allen andern Völkern so einleuchten, daß sie von selbst die chinesische Gesetzgebung annehmen, folglich keine Ursache vorliegt, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Das lockende Bild des ewigen Glücks im Reiche der Mitte muß fremde Völker zum Anschluß bewegen. Darum gibt es in China nur Eroberungen auf friedlichem Wege; Kriege werden nur zur Vertheidigung des Landes und zur Unterdrückung innerer Empörung geführt, gelten aber immer für ein Unglück, durch welches die heilige Ordnung und die Gleichmäßigkeit des Lebens gestört wird. Nur friedliche Kaiser werden gepriesen; für Heldengröße, für eine großartige Persönlichkeit fehlt dem Chinesen jede Empfänglichkeit. Das absichtliche Abschließen des Landes gegen alles Fremde, welches erst seit Anfang des 18. Jahrh. begann, hat hauptsächlich seinen Grund in der Furcht vor Störungen des Reichs der Mitte, sei es durch feindliche Angriffe, sei es durch Einwirkung geistiger Ideen. Die Verbreitung des Christenthums, die das erstarrte chinesische Wesen wieder in Fluß zu bringen und in die todte Masse einen wohlthätigen Gährungsstoff zu werfen drohte, erregte die Wachsamkeit und das Mißtrauen der Regierung und machte die Absperrung strenger als früher. Dennoch fand der europäische Unternehmungsgeist Mittel und Wege, die Schranken zu durchbrechen und in das verschlossene, geheimnißvolle Land einzudringen, und die Berichte, die über die chinesischen Zustände zu Tage kamen, enthüllten den tiefen Abgrund, an den das Reich der Mitte durch die geistige Erstarrung und durch die todte Gesetzesheiligkeit gekommen ist. Sittliche Entartung und Lasterhaftigkeit sind neben der furchtbarsten Verarmung und deren entehrenden und demoralisirenden Wirkungen die Erscheinungen des Tages. Das übervölkerte Reich der Mitte leidet an unheilbaren Schäden; der Stamm ist morsch und die Wurzeln faul, wie könnte man da gesunde Früchte erwarten?

Die chinesische Selbstbewunderung.

II. Die Aegypter.

Nachweis der Quellen und Literaturwerke: (Vgl. „Die Quellen der ägyptischen Geschichte" als Einleitung zu der weiter unten zu erwähnenden Schrift von Alf. Wiedemann „Geschichte Aegyptens" 2c.) Die alten Aegypter, ein schreibfertiges, auf Erhaltung der Vergangenheit bedachtes Volk, hatten alte Reichs- und Königsannalen, welche von priesterlichen Tempelschreibern geführt wurden. Aus diesen verfaßte im Auftrage des Ptolemäus Philadelphus in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. der Tempelschreiber von Heliopolis **Manethos**, ein in ägyptischer und griechischer Bildung erfahrener Priester aus der Stadt Sebennytos in Unterägypten, eine ägyptische Geschichte in griechischer Sprache, die aber bis auf wenige Fragmente und das nackte Gerippe der einzelnen Königsnamen mit ihren Regierungsjahren verloren gegangen ist. Diese nach den einzelnen Dynastien geordneten Königslisten dagegen sind in verschiedenen Recensionen auf uns gekommen, aber vielfach verschoben und aus ihrer geschichtlichen Verbindung gerissen. „Die gründlichsten Untersuchungen," bemerkt Brugsch, „welchen gelehrte Fachmänner die Reihenfolge der Pharaonen und die zeitliche Ordnung der Königshäuser unterzogen, bestätigten zugleich die unabweisliche Nothwendigkeit in der manethonischen Liste gleichzeitige und neben einander fortlaufende Regierungen anzusetzen und somit die Gesammtdauer der 30 Königsgeschlechter um ein bedeutendes Maaß zu verringern." Neben Manethos hat auch der gelehrte Polyhistor **Eratosthenes** (276—194 v. Chr.), Vorsteher der Bibliothek zu Alexandria, ein chronographisches Werk über die alte Geschichte geschrieben, aus dem sich ebenfalls eine Liste von 38 ägyptischen Königen erhalten hat, die von der des Manethos vielfach abweicht. Beide Verzeichnisse hat ein gelehrter Mönch von Konstantinopel, Gregorios, gewöhnlich nach seiner Stellung im Kloster der **Syncellus** genannt, im 8. Jahrhundert in seine synchronistischen Geschichtstabellen aufgenommen und die Zahlenangaben mit der christlichen Zeitrechnung und dem A. Testament in Uebereinstimmung zu bringen gesucht. Enthalten diese rein chronologischen Werke schon unter sich viele Verschiedenheiten und abweichende Angaben, so sind sie noch weniger in Uebereinstimmung mit den griechischen Schriftstellern, die von Aegypten handeln. Desto reicher und zuverlässiger sind die Nachrichten dieser letztern über das innere Volksleben, über Monumente, Sitten und Gebräuche, Gesetzgebung und Religionswesen ihrer Zeit, nur daß sie bei den Götternamen und religiösen Vorstellungen ihre griechischen Benennungen und Anschauungen auf das Fremde übertrugen und dadurch zu vielen Vermischungen und Mißverständnissen Anlaß gaben. Ohne zu bedenken, daß alle Naturreligionen zu ähnlichen Vorstellungen führen müssen, erblickten sie in dem ägyptischen Religionswesen gar oft die Quelle und Geburtsstätte der übrigen. Unter den griechischen Schriftstellern über Aegypten nimmt **Herodot**, der um 460 v. Chr. das Nilthal bereis'te, den ersten Rang ein.

Vier Jahrhunderte nach ihm begab sich der Sicilier **Diodor** dahin, um für seine Geschichtsbibliothek Forschungen daselbst zu machen und benutzte zugleich die nunmehr verlorenen Werke älterer Griechen, namentlich des Hekatäus. Zu Anfang unserer Zeitrechnung verfaßte **Strabo** sein großes geographisches Werk, worin er auch von Aegypten handelt, theils aus eigener Anschauung, theils gestützt auf die umfassenden Forschungen desselben Eratosthenes, von dem die chronologischen Königstabellen herrühren. Alles was die griechischen Reisenden selbst gesehen haben ist richtig; wo sie aber über Geschichte, Religion &c. berichten, sind ihre Erzählungen voll der gröbsten Irrthümer. In der römischen Kaiserzeit war die Wißbegierde und das Interesse der Gelehrten und Vornehmen vorzugsweise dem geheimnißvollen Nillande zugewandt, das daher von vielen Reisenden besucht ward. Namentlich hat der römische Schriftsteller Plinius in seinem unter dem Titel historia naturalis bekannten Sammelwerke und der gelehrte Grieche **Plutarch** wichtige Notizen über Aegypten aufgezeichnet. Das Schriftchen des letztern über Isis und Osiris enthält viele lehrreiche Bemerkungen aus dem Gebiete der Religion, besonders in der trefflichen Bearbeitung von Gustav Parthey (Berl. 1850) mit ausführlichen Erklärungen und Zusätzen. Plutarch's Angaben über die Mythen sind durchweg richtig; nur seine philosophische Erklärung derselben ist eigene Erfindung. — Das mystische Dunkel, das während der christlichen Zeit über Aegypten, dem Land der Wunder und Zauberei, ausgebreitet war, und die Oede und Barbarei, die die Herrschaft der Türken begleitete, fanden ihr Ende mit der Expedition Napoleon Bonaparte's im J. 1798. So abenteuerlich das ganze Unternehmen war, für die Kunde Aegyptens brach damit eine neue Aera an. Die Description de l'Égypte hat Ruhmwürdiges geleistet und für die Wissenschaft einen reichen Schatz gesammelt, obwohl der Schlüssel für die Hieroglyphen noch nicht entdeckt war. Diesen fand der geniale Scharfsinn eines andern Franzosen, **Champollion** des jüngern, welcher vermittelst der (nunmehr gleichfalls aus dem lebendigen Gebrauch verschwundenen) Sprache der Kopten, der Abkömmlinge der alten Aegypter, für die Entzifferung der Hieroglyphenschrift die einzig richtige Methode entdeckte und bei den Monumenten in Anwendung brachte. Sein Précis du système hiéroglyphique und seine Grammaire gaben den Anstoß zu vielen folgenreichen Forschungen im alten Nillande. Zugleich wurde durch die Gründung großartiger ägyptischer Museen in Paris, London, Berlin, Turin und Bulaq (bei Kairo) auch solchen Gelehrten, die Aegypten nicht selbst bereis'ten, Gelegenheit zu umfassenden Studien geboten. Und so ist denn in unserm Jahrhundert unter allen Nationen ein Wetteifer erwacht, die dunkle Geschichte des räthselhaften Landes mit Hülfe der Monumente und neu entdeckter Urkunden aufzuhellen und die gepriesene Priesterweisheit zu ergründen. Der Italiener Hippol. **Rosellini** hat in einem umfangreichen Werke von 9 Bänden eine große Menge ägyptischer Monumente aus dem Nilthale bis Nubien hinauf beschrieben und durch Uebersetzung der Inschriften über das geschichtliche, bürgerliche und religiöse Leben der Aegypter ein bedeutendes Licht verbreitet. Ein noch größerer Forschungseifer war mittlerweile in England erwacht, wo unter Andern J. G. **Wilkinson** durch das wichtige Buch Manners and customs of the ancient Egyptians, 1. und 2. Serie von je 3 Bänden und 1 Supplementband (2. Aufl. 1878 3 Bände) eine Masse der interessantesten Darstellungen über alle Theile des ägyptischen Alterthums geliefert hat. Vor Allem aber gab sich in Deutschland ein großes Interesse für Aegypten kund, besonders seit König Friedrich Wilhelm IV. eine Gesellschaft von Gelehrten zur Erforschung und Beschreibung der Denkmäler in das Nilland schickte. Der Führer derselben, Rich. **Lepsius**, hat von seinen Erlebnissen und Forschungen Zeugniß abgelegt durch die „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai," durch die Untersuchungen über die „Chronologie der Aegypter" und durch das großartige Werk der „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien", das für die Geschichte der Aegypter die Hauptquelle bildet. An Lepsius' Reisewerk schließen sich Brugsch's „Reiseberichte aus Aegypten" und zahllose ähnliche Schriften. Schon

vorher hatte **Parthey** durch seine „Wanderungen im Nilthale," Prokesch durch seine „Erinnerungen" u. A. das Interesse geweckt, so daß Ch. K. Jos. **Bunsen** Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte historisch nachzuweisen unternehmen konnte, zuerst in drei im J. 1845 erschienenen Büchern, denen dann 11 Jahre später noch zwei weitere gefolgt sind. In diesem weitläufigen Werke, das sich neben der Götterlehre und der Sprache besonders mit der Chronologie befaßt, wird der Versuch gemacht, durch die Zusammenstellung der Manethonischen Dynastien mit der Königsliste des Eratosthenes und durch Ausgleichung der abweichenden Angaben und Widersprüche Beider die Reihenfolge der Könige festzusetzen und mit den Monumenten in Uebereinstimmung zu bringen. Zu verschiedenen Ergebnissen über die alten Dynastien kam Böckh in der Schrift: „Manethos und die Hundssternperiode". Nach ihm wäre der Anfang des alten Reiches von Memphis unter Menes in das J. 5702 v. Chr. zu setzen, weil von diesem Zeitpunkt bis zum J. 1322, wo eine neue Sothis- oder Hundssternperiode von 1460 Jahren eintrat, drei solcher Jahrescyklen verlaufen wären (1322 + 1460 + 1460 + 1460 = 5702). Gleichzeitig mit diesen Gelehrten haben dann Kugler und Schnaase, und mit Untersuchungen an Ort und Stelle verbunden, Julius Braun die Kunstgeschichte, Ed. Röth die Religionsphilosophie, J. Wilh. Löbell und Max Duncker (Geschichte des Alterthums 4 Bde., 5. Aufl. Leipzig 1878) die allgemeine Geschichte Aegyptens und der übrigen Culturländer des Orients übersichtlich und zusammenfassend dargestellt, wie schon vor ihnen Heeren in dem weitverbreiteten Buche: „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt" gethan, ein Buch, in dem zuerst der Versuch gemacht wurde, die Berichte neuerer Reisenden und die Resultate topographischer Forschungen auf die Geschichte des Orients anzuwenden, nur daß häufig in der breiten Darstellung der Charakter des Alterthums verwischt ist. In den jüngsten Auflagen seines Geschichtswerks hat Duncker auch den neuesten Forschungen über die ägyptische Urzeit und Chronologie Rechnung getragen. Die meisten dieser ältern deutschen Werke über Aegypten haben heut freilich nur eine literargeschichtliche Bedeutung; sachlich und wissenschaftlich sind sie veraltet und viele Ansichten und Behauptungen durch neuere Forschungen als irrthümlich dargethan. Erst mit Lepsius' Auftreten endete die Periode des Dilettantenthums für die Aegyptologie; die Texte (deren Zahl durch die preußische Expedition und durch viele systematische Ausgrabungen, besonders die von Mariette ins Ungeheure wächst) werden methodisch untersucht und bilden von nun an die einzige wahre Quelle. In Deutschland, England und Frankreich beschäftigen sich zahlreiche Gelehrte mit diesen Studien und die Literatur wächst so an, daß es unmöglich ist, hier näher auf sie einzugehen. Für die **Geschichte** sind zu erwähnen: Lepsius Königsbuch (1858), Brugsch Geschichte Aegyptens (1877), Maspero Geschichte der morgenländischen Völker (1877) übersetzt von Pietschmann; die zwei neuesten Auflagen von Duncker's erwähntem Geschichtswerk, Wiedemann Geschichte Aegyptens von Psammetich I. an (1880) und Geschichte der 18. ägyptischen Dynastie bis zum Tode Tutmes III. (Morgenl. Ztschr.), Dümichen Geschichte des alten Aegypten in dem Sammelwerk: Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen, herausg. von W. Oncken. Berl. 1878 sqq. Maspero hat an die Geschichte von Aegypten die der vorderasiatischen Völker in der Weise geknüpft, daß er in den Perioden, wo die Pharaonen mit Canaan, Babylonien, Assyrien, Phönizien und Kleinasien in Berührung kamen, auf die Vorgeschichte dieser Völker zurückgreift. Für die **Mythologie:** Lepsius Todtenbuch (1842), Aelteste Texte des Todtenbuchs (1867). Derselbe hat durch seine Abhandlung: „Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung" den einfachen Weg vorgezeichnet, wie man, Früheres und Späteres ausscheidend, zu einem zuverlässigen Resultat gelangen könne. Für die **Sprache:** Brugsch Wörterbuch (1867—1880), Hieroglyphische Grammatik (1872), Le Page Renouf Elementary Grammar (1875), Erman Neuägyptische Grammatik (1880). Die Cursivschrift, das **Hieratische** wurde von Goodwin und Chabas entziffert;

die späteste Form der Cursive, das **Demotische** von Brugsch (Gramm. démotique 1855), in neuerer Zeit gefördert von Revillout. Die schwierigen hieroglyphischen Texte der griechisch-römischen Zeit entzifferten besonders Dümichen und Brugsch. Gute Uebersetzungen verschiedener allgemein interessanter Texte enthalten die Records of the past (herausgegeben von der Society of biblical archaeology). — Brugsch sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte Aegyptens: „Die älteste Geschichte der Aegypter erfreut sich nicht des Vortheiles, von den sogenannten klassischen Schriftstellern des Alterthums in treuen Zügen und in zusammenhängender Folge der Begebenheiten der Nachwelt überliefert zu sein. Im Gegentheil, vielfach verwirrt und bis zu einem Zerrbilde entstellt, hat die Ueberlieferung der klassischen Zeit mehr Schaden als Nutzen gestiftet, denn sie hat falsche Vorstellungen verbreitet und über Aegypten und seine Geschichte einen Nebelschleier, gesponnen aus Sage und Mährchen, während eines Zeitraumes von mehr als zwanzig Jahrhunderten ausgebreitet. Erst die wiedererstandenen, zu neuem Leben erweckten Denkmäler, leider beinahe zu spät für die inzwischen zu Grunde gegangene Steinwelt mit ihren geschichtlichen Inschriften, haben den Trugschleier zerrissen, die Wahrheit enthüllt und den Beweis geliefert, daß bereits in den Zeiten des klassischen Alterthums die Geschichte der alten Aegypter ein unverstandenes Buch mit sieben Siegeln war." Von dem rein Geschichtlichen mag dieser Ausspruch seine volle Richtigkeit haben. Aber für das innere Leben der Bevölkerung des Nillandes, für Sitten, Gebräuche, Religionswesen, gesellschaftliche Einrichtungen enthalten die griechischen Schriften des Alterthums so viele Angaben und Berichte, die einen realen Untergrund voraussetzen, daß sie in einer Weltgeschichte, welche vorzugsweise diese inneren Zustände und Gedankenkreise ins Auge zu fassen hat, nicht als unbrauchbares Material über Bord geworfen werden dürfen. Sie verdienen neben den einheimischen Schriftstücken, Urkunden und Inschriften immer noch einige Beachtung, wenn auch viel Zweifelhaftes, Irriges und Fabelhaftes darin enthalten ist.

1. Das Nilland und seine Bewohner.

Aegypten, von den Einwohnern Qamet, koptisch Keme, „die schwarze Erde" genannt, im Gegensatz zu der blendend hellen libyschen Wüste, die sich westlich in endloser Weite ausdehnt, ist das langgestreckte fruchtbare Thalland, welches dem Nil sein Dasein verdankt. Ohne die Fluthen dieses Stromes würde der Wüstensand alles Wachsthum bis zur Küste des rothen Meeres mit seiner todbringenden Gewalt erstickt haben; daher nennt Herodot das untere Land ein „Geschenk des Nil" und bei Homer führt Land und Fluß denselben Namen. Dieser segenspendende Strom, dessen Kommen und Wirken die alten Aegypter als ein heiliges Mysterium betrachteten, und über dessen Ursprung erst die neuesten Forschungen englischer Reisenden fast vollständige Aufklärung gegeben haben, ist der Ausfluß zweier gewaltigen, auf einem Hochplateau unter dem Aequator gelegenen Seen, deren Größe zwischen der des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres die Mitte hält, mit Namen Victoria N'yanza (Ukerewe) und Albert N'yanza (Mwutan-See). Beide steigen während der Regenzeit über ihr gewöhnliches Niveau und ergießen ihre Wasser nach Norden durch eine Reihe von Abzugskanälen, die sich mit der Zeit alle im Nil vereinigen, dagegen haben die

wenigen Schneeberge im Osten des Viktoria N'yanza keinen Einfluß auf die bekannten Wasseranschwellungen. Der Hauptstrom (Bahr el Abiad, der „weiße Fluß") fließt, in Gestalt eines Delta wie bei der Mündung, aus dem letztgenannten See, strebt gen Norden und durchschneidet den Albert N'yanza nur an dessen nordöstlichem Ende, um den Bahr el Ghazal, dessen Hauptarm (der Bahr el Djur) wahrscheinlich den eigentlichen Ausfluß dieses Beckens bildet, erst viel weiter nördlich von Westen her aufzunehmen. Er durchströmt ein theils mit Urwäldern bewachsenes, theils von unabsehbaren Grasebenen durchbrochenes Gebirgsland, wo verschiedene Negerstämme ihr einförmiges Nomadenleben führen, einander feindselig bekämpfend, wo in den Savannen mit baumhohem Graswuchs und Schlingpflanzen und in den dichten Tamarisken- und Sykomorenwaldungen Löwen und Elephanten, Hyänen und Rhinoceros, Zebra, Antilopen und Riesenschlangen hausen, und der Fluß selbst das Krokodil und Nilpferd in sich trägt. Noch weiter nordwärts kommt von Osten her der „blaue Fluß" (Bahr el Azrek), so genannt von seinem dunkeln Wasser. Er entspringt auf dem abyssinischen Hochlande in einer Höhe von 12,000 Fuß und ergießt sich vom Gebirge Samen in einem weiten Bogen aber mit geringer Wassermenge durch das reichbewachsene mit Cedernwäldern und Fruchtbäumen geschmückte Berg-Plateau, wo Dattelpalmen mit fächerartigen Blättern, schattenreiche Tamarinden und Riesenbäume zwischen dichten Schlingpflanzen und reichem Buschwerke mächtig emporragen und zahllosen Vögeln und Affen zur Wohnung dienen. Dieser kleinere Strom führt aus den abessinischen Gebirgen das edle, wohlschmeckende Trinkwasser dem untern Lande zu. Nach der Vereinigung dieser Flüsse, deren Gewässer noch lange unvermischt neben einander herfließen, führt der Strom den Namen Nil und ergießt dann seine Fluthen über das nubische Land, wo bald pflanzenlose Sandflächen die Ufer berühren, bald felsige, meistens kahle Bergketten dem Fluß in den Weg treten, so daß er seinen Lauf über zahllose Katarakte verfolgen muß, bis er bei den Palmenwäldern von Syene die Grenze Aegyptens erreicht. Nachdem sich hier die Fluthen zum letztenmal zwischen den reizend gelegenen Inseln Philä und Elephantine brausend über die dunkeln wild aufgethürmten Granitfelsen hinabgestürzt haben, ändert sich die Natur des Bodens. Der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste bildet nun zwei hohe Thalwände, zwischen denen der Nil seine stillen Wasser in ruhiger Strömung dem Meere zuführt, im Osten von einem felsigen Urgebirge begleitet, welches das Flußthal von den Sanddünen des rothen Meeres trennt und edles Gestein, wie Basalt, Porphyr, Serpentin, in sich trägt; im Westen durch ein Gebirgsplateau gegen den goldgelben Flugsand der Wüste geschützt, der jedoch bisweilen von den heißen Südweststürmen bis an den Rand des Thales geführt wird. In dieser Vertiefung rollt der breite Strom seine schweigsamen Wogen in stiller Majestät langsam dahin, den Ufersaum auf beiden Seiten, so weit sein befruchtendes Wasser durch Natur oder Menschenkunst

geführt wird, in eine grüne Oase verwandelnd. Ohne Zuwachs durch andere Flüsse tränkt und erfrischt er in ruhiger Selbstgenügsamkeit das heiße Land, über das der wolkenlose helle Himmel fast nie einen Regenguß herabsendet. Unterhalb Memphis theilt er seine Wasserfülle in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme und erweitert das Thal zu einer ausgedehnteren Ebene, wo fruchtbare Gefilde mit grasreichen Fluren abwechseln und Palmen- und Sykomorenwälder die Ufer schmücken, bis er, das Marschland und den Dünenstreif durchbrechend, seine Fluthen im Meere begräbt. Dies ist das Nildelta, das angeschwemmte Land, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit Aegypten zur Kornkammer der alten Welt machte. Der „Bach Aegyptens" bei dem Dorfe El Arisch, dem Rhinokorura der Alten, war von jeher die Grenze gegen Palästina, und eine Wüstenstraße der Seeküste entlang der einzige Verbindungsweg zwischen dem Nillande und den Culturvölkern Vorderasiens. Nach Westen hin halten einige fruchtbare Oasen den Zugang für die Caravanenzüge offen, welche die heimischen Lastthiere, das Kamel, das Pferd, der Esel, möglich machten.

Die Fruchtbarkeit Aegyptens ist durch die jährlichen Nilüberschwemmungen bedingt. Wenn auf dem abessinischen Hochgebirge, wo der blaue Nil seine Quelle hat, der Schnee schmilzt und die periodischen Regengüsse der Tropenländer die Wasserfülle mehren, so fängt um die Zeit der Sommersonnenwende der Strom an sich zu heben und steigt drei Monate lang, von Mitte Juni bis Mitte September. Schon im Juli überschreitet er seine Ufer; im August, wenn er seinem höchsten Wasserstande, etwa 20 F. über der gewöhnlichen Höhe, nahe ist, öffnet man die Dämme und leitet die Fluthen in die Kanäle, womit der Fleiß der Menschen schon in den ältesten Zeiten das höher gelegene Land durchschnitten hat, um die Bewässerung auch den entfernteren Gegenden zuzuführen. In dieser Zeit gleicht das Land einem See, aus welchem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln hervorragen. Unzählige Barken beleben die Fluth, und das ganze Volk feiert jauchzend und festlich geschmückt die Tage des Segens. Sind die tropischen Regengüsse vorüber, so kehrt der Strom allmählich wieder in seine Ufer zurück, an allen Stellen die treffliche Fruchterde, die er auf seinem Laufe durch die oberen Gebirgsländer weggeschwemmt, als schlammigen Niederschlag zurücklassend. Im Oktober trocknet das Land ab; dann wird es bestellt und bedeckt sich rasch mit grünen Saaten, die ihm ein gartenähnliches Ansehen geben. Die Zeit des Wachsthums dauert bis Ende Februar; im März tritt die Ernte ein; dann folgen drei Monate der Dürre, während welcher der Nil seinen tiefsten Wasserstand hat. Die grünen Thalgelände würden bald ein Raub der Wüste werden, wenn nicht bereits im Juni der Leben schaffende Fluß seinen Kreislauf von Neuem anfinge.

Diese an den räthselhaften Strom geknüpften Naturverhältnisse des ägyptischen Landes bestimmten die ganze Lebensrichtung des Volkes. Die Beschaffenheit des Bodens, wo die Fruchtpflanzen und Nahrungsgewächse von selbst

hervorsprießen, führte zum Ackerbau, der ersten Stufe des Culturlebens; der Fluß in seiner periodischen Abwechselung lud sowohl zur Schiffahrt als zur Bewässerungskunst und zum Kanalbau ein, er nöthigte die Bewohner durch feste Grenzbestimmungen den störenden Wirkungen der Ueberschwemmungen vorzubeugen und brachte nicht nur Begriff von Recht und Eigenthum zum Bewußtsein und zur Ausbildung, sondern auch die Meßkunst, besonders in ihrer Anwendung auf die Felder (Geometrie). Das regelmäßige Steigen und Fallen führte zur Begründung eines bestimmten Zeitmaßes und zu der Eintheilung des Jahres in die drei durch seinen wechselnden Kreislauf bedingten Jahreszeiten von je vier Monaten, die Ueberschwemmungszeit, die Saatzeit, die Erntezeit. Die Abgeschlossenheit des Landes, fern von jedem unruhigen Völkergedränge, begünstigte die ungestörte Entfaltung der geistigen Anlagen und vorherrschenden Seelenrichtungen und brachte das eigenthümliche Culturleben zur Erscheinung. Der beschränkte Raum, auf dem der Nil seine fette Schlammerde ablagerte, zwang zu haushälterischer Benutzung des fruchttragenden Bodens und zum nahen Zusammenbau der Menschenwohnungen, was die Gründung von Städten, die Aufstellung gesellschaftlicher Formen und Rechtsordnungen und die Ausbildung eines regen Gewerb- und Kunstlebens zur Folge hatte; das zum Bearbeiten vortrefflich geeignete Gestein der Gebirge bot ein herrliches Material für Baukunst und Bildhauerei. Selbst das religiöse Seelenleben mit seinen reichen und eigenthümlichen Cultusformen und Kunstschöpfungen war in seinen Glaubenslehren, Symbolen und Festen an das wechselvolle Naturleben geknüpft, das in dem wunderbaren Nillande zur Erscheinung kam. Diese frühe Ausbildung mannichfaltiger Lebensformen in dem geschützten, milden und fruchtbaren Lande hat den Aegyptern schon in der Urzeit den Ruf des ältesten Volkes erworben.

Der Ursprung und die Bedeutung des von den Griechen den Bewohnern des Nilthales beigelegten Namens sind nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Wahrscheinlich lag demselben eine einheimische Benennung, die noch in dem Namen der Kopten (arab. Kubt), der Abkömmlinge der alten Aegypter, erkennbar ist, zu Grunde. Was aber die Abstammung betrifft, so lassen sich sowohl in der braunrothen Hautfarbe, welche die gemalten Figuren der Monumente an sich tragen, als in der typischen Volksnatur gewisse äthiopische Bestandtheile nicht wohl verkennen, wenn gleich die sogenannten kaukasischen Elemente, die auf eine frühe Einwanderung aus Asien zu deuten scheinen, mit der Zeit sowohl im Körperbau und in der Kopfbildung als in Sprache, Sitte und Culturfähigkeit das Uebergewicht erlangten. In der Sage von dem Noachiden Ham scheint noch eine Erinnerung an eine solche Einwanderung in der Urzeit und an die asiatische Herkunft des Nilvolkes enthalten zu sein; in dem allmählichen Aufsteigen derselben nach dem obern Nilthale ist auch zugleich der Weg angedeutet, den die ägyptische Cultur naturgemäß in ihrer räumlichen Verbreitung genommen haben

muß. Nach den neuesten Forschungen kann als ausgemacht gelten, daß die Aegypter nah verwandt sind mit den Berbern und Tuarek's Nordafrika's und mit den Bedscha's, Somali's und Galla's Ostafrika's und zusammen mit den semitischen Völkern einen großen Sprachstamm bilden, dessen Heimath wohl in Asien lag. Eine Verwandtschaft dieses ägyptosemitischen Stammes mit dem Indogermanischen ist aber nicht zu beweisen. Natürlich sind all diese afrikanischen Völker stark mit Negerblut gemischt.

Ueber die innige Wechselbeziehung zwischen Land und Volk in Aegypten sagt Karl Ritter: „So weit unsere Geschichte zurückreicht, kennen wir bis heute noch kein einem Hauptstrom anwohnendes Culturvolk, in dessen Geschichtlichem die localisirende Erdnatur so scharf ausgewirkt erschiene, in welchem die Natur des Vaterlandes so überwiegend bedingend in der Entwickelung des Aeußern und Innern hervorträte, in welchem die freiere Thätigkeit der Individuen mehr zurückgedrängt wäre in Allem, was im Monument aus jener Zeit darüber zu uns zu sprechen vermag. Wie das ägyptische Götterbild nur im ägyptischen Porphyr ein wahrhaft vollendet ägyptisches ist, so erscheint auch das ägyptische Volk nur ein, aus seiner Nilthalnatur hervorgegangenes an das Aegyptenland fest gebundenes Urvolk der Erde zu sein". Diese Bemerkung des großen Geographen ist freilich dahin zu rectificiren, daß auch die ägyptischen Kunstwerke natürlich da am höchsten stehen, wo sie aus dem am leichtesten zu bearbeitenden Material angefertigt sind (z. B. Kalksteinreliefs der Pyramidengräber), am tiefsten wo sie aus Porphyr und Basalt bestehen. — Das Gestein der ägyptischen Gebirge begünstigte ganz besonders die Entfaltung jenes Kunstlebens, das wir noch jetzt in den unverwüstlichen Denkmälern bewundern, namentlich in dem obern Lande, wo das trockene, regenlose Klima der Erhaltung förderlich war. Der Kalkstein, den die beiden, den Fluß begleitenden Gebirgsufer vom Delta bis nach Theben in ihrem Schooße bergen, ist eben sowohl wie der feinkörnige Sandstein Oberägyptens und Nubiens zu Bauwerken aller Art wie zu den feinsten Sculpturen sehr brauchbar; die Syenite und Granite von Assuan lieferten die riesenmäßigen Steinblöcke zu den Obelisken, Sarkophagen, Statuen und monolithen Kolossen, selbst die aus Nilschlamm verfertigten Erdziegel, die zu Wällen, Stadtmauern, Tempelumfassungen und inneren Füllungen gebraucht wurden, waren fester und dauerhafter als die babylonischen. — Unter den einheimischen Pflanzen waren von dem größten Nutzen: die nunmehr nur noch in den Sümpfen des oberen Nils vorkommende **Papyrusstaude**, jene edle Riesenbinse mit dem dreikantigen hohen Schaft und dem roßschweifähnlichen Busche, die neben dem Gebrauche zu Schreibmaterial, wovon später die Rede sein wird, auch in ihren saftigen Wurzeln einen gesunden Nahrungsstoff lieferte, „ausreichend für ein uranfängliches Menschengeschlecht zum Leben," wie Diodor versichert; sodann die **Lotuspflanze**, deren mehlreiche Körner gleich dem Getreide eine nahrhafte Speise boten. Die eifrige Beschäftigung der Aegypter mit Geometrie und Arithmetik schon in uralter Zeit hebt Diodor (I, 81) hervor: „Denn die vielfachen Veränderungen, welche die jährliche Ueberschwemmung auf den Feldern verursacht, geben häufig Anlaß zu allerlei Grenzstreitigkeiten zwischen den Nachbarn. Darüber kann man nun nicht leicht sicher entscheiden, wenn nicht ein geschickter Feldmesser den wahren Stand der Sache untersucht." Die Eintheilung und Namen der **Jahreszeiten** und **Monate** wird am richtigsten in folgender Weise festgestellt: 1) Ueberschwemmungszeit: Thoyth (vom 20. Juli an), Phaophi, Athyr, Choiak; 2) Winter (Saat): Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuthi; 3) Sommer (Ernte): Pachon, Payni, Epiphi, Mesore; 4) 5 Schalttage. — Ueber die Geographie des alten Aegyptens und die Provinz- und Kreiseintheilung geben die neuentdeckten Nomenlisten Auskunft. Neuere Forschungen haben nämlich ergeben, daß die Abbildungen auf den Außenwänden einiger Haupttempel, wo Reihen

von Figuren der Gottheit Spenden bringend dargestellt sind, die alte geographische Eintheilung des Nillandes andeuten, symbolische Bezeichnungen der Gaue mit ihren provinziellen Eigenthümlichkeiten und wichtigsten Erzeugnissen. Mehrere Aegyptologen, wie Brugsch, der jüngere Rougé, Dümichen haben diese für die geographische Kenntniß des alten Pharaonenreiches höchst bedeutungsvollen Darstellungen zu erklären gesucht und Resultate daraus gezogen, die über die Eintheilung und politisch-statistische Beschaffenheit der Nomen und Bezirke wichtige Aufschlüsse gewähren. In den oben erwähnten geschichtlichen Werken über das alte Aegypten von Maspero und Dümichen ist auf Grund der Untersuchungen des französischen Aegyptologen de Rougé eine genaue Darstellung sämmtlicher Gaue enthalten mit ausführlichen Beschreibungen, Abbildungen und Plänen der darin gelegenen Tempelruinen.

2. Das alte Reich von Memphis und die Pyramidenfelder.

Unsicherheit der alten Geschichte. Kein Volk war so sehr bedacht, das Leben zu erhalten, die Vergangenheit durch unzerstörbare Bande an die Gegenwart zu knüpfen und der Macht des Todes entgegen zu wirken als das ägyptische; und dennoch haben wir über die Geschichte desselben nur ungenügende Bruchstücke, nur abgerissene Notizen, nur ungeordnete, zusammenhanglose Materialien. Wenige Völker widmeten der Zeitrechnung und dem Kreislaufe des Natur- und Erdenlebens so große Sorgfalt als die regsamen Bewohner des Nilthales; und dennoch herrscht über das Zeitalter ihrer Könige und die Entstehungsperiode ihrer Bauwerke und Monumente noch vielfach Unsicherheit und Meinungsverschiedenheit. Zwar hat die Wißbegierde und der unermüdliche Forschungstrieb der Reisenden und der Männer der Wissenschaft manches Dunkel aufgehellt, manche Lücke ergänzt, manches Verwirrte in Ordnung gebracht; aber die Jahrbücher der Geschichte, worin die ägyptischen Priester die Thaten der Könige und die Ereignisse des Landes in zusammenhängender Folge dargestellt hatten, sind leider verloren. Von ägyptischen Königslisten sind uns Bruchstücke in Fragmenten eines Papyrus in Turin erhalten; die in der griechischen Bearbeitung des Manethos vorhandenen Listen sind hoffnungslos verderbt. Andere in Tempeln aufgezählte Königsreihen sind unvollständig. Deshalb ist die Chronologie voller Lücken. Man kann die Epoche der verschiedenen Dynastien nur annähernd angeben; genaue Zahlen lassen sich erst für die 26. Dynastie gewinnen. Aber die Reihenfolge dieser Dynastien und der einzelnen Herrscher steht im wesentlichen fest. Unsere wichtigste Quelle sind heut die Inschriften und bildlichen Darstellungen, worin die alten Aegypter ihren architektonischen Denkmalen einen beredten Schmuck beizufügen pflegten; sie sind bald eine dankbare Ergänzung oder Bestätigung, bald eine willkommene Berichtigung sowohl der Angaben, welche die griechischen Schriftsteller nach den Erzählungen der meistens sehr unwissenden Tempeldiener und Fremdenführer überliefert haben, als der Königslisten des Manethos.

Wie weit die Aegypter selbst Nachrichten über die Anfänge ihrer Geschichte be-

fassen, steht dahin. Die Verwirrung in den Listen der ältesten Dynastien spricht dagegen. Die Inschriften beginnen mit dem Könige Snofru (Ende der dritten Dynastie), um dessen Pyramide in Meidum Gräber seines Hofes gefunden sind und der auch auf der Sinaihalbinsel ein Relief hinterlassen hat. Aber historische Nachrichten enthalten die Inschriften dieser ältesten Zeit, der sogenannten „Pyramidenzeit", fast gar nicht. Die bei Manethos und in späteren ägyptischen Texten vorkommenden Notizen über einzelne Herrscher der ältesten Zeit haben ein durchaus sagenhaftes Gepräge. Dieselben werden besonders als Vertreter der Weisheit erwähnt.

In grauer Vorzeit, nach den endlosen Zeiträumen, während welcher, nach der Meinung der Aegypter, zuerst die oberen Götter, dann die himmlischen Mächte der zweiten Ordnung und zuletzt die Halbgötter regierten, scheinen längs des Nilstromes einige abgeschlossene Landschaften mit unabhängigen Stammfürsten und patriarchalischen Sitten und Einrichtungen bestanden zu haben. Einer dieser Stammfürsten mag jener **Menes** aus der uralten Stadt This in Oberägypten gewesen sein, von dem erzählt wird, er habe den Nil, der bis dahin an dem libyschen Gebirge hingeflossen, nach Osten abgedämmt, um zwischen ihm und der westlichen Wüste einen Raum für seine neue Stadt Memphis zu gewinnen. Mit der Gründung dieser Königsstadt Memphis beginnt die Geschichte des ägyptischen Reiches, als dessen erster König Menes in Manethos' Verzeichniß der dreißig Herrschergeschlechter aufgeführt ist. Ueber den chronologischen Anfangspunkt dieser Begebenheit bestehen aber verschiedene Meinungen, je nachdem man jene Dynastien als hinter einander fortlaufend annimmt oder sie zum Theil gleichzeitig in getheilten Reichen regieren läßt. Im erstern Fall ist man zu dem fabelhaften Alter von 5702 Jahren v. Chr. gelangt, im letztern hat man bald das Jahr 3643, bald 3892 als Ausgangspunkt angenommen, also ein Alter, das die letzten Spuren aller andern Menschengeschichte um das Doppelte und Dreifache übersteigt.

Menes gründet Memphis.

Von der Zeit an, da Menes oder Mena „der Beständige" dem Ptah, dem Hauptgott der Memphiter, den ersten großen Tempel baute, und das Volk gewöhnte, geschriebene Gesetze anzunehmen und zu befolgen, und sein Nachfolger Athotis die Königsburg gründete, bis zu der gewaltigen Umwälzung, welche der Einfall semitischer Hirtenvölker herbeiführte, also vom Anfange des 4. bis gegen das Ende des 3. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung, regierten 12 Dynastien über das alte Reich in Memphis, von denen wir nichts mehr als ihre Namen wüßten, hätten nicht mehrere Herrscher aus diesen Geschlechtern durch gewaltige Grabdenkmale ihr Andenken auf die fernste Nachwelt übertragen und durch Inschriften und bildliche Darstellungen einen Einblick in die Lebensverhältnisse einer Zeit eröffnet, wo noch die ganze übrige Welt stumm war und noch lange stumm blieb.

So weit geschichtliche Spuren reichen, herrschte bei den Aegyptern die Sitte, die Todten vor der Verwesung zu bewahren und sie in sichern und festen Ruhestätten vor jeder Störung oder Entweihung durch die Natur oder

die Hände der Menschen zu schützen. Der uralte Glaube, daß die Fortdauer der Seele an die Erhaltung des Leibes geknüpft sei, hat offenbar dieser Sitte ihre Entstehung gegeben. Der Zustand der Seele nach dem irdischen Dasein beschäftigte zu allen Zeiten die Phantasie der Orientalen, und eine angstvolle Sorge beschlich häufig die Lebenden. Aber in keinem Lande widmete man den Leichen solche Aufmerksamkeit als in dem Nilthal. Am Saum der westlichen Wüste, wo der Aegypter die Sonne untergehen sah und für ihn das Reich des Todes begann, sollten sie ruhen, in kühle Felsen eingeschlossen, fern von dem geschäftigen Treiben des Thales. Auf diese Gräber wendeten die Aegypter die größte Sorgfalt; schon im Leben wurde die Stätte bereitet und ausgeschmückt, die den Todten aufnehmen sollte. „Die Aegypter," sagt Diodor, „achten das zeitliche Dasein gering, hingegen auf das Fortleben nach dem Tode in rühmlichem Andenken legen sie den höchsten Werth. Die Häuser der Lebenden heißen sie Herbergen, um anzuzeigen, daß wir uns nur kurze Zeit darin aufhalten, die Gräber der Verstorbenen aber nennen sie ewige Wohnungen, weil die Todten eine endlose Zeit darin zubringen. Daher wenden sie auf den Bau der Häuser weniger Fleiß; desto eifriger sorgen sie dagegen für die treffliche Ausstattung der Gräber." Besonders waren die Könige bedacht, auch noch im Tode den hohen Rang zu beurkunden, den sie im Leben inne gehabt. Darum fingen sie gleich nach ihrem Regierungsantritt den Bau des Grabes an, in dem ihre Leiche einst ruhen sollte, befestigten es durch Steinblöcke und Mauerwerk gegen den Andrang der Wüstenstürme und vergrößerten es im Laufe der Jahre von Außen durch umgelegte Steinmäntel in die Breite und Höhe bis zu einem künstlichen Steinberge, dem Nachfolger nur die äußere Bekleidung und die Einfügung des Sarkophages durch den schmalen Gang in die innere Grabkammer überlassend. Nach der Beisetzung der Leiche wurde der Eingang mit Felsplatten geschlossen und auch im Innern noch hie und da durch eingezwängte Steinblöcke versperrt. Um sie herum wurden dann die Gräber ihrer Angehörigen und ihrer Umgebung angebracht, damit auch im Tode noch ein Hofstaat um den Herrscher gruppirt sei.

Diese königlichen Grabmäler sind die Pyramiden. Sie stehen auf dem öden, einsamen Felsenplateau, das sich gegen Abend am Rande der Wüste etwa 100 Fuß über das Thal erhebt, an der nämlichen Stätte, welche auch die übrigen Bewohner von Memphis für sich und die Ihrigen zum Todtenfelde gewählt hatten, damit ihre Leichen gesichert wären gegen die Fluthen des Stromes wie gegen den Gluthhauch der Wüste. Dort stehen sie noch jetzt, jene gewaltigen Pyramiden bei den Dörfern Gizeh, Daschur u. a. auf dem sandumwehten Gräberfelde, wie Grenzwächter zwischen der Wüste und dem grünen belebten Thale, neben ihnen eine zahllose Menge geringerer Gräber, bald als stattliche Bauwerke über dem Grabschacht, bald in den Felsboden ausgehöhlt.

In der langen Reihe der Pyramiden, die sich in einer Höhe von 20 bis

450 Fuß längs des Stromes von Norden nach Süden hinziehen und deren Zahl sehr beträchtlich ist (viele sind freilich fast ganz zerstört), ragt diejenige mächtig empor, die König Chufu oder, wie er bei Herodot heißt, Cheops hat erbauen lassen, um nach dem Erdenleben darin seine Ruhestätte zu finden. Er gehörte der vierten Dynastie der memphitischen Herrscher an und ist ohne Zweifel derselbe König, den eine Felsentafel am Sinai darstellt, wie er einen vor ihm knieenden Feind beim Schopf faßt, um ihn niederzuschlagen; woraus hervorgeht, daß der Pyramidenbauer auch das peträische Arabien mit seinen Kupferbergwerken besessen hat. Sonst weiß die Geschichte nichts von diesem gewaltigen Zwingherrn, der, wie erzählt wird, 100,000 Menschen 30 Jahre lang an seinem Grabdenkmal im Frohndienste arbeiten ließ und von dessen Druck, Habsucht und Ruchlosigkeit das ägyptische Volk in der Folge dem griechischen Geschichtschreiber unglaubliche Dinge erzählt hat. Auch die Erbauer der beiden andern Pyramiden bei Gizeh (die eine ist fast ebenso hoch, die andere bedeutend niedriger), König Chafra, von den Griechen Chefren genannt, und Menkara oder Mykerinos, gehörten der vierten Dynastie an und waren nach Herodot die unmittelbaren Nachfolger des Cheops, jener dessen gleichgesinnter gewaltthätiger Bruder, Mykerinos Cheops' Sohn, ein gerechter und milder Herrscher — Angaben, die nicht recht zu den Inschriften stimmen. Man wird die Entstehung dieser großen Pyramiden wenigstens an das Ende des 4. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung setzen müssen. Und doch gibt die Bauart mit ihren regelmäßigen Formen, mit ihrer gewaltigen, wenn schon etwas ängstlicher Struktur, mit ihren kunstreichen Gängen und mit der feinen Fügung der polirten Grundblöcke Zeugniß, daß diese Pyramiden nicht das Erstlingswerk des ägyptischen Volkes gewesen seien; vielmehr setzen sie eine lange Kunstübung, einen Zeitraum allmählichen Wachsthumes sowohl der Erzeugungskraft als der Fertigkeit voraus. Gerade in der Zeit der vierten und fünften Dynastie hat die ägyptische Kunst ihre höchste Blüthe erreicht; sie ist realistisch und frisch, von der Verknöcherung der späteren Zeit ist noch nichts zu merken. Werke wie die Statuen des Chafra in Bulaq, die Holzstatue eines hohen Beamten in derselben Stadt (bekannt in Kairo und bei uns als der „Dorfschulze"), die Schreiberstatue des Louvre, die feinen Flachreliefs aus Kalkstein mit ihren naiven Thierdarstellungen — sind unübertroffen. Der bewunderungswürdige Transport großer Felsblöcke mittelst Hebel und Schleifen läßt einen monarchischen Staat erkennen, in welchem die Königsmacht bereits die Schranken patriarchalischer Verhältnisse überwunden haben mußte und über die Kräfte einer dichten an Arbeit und Dienstleistung gewöhnten Bevölkerung unbedingt gebieten konnte. Auch die Felsengräber mit ihren Inschriften, ihren Sculpturen und ihren zertrümmerten Bildwerken weisen auf eine vorausgegangene Periode langer Kunstentwickelung hin.

Der Bau der Pyramiden begann mit dem innern Felsengrab, über dem ein viereckiger Der Pyramidenbau.

nach oben sich verjüngender Hügel aus Felsblöcken aufgethürmt wurde. Die Grundfläche war genau im Quadrat und nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Von dieser kleinen Pyramide, die in Stufen von etwa 40 Fuß Höhe ausgeführt war, ausgehend „wurde dann der Bau erst durch umgelegte Steinmäntel von 15 bis 20 Fuß Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinschaftlichen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab. Dieses allmähliche Anwachsen erklärt die ungeheure Größe einzelner Pyramiden neben so vielen andern kleinen. Jeder König begann den Bau seiner Pyramide, sobald er den Thron bestieg; er legte sie nur klein an, um sich ein vollständiges Grab zu sichern, auch wenn ihm nur wenige Jahre auf dem Throne beschieden waren. Mit den fortschreitenden Jahren seiner Regierung vergrößerte er sie aber durch umgelegte Mäntel, bis er seinem Lebensziele nahe zu sein glaubte. Starb er während des Baues, so wurde nur der äußerste Mantel noch vollendet, und immer stand zuletzt das Todtenmonument mit der Lebenslänge des Königs im Verhältniß. Wären sich im Laufe der Zeiten die übrigen bestimmenden Verhältnisse gleich geblieben, so würde man noch jetzt an den Schaalen der Pyramiden, wie an Baumringen, die Regierungsjahre der einzelnen Könige, die sie erbauten, abzählen können". (Lepsius Briefe.) „An der Pyramide von Meidum," sagt Julius Braun, „einer der südlichsten, wo der thurmartige Kern in immer verjüngterem Viereck aus den zurückbleibenden Schaalen ansteigt, finden sich glatt polirte Wände mehrfach hinter einander, unter jüngeren, oft immer roheren Steinschichten, mit denen offenbar der Bau von Zeit zu Zeit erweitert wurde. Daraus dürfte sich ergeben, daß der König sein künftiges Grab erst nur durch eine mäßige Stufenpyramide gedeckt, dann aber, wenn die Zeit reichte, immer neue Stufenwände umgelegt habe, um es immer besser zu decken und zu verbergen." Auf der quadraten Grundfläche erhob sich dann das vollendete Gebäude mit vier rechtwinkeligen Seiten von sehr geneigten Flächen, doch so daß die Abnahme unten geringer war als oben, bis zum Giebel, der zwar von unten betrachtet in eine Nadelspitze auszulaufen schien, in der That aber eine größere oder kleinere Plattform bildete.

Größe und Beschaffenheit der Pyramiden. Die 30 bis 40 Pyramiden von Memphis, Grabmäler von eben so vielen Königen, ziehen sich in einer langen Reihe gruppenweise von Norden nach Süden, von dem Dorfe Abu Rasch, Heliopolis gegenüber, über Gizeh, Sakkara, Daschur, Lischt, Meidum, u. a. O. Von manchen sind nur noch die Grundflächen und wenige Trümmer vorhanden, besonders von denen, die aus Backsteinen d. h. dicken mit Stroh gemischten Ziegeln aufgerichtet waren; aber auch von den größten und festesten sind die Spitzen und der größte Theil der Bekleidung verwittert, herabgefallen oder auch herabgebrochen worden, da die Araber diese Denkmale späterhin als Steinbrüche benutzt, auch wohl, nach Schätzen suchend, sie von Außen und Innen zerstört haben.

1. Die Pyramiden von Gizeh. Die größten und schönsten unter den noch erhaltenen Pyramiden sind die drei erwähnten bei Gizeh, die zwischen einer Gruppe von einigen kleineren mächtig in die Höhe steigen. *a) Die Pyramide des Cheops.* Die größte derselben, die auf den innern Blöcken den rothgemalten Namen Chufu (Cheops) als Steinbruchmarke führt, hatte ursprünglich eine Grundlinie von 233 M. und eine Höhe von 146 M., jetzt beträgt jene noch 227 M., diese 137 M., da die Spitze zerbröckelt und in eine kleine Terrasse verwandelt ist. „Auf dem Gipfel steht man so hoch, daß der Straßburger Münsterthurm, wenn er darin stünde, nicht mit seiner äußersten Spitze hervorragen könnte. Der ganze ungeheuere Petersdom hätte vollkommen Platz im massiven Kern der großen Pyramide," die gegen 2,500,000 Kubik-M. Mauerwerk enthält. In der Mitte der Nordseite, in einer Höhe von 15 M. über der sandverwehten Grundfläche, befindet sich der Eingang, 1,06 M. hoch und 1,22 M. breit, welcher zu einer in den dichten Felsen gehauenen Kammer führt, die etwa 30 M. unter der Grundfläche, etwa 180 M. unter dem Scheitel angebracht ist. Gleich nach dem Eingang leitet ein wagrechter Stollen zu einem zweiten niedern Gang

von geglätteten feingefügten Granitblöcken, auf dem man aufwärts steigt und durch die „große Gallerie" in zwei Gemächer gelangt, die als Königs- und Königinkammer bezeichnet werden. Das erstere, in dem man einen zerstörten Sarkophag gefunden hat, war das eigentliche Grabgewölbe. Ueber der flachen Decke, welche die glatten Granitwände abschließt, befindet sich noch eine Reihe niedriger Räume, um die Last der Steinmassen zu vermindern und zu vertheilen. Offenbar ist diese Pyramide derselbe Wunderbau, von dem Herodot berichtet (II, 124—127): „Nach den Erzählungen der Priester habe König Cheops die Aegypter zuerst gezwungen, ihm Frohndienste zu leisten. Und einige hätte er angestellt, daß sie aus den Steinbrüchen im arabischen Gebirge Steine zögen bis an den Neilos, und wenn die Steine auf Fahrzeugen über den Fluß gesetzt waren, so stellete er andere an, die sie ziehen mußten von da bis an das Libysche Gebirg. Und es arbeiteten je 10mal 10,000 Mann drei Monde hindurch. Und dauerte, da das Volk also bedrückt war, 10 Jahr, daß sie baueten den Weg, darauf sie die Steine zogen, ein nicht geringeres Stück Arbeit, meines Bedünkens, als die Pyramide selbst. Denn seine Länge beträgt 5 Stadien und seine Breite 10 Klafter und seine Höhe, da wo er am höchsten ist, 8 Klafter und ist von geglättetem Stein und Bilder drein gegraben. Darüber vergingen 10 Jahre. Aber 20 Jahre wurde gearbeitet an der Pyramide selbst, deren jegliche Seite ist 8 Plethra (80,000 Q.-F.) breit und ist vierseitig, und die Höhe eben so viel und ist von geglättetem Stein, sehr gut in einander gefüget, und kein Stein ist kleiner denn 30 Fuß. Und dieselbe Pyramide ist also gebauet worden: wie eine Treppe mit lauter Stufen oder Tritten oder Absätzen. Und nachdem sie den ersten Absatz gemacht, hoben sie die übrigen Steine hinauf auf einem Gerüst von kurzen Stangen; und wenn der Stein oben war, legten sie ihn auf ein anderes Gerüst u. s. f. Denn so viel Absätze von Stufen waren, so viel Gerüste waren auch. — Es ist auch angegeben mit ägyptischen Buchstaben an der Pyramide, was die Arbeiter an Rettigen und Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, und es wurden dafür (wie ich mich noch recht wohl erinnere, was mir der Dolmetscher sagte, der die Buchstaben las) 1600 Silber-Talente (etwa $2^1/_2$ Mill. Thaler) bezahlt. Wenn das wahr ist, was muß nicht noch drauf gegangen sein für Eisen zum Arbeitszeuge und für Speise und Kleidung an die Arbeiter!" Die weitere Angabe des griechischen Historikers, daß Cheops einen gemauerten Graben unter der Erde vom Nil her um die unterirdischen Zimmer geleitet, so daß das Grab wie eine Insel umströmt worden, beruht vielleicht auf einer Volkssage, „welche das wunderbare Bauwerk noch wunderbarer auszuschmücken trachtete; schon darum unmöglich, weil die Grundfläche der Pyramide 140 F. über dem niedrigen Wasserstand des Nil liegt". Von seiner Tochter, die der Vater gezwungen habe, sich um Geld preiszugeben, sollte die mittlere der drei kleinern Pyramiden herrühren, die vor der großen stehen, und zwar von den Steinen, die sie von ihren Liebhabern sich erbeten habe. Alle diese anekdotenhaften Notizen Herodot's sind Erzählungen seiner unwissenden Führer und ganz unbegründet und nur was er selbst gesehen hat ist glaublich. — Die zweite dem Chefren (Chafra) zugeschriebene Pyramide, ehemals 138 M., jetzt 136 M. hoch, hat im Innern eine ähnliche Construction, steht aber an Vortrefflichkeit der Arbeit der andern nach. Sie ist etwas höher gestellt, und hat noch gegen den Gipfel zu einen Theil ihrer glatten Bekleidung, wodurch die Ersteigung sehr erschwert wird. „Um Raum für den Bau und einen freien Umgang zu gewinnen, hat man den Felsen abtragen müssen, der aber nach Nord und West als 20—30 Fuß hohe Wand stehen blieb." In dem Boden der Grabkammer fand man den granitnen Sarkophag ohne Inschrift, mit Schutt gefüllt. „Das erste Stockwerk, erzählte Herodot, erbaute Chefren von buntem äthiopischen Stein, und baute sie 40 F. kleiner denn die andere dicht neben der großen. Beide stehen auf einem und demselben Hügel, der ungefähr 100 F. hoch ist." Eines der um die Pyramide angebrachten Gräber, auf denen der Name Chafra wiederholt zu lesen ist, enthielt den Sarkophag des königlichen Baumeisters. Aus Haß gegen die beiden ungerechten Könige, welche die Tempel

b) Die Pyramide des Chefren.

verschlossen gehalten und das Volk mit Frohndiensten gedrückt, berichtet Herodot nach ägyptischen Sagen, hätten die Aegypter diese Pyramiden nicht nach ihrem Namen genannt, sondern nach dem Namen des Hirten Philitis, der zu der Zeit in der Gegend seine Heerde weidete. Ja nach einer ägyptischen Ueberlieferung bei Diodor wären die beiden Könige, aus Furcht vor gewaltsamer Volkswuth, gar nicht in ihren Pyramiden, sondern in einem unansehnlichen Orte in aller Stille beigesetzt worden. — Die dritte, dem Mykerinos (Menkara) zugeschriebene Pyramide, ehemals 66, jetzt 162 M. hoch, übertrifft die beiden andern an Schönheit und Regelmäßigkeit des Baues. Schon die Alten nennen sie „die kostbarste und herrlichste aller Pyramiden". Um eine feste ebene Fläche zu gewinnen, mußte man den nach Nordost abfallenden Felsboden durch zwei Schichten ungeheuerer Blöcke zur Plattform unterbauen. Auf dieser erhob sich die Pyramide in mehreren senkrecht aufsteigenden Stockwerken, die sich stufenweise verjüngten und deren Zwischenräume dann durch schräges Mauerwerk ausgefüllt und mit geglätteten Granitplatten bekleidet wurden. Ein geneigter Gang führt in das Innere der Pyramide, zuerst in die obere, durch granitne Fallthüren und Verblockungen verwahrte Kammer, die zur Leichenfeier bestimmt war, und von da in das untere in den Fels gehauene und mit Granitblöcken ausgekleidete Grabgemach, wo der Sarkophag des Mykerinos, ein stolzes Werk in dunkelbraunem Basalt, gefunden ward. Der erhaltene Deckel des Holzsargs trägt in zwei senkrechten Zeilen folgendes Gebet als Inschrift: „Seliger König Menkara, Ewiglebender, vom Himmel Stammender, Kind der Nut und Erbe des Seb. Ausstrecken möge sich deine Mutter Nut über dich: in ihrem Namen als Mysterium des Himmels. Sie lasse dich werden wie ein Gott, vernichtend deine Feinde, König Menkara, Ewiglebender." Der Sarg selbst ist auf der Ueberfahrt nach England an der spanischen Küste untergegangen. Dieser kühne Bau ist also die Pyramide des Mykerinos (Menkara), Sohn des Cheops, auf deren nördlicher Seite, wie Diodor versichert, einst der Name des Erbauers eingeschrieben gewesen. „Dieser König," fährt Diodor fort, „soll die Grausamkeit seiner Vorgänger verabscheut und sich bemüht haben, Jedermann freundlich zu begegnen und der Wohlthäter seiner Unterthanen zu werden. Er habe sich immer auf alle mögliche Weise die Zuneigung des Volkes zu erwerben gesucht und unter Anderem bei öffentlichen Gerichten große Summen zu Geschenken an rechtschaffene Leute verwendet, von denen man geglaubt, sie hätten im Rechtsstreit nicht den Bescheid erhalten, den sie verdient." Wahrscheinlich rührt von Chafra auch die kolossale Sphinx, das Symbol der königlichen Macht und Herrschaft, her, die am Fuße des Pyramidenhügels ihr großartiges Felsenhaupt aus einem Thale von Flugsand 40 Fuß hoch nach Osten emporhebt. Es ist ein Löwenleib mit einem Männerkopf, einen kleinen Tempel zwischen den Vordertatzen haltend und aus dem lebendigen Fels gehauen. Die Inschrift Tutmes IV. bezieht sich auf eine Restauration der Sphinx, die schon zu seiner Zeit vom Sand verschüttet war. „Die Maaße dieses Kopfes," sagt Parthey, „übertreffen die menschliche Größe mehr als dreißigmal. Er hat vom Scheitel bis zum Kinn 26 F. Höhe, der Leib des Löwen ist beinahe 90 F. lang. Die Höhe vom Scheitel bis auf die Basis des Monuments würde, im Vergleich mit andern kleinen Sphinxen, etwa 74 F. betragen. Der Kopf befindet sich in einem traurigen Zustande der Zerstörung: denn er wurde in einem der letzten Kriege von den Mameluken zum Ziel für die Kanonenkugeln gemacht. Wohl erkennt man im Allgemeinen die Züge und den würdig-einfachen Kopfschmuck der ägyptischen Sculpturen, aber die Nase und ein Theil des linken Auges sind verschwunden, die künstlich geordneten Haare zerschossen und durchlöchert."

c) Die Pyramide des Mykerinos.

Die große Sphinx.

2. Die Pyramiden von Abusir.

Eine zweite Pyramidengruppe bei dem Dorfe Abusir gehört der fünften Dynastie an. Diese Pyramiden sind niedriger (50—70 M.) und weniger sorgfältig gearbeitet. Das Innere besteht aus unregelmäßig gelegten, mit Nilerde statt des Mörtels verbundenen Steinblöcken des Bodens; die äußere jetzt verschwundene Bekleidung bestand aus Kalksteinquadern von Turah.

3. Die Stufen-Pyramide von Sakkara.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt die sogenannte Stufen-Pyramide von Sakkara. „Sie erhebt sich in sechs oder vielmehr sieben Stufen, deren unterste begraben ist, in gewaltigem Blockbau mit dem von Stufe zu Stufe darüber niederfließenden Wüstensand zu einem stumpfen Gipfel. Im Innern, tief im Felsen, ist ein seltsam hoher Raum, wie das Innere eines vierseitigen Thurms, in dessen Wände labyrinthische Gänge münden. Aus solcher Mündung konnte man sich nur an Seilen in die Tiefe lassen, wo im untersten, durch einen mächtigen Granitpfropfen verschlossenen Raum der Sarkophag stand."

4. Die Ziegelpyramide bei Daschur.

Bei dem Dorfe Daschur steht neben einer von Außen noch glatten Steinpyramide noch ein edler Bau, dessen Kern von regelmäßigen Ziegelsteinen aufgemauert ist, der dann mit einer jetzt verschwundenen Quaderbekleidung überzogen war. Um eine ebene Grundlage zu gewinnen, hat man den Felsboden mit Sand bedeckt und diesen dann durch einen Steinbau eingedämmt. Vielleicht trug diese Ziegelpyramide jene stolze Inschrift, welche Herodot erwähnt (II, 136): „Halte mich nicht gering im Vergleich mit den steinernen Pyramiden, denn ich bin so weit über ihnen, als Zeus über den anderen Göttern. Denn sie steckten eine Stange tief in einen Sumpf hinein und was da hängen blieb von Schlamm an der Stange, das sammelten sie und strichen Ziegel daraus. Und auf diese Art haben sie mich gebauet."

Die Felsengräber.

Um die Pyramiden sind die Gräber gereiht. Es sind gestreckte Hügel in Quaderbau mit pyramidal geneigten Wänden. Eine schmale Thür auf der Ostseite führt gewöhnlich in ein der Verehrung des Todten geweihtes Gemach, wo er selbst stehend oder sitzend in erhabener Arbeit an der Wand angebracht ist; hinter ihm seine Frau die Hand um ihn legend. „Bunte Hieroglyphenschriften melden seine Titel, seinen Reichthum, oder zählen die Opfer auf, die ihm zu bringen sind. Der eigentliche Schacht, der zum einfachen Sarkophagraum selber hinabführt, ist davon getrennt auf der Westseite des Baues." „Die Darstellungen an den Wänden," sagt Lepsius, „enthalten größtentheils Scenen aus dem Leben der Verstorbenen und scheinen vorzüglich dazu bestimmt, den Reichthum derselben an Vieh, Fischen, Barken, Jagden, Dienern u. s. f. dem Beschauer vor Augen zu führen. Dadurch werden wir mit allen Einzelnheiten ihres Privatlebens vertraut. Die zahlreichen Inschriften beschreiben oder benennen diese Scenen, oder sie führen die oft weit verzweigte Familie des Verstorbenen und alle seine Titel und Aemter auf, so daß man fast einen Hof- und Staatskalender des Königs Cheops oder Chefren schreiben könnte. Die stattlichsten Grabgebäude oder Felsengräber gehörten meistens den Prinzen, Verwandten oder höchsten Beamten derjenigen Könige an, bei deren Pyramide sie gelegen sind, und nicht selten hat man die Gräber von Vater, Sohn und Enkel, selbst Urenkel gefunden, so daß ganze Stammbäume jener angesehenen Familien, welche vor 5000 Jahren den Adel des Landes bildeten, daraus hervorgehen." — „So eröffnen uns denn," heißt es an einer andern Stelle, „diese Grabmäler durch ihre zahlreichen Darstellungen und Inschriften in den für den Todtencult bestimmten Kammern eine überraschend vollständige Einsicht in die damaligen Lebensverhältnisse der Aegypter, ihre Kunst und Handwerke, ihre Reichthümer und täglichen Beschäftigungen, ihre Vertheilung von Aemtern und Würden, ihre verwandtschaftlichen Beziehungen unter einander, ihren Götter- und Todtencult. Die Malerei auf dem feinsten Kalküberzug ist oft über alle Erwartung schön und zuweilen frisch wie von gestern, und vollständig erhalten."

3. Das vereinigte Reich unter der zwölften Dynastie. Der Möris-See und das Labyrinth.

Unter der vierten Dynastie hatte das alte Reich in Memphis seine höchste Blüthe erreicht. Kunstwerke von unzerstörbarer Kraft und wunderbarer Größe, durch zahllose Menschenhände geschaffen, haben den Ruhm der pyramidenbauenden Könige der spätesten Nachwelt zugeführt. Aber diese wunderbaren Werke waren zugleich Denkmale eines furchtbaren Despotismus, einer gottvergessenen Gewaltherrschaft, deren Erinnerung sich in der ägyptischen Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht forterhielt, bis griechische Schriftsteller sie aufzeichneten. „Sie erzählen eindringlicher als die lebendige Sprache und als das geschriebene Wort," heißt es bei Brugsch, „von den Thränen und Schmerzen, von den Leiden und Plagen eines ganzen Volkes, welches dazu verdammt ward, pharaonischer Eitelkeit diese Denkmäler der Ewigkeit aufzuthürmen." Nur zeitweise, wie der Sage nach unter Menkara, mag ein milderes Regiment stattgefunden haben. Durch diesen königlichen Druck wurden die Kräfte des Volks übermäßig in Anspruch genommen, daher das memphitische Reich unter der fünften Dynastie, deren Pyramiden ebenfalls auf dem westlichen Gräberfelde aufgestellt wurden, zu sinken begann, während zu derselben Zeit eine neue als sechste Dynastie bezeichnete Herrscherfamilie, aus Elephantine an der äthiopischen Grenze stammend, in Oberägypten ein Reich gründete und es bald auch auf Unterägypten ausdehnte. Diese Könige sind indessen in ihren Denkmälern in Nichts von den altägyptischen Herrschern unterschieden, daher wohl anzunehmen ist, daß sie gleichen Stammes und Blutes gewesen seien. Auch sie errichteten ihre Pyramiden bei Memphis, wo dieselben neuerdings aufgefunden worden sind. Der berühmteste dieser Herrscher war Pepi, den die Griechen Phiops nennen, und an den Schluß dieser Dynastie gehört auch die Königin Nitokris, die „hellfarbige" „rosenwangige", der die Sage die Erbauung der Mykerinospyramide zuschrieb. Es folgen mehrere Jahrhunderte aus denen uns keine Inschriften erhalten sind, wahrscheinlich war Aegypten in verschiedene Kleinstaaten zerfallen. Erst als ein Herrscher aus Theben, Amenemhat I., die „beiden Aegypten" wieder vereinigte, brach eine neue Zeit des Glanzes und der Größe an. Als „Herren der beiden Länder" verherrlichten die thebaischen Könige ihren Namen sowohl durch Krieg und Eroberung wie durch großartige Bauwerke im Geiste ihrer Vorgänger. Das Herrscherhaus, das zuerst über das vereinigte Reich regierte, wird als die zwölfte Dynastie in den Königslisten aufgeführt. Ihr gehören berühmte Namen der Pharaonenzeit an, mehrere Usertesen (die Griechen nennen sie Sesortosis und vier Amenemhat. Ihre Regierung fällt in die drei letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung (zwischen 2300 u. 2100 v. Chr.). Schon der erste Sesortosis, der Mit-

regent und Nachfolger seines Vaters Amenemhat I., hat sich durch Denkmale verherrlicht, die sowohl die Größe seines Reiches als seine Verdienste um die Tempelbauten kund geben. Eine bei Wadi Halfa in Nubien, an der zweiten Nilkatarakte vorgefundene Stele stellt die Reihen afrikanischer Gefangenen dar, welche von einem Gotte diesem König vorgeführt werden, und eine Namensinschrift an der Felsenwand des Sinai beweis't, daß die altpharaonischen Besitzungen in der arabischen Halbinsel noch immer zum Nilreiche gehörten. Von Sesortosis rührt auch der älteste noch vorhandene große Obelisk her. Die Aegypter pflegten nämlich dem Sonnengott Ra hohe vier seitige aus einem einzigen Steinblock gehauene Spitzsäulen als Weihdenkmale zu errichten und gewöhnlich paarweise vor dessen Tempel aufzustellen. In mäßiger Verjüngung steigen sie schlank in die Höhe und gehen an der Spitze in eine kleine Pyramide aus. Einen solchen Obelisken weihete (um 2300) Sesortosis dem Sonnengott in der uralten Stadt On (Heliopolis) in Unterägypten, welcher noch jetzt in dem Palmengarten von Matarveh steht und auf seinen vier von Bienen mit aschfarbigen Zellen überbauten Seiten mehrere im Wesentlichen gleichlautende Inschriften trägt, die da verkünden, „daß der König von Ober- und Unterägypten Usertesen I., den die Geister von Heliopolis lieben, der ewig Lebende, der Gold Horus, das Leben des Geborenen, der gute Gott," dieses Denkmal errichtet habe.

Auch die folgenden Könige des Namens Amenemhat und Usertesen haben ihr Andenken durch Denkmale und Bauwerke verewigt, deren Inschriften und Abbildungen auf kriegerische Großthaten und Eroberungen deuten. Nubien scheint um diese Zeit vollständig unterworfen und durch Burgen auf beiden Ufern des Nil gesichert worden zu sein. In einem noch erhaltenen Tempel Nubiens wird einer dieser Könige von einem seiner Nachfolger als Gott verehrt; er galt also als Gründer der ägyptischen Macht im oberen Nilthal. Ebenso wurden auch die nubischen Bergwerke damals ausgebeutet und endlich ersieht man aus Inschriften die auf dem Wege nach Kosseir am Rothen Meer sich befinden, daß auch ein lebhafter Verkehr mit Punt d. h. mit Arabien bestand. Unter dieser Herrscherfamilie wurden auch die merkwürdigen Felsengräber von Benihassan angelegt, jene Gräbergrotten in der Felsenwand des arabischen Gebirges hoch über dem Nilufer, wo unter den mannichfaltigen Darstellungen des ägyptischen Lebens auf den Wandgemälden sich auch jene vielbesprochene Abbildung findet, wie eine einwandernde Nomadenfamilie semitischer Abkunft dem vornehmen Inhaber des Grabes als friedliche Schutzflehende vorgeführt wird. In einem dieser Gräbersäle finden sich auch Säulen, „schwerfällig, ausgekehlt und mit einem einfachen Würfelaufsatze", die mit der dorischen Säule so große Aehnlichkeit haben, daß man diese oft daraus ableiten wollte. Da sie jedoch nur in der ältesten Zeit vorkommen, kann von einer Entlehnung keine Rede sein. Diese wahrscheinlich aus der Abkantung viereckiger Pfeiler entstandene Form

kanelirter Säulen ist übrigens in Aegypten selten; die gewöhnlichen Säulen der Aegypter lassen die Nachahmung der Pflanzenformen, namentlich der Lotosblume mit ihrem hohen Stengel und nach oben sich verjüngenden Knospe oder Blumenkelch erkennen.

Der berühmteste König dieser Dynastie ist der dritte Amenemhat, vielleicht derselbe den die Griechen Möris genannt haben. Westlich vom mittelägyptischen Nilthal und durch Wüstengebirg von diesem getrennt, liegt eine schöne Landschaft, heute das Fayum genannt, eine Halboase, die durch eine Thalöffnung mit dem belebenden Strom zusammenhängt. Diese bis dahin wüste Provinz wurde, wenn wir griechischen Berichten glauben wollen, durch die Fürsorge und Thätigkeit des erwähnten Königs zur fruchtbarsten von allen umgeschaffen, indem er mittelst eines in der Thalsenkung angebrachten Kanals (des sog. Josephkanals) zur Zeit der hohen Fluth den Ueberfluß des Nilwassers in die niedrig gelegene Landschaft leitete, und es dort durch mächtige Dämme, deren Spuren und Reste sich noch in einem Reservoir erkennen lassen, festzuhalten suchte. Durch diese wohlthätige Einrichtung wurde nicht blos die Landschaft Fayum, deren Name noch ihren Ursprung vom See (Phiom) andeutet, der Wüste abgewonnen, sondern auch in den wasserarmen Tagen die ganze dürstende Umgegend von Memphis getränkt, indem Abzugskanäle das Wasser weiter in die Landschaft leiteten. Auf diese Weise wurde, nach Herodot's Versicherung, zu Möris' Zeit das Land unterhalb Memphis hinreichend bewässert, wenn der Nil auch nur 8 Ellen (etwa 13 F.) gestiegen war, während zu seiner Zeit der Nil 15 bis 16 Ellen steigen mußte, ehe das untere Land genügend überschwemmt wurde. Die Sorglosigkeit späterer Tage verursachte in der Folge einen Durchbruch der langen Dammzüge und die Austrocknung des schwarzen Seebodens. Noch heute liegt unfern davon in westlicher Richtung der See Birket el Kerun, ein tiefliegender natürlicher Wasserbehälter, der wahrscheinlich seine Entstehung einer starken Einströmung der Fluthen bei einer großen Ueberschwemmung verdankt und trotz seiner geringen Wassermasse immer noch auf die umliegende Landschaft so belebend und befruchtend wirkt, „daß die Zuckerfelder, Rosen- und Orangengärten das Nilthal selber überbieten". Dieser künstliche See Möris hatte demnach den wohlthätigen Zweck, die Ueberschwemmung des Nil zu regeln und das befruchtende Wasser möglichst weit zu leiten. Ueberhaupt scheint es das große Verdienst Amenemhats gewesen zu sein, dem Kanal- und Bewässerungssystem seine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, das dann unter seinen Nachfolgern fortgeführt die hohe Stufe der Vollendung erreichte, die noch die Bewunderung Herodot's erregte. „Zu demselben Behuf ließ er auch an der südlichsten Grenze seines Reiches, welche unter seinem Vorgänger über die zweite Katarakte bis zu dem heutigen Semnah in Aethiopien vorgeschoben war, die höchsten Wasserstände des Nils beobachten und an den Uferfelsen verzeichnen."

In der fruchtbaren Landschaft, die Amenemhat durch seine Bewässerungsanstalten der Wüste abgewonnen, erbaute er die „Stadt der Krokodile" und unweit davon den Reichspalast, von den Griechen **Labyrinth** genannt, einen vierseitigen Hof, der von drei Seiten mit labyrinthisch geordneten Zimmermassen oder Hallen umgeben war, nach der Zahl der Landschaften und Distrikte (Nomoi) des obern und untern Landes, deren Abgeordnete und Vertreter sich daselbst zu feierlichen Berathungen und Opferhandlungen in den ihnen bestimmten Räumen zu versammeln pflegten. Auf der vierten Seite dieses gemeinsamen Nationalheiligthums und Reichsgebäudes, das, wie der griechische Geschichtschreiber erzählt, später den sogenannten Dodekarchen der 26. Dynastie zugeschrieben wurde, stand eine große **Pyramide**, in welcher vielleicht Amenemhats Leiche mitten unter seinen Schöpfungen ihre Ruhestätte fand. „Die zerrissenen Erdwände dieses Labyrinths," bemerkt J. **Braun**, „die weißen Bruchstücke seiner Säulen sind noch übrig, das Ganze von einem modernen Kanal durchschnitten und zur Seite der runde Erdberg der Pyramide, deren Kern aus ungebrannten Backsteinen mit Werkstücken bekleidet war, die jetzt bis auf wenige Spuren verschwunden sind." In der Nähe des Dorfes Howara, umgeben von lachenden Fluren, von Rosengärten, Obstbäumen und Palmenhainen liegen die mächtigen Trümmer, auf denen der Name des dritten Amenemhat von Lepsius an mehreren Stellen entdeckt wurde.

Das Labyrinth und der Mörissee nach den Darstellungen der griechischen u. römischen Schriftsteller.

a) Das Labyrinth.

Herodot.

Die Angaben der griechischen Schriftsteller über das Labyrinth und den Mörissee haben durch die neueren Forschungen und Untersuchungen an Ort und Stelle ihre Bestätigung und Erklärung gefunden. Herodot macht von dem Labyrinth, wie es zu seiner Zeit noch bestand, folgende Schilderung (II, 148): „Das **Labyrinth** liegt etwas oberhalb des Sees Möris, nicht weit von der Stadt, die da heißet die „Stadt der Krokodile". Das hab' ich selber gesehen und ist über alle Beschreibung. Denn wenn einer zusammennähme alles, was von Hellenen an Mauerwerk und Bauarbeit zu Stande gebracht, so würde er finden, daß es an Mühe und Kosten diesem Labyrinth nachsteht, und die Tempel zu Ephesos und Samos sind doch wahrlich auch der Rede werth. Es waren zwar schon die Pyramiden über alle Beschreibung und eine jegliche von ihnen wieget eine Menge der größesten hellenischen Werke auf; aber das Labyrinth übertrifft auch noch die Pyramiden. Denn es hat zwölf bedeckte Höfe, deren Thore stehen einander gegenüber, sechs gen Mitternacht, sechs gen Mittag, einer an dem andern, auch umschließet sie von Außen eine und selbige Mauer. Und die Gemächer sind zweierlei, die einen unter der Erde und die andern über jenen, 3000 an Zahl, 1500 von jeglicher Art. Die oberen Gemächer hab' ich selber gesehen und bin durch gegangen und spreche davon als Augenzeuge, aber die unter der Erde kenn' ich nur von Hörensagen. Denn die Aegypter, die als Aufseher da waren, wollten sie mir durchaus nicht zeigen, weil, wie sie sagten, daselbst die Begräbnisse wären der Könige, so das Labyrinth erbauet von Grund auf, und der heiligen Krokodile. Die oberen Gemächer aber, die ich gesehen habe, sind ein übermenschlich Werk. Denn die mannichfaltigen Ausgänge durch die Zimmerreihen und die Schlangengänge durch die Höfe bieten tausend Wunder dar. Da kommt man von einem Hofe in die Gemächer und aus den Gemächern in die Hallen, und aus den Hallen und aus den Gemächern wieder in die Zimmerreihen. Und die Decke von allem diesem, gleich wie die Wände, ist von Stein, sehr wohl in einander gefügt. Die Wände aber sind voll von eingehauenen Hieroglyphen. Jeder Hof hat Säulengänge in seiner ganzen Ausdehnung und ist größtentheils von weißen in einander

gefügten Steinen gebaut. Und in der Ecke, wo das Labyrinth ein Ende hat, stehet eine Pyramide von vierzig Klaftern, darin sind große Thierbilder eingehauen und ist in dieselbige ein Weg gemacht unter der Erde." — Strabo nennt im 17. Buch das Labyrinth „einen großen Palastbau, der aus so vielen Palästen besteht, als früher Nomen (Bezirke) waren. Denn das Gebäude hat eben so viele aneinanderstoßende Höfe mit Säulengängen, alle in einer Reihe und an einer Wand. Vor den Eingängen zu den Höfen oder Hallen liegen viele lange Irrgänge, die sich durch einander winden, so daß ohne Führer kein Fremder den Eingang und Ausgang zu jedem Palaste wohl finden kann. Wunderbar ist, daß die Decken eines jeden der Gemächer aus einem Steinblock bestehen und daß auch die Irrgänge der Breite nach mit Platten von einem Stein von außerordentlicher Größe überdeckt sind, indem nirgends Holzwerk oder sonst irgend ein Material angewendet ist. Geht man auf das Dach, das keine beträchtliche Höhe hat, da das Gebäude nur einstöckig ist, so erblickt man eine Steinfläche vor sich von solchen ungeheuern Platten; blickt man von hier wieder gegen die Hallen hinaus, so sieht man sie in einer Reihe liegend durch 27 Säulen von einem Stein unterstützt. Auch die Mauern bestehen aus Steinen von nicht geringerer Größe. Am Ende dieses Bauwerks, das mehr als ein Stadium (im Gevierte) enthält, ist das Grabmal, eine vierseitige Pyramide, Seiten und Höhe von 400 F. Das Gebäude soll deshalb so viele Höfe haben, weil sämmtliche Nomen die Sitte hatten, daselbst zusammen zu kommen. Sie erschienen durch Abgeordnete von den Edeln mit ihren eigenen Priestern und Opferthieren und berathschlagten über die wichtigsten Gegenstände. Da versammelte sich jeder Nomos in dem ihm bestimmten Hofe." — Auch Diodor (I, 66) erzählt, die zwölf Fürsten hätten ein Denkmal aus den schönsten Steinen aufgeführt; unten habe es die Gestalt eines Vierecks erhalten und jede Seite habe ein Stadium gemessen. „In Bildhauerarbeit und andern Verzierungen konnte unmöglich von den Nachfolgern mehr geleistet werden. Innerhalb der Ringmauer war eine Halle gebaut, deren jede Seite aus 40 Säulen bestand. Die Decke war aus Einem Stein, mit künstlich ausgemeißeltem Getäfel und verschiedenen bunten Gemälden. Es waren Denkwürdigkeiten aus der Heimath der einzelnen Könige und Darstellungen der dortigen Heiligthümer und Opfer in den schönsten Gemälden, mit vieler Kunst ausgeführt." — Plinius gibt in seiner Naturgeschichte (36, 13) eine noch überschwenglichere Darstellung von dem ägyptischen Labyrinth, das den griechischen auf Kreta und Lemnos zum Vorbilde gedient habe. „Es hatte Eingänge und Säulen von parischem Marmor (wohl eine Verwechslung mit dem feinkörnigen geschliffenen Kalkstein), die übrigen Massen waren aus Granitblöcken zusammengesetzt und selbst die Jahrhunderte haben sie nicht zerstören können. Es ist unmöglich die Anlage und die einzelnen Theile dieses Werkes zu beschreiben. Denn es ist nach Landschaften und Präfecturen, welche man Nomen nennt, abgetheilt, der Zahl nach 25, deren Namen eben so vielen ungeheuern Anlagen beigelegt sind. Es enthält ferner Tempel (Heiligthümer) aller Götter Aegyptens und schließt über 15,000 tragbare Kapellchen ein; auch gehört eine Pyramide dazu von 40 Klaftern, sechs ägyptische Morgen Landes an der Grundlinie einnehmend. Es hat auch Gemächer, die auf Erhöhungen liegen: darinnen sind Säulen von Porphyr, Götterbilder, Bildnisse der Könige, Gestalten von Ungeheuern. Einige Gemächer sind so gelegen, daß, wer die Thüren aufmacht, ein donnerähnliches Gedröhn hervorruft. Den größten Theil des Weges aber macht man im Dunkeln."

Strabo. Diodor. Plinius.

b) Der Möris-see. Herodot.

„Ein so großes Werk indessen das Labyrinth ist," sagt Herodot (II, 149), „so erregt der Möris-See, neben welchem es erbaut ist, doch noch größere Bewunderung. Die Länge des See's, dessen Umfang sich auf 3600 Stadien beläuft, geht von Norden nach Süden, und seine größte Tiefe beträgt 50 Klafter. Daß er von Menschenhänden gemacht ist, kann man deutlich sehen. Das Wasser in dem See kommt aber nicht aus einer Quelle, denn in der Gegend ist ein gewaltiger Wassermangel, sondern ist aus dem Neilos durch einen Graben hineingeleitet. Und sechs Monden fließt es hinein in den See und sechs Monden heraus wieder

in den Neilos zurück. Und wann es abläuft, dann wirft die Fischerei die sechs Monden hindurch jeden Tag ein Silbertalent ab für den königlichen Schatz, wenn aber das Wasser in den See hineintritt, nur 20 Minen. Ungefähr in der Mitte des See's stehen zwei Pyramiden 50 Klafter über dem Wasser und auf jeder derselben sitzet ein Koloß von Stein auf einem Thron." — Aehnliches berichtet Diodor (I, 52). „Weil der Nil nicht immer auf eine bestimmte Höhe stieg, die Fruchtbarkeit des Bodens aber nach dem Verhältniß dieser Höhe sich richtete, so sollte jener See, der noch zum Andenken an den königlichen Gründer der See Möris heißt, den Ueberfluß des Stromes aufnehmen, damit nicht bei einer größeren Wasserfülle die Ueberschwemmung zu stark würde und Sümpfe und Teiche entständen, und doch auch dann, wenn der Zufluß nicht hinreichte, die Früchte nicht durch Wassermangel Schaden litten. Von dem Fluß bis zum See führte der König einen Graben, 80 Stadien lang und 300 Fuß breit; nun konnte man den Strom bald herein, bald hinweg leiten, so daß man für den Feldbau gerade das rechte Maaß von Wasser erhielt. Uebrigens erforderte das Auf- und Zuschließen eine sehr künstliche und kostspielige Einrichtung. Nicht weniger als 50 Talente kostete es, wenn man das Werk öffnen oder schließen wollte. Auch gegenwärtig noch gewährt der See den Aegyptern denselben Vortheil. Bei dem Ausgraben des Betts ließ der König in der Mitte einen Platz übrig, wo er dann ein Grabmal und zwei Pyramiden erbauen ließ, die eine für sich, die andere für seine Gemahlin, jede ein Stadium hoch; darauf stellte er steinerne Bildsäulen, auf Thronen sitzend. Den Ertrag der Fischerei aus dem See überließ er seiner Gemahlin zur Anschaffung von Salböl und sonstigem Putzwerk. Jeden Tag belief sich der Erlös auf ein Silbertalent. Denn es gebe, sagt man, in dem See 22 Gattungen von Fischen, und man fange eine solche Menge, daß man, wenn gleich eine große Zahl von Menschen immerfort mit Einpökeln beschäftigt sei, doch kaum damit fertig werden könne." Diodor.

Die merkwürdige Scene in dem Grabe des königlichen Verwandten Nehera Sohn des Chnumhotep bei Benihassan stellt, nach Lepsius' Versicherung, den Einzug Jacobs mit seiner Familie lebhaft vor Augen und könnte leicht in Versuchung führen, beides wirklich zusammenzubringen, wenn Jacob nicht viel später gekommen wäre und man sich nicht sagen müßte, daß solche Einwanderungen einzelner Familien zu keiner Zeit selten sein konnten. Dies waren aber die Vorläufer der Hyksos, und bahnten ihnen gewiß in mehrfacher Hinsicht den Weg. „Der königliche Schreiber Nefruhotep, welcher die Gesellschaft vor dem hohen Beamten, dem das Grab gehört, einführt, überreicht demselben ein Blatt Papyrus. Auf diesem wird das sechste Jahr des Königs Usertesen II. genannt, in welchem jene Familie von 37 Personen nach Aegypten kam. Ihr Haupt und Herr hieß Abscha, sie selbst Aamu, ein Volksname, der sich bei derselben hellfarbigen Menschenrace wiederfindet, welche mit drei andern Racen öfters in den Königsgräbern der 19. Dynastie abgebildet ist, und die Syrer, die Asiaten bezeichnet. Champollion hielt sie für Griechen, als er in Benihassan war; er wußte damals nicht, wie alt die Monumente waren, die er vor sich hatte; Wilkinson hält sie für Gefangene; dem widerspricht ihr Erscheinen mit Waffen und Leier, mit Weibern, Kindern, Eseln und Gepäck; ich halte sie für eine einwandernde Hyksosfamilie, die um Aufnahme in dem gesegneten Lande bittet, und deren Nachkommen den stammverwandten semitischen Eroberern vielleicht die Thore Aegyptens geöffnet haben." In der Inschrift heißt es nur, sie kämen und brächten Augenschminke als Tribut. Skulpturen von Benihassan.

4. Die Herrschaft der Hyksos.

Geschichtliches Dunkel.

Auf die zwölfte Dynastie folgte die lange Reihe der Sebekhotep, von deren Geschichte wir fast nichts wissen, deren schöne Denkmäler jedoch vom Delta bis nach Aethiopien hin vorkommen. Auf die Verschönerung der großen Städte Aegyptens, heißt es bei Maspero und Pietschmann, verwendeten sie ihre ganze Sorgfalt und ließen zu Theben im großen Ammontempel, zu Abydos, zu Bubastis im Delta, wo angeblich die schöne Statue Sebekhotep's III., jetzt im Louvre, gefunden wurde, und zu Tanis, das sie zu einer ihrer Lieblingsresidenzen gemacht zu haben scheinen, ansehnliche Arbeiten ausführen. Die große Anzahl von Namen und kurzen Regierungen indessen, die der verstümmelte Turiner Königspapyrus bietet, deuten auf eine unruhige Epoche voll von Aufständen, Bürgerkriegen und blutiger Katastrophen. Aegypten war in kleine Fürstenthümer zerfallen, die mit einander in fortwährendem Kampfe lagen und sich in beständigem Aufruhr gegen den rechtmäßigen Herrscher befanden. Diese Verwirrung mochte wohl mit dem Einfall der Hyksos und den dadurch herbeigeführten Völkerkämpfen in Zusammenhang stehen, einem Ereigniß, das trotz aller Forschungen, Untersuchungen und Hypothesen noch dunkel und unaufgeklärt vor uns liegt. Indem wir auf den folgenden Seiten die Erzählung wiedergeben, wie sie uns durch griechische Schriftsteller überliefert ward, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß in neueren Zeiten manche Bedenken und Zweifel über die Angaben dieser Schriftsteller laut geworden sind. Zunächst bestritt man die lange Dauer der Hyksosherrschaft, da die Könige der 13. Dynastie gerade im Delta ihre meisten Bauwerke aufgeführt haben, sie also noch im Besitze des ganzen Landes gewesen sein müssen. Auch ihre semitische Abkunft wurde bezweifelt, da die Gesichtsbildung auf den Resten der großartigen Denkmäler in ihrer Residenz Tanis sowohl von dem ägyptischen als von dem semitischen Typus abweicht. Die Herrschaft der „Schasu" oder Beduinen, die in den Berichten der Griechen als Hyksos erscheinen, erstreckte sich über das ganze Nilland; in wie weit daneben nationale Fürsten als Vasallen fortbestanden, ist eben so unbekannt als ihre Herkunft und Geschichte. Die Aegypter haben ihre Denkmäler zerstört, so daß nur noch hie und da einzelne Namen erkennbar sind.

Die Hyksos in Aegypten.

Unter oder nach der 13. Dynastie brachen die Hyksos, ein kriegerisches Hirtenvolk, von Osten her in das Nilland ein, bemächtigten sich des untern Landes und eroberten Memphis. „Es drängt sich uns mit fast unwiderstehlicher Kraft die Ueberzeugung auf," bemerkt Brugsch, „daß der Einfall der Fremden in Aegypten von Syrern ausgegangen sei, welche in den Schasu-Arabern (Beduinen) willkommene ortskundige Bundesgenossen auf ihrem Zuge durch die wasserlose Wüste fanden und in den semitischen, in der Ostmark Aegyptens angesessenen Bewohnern stammverwandte Brüder begrüßten, mit deren Hülfe es

gelang, dem ägyptischen Reichslande den tödtlichen Stoß zu versetzen und es auf Jahrhunderte aller Willensfähigkeit und selbständiger Lebenskraft zu berauben." Nach der ägyptischen Ueberlieferung zerstörten sie die Tempel der Götter, erschlugen die Einwohner oder machten sie zu Sclaven und legten dann dem untern und obern Lande Tribut auf. Ueber fünf Jahrhunderte, erzählte man sich, herrschten die Hirtenkönige hart und gewaltthätig, ohne jedoch dem ägyptischen Wesen, den Sitten und Einrichtungen, den Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten, welche die Eingebornen mit zäher Hartnäckigkeit festhielten, einen dauernden Schaden zu bringen oder einen verderblichen oder vernichtenden Einfluß darauf zu üben. Die ägyptische Bildung wurde zwar in ihrer Entwickelung gehemmt, die Kunstübung gestört und unterbrochen und manches großartige Denkmal oder Heiligthum mag dem Untergang geweiht worden sein, aber der rasche Aufschwung, den nach ihrer Vertreibung das ägyptische Culturleben von Neuem nahm, ist ein deutlicher Beweis, daß die Keime fortbestanden, daß das geistige Volksleben durch die Hyksos nicht gebrochen ward, daß die Hirtenkönige sich die Bildung und Sitten der Aegypter angeeignet haben. Die einheimischen Könige zogen sich wieder nach Oberägypten, von wo aus ihre Vorfahren einst das ganze Nilthal sich unterworfen hatten, den schönsten und reichsten Theil des Landes den Fremdlingen preis gebend. In Theben bewahrten die Pharaonen, wie es scheint, ihre Unabhängigkeit, vielleicht zeitweise den drohenden Andrang der Hirtenkönige durch Tribut oder Huldigungsgaben abwendend, vielleicht auch mitunter im fernen Aethiopien Schutz suchend. Die Natur des obern Landes, das weder im schmalen fruchtbaren Ufersaume noch in der regen- und pflanzenlosen Wüste Raum für die Heerden bot, konnte die Hirtenvölker nicht anlocken. In den griechischen Verzeichnissen der Königsgeschlechter werden die fremden Herrscher wie die einheimischen zinspflichtigen Fürsten aufgezählt, in den ägyptischen dagegen als Usurpatoren übergangen. Um den nordöstlichen Zugang des Landes, den sie selbst offen gefunden, sorgfältig gegen die nachdrängenden Völker aus Asien zu verschließen, legten die Hyksos die Grenzveste Avaris (ägyptisch Hat-uar) an und schützten sie durch eine große Besatzung Schwerbewaffneter und durch Mauern und Wälle. So lagerte sich eine fremde Zwingherrschaft über Aegypten und es begann eine öde erinnerungslose Zeit, aus der nur noch einzelne dunkle Sagen auf die nachgebornen Geschlechter forterbten. Noch in den Tagen, als Herodot das Nilland besuchte, erzählten ihm die Priester von einem „Hirten Philitis", der an der großen Pyramide seine Heerden geweidet und nach dem das Volk diese Denkmale des Drucks und der Leiden genannt habe. Die Drangsale des Frohndienstes und die Bedrückung der Fremdherrschaft schmolzen in der Erinnerung des Volkes in Ein düsteres Bild zusammen.

Nach einem langen Zeitraum harter Botmäßigkeit gelang es den Königen von Oberägypten in einem vieljährigen Befreiungskriege die Herrschaft der

Hirtenvölker, deren Kraft in dem üppigen Lande erschlafft sein mochte, abzuschütteln. Drei Dynastien, die 14te bis 16te, hatten während dieser Zeit in dem Nillande geherrscht; aber keine historische Kunde ist bis jetzt zu uns gedrungen, die das Dunkel dieser Periode zu erhellen vermöchte; nur zweifelhafte Namen sind erhalten, die man theils auf die Hyksosherrscher im Delta, theils auf die einheimischen Könige, die zu gleicher Zeit in dem untern und obern Lande in Zinspflicht und Dienstbarkeit fortregierten, gedeutet hat. Der Befreiungskampf wurde von einem sehr unbedeutenden Dynasten Raseqenen begonnen gegen den Hyksos Apepi, nach der mährchenhaften Erzählung eines Londoner Papyrus wegen eines streitigen Brunnens. Sicher nahm Raseqenen zuerst wieder den Königstitel an. Der Kampf dauerte lange; erst der dritte Nachfolger des Raseqenen: Aahmes I. (Amasis) nahm mit großer Mühe die Festung Avaris, wie die Inschrift eines seiner Schiffsoffiziere uns erzählt.

Diesen Aahmes betrachten die späteren Aegypter als den ersten legitimen Herrscher des neuen Reichs; mit ihm beginnt die 17te oder nach anderer Zählung die 18te Dynastie. Seine Gemahlin war eine Schwarze, also wohl Aethiopin, was auf eine Unterstützung der kleinen oberägyptischen Fürsten von Aethiopien aus deutet. Aber im Delta leisteten die Hirten langen und hartnäckigen Widerstand. Geschützt durch die Sümpfe und Moräste des Landes wie durch die feste Lagerstadt Avaris, die den Zugang nach Asien und den Zusammenhang mit ihren (semitischen) Stammgenossen sicherte, trotzten sie allen Angriffen der Aegypter, bis endlich Amasis, des langen Kampfes müde, sich in Unterhandlungen einließ und ihnen freien Abzug nach dem syrischen Lande gewährte. Die Zahl der Ziehenden wird auf 240,000 Mann angegeben, streitbare Leute, die sich größtentheils an der südwestlichen Küste Kanaans ansiedelten. Das Volk der Philistäer mag den Kern derselben gebildet haben, und nach ihnen nannten die Aegypter fortan das „Hebräerlager“ Avaris Pelusium d. i. Stadt der Philistäer. Diese Auswanderung mag einen mächtigen Anstoß zu Völkerbewegungen in Asien gegeben haben, deren Erinnerung sich noch in vielen Sagen von Wanderzügen, Coloniegründungen, Völkerverschiebungen und Cultusverbreitungen erhalten haben. Die Aegypter aber bewahrten die Erinnerung an die verhaßte Herrschaft der Fremdlinge in dem düstern Cultus des aus der Reihe der segenspendenden Landesgötter ausgestoßenen Gottes Typhon (ägyptisch Sutech oder Set) dem die Hyksos gedient hatten und der wohl erst von dieser Zeit an als feindliche Macht gefürchtet wurde, die man sich bald als den verdorrenden Gluthhauch der Wüste dachte, bald als die verheerenden Nachbarvölker des Nordens. „Begraben und vergessen ruht die Geschichte der Ostmärker unter dem Schutte der Jahrtausende. Und doch waren ihre Väter einst die Herren der Geschicke Aegyptens, vor deren roher, gewaltiger Stärke das Pharaonenthum sich mächtig beugte, um Jahrhunderte lang in den südlichen Theilen des Reiches ein verstecktes Dasein zu führen. Set hatte Osiris überwunden.“

Ein bei Josephus erhaltenes Bruchstück aus dem Geschichtswerk von Manethos erzählt den Einfall und die Gewaltherrschaft der Hyksos folgendermaßen: „Es wurde König der sogenannte Timaos (Amuntimaos). Unter ihm war die Gottheit, ich weiß nicht wie, Aegypten feindselig, und es brachen unerwartet aus den östlichen Gegenden Menschen unberühmten Stammes keck in das Land ein. Sie nahmen es leicht ein und bemächtigten sich desselben ohne Kampf; die in demselben Regierenden machten sie sich unterthänig, verbrannten sodann die Städte und zerstörten die Tempel der Götter. Alle Eingebornen behandelten sie auf die feindseligste Weise: die Einen brachten sie um, Andere schleppten sie mit Weib und Kind in die Knechtschaft. Weiterhin machten sie auch Einen aus ihrer Mitte zum König, mit Namen Salatis. Dieser nahm seinen Sitz in Memphis, trieb von dem oberen und unteren Lande Zins ein und legte Besatzungen in die dazu geeignetsten Orte. Vorzüglich befestigte er auch die östliche Grenze, indem er voraussah, die damals in der Blüthe ihrer Macht stehenden Assyrer würden versuchen wollen, von hier aus in das Reich einzudringen. Im sethroitischen Nomos fand er eine dafür besonders geeignete Stadt, östlich vom bubastischen Stromarme gelegen und nach einer alten Göttergeschichte Avaris (Hat-uar „Fluchthaus") genannt. Diese nun baute er aus, befestigte sie mit starken Mauern und siedelte in ihr auch eine Besatzung von etwa 240,000 Schwerbewaffneten an. Hierhin begab er sich im Sommer, sowohl um sie von Neuem mit Lebensmitteln zu versehen und ihnen die Löhnung auszuzahlen, als auch um kriegerische Uebungen zu halten, und dadurch den Auswärtigen Furcht einzuflößen. Die sechs ersten Könige, die über sie herrschten, führten beständig Krieg und strebten danach, Aegypten nach und nach ganz auszurotten. Das ganze Volk wurde Hyksos genannt, d. h. „Könige-Hirten", denn Hyk bedeutet in der heiligen Sprache einen König, Sos aber heißt in gemeiner Mundart Hirt oder Hirten. Einige sagen es seien Araber gewesen." Mit diesen Angaben des Josephus stimmt im Wesentlichen ein Bericht im Papyrus Sallier I. überein: „Es ereignete sich, daß das Land Aegypten den Feinden gehörte. Damals war zwar ein König, Ra Sekenen, aber das war nur ein Hak (Häuptling) der Stadt des Mittags; die Feinde aber saßen in der Stadt der Amu (Wanderhirten); und es war König Apapi in der Stadt Avaris und es brachte ihm die ganze Welt ihre Erzeugnisse dar. Und König Apapi erwählte sich den Gott Sutech zu seinem göttlichen Herrn und diente keinem von den andern Göttern, welche im ganzen Lande angebetet werden. Er baute ihm ein Heiligthum in herrlicher Arbeit von langer Dauer, und König Apapi stellte Feste und Tage auf, um darzubringen zu jeder Zeit dem Gotte Sutech." — Diese Könige und ihre Nachkommen beherrschten Aegypten 511 Jahre. Dann aber machten die Könige der Thebais und die des übrigen Aegyptens einen Aufstand gegen die Hirten, und es brach ein großer und langwieriger Krieg aus. Unter dem König aber, welcher Misphragmuthosis genannt wird, wurden die Hirten überwunden, und nicht allein aus dem übrigen Aegypten vertrieben, sondern auch in einen Ort eingeschlossen, der 10,000 Morgen (Aruren zu 150 F.) im Umfang hat (etwa 4 Meilen) und Avaris heißt: ein Ort, welchen die Hirten mit großen und starken Mauern umgeben hatten, um ihre Habe und Beute dort sicher zu bergen." Des Misphragmuthosis Sohn Thummosis, erzählt dann Josephus weiter, habe versucht, diesen Ort durch Einschließung zu bezwingen und sich mit 480,000 Mann vor die Mauern gelegt. Endlich die Hoffnung aufgebend, sich der Stadt auf diese Weise zu bemächtigen, habe er einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen, kraft dessen sie Aegypten verlassen und frei abziehen möchten, wohin sie wollten. So seien sie denn mit aller ihrer Habe und den Ihrigen, nicht minder als 240,000 Mann, durch die Wüste nach Syrien gezogen. — Nach den Denkmalen ging die Befreiung jedoch nicht von Thutmosis aus, sondern von Aahmes (Amasis), dessen Regierung nach der Anordnung von Lepsius in die Jahre 1684—1659 v. Chr. fällt.

Manethos' Darstellung.

5. Das neue Reich von Theben.

A. Die Kunstentwickelung unter der 18. Dynastie. (c. 1660—1450.)

Die Herrscherfamilien von Theben

Die Befreiung des Landes war von Theben ausgegangen; es war daher natürlich, daß diese Stadt, die schon während der Fremdherrschaft von den einheimischen Königen mit Bauwerken geschmückt und zum würdigen Herrschersitz eingerichtet worden, von nun an den ersten Rang behauptete. Memphis war durch die Hirtenkönige entweiht und seines früheren Vorrangs unwürdig. Mit der neuen Hauptstadt tritt auch der thebaische Hauptgott Amon, Amon-Ra, der König der Götter, im öffentlichen Cultus allen andern voran und die neuen Herrscher waren eifrig beflissen, ihn durch großartige Tempel und Kunstwerke aller Art zu verherrlichen. Von diesem Hauptgotte führte Theben auch den Namen Ammonsstadt (No-Ammon) oder in griechischer Uebersetzung Diospolis. Die Regenten der 18. Dynastie sind folgende: Aahmes (Amasis), Amenophis I. (Amenhotep), Thutmosis I. (Dehutimes), Thutmosis II., die Königin Ramaka, Thutmosis III., Amenophis II., Thutmosis IV., Amenophis III., Amenophis IV. Der Sieg über die Hykfos, die Erbfeinde der Aegypter, erfüllte die Nation und ihre Könige mit stolzem Selbstvertrauen und gab ihren Thaten und Werken einen genialen Schwung. Zwar sind nur wenige schriftliche Nachrichten über die Pharaonen von Theben den spätern Geschlechtern überliefert worden; aber zahllose Kunstwerke und Denkmäler, womit sie die beiden Ufer des Stromes geschmückt haben, Bildwerke und stolze Inschriften geben Zeugniß von der Macht und Herrlichkeit des ägyptischen Reiches und seiner Herrscher in jenen Tagen des Glanzes, von der großartigen Kunstübung des Volkes und von ruhmvollen Siegen und Triumphen über ferne Länder und Völkerschaften. Die 18. Dynastie begründete die Größe und den Glanz des Reiches, den dann die 19. Dynastie, die zwischen Sethos und Menephta den berühmtesten Pharao Aegyptens, Ramses II. oder Sesostris zu ihren Gliedern zählte, auf den Höhepunkt führte. Unter Menephtha fand der Auszug der Kinder Israels statt. Seine Regierungszeit ist chronologisch dadurch gesichert, daß die ägyptische Hundssternperiode (s. unten), die im Jahre 139 unserer Zeitrechnung zu Ende ging und eine Dauer von 1460 Jahren umfaßte, unter diesem König ihren Anfang nahm, folglich muß er um das Jahr 1322 den Thron der Pharaonen inne gehabt haben.

Die Prachtbauten von Theben.

Von diesen Königen rühren jene Palast- und Tempelgebäude, jene Felsengräber und Grottenwerke, jene Säulengänge und Sphinxalleen von Theben her, deren Prachtruinen auf beiden Stromufern, über welche die alte Riesenstadt zwei Meilen weit ausgebreitet war, noch heute die Bewunderung der Rei-

senden erregen. Es sind eigentliche Nationaldenkmäler, der Ausdruck eines reichen selbstbewußten Volkslebens, das in den Stammgöttern und in den Thaten der Könige seinen Mittelpunkt hatte. Beide erscheinen daher auch auf den Monumenten in der innigsten Verbindung. Die Götter erkennen die ihnen von den Königen gezollte Verehrung stets mit dem innigsten Dank an und verheißen ihnen dafür alles Schöne und Gute. „Ich schenke dir eine Herrschaft von Millionen von Jahren" spricht der Götter König mehr als einmal zu „seinem geliebten Sohne", weil „er ihm aufgerichtet hat einen herrlichen Tempel aus gutem weißem Sandstein". — Um die Heiligthümer der Gottheit, deren Bildniß den innersten Raum schmückt, reihen sich zahlreiche für den Cultus und die Verwaltung des Tempels bestimmte Räume von wunderbarer Größe und Schönheit. Säulenhallen und Höfe dienen zur Aufnahme größerer Versammlungen bei Gerichtsverhandlungen oder feierlichen Vorgängen. Wände mit reichen Bildwerken und Inschriften verkündigen die Großthaten der Könige und ihre fromme, gottesfürchtige Gesinnung; riesige Gedächtnißstatuen und Obelisken schließen sich ihnen ergänzend an. Hohe thurmartige Pylonen, pyramidalisch anstrebende und oben in eine breite Fläche abgestumpfte Thorgebäude, leiten schon von Weitem den Blick auf den stattlichen Eingang. Reihen liegender Thiergestalten in wunderbarer Sphinxform schmücken die heiligen Wege, die dahin führen. „Bei den verehrtesten Heiligthümern sind Könige auf Könige, Geschlechter auf Geschlechter bemüht, sie durch stets neue und glänzende Zuthaten zu schmücken, sie wachsen daher, ein wunderbares Conglomerat, zum Theil in die ausgedehntesten räumlichen Verhältnisse hinaus." Nach den innern Hofräumen öffnen sich häufig Vorhallen mit Säulen oder viereckigen Pfeilern, an deren Vorderseiten menschliche Gestalten gelehnt sind. Die Bildwerke an den Flächen der innern Räume, symbolischen oder historischen Inhalts, sind überall mit bunten Farben versehen, die zum Theil noch jetzt in lebhaftem Glanze prangen, an den innern Deckwänden waren Sterne oder Sternbilder angebracht, und vor den Pylonen standen Obelisken mit den Weihinschriften des Königs.

Von dieser Art ist die mächtige Trümmerwelt, die auf der Ostseite des Nil zwischen den Palmen des Dorfes Karnak sich ausdehnt, einst eine Tempelstadt für sich, „riesenhaft und staunenerregend". Ursprünglich ein unscheinbares Heiligthum des Amon, das der erste Amenemhat in seiner Vaterstadt Theben errichtet hatte, wurde das heilige Gebiet von den meisten Königen der 18. und 19. Dynastie allmählich durch den Anbau neuer Tempel, Säle, Säulenhöfe und Pylonen und durch die Aufrichtung von Obelisken und Statuen zu jener wunderbaren Kunstwelt erweitert, die noch heute in ihren Trümmern einen so überwältigenden Eindruck macht. Das Gefühl des Staunens und der Ueberraschung beim Anblick der umgestürzten Säulen, der zerbrochenen Obelisken und Statuen, der versunkenen Sphinxe in ungeordneter Menge geht bald in das der Bewunderung über, wenn das Auge die Pracht des Gesteins, den rothen Granit,

Die Ruinen von Karnak.

den schönen Kalkstein, den farbigen Sandstein, und die Fülle und Herrlichkeit kunstvoller Arbeit überschaut. Alle Dynastien wetteiferten in dem Ruhme, dieses Nationalheiligthum zu erweitern und zu verschönern. Den stattlichen Tempel mit vielen Gemächern und einem breiten Hofe, den der erste Thutmosis im 17. Jahrhundert v. Chr. um die Reste jenes uralten Heiligthums des Amon aufführte, schmückten am westlichen Eingang auf einer künstlichen mit Backsteinen eingefaßten Terrasse zwei mächtige Pylonen, zu welchen eine von zwei Reihen liegender Sphinxgestalten begrenzte heilige Straße führte. Vor dem zweiten Thorgebäude ließ Thutmosis zwei Obelisken aus rothem Granit 69 F. hoch aufstellen, wovon der eine noch aufrechtstehende die Inschrift trägt, daß König Thutmosis seinem Vater Ammon, dem Herren der Throne der zwei Länder, zwei große Obelisken errichtet habe. Außerdem erbaute er an der Südseite zwei andere Pylonen mit anstoßenden Hofmauern. Thutmosis III. und seine ältere Schwester Ramaka (Chnumt Amen), die während des Königs Minderjährigkeit die Regentschaft führte, vergrößerten den Tempel nach hinten durch einen auf 56 Säulen ruhenden Saal nebst vielen andern Kammern, die ihn an drei Seiten umgaben und von einer gemeinschaftlichen Außenmauer umfaßt wurden. Die beiden Obelisken des ersten Thutmosis wurden von zwei dahinter stehenden überragt, welche die Regentin nahe an dem Thorgebäude errichten ließ. Der eine ist ebenfalls zusammengebrochen, der andere aber steigt zu einer Höhe von 90 F. empor und trägt, außer der Inschrift der Weihung, noch eine Abbildung, worin Ammon seine segnende Hand über einen knieenden jungen Fürsten hält, und, wie die Ueberschrift besagt, der Königin Leben und Glück verheißt. In der Folge ließ Thutmosis III. seine Eroberungen im „Lande der beiden Flüsse" Naharaina (Mesopotamien) und seine Siege über die Rutenu, d. h. die Syrer, und über die Cheta (Hethiter) in Kanaan auf seinen Anbauten abbilden. „Die folgenden Könige," bemerkt Lepsius, „schlossen theils den Tempel vollständiger nach vorn ab, theils erbauten sie neue unabhängige Tempel in der Nähe, legten auch zwei andere große Pylonen in der südwestlichen Richtung vor die des ersten Thutmosis, so daß nun von dieser Seite her vier hohe Portale den stattlichen Zugang zum Haupttempel bildeten." Von den beiden Obelisken, welche Thutmosis IV. an dem ersten Thorgebäude aufrichten und mit den gewöhnlichen selbstverherrlichenden Inschriften versehen ließ, daß „der Sohn der Sonne" die zwei Granitobelisken „glänzend wie Silber" vor dem Thorgebäude des Ammontempels aufgestellt habe, steht jetzt der eine vor dem Lateran zu Rom. Die größte Zierde des ganzen Tempelgebäudes, der große unter andern wohl auch zu Gerichtssitzungen dienende Säulensaal, wurde erst von den berühmtesten Königen der 19. Dynastie, Sethos und Ramses, aufgeführt. Auf den Sculpturen ist der letztere dargestellt, wie er vom König der Götter Ammon das Siegesschwert erhält, um eine Schaar gebundener, langbärtiger Feinde zu vernichten. An dem Tempel von Karnak kann man die ägyptische

Geschichte durch Jahrtausende verfolgen; fast jeder nicht ganz ephemere Herrscher hat an ihm gebaut.

Die Tempelgebäude von Karnak bilden ein längliches Viereck. Ein von zwei Reihen Widdersphinxen (Löwenleiber mit Widderköpfen) abgeschlossener Gang führt vom Rande der Terrasse über dem Flusse nach Westen, wohin die Hauptfronte gekehrt ist, zu dem mächtigen freistehenden Riesenthor, das, 60 Fuß hoch, einst durch mächtige Thürflügel geschlossen war. Durch dieses gelangte man einst in einen Hof, umgeben von Hallen, deren Decken von 70 Fuß hohen Säulen getragen wurden, jede aus Einem Steinblock gehauen. Jetzt liegen sie alle zerbrochen in einem großen Trümmerhaufen bis auf eine einzige in der Mitte, „die auf der Todtenwacht bei ihren gefallenen gleichgroßen Kameraden steht". Aus diesem Säulengrab führt ein zweites Thorgebäude über einen Stufengang zu dem großartigen Pfeilersaal, dem mächtigsten Bauwerk Aegyptens. „Von 134 Säulen wird das steinerne Dach getragen," sagt Lepsius, „welches einen Raum von 164 F. Tiefe und 320 F. Breite überdeckt. Jede der 12 Mittelsäulen hat 36 F. (an den Kapitälen 64 F.) im Umfange und ist bis unter den Architrav 66 F. hoch; die übrigen Säulen von 40 F. Höhe haben 27 F. im Umfange. Es ist unmöglich den überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den Jeder erfährt, der zum erstenmal in diesen Wald von Säulen tritt und aus einer Reihe in die andere wandelt, zwischen den von allen Seiten bald ganz bald theilweise hervortretenden hohen Götter- und Königsgestalten, die auf den Säulen abgebildet sind." Alle Flächen sind mit bunten, theils erhabenen, theils vertieften Sculpturen bedeckt, historische Scenen königlicher Thaten oder symbolische Darstellungen der Götterverehrung enthaltend, und reich bemalt in Farben, die noch jetzt ihren Glanz nicht verloren haben, tiefroth und blau auf weißem oder hellgelbem Grunde. Dieser großartige Säulensaal wurde von König Sethos (c. 1400) begonnen und von seinem Sohne Ramses II. vollendet. Die vertieft eingehauenen und dann ausgemalten Bilder an den Wänden stellen die Siege und Triumphe des Sethos über die Rutenu, d. h. die Syrer, und über die Schasu, „Hirten" dar, welche letztere ohne Zweifel im südlichen Syrien zu suchen sind, da über einer Festung, wohin die Feinde fliehen, die Worte „Festung im Lande Kanana" und über der Gestalt eines Gefangenen, den Sethos dem Ammon zuführt, der Name „Naharaina" (Mesopotamien) gelesen werden. Nach beendigtem Krieg fährt der König triumphirend heim auf einem mit gebundenen Gefangenen und feindlichen Köpfen beladenen Wagen, hinter welchem andere an Stricken nachgezogen werden. Eine Inschrift läßt Ammon im dankbaren Gefühl über die Herrlichkeit des Tempels zu Sethos sprechen: „Ich gebe dir meine Herrschaft, meinen Thron, meinen Sitz und meine Lebensdauer, sei über Aegypten und das Rothland (Phönicien) und halte sie zu deinem Throne, und Nubien zum Schemel deiner Sandalen." An einer andern Stelle sagt er: „Ich gebe dir zu überwinden alle Völker, daß deine Schrecken seien im Herzen Nubiens und Libyens und daß zu dir kommen ihre Könige wie Ein Mann und Spende tragen auf ihren Rücken." Ramses II. ließ seine eigenen Bildsäulen von rothem Granit in kolossaler Gestalt vor dem westlichen Thorgebäude aufrichten, wo noch die eine mit verstümmeltem Haupte aufrecht steht. Die Sculpturen in der Vorhalle stellen den großen König als Ueberwinder des Landes Kusch im Süden dar, und an der südlichen Umfassungsmauer kämpft er zu Wagen und zu Fuß gegen verschiedene Feinde, unter denen das Volk der Cheta und die Festung Kedesch die erste Stelle einnehmen. An derselben Mauer steht auch ein Vertrag, den Ramses im 21. Jahre seiner Regierung mit demselben Volke der Cheta abgeschlossen hat. „Die Cheta sind mit Bogen und Pfeil bewaffnet und führen länglich-viereckte Schilde: sie haben keinen Bart und tragen auf dem Haupte eine knapp anliegende Mütze, bisweilen mit einer Feder. Das Haar fällt in starken Locken auf die Schulter. Ihr langer Rock ist gegürtet und hat kurze Aermel." Vor diesem Säulensaal, von dem Kugler sagt, „daß das reine innerliche Lebensgefühl der archi-

Nähere Ausführung.

tektonischen Gestaltung durch einen äußerlich aufgelegten Prunk erstickt sei," wurde später noch ein an den Seiten mit Säulengängen verzierter Hof von 270 zu 320 F. mit einem stattlichen Pylon angelegt. „Hiermit schloß die Hauptanlage des Tempels ab in einer Länge von 1170 F.," fährt Lepsius fort, „ohne die Sphinxreihen vor seinem äußersten Pylone und ohne das besondere Heiligthum, welches von Ramses Miamun unmittelbar an die hinterste Mauer des Tempels angelehnt wurde. Diese Erweiterungen mit zugerechnet, würde die ganze Länge nahe an 2000 F. betragen bis zu dem südlichsten Thore der äußersten Umfangsmauer, welche diesen ganzen Platz von ungefähr gleicher Breite umgab. Die späteren Dynastien, welche nun den Haupttempel nach allen Seiten schon abgeschlossen fanden, gleichwohl aber nicht darauf verzichten wollten auch ihrerseits diesen Mittelpunkt des thebaischen Cultus zu verherrlichen, begannen theils auf der großen von der genannten Ringmauer umgebenen Fläche abgesonderte kleinere Tempel zu errichten, theils auch diese wieder nach Außen zu erweitern."

Das Heiligthum von Luxor.

Eine halbe Stunde südwärts auf demselben östlichen Stromufer erhebt sich eine zweite Trümmerwelt, an welche die vergänglichen Lehmhütten des Dorfes Luxor angebaut sind. Hier errichtete auf einer am Rand des Flusses aufgeworfenen Terrasse Amenophis III., einer der mächtigsten Pharaonen der 18. Dynastie, dem Ammon-Ra ein zweites prachtvolles Heiligthum, das der heiligen Stätte von Karnak zunächst als Nebentempel dienen sollte und daher mit jenem Nationalheiligthum durch Kunststraßen und durch eine von zwei Reihen Widdersphinxen gebildete Allee verbunden war. Darum war auch der Eingang des Tempels, obgleich hart am Ufer, vom Flusse ab und nach Norden gewendet. Das innere Heiligthum war umgeben von Gemächern und Säulensälen, welche durch einen Porticus von einem Säulenhofe abgeschlossen waren, vor welchem sich mächtige Pylonen erhoben. Die Säulen haben die ausgebildete Lotosform mit geschlossenem Kelche. Die kolossalen Widder- und Löwengestalten von herrlicher Kunstvollendung, die, 600 auf jeder Seite, den heiligen Weg von 10 zu 10 Fuß abschlossen, die großartigste Verbindungsstraße, die Menschen je angelegt, ruhten auf ihren hohen Thronen mit Brust und Kopf gegen die Straße gewandt und geleiteten demnach die altägyptische Prozession mit der Ammonbarke, wie in einem tiefen Hohlweg. Jetzt ist der Gang mit seinen 18 Fuß langen Sphinxkolossen verschwunden und der ganze stattliche Tempel eine Ruinengruppe, aus der nur noch die Pylonen, zwei Obelisken und gegen 200 Säulen emporragen. Auf den Architraven lies't man überall die Inschriften der Weihung folgenden Inhalts:

„Der mächtige und weise Horus, der durch Gerechtigkeit herrscht, der sein Land geordnet hat, der die Welt in Ruhe hält, der groß ist durch seine Kraft und die Völker der Barbaren überwunden hat, der König, Herr der Gerechtigkeit, der vielgeliebte Sohn der Sonne, Amenhotep, der Beherrscher Aegyptens hat errichten lassen diesen Bau und ihn geweiht seinem Vater Ammon, dem Herrn der Throne der Welt, auf der Südseite von Theben. Er hat ihn ausführen lassen in harten und guten Steinen, auf daß ein dauerbarer Bau entstehe. Dies ist, was gemacht hat der Sohn der Sonne Amenhotep, der Geliebte des Ammon-Ra."

Auch dieser Tempelbau wurde wie der in Karnak durch die großen Könige der folgenden Dynastie mit neuen Anlagen erweitert. Ramses II. fügte eine prachtvolle

Kolonnade aus 14 kolossalen Säulen mit dem Kapitäl des geöffneten Kelches und einen von einer doppelten Säulenstellung umgebenen Hof hinzu. Vor dem Hofe wurde ein stattlicher Pylonenbau angelegt, über dessen riesige Wandflächen sich die reichsten bildlichen Darstellungen zur Verherrlichung der Thaten des Königs hinzogen. Es sind Scenen aus dem Kriegs- und Lagerleben des Eroberers. In riesiger Gestalt steht er auf dem Streitwagen, geschmückt mit dem Kriegshelm, hinter ihm der Geier der Siegesgöttin. Mit dem sichern Pfeile tödtet er seine Feinde und über Leichen und zerschellte Wagen geht sein Weg. Auf der andern Seite sitzt er inmitten seines Lagers, umgeben von den Großen seines Reiches, während die Soldaten mit Lagerdiensten beschäftigt sind. Vor dem Pylon stehen, noch im Schutte vergraben, die thronenden Kolossalstatuen des Königs aus schwarzem Granit und der eine der Obelisken 75½ F. hoch von der herrlichsten Arbeit. Der andere schmückt den Concordienplatz in Paris. Die Inschrift verkündet, „daß Ramses, der Herr der Welt, „Ra-user-ma", erwählt von Ra, dieses Gebäude habe aufführen lassen zur Ehre seines Vaters Ammon-Ra und ihm errichtet diese beiden großen Obelisken von Stein vor dem Ramesseum, der Stadt des Ammon".

Mittlerweile war auch die Westseite der Stadt auf dem linken Ufer des Stromes mit Tempelbauten und Denkmälern geschmückt worden. Der schmale Wüstenstrich, der sich von Gurna bis nach den Palmenhainen von Medinet Habu zwischen dem nilgetränkten Saatlande und dem Fuße des Gebirges, mit dem unübersehbaren Todtenfelde, hinzieht, wurde von den Königen der 18. Dynastie mit Kunstwerken überdeckt, die an Größe und Herrlichkeit mit den Heiligthümern von Karnak und Luxor wetteiferten. Die ganze, ursprünglich dem Todtencult geweihte Gegend wurde von den Griechen mit dem Namen Memnonien belegt. Wo das libysche Wüstengebirg, das bei Gurna dem Flusse am nächsten kommt, sich plötzlich nach Westen zurückzieht, liegt ein Bergkessel el Asasif genannt, hinter welchem hohe steil abfallende Felswände eines Kalksteingebirges ihr herrliches für die feinsten Sculpturen vorzüglich geeignetes Gestein der Mittags- und Morgensonne öffnen. Vor dieser senkrechten Felswand, wo die uralten Könige der elften Dynastie in neun Fuß langen zierlich gearbeiteten Sarkophagen in kühlen Gräbern ruhen, zu denen Treppen und Steinmauern mehrere hundert Fuß hoch emporführen, legte jene Königin Ramaka einen majestätischen Tempel an, zu dem eine heilige Sphinxstraße von 1600 F. Länge führte und dessen innerste, hinter Granitthoren, Höfen und schöngeschmückten Hallen verborgenen Räume in den Fels gehauen waren. Auf den Sculpturen erscheint diese Königin immer in männlicher Tracht, nur die Inschriften entdecken uns ihr Geschlecht. In der Folge wurden ihre Namensringe ausgerottet und durch die ihres jüngern Bruders Tutmes III. ersetzt. Dieser vollendete das Bauwerk der Schwester und errichtete zwei eigene Tempel am Saume der Wüste, von denen der südliche, auf dessen halbverschüttetem Dache das Dorf Medinet Habu gegenüber von Luxor steht, noch wohl erhalten ist, während von dem andern nur noch geringe Spuren vorhanden sind. Jene beiden in die fruchtbare Ebene vorgeschobenen Riesenkolosse in thronender Gestalt, die unter der

Die Westseite von Theben (Die Memnonien).

Trümmerwelt von Medinet Habu 60 bis 70 F. hoch über dem ursprünglichen Boden emporragen, zierten einst den Eingang in die Thorhalle einer mächtigen Palast- und Tempelanlage, welche Amenophis III., der Erbauer des Heiligthums von Luxor, errichtet hatte. Errichtet wurden sie wahrscheinlich von dem Baumeister Amenhotep Sohn des Hapu, einem vornehmen Aegypter, der seiner Weisheit wegen noch bis in griechische Zeit hinein berühmt war. „Der nordöstliche von beiden Kolossen war die berühmte klingende Statue, an welche die Griechen die liebliche Sage vom schönen Memnon knüpften, der allmorgentlich mit Sonnenaufgang seine Mutter Aurora begrüßte, während sie ihn, um seines frühen Heldentodes willen, mit ihren Thauthränen netzte." Zahlreiche Bruchstücke von Kolossalstatuen geben Zeugniß von der Größe und Pracht des Ammontempels, dessen Weihinschrift, worin der Herr des Himmels angerufen wird, von dem schönen Hause Besitz zu nehmen, das ihm Amenhotep in Theben erbaut habe, noch auf zwei Steinblöcken entdeckt wurde. Heilige mit Sphinxen besäumte Wege, die jetzt tief unter den Saaten des jährlich höher steigenden Thalbodens begraben liegen, führten einst von hier aus nach den geweihten Stätten im Norden.

Andere Bauten und die Kriege der 18ten Dyn.

Auch außerhalb Thebens herrschte eine lebhafte Bauthätigkeit. Zu Esneh, dem alten Latopolis, hat sich der Pfortenstein eines Denkmals mit einer Weihinschrift Thutmosis II. gefunden und in Edfu (Apollinopolis magna) und Kum Ombu (Ombos) gründete Tutmes III. Tempelanlagen, die in der Folge weiter ausgeführt wurden. Auf die Zeit des vierten Thutmosis und des dritten Amenophis weisen die Felsengräber und die Reste eines auf Säulen ruhenden Heiligthums bei El Kab (Eileithyia) so wie die beiden Tempel mit ihren geschmackvollen Säulenformen auf der Insel Elephantine unweit der Nilfälle. Aber nicht blos in Bauwerken gab die 18. Dynastie ihre Größe kund; die meisten Könige führten auch glückliche Kriege mit den Völkerschaften des Südens und dehnten ihre Herrschaft über das obere Nilthal aus. Inschriften und Tempelreste im edelsten Stil geben Zeugniß, daß die Herrschaft der Pharaonen in dieser Epoche sich über ganz Nubien bis nach Semneh hinauf erstreckt habe. In Dakkeh (dem alten Pselchis) bei Korte und Amada und bei Wadi Halfa an der zweiten Katarakte hat man Baudenkmäler und Säulentempel entdeckt, die der Regierungszeit des dritten und vierten Thutmosis und des zweiten Amenophis angehören. Eine Inschrift zu Amada meldet, daß „der gute Gott, der Herr von Aegypten, der König Sonne, Stütze der Welt, Thutmosis (IV.), Spender der Gerechtigkeit, seinem Vater Phra, dem Herrn des Himmels und des Erdkreises, der ihn auf immer zum Lebengeber macht, diesen Tempel aus Sandstein errichtet hat". Weit oben im Süden, bei Soleb, nahe an der Grenze von Dongola, erbaute Amenophis III. „seinem eigenen Genius" einen herrlichen Tempel mit einem Pylonenbau, an den sich ein Säulenhof und ein Saal von 48 edel geformten Lotossäulen anschloß, und zu Sedeinga seiner

Gemahlin Tii ein ähnliches Heiligthum, unter dessen malerisch gelegenen Trümmern noch eine Säule aufrecht steht. Inschriften in dem gewöhnlichen Tone der Selbstverherrlichung preisen den König als die Sonne, den Herrn der Wahrheit und Gebieter des reinen Landes, der die Grenzen des Reiches über die Völker des Südens und Nordens ausgedehnt habe. Auch die Besitzungen des alten Reiches auf der Sinaihalbinsel wurden wieder erworben, wenn je sie verloren waren, die dortigen Bergwerke aufs Neue bearbeitet und das unter Amenemhat III. angelegte Götterheiligthum unter Thutmosis III. erweitert und mit einem Thorbau geschmückt. Ja auch die syrischen und arabischen Stämme im Nordosten empfanden den kriegerischen Aufschwung des ägyptischen Volkes und seiner thatkräftigen Könige, welche Rache zu nehmen suchten für die Leiden der Hyksosherrschaft. Die Hauptleistung der 18. Dynastie sind die Eroberungszüge tief nach Asien hinein, die Aegypten mit der asiatischen Cultur in intimste Berührung brachten und die Anschauungen des ägyptischen Volkes nachhaltig beeinflußten. Es dringen semitische Culte (Baal, Astarte) ein, die Sprache wird mit zahlreichen semitischen Fremdworten vermehrt und zwischen Syrien und Aegypten besteht von nun an der regste Verkehr. Damit schon tritt Aegypten aus seiner Abgeschlossenheit heraus und ist von nun an eine Weltmacht. Von diesen Thaten schweigen freilich die griechischen Geschichtsbücher, und sie würden gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn nicht die Trümmer gewaltiger Bauwerke und die Inschriften eine schwache Kunde davon erhalten hätten. Amenophis I. kämpfte im südlichen Aethiopien, unternahm auch einen Zug nach Asien. Thutmosis I. drang in Nubien ein; im Norden gelangte er bis nach Mesopotamien, wo er zwei Stelen als Siegesdenkmal errichtete, die Thutmosis III. noch vorfand. Ramaka schickte eine Expedition nach Süd-Arabien und der Somali-Küste, den Weihrauchländern und ließ diesen Zug in ihrem Tempel von Der el Bahri darstellen — es ist dies der Zug nach Arabien, den die Griechen dem Sesostris zuschreiben. Thutmosis III. beginnt seine Alleinherrschaft mit einem großen Krieg gegen eine Coalition sämmtlicher vorderasiatischer Stämme, die sich unter dem Fürsten von Kadesch (am Orontes gelegen) gebildet hatte. Durch die Schlacht von Megiddo wird sie vernichtet. In späteren Jahren werden andere Züge unternommen, auf denen der König u. a. Sammlungen der fremden Pflanzen und Thiere anlegt, die er auf diesen Eroberungszügen findet. Amenophis II. zog nach dem „Obern Syrien" wohl einer Empörung wegen; sieben gefangene Fürsten ließ er in Aegypten hängen. Auch von Thutmosis IV. werden Züge nach Mesopotamien angeführt. Amenophis III. dagegen kämpft vorzugsweise in Aethiopien, wo er ja auch Tempel anlegte. Während Aethiopien als ein Vicekönigreich von einem „Königssohn von Aethiopien" betitelten Statthalter nach ägyptischem Muster verwaltet wurde, blieb Syrien unter seinen eigenen zahlreichen kleinen Fürsten, die Aegypten tributär waren. Der letzte König der Dynastie, Amenophis IV., suchte die weltlichen und geistlichen Ord-

nungen des Reichs umzuwandeln und an die Stelle des herrschenden Religionssystems den ausschließlichen Dienst der materiellen Sonnenscheibe zu setzen. Er ging in seinem reformatorischen Eifer so weit, daß er den mehr pantheistischen Ammonscultus und die übrigen ägyptischen Götter aus allen Cultusstätten entfernte und ihre Namen und Bilder auf allen öffentlichen Denkmälern selbst bis in die zugänglichen Privatgräber hinein vertilgen ließ, ja daß er seinen eigenen Namen, weil er an Ammon erinnerte, in Chu-en-aten („Glanz der Sonnenscheibe") verwandelte und zuletzt die Ammonstadt Theben gänzlich verließ, um sich in Mittelägypten, an einem großen Ausbug der östlichen Thalseite eine neue Residenz mit Prachtbauten und einen herrlichen Sonnentempel zu erbauen, deren Reste noch auf dem weiten Ruinenfelde von Tel el Amarna und den benachbarten Dörfern sichtbar sind. Aber nicht lange nach ihm ging auch die religiöse Neuerung zu Ende. Die alten Götter wurden wieder in ihrer Ehre hergestellt, die neue Stadt und die Heiligthümer des „Sonnenverehrers" zerstört und der Name und das Andenken des Reformators aus den Königslisten und öffentlichen Monumenten ausgelöscht. Auf Amenophis IV. folgten kurze Regierungen illegitimer Herrscher; die Zeit dieser Verwirrung beendete der König Horemheb. Nach ihm trat die 19. Dynastie auf, die wahrscheinlich aus dem Delta stammte.

Die tönende Memnonssäule. Die Verwandlung des Amenophis in Memnon wurde, nach Lepsius, hauptsächlich durch den Namen dieser ganzen westlichen Seite Thebens, Memnonia, herbeigeführt, den die Griechen sich durch „Paläste des Memnon" erklärt zu haben scheinen. „Beide Bildsäulen, welche den König Amenhotep III. in sitzender Stellung zeigen, neben seinen Füßen die kleinen stehenden Gestalten seiner Gemahlin Mut-em-ua und seiner Mutter Thi, sind aus einem einzigen Stücke eines festen rothbraunen, mit weißen Quarzstücken vermischten Sandsteines gemeißelt und in der That wahre Wunderwerke der Behandlung eines der härtesten und sprödesten Stoffe." (Brugsch.) Heut zu Tage werden die Statuen von den Arabern Schama und Tama oder die Sanamat d. i. die Idole genannt. Der Mythus von der tönenden Memnonssäule entstand erst, als in Folge eines Erdbebens im J. 27 v. Chr. die Statue in sich zusammenstürzte und das in der Wüste und auf großen Ruinenfeldern nicht seltene Naturphänomen der springenden und klingenden Steine merklicher hervortrat. „Es ist auffallend," sagt Lepsius, „wie noch immer mehrere von den abgespaltenen und nur lose hängenden Stücken metallhell klingen, wenn man darauf schlägt, während andre daneben völlig dumpf und tonlos bleiben, je nachdem sie durch ihre gegenseitige Lage mehr oder weniger gedämpft werden. Die zahlreichen griechischen und römischen Inschriften, welche auf der Statue eingegraben sind, und den Besuch der Fremden melden, besonders wenn sie so glücklich gewesen waren, den Morgengruß zu hören, beginnen erst unter Nero und reichen nur bis zur Zeit des Sept. Severus, von welchem wahrscheinlich die Restauration der ursprünglich monolithen Statue herrührt. Seit diesem Wiederaufbau des Obertheils in einzelnen Blöcken scheint die Erscheinung des klingenden Tones wenn nicht ganz aufgehört zu haben, doch seltener und weniger auffällig geworden zu sein." Besonders mag die Statue am frühen Morgen, wenn nach den kühlen thauigen Nächten plötzlich der heiße Sonnenstrahl auf das harte aus Kieselconglomerat bestehende Gestein fiel, solche knisternde und singende Töne von sich gegeben haben. „Wer sich je um Sonnenaufgang in den ägyptischen Tempeln befunden," sagt Parthey in seinen Wanderungen durch das Nilthal, „der kennt das feine Knistern, das die Wände durch-

läuft, wenn der obere Theil von der Sonne erwärmt wird." In der Sage von dem Aethiopen Memnon, dem Sohne der Morgenröthe d. h. des Ostens, der über Susa den Trojern zu Hülfe zog und dort einen frühen Tod fand, mögen alte Erinnerungen von den Kriegszügen des Amenophis und seiner Nachfolger nach Asien verhüllt liegen.

In dem äußersten Winkel der Felsenbucht El Asasif liegt die älteste Tempelanlage des westlichen Theben an der Stelle des jetzt verlassenen Dorfes Gurna. „Eine über 600 Fuß lange, zu beiden Seiten mit kolossalen Widdern und Sphinxen geschmückte Straße führte vom Thale her in gerader Linie zu einem Vorhofe, dann vermittelst einer Treppe zu einem anderen, dessen Vordermauer mit Bildwerken und einer davor gelegten Kolonnade geschmückt war, und endlich hinter einer zweiten Treppe zu einem wohlerhaltenen Granitthor und dem letzten Tempelhofe, welcher zu beiden Seiten mit schön geschmückten Hallen und Kammern umgeben und hinten mit einer breiten an den steilen Fels angelegten Façade abgeschlossen war. Durch ein andres granitnes Thor inmitten dieser Façade gelangt man endlich in den innersten Tempelraum, der in den Fels gehauen und mit einem hohen steinernen Gewölbe ausgebaut war, aus dem sich wieder mehrere kleinere Nischen und Räume an den Seiten und nach hinten öffneten. Alle diese Räume waren mit den schönsten Bildwerken bunt auf grauem Grunde bedeckt und in dem vollendeten Stile jener Zeit ausgeführt. Diese großartige Anlage, welcher noch andere, jetzt zerstörte Gebäudereihen zur Seite standen, scheint ursprünglich durch eine das ganze Thal durchschneidende Straße mit dem Flusse und jenseit desselben mit dem großen Tempel von Karnak, der genau in derselben Richtung liegt, in Verbindung gestanden zu haben, und es ist kaum zu zweifeln, daß erst zu diesem Behufe das enge Felsenthor künstlich durch die Vorhügel gebrochen ward, durch welches die Tempelstraße beim Eintritt in die Thalebene führt." (Lepsius Briefe p. 281.) An derselben Stelle ließ auch Sethos, der erste König der 19. Dynastie, einen Tempel errichten mit einem zehnsäuligen Porticus und Höfen und Sälen von Säulen in der Lotosform umgeben. — Von dem dritten Ramses, dem Erbauer des Königspalastes von Gurna, rühren auch die zwei Obelisken von rothem Granit her, vom Volke „Nadeln der Kleopatra" genannt, die sich bis vor Kurzem in der Nähe von Alexandria befanden, der eine aufrecht stehend, der andere zu Boden liegend. Ursprünglich Denksteine eines thebaischen Tempelbaues, wurden sie in der Folge nach Unterägypten gebracht. Jetzt ist der eine in London, der andere auf dem Wege nach New-York. „Die Periode Amenophis III.," sagt Kugler, „dürfte als die der reinsten künstlerischen Bethätigung in der ägyptischen Architektur zu fassen sein. Denn so großartige Unternehmungen auch auf sie noch folgten, so zeigt sich doch bald, daß das Wesen des Aegyptterthums der Freiheit einer ästhetischen Durchbildung hemmend gegenüberstand."

Der Tempelbau von Gurna.

B. Blüthe des Reichs unter der 19. Dynastie. (c. 1400—1250).

(Zur 19. Dynastie gehören: Ramses I. (kurze Regierung), Sethos I., Ramses II., Menephta, Sethos II., — dann folgt eine Zeit der Verwirrung, welcher der Gründer der 20. Dynastie, Setnacht, ein Ende machte. Genauere Zahlen sind unmöglich.)

Die Bahn des kriegerischen und künstlerischen Ruhmes, welche die 18. Dynastie betreten, wurde von den großen Königen der 19. mit Glück verfolgt. Sethos I. und sein großer Sohn Ramses II. Miamun, d. h. der von Ammon Geliebte, führten Thaten aus, die sich Jahrhunderte lang im Gedächtnisse des Volks erhielten und durch zahlreiche Bildwerke auf den Tempelwänden

Sethos I. u. Ramses II. (Sesostris).

und Thorflügeln der von ihnen aufgeführten Baudenkmale der Nachwelt überliefert wurden. Als in der Folge die Griechen die Erzählungen davon vernahmen, so übertrugen sie Alles, was die Ueberlieferung von Vater und Sohn meldete, auf eine einzige ideale Persönlichkeit, die sie mit dem Namen Sesostris bezeichneten und häuften somit den Ruhm, den Sethos und Ramses während einer fast hundertjährigen Regierungszeit sowohl durch die Waffen als durch die Künste des Friedens erworben, auf ein einziges Herrscherhaupt. Die Benennung Sesostris entstand vielleicht aus Sesetsu, was ein populärer Name des Ramses zu sein scheint. Vielleicht darf man auch annehmen, daß Thaten eines der Usertesen der 12. Dynastie des alten Reiches, sowie die Unternehmungen und Denkmale der Königin Ramaka, theilweise hinein verwebt sind und so die „Sesostris-Sage" zu einem Cyklus von Großthaten erweitert ist. Die Sitte der ägyptischen Könige, ältere Denkmäler durch Veränderung der Inschriften sich selbst beizulegen, kam den Neigungen zur Verherrlichung eines glorreichen Herrschernamens zu statten. Daß Sethos glückliche Feldzüge bis zum Euphrat unternommen und „das feindliche Land Kanana" so wie Naharaina (Mesopotamien) bezwungen habe, beweisen die oben erwähnten Abbildungen und Inschriften an dem großen Säulensaal von Karnak, und daß er die Eroberungen seiner Vorgänger in Nubien und dem obern Nilthale weiter ausgedehnt, geht sowohl aus den Ueberresten eines Tempels hervor, den dieser König am Berge Sese im südlichen Lande Dongola angelegt hat, als aus den Namen der Kuschiten (Mohrenvölker), welche auf den Völkerschildern zu Karnak als Ueberwundene aufgeführt werden. Eine Inschrift bei der Darstellung eines Triumphes in diesem Prachtgebäude preis't König Sethos als den Ersten nach Osiris. „Du bist ausgezogen zu unterwerfen die fremden Länder und hast die Welt zertreten mit deiner Wahrheitsstimme: deine Feinde hast du gebändigt wie der Ra am Himmel: du hast gereinigt die Herzen aller Barbaren: Ra gab dir ihre Grenzen; deine Streitaxt war über den Thronen aller fremden Länder; ihre Fürsten wurden durchbohrt von deinem Schwerte." Daraus scheint hervorzugehen, daß in der Sesostris-Sage die Thaten des Vaters, nicht die des Sohnes in erster Linie standen. Sethos I. regierte in seinem eigenen Namen wohl nur bis zur Geburt seines Sohnes, dann im Namen Ramses II., der (wahrscheinlich als Kind einer Mutter aus altem Königsgeschlecht) legitimer Herrscher war. So erklärt es sich vielleicht, daß Ramses II. 66 Jahre regierte. Es ist daher schwer zu scheiden, welche Thaten Ramses' II. der nominellen und welche seiner wirklichen Regierung angehören. Wie viel man auch in den Erzählungen der Griechen über die Kriegszüge des Königs Sesostris zu Wasser und zu Land, über seinen an der Spitze eines zahllosen Heeres von Fußvolk, Reiterei und Streitwagen unternommenen Eroberungszug durch Asien bis zu den Skythen und Thrakern und dann wieder zu den Indern im fernen Osten und zu den Aethiopen im Süden der vergrößernden Volkssage zuschreiben mag; die im Allgemeinen übereinstim-

menden Angaben des gesammten Alterthums, die Säulen, welche Sesostris zum Andenken seiner Siege in den eroberten Ländern errichten ließ und von denen manche noch zu Herodots Zeit sichtbar waren, die Denkmäler und Spuren ägyptischer Tempelbauten und Cultusstätten, die neuere Reisende sowohl im syrischen Lande in der Nähe des alten Berytus als im fernen Aethiopien, in Nubien und Dongola, entdeckt haben, so wie die Kriegsscenen und Triumphzüge mit gefesselten Gefangenen auf den Wänden der von ihm errichteten Bauwerke geben deutlich Zeugniß, daß Ramses-Sesostris einer der mächtigsten Herrscher des Pharaonenreichs gewesen, daß er die Kriegszüge nach Süden über die „elenden Stämme der Kesch" (Kuschiten) weiter ausgedehnt, als einer seiner Vorgänger, und daß er zugleich tief in das syrische Land hinein vorgedrungen sei. Diese Kriege in Syrien hatten aber jetzt einen andern Charakter als in der 18. Dynastie. Es steht hier Aegypten ein größeres Reich gegenüber, welches von dem Volk der Cheta (Chetiter, unbekannter Herkunft, sicher nicht Semiten) gebildet war. Ramses I. und Sethos I. hatten die Chetakönige bekriegt und beide zuletzt mit ihnen Bündnisse abgeschlossen. Ramses II. mußte ebenfalls in den ersten Jahren seiner Alleinherrschaft gegen die Cheta und andere mit ihnen verbündete Völker kämpfen. Er lieferte ihnen bei Kadesch am Orontes eine Schlacht, in welcher nach der Aussage der poetischen Texte der König in Person fast allein, von Ammon unterstützt, das feindliche Heer vernichtete. Trotz dieses Sieges und späterer Kämpfe, schloß Ramses II. im 21. Jahr mit dem Könige Chetasar ein Schutz- und Trutzbündniß ab, in dem die Verhältnisse zwischen beiden Reichen genau bis ins Einzelne geregelt wurden. Auch heirathete Ramses II. Chetasar's älteste Tochter. Dieser Ausgang entspricht wenig der Ruhmredigkeit der Inschriften, dennoch blieb Ramses der gefeierte Held in der Volkssage, die ihn sogar über Kleinasien und Armenien bis zum schwarzen Meer vordringen und die Einwohner zur Zinspflicht nehmen ließ. Dies war jener Ramses, dessen Kriegsthaten die ägyptischen Priester vor Allem hervorhoben, als sie dem Germanicus, des Drusus Sohn, an den thebaischen Monumenten die alte Größe und Herrlichkeit des Landes erklärten; und von dem man noch jetzt auf einem vorspringenden Felsen an der phönizischen Küste unweit des Flusses Lycus (Nahr el Kelb) Bildwerke und Denkpfeiler mit seinem Namensschilde erblickt, die er zum Dank für seine Siege den drei höchsten Göttern seines Landes, dem Ra, Ammon und Ptah errichtet hat.

Der Glanz der kriegerischen Großthaten des thebaischen Herrschers wurde übertroffen durch den Ruhm seiner Bauten, durch jene zahlreichen Denkmäler, die Sesostris in Theben und im Nilthale aufführen ließ, und deren prachtvolle Ueberreste mit reicher Bildnerei noch heute Zeugniß geben von der hohen Kunstvollendung und meisterhaften Technik dieser Glanzperiode. Fast die Hälfte aller erhaltenen Denkmäler rührt von ihm her. Sie zeigen eine hohe Stufe der Kunst, besonders in allem Technischen; doch läßt sich freilich auch nicht läugnen, Prachtbauten.

daß in der zweiten Hälfte seiner Regierung bereits ein sehr merklicher Verfall beginnt, der sich ja durch die Massenproduktion dieser Zeit leicht erklärt. Man weiß nicht, soll man mehr über die Größe und riesigen Verhältnisse erstaunen oder mehr die feine und saubere Ausführung der schwierigen Bau- und Bildhauerarbeit bewundern. Nicht nur die alten Heiligthümer in Karnak und Luxor schmückten die unter dem Namen Sesostris zusammengefaßten beiden Herrscher mit neuen Anlagen und mit Säulensälen voll reicher Bildnerei aus ihrem Kriegsleben, ein selbständiger, von Sethos begonnener und von dem Sohne im großartigsten Maßstabe ausgeführter Prachtbau auf dem westlichen Ufer des Stromes, zwischen den Kunststätten von Gurna und Medinet Habu sollte den nachgeborenen Geschlechtern auf ewige Zeiten Kunde geben von der Macht, Größe und Herrlichkeit der thebaischen Herrscher. Sethos I. legte sich im westlichen Theben sein Felsgrab an, das großartigste aller bekannten. Nicht weit davon bei Alt-Gurna steht sein mächtiger Grabtempel, den Ramses II. erst vollendete. Ramses II. selbst legte südwestlich davon ein ähnliches Bauwerk an. „Das große Haus des Ramses", wie die Inschriften das Gebäude benennen, das jetzt gewöhnlich mit dem Namen „Ramesseum" bezeichnet wird, ist eins der gefeiertsten Werke ägyptischer Kunst, das schon die Griechen als das „Grabmal des Osymandyas" in ausführlichen Schilderungen gepriesen haben. Es besteht aus gewaltigen Pylonen, Höfen, Säulensälen, Hallen und Gemächern, und ist überall mit bildlichen Darstellungen angefüllt. Ein Pylonenbau führte in einen vierseitigen hallengesäumten Hof, von dessen Säulen nur noch zwei aufrecht stehen. Aus diesem Raume kam man durch ein zweites Thorgebäude in einen ähnlichen von Säulen oder Statuenpfeilern (Karyatiden) umgebenen Hof, wo man jetzt unter Trümmern die mächtigen Bruchstücke der größten Kolossalstatue Aegyptens erblickt, des Riesenbildes des Königs Ramses aus einem rothen Granitblock von Syene, das einst in sitzender Gestalt hier thronte, ein Werk nicht minder ausgezeichnet durch das herrlichste Gestein und die wunderbare Kunstvollendung als durch seine fabelhafte Größe. Auf dem 18 F. hohen Postamente, über welchem der Koloß zu einer Höhe von 54 F. und einer Schulterbreite von 21 F. sich erhob, waren Gefangene in Banden abgebildet, unter denen Semiten und Aethiopier nicht zu verkennen sind. Drei Thore von schwarzem Gestein führten aus diesem Hofe in den stolzen Säulensaal, eine Festhalle, deren Steindach von sechzig Säulen in zehn Reihen geordnet, die mittleren mit dem Kapitäl des geöffneten Kelches, die übrigen des geschlossenen, getragen ward. Von den hintern Räumen des Palastes, der einst von gewölbten Hallen aus Nilziegeln umgeben war, sind nur noch wenige Reste übrig. Ein kleinerer Säulenraum, mit astronomischen Darstellungen von Planetengöttern und Sternbildern geschmückt, umfaßte die heilige Bibliothek und trug die Inschrift: „Heilanstalt für die Seele". Auf den Wänden dieses Tempels begegnen wir den mannichfachsten Darstellungen der Thaten des Königs, so Gesandtschaftszügen aus Süden und Norden mit

Das Ramesseum.

den Thieren und Produkten ihrer Länder als Tribut für den großen König, oder Schaaren von Kriegern, die mit halbrunden Schilden, Speer und Streitaxt in geschlossenen Reihen aufmarschiren, zur Seite geschützt von zweiräderigen Streitwagen und Bogenschützen. Diese Bildwerke auf den Wänden und Flächen des Gebäudes, die theils des Königs religiöse Gesinnung veranschaulichten, theils geschichtliche Begebenheiten, Lager- und Kriegsscenen und Schlachtengemälde dem Auge vorführten, sind für die Erkenntniß des Religions- und Kriegswesens wie für das geschichtliche Leben der Zeit von Wichtigkeit. Sie beweisen, daß dieser Tempel erst errichtet wurde, als der König sein Reich von „Kusch“ bis gen „Naharain“ ausgedehnt und unermeßlichen Tribut an „Silber, Gold, Elfenbein und Ebenholz“ im königlichen Schatzhause niedergelegt hatte.

Die Felsentempel in Nubien.

Nicht minder merkwürdig sind die Baudenkmale, die Ramses-Sesostris in Nubien ausführen ließ. Es sind Grottentempel mit reichen Sculpturwerken aus seinem Kriegsleben, von denen man auf die große Ausdehnung seiner Herrschaft in jenen Gegenden schließen kann. Zu Bet-el-Walli, im Süden von Syene, steht ein kleines in den Fels gehauenes Heiligthum des Ammon, auf dessen Wänden man fein ausgeführte Sculpturen sieht, die den großen König als Ueberwinder eines in Thierfelle gekleideten Negervolkes darstellen. Ramses jagt mit gespanntem Bogen auf einem Streitwagen stehend in die Feinde, die vor ihm auf die Knie fallen; es sind Libyer und Fürsten aus Kusch, die, wie die Inschrift meldet, zersprengt und niedergestoßen werden. Die Geschlagenen flüchten in ihre von Palmen umgebenen Dörfer; ein Verwundeter, von zwei Gefährten unterstützt, schleppt sich in ein Haus, wo ihm sein Weib und drei Kinder wehklagend entgegen kommen. Ein anderes Bild zeigt den siegreichen König auf dem Throne sitzend; gefesselte Fürsten werden ihm vorgeführt, denen Neger mit der Beute folgen; sie tragen Edelsteine, Tiger- und Pantherfelle, Straußenfedern, Ebenholz, Elephantenzähne; andere führen Löwen, Antilopen, Gazellen, Affen und andere Thiere des Landes. — Aehnliche Felsentempel mit Pylonen, Säulen und Pfeilern ließ Ramses weiter aufwärts bei Gerf Hussen (Girscheh), im „Löwenthal“ von Wadi Sebua und bei Derr errichten; aber die berühmtesten Denkmale dieses Königs im obern Nilthale stehen in dem Felsenthal von Abu Simbel, zwei Tagereisen unterhalb der Katarakte von Wadi Halfa. Es sind zwei in das braungelbe Sandsteingebirg eingehauene Tempel, ein größerer von Ramses selbst dem Ra geweiht mit vier Kolossalstatuen des Königs in sitzender Haltung vor dem Eingange, und ein kleinerer von der Königin der Göttin Hathor gewidmet, mit sechs ähnlichen Bildsäulen, sie selbst und ihren Gemahl darstellend, jene über 60 F., diese 35 F. hoch. Kleinere Figuren, Personen aus der königlichen Familie, umgeben die Füße der Riesen. Zwischen den Thronen der mittleren Kolosse führt eine Thüre in einen Saal mit Pfeilern, vor welchen Riesenstatuen

Bet-el-Walli.

Abu-Simbel.

des Osiris angelehnt sind. Von da gelangt man in die übrigen Gemächer des Heiligthums, die, 14 an Zahl, 200 Fuß in den Felsen gehen und auf ihren dunkeln Wänden gleichfalls Abbildungen aus dem Kriegsleben des Königs, Siege über die Nubier und Libyer, die Cheta und Retenu enthalten. Die Grenze der ägyptischen Denkmäler im obern Nilthal bildet der Felsentempel, den Ramses bei Napata am Fuße des Berges Barkal im fernen Dongola dem thebaischen Hauptgott erbaut hat. Ueber 480 F. lang und aus Pylonen, Säulenhallen und zahlreichen Gemächern bestehend bildet er einen würdigen Abschluß der Kunstthätigkeit der Pharaonen nach Süden.

Die Kolossalstatue in Memphis. Auch in Unterägypten hat der große Pharao Ramses-Sesostris Spuren seiner Thätigkeit und seines Kunstsinnes hinterlassen. Im Delta gründete er auf der Stelle des alten Tanis seine Residenz, die Stadt Ramses, wahrscheinlich die Stadt, welche die Juden dem „Pharao" bauten. Das alte Heiligthum des Sonnengottes in Heliopolis erweiterte er durch einen neuen Anbau und schmückte es mit zwei Obelisken, wovon der eine jetzt in Rom auf der Piazza del Popolo steht; und auf der Ruinenstätte von Memphis liegt im grünen Felde von hohen Palmen umgeben die zusammengestürzte Kolossalstatue, die nach Herodots Angabe der Heldenkönig einst nebst denen seiner Gemahlin und seiner vier Söhne vor dem uralten Ptahtempel hatte aufstellen lassen. Sie ist kenntlich an der Inschrift: „Ramses Miamun, Sonne, stark an Wahrheit, erkoren von Ra." Das Gesicht ist gut erhalten und von den Knien bis zu der verstümmelten Krone mißt sie noch immer 35 Fuß, ein würdiger Repräsentant des alten Pharaonenreichs in seiner ehemaligen Macht und Herrlichkeit. Die Reste der übrigen liegen zerstreut umher.

Kanalbauten. Von demselben Ramses-Sesostris meldet Herodot ferner, er habe die Menge der Gefangenen, die er von seinen Feldzügen mitgebracht, dazu benutzt, Aegyptenland mit Gräben und Kanälen nach allen Richtungen zu durchschneiden, so daß man seit der Zeit darin weder fahren noch reiten könne, obwohl es ganz eben sei. Dies sei in der Absicht geschehen, die von dem Flusse entfernt liegenden Städte zur Zeit des Wassermangels mit gesundem Trinkwasser zu versorgen, da ihre Brunnen nur salziges Wasser gegeben hätten. Auch andere Schriftsteller erwähnen der Brunnengrabungen, Kanäle, Dämme und Bewässerungsanstalten, wodurch dieser König das höher liegende Land fruchtbar gemacht und die Städte zugleich gegen Ueberschwemmungen geschützt habe. Auch hier mögen freilich die Werke Anderer auf seinen Namen übertragen worden sein; denn zu allen Zeiten wurden Kanäle in Aegypten angelegt. Es wird ferner erzählt, Ramses habe den Plan gehabt, den Nil mit dem rothen Meer durch einen Kanal zu verbinden, sei aber davon abgestanden, weil man gefunden hätte, daß das Meer höher stehe als das Land, und folglich zu befürchten gewesen sei, das Nilwasser würde durch das einströmende Meerwasser verdorben werden. Aber neuere Untersuchungen haben als wahrscheinlich herausgestellt, daß sowohl Sethos I. als Ramses wirklich einen Kanal in östlicher Richtung oberhalb Bubastis angelegt haben, der zwar nicht bis zum rothen Meer, wohl aber bis in

die Nähe der Bitterseen gegangen sei, und durch den eine ansehnliche Landstrecke der Wüste abgewonnen worden. An diesem Kanal baute der König eine Stadt von der Trümmer bei Abu Kescheb liegen, u. a. eine Gruppe von drei Figuren, aus Einem Granitblock gehauen, welche die Götter Ra, Atmu und zwischen ihnen den König Ramses II. darstellt, mit seinem sechsmal wiederholten Namensschilde in der Inschrift der Rückseite. Man hat hierin oft die in der Bibel genannte Stadt Ramses gesehen, doch ist mit dieser wahrscheinlich Tanis gemeint. Auch Pithom scheint eine Stadt des Delta zu sein. Daß bei der Anlegung dieses Kanals vorzugsweise die in jener Gegend angesiedelten Israeliten zu den schweren Arbeiten gezwungen worden, die unter der folgenden Regierung den Auszug zur Folge gehabt, wird neben mehreren anderen Gründen auch durch die Angabe Diodor's bestätigt, daß Ramses zur Ausführung seiner Werke keine Aegypter verwendet habe.

Nach einem thatenreichen Leben im Krieg und Frieden, von dem die Denkmäler mit ihrem Bilderschmuck eine anschauliche Darstellung geben, wenn auch Ort und Zeit noch unbestimmt sind und die Namen der afrikanischen und asiatischen Völker, die als besiegte und unterworfene aufgeführt werden, noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt wurden, fand Ramses II. in den Felsengräbern des Memnonium die ewige Ruhe. Sein bescheidenes unscheinbares Grab entspricht nicht dem großen Ruhm des Herrschers. Von seinen zahlreichen Söhnen scheinen viele bei seinen Lebzeiten gestorben zu sein, denn am Ende seiner 66jährigen Regierung folgte ihm sein 13. Sohn Menephtha. Er trat in die Spuren des Vaters; aber vor dem Glanze der vorausgegangenen Jahre wurden seine eigenen Thaten in Schatten gestellt; einige bildliche Darstellungen im Säulensaal zu Karnak beweisen, daß auch er über schwarze Negerstämme und helle asiatische Völker Siege erfochten und Festungen auf palmenbekränzten Höhen erstürmt habe; und der Felsentempel der Hathor bei dem Dorfe Suarieh, nördlich von Benihassan, war sein Werk; aber wie dürftig sind diese Denkzeichen einer zwanzigjährigen Regierung im Vergleich mit den väterlichen Großthaten und Ruhmeshallen. Nach den Inschriften fand im fünften Jahr seiner Regierung ein Einfall libyscher Völker statt, mit welchen sich nordische Völker „von den Ländern des Meeres" Akaiuascha, Schardana, Schakalascha, Turscha u. a. verbündet hatten. Der König vernichtete sie. Man hat in diesen Völkern Achäer, Sardinier, Sicilier, Etrusker u. s. w. sehen wollen — was jedoch nicht zu beweisen ist. Diese Armuth an Denkmalen spricht für die Angabe Manethos', deren wir in der Geschichte des Volkes Israel gedenken werden, daß Menephta, durch einen Aufstand der von ihm hart gedrückten Aussätzigen zur Flucht nach Aethiopien gezwungen worden, und dort 13 Jahre verweilt habe.

König Menephta.

Bald nach Menephtha trat eine Zeit des Bürgerkriegs ein; das Land war zwischen sich befehdenden Fürsten zersplittert und während einer Hungersnoth

Thebens Herrlichkeit.

unterwarf es sich einer dieser Fürsten, ein Syrer. Auch der Gottesdienst wurde vernachlässigt. Endlich erbarmten sich die Götter des unglücklichen Landes „und stellten ihren Sohn, der hervorgegangen war aus ihrem Leibe, König Setnacht, zum König des ganzen Landes auf ihren erhabenen Thron". So erzählt der Sohn dieses Setnacht, König Ramses III. Unter diesen inneren Unruhen erlosch das glorreiche Herrschergeschlecht, das der Stadt Theben den Glanz verliehen, der noch heute aus der Trümmerwelt hervorleuchtet, und von dem der Ruf bis zu den griechischen Städten in Ionien gedrungen war, wo der Sänger der Ilias seinen Helden Achilles Thebe rühmen läßt, Aegyptos Stadt,

> wo reich sind die Häuser an Schätzen,
> Hundert hat sie der Thor', und es ziehn zweihundert aus jedem,
> Rüstige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren.

Diese Stadtthore sind zwar längst eingesunken; nur noch eine einsame Riesenpforte im fernen Osten, nach dem arabischen Gebirge schauend, bezeichnet die äußere Umwallung; aber die großartigen Ruinenhügel bei Karnak und Luxor auf dem rechten und bei Gurna und Medinet Habu auf dem linken Stromufer lassen die Größe und Herrlichkeit der alten Riesenstadt ahnen, wo zwischen säulengetragenen Tempeln und Palastbauten mit hohen Obelisken und Pylonen, mit kolossalen Bildsäulen und Statuenpfeilern zahllose Privathäuser aus Nilziegeln aufgebaut sich zu vier bis fünf Stockwerken erhoben, und heilige Straßen von riesigen Sphinxen begrenzt die Verbindungswege zwischen den Nationalheiligthümern bildeten.

Ramses III. und sein Tempelbau bei Medinet Habu.

Die südlichste Ruinengruppe auf der Westseite von Theben, Medinet Habu genannt, nach einer koptischen Stadt, die einst dort stand, aber längst in Erde zerfallen ist, rührt von einem Tempel her, den Ramses III. im 13. Jahrhundert v. Chr. erbauen ließ, der dritte Nachfolger Menephtha's und der einzige König der 20. Dynastie, welcher den großen Vorgängern an Kunstwerken und „herrlichen Thaten" nacheiferte, wie der Papyrus Harris ihm nachrühmt. Auch er kämpfte, wie Menephtha, gegen die libyschen Völker und die Verbündeten derselben und verherrlichte seinen Namen durch ein großartiges Baudenkmal. Ein stolzer Pylonenbau führte in einen mit Statuenpfeilern und Säulen umgebenen Vorhof, durch den man in eine zweite Säulenhalle und von dieser in die bedachten und mit Sculpturen reich bedeckten Gemächer des innern Heiligthums gelangte. Mit diesem zum Ahnen- und Todtencultus bestimmten Tempel waren Räumlichkeiten verbunden, die zur Verherrlichung des Königs und seines Reichthums dienten. Die Abbildungen stellen Scenen des häuslichen Lebens dar. Der Fürst erscheint in der Mitte seiner Familie, wie er mit seinen Töchtern, die durch den Seitenzopf als Prinzessinnen kenntlich sind, der Unterhaltung pflegt; wie er mit ihnen das Brettspiel spielt, Blumen und Früchte von ihnen empfängt, der einen liebkosend unter das Kinn greift, die andere bei der

Hand faßt, während eine dritte zu seinen Füßen sitzt. Dies war jener dritte Ramses, der Reiche, von Herodot Rhampsinit genannt, der Erbauer des sagenberühmten Schatzhauses, dessen Andenken sich durch das Mährchen vom schlauen Dieb, der zuletzt die Königstochter zur Gemahlin erhält, im Munde des Volkes erhalten hat. Es ist derselbe König, dessen Grab im westlichen Felsthale noch zu sehen ist mit den vielen kleinen Gemächern neben dem Eingangsstollen, in denen die Waffen, das Hausgeräth u. a. d. dargestellt sind, wie sie dem Todten einst hier beigegeben waren. Der schöne Sarkophag von rothem Granit ist in Paris, der Deckel in England. In dem genannten Papyrus Harris preist Rhampsinit in einem dichterisch-schönen Redeerguß zum Schlusse den allgemeinen Landfrieden. „Der schwachen Frau sei es gestattet unbehelligt ihre Straße einherzuziehen. Die Schardana und Kahak säßen ruhig und still in ihren Städten; Kusch habe aufgehört Aegypten durch seine Angriffe zu belästigen. Phönizien lasse Bogen und Waffen ruhen.“ In einem ausgedehnten Lobliede auf sich selber gedenkt der König seiner Wohlthaten gegen Götter und Menschen, gegen Arme und Reiche. Auf Ramses III. folgte sein Sohn Ramses IV., dann die lange Reihe der letzten Ramses.

Nordwestlich von Theben jenseits der Felsbucht von El Asasif erhebt sich am Saum der Wüste ein einsames, wildes Sandsteingebirg, dessen gelbe zerrissene Felswand, die hier bis zu einer Höhe von 300 Fuß emporsteigt, den Bewohnern Thebens zur Todtenstadt diente. Dort sind über und neben einander gleich „Bienenzellen“ zahllose Gräber reihenweise in den Fels gehauen, und zwar so, daß man durch einen kleinen hofähnlichen Eingang in die viereckige Grabkammer hinabsteigt, wo ein tiefer Brunnen in den Fels hineingebohrt ist, um in einem vermauerten Kämmerchen den Leichnam zu beherbergen. Gerade und gewundene Treppen und Aufwege, mit niedrigen Steinmauern begrenzt, führen in die stillen Todtenbehausungen. Durch Stollen, Gänge, Galerien sind die Grüfte mit einander verbunden; senkrechte Schachte oder Brunnen unterbrechen die Reihenfolge der Höhlen. Muß es schon im Alterthum schwer gewesen sein, sich hier zurechtzufinden, so trägt jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, das Ganze den Charakter eines unentwirrbaren Labyrinthes. Die Zahl der Gräber ist so groß, daß Monate erforderlich sind, um sie alle zu sehen. Die Wände der Grabkammern enthalten bildliche Darstellungen aus dem Leben der Verstorbenen, Inschriften mit Namen, Stand, Titel und Vermögen und fromme Sprüche oder Gebete, die Decken Malereien von frischglänzenden Farben. Die Grabmäler der Vornehmen, gewöhnlich in den untern Reihen, sind größer, kunstvoller und reicher ausgestattet als die der Aermeren, um den Rang und die gesellschaftliche Stellung des Verstorbenen anzudeuten; und während diese sich mit einer Kammer begnügten, ließen sich jene Grüfte von zwei, drei und mehr Gemächern bereiten und mit Sculpturen ausschmücken. „Die Priester und Beamten liebten es,“ sagt

Theben's Todtenstadt.

Lepsius, „ihren ganzen Reichthum an Pferden und Wagen, an Heerden, Barken und Geräthschaften, sowie ihre Jagdreviere und Fischteiche, ihre Gärten und Gesellschaftssäle, selbst die von ihnen beschäftigten Künstler und Handwerker in mannichfaltigster Thätigkeit auf den Wänden ihrer Gräber darstellen zu lassen."

Die Königsgräber. Weiter nach Westen steigt eine zweite Felswand empor, von der vordern durch eine öde wilde Thalschlucht geschieden. Dort befinden sich die Gräber der thebaischen Könige. „Braune, wie von der Sonne verbrannte Felsmassen," so schildert Brugsch diese Todtenregion, „mit deutlichen Spuren alter Wasserrinnen und mit losgebröckeltem Gerölle bedeckt, bilden in den seltsamsten Formen das Thal der Königsgräber, wo kein Hälmchen grünt, kein Thier weilt und uns höchstens das Schreien des in den Lüften sich wiegenden Aares aus unsern Träumen aufweckt. Hier erstirbt Alles und Tod ist das Losungswort in diesem stillen Thale, wo eine gigantische Natur ihr Schöpfungswerk in wildem Spiel der Elemente betrieben hat. Einen düsterern Platz als diesen konnten nimmer die Könige zu einer ewigen Ruhestätte sich ausersehen, hier scheint es wirklich, als ob die Thore der Unterwelt sich öffnen." Nach langen Windungen theilt sich das Thal in zwei Arme. Der rechte enthält die ältesten Grüfte der 18. Dynastie, wovon aber nur zwei geöffnet sind. Die übrigen liegen unter hohen Schuttbergen begraben. Zahlreicher sind die Grabmäler im linken Zweige des Hauptthales, wo die Könige der 19. und 20. Dynastie begraben wurden. Lange Corridore, auf Stufen abwärts oder in horizontaler Richtung, führen in das Innere des Felsengebirges in verschiedener Tiefe von 50 bis 360 Fuß, je nach der Regierungsdauer des Eigenthümers. Wie nämlich die Könige von Memphis über ihre Grabstätte Pyramiden thürmten und diese von Jahr zu Jahr durch neue Schichtenansätze vergrößerten, so fingen auch die Könige von Theben gleich nach dem Regierungsantritt mit der Aushöhlung des Bergs für ihre Todtenwohnung an und fuhren so lange fort, neue Gänge, Treppen und Kammern zu brechen, bis der Tod dem Werk ein Ende machte, und nach Beisetzung des Sarges im „goldenen Gemach" das Grab seinen Verschluß erhielt. Die reiche Bildnerei, mit grellen Farben bemalt, welche sich an allen Wänden hinzieht, bezieht sich meistens auf den Zustand der Seele nach dem Tode, auf ihre Wanderungen durch die Regionen der Unterwelt und ihr Verhalten gegenüber den Göttern und feindlichen Dämonen, denen sie dabei begegnet. Als das schönste dieser Gräber gilt das mit astronomischen und religiös-symbolischen Darstellungen reichgeschmückte Grab des Königs Sethos, von der 19. Dynastie, gewöhnlich nach dem Entdecker „Grab des Belzoni" genannt, wo hinter Pfeilerhallen, Treppen und Gängen versteckt tief unten im „goldenen Saale" der kostbare Sarkophag des Königs aus Alabaster stand, auswendig und im Innern mit trefflichen Sculpturen bedeckt. — Weiter süd-

wärts in einem kleinen Felsenthale bei Medinet Habu befinden sich die „Gräber der Prinzessinen" aus denselben Dynastien.

Dies ist die merkwürdige, vielbewunderte Todtenstadt von Theben, ein würdiges Gegenstück zu der lebensvollen regsamen Weltstadt an den beiden Ufern des Stromes. Auch alle übrigen Städte hatten solche Nekropole mit Katakomben und Grabmonumenten, und wie viel auch der Vorwitz und die Habgier der spätern Jahrhunderte daran zerstört haben, die zahlreichen Abbildungen in Stein und Farbe, die Papyrusrollen und Geräthschaften, die Amulete und Ringe, die Werkzeuge und Schmucksachen, die Gefäße und Zierrathe, die man den Todten in ihre „ewigen Häuser" mitgab, sind eine reiche Quelle für die Erkenntniß des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse, der Kunstfertigkeit und der religiösen Vorstellungen geworden, und wie viel auch die Bewohner von Gurna aus den Felsenkammern entwendet und an die europäischen Reisenden verkauft haben mögen, so ist der unterirdische Schatz doch noch lange nicht erschöpft; noch immer „steigt das alte ägyptische Leben aus den Gräbern hervor". Diese innere Seite des ägyptischen Volkslebens, das unter der glanzvollen Herrschaft der thebaischen Könige seiner vollständigen Ausbildung entgegengeführt wurde, wollen wir nun in ihren verschiedenen Erscheinungen ins Auge fassen. Zwei Jahrtausende waren verflossen, seitdem Menes die neuerbaute Stadt Memphis zum Herrschersitz erkoren und das „alte Reich" gegründet hatte, vier Jahrhunderte, seitdem Amenophis I., nach Ueberwältigung der letzten Reste der Hyksos, seinen Nachfolgern den Weg gezeigt, wie sie durch Eroberungskriege im obern Nilthale und gegen die syrischen und arabischen Völker in Asien ihre Macht vergrößern und durch Anlegung von Tempel- und Prachtbauten die Götter verehren und ihren eigenen Namen bei den nachgebornen Geschlechtern verherrlichen sollten. Während dieser Jahrhunderte hatte das ägyptische Volk jene eigenthümlichen Lebensformen und Geistesrichtungen ausgebildet, deren Spuren und Kennzeichen wir noch jetzt in den zahllosen Monumenten und bildlichen Darstellungen erblicken und die es mit beispielloser Zähigkeit und Beharlichkeit festhielt und gegen alle Einflüsse von Außen bewahrte. Nach der Auffassung der Aegypter selbst war übrigens nicht das Zeitalter der 18. und 19. Dynastie, sondern das alte Reich bis zum Ende der 12. Dynastie die klassische Periode des Culturlebens im Nillande, da die alte heilige Sprache herrschte und die ägyptische Religion, Kunst und Staatsverfassung ihr echtes altehrwürdiges Gepräge erhielt. In der zweiten Blüthezeit war in der Profanliteratur schon die Volkssprache, das Neuägyptische herrschend, daher auch die unter der 26. Dynastie vorgenommenen Restaurationsversuche, die wir später kennen lernen werden, ausschließlich auf das Aegypten des alten Reiches zurückging.

Die Nachrichten der Alten über Sesostris-Ramses. 1. Herodot. **Ausführungen.** Herodot meldet von Sesostris nach den Erzählungen der Priester und Tempeldiener Folgendes: „Er lief zuerst mit langen Schiffen von dem Arabischen Busen aus und bezwang die Völker, so an dem Rothen Meer wohneten, und schiffte immer weiter, bis er in ein Meer kam, das war nicht mehr zu befahren wegen der Untiefen. Und als er von dannen nach Aegypten heimgekehret, wie die Priester erzähleten, nahm er zu sich ein großes Heer und zog durch das feste Land und bezwang ein jegliches Volk, das ihm im Wege lag. Und wenn er ein tapferes Volk traf, das sich hart um seine Freiheit wehrete, so richtete er Säulen auf in ihrem Lande und daran stand geschrieben beides, sein Name und Vaterland, und wie er sie durch seine Macht bezwungen; deren Städte er aber einnahm ohne Kampf und Mühe, denen schrieb er an die Säulen ebenso, wie er bei den tapfern Völkern gethan, aber dann schrieb er noch dazu hinein ein weibliches Schaamglied, um damit kund zu thun, daß sie feigherzig gewesen." Endlich sei er aus Asien nach Europa übergesetzt und habe die Skythen und Thraker bezwungen, wie aus den aufgerichteten Säulen hervorgehe. Auf dem Rückweg sei ein Theil seines Heeres am Phasis-Strom zurückgeblieben und hätte das Land in Besitz genommen; von ihnen stammten die Kolcher her, die offenbar Aegypter seien, wie man sowohl aus der schwarzen Haut und dem wolligen Haar als aus der bei ihnen einheimischen Sitte der Beschneidung schließen könne. Auch in der Sprache und Lebensweise, so wie in der Bereitung der Leinwand seien die Kolcher den Aegyptern ähnlich. „Von den Säulen aber," fährt Herodot fort, „so der Aegypterkönig Sesostris aufgerichtet in den Ländern, sind die meisten nicht mehr vorhanden. Doch in dem Syrischen Palästina hab' ich selber noch welche gesehn und die genannten Buchstaben daran und weibliche Glieder. Es sind auch in Jonien zwei Bilder dieses Mannes in Felsen gehauen, nämlich auf dem Wege aus der Ephesier Landschaft nach Phokäa und auf dem Wege von Sardes nach Smyrna. (Diese hat man aufgefunden und als nicht ägyptische sondern eher assyrische Denkmäler erkannt.) An beiden Orten ist ein Mann eingehauen, fünf Spannen groß, und hat einen Speer in der Rechten und einen Bogen in der Linken und die ganze übrige Rüstung gleicher Gestalt, denn sie ist beides, ägyptisch und äthiopisch. Und von einer Schulter zur andern gehen über die Brust ägyptische heilige Buchstaben, die sagen also: Ich habe dieses Land mit meinen Armen gewonnen. Wer und von wannen er ist, sagt er hier zwar nicht, aber anderswo hat ers gesagt. — Sesostris ist auch der einzige ägyptische König, der über Aethiopien geherrschet, und hat auch Denkmale hinterlassen vor dem Tempel des Hephästos (Ptah) in Memphis, steinerne Bildsäulen. Zwei davon sind dreißig Ellen hoch, von ihm selber und seinem Weibe; die von seinen vier Kindern aber jedes zwanzig. Und lange Zeit nachher wollte der Priester des Hephästos nicht zugeben, daß Dareios der Perser seine Bildsäule aufstellte vor denselben Säulen, denn er sagte, er hätte keine Thaten gethan, wie

2. Diodor. Sesostris der Aegypter." Diodor erzählt, Sesostris, den er Sesoosis nennt, sei schon von Jugend auf durch Erziehung und Abhärtung zu außerordentlichen Dingen bestimmt und befähigt worden. Mit seinen Altersgenossen und Jugendfreunden, die mit ihm dieselbe Erziehung, Uebung und Lebensweise gehabt, habe er schon im Jünglingsalter den größten Theil von Libyen in seine Gewalt gebracht. Nach seines Vaters Tod habe er sich zuerst die Zuneigung der Aegypter zu erwerben gesucht, indem er die Einen durch Geschenke an Geld, die Andern durch Austheilung von Ländereien, noch Andere durch Erlassung von Strafen zu gewinnen und Alle durch seine Leutseligkeit und freundliche Begegnung an sich zu ziehen gewußt. Alsdann sei er mit einem Heere von 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen ausgezogen, um die Welt zu erobern. Ein von ihm gezähmter Löwe sei ihm überall gefolgt, eine Angabe, die durch die Abbildungen der Denkmäler bestätigt wird. Zuerst habe er die Aethiopier unterworfen und zu einer Abgabe in Ebenholz, Gold und Elfenbein gezwungen. Dann habe er eine Flotte von 400 großen Fahrzeugen in das Rothe Meer geschickt und alle Inseln und Küstenländer der Gegend bis nach Indien unterthänig gemacht. Er selbst habe nicht blos alle Länder Asiens bezwungen, die später Alexander

der Große besessen, sondern er sei über den Ganges gegangen, habe Indien bis zum Ocean in Besitz genommen, und sei in die scythischen Lande bis zum Tanais (Don) vorgedrungen. Nachdem er ganz Asien nebst den cykladischen Inseln unter seine Herrschaft gebracht, sei er nach Europa hinübergegangen und habe ganz Thracien durchzogen. Dort wäre aber bei dem Mangel an Lebensmitteln und bei der ungünstigen Beschaffenheit der Gegend sein Heer beinahe aufgerieben worden. In den eroberten Ländern habe er Denksäulen errichten lassen, worauf mit heiligen Buchstaben (Hieroglyphen) geschrieben gestanden: „Dieses Land hat mit seinen Waffen bezwungen der König der Könige und Herr der Herren Sesoosis." Nach einem Zug von neun Jahren sei er mit unermeßlicher Menge Gefangener und Beute nach Aegypten zurückgekehrt und habe die Tempel mit prächtigen Weihgeschenken und Siegeszeichen geschmückt. Die Könige und Statthalter der eroberten Länder hätten zu bestimmten Zeiten nach Aegypten kommen müssen, um Geschenke zu bringen; da habe sie der König immer sehr ehrenvoll empfangen und vor allen Andern ausgezeichnet, wenn er aber in einen Tempel oder in eine Stadt eingezogen wäre, so habe er die vier Pferde an seinem Wagen ausspannen und an ihrer Stelle vier von den Königen oder den andern Gebietern unter das Joch treten lassen. Diodor schließt seine Erzählung mit der Bemerkung: „Dieser König scheint es wirklich allen Machthabern, die je gelebt, in Kriegsthaten zuvorgethan, und die größten und zahlreichsten Kunstwerke und Denkmäler in Aegypten gestiftet zu haben." Auch Strabo spricht von einer Denksäule mit heiliger Schrift am Eingang des Rothen Meeres bei der Meerenge, Aethiopien gegenüber, des Sesostris Uebergang nach Arabien bezeichnend; und Josephus meldet aus Manethos, daß Sesostris die Assyrer und Meder bezwungen und durch das Glück ermuthigt auch die Städte und Länder im Osten zur Unterwerfung gebracht habe. — Von Germanicus Reise über Theben bis nach Syene und Elephantine berichtet Tacitus (Annal. II, 60): „Hierauf besah er des alten Thebens große Ueberreste. Noch standen an den aufgeführten Steinmassen ägyptische Buchstaben, ein Zeugniß der vormaligen Herrlichkeit. Einer der ältern Priester, aufgefordert die Landesschrift zu deuten, erklärte: Ehemals hätten 700,000 streitbare Männer da gewohnt; mit diesem Heere habe der König Ramses Libyen, Aethiopien, der Meder und Perser Reich, Bactriana und Scythien erobert, auch alle von den Syriern, Armeniern und den angrenzenden Kappadociern bewohnten Länder, dort bis zum Bithynischen, hier bis zum Lycischen Meere, unter seiner Botmäßigkeit gehalten. Auch las man die den Völkern auferlegten Schatzungen, die Menge Silbers und Goldes, die Anzahl der Waffen und Pferde, die Tempelgaben, Elfenbein und Weihrauch, ferner welche Lieferungen an Getreide und Lebensmitteln aller Art jeder Volksstamm lieferte, Alles von so hohem Belange, wie gegenwärtig parthische Gewalt oder römische Herrschaft auferlegt."

3. Strabo.

4. Josephus.

5. Tacitus.

Die Denkmäler und Bildwerke des Ramses. 1. Das Ramesseum.

Diese Kriegsthaten bilden zum Theil den Inhalt der bildnerischen Darstellungen auf den Flächen und Wänden der Tempel und Denkmäler, die von Ramses II. Miamun herrühren. Am reichsten an solchen Darstellungen ist das Ramesseum, dessen Anlage ganz der Beschreibung entspricht, die Diodor (I, 47) nach Hecatäus von dem sogenannten Grabmal des Osymandyas gibt. „Am Eingang desselben," heißt es, „ist ein Thurm-Säulenthor (Pylon) von bunten Steinen, 200 Fuß lang und 45 Ellen hoch. Von da kommt man in eine steinerne viereckige Säulenhalle, deren jede Seite 400 F. lang ist. Statt von Säulen wird sie von Gestalten lebender Wesen getragen, welche 16 Ellen hoch, aus Einem Steine gehauen und nach alterthümlicher Weise gebildet sind. Die ganze Decke besteht auf eine Breite von 12 F. aus Einem Steine, und ist mit Sternen auf blauem Grunde besäet. Auf diese Halle folgt wieder ein anderer Eingang, und ein Vorhof, der im Uebrigen dem vorigen gleich ist, aber durch mancherlei eingegrabene Bilder sich auszeichnet. Neben dem Eingange stehen drei Bildsäulen, von Steinen aus Syene, ganz aus Einem Stück gehauen. Die eine derselben, die in sitzender Stellung, ist die größte unter allen Bildsäulen in Aegypten;

das Fußgestell allein mißt über 7 Ellen. Die beiden andern, kleiner als die vorige, knieen, die eine zur Rechten, die andere zur Linken, die Tochter und die Mutter. Dieses Werk ist nicht nur wegen seiner Größe merkwürdig, sondern auch mit bewundernswerther Kunst gearbeitet und von einer ausgezeichneten Steinart; denn bei der ungeheuren Größe bemerkt man doch daran durchaus keinen Riß und keinen Flecken. Es steht darauf die Inschrift: „Ich bin Osymandyas, der König der Könige. Will aber Jemand wissen, wie groß ich bin, und wo ich liege, der siege über eines meiner Werke." (Bei von den griechischen Schriftstellern angeführten Inschriften darf man Irrthümer und Mißverständnisse voraussetzen.) Von seiner Mutter ist noch ein andres Bild da, welches abgesondert steht, 20 Ellen hoch, aus Einem Stein, mit drei Kronen auf dem Haupte, zum Zeichen, daß sie die Tochter, die Gemahlin und die Mutter eines Königs war. Auf dieses Säulenthor folgt ein Säulenhof, der noch merkwürdiger ist als der vorige. Es sind darin mancherlei Darstellungen aus dem Krieg eingegraben, welchen jener König gegen die abgefallenen Bactrier führte. Er zog gegen sie aus mit 400,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reitern; das ganze Heer bestand aus vier Abtheilungen, die alle von Söhnen des Königs befehligt waren." „An der ersten Wand ist der König vorgestellt, wie er eine von einem Strome umflossene Mauer stürmt, und sich einer feindlichen Schaar gegenüber voran wagt, mit einem furchtbaren Löwen, der ihm streiten hilft." — „An der zweiten Wand sind die Gefangenen, die der König mit sich führt, abgebildet, ohne männliche Glieder und ohne Hände. — Die dritte Wand enthält Bildhauerarbeiten aller Art, auch treffliche Gemälde; man sieht hier den König Stiere opfern und seinen Triumph halten nach dem Kriege. In der Mitte des Säulenhofs ist ein Altar unter freiem Himmel, aus dem schönsten Stein gebaut, äußerst künstlich und von wunderbarer Größe. Vor der letzten Wand sind zwei sitzende Bildsäulen von 23 Ellen, aus Einem Stein. Neben denselben sind drei Ausgänge aus dem Säulenhof angebracht. Sie führen zu einem auf Säulen ruhenden Gebäude, das die Gestalt eines Odeums (Concertsaals) hat, und von welchem jede Seite 200 Fuß lang ist. Darin sind hölzerne Bildsäulen in Menge, welche Leute vorstellen, die einen Rechtsstreit haben und auf den Richter hinsehen. Diese sind an einer Wand in halberhabner Arbeit dargestellt, dreißig an der Zahl, und in ihrer Mitte der Oberrichter; an dessen Halse hängt ein Bild der Wahrheit mit geschlossenen Augen, und neben ihm liegt eine Menge von Büchern. Darauf folgt ein Platz, von mancherlei Gebäuden umgeben, an denen Eßwaaren aller Art, und zwar die wohlschmeckendsten, abgebildet sind. Außer anderen eingegrabenen Bildern findet man da den König, mit lebhaften Farben gemalt, wie er der Gottheit Gold und Silber darbringt, was ihm nämlich in einem Jahr aus ganz Aegypten von den Silber- und Goldbergwerken geliefert wurde. Die Summe, die unten beigesetzt ist, beträgt nach dem Silberwerth 32 Millionen Minen. Nun folgt die heilige Büchersammlung, welche die Aufschrift hat: „Heilanstalt für die Seele". Zunächst an derselben sind Bilder von allen ägyptischen Göttern, denen der König die Geschenke bringt. — An die Büchersammlung stößt ein vortrefflich gebauter, für zwanzig Gäste eingerichteter Saal, mit Bildern des Zeus und der Hera und auch des Königs; dort ist, wie es scheint, der König begraben. (Wir wissen, daß dem nicht so ist.) Rings umher ist eine Menge von Zimmern gebaut, welche Gemälde von allen heiligen Thieren der Aegypter enthalten. Durch diese Zimmer führen Stufen bis oben an das Grab. Kommt man hinauf, so findet man auf dem Denkmal einen goldenen Kreis von 365 Ellen im Umfang und 1 Elle in der Dicke. Auf den einzelnen Ellen, nach welchen er eingetheilt ist, sind die Tage des Jahres eingeschrieben; dabei ist auch der natürliche Auf- und Untergang der Sterne bemerkt und die Bedeutung und Wirkung dieser Erscheinungen nach der ägyptischen Astrologie. Von diesem Kreis erzählte man, er sei von Kambyses und von den Persern geraubt worden bei der Eroberung von Aegypten." Die Hauptinschriften, die sich auf den Architraven des zweiten Säulenhofes der Festhalle befinden, verkünden in den gewöhnlichen Worten der Selbstverherrlichung, „daß der König und Herr beider Welten, der „Ra-user-ma" (Vorname des Königs), der Züchtiger

der fremden Lande, der Sohn der Sonne, dem König der Götter, Ammon-Ra, das Gebäude habe aufführen lassen aus weißem Sandstein gestützt auf große Säulen". Die Sculpturen auf der vordern Seite des Thorgebäudes und in der Säulenhalle stellen den großen König im Verkehr mit den ägyptischen Göttern dar, von denen er Gnadenbezeugungen und glückliche Verheißungen empfängt. Die königliche Hoffitte von Theben wird dabei auf das Reich der Himmlischen übertragen, indem die geringern Götter den König den höheren vorstellen. So führt ihn Tum, die untergehende Sonne, vor Mentu, den Gott des Tageslichts, der seine Hand ergreift um ihn zu Ammon zu führen, daß der Herr der Götter ihm eine lange Regierung verleihen möge. Ammon-Ra selbst empfängt den König huldvoll und verspricht ihm in der Freude seines Herzens über den schönen Bau ein reines Leben auf dem Throne des Horus. Auf einer der Wände zwischen den beiden Höfen ist ein feierlicher Zug dargestellt, wobei Priester die Bildnisse der alten Könige mit den Namensinschriften vor Ramses her nach dem Altare des Ammon tragen. Den Anfang macht Menes, aber mit dem dritten beginnt schon die Reihe der thebaischen Könige. In dem großen Säulensaal und in den daran stoßenden Gemächern sind noch ähnliche Abbildungen mit Inschriften, welche den König in der Umgebung der Götter darstellen, beglückt von den Zusicherungen der Huld und Gnade des Götterfürsten Ammon oder von andern Göttern untergeordneten Ranges, wie dem Mondgott Chonsu, der mütterlichen Gottheit Mut, der besondern Gunst des großen Ammon-Ra empfohlen. In der Darstellung eines feierlichen Zuges, wobei Ramses und seine Gemahlin nebst den fürbittenden Göttern von Priestern vor den Thron des Ammon getragen werden, um ihre Huldigung darzubringen und ihren Dank, daß er in dem Tempel des Ramses seine Wohnung genommen, fleht die Königin, der Fürst der Götter möge seinem geliebten Sohne, dem Herrn der Welt, ein sicheres und reines Leben schenken und seine Jahre gezählt werden lassen nach den Perioden der Feste. Langes Leben wird dem König Ramses auch auf einer andern Abbildung zugesichert, wo er unter dem Lebensbaum vor dem Throne Tum's steht, und in einer langen Inschrift unter einer Reihe astronomischer Bilder heißt es unter Anderm: „So sprechen die Götter und Göttinnen am südlichen Himmel zum König Ramses: es verleiht dir die Sonne alle Verwandlungen und gleichwie der (zunehmende) Mond ist deine Jugend auf Erden; du erscheinst (unter) den Menschen gleichwie der Sonnenberg, er gibt, daß du leuchtest gleichwie die Isis-Sothis (der Sirius) am Himmel; die Ueberschwemmungen des Nil nicht mangeln sie und es erscheinen dir die Sterne, um zu vermehren deine Jahre." *Die religiösen Sculpturen.*

Wichtiger noch sind die zahlreichen Sculpturen historischen Inhalts. Auf einer bildnerischen Darstellung im Säulensaal reicht Ammon dem Ramses die Zeichen der Herrschaft, die Sichel, die Peitsche und den Krummstab und sagt laut der Inschrift: „Empfange die Sichel der Schlacht, um die fremden Völker zu bändigen und den Unreinen das Haupt abzuschneiden; nimm die Peitsche und den Krummstab, um Aegypten zu beherrschen". Auf den beiden Flügeln des ersten Thorgebäudes sind Darstellungen aus dem Kriegs- und Lagerleben des großen Ramses. Auf dem linken Flügel werden 15 Festungen als bezwungen aufgeführt mit Namen und den Jahren der Einnahme, die aber meistens unleserlich sind. „Die gefangenen Könige," beschreibt Brugsch die Scene, „werden von den Aegyptern verspottet, an dem Bart gezupft und gezüchtigt. Hernach erscheint das ägyptische Heer im Lager, daneben ist eine große Parade." Am Ende nach dem Eingang zu sitzt Ramses II. auf seinem Throne, um die Huldigungen seiner Krieger zu empfangen oder die Berichte seiner Obersten anzuhören. Hinter ihm hält ein Diener einen reichgeschmückten Sonnenschirm über sein Haupt. Seine Rosse und Streitwagen werden fortgeführt. Die Soldaten üben sich theils im Ringen, theils besorgen sie die Pferde und Streitwagen oder reinigen ihre Waffen. An zwei liegenden Männern wird die Prügelstrafe vollzogen; die Ueberschrift gibt an, daß es feindliche Späher waren. Auf dem rechten Pylonen sind Scenen aus dem Krieg gegen die Cheta dargestellt, der eine Hauptepoche im Leben des Ramses gebildet haben muß, wie aus den ähnlichen Abbildungen *Historische Bildwerke.*

von Karnak hervorgeht. Ihre Hauptstadt lag, wie es scheint, an einem Flusse. Feindliche Führer, mit Namen und Würden aufgeführt, stehen in demüthiger Stellung vor dem König. In dem Säulenhof, wo der umgestürzte Ramseskoloß liegt, erblickt man an der innern Wand neue Kriegsscenen. „Die Festung liegt hier umströmt von einem Flusse da," fährt Brugsch in seiner Beschreibung fort, „der zuletzt eine große Insel bildet. Die Niederlage der Feinde ist gewaltig. Die Streitwagen derselben werden von den angreifenden Aegyptern in den Strom getrieben, die Feinde retten sich durch Schwimmen oder werden mit Pfeilen durchbohrt. Die Schlacht am Ufer des Flusses wird hitzig, lange Reihen von Streitwagen rennen gegen einander, die Feinde werden von den ägyptischen Kämpfern besiegt. Vor allen ist Ramses II. in riesenhafter Größe auf seinem Streitwagen im Kampfe thätig, neben ihm kämpft sein Löwe. Auf einem abgetrennten Stein lies't man, daß die Schlacht im 5. Jahre der Regierung Ramses II. stattgefunden habe." Auch hier sind viele feindliche Führer mit Namen und Würden (Wagenlenker des Königs; Schreiber; Oberster der Diener u. a.) aufgeführt. Die Cheta, lehrt uns Rosellini, tragen lange Gewänder und große Schnurrbärte, sie haben theils geschorene Köpfe, theils reichlich herabwallenden Haarwuchs; auch einige Reiter sieht man unter ihnen. Auf einem andern minder gut erhaltenen Wandstück erblickt man den König auf seinem Streitwagen; „er entsendet die tödtlichen Pfeile und die asiatischen Feinde fallen, um von den Hufen der Rosse des Königs zertreten zu werden". Im Hintergrund wird eine Festung mit Thürmen und mehreren Stockwerken von Mauern über einander von den Aegyptern auf Leitern erstiegen, die Feinde werfen Steine und Pfeile auf die Angreifenden. Der Name der Festung ist Kadesch; sie gehörte den Cheta an. Unter den stürmenden Aegyptern erscheinen, Schwert und Schild in Händen und von einem Sturmdache gedeckt, die Söhne des Königs. „Einer tödtet so eben einen Feind, dessen Weib und Kinder den Königssohn um Erbarmen anflehen. Ihre Habseligkeiten bezeichnen sie als Hirten." Eine Reihe von Prinzen, mit den Attributen ihrer Würden geziert (Wedel, Scepter, Schleife u. a.) umgibt den König. Eine von Brugsch übersetzte Inschrift über der Festung meldet lobpreisend: „Nachdem der König Halt gemacht hatte, setzte er sich nieder im Nordwesten der Stadt Kadesch. Er war gekommen bis zu den feindlichen Schaaren der Cheta, ganz allein, ohne einen andern bei sich. Da umzingelten ihn Tausende und Hunderte von Zweigespannen nach allen Richtungen hin. Er hieb sie nieder zu Leichenhügeln vor seinen Rossen, er tödtete alle Könige aller Völker, die Bundesgenossen des Königs von Cheta, sammt seinen Fürsten und Aeltesten, seinen Kriegern und seinen Rossen. Er stürzte sie kopfüber einen nach dem andern in das Wasser des Orontes. Da wandte sich der König der Cheta um, seine Hände erhoben um den guten Gott anzubeten."

2. Die Grottentempel in Nubien. Die Grottentempel in Nubien haben ihre Entstehung dem engern Stromthal, dem Herantreten der Felsenwände an die Ufer des Flusses zu danken. Diese Naturbeschaffenheit machte es nothwendig, das eigentliche Heiligthum mit den umgebenden Nebengemächern in den Felsen zu hauen, die dann mit viereckigen Pfeilern zur Stütze der Felsdecke versehen wurden. Doch hatten die meisten noch mehr oder weniger ansehnliche Vorbauten. Die Sculpturen an den Wänden sind mit großer Kunstfertigkeit ausgeführt, und mit Farben bemalt, die noch ihren frischen Glanz besitzen. Sie enthalten theils Handlungen religiöser Verehrung, die Ramses den Gottheiten des Heiligthums erweis't, theils Darstellungen der Siege, welche er über verschiedene Völkerschaften erfochten. Am wichtigsten ist die Bildnerei von Abu-Simbel.

Felsentempel von Abu Simbel. Zu beiden Seiten des Eingangs ist eine Gruppe knieender Gefangenen aus Nubien und der Wüste dargestellt, drei Neger, drei rothe bartlose Männer und vier bärtige gelbe Gestalten; der siegreiche König hat mit der Linken die Gruppe am Schopf gefaßt, während die Rechte die Streitaxt schwingt, um den Todesstreich auszuführen. Ammon, zu dessen Füßen die Scene vor sich geht, reicht ihm die Sichel hin, indem er spricht: „Nimm die Sichel, und tödte damit mächtig. Ich gewähre dir zu unterwerfen den Süden und zu erobern den Nor-

den, zu zerstreuen die unreinen Geschlechter der ganzen Welt und das Gebäude deiner Herrschaft auszudehnen soweit die Stützen des Himmels reichen in beiden Hemisphären.“ Weiterhin sieht man den König in voller Rüstung Pfeile schießend auf einem schönen mit reichgeschmückten schnaubenden Rossen bespannten Streitwagen stehen; hinter ihm seine Söhne in gleicher Haltung. Ihr Angriff gilt einer auf einer Felsenhöhe sich erhebenden Festung. Einzelne Feinde erscheinen bestürzt und um Schonung bittend auf der Mauer; allein beim ersten Auftreten stürzt jeder durchbohrt zu Boden. Am Fuße sieht man erschrockene und flüchtige Landleute oder Hirten mit Ochsen Zuflucht in der Festung suchen. Farbe und Tracht bezeichnen sie als syrische oder arabische Völker. Das nächste Bild stellt den König Ramses dar, wie er zu Fuß gegen die Feinde kämpft und mit geschwungener Lanze die beiden Fürsten derselben niederstößt. Aus den Inschriften geht hervor, daß damit die siegreichen Kämpfe desselben mit den Libyern und Nubiern gemeint sind. Hierauf folgt die triumphirende Heimkehr des Siegers. Der König fährt ruhig in leichter Kleidung auf seinem Wagen einher, Bogen und Pfeil in der einen Hand, in der andern die Zügel, hinter ihm sein Löwe, entweder der gezähmte Begleiter des Königs oder das symbolische Zeichen der Macht und Stärke. Zwei Reihen Gefangener, theils Neger, theils rothe Gestalten, mit Stricken um den Hals und mit Thierfellen umgürtet, werden ihm nachgeführt und auf einem weitern Bilde von dem König den Göttern des Tempels Ammon, Phra und Mut, die auf Thronen sitzen, vorgestellt. Gegenüber folgen verschiedene Darstellungen aus dem Kriege des Königs gegen die Cheta und ihre Verbündeten, und einzelne Scenen des ägyptischen Lagerlebens wie im Ramesseum zu Theben. Schlachtgemälde mit Fußvolk und Streitwagen, eine von Wasser umgebene Festung mit Mauern und Thürmen, Soldaten in Reih und Glied mit Lanzen und großen Schilden aufmarschirt, andere mit Lagerdiensten beschäftigt, daneben der König unter dem Sonnenschirme u. dgl. stehen in einer großen Composition von mehr als 800 Figuren abwechselnd neben und unter einander, mit einer langen Inschrift versehen, welche besagt, daß der Sohn der Sonne, Ramses, in das Land der Cheta gedrungen sei und ihre Stadt Kadesch bezwungen habe; dann habe er sich versöhnen lassen und den Tribut und die Huldigung angenommen, welche die Fürsten der Cheta ihm dargebracht; eben so habe er mit den Piti und Naharaina (Mesopotamien) gethan. Auch hier fehlen nicht die feindlichen Späher, die im Lager ergriffen werden und die Bastonade erhalten.

Ramses des III. Amonstempel von Medinet Habu.

Der Tempelbau des Königs Ramses III. lehnte sich an die ältere Tempelanlage Thutmosis III. an. An beiden befinden sich Sculpturen und Inschriften, die für die Geschichte nicht ohne Interesse sind. Auf den Flügeln neben dem Eingang zum Gebäude ist Ramses dargestellt, wie er seine Feinde schlägt. Sein göttlicher Beschützer Ammon-Ra reicht ihm das Siegesschwert und ermuthigt den königlichen Sohn, der in Riesengestalt vor ihm steht, indem er ihm verheißt ihn siegreich durch die Länder der Barbaren zu führen, ihm die Wege zu bereiten, und vor seinen Rossen herzuziehen. Geschlagene Feinde, die gebundenen Fürsten an der Spitze, werden sodann vorgeführt; ihre Namen sind großentheils zerstört oder unverständlich. Auch an den Außenwänden des Tempels befinden sich kriegerische Darstellungen. Das ägyptische Heer zieht zur Schlacht aus; die Krieger tragen Beil und Schwert; der König ist auf seinem Streitwagen, vor ihm wird ein zweiter Wagen gefahren, auf welchem über einer mit einem Widderkopf versehenen Stange die Sonnenscheibe Ammon-Ra's angebracht ist. Es ist der heilige Wagen des Gottes. Weiterhin erblickt man eine Schlacht, wo die Feinde haufenweise vor dem siegreichen Andringen des Königs zusammenstürzen. Ihre Führer werden in drei Reihen zum König geführt. Ein Schreiber zählt und notirt die abgehauenen Hände und Glieder der Feinde. Ihre Zahl übersteigt 12,000. Die Größe der Beute wird durch eine Menge mit Ochsen bespannter Wagen bezeichnet. Ein weiteres Bild stellt eine große Schlacht zu Wasser dar, worin die ägyptischen Schiffe die Oberhand haben. Dann werden die Gefangenen und ihre Beute im Triumph zum Tempel Am-

mon's geführt, wo ihn der Gott mit Glückwünschen empfängt, daß er zerstoßen die Herzen der Fremden und ihre Länder geschlagen. Auch die innern Wände sind mit ähnlichen Darstellungen dekorirt. Hier feiert der König, auf einem Wagen sitzend, seinen Sieg. 3000 abgeschnittene Hände und männliche Glieder werden vor ihm ausgeschüttet; seine Söhne führen an Stricken die gefangenen Fürsten vorbei, hellfarbige Leute mit semitischer Gesichtsbildung und langen Seitenzöpfen. Unter den beigeschriebenen Völkernamen lies't man Cheta, Pursata, Rabu, Zar, Maktar, Scharbana, Zakkaru, Maschuasch. Eine lange Inschrift preis't den Erbauer des Prachtbau's Ramses III., „den strahlenden Horus, den Mehrer des Reichs, den Hüter der Macht, dessen siegreicher Arm bezwungen hat die unreinen Libyer, und sie ausgerottet in ihren Sitzen. Ramses, der große König der Gnaden, der Hüter der Herrschaft nach dem Ebenbilde Ra's, dessen Geist die Königswürde verherrlicht auf dem Throne beider Welten; er zog aus zu bezwingen die Welt und hat gesiegt nach seines Herzens Gelüsten." Darauf wird die siegreiche Seeschlacht bei Migdol an den Ausmündungen des pelusischen Nilarmes gefeiert. „Ich war wie der Kriegsgott Monthu der Starke," so lautet der Siegesbericht nach der Uebersetzung von Brugsch, „Ich hielt Stand vor den Feinden. Sie schauten auf den Kampf meiner Hände. Ich, König Ramessu III., ich schritt lang aus, bewußt meiner Kraft, armstark, beschützend mein Kriegsvolk am Tage der Schlacht. Die, welche angelangt waren bis zu meiner Landesgrenze, sie ernten nicht mehr. Ihre Seele und ihr Geist ist dahin gefahren für alle Ewigkeit. Die, welche sich versammelt hatten, jenen gegenüber, auf der großen See, ein mächtiger Feuerbrand leuchtete vor ihnen, Angesichts der Mündungen des Stromes. Es schloß sie ein eine Mauer von Eisen auf dem See. Sie wurden fortgezogen, zu Boden gestürzt, niedergehauen an dem Ufer des Gewässers. Man mordete zu hunderten von Leichenhügeln. Das Ende war ein neuer Anfang. Ihre Schiffe und all ihre Habe lag zerstreut auf dem Wasserspiegel. Also habe ich benommen den Völkern die Lust ihre Gedanken auf Aegypten zu richten. Sie rühmen meinen Namen in ihrem Lande, ja, ihr Herz ist entflammt für mich so lange ich sitzen werde auf dem Throne des Hormachu." — „Es geschah, daß Völker der Nordgegenden," heißt es an einer andern Stelle, „welche sitzen auf ihren Inseln und Küsten, an ihrem Leibe sich schüttelten. Sie traten ein in die Seen der Nilmündungen. Es schnauften ihre Nasen, ihr Begehr war einzuathmen milde Lüfte. Der König brach hervor als ein Sturmwind gegen sie, um zu kämpfen auf dem Kampfplatze, desgleichen alle seine Helden. Vernichtet ward, wo sie standen ihr Geist, fortgenommen ihre Seele, ein Stärkerer trat an sie heran."

Der Schatz des Rhampsinit u. der schlaue Dieb.

Rhampsinit hatte einen großen Reichthum an Geld, den von allen Königen, so nach ihm das Königreich bekamen, keiner übertreffen konnte, noch ihm gleich kommen. Da er nun seine Schätze wollte verwahren an einem sichern Ort, ließ er sich eine Kammer bauen von Stein, deren eine Wand stieß an sein Haus. Der Baumeister aber erdachte ihm diese List: Er richtete der Steine einen also zu, daß er konnte herausgenommen werden von zween Männern, oder auch nur von einem. Als nun die Kammer fertig war, so stellete der König seine Schätze hinein. Nach einiger Zeit aber ward der Baumeister todtkrank und rief zu sich seine Söhne, denn er hatte ihrer zween, und erzählete ihnen, wie er für sie gesorget, daß sie ihr reichliches Auskommen hätten, und was er für eine List erdacht, da er des Königs Schatzkammer gebauet. Er erklärte ihnen alles genau, wie der Stein herauszunehmen, und gab ihnen das Maaß. Darauf starb er. Seine Söhne aber schoben die Sache nicht auf; sie gingen nach des Königes Hause bei der Nacht und fanden den Stein auf in der Kammer und hoben ihn aus mit leichter Mühe und nahmen sich eine Menge Gold. Und es ergab sich, wie der König die Kammer öffnete, verwunderte er sich, als er sah, daß der Gefäße mit den Schätzen weniger geworden, und doch wußte er nicht, wem er's sollte zur Last legen, denn das Siegel war unversehrt und die Kammer verschlossen. Als er aber wohl zwei bis drei Mal sah, wenn er hineinkam in die Kammer, wie der Schätze immer weniger ward (denn die Diebe stahlen

immerfort), that er also: Er ließ Fußschlingen machen und sie legen um die Gefäße her, darin die Schätze lagen. Die Diebe aber kamen wie vordem, und der eine von ihnen stieg hinein, und wie er grades Weges auf der Gefäße eines losging, ward er in der Schlinge gefangen. Und da er inne ward, wie übel er angekommen, rief er alsbald seinen Bruder und entdeckte ihm, wie es mit ihm stand, und befahl ihm, er solle hereinsteigen eilends und ihm den Kopf abschneiden, auf daß er jenen nicht mit verderbete, wenn man ihn sähe und erkennete, wer er wäre. Dem andern däuchte das wohl gesprochen, und er gehorchte und that also. Dann setzte er den Stein wieder ordentlich ein und ging nach Hause und nahm seines Bruders Kopf mit. Und als es Tag ward und der König in die Kammer trat, entsetzte er sich, da er des Diebes Leib ohne Kopf in der Schlinge sah, und die Kammer war unversehrt und hatte weder Eingang noch Ausgang. Als er nun nicht wußte, was er anfangen sollte, that er also: Er ließ des Diebes Leichnam aufhängen an der Mauer und stellete Wächter dabei und befahl ihnen, wenn sie einen sähen, der darüber weinte und jammerte, den sollten sie greifen und vor ihn führen.

Als nun der Leichnam aufgehängt war, ging es der Mutter sehr zu Herzen. Sie sprach mit dem Sohne, der noch am Leben war, und befahl ihm, er solle es ins Werk richten, auf was Art er immer könnte, seines Bruders Leib abzunehmen und zu ihr zu bringen; wenn er's nicht thäte, so drohte sie ihm, sie wollte zum Könige gehn und angeben, daß er die Schätze hätte. Da nun die Mutter so gar böse war auf den übrig gebliebenen Sohn und nicht hören wollte, so viel er auch zuredete, ersann er diese List: Er machte seine Esel zurecht und füllte Schläuche mit Wein und packte sie auf die Esel und so trieb er dahin. Als er nun dahin kam, wo die Wächter bei dem aufgehängten Leichnam waren, zog er an den Schläuchen zwei oder drei Zipfel auf, die herunter hingen, und als der Wein herausfloß, schlug er sich an den Kopf und schrie sehr, als wenn er nicht wüßte, zu welchem Esel er sich zuerst wenden sollte. Die Wächter aber, als sie sahen, daß so viel Wein herauslief, rannten herbei in den Weg mit ihren Töpfen und fingen den verschütteten Wein auf und ließen ihn sich wohl schmecken. Da schalt er sie aus allesammt und that, als wäre er sehr böse. Die Wächter aber redeten ihm zu, und am Ende that er, als wenn er sich besänftigen ließe und wieder gut würde. Und zuletzt führete er die Esel aus dem Wege und brachte alles wieder in Ordnung, und als sie noch länger so mit einander sprachen, und einer seinen Spaß mit ihm trieb und ihn zu lachen machte, gab er ihnen noch einen Schlauch zum Besten. Und sie lagerten sich daselbst, wie sie da waren, und gedachten zu trinken, und nahmen ihn mit dazu, und sagten, er müsse da bleiben und mit ihnen trinken. Er gehorchete ihnen und blieb da. Als sie nun beim Trinken sehr freundschaftlich gegen ihn waren, gab er ihnen auch von den andern Schläuchen zum Besten. Nachdem nun die Wächter sich wacker daran gehalten, wurden sie trunken, und der Schlaf überfiel sie und sie schliefen ein an der Stelle, da sie getrunken hatten. Da nahm er, als es tief in der Nacht war, seines Bruders Leichnam ab und schor zum Schimpf den Wächtern allen den rechten Backen kahl. Dann legte er den Leichnam auf seine Esel und trieb nach Hause, nachdem er ausgerichtet, was ihm seine Mutter geheißen.

Als nun dem Könige angesagt ward, der Leichnam sei gestohlen, ergrimmte er sehr, und weil er durchaus herausbringen wollte, wer dieser verschlagene Mensch wäre, so soll er, was ich aber nicht glauben kann, also gethan haben: Er gab seine Tochter öffentlich preis, und gebot ihr, jedermann gleicher Gestalt anzunehmen; doch müßte ihr jeder, ehe sie sich mit ihm einließe, die klügste und die schändlichste That seines Lebens ansagen, und wer ihr erzählete, was sich mit dem Diebe zugetragen, den sollte sie festhalten und nicht herauslassen. Die Tochter that, gleich wie ihr Vater geboten, und als der Dieb merkte, weshalb dieses geschah, wollte er den König dennoch überlisten, und that also: Er schnitt dem frischen Leichnam den Arm ab bei der Schulter und nahm ihn unter seinen Mantel und als er hinein kam zu des Königs Tochter und sie ihn fragte, gleich wie sie den andern that, erzählete er, seine

schändlichste That wäre, daß er seinem Bruder, der in des Königs Schatz in der Schlinge gefangen worden, den Kopf abgeschnitten, und seine klügste, daß er die Wächter trunken gemacht und seines Bruders aufgehängten Leichnam abgenommen. Als sie das hörete, griff sie nach ihm, und der Dieb hielt ihr im Dunkeln des Todten Arm hin. Sie faßte denselben und hielt ihn fest und meinte, sie hielte seinen Arm; der Dieb aber ließ den Arm fahren und entwich durch die Thür. Als auch dieses vor den König gebracht ward, erstaunte er über des Menschen Verschlagenheit und Keckheit. Endlich aber sandte er aus durch alle Städte und ließ entbieten, der Dieb könnte ohne Furcht sein, und verhieß ihm große Belohnung, wenn er sich vor sein Angesicht stellete. Und der Dieb traute und kam zu ihm, Rampsinites aber verwunderte sich höchlich und gab ihm jene seine Tochter zur Frau, als dem klügsten Menschen auf der Welt. Denn die Aegypter, meinte er, wären vor allen andern, der aber noch vor den Aegyptern. — Verkürzt findet sich dieselbe Sage bei Pausanias von dem Schatzhause des Königs Hyrieus in Orchomenos. Es scheint also, daß das orientalische Mährchen seinen Weg auch in die griechische Mythengeschichte gefunden hat.

Die Königsgräber. Von den Königsgräbern in Biban el Moluk (Pforten der Könige) macht Lepsius in seinen „Briefen" folgende Schilderung: „Der linke Zweig des Hauptthales, welcher ursprünglich durch eine Erhebung des Thalbodens verschlossen und erst künstlich durch einen gebahnten Aufweg an dieser Stelle geöffnet worden zu sein scheint, enthält die Gräber fast aller Könige der 19. und 20. Dynastie. Hier pflegt sich auf einem der ins Thal niedersteigenden Bergabhänge nicht hoch über dem Thalboden ein weitmündiger Schacht zu öffnen, der sich in einem mäßig schiefen Winkel in die Tiefe senkt. Sobald der überhängende Fels eine senkrechte Höhe von 12 bis 15 Fuß erreicht hat, erscheinen die scharf gearbeiteten Thürpfosten des ersten Eingangs, welcher einst mit einem oder zwei großen Thürflügeln zum Verschließen versehen war. Dann beginnen auch in der Regel schon die gemalten Sculpturen, welche unmittelbar zwischen den zackigen Felsen und dem wild zerstreuten Gerölle durch ihre scharfen Linien, ihre glänzenden Flächen und die frischen, lebhaften Farben für den plötzlich Herantretenden einen wunderbaren Contrast bilden. Lange Corridore in imponirender Höhe und Weite führen nun immer tiefer in das Felsgebirge hinein. In einzelnen Abtheilungen, die durch Einziehungen des Ganges und neue Thüren gebildet werden, schreiten auch die Bildwerke an den Seiten und an der Decke fort. Der König erscheint anbetend vor verschiedenen Göttern, und richtet an sie seine Gebete und Rechtfertigungen über sein irdisches Leben; die friedlichen Beschäftigungen der gerechtfertigten Geister werden an der einen, die Höllenstrafen der Bösen auf der andern Seite dargestellt; an der Decke ist die Göttin des Himmels lang hingestreckt abgebildet, sowie die Stunden des Tags und der Nacht mit ihren Einflüssen auf den Menschen und ihren astrologischen Bedeutungen, alles von erklärenden Inschriften begleitet. Endlich gelangt man in einen großen gewölbten Pfeilersaal, dessen Wände in der Regel die Darstellungen auf goldgelbem Grunde zeigen, daher er auch den Namen des „goldenen Saales" führte. Dieser war für den königlichen Sarkophag bestimmt, welcher 6 bis 10 Fuß hoch in der Mitte stand. Oft aber, wenn der König nach der Beendigung des Grabes nach seiner ersten und nothwendigsten Ausdehnung seine Lebenskraft noch ungeschwächt fühlte und sich eine fernere Reihe von Lebensjahren versprach, wurde der mittlere Gang dieses Pfeilersaales, zum Anfang eines neuen, in steilerer Senkung ausgehauen; neue Corridore und Nebenkammern schlossen sich an, zuweilen ward auch von der ersten Richtung in eine andere abgelenkt, bis der König sich zum zweiten Male ein Ziel setzte und der Bau mit einem zweiten Pfeilersaale, meist geräumiger und prächtiger als der erste, schloß; diesem wurden dann, wenn noch immer die Zeit ausreichte, kleinere Räume zu beiden Seiten zugefügt, zu besonderen Opfern für den Todten bestimmt, bis endlich die letzte Stunde schlug, und die königliche Leiche nach siebzigtägiger Einbalsamirung in dem Sarkophage beigesetzt wurde. Dieser ward dann so künstlich verschlossen, daß der Granitkoloß von den später überall einge-

drungenen Leichenräubern immer zerschlagen werden mußte, weil man den Deckel nicht abheben konnte."

Das war jene Stadt Theben, deren Trümmerwelt noch jetzt einen so überwältigenden Eindruck auf die Reisenden macht. „Es ist schlechthin unmöglich," sagt einer derselben (Belzoni) „sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben, die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Construction, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, ich sei in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten." — „Nackt und kahl und starr ragen diese, meist am Rande der Wüste gelegenen Ruinen von dem felsigen Grunde empor," sagt ein anderer Reisender (Abeken), „nur vom Sande, der ihnen oft als bergende, schützende Decke dient, umweht oder halb verschüttet, glühend unter der brütenden Sonne des Mittags oder in die schönsten Farben gekleidet vom weichen Strahl der Morgen- oder Abendsonne. Fast alle sind in einiger Entfernung vom Flusse, wohin die jährliche Ueberschwemmung nicht mehr dringt, wo die Wüste mit ihrem Schweigen anfängt und das Leben aufhört." Die Ruinen von Theben.

6. Innere Zustände.

1) Staat und Leben.

Aus den Berichten der Griechen erfahren wir, daß die Aegypter sich in festgeschlossenen Lebenskreisen bewegten. Wie aber diese Ordnung im Einzelnen beschaffen war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit aus ihren abweichenden Angaben ermitteln. Aus den Urkunden der Aegypter selbst geht nicht hervor, ob diese Gliederung nach Ständen und Berufsarten die strenge Form angenommen hatte, die wir mit der Bezeichnung „Kasten" verbinden. Ja manche Anzeichen lassen schließen, daß die Kluft zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung nicht unübersteiglich gewesen. Die Schüler werden von den Lehrern ermahnt fleißig zu sein, damit sie einmal „große Fürsten" würden; seien sie träge, so würden sie Bauern u. s. w. „Der Gelehrte allein beherrscht alle" heißt es oft in diesen Ermahnungen. Es finden sich Beispiele, daß Vornehme zugleich priesterliche und kriegerische Aemter besessen haben. Darin stimmen jedoch alle griechischen Nachrichten überein, daß **Priester** und **Krieger** die ersten bevorzugten Stände bildeten, nur über die unteren Volkstheile lauten die Berichte verschieden. Denn während Herodot fünf Klassen aufzählt: Rinder- und Schweinehirten, Krämer, Dolmetscher und Schiffer; nennt Diodor nur drei: Ackerbauer, Handwerker und Hirten; und Strabo faßt die ganze erwerbende und arbeitende Menge als ein einziges Volksganze zusammen. Das Richtige besteht ohne Zweifel darin, daß die Priester und Krieger mit ihrem gemeinsamen Oberhaupte, Kastenwesen.

dem König, den herrschenden und besitzenden Theil der Nation bildeten, der dritte Stand aber nach den verschiedenen Geschäften und Berufsarten in mehrere Abtheilungen auseinander ging, wobei sich wieder Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute von den Hirten, als der verachtetsten Klasse, unterschieden haben werden. Und wenn Herodot hervorhebt, daß die Schweinehirten nur unter sich freiten und kein anderer Aegypter ihnen seine Tochter zum Weibe gebe, so dürfte dies als Beweis dienen, daß zwischen den übrigen Volksklassen Wechselheirathen erlaubt und gewöhnlich waren; dagegen mögen wohl die beiden obern Stände auch in dieser Beziehung ihre Standesehre strenge gewahrt und in die Reinheit des Blutes hohen Werth gesetzt haben. Dies entspricht so sehr dem natürlichen gesellschaftlichen Entwickelungsgang aller Völker, daß man berechtigt ist, auch bei den Aegyptern eine Trennung nach Ständen und Berufsarten anzunehmen, die der Geschlossenheit von Kasten nahe gekommen sein wird, wenn gleich durch keine Religionsgesetze wie bei den Indern unüberwindliche Schranken aufgerichtet waren und Mischehen nicht ausdrücklich verboten gewesen sein mögen. Indem wir nun in den folgenden Blättern den Ursprung und die Natur des Kastenwesens, wie es im orientalischen Alterthum zur Erscheinung kam, in kurzen Zügen zusammenfassen, lassen wir es dahingestellt sein, wie viel davon in dem gesellschaftlichen und geschichtlichen Leben der Nilbewohner im Laufe der Jahrhunderte in die Wirklichkeit getreten sein oder sich dauernd und constant erhalten haben mag. Es wird jetzt allgemein angenommen, daß eine Kastenordnung in Aegypten nicht bestanden habe, daß insbesondere eine bevorzugte Priesterkaste als Trägerin und Vermittlerin göttlicher Gnadenerweisungen mit dem Charakter einer streng theokratischen Monarchie, wie sie in dem Nillande ausgeprägt war, in Widerspruch stehe. Damit ist jedoch eine bevorzugte Machtstellung der Priesterschaft wohl vereinbar. Ihren Ritualgesetzen waren auch die Könige unterworfen.

Entstehung und Ausbildung der Kasten.

Wir haben in der Einleitung bemerkt, daß das Kastenwesen die Uebergangsform aus dem Naturstand in das Culturleben sei und daß es in der Regel auf die Unterwerfung eines Urvolks durch eine siegreiche Einwanderung hindeute. Es liegt nicht außer dem Kreise der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß auch in Aegypten solche Verhältnisse obgewaltet, daß in einer vorgeschichtlichen Zeit ein Völkerzug aus Asien das Nilthal besetzt und die äthiopischen Stämme zur Unterwerfung gebracht habe. Auf eine asiatische Einwanderung deuten viele Spuren. In der überlieferten Sage von dem Noachiden Ham scheint, wie oben bemerkt, eine Erinnerung daran enthalten zu sein. Indessen wenn irgend ein Volk von der Natur angethan war, solche Zustände aus sich selbst herauszubilden, so war es das ägyptische. Die Gesetzmäßigkeit und feste Ordnung, die sich in der physischen Beschaffenheit des Landes kund gab, ging auch auf die Bewohner über, die ihrem ganzen Sein und Thun ein stabiles Gepräge gaben, in allen ihren Lebensäußerungen eine typische Einförmigkeit beobachteten, in allen Unternehmungen einem instinctiven Impulse folgten. Bei einem solchen Volke mußte sich naturgemäß die Sitte bilden, daß der Sohn das Geschäft und den Beruf des Vaters ergriff; die Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen und Ueberlieferten

und die conservative Neigung schuf die Sitte bald zum Gesetz, die freie Wahl zum erblichen Stand um; der Vortheil und Eigennutz der bevorzugten Stände schärfte das Gesetz durch sorgfältige Vermeidung und scharfe Bestrafung jeder Uebertretung. Bei fortschreitender Bildung machte die Mannichfaltigkeit des Lebens und die zunehmende Menge der für die verschiedenen Berufsarten erforderlichen Kenntnisse eine größere Theilung der Arbeit nothwendig. Die Priester, denen nicht blos das Religionswesen, Priester. die Opfer- und Reinigungsceremonien, die gottesdienstlichen Handlungen, die heiligen Feste der Götter oblagen, die auch die Wissenschaften pflegten, die heilige Bilderschrift handhabten, den heiligen Künsten vorstanden, kurz die Hüter des gesammten geistigen Schatzes waren, bedurften zur Ausübung ihrer Standespflichten mühsamer Studien, die ihre ganze Zeit in Anspruch nahmen; und daß die Priester die Errungenschaft ihres Lebens in ihren Familien festzuhalten suchten, war ein natürliches Bestreben. Und das ägyptische Volk, so gottesfürchtig und so religionsbeflissen, zollte allen Anzeichen nach willig Ehrfurcht und Gehorsam einem Stande, der ihm die Gnade der Götter und das ewige Seelenheil erwerben konnte, und gönnte ihm sein Ansehen, seinen Rang und sein irdisches Gut. Ohne Zweifel gehörten die Schriftgelehrten, denen man in den Urkunden so häufig begegnet, dem Priesterstande an. — Die Krieger, die ihr Leben für die Sicherheit des Landes, für den Ruhm des Königs, Krieger. für die Ehre der Nation einsetzten, die sich durch Waffenübung zu ihrem Stande vorbereiten mußten, deren Dasein unter Gefahren und Mühseligkeiten dahinschwand, verdienten in den Tagen der Ruhe und des Friedens die Stellung, die sie gegen Mangel und Noth schützte. Auch ihnen mißgönnte wohl der Landmann und der Hirte, der Kaufmann und der Handwerker weder die Ehre noch die erblichen Güter, die sie zum Lohne ihrer Dienste vom König empfingen; denn diesen Diensten verdankten sie ja die Sicherheit der eigenen Existenz und die Erhaltung der erworbenen Habe. Und da die Waffenehre das ideale Gut des Kriegerstandes war, so mußte sie auch als erbliches Eigenthum der Familie verbleiben. War aber das Erbrecht der Waffenführung einmal anerkannt und begründet, so mußte das Selbstgefühl, das die Beschäftigung mit den Waffen einflößt und die durch das Kriegsleben erzeugte rauhere Gemüthsart leicht einen abgeschlossenen Sondergeist heranbilden und der stolzen Meinung Raum verschaffen, daß ihre Art und Natur besser sei als die der Andern, und daß Tapferkeit und Mannhaftigkeit nur in ihren Reihen sich fänden und nur durch die Reinheit des Bluts und der Abstammung in ihren Geschlechtern erhalten werden könne. — Eben so wird sich auch im Laufe der Zeit mit der gesteigerten Bil- Gewerbe- und Bauernstand. dung die Kluft zwischen den bürgerlichen und bäuerlichen Volksklassen, wenn auch in geringerem Grade, erweitert haben. „Der Trieb nach typischer Fortpflanzung der Beschäftigung in erblichen Berufskreisen und bestimmten Geschlechtern war gewiß sehr mächtig." Das Beispiel der oberen Stände wirkte auf die niederen zurück; der Kasten- und Zunftgeist hat in der menschlichen Selbstliebe einen zu festen Halt und Boden, als daß er nicht unter begünstigenden Umständen erbliche Schranken aufrichten und sich vor Vermischung mit niedrigeren Elementen verwahren sollte. Und so mag es denn gekommen sein, daß mit der Zeit die ägyptische Menschheit nach Stand und Beruf sich in eine Menge Corporationen schied, daß viele Geschäfte in gewissen Familien und Genossenschaften forterbten, wie wir von der Wartung der heiligen Thiere und von dem Einbalsamiren der Leichen bestimmt wissen, und daß selbst die städtischen Gewerbe durch erbliche Schranken von einander getrennt waren und von Vater auf Sohn übergingen. Und diese Sonderung nach Berufskreisen haftete nicht nur an dem dritten Stand; auch in der Priesterkaste waren manche Aemter, namentlich solche, mit welchen Ehrenrechte verbunden waren, wie die Oberpriesterwürde, oder zu deren

Ausübung gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten gehörten, im erblichen Besitze einzelner Geschlechter, wie sich denn in einem Grabe der Stammbaum eines Oberlandesbaumeisters befindet, auf welchem nicht weniger als 23 Geschlechter verzeichnet sind, die ohne Ausnahme denselben wichtigen Posten, bisweilen noch in Verbindung mit angesehenen Priesterämtern bekleidet haben. Man wird daher dem wahren Sachverhalt am nächsten kommen, wenn man annimmt, daß die ägyptische Nation in drei erblich geschiedene Kasten zerfiel, die mit dem Lehr-, Wehr- und Nährstand des christlichen Mittelalters Aehnlichkeit hatten, daß aber der Priesterstand und noch mehr der Bauer- und Bürgerstand nach den einzelnen Berufsarten wieder in eine größere oder kleinere Zahl von Genossenschaften auseinander ging, welche letzteren zwar nicht durch gesetzliche Schranken erblich getrennt waren, doch aber nach Sitte und Herkommen sich scharf gegen einander abgeschlossen haben werden. Unter den „Viehhirten, die den Aegyptern ein Gräuel waren", wie es im 1. Buch Mosis heißt, so daß sie nur unter sich eheliche Verbindungen eingehen konnten und in keinen Tempel durften obwohl sie Aegypter waren, sind ohne Zweifel die in den Niederungen des Delta umherziehenden Hirtenstämme zu verstehen, deren nomadische Ungebundenheit dem seßhaften conservativen Nilbewohner ganz und gar zuwider sein mußte.

Hirten.

Die Königsmacht.

Wie verschieden indessen die Aegypter nach Stand und Beruf, nach Ehren und Gütern unter einander waren, wie sehr sich schon in der Kleidung der im faltigen Gewande einherschreitende Priester von dem leicht bekleideten Handwerker und dem halb nackten Bauer oder Lohnarbeiter unterscheiden mochte: in ihrer Stellung zum König waren alle gleich; alle waren rechtlose Knechte, von der Gnade des Herrschers abhängig. Wir haben oben gesehen, daß nach ägyptischer Auffassung die Könige die unmittelbaren Nachfolger der Götter in der Herrschaft über das Nilland waren, daß ihnen die Götter, als sie sich von der Erde hinweg in die seligen Gefilde der Licht- und Sternenwelt zurückzogen, die Macht gaben, die sie selbst auf Erden geübt. Nach dieser Anschauung waren die Könige die Stellvertreter der Götter; und damit sie diesem erhabenen Berufe auch völlig gewachsen wären, hätten ihnen die Götter ihre Eigenschaften mitgetheilt, ja die Götter lebten eigentlich in den Königen und regierten durch sie noch immer die Erde. Zahllose Abbildungen und Inschriften beweisen zur Genüge, daß die Vergötterung der Könige, nicht erst nach ihrem Tode, sondern bei ihren Lebzeiten ein fester Glaubenssatz der Aegypter war. Die Pharaonen erscheinen auf den Denkmälern nicht blos als die Söhne Ammons, des Sonnengottes; sie sind selbst „die Sonne, welche der Welt geschenkt ist", sie sind „die Lebenspender", in denen alle Eigenschaften der Gottheit, die Macht, die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, die Weisheit vereinigt sind. Der König ist eine Incarnation des höchsten Gottes, der „mächtige Horos", der sein reiches Füllhorn der Gaben und des Segens über das glückliche Land ausgießt. Die Könige von Theben erbauten sich selbst noch bei ihren Lebzeiten Tempel und Heiligthümer. In dem Felsentempel von Abu Simbel sitzt der vergötterte Ramses im innersten dunkeln Heiligthume neben den ihn umarmenden Göttern Ra, Ammon und Ptah und an den Wänden ist er dargestellt, wie er sich selbst

Opfer darbringt. Ebenso errichtete Amenophis III. seinem „göttlichen Bild" einen herrlichen Tempel zu Soleb in Nubien. In Luxor und anderwärts zeigen Reihen von Abbildungen, wie derselbe König von seiner Geburt an von den Göttern gepflegt, gewartet und dem Himmelskönig Ammon-Ra vorgeführt und empfohlen wird. Dieser Vorstellung entsprach denn auch die hohe Ehrfurcht, welche das Volk den königlichen Herrschern zollte: „Die Aegypter erweisen ihren Königen Ehre und Anbetung, als ob sie wahrhaftige Götter wären; denn wer den Willen und die Macht habe, so viel Gutes zu wirken, wie die Könige, der müsse, wie sie glauben, göttlicher Natur theilhaftig sein."

Eigenthumsrecht an Grund und Boden.

Als Stellvertreter der Gottheit ist der König Herr des Landes mit Allem, was darin ist. Er ist Eigenthümer von allem Grund und Boden und was er davon seinen Unterthanen überläßt, ist Ausfluß seiner Gnade. Nach Diodor (I, 73) wäre das gesammte Ackerland in drei Theile zerfallen, davon habe der König einen Theil für sich behalten, die beiden andern der Priesterschaft und dem Wehrstand verliehen, so daß die Landbauer nur Pächter der Grundstücke sowohl des Königs als der beiden bevorzugten Stände gewesen seien. Herodot dagegen meldet, daß Ramses-Sesostris das ganze Land mittelst der Feldmeßkunst getheilt und jedem Aegypter gegen einen jährlichen Zins ein bestimmtes viereckiges Stück zugewiesen habe, eine Angabe, die mit der Erzählung der Genesis, daß Joseph für Pharao auf das Land der Aegypter den Fünften gelegt, übereinstimmt, nur daß nach letzterer Stelle das Land der Priester von dieser Steuer ausdrücklich ausgenommen war. Hieraus ergibt sich, daß der ägyptische König Eigenthümer alles Landes gewesen, daß er einen bestimmten Theil davon der Priesterschaft und dem Wehrstand als steuerfreies Besitzthum übertragen, das Uebrige aber gegen eine jährliche Abgabe von dem Ertrag den Ackerleuten in Erbpacht zur Bebauung gegeben habe, daß er aber nie aufhörte, Herr und Gebieter des Ganzen zu sein. Nur die Krone besaß in Aegypten Eigenthumsrecht.

Zum Unterhalt der zahlreichen Priesterschaft und zur Bestreitung der Kosten, welche der Cultus und Tempeldienst erforderte, war in den verschiedenen Bezirken ein bestimmter Theil des Ackerlandes ausgeschieden, welcher von Zinsleuten bebaut wurde, die dann einen gewissen Theil des Ertrags an die heilige Stätte ablieferten. Bei der Menge der Priester und Tempeldiener und bei der hohen Stellung, die dieser Stand einnahm, mag dieses zugewiesene Land wohl den dritten Theil vom gesammten Landeigenthum betragen haben. Hatte doch auch im christlichen Mittelalter der schottische Clerus ein Drittel des Landes im Besitz! Aus der hebräischen Ueberlieferung indessen erfahren wir, daß die Könige auch von diesen Priestergütern als die eigentlichen Grundherren angesehen wurden; denn es heißt darin (Gen. 47, 22): „die Priester hatten ein Bestimmtes von Pharao, und aßen ihr Bestimmtes, welches ihnen Pharao gab"; nur fiel die Abgabe nicht der Krone, sondern der Priesterschaft und den Tempeln zu, doch mag sich bei dem religiösen Sinn der Könige und des Volks mit der Zeit ein wirkliches Eigenthumsrecht der heiligen Stätten und ihrer Priester gebildet haben. Der Antheil aber, den die Krieger am Grund und Boden

hatten, betrug wohl schwerlich ein Drittel. Denn Herodot bemerkt ausdrücklich (II, 168), daß jeder Krieger 12 auserlesene Aecker von je 100 Q.-Ellen als steuerfreies Eigenthum besessen und nur während des Dienstes noch einen besondern Unterhalt bezogen habe. Dieses Besitzthum reichte nur nothdürftig zum Unterhalt der Familie hin, und wurde daher auch wahrscheinlich nicht in Erbpacht gegeben, sondern von ihnen selbst angebaut. Darum erlangte auch der Wehrstand in Aegypten nicht die hervorragende Stellung, wie der Waffenadel in andern Ländern; er stand der Priesterkaste nach und ist in seinem ganzen Auftreten von einer stehenden Armee unserer Zeit nicht wesentlich verschieden. In der Folge scheinen auch städtische Bürger in den Marken ihrer Orte eigenthümlichen Grundbesitz erlangt zu haben.

Stellung des Königs zur Priesterschaft. Es war ganz naturgemäß, daß der ägyptische König als Stellvertreter der Gottheit nicht blos das Oberhaupt des Staats, der Gesetzgeber in weltlichen Dingen, der Herr des Landes war; auch die Priesterschaft und die religiösen Angelegenheiten standen unter seiner obersten Leitung, nur durfte er nicht seiner Privatmeinung folgen, sondern war an die herkömmlichen Gesetze gebunden, die nach dem Glauben der Aegypter von den Göttern herrührten und daher ein heiliges Ansehen hatten. Darum waren die Pharaonen, mochten sie auch ihrer Abstammung nach dem Kriegerstande angehören, doch zugleich Glieder der Priesterschaft. Als Oberhaupt der Priestergemeinde war der König auch zu religiösen Handlungen befähigt; er durfte sich ohne priesterliche Vermittelung den Göttern nahen; jeden Morgen brachte er ein feierliches Opfer und vertrat das Volk gegenüber der Gottheit. Die Könige waren es, die den Göttern Tempel errichteten und darin opferten und beteten; und die Denkmäler beweisen, daß ihnen dafür die dankbaren Himmelsmächte lange Lebensdauer, Ruhm und alle Güter der Erde in Aussicht stellten. Es wird von Diodor hervorgehoben, daß die Pharaonen nicht von Sclaven bedient wurden, sondern von den Söhnen der vornehmsten und gebildetsten Priestergeschlechter, und in Grabinschriften rühmen sich Sänger und Propheten ihres königlichen Dienstes.

Aber wenn auch in Aegypten keine eigentliche Priesterherrschaft bestand, so übte nichts desto weniger die Priesterschaft auch über den König eine sehr hohe Macht aus. Nicht nur daß bei der vorherrschend religiösen Geistesrichtung der ganzen Nation auch die Pharaonen sowohl in ihrem Gewissen als aus schonender Rücksicht für den Volksglauben zu einem ehrfurchtsvollen Benehmen gegen die Diener der Religion, gegen die Verwalter des Cultus sich gedrungen fühlten; als Hüter der altherkömmlichen Gesetze und Ordnungen, die sich über das ganze öffentliche und häusliche Leben, über das ganze Thun und Sein der Könige erstreckten, führten sie eine strenge Aufsicht. Hofceremoniel. „Es waren die Stunden des Tages und der Nacht ausgetheilt,“ sagt Diodor, „in welchen der König alle einzelnen Geschäfte vorzunehmen hatte, nach der Bestimmung des Gesetzes, nicht nach seinem eigenen Gutdünken.“ Wir werden in den Ausführungen angeben, wie weit diese Vorschriften, die sich nicht blos auf die Re-

gierungshandlungen, sondern auch auf alle Verrichtungen im Hause, selbst auf die Speisen für die königliche Tafel erstreckten, im Einzelnen gingen, wie sie jede Spur von Freiheit und Selbstbestimmung verbannten und das Leben der Könige unter ein furchtbares Gesetzesjoch zwangen. Und wenn auch angenommen werden darf, daß einzelne thatkräftige Könige diese Schranken durchbrochen und ein freieres Streben verfolgt haben mögen, andere aus Lust und Despotenlaune lieber den Eingebungen ihrer Willkür als den alten Ordnungen Gehör gegeben, so lehrt dagegen auch die Geschichte anderer Staaten, daß der Despotismus allezeit geneigt ist, sich unter das eiserne Joch äußerer Formen, Ceremonien und Prunkgesetze zu beugen, wenn sie geeignet scheinen, Ehrfurcht, Gehorsam und Demuth bei den Unterthanen zu wecken und zu stärken oder die Würde und Majestät des Herrschers mehr hervortreten zu lassen. In Aegypten mag der astrologische Glaube an den Einfluß der Sterne zu gewissen Tagen und Stunden und der am Herkommen und an der Ueberlieferung festgebannte Nationalcharakter diesen knechtischen Formen- und Gesetzesdienst noch besonders befördert haben.

Krönungsfeier und Trauerfest.

Es war natürlich, daß unter diesen Vorschriften des Prunkes die Feier beim Antritt der Regierung und das Trauerfest bei dem Tode eines Königs in erster Linie standen. Von beiden besitzen wir nähere Kunde, über die Krönungsfeier in einigen von Wilkinson mitgetheilten und erläuterten Abbildungen aus dem Grabtempel Ramses III. auf der Westseite von Theben, wo dieser Monarch die bei der Annahme des „Pschent", der vereinigten Krone der beiden Reiche, vorgenommenen Feierlichkeiten darstellen ließ; und über die Landestrauer bei dem Hingange eines Königs in einer Beschreibung des Diodor. Beide sollen unter den Ausführungen ihre Stelle finden.

Pracht- und Hofämter.

Zur Entfaltung königlicher Pracht gehörte vor Allem ein zahlreicher glänzender Hofstaat und reichgeschmückte Paläste voll kostbaren Hausgeräths. Und wie reichlich die Pharaonen mit allem diesem versehen waren, beweisen die bildlichen Darstellungen. In den Tempeln von Theben erscheint der König stets in der Umgebung von Prinzen, Hofbeamten, Kriegsobersten, Priestern und Schreibern; im Krieg ist er begleitet von den Anführern der Leibwache und der Bogenschützen, von Wagenlenkern und Lanzenträgern; Diener mit dem Sonnenschirm und mit dem kühlenden Wedel stehen ihm fortwährend zur Seite; die Paläste hatten eigene Vorsteher mit zahlreicher Dienerschaft, eben so die königlichen Heerden und Vorrathshäuser; Mundschenke und Hofbäcker kennt man aus der Geschichte Josephs; aus vielen Abbildungen ersieht man, wie reich die Tafel und Küche bestellt war, wie das Hausgeräthe, die gepolsterten Thronsessel, die Barke, selbst das Pferdegeschirr von Gold glänzten, wie allenthalben Reichthum und Pracht mit Zierlichkeit und Kunst gepaart erschien.

Stellung und Beschäfti-

Den Königen zunächst stand die **Priesterschaft** in viele Klassen und

gung der Priester. Körperschaften getheilt, sowohl nach dem Range als nach den Beschäftigungen. Um den Haupttempel jeder Landschaft war eine priesterliche Genossenschaft unter einem Oberpriester angesiedelt, welche die Cultusformen, Opfergebräuche, Religionssagen und Ritualien ausbildete, bewahrte und fortpflanzte, und nach den einzelnen Verrichtungen, die häufig in bestimmten Familien sich fortgeerbt haben mögen, in verschiedene Abtheilungen von höherem oder geringerem Range auseinander ging. Wir erfahren aus einem griechischen Schriftsteller der nachchristlichen Zeit (Clemens von Alexandrien), daß zu diesen priesterlichen Genossenschaften gehört haben: Propheten oder Spruchfasser bei den Opfer- und Orakelstätten; Tempelschreiber für die Hieroglyphenschriften, Tempelbauten und Landvermessungen; Stundenschauer für die Beobachtung der Sterne und das Kalenderwesen; Kleiderbewahrer (Stolisten) und Tabernakelträger für den Cultus und die Religionsfeste und Umzüge, heilige Sänger für die religiösen Handlungen bei dem Götterdienst. Auch die Wärter der heiligen Thiere, die für das Einbalsamiren aufgestellten Männer, die Tempeldiener, die für die Reinhaltung der Heiligthümer zu sorgen hatten, u. A. m. gehörten der priesterlichen Gesammtheit an und vererbten wohl auch in den meisten Fällen ihre Stellen auf ihre Nachkommen. Bei manchen Tempeln gab es auch Schutzbefohlene des Gottes, die ein heiliges Zeichen auf ihrem Körper trugen, Tempelsclaven mit eingebranntem Stempel. — Aber die Thätigkeit der Priester beschränkte sich nicht auf Cultus und äußeres Religionswesen; sie verbreitete sich über alle Wissenschaften und Künste, über die ganze intelligente Seite des Volkslebens. Die Priester befaßten sich mit der Sternkunde und der Arzneiwissenschaft, mit der Schriftkunde und den heiligen Künsten, und die Richter und oberen Beamten, die „Vorsteher des Landes" oder die Präfekten der 42 Bezirke (Nomen), in welche Aegypten getheilt war, und ihre gesetzeskundigen Gehülfen, die „Schreiber der Gerechtigkeit", wurden in der Regel dem geistlichen

Rechtspflege. Stande entnommen. „Aus Heliopolis, Theben und Memphis wurden die Richter gewählt," sagt Diodor (I, 75), „je zehn aus jeder Stadt. Wenn die Dreißig zusammen traten, so wählten sie Einen aus ihrer Mitte zum Oberrichter. Dieser trug um den Hals eine goldene Kette, an welcher ein Bild aus kostbaren Steinen hing, das man die Wahrheit nannte. Was die Richter zu ihrem Unterhalt bedurften, wurde ihnen vom König reichlich zugetheilt; der Oberrichter erhielt eine höhere Besoldung." Nach Diodor's Bericht, von dem die Ausführungen noch Einiges enthalten, geschah die gerichtliche Verhandlung schriftlich und in einer höchst umständlichen und weitschweifigen Form. Doch scheint dies nicht allgemein gewesen zu sein, da in den erhaltenen Prozeßakten sich nur ein mündliches Verfahren findet. Es war wohl dem Einfluß der priesterlichen Rechtskundigen zuzuschreiben, daß die Gesetze und Richtersprüche, wie sie von dem genannten Schriftsteller angegeben sind, den Charakter der Milde und Gleichheit für Alle an sich tragen. Meineid, Mord, auch an Sclaven verübt, und das theilnahm-

lose Zusehen bei einer Gewaltthat, die verhindert werden konnte, wurden mit dem Tode bestraft, Fahnenflüchtigkeit und Insubordination beim Heer mit Ehrlosigkeit. Im Allgemeinen galt der Grundsatz, daß Jeder an dem Theil des Körpers gestraft werden solle, mit dem er gesündigt hätte. Die Schuldgesetze untersagten den Gläubigern das Schuldcapital durch die Zinsen weiter als auf das Doppelte zu erhöhen, oder den Leib des Schuldners anzugreifen; denn jeder Aegypter galt als des Königs Eigner. Unglaublich lautet, was Diodor von einer gesetzlich organisirten und überwachten Diebsgenossenschaft unter einem Diebsobersten meldet, aber eine ähnliche Verbindung, die noch bis vor Kurzem in Kairo bestanden haben soll, spricht für die Möglichkeit der alten Sitte. Zur Erzielung einer zahlreichen Bevölkerung war nicht blos die Vielweiberei, wenn auch in beschränktem Umfange, gestattet, sondern das Gesetz gebot auch, daß die Kinder von allen Frauen, selbst von gekauften Sclavinnen als ehelich geborne gelten und gleichberechtigt sein sollten.

Da die Macht und das Ansehen der Priester hauptsächlich auf der Ehrfurcht des Volks und dem Glauben an ihre Heiligkeit beruhte, so mußten sie Reinheitsgesetze der Priester. auch aus Rücksicht für diese Meinung sich manche Entbehrungen auflegen, sich manche Lebensgenüsse versagen. War schon das ganze ägyptische Volk „über die Maaßen gottesfürchtig" und an strenge Gebräuche gebunden, so daß sie der Reinlichkeit wegen nur linnene frisch gewaschene Kleider trugen, nur aus ehernen Bechern tranken, die sie alle Tage auswuschen, mit Fremden nicht an einem Tische aßen und keine Gemeinschaft mit ihnen pflegten, die Knaben beschnitten und „lieber reinlich sein wollten als wohlanständig" (Herodot II, 37); so waren die Reinheits- und Ceremonialgesetze der Priester noch viel strenger. Jeden dritten Tag mußten sie den ganzen Leib, besonders Bart und Augenbrauen, scheeren, sich zweimal des Tages und zweimal in der Nacht baden, durften nur leinene Kleider und Schuhe von Byblos tragen und nur Eine Frau nehmen, während bei den Andern die Zahl der Frauen nicht gesetzlich beschränkt war; und wenn die Aegypter die Bohnen als ein unreines Gemüse nicht aßen, so durften sie die Priester nicht einmal sehen. „Dafür haben sie aber auch große Vortheile," versichert Herodot, „denn von ihrem Vermögen verzehren sie nichts und geben nichts davon aus; sondern es wird ihnen ihr heiliges Brod gebacken und Gänse- und Rindfleisch bekommt ein jeglicher in großer Menge alle Tage, auch wird ihnen Rebenwein gereicht, aber Fische dürfen sie nicht essen." Diese Naturallieferungen bildeten die einzig übliche Form der Besoldung in Aegypten; aus den zahlreich erhaltenen Empfangsquittungen und den nicht minder zahlreichen Reclamationen wegen rückständiger Lieferungen ersieht man, daß die Besoldung aller (auch der Bauarbeiter und Handwerker) in Brod, Gänsen, Kleidern ꝛc. bestand.

Von geringerem Einfluß und Ansehen war die Kriegerschaft. Zu Hero- Wehrstand u. Kriegskunst. dots Zeit betrug die Zahl derselben 410,000 Mann, welche in zwei Klassen

getheilt, in Kalasirier und Hermotybier (wohl von ihren Waffenröcken so genannt), in den verschiedenen Marken, wo ihre steuerfreien Aecker lagen, aufgestellt waren. Sie durften kein Gewerbe treiben und mußten sich häufig in den Waffen üben. Tausend von jeder Abtheilung bildeten in jährlicher Abwechselung die Leibwache des Königs. Aus den Abbildungen ersieht man, daß die Kriegskunst in Aegypten einen hohen Grad der Ausbildung erreicht hatte. Da zieht das schwere Fußvolk unter verschiedenen Standarten einher, in dichten Reihen phalanxartig aufgestellt, mit enganliegenden Sturmhauben und großen Schilden versehen und bald mit Lanze und Schwert, bald mit Streitäxten und Streitkolben, mit Dolchen und andern Waffen reichlich ausgerüstet. Trompeter gehen dem Zuge voran. Dort sind Bogenschützen abgebildet, wie sie auf ein gegebenes Zeichen beim Beginne des Kampfes ihre scharfen und schweren Pfeile abschießen, von denen der Köcher an der linken Seite noch eine große Anzahl enthält. Hier fährt auf leichtem, zierlichen Kriegswagen der König oder der Feldherr einher, mit Pfeil und Bogen kämpfend, während ein neben ihm stehender Wagenlenker mit langen Zügeln die Pferde leitet; man sieht aus der reichern Kleidung, daß nur die Fürsten und Vornehmen mit Streitwagen ins Feld zu ziehen pflegten. An einer andern Stelle wird eine Festung erstürmt, die Einen klimmen auf Leitern die Mauer hinan, indeß die Obenstehenden Pfeile und Steine von den Zinnen herabwerfen; unter einem Schutzdach suchen Andere mit schweren Stoßwerkzeugen eine Oeffnung in die untere Mauer zu brechen; noch Andere schlagen Brücken über die Stadtgraben oder suchen durch unterirdische Gänge der Festung Meister zu werden. Reiterei scheinen die Aegypter nicht gekannt zu haben.

Das bürgerliche Leben auf den Denkmalen.

Wie sehr auch die Thaten und Lebensverhältnisse der Könige auf den Denkmälern in die erste Linie treten, und neben ihnen die Priester in den religiösen Dingen, die Krieger in den weltlichen Angelegenheiten, in den Kriegs- und Siegesscenen den weitesten Raum einnehmen, so verbreiten doch die bildlichen Darstellungen auf den Gräberwänden auch über das Leben und Treiben der unteren Stände, der Ackerbauer und Hirten, der Handwerker und Kaufleute ein helles Licht, so daß uns das ganze bürgerliche, häusliche und gesellschaftliche Leben bis in die kleinsten Besonderheiten klar vor Augen tritt. Wir erhalten durch diese Darstellungen von vielen Dingen, von Gebräuchen und Sitten, von Werkzeugen und Beschäftigungen, von Einrichtungen und Lebensformen ein deutlicheres Bild als durch die schriftlichen Urkunden mancher andern Völker; und dennoch sind sie nur ein matter Abglanz des eigentlichen Lebens; die Bildwerke in Stein oder Farben verhalten sich zu der Wirklichkeit, wie die Mumie zur lebendigen Menschengestalt, es fehlt der Geist und die Seele; einförmige Schattenrisse, rufen sie in dem Beschauer nur Eindrücke des Todes hervor; allenthalben begegnet er einer untergegangenen Welt, in die er sich nicht im Geiste zurückversetzen kann, wie bei dem Lesen eines alten

Schriftwerkes; die Empfindungswelt der ägyptischen Menschheit ist für ihn erloschen; es sind nur Daseinsformen ohne Leben, die kein Mitgefühl in der Brust des Betrachters zu erwecken vermögen. Desto größer ist die Ausbeute für die Kunde des realen Lebens; diese Gräberwelt gleicht einem versunkenen Lande, in dem zwar alles Leben erstorben ist, aber die Formen und Dinge in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit erhalten sind.

Fassen wir zuerst das Landleben in seinen verschiedenen Erscheinungen und Beschäftigungen ins Auge, so sehen wir, daß die Aegypter, trotz ihrer Verachtung gegen das Hirtenleben mit seiner Unreinlichkeit und seinem unsteten Umherziehen, große Sorgfalt auf die Viehzucht wendeten. Sie hielten ganze Heerden von Ochsen, Eseln und Pferden, von Schaafen und Ziegen, von Hühnern, Gänsen und anderem Federvieh, sogar von Schweinen, obwohl ihnen diese als unrein galten und an dem Behagen mit dem in den Gräbern des alten Reiches auch das Detail der Viehzucht dargestellt wird, sieht man, wie stolz die Vornehmen auf ihren großartigen Heerdenbesitz gewesen sind. Auch die Beschäftigungen mit der wild lebenden Thierwelt, Jagd, Fischfang, Vogelstellen, waren den Aegyptern wohl bekannt und, wie aus den Abbildungen hervorgeht, eine „noble Passion" der höheren Stände. Dem Waidwerk lagen die Könige und die Krieger mit Eifer ob; Hasen, Füchse, Hyänen, Strauße, Gazellen und andere Thiere des Feldes und der Wüste werden bald mit Bogen und Pfeilen erlegt, bald in Schlingen und Netzen gefangen, mitunter auch mit dem Lasso verfolgt; schnelle Hunde, zuweilen auch gezähmte Löwen waren die Begleiter der Jäger. Nilpferde wurden von Barken herab mit Speeren getödtet. Landleben. Viehzucht.

Neben der Viehzucht betrieben die Aegypter den Ackerbau mit großer Sorgfalt, der in jenem gesegneten Lande mit weniger Mühe und Beschwerde verbunden war, als an andern Orten. „Nirgends sammelt man die Früchte der Erde mit geringerer Mühe ein, als hier," sagt Herodot. „Die Bewohner reißen nicht mit dem Pfluge mühsam die Furchen auf oder graben mit dem Spaten; sondern wenn der Fluß ihre Fluren getränkt hat, so besäet ein Jeder seinen Acker, treibt die Heerden darauf, daß sie den Saamen festtreten und erwartet sodann ruhig die Ernte." Die Abbildungen in den Grabdenkmälern stellen uns das ganze Verfahren vom leichten Pflügen oder Lockern der Erde zur Saat bis zum Ernten und Einscheuern der Feldfrüchte höchst anschaulich vor Augen. Das Ausdreschen geschah durch Ochsen, wie man auf einer Abbildung in einem Felsengrabe zu El-Kab, oberhalb Theben, ersieht. Dabei sang der Aufseher, wie eine Inschrift in Hieroglyphen besagt, ein Liedchen des Inhalts: „Dreschet, dreschet ihr Rinder! dreschen sollt ihr für euern Herrn, dreschen auch für euch selber!" Auch das Auspressen von Wein und Oel und das Eingießen in Gefäße zum Aufbewahren lernt man aus den Denkmälern kennen. Ackerbau.

Gärtnerei, Obstzucht und Baumpflanzungen waren Lieblingsbeschäftigungen der ländlichen Bevölkerung Aegyptens.

Alle diese Darstellungen des Ackerbaus, der Viehzucht, der Handwerker beziehen sich jedoch nur auf die Domänen der ägyptischen Großen; die dargestellten Leute sind Leibeigene. In der ägyptischen Schul-Literatur gilt der Bauer als höchst unglücklich; seine Ernte fressen Heuschrecken und Vögel; seine Abgaben an Korn kann er nicht bezahlen, die Soldaten, die sie eintreiben, mißhandeln ihn und nehmen ihm sein Vieh u. s. w.

Industrie- und Gewerbwesen. Am vollständigsten werden wir sowohl durch die Abbildungen als durch die in den Gräbern vorgefundenen Kunst- und Industriegegenstände über die Gewerbthätigkeit der Aegypter unterrichtet. Wir ersehen daraus, daß dieses emsige und kunstfertige Volk schon in den ältesten Zeiten nicht nur alle Handwerke verstand, die den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienen, daß es auch in der Bearbeitung von solchen Gegenständen der Kunst und Industrie, die eine fortgeschrittenere Bildung, einen entwickelteren Schönheitssinn, ein reichgeschmücktes Gesellschaftsleben beurkunden, große Fertigkeit besaß. Von der Geschicklichkeit der Aegypter im Behauen und Fortschaffen der Steine haben wir bei der Beschreibung der Bauwerke und Denkmäler Beweise genug gesehen; und wenn sie auch dabei weniger künstliche und mechanische Vorrichtungen anwandten, als die Summe unzähliger Menschenkräfte, so zeugen doch die sitzenden und stehenden Kolosse, die glatten monolithen Säulen und Obelisken aus dem härtesten Gestein, die oft aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußten, welche ungemeine Uebung und Sicherheit die ägyptischen Steinmetzen, Baumeister und Bildhauer besaßen; und die Beschaffenheit mehrerer Farben von wunderbarer Dauerhaftigkeit und Frische läßt vermuthen, daß sie einige Kenntniß von Stoffen und Mischungen gehabt haben, die dem Bereich der Chemie angehören. Daß das an die Bauwerke geknüpfte Kunstleben in Aegypten von großer Bedeutung für die Berufsbestimmung war, beweisen die Abbildungen von Künstlerwerkstätten mit Modellen und angefangenen Arbeiten und der Transport eines fertigen Kolosses auf Schleifen, wobei ein Aufseher durch Schläge in die Hände den Takt gibt und Soldaten und Polizeidiener die Ordnung halten. Nicht minder geschickt waren die Aegypter in der Behandlung des Holzes, des Thones, des Leders, des Eisens, der edlen Metalle u. dgl. m., wie die große Zahl von Handwerkern aller Art, denen wir auf den Monumenten begegnen, kund gibt. Da sehen wir Zimmerleute mit Axt und Säge, Tischler und Wagner, Töpfer, Schuster und Riemer, Schmiede am Blasebalg, Goldarbeiter u. A. Die Kupferminen in der Sinai-Halbinsel, die schon von den Pharaonen des alten Reiches ausgebeutet wurden, lieferten treffliches Metall. Besonders geschickt waren die ägyptischen Spinner und Weber in der Bereitung feiner Zeuge aus Baumwolle und Linnen; die ägyptischen Byssosgewänder, deren Feinheit und Dauerhaftigkeit noch jetzt aus den

Mumienhüllen erhellt, waren im ganzen Alterthum berühmt. Auch die Beschaffenheit der Webstühle lernen wir aus den Abbildungen kennen; und im Färben und Drucken dieser Zeuge scheinen sie, wie auch in der Glasbereitung den Phöniziern in der Zeit wie in der Geschicklichkeit vorangegangen zu sein. Gläserne Gefäße sind in den Gräbern nicht selten. Des vielfachen Gebrauchs der Papyruspflanze wurde schon früher gedacht. Der in die europäischen Sprachen übergegangene Name „Papier" beweis't die ausgedehnte Verbreitung dieses Pflanzenstoffes zu schriftlichen Aufzeichnungen. Doch waren die Handwerker wenig geachtet. „Sie alle, die bescheidenen Träger des ersten menschlichen Kunstfleißes, sie standen „im schlechten Geruch" und der geringste Schreiber im Dienste des vornehmen Mannes sah voller Mißachtung herab auf das geplagte arbeitende Volk."

Die Behauptung Diodor's, die Aegypter hätten auf die Häuser, „die Herbergen der Lebenden", weniger Sorgfalt gewendet als auf die Gräber, die „ewigen Wohnungen", wird durch die Denkmäler und die aufgefundenen Geräthschaften widerlegt. Den Privatwohnungen der Vornehmen und Wohlhabenden fehlte es weder an Größe, noch an Bequemlichkeit und glänzender Ausschmückung. In mehrere Stockwerke getheilt und mit flachen Dächern und Gallerien versehen, gewährten die Häuser einen behaglichen Aufenthalt, dem die innere Einrichtung entsprach. Das Hausgeräthe erscheint auf den Abbildungen zierlich und kunstreich ausgearbeitet und bisweilen mit glänzenden Farben bemalt. Alles was wir heut zu Tage in den Zimmern der Wohlhabenden zu sehen gewohnt sind, als Tische, Stühle, gepolsterte Sessel und Ruhebetten, Vasen aller Art sind von einer Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit, die nicht nur von Luxus, sondern auch von Kunstgeschmack und großer technischer Geschicklichkeit zeugen und eine hohe Ausbildung der gesellschaftlichen Lebensformen andeuten. Gegen die Hitze des Tages gewährten Gärten mit schattigen Laubengängen, mit Landhäusern und Teichen, mit Blumenbeeten, edlen Obstbäumen und Rebgeländen einen kühlen und angenehmen Aufenthalt. Besonders war das Leben der Frauen reich an Bequemlichkeiten und Genüssen, und fern von dem Zwang, der sonst im Orient auf dem weiblichen Geschlechte lastet. Viele Spuren auf den Denkmälern geben den Beweis, daß trotz der gesetzlich gestatteten Vielweiberei das Verhältniß zwischen Mann und Frau ein inniges und das Familienleben ein sittliches war. Nicht nur, daß die Zimmer der Frauen stets reich versehen sind mit Allem, was zur Toilette gehört, daß Sclavinnen zu ihrer Bedienung bereit stehen, ihnen Salben und Putzsachen reichen und ihre Haare künstlich ordnen, sie bildeten auch den Mittelpunkt der Gesellschaft und belebten durch ihre erheiternden Künste, durch Musik, Gesang und Tanz die geselligen Kreise. Und daß die gesellschaftliche Unterhaltung in den volkreichen Städten am Nil von großer Bedeutung gewesen, geht aus zahllosen Darstellungen hervor. Wir können den ganzen Gang einer

Häusliches Leben.

Privathäuser u. deren Einrichtungen.

Gesellschaftliches Leben.

Abendgesellschaft darin verfolgen, von dem Augenblick an, wo Herren und Damen von Dienern begleitet theils zu Fuß, theils in Wagen oder Tragsesseln nach dem gastlichen Hause sich begeben und daselbst von Sclaven empfangen werden, bis zu den ekelhaften Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke, bei deren Darstellung die Zeichner nicht selten satirische und humoristische Züge anbrachten. Die Gastmähler und Feste, wobei Sclaven Blumen und Schaalen darbieten, reich geschmückte Damen sich in munterer geselliger Unterhaltung ergehen, zeugen von Luxus und Wohlleben. Wenn Herodot berichtet (II, 78), daß man bei den Mahlzeiten der Reichen ein hölzernes Todtenbild in einem Sarg den Gästen herumgereicht habe mit den Worten: „Betrachte diesen, und dann trink und sei fröhlich, denn wenn du todt bist, so wirst du sein gleich diesem," eine Angabe, die durch erhaltene Lieder bestätigt wird, so beweisen die Abbildungen in dem Werke von Wilkinson, daß diese Aufmunterung nicht vergebens war. Ueberall trifft man Zeichen der Ueppigkeit und Schwelgerei. Die Tafel ist beladen mit Speisen und Getränken, mit Gefäßen und Schaalen aller Art; die festen Speisen werden, wie noch jetzt im Orient, mit den Fingern genommen, die flüssigen mit Löffeln. Zur Erhöhung der Tafelfreuden spielen Männer und Frauen auf verschiedenen Instrumenten, andere singen und tanzen; öfter nimmt auch die Gesellschaft an diesen Künsten selbst Antheil. Aus der großen Anzahl musikalischer Instrumente, Harfen verschiedener Art, Pfeifen, Flöten, Lauten, Zithern, Tamburin u. A. läßt sich schließen, daß die Tonkunst in Aegypten nicht minder ausgebildet war, als die übrigen Künste. Die Tänze sind, wenn auch abgemessener und langsamer, unsern Schautänzen nicht unähnlich. Auch andere Spiele zur Kurzweil und Unterhaltung findet man auf den Bildwerken dargestellt, als Würfel-, Brett- und Ballspiel, das im südlichen Europa noch jetzt übliche Fingerspiel u. A., ebenso Scheingefechte mit Waffen und zu Schiffe, Gauklerkünste mit Körperverrenkungen, auf den Kopf stellen u. dgl. m.

Handel. Ein Land von so großer Fruchtbarkeit und von einer solchen Fülle an Natur- und Kunstprodukten wie Aegypten mußte eine ausgedehnte Handelsthätigkeit entwickeln, so wenig auch die Nilbewohner den Verkehr mit Fremden suchten. Wie die Chinesen scheinen auch die Aegypter in der alten Zeit den Handel nur so betrieben zu haben, daß sie den fremden Kaufleuten gestatteten, an gewissen Stellen (namentlich auf der kleinen Insel Pharos, dem alten Landungsplatz Thonis gegenüber) ihre Waaren auszuladen und gegen Landeserzeugnisse auszutauschen, daß sie selbst aber nicht in die Länder der „elenden" Fremden reis'ten. Nach Herodot (II, 179) war Naukratis der einzige Stapelort, und fremde Schiffe durften nur durch die kanopische Mündung in den Nil einlaufen. Seefahrer, die sich vermaßen tiefer landeinwärts zu fahren, wurden nach Diodor (I, 67) entweder getödtet oder als Sclaven zurückbehalten. Später entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr insbesondere mit den Ländern im

Osten. Wir wissen aus Josephs Geschichte, daß schon in alter Zeit ismaelitische Kaufleute aus Arabien „Gewürze, Balsam und Ladanum“ nach Aegypten geführt und mitunter auch Sclaven daselbst verkauft haben; denn an den Produkten, welche die benachbarten Länder Syrien, Arabien, Afrika lieferten, an Weihrauch, Erz, Gold, Elfenbein, Oel, auch an Holz zum Schiffbau hatte Aegypten Mangel, während es die Bewohner dieser Gegenden mit Getreide, Waffen, Byssosgewändern und Werkzeugen aller Art versehen konnte. Geht aus den Denkmälern hervor, daß im neuen Reich die Aegypter von den Völkerschaften im Osten bis zu den Gestaden des Euphrat hin Kriegswagen, Harnische, Waffen eintauschten und den Wagenkampf ihnen ablernten, so werden wir dagegen in der Geschichte Kanaans finden, daß zur Zeit Salomo's und seiner nächsten Nachfolger die Aegypter den israelitischen und syrischen Stämmen Streitwagen und Pferde zu liefern pflegten, und daß die Phönizier in Memphis ein eigenes Quartier zur leichtern Betreibung ihres Handels inne gehabt haben. Ueberhaupt konnte sich das Nilland bei der weiteren Entwickelung des Völkerverkehrs nicht länger in seiner nationalen Abgeschlossenheit behaupten; es wurde mehr und mehr in den Strom der Weltgeschichte hineingezogen, wie sehr auch der conservative Sinn des Volkes sich dagegen sträubte. „Aegypten brauchte Erze, Weihrauch, Elfenbein, Sclaven, Holz, besonders zum Schiffbau, dann aber auch zum Hausbau. Zum Austausch hatte es seine Ackererträge, soweit sie über den eigenen Bedarf hinausgingen, die Fabrikate seiner seit Alters entwickelten und lebhaften Industrie, seine Webereien in Linnen und Papyrus, seine Waffen und Werkzeuge, seine Glaswaaren, seine geschnittenen Steine und Schmucksachen, seine Töpferwaaren, seine Medicamente zu bieten.“ Geprägte Geldmünzen haben die Aegypter nicht besessen; man hat mit Unrecht die in so großer Menge in den Gräbern sich vorfindenden Ringe und Scarabäen als solche deuten wollen; jene dienten als Schmuck, diese als Amulete. Der ägyptische Handel war nur Tauschhandel, wobei jedoch Kupfer zur Ausgleichung benutzt ward. Man wog das Kupfer im Handel auf der Waage zu; es hatte die Gestalt von Spiralen. Alle Preise werden nach Pfunden Kupfer angegeben.

Einzelne Ausführungen. 1. Diodor macht (I, 70) von der Hausordnung des Königs folgende Schilderung: „Des Morgens, sobald er aufgestanden war, mußte er zuerst die Briefe empfangen, die von allen Seiten eingingen, damit er durch genaue Kenntniß von Allem, was in Staatsangelegenheiten vorgekommen, in den Stand gesetzt war, überall den richtigen Bescheid zu geben. Dann mußte er sich baden, und mit den Zeichen der Königsgewalt und einem weißen Gewande sich schmücken, und den Göttern opfern. Es war gebräuchlich, daß der Oberpriester, wenn die Schlachtopfer zum Altar geführt waren, neben den König sich stellte, und mit lauter Stimme vor dem versammelten Volke der Aegypter betete, daß Gesundheit und alle andern Güter dem König verliehen würden, wenn er seine Verpflichtungen gegen die Unterthanen erfüllte. Dagegen mußten auch seine Tugenden namentlich aufgezählt, und gesagt werden, er sei gottesfürchtig und sehr menschenfreundlich, mäßig, gerecht und edel gesinnt; ferner, er scheue die Lügen und theile gerne mit; überhaupt sei er über jede Leidenschaft erhaben; wenn er Vergehungen ahnde, so sei die Strafe geringer als die Schuld, 1. Hofceremoniel.

und wenn er Wohlthaten vergelte, so übersteige die Belohnung das Verdienst. Wenn hierauf der König das Opfer beschaut und eine glückliche Bedeutung darin gefunden hatte, so las unterdessen der Tempelkanzler nützliche Rathschläge und Handlungen der ausgezeichnetsten Männer aus den heiligen Büchern vor, damit die Gedanken des Fürsten, der alle Gewalt in Händen hatte, auf die edelsten Bestrebungen gelenkt würden, während er mit den vorgeschriebenen, einzelnen Verrichtungen zu thun hätte. Denn nicht blos für öffentliche Geschäfte und Gerichte war eine Zeit bestimmt, sondern auch für den Spaziergang, das Bad, die eheliche Annäherung, überhaupt für alle Verrichtungen des Lebens. Die Kost für die Könige mußte ganz einfach sein; blos Kalbfleisch und Gänse kamen auf ihren Tisch, und Wein tranken sie nicht über ein bestimmtes Maaß, so daß Ueberfüllung und Trunkenheit nicht möglich war. Ueberhaupt war die ganze Lebensweise so gleichförmig angeordnet, daß man glauben sollte, sie wäre nicht von einem Gesetzgeber vorgeschrieben, sondern von dem geschicktesten Arzte nach Gesundheitsregeln berechnet. — Wenn man es sonderbar findet, daß die Könige nicht mit voller Freiheit über ihre tägliche Kost verfügen konnten, so ist es noch befremdender, daß sie auch nicht nach ihrer Willkür Recht sprechen und Bescheid geben, und Niemand aus Uebermuth oder im Zorn oder aus irgend einem andern unedeln Beweggrunde strafen durften, sondern sich in jedem einzelnen Fall an die Bestimmungen des Gesetzes halten mußten. Und in diese Sitte fügten sie sich durchaus nicht mit Unmuth oder mit Widerwillen; vielmehr waren sie überzeugt, daß sie das glücklichste Leben führten. Bei ihnen kommen die wenigsten Uebereilungen vor, weil sie eine von den verständigsten Männern gut geheißene Lebensregel befolgen. Weil die Könige so gerecht gegen ihre Unterthanen handelten, so war auch die Zuneigung des Volks gegen seine Fürsten stärker als je die Liebe zwischen den nächsten Verwandten. Nicht blos die Gesellschaft der Priester, sondern alle Aegypter durchaus waren für Weiber und Kinder und für ihre übrigen Güter nicht so sehr besorgt, wie für das Wohl ihrer Könige. Daher haben die meisten der bekannten Könige die vaterländische Ordnung beibehalten, und sich allezeit sehr glücklich gefühlt, so lange die vorhin beschriebene gesetzliche Einrichtung bestand."

2. Krönungsfeier. An der östlichen Wand des Ramesseum sieht man den König Ramses auf einem mit den Bildern eines Löwen, einer Sphinx und eines Habichts geschmückten und von 12 ägyptischen Fürsten getragenen Thronsessel, hinter ihm zwei Gestalten mit ausgebreiteten Flügeln, die Wahrheit und die Gerechtigkeit vorstellend. Krieger und Priester umgeben den Thron, Waffen, Fächer und die Insignien der Königswürde tragend, andere folgen, ähnliche Abzeichen in den Händen, dann sechs königliche Prinzen, Krieger und schriftkundige Priester. — An einer andern Stelle eröffnet eine Bande von Sängern und Musikern mit Trompeten, Pauken, Pfeifen und andern Instrumenten den Zug, welchen Priester, Schreiber, Fächerträger und Krieger bilden; sechs hohe Beamte, ein Schriftgelehrter aus einer entfalteten Rolle lesend, zwei Söhne des Königs und zwei ausgezeichnete Glieder des Priester- und Kriegerstandes folgen; den Beschluß macht der Oberpriester, der sich nach dem Thronsessel umkehrt und dem König Weihrauch darbringt. — Von seinem Thron herabgestiegen opfert der König vor der Statue des Gottes Ammon, welche von 22 Priestern unter einem Thronhimmel mit reichen Behängen getragen wird, andere Priester bringen den Altar der Gottheit mit Blumen und andern Gaben geschmückt, noch andere folgen in langen Reihen, theils die Namensschilder der Vorfahren des Königs, theils Bilderfahnen und heilige Gefäße tragend. Vor dem Gottesbilde befindet sich der geheiligte Stier, die Königin steht abseits als Zuschauerin der Handlung. Vier Vögel fliegen aus nach den vier Himmelsgegenden, um den Göttern des Südens, Nordens, Ostens und Westens zu verkünden, daß der König die „Herrschaft beider Reiche" übernommen habe. Die sechs Aehren, die der König mit goldener Sichel geschnitten hat, bietet ein Priester der Gottheit dar.

3. Landestrauer bei Wenn der König starb, sagt Diodor I, 72, so entstand eine allgemeine Trauer in Aegyp-

ten. Man zerriß die Kleider, verschloß die Tempel, stellte die Opfer ein, und feierte keine Feste, 72 Tage lang. Das Haupt mit Erde bestreut, und unter der Brust mit Leinwand umgürtet, zogen Männer und Weiber in Schaaren von zwei- bis dreihundert umher, und stimmten zweimal des Tages die Wehklage an, im Takt und mit Gesang, wobei sie unter ehrenvollen Lobsprüchen die Tugend des Verstorbenen zurückriefen. Man aß weder Fleisch- noch Mehlspeisen, und enthielt sich des Weins und jeder bessern Kost. Bäder, Salben, Polster wurden gar nicht gebraucht; auch den Genuß der Liebe erlaubte man sich nicht; sondern Jeder brachte im tiefsten Leid, als ob ihm ein geliebtes Kind gestorben wäre, jene Trauertage zu. Während dieser Zeit machte man die Zurüstungen zu dem prachtvollen Begräbniß, und am letzten Tage wurde die Leiche im Sarge vor dem Eingang des Grabes ausgestellt, und, nach dem Gesetz, ein Gericht über das Leben und die Thaten des Verstorbenen gehalten. Da war Jedermann befugt, ihn anzuklagen. Die Priester rühmten seine edlen Handlungen alle der Reihe nach, und das Volk, das sich zu vielen Tausenden zur Leichenbegleitung versammelt hatte, stimmte in die Lobpreisungen ein, wenn er tugendhaft gelebt hatte, und im entgegengesetzten Falle erhob es ein Geschrei. Viele Könige konnten wirklich, weil sich die Volksmenge widersetzte, nicht mit der herkömmlichen Feierlichkeit bestattet werden. Daher kam es, daß die Nachfolger derselben nicht blos aus den oben angeführten Gründen recht handelten, sondern auch aus Furcht, es möchte nach ihrem Tode noch ihre Leiche beschimpft werden, und ewige Schmach auf ihrem Namen ruhen. Dem Tod des Königs.

„Das Land erhielt zuerst die Eintheilung in Nomen," sagt Strabo, „10 die Thebais, 10 das Delta, 16 das dazwischen liegende Land. Nach Einigen gab es im Ganzen so viel Nomen als Palasthallen im Labyrinth." Die Nomen zerfielen wieder in Ortskreise und diese wieder in kleinere Abtheilungen. Ueber Gesetze und Rechtspflege gibt Diodor, ein Bewunderer der weisen und festen Einrichtungen der Aegypter, die er oft nach der Auffassung griechischer Sophisten deutet und auslegt, noch folgende Einzelheiten: „Die Verhandlung begann, sobald der Oberrichter das Bild der Wahrheit anhängte. Die Gesetze waren alle in acht Büchern verfaßt, welche neben den Richtern lagen. Es war gewöhnlich, daß der Kläger seine Angaben Punkt für Punkt aufschrieb, auch wie die That geschehen, und wie hoch das Unrecht oder der Schaden anzuschlagen sei. Dann empfing der Beklagte die von den Gegnern aufgesetzte Schrift, und antwortete auf jeden Punkt schriftlich, entweder er habe das nicht gethan, oder es sei nicht unrecht, oder es verdiene wenigstens eine geringere Strafe. Nun forderte die Sitte, daß der Kläger seine Gegenbemerkungen aufschrieb, und der Beklagte noch einmal antwortete. Hatten beide Parteien ihre Eingaben zum zweiten Mal den Richtern zugestellt, so mußten endlich die 30 Richter unter sich ihre Erklärung geben, und der Oberrichter legte das Bild der Wahrheit auf die eine der beiden Streitschriften. Dies war überall bei den Aegyptern der Gang der gerichtlichen Verhandlungen. Sie glaubten, durch die Reden der Sachwalter werden die Rechtsverhältnisse nur verdunkelt, die Kunstgriffe der Redner, der Zauber des Geberdenspiels, die Thränen der Bedrohten rücken manchen Richtern die Strenge der Gesetze und den wahren Stand der Sache ganz aus den Augen; daher komme es, daß sie oft, wenn sie wegen der Entscheidung in Verlegenheit seien, durch die Macht eines täuschenden oder anziehenden, oder zum Mitleid rührenden Vortrags sich hinreißen lassen. Wenn dagegen die Parteien schriftlich ihr Recht geltend machen, so lasse sich ein sicheres Urtheil fällen, weil die Thatsachen offen vorliegen; da sei am wenigsten zu fürchten, daß der talentvolle über den langsamen Kopf, der geübtere über den unerfahrenen, der freche Lügner über den bescheidenen Wahrheitsfreund einen Vortheil gewinne; Allen werde gleiches Recht widerfahren, weil das Gesetz hinlängliche Frist vergönne, sowohl den Parteien, um die Gegenreden zu prüfen, als den Richtern, um die Behauptungen beider Theile zu vergleichen. (Daß nach erhaltenen ägyptischen Urkunden auch mündliche Gerichtsverhandlungen stattgefunden, somit diese Angaben Diodor's zu modificiren seien, wurde bereits erwähnt.) — — Wenn Jemand 4. Rechtspflege.

auf der Landstraße einen Menschen sah, den man ermorden, oder dem man irgend Gewalt anthun wollte, und wenn er im Stande war, ihn zu retten, und es nicht that, so mußte er sterben. Wenn es ihm aber in der That unmöglich war, Hülfe zu leisten, so war er wenigstens verbunden, das Verbrechen anzuzeigen, und die Räuber gerichtlich zu belangen. Unterließ er das, so bekam er nach dem Gesetz eine bestimmte Zahl Geißelhiebe, und erhielt drei Tage lang gar nichts zu essen. Wer den Andern fälschlich anklagte, hatte die Strafe zu leiden, die den Verleumdeten getroffen hätte, wenn er schuldig erfunden worden wäre. Es war verordnet, daß jeder Aegypter von der Obrigkeit solle aufschreiben lassen, womit er sich seinen Unterhalt erwerbe. Wer sich hier eine falsche Angabe erlaubte, oder wer ein unrechtmäßiges Gewerbe trieb, dem war die Todesstrafe bestimmt. — Wer den Feinden Geheimnisse verrieth, dem sollte nach dem Gesetz die Zunge ausgeschnitten werden. Den Falschmünzern und Solchen, die unrichtige Maaße und Gewichte verfertigten oder Siegel verfälschten, auch Schreibern, welche in die öffentlichen Bücher etwas Falsches eintrugen, oder von dem Eingetragenen etwas löschten, so wie Denen, welche Urkunden unterschoben, wurden beide Hände abgehauen. Vergehen im Krieg bestrafte man mit der Bastonade, eine Strafart, die sich häufig auf den Abbildungen vorfindet. Streng waren auch die Gesetze in Betreff des weiblichen Geschlechts. Wer einer freigebornen Frau Gewalt anthat, wurde entmannt. Ließ sich aber die Frau zum Ehebruch verführen, so bekam der Mann tausend Stockschläge, und der Frau wurde die Nase abgeschnitten. Ueber den Diebstahl hatten die Aegypter ein ganz eigenthümliches Gesetz. Es war verordnet, daß Die, welche dieses Gewerbe treiben wollten, bei dem Diebshauptmann ihre Namen aufschreiben lassen und ihm auch das Gestohlene sogleich, die That eingestehend, vorzeigen sollten. Eben demselben mußte dann Der, welcher Etwas verloren hatte, ein schriftliches Verzeichniß aller vermißten Gegenstände zustellen, wobei Ort, Tag und Stunde, da sie weggekommen, angegeben sein mußte. Auf diese Weise wurde Alles leicht aufgefunden: und nun hatte der Bestohlene den vierten Theil des Werths zu bezahlen und erhielt dann sein Eigenthum zurück."

2) Religion und Cultus.

A) Der ägyptische Götterkreis.

Der Naturdienst der Aegypter wesentlich Sonnencult.

Wie das ganze Dasein der Aegypter durch die Beschaffenheit ihres Landes bedingt war, so stand auch ihr Seelenleben mit der Natur in innigster Wechselbeziehung. In der lang gestreckten Oase des Nilthales berührte sich Leben und Tod so nahe, daß das ganze Sinnen und Denken des Volkes auf diese in ihren tiefsten Ursachen unergründlichen Erscheinungen gerichtet war, und das wichtigste Anliegen, die wahre Aufgabe des Erdenwallens den Aegyptern darin bestand, die Macht des Todes zu schwächen und die Leben schaffenden Naturkräfte zu stärken und zu verherrlichen. Wie daher im bürgerlichen Leben ihre Thätigkeit vorzugsweise dahin ging, dem Vordringen der Wüste mit ihrem tödtlichen Gluthhauch und Flugsande entgegen zu treten, wie sie die Leichname der verzehrenden Gewalt der Todesverwesung zu entreißen bemüht waren, so war ihr Religionsdienst fast ausschließlich der Naturkraft zugewendet, welche in ihrem rollenden Kreislaufe dem ägyptischen Lande Leben und Frucht-

barkeit verlieh — der Sonne. So mannichfaltig die Göttergestalten und Cultusformen sich ausbildeten, da fast jede Stadt ihre eigenen Localgottheiten besaß, und nur wenige der allgemeinen Verehrung des ganzen Volkes theilhaftig waren, und wie dunkel bei den phantastischen Gebilden und vieldeutigen Attributen die Beziehungen der einzelnen Götterbegriffe zur ursprünglichen Idee sein mögen, so geht doch aus allen Vorstellungen auf das Bestimmteste hervor, „daß der Sonnencult der früheste Kern und das allgemeinste Prinzip des ägyptischen Götterglaubens war, welcher, vor allen Localculten vorhanden, in allen einen wesentlichen Theil bildete und nie aufhörte als die eigentliche Spitze des gesammten Religionssystems angesehen zu werden". — Dieser Sonnendienst ist der wahre ägyptische Nationalcult. Nicht nur, daß eine Menge Götterwesen, die mit eigenen Namen und mit eigenen Culten und Heiligthümern auftreten, ihrem innersten Begriffe nach mit der Idee der Sonne in ihren verschiedenen Wirkungen und Erscheinungen in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, sei es durch Geschlecht und Abstammung, sei es durch symbolische Vorstellungen; auch die meisten Orts- und Stammgötter wurden zur Erhöhung ihrer Macht und Stärke mit dem Götterkreis der Sonne in Verbindung gesetzt, bald so, daß man sie damit identificirte, wie Mentu und Tum, bald indem man durch Beifügung des Namens Ra, der als die älteste Bezeichnung des Sonnengottes galt, die Heiligkeit und Größe des Localgottes zu steigern suchte. So wurde nicht nur der thebaische Hauptgott Ammon als Ammon-Ra zum stärksten Nationalgott geschaffen (in manchen Texten heißt Ammon Ra sogar „einzig in Wahrheit lebender Gott"); auch Sebek so wie die meisten übrigen Localgötter wurden durch den Beisatz Ra in den Bereich des Sonnencultus gebracht und somit in ihrer Stellung und Macht gehoben. Selbst Osiris-Ra findet sich auf den Denkmälern. Ueberhaupt trat in späterer Zeit, zu Anfang des neuen Reiches eine pantheistische Richtung ein, welche die Göttergestalten mehr und mehr mit einander verschmolz. „Da alles Leben und alle Beseelung von Ra auf die Erde strömt," sagt Röth, „durch seine regelmäßige Bewegung in dem Weltraum die Tages- und Jahreszeiten entstehen, und von seiner Wärme alle physische Entstehung und Erzeugung abhängt, so galt der Sonnenball den Aegyptern als die sichtbare Verkörperung aller höheren Gottheiten." Als der „König der Götter" war Ra dann auch der würdige Repräsentant der gottähnlichen Könige Aegyptens, die sich daher auf ihren Denkmälern als „Sonne" oder „Sohn der Sonne" bezeichneten. (Aus diesem Namen Ra hat man früher die Benennung Pharao abgeleitet, welche die ägyptischen Könige bei den Hebräern und Assyrern führen. Doch ist dies irrig; sie stammt vielmehr von Per-aa „großes Haus" d. i. Palast, einer Bezeichnung, die an „hohe Pforte" erinnert.)

Dieser Ra, der Vater und König der Götter, der Herr der beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront und den ganzen Himmelsraum regelt und überwacht, dem der rasch fliegende Sperber geweiht war und

Der Sonnencult im untern Lande. 1. Ra.

der feurige Stier Mnevis, wurde besonders in dem untern Lande verehrt, in Memphis und in der „Sonnenstadt", welche die Hebräer On, die Griechen Heliopolis nannten. Hier stand ein hochverehrtes uraltes Heiligthum mit zahlreichen Obelisken, wo nach der Sage der Aegypter alle fünfhundert Jahre der Wundervogel Phönix, von Morgen kommend, in wohlduftendem Weihrauch sich verbrannte, um wieder verjüngt aus der Asche zu erstehen und am dritten Tage in seine östliche Heimath zurückzukehren, eine symbolische Andeutung des Sonnenlaufes in bestimmten immer wiederkehrenden Zeitperioden. Ra war der altehrwürdige Herr des Himmels. Er war der selbstgeschaffene, Leben erzeugende Gott, der sich selbst jeden Tag neu gebärt, in dessen lichten Gefilden die Seelen der Menschen wohnen, welche ihr Leben in Reinheit des Herzens vollbracht haben; der starke Himmelswächter, dessen Abbild der Löwe mit dem Haupte des Sonnengottes, jene bekannte Sphinxgestalt war.

In This, der uralten Hauptstadt, die in der Folge in der neuen Stadt Abydos aufging, wurde Osiris verehrt. Noch in späten Jahren zeigte man dort sein heiliges Grab, und die reichen und frommen Aegypter liebten es, ihre Leichen in Abydos bestatten zu lassen, wie viele Denksäulen beweisen. Auch in

2. Ptah und Pacht. Memphis stand Osiris neben dem Localgotte Ptah, den die Griechen Hephästos nennen, stets in höchster Verehrung. Ptah selbst, ein Gott, der die Welt aus dem Chaos bildete, hatte als altehrwürdige Gottheit einen selbständigen Cultus. In Memphis scheint er als eine „geistigere Potenz" noch über den Sonnengott gesetzt worden zu sein. „Ra, die physische Erscheinung des Weltgottes, wurde als erzeugt von dem aus dem Geiste schaffenden Ptah aufgefaßt." Dieser Ptah, der „Vater des Lichts", der „Herr gnädigen Antlitzes", und „Herr der Wahrheit", wie er in den Inschriften bezeichnet wird, erscheint auf den Monumenten häufig mit dem Kopfe des ihm geweihten Käfers Scarabäus, zuweilen auch unter dessen Bilde. Neben dem Tempel des Ptah in Memphis, in einem prachtvollen

Stier Apis. Hofe, wurde jener heilige Stier Apis unterhalten, der als Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft bei dem ägyptischen Volke in solcher Verehrung stand, daß bei seinem Tod das ganze Land so lange trauerte, bis die Priester einen neuen gefunden hatten, der die bestimmten Kennzeichen an sich trug, worauf dann ein siebentägiges Freudenfest mit Umzügen und Schmausereien das glückliche Ereigniß verkündigte. Er war von schwarzer Farbe mit einem weißen Fleck auf der Stirne, zwiefachen Haaren im Schweife und einem Gewächs unter der Zunge, welches die Gestalt des heiligen Käfers haben sollte. Die Aegypter glaubten, ein Strahl des himmlischen Lichtes befruchte eine Kuh, die noch niemals geboren und diese bringe dann den Apis zur Welt. Aus der Art seines Benehmens, wenn Personen in seine geheiligten Räume traten, wurden Weissagungen ertheilt. Auf dem Todtenfelde zu Memphis fand man über 30 Apismumien in granitnen Sarkophagen. Mit Ptah scheint die weibliche Gottheit Pacht oder Sechet, „die den Ptah liebende Herrin von Memphis", in

Beziehung zu stehen. Zu Bubastis in Unterägypten hieß sie Bast und hier war ihr berühmtestes Heiligthum und ihr heiterer Cultus. Als Göttin der Fortpflanzung war ihr die Katze geweiht, daher auch alle Katzen in Bubastis begraben wurden.

Die eigentliche Nationalgottheit der Aegypter war der Sonnengott **Osiris** mit seiner Gemahlin und Schwester **Isis** und ihrem Sohne **Horus**. Von ihm allein haben die Priester sinnreiche Mythen gebildet, die den Kreislauf des Jahres mit den ihn begleitenden Naturerscheinungen zum sinnbildlichen Inhalt hatten. Osiris, der Wohlthäter und Beglücker des Landes, wird von seinem neidischen Bruder **Typhon** (Set) und dessen 72 Genossen ermordet und sein Leichnam in einem Kasten in den Fluß gesenkt. Die Wellen tragen ihn über das Meer nach Byblus, wo über dem gelandeten Sarge eine herrliche Tamariske aufschießt. Trauernd und wehklagend sucht Isis den verlornen Gatten, begleitet von des Osiris und der Nephthys Sohn, dem schakalköpfigen **Anubis**. Als sie den Leichnam endlich gefunden, ließ sie ihn auf der heiligen Strominsel Philä beisetzen. Aus dem Todtenreiche, wo Osiris nunmehr als Herrscher weilt, erscheint er dem **Horus**, ihn zur Rache ermahnend. Der herrliche Sohn sammelt seine Getreuen um sich, überwindet Typhon und tödtet ihn. Darauf besteigt Horus den Thron seines Vaters und herrscht als der letzte der Götter über Aegypten. In diesem sinnreichen Mythus ist das Naturleben des Nilthales symbolisch dargestellt. Typhon und seine Genossen sind die 72 Tage der Gluthhitze und Dürre. Isis, das ägyptische Land, wehklagt und schreit nach dem Segen des Wassers. Osiris, die im Nil sich kund gebende befruchtende Naturkraft, ist während dieser Herrschaft des feindlichen Bruders weggezogen nach Norden zu den Phöniziern, oder er schlummert an der Felsenpforte bei den Wasserfällen von Philä und Elephantine. Aber sein Sohn Horus, der frische Lenz, verjagt in jugendlicher Lebenskraft den feindseligen Typhon und gibt dem Lande sein Recht und seine Fruchtbarkeit zurück. Der Tod des Osiris ist nur ein Scheintod; er lebt und wirkt sowohl auf Erden durch seinen Sohn Horus (Hor), den „Rächer seines Vaters", als in der Unterwelt, im Todtenreiche, wo er die abgeschiedenen Seelen richtet und sie zu neuem Leben erweckt. Denn „an ihn knüpft sich alles Tiefste im Gottesbewußtsein des Volkes: die Unsterblichkeitslehre in Verbindung mit der Seelenwanderung". Osiris ist die im Verborgenen schaffende wohlthätige Naturkraft, „der Herr des Lebens"; die immergrüne Tamariske ist sein geheiligter Baum, daher auch sein Grab auf der geweihten Insel Philä von hohen Tamarisken beschattet war. Der Ort galt für die heiligste Todtenstätte; deshalb ließen sich, wie in This-Abydos, viele fromme Aegypter dort bestatten. Wie Osiris die verborgene Lebenskraft darstellte, so sein Sohn **Horus** (Harueris) die sichtbare Sonne in ihrer wohlthätigen Wirkung. Er ist das jugendliche Abbild des Ra, mit dem er das Zeichen des scharf-

3. Der Mythenkreis von Osiris und Isis.

Horus und Hathor.

blickenden Sperbers gemein hat; wie dieser verleiht auch er den Pharaonen Sieg und Herrschaft; ja der König erscheint auf den Denkmalen häufig als der auf Erden wandelnde Horus. Ihm zur Seite steht Hathor, eine locale Form der Isis, mit der sie auch das Sinnbild der Empfängniß und der reichlichen Geburt, die Kuh, gemeinsam hat. Auf den Inschriften heißt sie auch „Herrin des Tanzes und Scherzes" und in diesem Sinn hält sie auf den Abbildungen die Sistrum genannte Klapper und das Tamburin, das Zeichen der Freude. Königinnen und Königstöchter wurden vorzugsweise unter ihrem Bilde angeschaut. Isis ist das personificirte Nilland, die „große Göttin" der Aegypter, die in allen Gegenden Tempel und Heiligthümer hatte. An ihren Festtagen wurde eine hölzerne Kuh, mit einem Purpurmantel bedeckt, in Prozession umhergetragen. Ihr heiligster Tempel, den nur die Priester betreten durften, stand auf der Insel Philä, nahe dem Ort, wo ihr königlicher Gemahl sein umfluthetes Grab hatte. Die in Sais verehrte Göttin Neith, der alljährlich das große Lampenfest gefeiert wurde, war gleich der Hathor nur ein Nebenbegriff der Isis, die Personification des empfangenden und gebärenden Naturprinzips, daher sie auch als „Göttin Mutter" auf den Inschriften bezeichnet wird. Diesen wohlthätigen Typhon. Mächten steht Typhon, der Inbegriff aller verderblichen Naturkräfte und todbringenden Erscheinungen feindlich gegenüber. Er ist die versengende Sonnengluth, die aus den libyschen Sandwüsten das gesegnete Nilthal durchfeuert und alles Lebendige verdorrt; er ist der Urheber der Schlangen und giftigen Insekten, der Seuchen und aller bösen Ereignisse; er ist der Gott des Salzmeers, welches die segensreichen Wellen des Nil verschlingt, und der schwarzen Erdschatten, durch welche das Licht des Mondes verlischt. Sein Geburtstag galt als allgemeiner Unglückstag und an seinen Festen wurden rothhaarige Menschen verhöhnt, mitunter auch, nach Diodors Versicherung, an Osiris Grabe geopfert. In einem Papyrus wird er angerufen als der Gott, „der im Leeren ist, schrecklich und unsichtbar, der allmächtige Zerstörer und Veröder, der Alles erschüttert und selbst unüberwindlich ist". Ihm ist neben dem Krokodil und dem wilden Nilpferd besonders „der störrige, übermüthige, trompetenstimmige Esel" geweiht, „der daher in Koptos vom Felsen gestürzt wurde, am Feste des Helios kein Futter erhielt und auf den Opferkuchen gefesselt abgebildet ward". Typhon war zugleich der Gott der feindlichen Völker Kanaans und darum Avaris seine heilige Stadt. Im neuen Reich galt er als Kriegsgott. Auch der griechisch-ägyptische Localgott der spätern Hauptstadt Alexandrien, Serapis, den der Serapis. erste Ptolemäer über alle Götter des Landes setzte und dessen Cultus von dieser griechischen Herrscherfamilie so sehr begünstigt wurde, daß man im dritten Jahrhundert v. Chr. 42 Heiligthümer desselben in Aegypten zählte, gehörte seinem Wesen nach in den Kreis der Sonnengottheiten, auf welche schon sein Name hindeutet; denn die Aehnlichkeit mit Osiris und Apis ist nicht blos eine äußerliche, sie deutet auch, wie schon im Alterthum bemerkt wurde, auf innere Ver-

wandtschaftsverhältnisse. Der ägyptische Name des Serapis ist Asar-Hapi d. h. Osiris-Apis.

Dieser Sonnen- und Naturdienst gehörte hauptsächlich dem untern Lande, den Städten Memphis, Sais, Heliopolis, Bubastis u. a. an; nur der Isis- und Osiriscultus war ein nationaler über das ganze Land verbreiteter. Oberägypten hatte, so lange es als besonderes Reich bestand, seine eigene Götterwelt, die zwar, als Schöpfung desselben Volkes und auf derselben Naturanschauung beruhend, einen ähnlichen Charakter und Vorstellungskreis besaß, aber doch in Namen und Cultusformen abwich. Die zeugenden Naturkräfte und das Leben schaffende Sonnenlicht bildeten auch hier die Grundlage der religiösen Vorstellungen; aber die uralten natursymbolischen Göttergestalten, Chnum der Weltschöpfer, und die zwei Götter Mentu und Tum, welche die zwei Haupterscheinungen des Ra, die aufgehende und untergehende, die überweltliche und unterweltliche Sonne darstellen, so daß Tum als die „Sonne der Nacht" und Mentu als die „Sonne des Tages" bezeichnet wird, traten mit der Zeit hinter dem Localgott von Theben, Ammon zurück, als diese Stadt der glänzende Herrschersitz des ganzen Reiches wurde und ihre erhöhte Bedeutung durch den Einfluß der Priesterschaft und der Könige auch auf ihren Schutzgott überging. Nunmehr nahm Ammon die erste Stelle im ägyptischen Religions- und Cultuswesen ein; und um sein Ansehen zu erhöhen und ihm allgemeine Geltung zu verschaffen, wurden die andern Götterbegriffe auf ihn übertragen. So erlangte er als Ammon-Ra die Würde und Macht eines Alles überstrahlenden Sonnengottes und eines „Königs der Götter". In dieser Verbindung wurde er der Kern und die Spitze des ganzen ägyptischen Göttersystems, der königliche Gott, dem die Pharaonen vorzugsweise Opfer und Anbetung darbrachten, auf daß er die Strahlen seiner Herrlichkeit über sie ausgieße, vor dessen Thron sie ihre Siegestrophäen, ihre Beute und ihre Gefangenen huldigend vorführten, von dessen Gnade sie ihre Würde und Majestät herleiteten, der ihnen Sieg und Kriegsruhm und ewiges Leben verlieh. War Ammon ursprünglich, wie sein Name andeuten soll, ein Gott der „Verborgenheit", der dunkeln, unentwickelten Anfänge, so wurde er durch seine Vereinigung mit Ra der Herr des Himmels mit dem leuchtenden Sonnenlichte, dem Abglanz seiner göttlichen Herrlichkeit.. Chnum war anfangs der Hauptgott der Landschaft Thebais, besonders der südlichen Theile, denen er nach dem Volksglauben die befruchtende Feuchtigkeit zuführte, daher er auch der „Herr der Wasserspenden" oder der „Ueberschwemmungen" genannt wurde. Ihm war der Widder, das Symbol kräftiger Zeugung geheiligt, mit dessen Haupt und Hörnern er abgebildet wird. Dieser gehörnte Widderkopf ging dann auch auf Ammon über, und in der Doppelgestalt als Ammon-Chnum hatte er mehrere Tempel und Cultusstätten. Am berühmtesten war das Heiligthum mit dem vielbesuchten Orakel auf der Oase Siva in der libyschen Wüste, auf jener reizenden Insel des Sandmeeres mit den dichten

Marginalia: Die Götter von Oberägypten. — Chnum. — Mentu und Tum. — Ammon. — Chnum.

Palmenhainen und dem reinen Sonnen-Quell, welche von der Tempelstätte den Namen **Ammonium** führte. Chnum genoß auch neben Ammon noch göttlicher Verehrung, besonders in Elephantine, Syene und Aethiopien, wie die Abbildungen in den Tempeln jener Gegenden, namentlich in Napata am Berge Barkal darthun, wo er als widderköpfiger Mann von grüner Farbe dargestellt ist. Hier an den Katarakten und im obern Nilthal scheint er den ursprünglichen Charakter eines im dunkeln Schooß des Stromes schaffenden und zeugenden Ammon-Ra. Gottes bewahrt zu haben. Als **Ammon-Ra** wird der thebaische Gott in männlicher Gestalt von blauer Farbe dargestellt, auf dem Kopfe eine runde rothe Mütze mit zwei hohen Federn und der Sonnenscheibe, den Stab mit dem Kopfe eines räthselhaften Thieres in der Hand. Ihm errichteten die Pharaonen jene Prachtbauten von Theben mit dem reichen Bilderschmuck, worin sie in der Verherrlichung des Götterkönigs sich selbst verherrlichten; zu seinem Preise erschallten in den Tempeln heilige Lieder; von seinem siegreichen Kampf gegen die Dunkelheit der Nacht und die feindliche Schlange Apophis und von seinem Zug über den weiten sternbesäeten Himmelsmantel, „wie er mit seiner aufsteigenden Barke bei Tag in den oberen Räumen die Wohnorte der Seligen durchzieht, bei Nacht auf seiner Rückkehr durch die Unterwelt die Schrecken der Verdammten schaut", geben die astronomischen Abbildungen in dem großen Grabe Ramses V. sinnreiche Darstellungen; ihm zu Ehren ordnete die Priesterschaft feierliche Feste und Umzüge an, wobei die Figur des Gottes in einem Gehäuse eingeschlossen auf einer mit Widderhörnern gezierten Barke von viermal zehn Priestern durch die heilige Sphinxstraße nach dem Todtenfelde getragen wurde, von hohen Sonnenfächern überschattet und Weihrauch schwingende Priester voraus.

Mit diesen Gottheiten war der ägyptische Götterkreis keineswegs abgeschlossen. In der Volksreligion gab es noch viele hochgefeierte Localgötter. Aber die übrigen Götternamen, die sich noch weiter in den Heiligthümern und Denkmälern vorfinden, gehen größtentheils in den entwickelten Begriffsvorstellungen auf oder sind nur verwandte Ideen, Zweige eines vieldeutigen Ganzen. So die Göttin **Mut** (Mutter) Mut. „die Herrin der Finsterniß" mit dem königlichen Kopfschmuck über dem Geierhaupte, die als Gattin von Ammon-Ra den dunkeln Schooß anzudeuten scheint, aus dem das Leben schaffende Sonnenlicht hervorgeht. In der Gestalt des ihr geweihten Geiers schwebt sie auf den Denkmalen häufig als schützende Göttin über den Pharaonen. Als kosmogonische Gottheit des mütterlichen Empfangens und Gebärens steht sie mit Chem (Pan). Isis und Neith in Beziehung. In diesem Sinn heißt sie auch die Gemahlin des **Chem**, jenes Gottes der Naturfülle, den die Griechen als Pan bezeichneten und der in Chemmis (Panopolis) ein berühmtes Heiligthum hatte, wo er als phallischer Gott dargestellt war mit aufgerichtetem Gliede, in der Rechten eine Geißel schwingend. Ein ähnlicher phallischer Gott mit dem Kopf und Füßen des ihm geweihten Ziegenbocks wurde nach Herodot's Zeugniß in der Landschaft Mendes in Unterägypten verehrt, nach Lepsius Vermuthung eine besondere Form des Osiris und jüngeren Ursprungs. Die Münzen von Mendes haben einen Bock, bald allein, bald auf der Hand einer Gottheit.

In einem Lande, wo die ganze Existenz an das Naturleben geknüpft war, und alle menschlichen Verhältnisse mit den Erscheinungen des sichtbaren Himmels in Beziehung standen, mußte neben dem Sonnendienst schon frühzeitig auch dem Monde und den übrigen Himmelskörpern göttliche Verehrung zu Theil werden. Es wird weiter unten sich zeigen, wie tief der Sterndienst und die astronomischen Forschungen in das ganze Culturleben des ägyptischen Volkes eingriffen; hier wollen wir zum Abschluß nur noch der beiden Mondgötter gedenken, die neben den übrigen Naturkräften im obern Aegypten eine ausgebreitete Verehrung genossen, des Chonsu und des Thot. Jener scheint als „ältester Sohn Ammons" frühe in ein intimes Verhältniß zu dem thebaischen Nationalgott getreten zu sein, mit dem er auch das Symbol des Sperbers gemein hatte. Thot dagegen, der auf einer Darstellung in Semneh ein Sohn des Chnum genannt wird, hatte einen selbständigen über das ganze Nilland verbreiteten Cultus, der mehr mit dem Vorstellungskreis des unterweltlichen Osiris als des oberweltlichen Ammon-Ra zusammenhing. Thot, von den Griechen Hermes genannt, ist der Schreiber der Götter, der „Herr der göttlichen Worte", dem die Aegypter die Erfindung der Zahlen, der Rechenkunst, der Meß- und Sternkunde und der Buchstaben zuschrieben. Der Ibis war das ihm geweihte Thier, daher er gewöhnlich mit einem Ibiskopfe dargestellt erscheint. In der Stadt Schmun (Hermopolis), im mittleren Aegypten, hatte er sein berühmtestes Heiligthum; dort wurde ein heiliger Ibis unterhalten, und die einbalsamirten Ibisleichen aus dem ganzen Lande hatten dort ihre Grabstätte. Als Mondgott mit der Mondscheibe und dem Hundsaffen ist Thot der Schreiber und Ordner der Zeiten und Feste, die er auf Palmblätter aufzeichnet. Als Erfinder der Schrift ist er der „Schreiber der Wahrheit" und der „Gott der Weisheit", in welcher Beziehung ihm der 19. Tag des ersten Monats geheiligt war, wo die Aegypter Honig und Feigen aßen und dazu sprachen: „Süß ist die Wahrheit". Am wichtigsten war seine Betheiligung bei dem Todtengerichte in der Unterwelt; da er nach dem Glauben des Volkes sowohl die Lebensdauer der Menschen aufzeichnete als die guten und bösen Thaten, so lag das Schicksal der Menschenseele hauptsächlich in seiner Hand. In diesem Sinne führte er Griffel und Schreibtafel mit dem Palmzweig und die Straußfeder, das Bild der Wahrheit. Chonsu. Thot.

Einzelne Ausführungen über den Götterkreis des Sonnencultus. „Ra ist die höchste Potenz", sagt Lepsius, „und das Urbild fast aller großen Götter". Auf den Denkmälern ist er gewöhnlich in Menschengestalt mit einem Sperberkopf dargestellt und von rother Farbe, wie die Sonnenscheibe, die über seinem Haupte ruht. Dieses symbolische Zeichen zwischen zwei Flügeln war auch über den Pylonen der Sonnentempel angebracht. — Ueber den Vogel Phönix lauten die Erzählungen verschieden. Wie die Priester von Heliopolis dem Herodot berichteten, käme der an Gestalt und Größe einem Adler ähnliche Vogel aus Aethiopien geflogen, um die in Myrrhen eingehüllte Leiche 1. Ra. Der Vogel Phönix.

seines Vaters im Heiligthume der Sonne zu Heliopolis zu bestatten. Nach der von Tacitus (Ann. VI, 28) berichteten Ueberlieferung soll der Vogel bei Annäherung des Todes in seinem arabischen Heimathlande ein Nest bauen und seine Zeugungskraft hineingießen, worauf ein junger Phönix entstehe; dieser trage dann, sobald er der Last und der weiten Reise gewachsen sei, des Vaters Leichnam in Myrrhen gehüllt nach Heliopolis und verbrenne ihn auf dem Altare der Sonne. Andere Sagen meldeten, der alte Phönix verbrenne sich selbst im Heiligthum des Helios, aus der Asche erstehe ein junger, der dann nach drei Tagen in das „Palmenland" Phönizien, die östliche Sonnenheimath, zurückkehre. Daß in dem Mythus die Idee des großen Jahres enthalten sei und die Lebensperiode des Vogels eine Epoche des großen Weltjahres andeute, haben schon die Alten erkannt. In den Hieroglyphen, sagt Lepsius, ist der Palmenzweig ein Symbol des Jahres und der Jahresperioden. Auf den Denkmälern erscheint der Vogel als eine Reiherart mit einem Federbüschel auf dem Kopfe. Seine von den Priestern angekündigte Ankunft im Tempel zu Heliopolis wurde durch Feste gefeiert. Ohne Zweifel liegt in der Phönixsage eine astronomische Berechnung; die Phönixperiode bezeichnete wahrscheinlich den Zeitpunkt, wo das bewegliche bürgerliche Jahr mit seinen drei durch die Nilüberschwemmungen bestimmten Jahreszeiten wieder mit dem Sonnenlauf zusammenfiel und der Kalender nach den natürlichen Perioden der Ueberschwemmung rectificirt wurde. Christliche Schriftsteller wollten in der Phönixfabel ein Sinnbild der Unsterblichkeit und der Auferstehung des Fleisches erkennen.

2. Ptah. Ptah-Hephästos ist der älteste Gott, der in der Schöpfung sich offenbarende Gott, der Vater des Weltalls. „Er erscheint im Aegyptischen als kosmogonischer Gott," sagt Bunsen, „als weltbildende Schöpfungskraft, und seine Tochter Mat, die Wahrheit, ist nichts Geringeres, als dieses sich ordnende All, der Kosmos." In diesem Sinne, als der Gott, „der im unfertigen Weltzustande der Erzeugung der Dinge vorsteht", war Ptah in dem Tempel zu Memphis als ein ungebornes Kind mit unförmlichem Kopfe und schwachen Füßen aber bereits mit phallischer Kraft begabt dargestellt. Er ging zuerst aus dem Weltei hervor, daher er auch mit dem Ei in der Hand auf den Abbildungen erscheint und der Scarabäus ihm heilig war, der Käfer, von dem die Aegypter glaubten, daß er sein Ei vor sich herrolle, oder daß er nur männlich sei und sich ohne Weibchen fortpflanze. In einer Darstellung in Philä erscheint er mit freien Beinen an einer Töpferscheibe sitzend und ein Ei bildend mit der Inschrift: „Ptah, der Vater der Anfänge, bewegend das Ei der Sonne und des Mondes". — Aber Ptah war auch der Gott des Lichts und der Helle und „Vater des Ra". In dieser Eigenschaft wurde er als junges neugebornes Licht in der Gestalt eines nackten Knaben dargestellt. In den gewöhnlichen Abbildungen erscheint er jedoch als der unwandelbare Gott, in mumienhafter Umhüllung, „welcher mit beiden Händen den mit dem Götterscepter und dem Zeichen des Lebens verbundenen sogenannten Nilmesser, das Bild der Beständigkeit, vor sich hält", einen Stab, an dem sich vier Querbalken befinden. Es gibt also zwei verschiedene Darstellungen des Ptah, die künstlerische ägyptische und die rohe Patäkenform. — Der Stier

Der Stier Apis. Apis, dessen Heiligkeit dem ganzen Stiergeschlecht zu gute kam, so daß bei Todesstrafe verboten war einen Stier zu schlachten, ehe die Priester ihn untersucht hatten, ob er keines der bemerkten Zeichen an sich trüge, erscheint auf den Denkmälern auch manchmal als ganz schwarz oder halb schwarz, halb weiß. Wenn ihn die Priester in einer Heerde entdeckten, brachten sie ihn zuerst nach Nilopolis, wo er 40 Tage auf einer schönen Weide blieb. Während dieser Zeit pflegten ihn die Frauen zu besuchen und ihm ihre Blöße zu zeigen. Später durften sie ihn nicht mehr sehen. Nach Verlauf dieser 40 Tage wurde er auf einem Boote mit vergoldeter Kapelle nach Memphis geführt. „An das Orakel des Apis," sagt Parthey, „knüpfen sich zwei berühmte Namen. Dem Astronomen Eudoxus von Knidus bedeutete es Tod, als der Apis dessen Kleid leckte, dem Cäsar Germanicus dasselbe, als der Apis nicht aus seiner Hand fressen wollte. Zu Strabo's Zeit konnte man ihn durch ein Fensterchen im Stalle besehen, für

Fremde ward er auch in den Hof hinaus gelassen und nach kurzem Herumspringen wieder in den Stall zurückgeführt. Als unter Ptol. Lagi der Apis in Memphis starb, wurde zu seinem Begräbniß nicht nur die ganze dazu bestimmte große Summe aufgewendet, sondern die Priester machten überdies beim Könige eine Anleihe von 50 Silbertalenten. Nach Plutarch wurde der Apis nicht mit Nilwasser, sondern aus besondern Brunnen getränkt, weil man dafür hielt, daß jenes fett und fleischig mache, dies aber der Würde und Heiligkeit desselben geschadet hätte. Die großartigen Apisgräber bei Sakkarah wurden von Mariette aufgefunden.

Die Bast von Bubastis hat einen Katzenkopf, als Sechet einen Löwenkopf mit der Sonnen- Pacht (Bast).
scheibe über dem Haupte und das Kreuz des Lebens in der Hand. Herodot nennt sie Artemis und schildert ihr Heiligthum und das Fest folgendermaßen (II, 138. 60): „Das Heiligthum zu Bubastis ist bis auf den Eingang inselartig, indem aus dem Nil Graben um dasselbe geführt sind, 100 Fuß breit und von Bäumen beschattet. Die Vorhalle ist 10 Klafter hoch und geziert mit Bildern von 6 Ellen, sehr merkwürdig. Und das Heiligthum, das mitten in der Sadt liegt, kann man aller Orten übersehen, wenn man umher wandelt, dieweil die Stadt durch den Schutt erhöhet worden, das Heiligthum aber stets auf seiner Stelle geblieben ist, da es von Anbeginn gestanden. Es geht um dasselbe eine Mauer her, darauf Bilder eingehauen sind und drinnen ist ein Hain von sehr hohen Bäumen, die stehen gepflanzet um einen sehr hohen Tempel, in welchem das Götterbild ist. Das Heiligthum ist auf jeder der vier Seiten einer Stadien lang und breit. Nach dem Eingang führet ein Weg mit Steinen gepflastert, ungefähr 3 Stadien lang und 4 Plethra breit und auf beiden Seiten mit himmelhohen Bäumen bepflanzet. Bei dem Feste der Artemis zu Bubastis geht es also her: Es schiffen zusammen Männer und Weiber und eine große Menge beiderlei Geschlechts in jeglichem Fahrzeug. Der Weiber etliche haben Klappern und klappern damit, einige Männer aber spielen die Flöte die ganze Fahrt hindurch, und die übrigen Weiber und Männer singen und klatschen in die Hände. Und wenn sie auf ihrer Fahrt an eine andere Stadt kommen, so halten sie das Fahrzeug nahe an das Land und thun also: Etliche Weiber thun, wie ich schon gesagt, etliche hohnnecken die Weiber in derselbigen Stadt mit lauter Stimme und etliche tanzen, etliche aber stehen auf und heben ihre Kleider in die Höhe. So machen sie's bei jeglicher Stadt, die an dem Flusse lieget. Wenn sie aber ankommen zu Bubastis, so feiern sie das Fest und bringen große Opfer, und bei diesem Feste gehet mehr Rebenwein drauf, denn das ganze übrige Jahr. Es kommen aber zusammen, was Männer und Weiber sind, ohne die Kinder an die 700,000 Menschen, wie die Leute der Gegend sagen."

Osiris und Isis, Typhon und Nephthys, so lautet der Mythus bei Plu- 3. Der Mythenkreis von Osiris u. Isis.
tarch, wurden von denselben Eltern, Seb und Nut, welche die Griechen Kronos und Rhea nennen, an den hohen Feiertagen der Aegypter geboren, Typhon aber ist, die Weiche durchbrechend, seitwärts herausgesprungen. Schon im Mutterschooße entbrannten Osiris und Isis in Liebe, ihr Sohn war der ältere Horos (Harueris). Beide wurden sodann die Wohlthäter der Menschen. Nachdem Isis den Weizen und die Gerste entdeckt, änderte Osiris die ärmliche und rohe Lebensweise der Aegypter, führte den Bau der Feldfrüchte ein, gab ihnen Gesetze, und lehrte sie die Götter ehren. Später durchzog er alles Land, um es zu entwildern, kaum der Waffen bedürfend, sondern durch Ueberredung und Lehre, durch alle Arten Gesang und Musik zauberisch die Meisten gewinnend, weshalb ihn die Hellenen für denselben wie Dionysos halten. Während seiner Abwesenheit unternahm Typhon keine Neuerung, weil Isis gar sehr auf ihrer Hut war und kräftig ihm entgegen trat; bei seiner Rückkunft aber stellte er ihm mit List nach, wobei er 72 Männer zu Mitverschwornen machte, und zur Helferin eine aus Aethiopien anwesende Königin Namens Aso hatte. Er nahm heimlich das Maaß von des Osiris Körper, verfertigte nach dieser Größe eine schöne reichgeschmückte Lade und brachte sie zum Gastmahl. Als Alle sich über den bewundernswerthen Anblick freuten, versprach Typhon, wie im Scherz, die Lade dem zum Geschenk, der darin liegend sie genau ausfüllen

würde. Alle nach der Reihe versuchten es, aber keiner wollte passen, bis zuletzt Osiris selbst hineinstieg und sich niederlegte. Da liefen die Verschwornen hinzu, warfen den Deckel darauf, verschlossen die Lade von Außen mit Nägeln, gossen heißes Blei darüber, trugen sie an den Fluß hinaus und entsandten sie durch die tanitische Mündung ins Meer. Daher ist diese Mündung noch jetzt den Aegyptern verhaßt und wird nur mit Abscheu genannt. Dies soll am 17ten des Monats Athyr geschehen sein, in welchem die Sonne den Scorpion durchläuft. Als aber Isis die Nachricht erhielt, schor sie an dem Orte eine ihrer Locken und legte Trauerkleider an, wovon die Stadt bis auf den heutigen Tag Kopto heißt. Sie irrte nun überall ängstlich umher, und kam zu Niemanden, ohne ihn anzureden. Auch selbst einige Kinderchen, die sie traf, fragte sie nach der Lade. Die hatten sie zufällig gesehn, und nannten ihr die Mündung, durch welche die Freunde des Typhon dieselbe ins Meer hinabgestoßen. Daher legen die Aegypter den kleinen Kindern eine wahrsagende Kraft bei, und nehmen als Vorzeichen besonders die Ausrufungen, die sie beim Spielen in den Tempeln zufällig hören lassen. Als darauf Isis erfuhr, daß unbewußt Osiris ihrer Schwester Nephthys, als wäre es Isis selbst, in Liebe beigewohnt, und als sie zum Zeichen den Kranz von Honigklee erblickte, den jener bei derselben zurückgelassen, so suchte sie das dieser Verbindung entsprossene Kindchen; denn die Mutter hatte es gleich nach der Geburt ausgesetzt aus Furcht vor dem Typhon. Mit Müh und Noth fand sie es, indem sie von Hunden geleitet wurde, und nährte es auf. Es ward der Wächter und Gefährte der Isis und erhielt den Namen A n u b i s. Dieser soll ebenso für die Götter wachen, wie die Hunde für die Menschen. Ueber die Lade erfuhr Isis ferner, daß dieselbe in der Gegend von Byblos durch die Meereswellen ans Land gespült und an einer Erike sanft abgesetzt sei. Die Erike, als herrlichster Sproß in kurzer Zeit groß aufgewachsen, umschloß einhüllend die Lade, und verbarg sie ganz in sich. Der König des Landes bewunderte die Größe des Gewächses, schnitt den Theil mit dem ungesehn darin enthaltenen Sarge ab, und stellte ihn als Stütze unter sein Dach. Dies erfuhr Isis durch einen wunderbaren Hauch des Gerüstes, und kam nach Byblos, wo sie sich verweint und in dürftiger Gestalt an eine Quelle setzte, und mit keinem Menschen sprach: nur den Mägden der Königin begegnete sie freundlich und liebreich, flocht ihnen das Haar und hauchte ihnen den wunderbaren Wohlgeruch ein, der ihr selbst eigen war. Als die Königin ihre Mägde sah, so fühlte sie ein Verlangen nach der Fremden, deren Locken und Haut einen ambrosischen Duft verbreiteten, und ließ sie holen. Bald wurde sie mit ihr vertraut und machte sie zur Amme ihres Kindleins. Isis nährte das Kindlein, indem sie ihm statt der Brust den Finger in den Mund steckte, und verbrannte bei Nacht die sterblichen Theile des Körpers; sie selbst verwandelte sich in eine Schwalbe, und umflog klagend jene Säule; bis einst die Königin, die sie beobachtete, laut aufschrie, als sie ihren Säugling in den Flammen sah, und ihm dadurch die Unsterblichkeit entzog. Nun offenbarte sich die Göttin und verlangte jene Säule, zog sie leicht unter dem Dache weg und schnitt die Erike rings umher ab. Darauf hüllte sie diese in ein Leinentuch, goß Salben darüber und händigte sie den Herrschern ein (noch jetzt verehren die Byblier das im Tempel liegende Holz der Isis); dann warf sie sich über den Sarg und schluchzte so heftig, daß von den Söhnen des Königs der jüngere starb: den ältern nahm sie nebst dem Sarge zu sich in ein Schiff und fuhr davon. Sobald sie in die Einsamkeit gelangte und mit sich allein war, öffnete sie die Lade, legte ihr Gesicht an das des Todten und küßte es weinend. Da der Knabe stillschweigend von hinten herbei kam und sah, was vorging, so wandte sie, dies bemerkend, zornig sich um, und warf ihm einen so fürchterlichen Blick zu, daß er den Schreck nicht ertrug, sondern starb. Ihm wird um der Göttin willen Verehrung erwiesen: denn er soll der M a n e r o s sein, den die Aegypter bei ihren Gastmählern besingen. Als aber Isis zu ihrem Sohne Horos, der in Buto erzogen ward, reisete, setzte sie das Gefäß mit dem Osirisleibe bei Seite; Typhon in der Nacht beim Monde jagend traf darauf, erkannte den Körper, zerriß ihn in 14 Theile und streute sie umher. So-

bald Isis dies erfahren, suchte sie die einzelnen Theile wieder zusammen, indem sie auf einem Nachen von Papyrus die Sümpfe durchschiffte. Aus diesem Grunde nennt man auch so viele Osirisgräber in Aegypten, weil Isis da, wo sie jedem einzelnen Theile aufstieß, ein Grab errichtete. Andere läugnen dies, und sagen, sie habe Scheinbilder gemacht und den einzelnen Städten übergeben, als ob sie den wahren Körper übergebe, damit ihm von mehreren Seiten Verehrung widerführe, und damit Typhon, wenn er etwa den Horos besiegte und das echte Grab aufsuchte, irre geleitet werde, da man ihm alsdann viele Gräber nennen und zeigen würde. Von den Theilen des Osiris konnte Isis allein das Schaamglied nicht finden: denn dies ward gleich in den Fluß geworfen, und von dem Lepidotos, dem Phagros und dem Oxyrynches verzehrt, welche unter allen Fischen am meisten verabscheut werden. An seiner Statt machte Isis eine Nachbildung und weihte den Phallos, den auch noch jetzt die Aegypter feiern. — Darauf kam Osiris aus der Unterwelt zum Horos, um ihn zum Kampfe zu rüsten und einzuüben. Dabei wird erzählt, daß, als immer mehr von der Gegenpartei zum Horos übergingen, auch Typhons Kebsweib Thueris anlangte. Eine sie verfolgende Schlange ward vom Horos zerhauen. Deshalb wird noch jetzt (bei den Weihen) ein Strick hingeworfen und zerhauen. Der Kampf nun währte viele Tage und Horos siegte; Isis aber, welcher der gefesselte Typhon übergeben ward, tödtete diesen nicht, sondern löste und entließ ihn. Dies ertrug Horos nicht mit Gleichmuth; er legte sogar Hand an seine Mutter und riß ihr die Krone vom Haupt, Hermes aber setzte ihr einen kuhköpfigen Helm auf. Als Typhon darauf den Horos wegen unehelicher Geburt verklagte, so ward mit Hülfe des Hermes der Horos von den Göttern als echt anerkannt, und Typhon in zwei andern Schlachten gänzlich überwunden. Endlich gebar Isis vom Osiris, der nach seinem Tode ihr beiwohnte, den vorzeitigen und an den untern Gliedern unkräftigen Harpokrates." — Die natursymbolische Bedeutung dieses Mythus erklärt sodann Plutarch im Verlaufe seiner Schrift. Auch Diodor (I, 22) spricht von dem Grabe des Osiris auf dem „heiligen Felde" von Philä an Aethiopiens Grenze, mit Denkzeichen und 360 Opferschaalen. „Diese müssen, sagt man, die dazu bestellten Priester jeden Tag mit Milch füllen und unter Wehklagen die Namen der Gottheiten anrufen. Deswegen sei die Insel auch für Niemand zugänglich als für die Priester; und die Leute in Thebais sehen alle Das als den heiligsten Eid an, wenn man bei dem in Philä ruhenden Osiris schwöre." Ein anderes angesehenes Grab des Gottes befand sich in der Stadt Busiris (Haus des Osiris) an einem Nilarm. Nach Diodor's Versicherung (I, 88) wurden hier bisweilen Menschen von röthlicher Farbe, namentlich Fremdlinge, geopfert, woher die Sage von einem tyrannischen König Busiris, welcher alle Fremden getödtet habe, entstanden sei. Nach Strabo trug auch die Ungastlichkeit der Busiriten, die, stolz auf ihr Heiligthum und ihre überlieferten Vorzüge, sich gegen die Fremden strenge abschlossen, zu dieser Sage bei. In Busiris wurden auch die großen Feste der beiden Götter gefeiert. Beim Beginne der Nilabnahme und der Gluthhitze begingen die Frauen und Männer, die in großer Menge von allen Seiten daselbst zusammenströmten, das viertägige Trauerfest um den Tod des Osiris, wobei sie opferten, beteten und sich die Brust zerschlugen; die anwesenden Karer pflegten sich sogar die Stirn mit einem Messer zu zerschneiden. Drei Monate später, wenn der Fluß wieder zu steigen beginnt und die Natur zu neuem Leben erwacht, wurde der Leichnam des Osiris gesucht, wobei man das Bild der trauernden Isis unter Klaggesängen, nächtlichem Fackelschein und lärmendem Getöse, um den feindlichen Typhon zu verscheuchen, Tag und Nacht in Feldern und Hainen bis zum Strand des Meeres umhertrug. Wenn dann die Priester den Heil verkündenden Ausspruch gethan, daß Osiris gefunden sei, so ging man zu dem Bestattungsfest über, wobei Holz zur Lade geschnitten, Flachs zur Mumienbereitung zerrissen und die Todtenspenden ausgegossen wurden. Auch Nephthys genoß göttlicher Verehrung, besonders im Süden, in Nubien (Pselchis). Auf den Denkmälern führt sie die überschwenglichen Titel „Herrin des Himmels", „Herrscherin über alle Götter";

„Herrscherin über die obere und untere Welt"; „die große Herrin der Frauen". — Von größerer
Anubis. Bedeutung war der Dienst des **Anubis**, des Gottes mit dem Schakalkopfe, den man häufig für einen Hundskopf gehalten hat. „In der ägyptischen Mythologie," sagt Parthey zu Plutarch, „nimmt Anubis die Stelle des Hermes Psychopompos ein. Er bringt die Seelen in die Unterwelt und ist auf den Todtenpapyrus vielfach bei dem Begräbniß und dem Seelengerichte beschäftigt. Bezeichnend sind seine hieroglyphischen Titel „Herr der Hügel", und „Herrscher im Westen", denn die ägyptischen Begräbnisse befinden sich größtentheils in der westlichen Hügelkette." Todtenbilder von ihm finden sich in Philä und Dendera; der Ort seiner Verehrung war Cynopolis in Oberägypten.

Horus und Hathor. „Horus wird dargestellt als nacktes Kind," sagt **Parthey** zu Plutarch, „mit enganliegender Kappe, starker Haarlocke und an den Mund gelegtem Finger. Er hat mehrere Benennungen als „Horus die Stütze der Welt"; „der große Helfer"; „Horus die Sonne". Man sieht ihn in dem Sonnennachen um die erste und zweite Tagesstunde; er sitzt auf dem Krummstabe, dem Zeichen der Herrschaft, oder auf dem Lotuskelche; er ist in der Unterwelt bei der Seelenwaage beschäftigt." Seine Haupttempel waren in Ombos, Edfu und Kus (Apollinopolis parva). — In dem Felsentempel von Abu Simbel und in dem großen Tempel von Dendera (Tenthyris) wurde **Hathor**, die weibliche Seite des Horos, verehrt. Verwandt mit Isis, wenn gleich als selbständige Gottheit, wird sie wie diese als weibliche Figur dargestellt, „auf dem Kopfe den Discus zwischen zwei Kuhhörnern, in der Hand den Nilstab. Sie erscheint auch als gefleckte Kuh, und die schönen weiblichen Köpfe mit Kuhohren auf den Säulen in Dendera gehören der Hathor, nicht der Isis". Sie hatten viele Tempel und mehrere Städte waren nach ihr benannt. Die Griechen bezeichnen sie als Aphrodite. Eine vieldeutige Gottheit von ursprünglich kosmogonischer Natur, wie ihre Benennungen „Behausung des Horus", „Herrin aller Götter", „Amme des Horus, die Himmel und Erde mit ihren Wohlthaten füllt", kund geben, bezeichnete sie wohl im Allgemeinen die mütterliche Kraft des Gebärens und Ernährens, daher ihr auch der Perseabaum, die ägyptische Lebenspflanze, heilig war.

Neith. „**Neith** erscheint auf den Denkmälern als weibliche Figur mit grünem Gesicht," sagt **Parthey**, „sie trägt auf dem Kopfe die Krone von Unterägypten, in den Händen das Blumenscepter, manchmal auch Bogen und Pfeile. Ihr beständiger Titel ist „Göttin-Mutter" oder „Mutter der Götter". Verehrt ward sie hauptsächlich in **Sais**." Ihr Standbild in dem dortigen Tempel hatte nach Plutarch die Inschrift: „Ich bin das All, das Verborgene, Gegenwärtige und Zukünftige, meinen Schleier (Peplos) hat noch kein Sterblicher gelüftet". Ueber das **Lampenfest** berichtet Herodot Folgendes (II, 62): „In Sais versammelt man sich zum Opfer in einer gewissen Nacht und zündet ein Jeglicher viele Lampen an in freier Luft, rund um das Haus her. Diese Lampen sind Gefäße voll Salz und Oel und oben darauf schwimmt der Docht. Und die brennen die ganze Nacht und das Fest führet den Namen das Fest der brennenden Lampen. Diejenigen Aegypter aber, so nicht kommen zu dieser Festversammlung, die nehmen wahr die Nacht des Opfers und zünden auch allzumal Lampen an, und so ist nicht blos in Sais allein, sondern in ganz Aegyptenland erleuchtet." Neith wird von den griechischen Schriftstellern mit Athene identificirt. Zu dieser Zusammenstellung führte die Aehnlichkeit des Lampenfestes zu Sais mit dem Fackellaufen in Athen, der verwandte Klang der Namen und das Symbol des Weberschiffchens, das beiden gemein sein sollte.

B) Volksglaube. Thierdienst. Priesterliche Religionslehren.

Von allen diesen Gottheiten hat nur Osiris und die ihn umgebende Gruppe eine Mythologie, einen religiösen Sagenkreis; alle übrigen Götterwesen sind bloße Begriffsvorstellungen ohne Geschichte und Lebensschicksale, Namen und Formen zur Erfassung und Bezeichnung des Naturlebens in seiner wechselnden Erscheinung. In den männlichen Göttergestalten ist die zeugende Naturkraft in ihrer mächtigsten Offenbarung, der Sonne, dargelegt, in den weiblichen die empfangende und gebärende in dem mütterlichen Erdenschooß, daher auch die letzteren ihrem Wesen nach alle in einander übergehen oder in den meisten Zügen zusammentreffen. Man wird leicht versucht, nach den Gründen zu forschen, warum ein so begabtes frühreifes Volk wie die Aegypter seinen Götterkreis nicht durch mythologische Gebilde in lebensvolle, handelnde Gestalten umgeschaffen habe. Ein Hauptgrund scheint in der Natur des Volkes und in dem Charakter seiner Priesterschaft gelegen zu haben. Der stabile am Alten und Herkömmlichen festhaltende Sinn der Aegypter war einer lebendigen Fortbildung überlieferter Religionsideen nicht förderlich. Das Volk hatte keine Poesie voll handelnder Gestalten. Wenn sich auch bei andern Göttern Spuren von Mythen finden, wie bei Horhud, der geflügelten Sonnenscheibe, so sind diese schwerlich so allgemein bekannt und ausgebildet gewesen als es etwa die der klassischen Völker waren. Die Griechen scheinen nur von dem weitverbreiteten Osiriscultus genauere Kunde erhalten zu haben. Die Aegypter kannten nur religiöse Formen und Gebräuche, nur künstlerische Vorstellungen in geheiligter Ueberlieferung, nur Feste und symbolische Handlungen, deren tiefere Bedeutung dem Volke verschlossen war. Wenn bei allen heidnischen Völkern mit der fortschreitenden Culturentwickelung der Religionsdienst ceremonienreicher, mannichfaltiger und feierlicher wurde, so mußte er bei einem Volke wie das ägyptische, dessen ganze Lebensthätigkeit durch herkömmliche Formen, Gebräuche und Gesetze geregelt und gebunden war, ganz und gar in eine äußerliche Werkheiligkeit übergehen; die Werkheiligkeit, bestehend in Opfern und Reinigungen, in heiligen Gebräuchen und Gebetsformeln, in Festen und religiösen Handlungen oder Unterlassungen, füllte das ganze Cultusleben des Aegypters aus; über der mechanischen Verrichtung der vorgeschriebenen Religionspflichten ging die innere Heiligung, der unmittelbare geistige Verkehr mit der Gottheit verloren. Zahllose Feste, die theils mit den Naturerscheinungen des Landes oder mit astronomischen Zeitbestimmungen in Verbindung standen, theils der großen Menge der Landes- und Ortsgötter geweiht waren, gaben weniger Veranlassung zu einer geistigen Erhebung, als zu äußerlichen Opferhandlungen und feierlichen Prozessionen. Man brachte den Göttern Früchte und Blumen dar; spendete ihnen Trankopfer und räucherte vor ihren Heiligthümern; man schlachtete Schaafe und Kühe, Kälber und

Die ägyptischen Götter bloße Begriffswesen.

Gänse auf ihren Altären; man legte Kränze und Weihgeschenke in ihren Tempeln nieder; man trug an den heiligen Festtagen die Götterbildnisse mit reichen Gewändern und wohlriechenden Salben geschmückt in Stadt und Land umher, wobei sich eine zahllose Volksmenge einfand. Herodot erwähnt auch eines Gebrauchs, den Kindern das Haar abzuscheeren und dasselbe von den Wärtern der heiligen Thiere durch eine Silbergabe von gleichem Gewicht loszukaufen. Reinigungen und Waschungen, Enthaltung von gewissen Speisen und Kleidungsstoffen; Beobachtung der Fasten- und Trauergebräuche bei Todesfällen (s. unten), kurz ein kleinlicher und äußerlicher Gesetzesdienst hielt das ganze religiöse Leben des ägyptischen Volkes so sehr befangen, daß es für die Ausbildung der Glaubenslehren, für die geistige Erfassung der Religion Sinn und Empfänglichkeit verlor. Ihre von Herodot gepriesene Gottesfurcht bestand hauptsächlich in der ängstlichen Beobachtung äußerlicher Religionssatzungen. Unter diesen Verhältnissen mußte die Ausbildung der religiösen Vorstellungen ganz an die Priesterschaft übergehen, welche die kosmischen Urbegriffe, die allen Götterwesen des Heidenthums im Keim innewohnen, nicht mit dichterischer Phantasie zu lebensvollen idealen Menschengestalten umschufen, sondern ihrer speculativen Natur folgend, diese Keime zu natursymbolischen und kosmogonischen Systemen ausbildeten, deren eigentlichen Sinn sie in Geheimlehren verhüllten. Diese Richtung und Bestrebung wurde begünstigt durch die Thiersymbolik, die frühzeitig in den ägyptischen Religionskreis Eingang fand. Es ist noch nicht gelungen, die Entstehung dieser eigenthümlichen Cultusform mit einiger Sicherheit nachzuweisen. Wir wissen nur, daß die heiligen Thiere enge zu den Göttern gehören, ja daß diese mehr oder minder für identisch mit ihren Thieren gelten. Alle Versuche einer genetischen Entwickelung, alle rationelle oder geschichtliche Nachweisung über die Entstehung können nur als Hypothesen gelten. „Der Thierdienst der Aegypter," meint Ranke, „beruht auf einer Voraussetzung des Göttlichen in einigen Thiergestalten. Das artete nun in einen groben Götzendienst aus, aber man vergaß doch nie, daß Alles symbolisch war; der Dienst galt allezeit dem in der Erscheinung verborgenen Gott." Nach einer andern Vermuthung hätten ursprünglich alle Götterbilder menschliche Gestalt und menschliches Antlitz getragen; um diese in ihren rohen unkünstlerischen Formen einander höchst ähnlichen Darstellungen kenntlich zu machen und zu unterscheiden, hätten die Priester Ueberschriften in hieroglyphischer Bildersprache beigefügt, welche den Begriff oder Namen der dargestellten Gottheit andeuten sollten. Da nun diese hieroglyphischen Bezeichnungen größtentheils aus Thiergestalten bestanden, so gewöhnte man sich allmählich, das Götterbild nur in Verbindung mit dem hieroglyphischen Thierzeichen zu denken und endlich die Gottheit zu dem ihr zustehenden Thiere in eine gewisse innere Beziehung zu setzen und einen Theil der göttlichen Heiligkeit auf das letztere zu übertragen. So entwickelte sich in dem Religionskreise des Volkes der Thierdienst, der in demselben Maaße einen rohen

Entstehung u. Ausbildung des Thierdienstes.

materiellen Charakter annahm, als die Priesterspeculation die Göttergestalten zu leeren Begriffsformen umschuf, als die Kluft zwischen den heiligen Geheimlehren und der Volksreligion immer größer wurde und jede Vermittelung verloren ging. Man betrachtete das Thier als ein der Gottheit selbst geheiligtes und dehnte die Verehrung auch auf dieses aus. In oder neben den Tempeln wurden solche Thiere mit der größten Sorgfalt gehegt und gepflegt; und wenn auch die der heiligen Sagen und Deutungen kundigen Priester noch im Symbol den geheimen Sinn erkennen mochten, dem Volke war das Thier selbst geheiligt und die Opfer, Feste und Weissagungen, die häufig daran geknüpft waren, mußten diesen Wahn und Aberglauben verstärken. So war der Sperber allen dem Sonnencultus angehörenden Göttern geweiht, der Ibis dem Thot, der Stier der zeugenden Naturkraft in Ptah und Ra, die Katze der Geburtsgöttin Bast von Bubastis, der Schakal dem Todtenwächter Anubis, gewisse Schlangen dem um Osiris geschaarten Götterkreis und dem Chnum. Alle diese Thiere nahmen an der ihren Gottheiten gezollten Verehrung Theil und je gefeierter und verbreiteter der Cultus des Gottes war, desto höher stieg das Ansehen des ihm geweihten Thieres, wenn es gleich nur in dem Haupttempel wirklich göttlicher Verehrung genoß. Auch die den Localgöttern geheiligten Thiere wurden an den betreffenden Orten gepflegt und verehrt. So zu Ombos unterhalb der Wasserfälle von Syene das dem Gotte Sebak (Sevek) geweihte Krokodil; zu Mendes der Ziegenbock, das Symbol der schaffenden und zeugenden Naturthätigkeit; im heiligen Bezirk des Ammon der Widder u. A. Allen diesen Thieren erwiesen die Aegypter eine heilige Ehrfurcht; nicht blos daß ihre absichtliche Tödtung bei Todesstrafe verboten war, die zufällige von den Priestern mit einer willkürlichen Geldbuße belegt wurde; man widmete denen, die in den Tempelbezirken unterhalten wurden, die größte Sorgfalt, Pflege und Wartung, und wenn sie starben, veranstaltete man feierliche Trauer- und Todtenfeste; die Leichen aller für heilig gehaltenen Thiere wurden auf besondern Leichenfeldern bestattet, viele auch einbalsamirt und in den ihnen geweihten Städten beigesetzt. So bildete sich im Lauf der Zeit jener sonderbare Thierdienst aus, über den die Griechen, die in der Folge das Land bereisten, sich so sehr verwunderten, eine religiöse Verirrung, die bei einem so begabten und gebildeten Volke mit Recht in Erstaunen setzen muß. Denn wie man auch die Entstehung erklären mag, daß das Volk einzelnen Thieren selbst göttliche Verehrung zollte, daß es ihnen opferte und Feste feierte, daß es sie köstlich speis'te, salbte und schmückte und sie in Särgen beisetzte, ist keinem Zweifel unterworfen. Es ist möglich, daß das instinktive Leben, daß der sichere unwandelbare Naturtrieb des Thieres, der in den zahllosen Individuen derselben Gattung sich stets gleich blieb und gleichmäßig äußerte, dem ägyptischen Volke, das ein stabiles Dasein, eine regelmäßige immer wiederkehrende Erscheinungswelt in festen Formen und Naturgesetzen als den Ausdruck höchster Vollkommenheit ansah, Bewunderung einflößte, daß

es in dem Thierleben dieselbe göttliche Gesetzmäßigkeit und ewige Ordnung, denselben unbegreiflichen Naturgeist zu erkennen glaubte wie in dem steten Kreislauf der äußern Landesnatur oder in der geordneten Bewegung der Himmelskörper; es ist auch möglich, daß der in der morgenländischen Menschheit tief wurzelnde Glaube an die Wanderung der Seelen durch Thierleiber die durch die Anschauung der hieroglyphischen Symbole geweckte Ehrfurcht vor den Thierwesen gesteigert habe, und daß somit dieser räthselhafte Cultus niedriger stehender Geschöpfe aus verschiedenen Ursachen und Vorstellungen entsprungen ist und durch Gewohnheit und Herkommen sich befestigte.

Einzelne Ausführungen über den ägyptischen Thierdienst. Herodot berichtet über die Thierverehrung in Aegypten: „Die Aegypter haben einen gar strengen heiligen Dienst. Unter andern auch dieses: Aegypten grenzt zwar an Libyen, ist aber dennoch nicht reich an Thieren, die aber da sind, die gelten alle für heilig beide, Hausthiere und wilde Thiere. Der Brauch mit den Thieren aber ist nun also: Ein jegliches Thier hat seine Wärter, beides Männer und Weiber von ägyptischen Leuten, und diese Würde erbt von Vater auf Sohn. Und die Leute in den Städten bringen ihnen ihre Gabe dar auf folgende Art: Sie beten zu dem Gott, dem das Thier geheiligt ist und dabei scheeren sie ihren Kindern den ganzen Kopf kahl, oder auch nur die Hälfte oder den dritten Theil, und wägen die Haare gegen Silber ab, und was sie wiegen, das geben sie an die Wärterin des Thieres. Die kaufet Fische dafür und zerstückelt sie und reicht sie denselben zum Futter. Also werden dieselben genähret. Wenn aber Jemand dieser Thiere eines tödtet aus Vorsatz, so steht die Todesstrafe darauf, geschieht es nicht aus Vorsatz, so zahlet er die Strafe, die ihm die Priester auflegen. Wer aber einen Ibis oder Habicht tödtet, aus Vorsatz oder nicht, der muß ohne Gnade sterben. Wenn eine Feuersbrunst ist, so haben die Aegypter Acht auf die Katzen und kümmern sich gar nicht, das Feuer zu löschen; und wenn die Katzen dennoch in das Feuer stürzen, so tragen sie groß Leid. Und wenn in einem Hause eine Katze eines natürlichen Todes stirbt, so scheeren sich alle die darinnen wohnen, die Augenbrauen ab; bei welchen aber ein Hund stirbt, die scheeren den ganzen Leib und den Kopf kahl. Die gestorbenen Katzen werden in heilige Häuser gebracht und da werden sie einbalsamet und zu Bubastis begraben; die Hunde aber begraben sie, ein jeglicher in seiner Stadt, in heiligen Särgen. Und wie die Hunde werden auch die Ichneumon begraben, die Spitzmäuse und Habichte aber bringen sie gen Buto und die Ibis gen Hermopolis. Die Bären aber, die sehr selten sind, und die Wölfe, die nicht viel größer sind denn die Füchse, begraben sie an derselbigen Stätte, da man sie liegen findet. Einige Aegypter halten die Krokodile für heilig, andere aber nicht, sondern verfolgen sie wie die Feinde. Die aber um Thebä und um den See Möris wohnen, die halten den Krokodil für sehr heilig. Und bei beiden wird von allen Krokodilen einer ernähret, der ist abgerichtet, daß er sich angreifen läßt. Und sie thun ihm Gehenke in die Ohren, von Krystall und von Gold, und Armbänder um die Vorderfüße, und reichen ihm vorgeschriebene und heilige Nahrung und halten ihn auf das herrlichste so lange er lebt, und wenn er gestorben ist, so balsamen sie ihn ein und begraben ihn in einem heiligen Sarge. Die aber um Elephantine wohnen, die essen die Krokodile und halten sie nicht für heilig. In der Gegend um Thebä gibt's heilige Schlangen von kleiner Gestalt, die den Menschen nichts thun. Diese begraben sie, wenn sie gestorben sind, in dem Heiligthume des Zeus, dem sie heilig sind." Eine mit Recht für Manchen befremdende Erscheinung in Aegypten, sagt Diodor c. 83, ist die Weihe der heiligen Thiere. Fürs erste ist jeder Gattung von Thieren, welcher eine solche Verehrung gewidmet wird, ein Stück Landes geweiht, dessen Ertrag zur Pflege

und Ernährung derselben hinreicht. Auch wenn die Aegypter gewissen Göttern für die Erhaltung ihrer Kinder in einer Krankheit das Gelübde gethan haben, diesen das Haar abzuscheeren, und an Gold oder Silber soviel, als das Haar wiegt, darzubringen, so geben sie dieses Geld den Wärtern jener Thiere. Den Habichten werfen diese Leute klein geschnittenes Fleisch im Fluge zu und rufen dazu mit lauter Stimme, daß sie es auffassen; den Katzen und Ichneumonen weichen sie Brod in Milch ein, und locken sie zu der Speise herbei, oder sie füttern dieselben mit zerstückelten Fischen. Ebenso reichen sie jedem der andern Thiere die Nahrung, die seiner Gattung angemessen ist. Und statt sich diesen Diensten zu entziehen, oder sich ihrer zu schämen, wenn die Sache unter dem Volk bekannt würde, rühmen sie sich vielmehr, als wären sie zur würdigsten Götterverehrung berufen und ziehen mit eigenen Abzeichen in den Städten und auf dem Lande umher. Wer ihnen begegnet, erkennt schon von Weitem, was für Thiere sie zu verpflegen haben, und fällt ehrfurchtsvoll vor ihnen nieder. Wenn ein solches Thier stirbt, so wickeln sie es in feine Leinwand, schlagen wehklagend an ihre Brust, und bringen es auf den Balsamir-Platz, da salben sie es mit Cedernöl und andern wohlriechenden Stoffen, die zu längerer Erhaltung der Leichen dienen, und begraben es in einem heiligen Sarge. Wer eines dieser Thiere vorsätzlich umbringt, der ist des Todes schuldig. Ist es aber eine Katze oder ein Ibis, so muß er in jedem Falle sterben, er mag das Thier absichtlich oder unvorsätzlich getödtet haben; die Menge läuft zusammen und mißhandelt den Thäter auf die grausamste Weise; und das geschieht zuweilen ohne richterliches Urtheil. Die Furcht vor dieser Strafe ist so groß, daß Jeder, wenn er ein solches Thier todt sieht, von ferne stehen bleibt und ruft, und jammernd versichert, er habe es schon todt gefunden. Wie tief in den Gemüthern der Glaube an die Heiligkeit dieser Thiere gewurzelt ist, und wie unerbittlich man für ihre Verehrung eifert, beweis't folgendes Beispiel. Zur Zeit, da der König Ptolemäus von den Römern noch nicht für ihren Freund erklärt war, und das Volk sich alle Mühe gab, die Gunst der Fremdlinge aus Italien zu gewinnen, und jeden Anlaß zur Klage oder zum Krieg ängstlich vermied, da geschah es, daß ein Römer eine Katze tödtete; es entstand ein Auflauf um das Haus des Thäters, und weder die Fürbitte angesehener Männer, die vom König abgesandt waren, noch die allgemeine Furcht vor Rom war im Stande, die Strafe von dem Menschen abzuwenden, ob er es gleich nicht mit Vorsatz gethan hatte. Von dem Apis in Memphis, dem Mnevis in Heliopolis, dem Bock in Mendes, ferner dem Krokodil im See Möris, dem Löwen, der in Leontopolis gehalten wird, und vielen andern solchen Thieren läßt sich viel erzählen. Man hält diese Thiere in heiligen Gehegen, und viele vornehme Männer verpflegen sie, und reichen ihnen die köstlichste Nahrung. Sie versorgen sie beständig mit Brei aus Semmelmehl oder Weizengraupen und aus Milch, mit allerlei Backwerk aus Honig bereitet, mit Gänsefleisch, bald gesottenem, bald gebratenem. Den fleischfressenden Thieren fangen sie Vögel, die sie ihnen in Menge vorwerfen. Ueberhaupt wenden sie auf die Wartung derselben viel Geld und Mühe. Immer sind sie beschäftigt, ihnen warme Bäder zu geben, die herrlichsten Salben einzureiben, und mit allerlei Wohlgerüchen sie zu beräuchern. Mit großen Kosten bereiten sie ihnen prächtig geschmückte Lager. Stirbt ein solches Thier, so gebärden sie sich als ob sie ein geliebtes Kind verloren hätten, und veranstalten ein übermäßiges Leichengepränge, das in keinem Verhältniß zu ihrem Vermögen steht."

Während die Volksreligion mehr und mehr in Aberglauben und äußere Werkheiligkeit aufging, während der Dienst der heiligen Thiere, prunkvolle Religionsfeste, ceremonielle Gebets- und Opferhandlungen und rituelle Vorschriften das Geistesleben der Menge gefangen hielten, faßte die Priesterschaft die religiösen Elemente des Landes zu einem Ganzen zusammen und indem sie das Verwandte verknüpfte und das Unentwickelte seinen Zielen zuführte, schuf

Priesterliche Religionslehren

sie mit der Zeit ein religiöses System, dessen Spuren sich noch in den zerstreuten Nachrichten griechischer Schriftsteller erkennen lassen. Sind auch diese Angaben nicht frei von Irrthümern und Mißverständnissen und ging auch den Verfassern das Verständniß des tiefern Sinnes der heiligen Lehren, Gebräuche und Symbole meistens ab, so enthalten sie doch Bruchstücke, die, verbunden mit den gewonnenen Resultaten der Monumentenerforschung, das Religions- und Geistesleben einigermaßen erkennen oder errathen lassen.

Wir kennen jetzt nach Auffindung der geheimen Keller mancher Tempel solche priesterliche Geheimlehren; sie zeichnen sich meist nur dadurch aus, daß sie noch größeren Gallimathias enthalten, als die für profane Augen bestimmten. Freilich wird man gut thun, sich diese heiligen Lehren nicht zu tiefsinnig vorzustellen.

Die drei Götterordnungen. Zuerst scheint die Priesterschaft bemüht gewesen zu sein, die einzelnen Localgötter zusammenzufassen und in bestimmte Ordnungen zu bringen. Dieses Verfahren hatte wohl die Aufstellung der drei Klassen zur Folge, in welche, nach dem Zeugniß der Griechen, die Aegypter ihre Götter eingetheilt haben. Aber es herrscht große Meinungsverschiedenheit, welche Gottheiten der einen oder der andern Ordnung angehörten. Nicht einmal über die Zahl ist man einig. Nach Herodot gab es acht „große" oder „älteste" Götter, welche die erste Ordnung bildeten, indeß die zweite und dritte je 12 Götternamen umfaßte. Während aber von Herodot Osiris der dritten Ordnung beigezählt wird und somit unter den jüngsten erscheint, hat derselbe bei Manethos und auf den Inschriften seinen Rang in der ersten; anderer Widersprüche nicht zu gedenken. Die größte Verschiedenheit herrscht bei den Göttern des ersten Kreises, wo weder die Zahl noch die Namen übereinstimmen. Nach der memphitischen Lehre enthält die erste Ordnung sieben oder acht Götter, die weiblichen Gottheiten ungerechnet, „die in der Regel nur den Ausdruck des weiblichen Prinzips der dem Gotte inwohnenden Natur, also seine nothwendige Ergänzung waren", nach der thebaischen neun, „die neun großen Götter von Theben". Aber sämmtliche Gottheiten sind nur symbolisirte Naturkräfte; selbst die jüngsten Götter der dritten Ordnung sind keine Heroen oder vergötterte Menschen; auch sie gehören dem großen Reiche natursymbolischer Begriffswesen an.

Speculatives Religionssystem. Diese mannichfaltigen Naturkräfte, die in den verschiedenen Götterfiguren verhüllt lagen, zu ordnen und in ihrem physischen oder kosmischen Zusammenhange zu erfassen, scheint das zweite Bestreben der Priesterschaft gewesen zu sein. Vorzüglich wendeten sie ihre Geistesthätigkeit der Lehre über die Entstehung des Weltalls zu und brachten die kosmogonischen Keime, die in den Göttergestalten des Volksglaubens enthalten waren, zur systematischen Entwickelung und Ausbildung. Ist es auch bis jetzt der Forschung noch nicht gelungen, aus den zerstreuten, den verschiedensten Zeitaltern angehörigen Angaben griechischer und römischer Schriftsteller ein sicheres Lehrgebäude der religiösen Anschauungen der Aegypter aufzustellen, so ist man doch durch scharf-

sinnige Combinationen zu wichtigen Ergebnissen gelangt, die einst, wenn erst die Scheidung des Späteren und Früheren durch kritische Bearbeitung der zahllosen Inschriften religiösen Inhalts ermöglicht sein wird, Licht und Ordnung in das geheimnißvolle Dunkel ägyptischer Religionslehren bringen werden. Für unsern Zweck genügt es, die bekanntesten auf den Angaben der Alten und auf hieroglyphischen Worterklärungen aufgebauten Systeme ihrem wesentlichen Inhalte nach in den Ausführungen anzudeuten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur die Darstellung von Lepsius als im Wesentlichen richtig gelten kann, die Bunsen'sche Auffassung dagegen veraltet ist und vielfach auf Hypothesen und irrigen Annahmen beruht.

Ausführungen. Lepsius gibt folgende Zusammenstellung des ersten Götterkreises:

Nach Memphitischer Lehre:	Nach Thebaischer Lehre:
1. Ptah (Hephästos).	1. Amen (Ammon, Zeus).
2. Ra (Helios).	2. Mentu (Month) } die zwei Hauptphasen
3. Schu („Sohn des Ra") und Tefnet („Tochter der Sonne").	3. Atmu (Tum) } des Gottes Ra.
4. Seb (Kronos „Vater der Götter") und Nut (Rhea, „Gebärerin der Götter").	4. Schu und Tefnet.
5. Asar (Osiris, Dionysos) und (6) Ast (Isis, Demeter).	5. Seb und Nut.
	6. Asar und Ast (Osiris und Isis).
6. (7) Set (Typhon) und Nebhat (Nephthys).	7. Set und Nebhat.
	8. Horos und Hathor.
7. (8) Hor (Horos, Apollon) und Hathor (Aphrodite).	9. Sebak Tanent oder Anit („Tochter des Ra").

Nach Bunsen bestand jede der drei Götterordnungen aus zwölf Götternamen. Zu dem **ersten** Götterkreis rechnet er: 1. Ammon; 2. Khem (der zeugende Naturgott von Panopolis); 3. Mut (Leto, Göttin von Buto); 4. Kneph (Knuphis der widderköpfige Gott); 5. Seti (Sate) Knephs Genossin; 6. Ptah (Weltschöpfer von Memphis); 7. Neith (in Sais); 8. Ra (Heliopolis). Indem er den Gott Ptah in seiner zwiefachen Gestalt doppelt setzt und ihm noch eine „froschköpfige Göttin" beifügt, erhält er 10 Götternamen; die zwei fehlenden können nicht mit Sicherheit angegeben werden. Zur **zweiten** Götterordnung rechnet er: 1. Khonsu (Herakles); 2. Thot (Hermes); 3. Atmu; 4. Pacht (von Bubastis); 5. Hathor (Hether, Aphrodite); 6. Mau oder Mu („Sohn des Ra", mit der Straußfeder); 7. Ma (Tochter des Ra, Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit); 8. Tefnu (Tefnet); 9. Muntu (Mandulis) „Sohn des Ra" mit Sperberkopf und Sonnenscheibe; 10. Sebak (Sevek) der Krokodilgott von Ombos; 11. Seb (Kronos); 12. Nutpe (Rhea). In die **dritte** Ordnung fallen die sechs Göttergestalten des Osiriskreises: Osiris (in doppelter Gestalt als Gott der Ober- und Unterwelt), Isis, Horus, Seth (Typhon), Nephthys, Anubis; ferner Harpocrates und vier Todtengenien.

C) Todtengericht und Bestattung.

Blieb auch der tiefere Sinn der Religionslehren dem Volke verschlossen, Zustand nach dem Erdenleben.
so wußte die Priesterschaft doch das ganze Leben der Aegypter in den religiösen Gesichtskreis zu bannen und den Dienst der Götter als den wichtigsten und einzigen Zweck des irdischen Daseins hinzustellen. Sie lehrten die Menschen,

nicht nur die Güter der Erde als die Gaben der Himmlischen zu betrachten und die guten und bösen Geschicke als Folgen ihres Wandels, ihrer frommen oder gottlosen Handlungen, Gedanken und Bestrebungen aufzufassen; sie lenkten auch den Blick über das Erdenleben hinaus und machten das Loos der Seele nach dem Tode von dem irdischen Lebenslauf abhängig. Wir wissen nicht nur von den Griechen, besonders von Herodot, nach dessen Versicherung die Aegypter die ersten Menschen gewesen, welche an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt hätten, wir erfahren auch aus dem sogenannten **Todtenbuche**, jenem merkwürdigen Literaturstück, „welches man den Verstorbenen gewissermaßen als ein Reisehandbuch für die ihnen bevorstehende Wanderung nach der Unterwelt mit in den Sarg gab", wie aus den bildlichen Darstellungen vieler Gräber, daß die Aegypter sehr ausgebildete Lehren und Vorstellungen über die Schicksale und Zustände der Seele nach vollendetem Erdenleben gehabt haben. Dieses Todtenbuch besteht aus einer Sammlung von Gebetsformeln und Reden, welche man in größerer oder geringerer Vollständigkeit den Verstorbenen auf Papyrusrollen in die Gräber mitzugeben pflegte, aus mystischen Anrufungen, welche die Aegypter der späteren Jahrhunderte selbst nicht mehr verstanden, so daß schon frühe Commentare nöthig waren. Auf diesen Blättern sind die Wanderungen der Seele durch die Regionen der Unterwelt dargestellt; die Gebete und Anreden, welche dieselbe auf ihrem Gange an die ihr begegnenden Götter und Dämonen zu richten hat, die Prüfungen, denen sie im Todtenreich unterworfen wird und die Antworten, die sie geben soll. Ein Hauptbestandtheil dieser sinnbildlichen Schilderungen ist die Scene, wie die Seele nach der Beisetzung des Körpers mit der sinkenden Sonne in den **Amenthes**, das dunkle Schattenreich, hinuntersteigt und dort vor den Todtenrichtern ihr Urtheil empfängt.

Das Todtengericht.

Am Eingang sitzt der „Verschlinger" auf einer Erhöhung, ein nilpferdartiges Ungeheuer mit weit aufgesperrtem Rachen, ähnlich dem Cerberus der griechischen Unterwelt. Im Vorsaale des auf Säulen ruhenden Todtenpalastes mit reichgeschmücktem Pylonenbau sitzt Osiris als Richter der Unterwelt in Mumiengestalt auf dem Throne, die Krone auf dem Haupte und Geißel und Krummstab in Händen; ihm zur Seite an der Wand des Saales die 42 Dämonen theils in Menschengestalt, theils mit verschiedenen Thierköpfen versehen, die als Beisitzer und „Urtheilsfinder" des Gerichts über die 42 in dem ägyptischen Religionsgesetz verbotenen Todsünden zu erkennen haben, deren sich der Verstorbene als „nicht schuldig" erklärt. Auf Lotusblumen, die inmitten eines den Richterstuhl umgebenden Wassers emporsteigen, befinden sich die vier **Todtengenien** mit Menschen-, Affen-, Sperber- und Schakalkopf, denen die verschiedenen Eingeweide des Körpers heilig waren. Am andern Ende des Saales tritt der Verstorbene ein; **Mat**, durch das Symbol der Straußenfeder als Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit bezeichnet, empfängt ihn und führt ihn zu der **Waage** der Gerechtigkeit, auf welcher sein Herz in der einen Waagschaale gegen die Straußenfeder (oder eine kleine Statue der Göttin selbst) in der andern abgewogen wird. Die Waage wird besorgt von dem sperberköpfigen **Horus** und dem schakalköpfigen **Anubis**, dem Todtenführer;

Thot mit dem Ibiskopf, der Gott der Schreibkunst und der Wissenschaft, hält als Protocollführer Schreibtafel und Griffel, um das Ergebniß der Wägung und das Urtheil aufzuzeichnen. Bei dem Verhöre und Sündenbekenntniß kommt kein hohes sittliches Ideal zum Vorschein. Der Beklagte ist nicht niedergebeugt durch das Bewußtsein der Sündhaftigkeit, sondern er beruft sich auf seinen Wandel nach dem Gesetze; er habe die heiligen Gebote nicht übertreten; er habe den König, den Vater, die Götter nicht geschmäht oder verachtet; er sei kein Dieb, kein Trunkenbold, kein Ehebrecher, kein Mörder gewesen; er habe keine Lüge geredet, keinen falschen Eid geschworen, nicht den Kopf geschüttelt, wenn er Worte der Wahrheit vernommen; er sei kein Heuchler, kein Scheinheiliger, kein Verleumder gewesen; er habe keines der heiligen Thiere getödtet oder gegessen, keine der gebotenen Ceremonien und heiligen Handlungen unterlassen, von den Opfern und Heiligthümern der Götter nichts entwendet u. dgl. m. Diese Idee eines Gerichtes in der Unterwelt hat wahrscheinlich die Griechen zu der irrigen Ansicht geführt, als sei ein solches Verfahren unmittelbar nach dem Tode schon auf Erden über den Geschiedenen eingetreten und die Gottlosen der Ehre der Bestattung verlustig erklärt worden, was vielen Herrschern ein Antrieb gewesen sei, gut zu regieren.

Von den Schicksalen der Seelen nach gefälltem Urtheilsspruch geben die bildlichen Darstellungen im Grabe Ramses V. Kunde. Die Seelen Derjenigen, die fromm und gerecht gelebt, treten ihre Wanderung nach den höheren Regionen, dem Sitz der obern Götter, an. Gestärkt und erquickt durch das Wasser des Lebens, welches die Göttin Nut von dem Perseabaum über sie ausgießt, und durch die Früchte, womit sie sie labt, (weshalb man den Verstorbenen nachrief: Osiris gebe dir kühles Wasser!) durchschreiten sie die Räume der Unterwelt voll schrecklicher Ungeheuer, Schlangen und Krokodile und gelangen dann in die Gefilde der Seligen. Hier leben die Seelen der Frommen und Gottesfürchtigen ein Leben voll paradiesischer Unschuld und Glückseligkeit; sie verrichten ländliche Arbeiten, sie brechen himmlische Früchte von den Bäumen, sie lustwandeln unter Blumen und Laubengängen; sie baden sich in himmlischen Wassern; sie ernten die Frucht des Feldes, um sie selbst zu genießen und den Göttern davon zu opfern; sie jubeln und freuen sich, wenn sie die Sonne erblicken. Die Aegypter theilten mit andern Völkern des Morgenlandes den Glauben an die Seelenwanderung, monach die Seelen zeitweise wieder auf die Erde zurückkehrten und sich mit einem Menschen- oder Thierleib verbanden. Doch scheint in Aegypten nicht wie bei den Indern die Rückkehr der Seele als Strafe aufgefaßt worden zu sein; vielmehr wird darum gebetet, daß der Verstorbene herausgehen dürfe auf die Erde und alle Gestalten annehmen, die er wolle. Dasselbe Grabmal enthält auch Darstellungen der Leiden und Qualen, denen die Seelen der Verdammten ausgesetzt sind, welche der Sonnengott nicht mit seinen Strahlen beleuchtet. In verschiedenen von schwertbewaffneten Dämonen bewachten Abtheilungen des Höllenraumes sind die schwarzen Seelen abgebildet theils in Menschengestalt, theils als Seelenbilder mit Menschenkopf und Vogelleib, wie sie von rothfarbigen Dämonen gepeinigt werden. Hier sind einige an Pfähle gebunden und werden von den Geistern mit Schwertern zerfleischt, dort ziehen andere in langen Reihen ohne Kopf einher; hier erscheinen etliche an den Füßen aufgehängt, dort wieder sieht man andere, die in großen Kesseln gesotten werden. Auch ein Schwein sehen wir von Dämonen getrieben, offenbar enthält es die Seele eines Verdammten. In Erfindung der Schrecken war die menschliche Phantasie zu allen Zeiten fruchtbar, in den Tagen des christlichen Dichters Dante wie in der ägyptischen Vorzeit.

Aufenthalt der Gerechten.

Seelenwanderung.

Zustand der Verdammten.

Es ist nicht klar, wie die griechischen Berichte, die die Seelenwanderung als einen Läuterungsproceß der Sünder darstellen, mit den Angaben der Denk-

mäler in Uebereinstimmung zu bringen sind. Vielleicht war die Lehre von der unmittelbaren Vergeltung nach dem Tode, der Belohnung wie der Bestrafung der ältere Glaube, die Vorstellung von einer Wanderung der Seele, die nach Herodot drei Jahrtausende dauern könne, die jüngere Lehrmeinung. Eine religiöse Anschauung, nach welcher es in die Macht eines Jeden gelegt war, durch ein frommes Leben die irdische Wanderung abzukürzen, nach welcher eine endliche Läuterung und Heiligung der Seele nothwendig erfolgen mußte, nach welcher das Leben nicht in eine Ewigkeit von Höllenstrafen ausging, sondern früher oder später in einen Zustand der Ruhe, das Ziel der Sehnsucht für den Morgenländer, zeugt von einer fortgeschritteneren Entwickelung der Naturreligion.

Einbalsamirung und Leichenbestattung.

In welchem Zusammenhang die Sitte der Aegypter, die Leichen durch Einbalsamiren vor der Verwesung zu schützen, mit diesen Vorstellungen von dem Zustande der Seele nach dem Tode gestanden, ist bis jetzt noch nicht genügend erklärt worden. Denn wenn die Seele ein selbständiges Dasein im Jenseits hatte, wozu die sorgfältige Erhaltung des Körpers im diesseitigen Leben? Die Behauptung, daß diese Sitte auf einer Verschiedenheit des Volksglaubens von den Priesterlehren beruhe, daß jener über die rohe und materielle Vorstellung einer nothwendigen Verbindung von Seele und Leib nicht hinausgekommen und die Priesterschaft auch bei fortgeschrittenerer Entwickelung den alten Gebrauch nicht habe stören mögen, ist schon darum nicht stichhaltig, weil gerade die Angesehensten und Gebildetsten, namentlich Könige, Priester und Hofleute, auf diesen Gebrauch den höchsten Werth legten, und wie auch die Inschriften andeuten alle Aegypter ohne Unterschied des Standes und Berufes offenbar den Glauben gehabt haben, daß die Fortdauer der Seele durch die Erhaltung des Körpers bedingt sei, und daß eine Zerstörung der leiblichen Hülle auch die Seele in den Gefilden des Jenseits um die ewige Ruhe bringe. Zur Befestigung der Sitte mag dann auch der den Aegyptern tief inwohnende Trieb beigetragen haben, alles Lebende zu bewahren, sei es in Wirklichkeit oder im Bilde.

Die Art des Einbalsamirens war nach dem Stand und Vermögen des Gestorbenen verschieden. Bei den Vornehmern war das von kunstverständigen und zu dem Geschäfte aufgestellten Männern beobachtete Verfahren im Allgemeinen folgendes: Nachdem der Leichnam aufgeschnitten und von den Eingeweiden befreit war, wurde der Leib mit Palmwein ausgewaschen, dann mit wohlriechenden Specereien, Myrrhen, Kassia u. A. gefüllt und wieder zugenäht. Nach dieser Operation lag die Leiche einige Zeit in Natrum, und erst wenn sie zum zweitenmal gewaschen und mit Gummi bestrichen worden, wurde jeder einzelne Theil des Körpers mit feinem Byssoszeug umwunden und dann das Ganze in Decken gewickelt. Auf Leib und Brust brachte man in den Binden goldene und silberne Idole, besonders Scarabäen, Osirisbilder und ein offenes Auge, das Zeichen des Wiedererwachens und Lebens, an. Außerdem erhielten die Mumien ersten Ranges noch einen aus zusammengeleimtem Kattun und Gyps bestehenden Ueberzug, auf welchem das Gesicht durch eine Abbildung angedeutet und der übrige Körper mit Hieroglyphen beschrieben wurde. Der zur Mumie umgeschaffene Mensch galt als ein dem Osiris geweihter. Waren diese Vorrichtungen zu Ende,

so wurde die einbalsamirte Leiche mit allerlei Schmucksachen, Geräthschaften, Amuleten, Waffen, Ringen, Gefäßen und andern Dingen und mit einer kostbaren Papyrusrolle voll Vorschriften über das Jenseits versehen in einen Sarg von Sykomorenholz gelegt, der Kopf durch eine halbmondförmige Halsstütze von Holz gestützt, die Füße in Schuhe oder Sandalen gehüllt, deren Sohlen hieroglyphische Inschriften trugen. Häufig wurde die hölzerne Lade noch in einen Sarkophag von Granit eingeschlossen. Die fest eingefügten Deckel trugen Inschriften, Sculpturen oder Malereien, die außer dem Namen, Stand und Geschlecht des Verstorbenen auch noch Anrufungen und Gebete an die Todtengötter enthielten. In feierlichem Zuge wurde sodann der Sarkophag in der heiligen Barke, die auf Schleifen von vier Ochsen gezogen ward, nach der Grabstätte geführt, umgeben von den nächsten Angehörigen, die durch Wehklagen und Schlagen der Brüste ihre Trauer kund gaben, und begleitet von einem Priester. Die Zeichen des Standes und Berufes, dem der Verstorbene angehört hatte, wurden vorangetragen, dann folgten heulende Klageweiber und Männer mit Palmenzweigen; bisweilen war auch der Weg mit Palmen bestreut. Hinter dem Sarge gingen die Familienglieder und Bekannten in feierlich ernstem Zuge. Nachdem der Priester Weihrauch angezündet und Opferspenden gebracht, und Einer aus der Versammlung die Tugenden und löblichen Eigenschaften des Geschiedenen gepriesen und die Götter um gnädige Aufnahme desselben angefleht, wurde der Sarg aufrecht in die Grabkammer gestellt und einige Wasserkrüge und Opferkuchen daneben. Der Rückweg wurde nicht über den „heiligen See" angetreten, der sich vor jeder Todtenstätte befand und über den die Barke mit dem Sarkophage geführt werden mußte. — Dies war im Allgemeinen der Gang der Leichenfeier. Doch ersieht man aus den Abbildungen, daß auch bei den höheren Ständen die Bestattung bald mehr bald weniger ceremoniel war. Die Leichen der geringen Leute wurden gegen eine kleine Tempelabgabe in gemeinsamen Felsengräbern beigesetzt oder an den Ufern der heiligen Seen eingegraben, aber stets vor Verwesung bewahrt. Selbst die unbekannten Leichen, welche der Strom auswarf, mußten auf Kosten der nächsten Gemeinde einbalsamirt werden. Die Eingeweide wurden nicht, wie hie und da behauptet worden, in den Nil versenkt, sondern in besondern Gefäßen in der Gruft beigesetzt.

So wurde bei den Aegyptern der menschliche Leib seinem naturgemäßen Schicksale entzogen, gleichsam der Verwesung abgestohlen. Man kann in dem Kampfe der Menschenkunst wider die Naturnothwendigkeit eine gewisse Gedankenkühnheit nicht verkennen, in dem Vorhaben, die vergangenen Geschlechter der Nachwelt zu erhalten, eine großartige Pietät nicht läugnen; aber das Schicksal der Mumien selbst beweis't, daß keine Menschenkunst das Irdische und Leibliche vor dem Untergang zu bewahren vermag, daß nur der Geist unvergänglich ist. „Es ist den Aegyptern nicht einmal gelungen," sagt einer der neuesten Besucher des Nillandes, „in ihren streng verschlossenen Gräbern ihre Todten der Entheiligung zu entziehen; moderne Wißbegier und noch mehr die Geldgier der stumpfsinnigen jetzigen Bewohner ihres Landes durchwühlen täglich die Gräberfelder, auf denen zu Hunderten halb entblößte und zerbrochene Mumien umherliegen, deren Zerstörung jetzt erst der Erde wiedergiebt, was ihr schon vor Jahrtausenden gebührt hätte. Die wenigen erhaltenen dienen in nordischen Museen fremder Wißbegier, die Leiber der Könige sind aus ihren Pyramiden, ja aus der Kenntniß der Menschen verschwunden; der Sarkophag eines der

ältesten unter ihnen, des Königs Mykerinus, liegt auf dem Boden des Meeres; über welches hin ein englisches Schiff ihn nach der neuen Weltstadt entführen wollte, nachdem er fünf Jahrtausende lang in der dritten der großen Pyramiden gestanden hatte!" Ein neuerer Gelehrter (Fr. Schlegel) will in der ägyptischen Sitte eine Vorahnung des christlichen Glaubensmysteriums von der Auferstehung des Leibes erkennen, ein dunkles Gefühl, „daß das geheimnißvolle magnetische Band zwischen der befreiten Seele und dieser Mumie des irdischen Leichnams nicht ganz aufgehoben sei, daß es vielleicht wieder angeknüpft werde, daß auch dieser materielle Leib an der Unsterblichkeit seinen Theil haben und einst von Neuem belebt und erweckt werden solle".

Ausführungen nach Herodot und Diodor. Trauer und Begräbniß, sagt Herodot (II, 85), geschehen bei den Aegyptern also: Wenn in einem Hause ein Mensch verschieden ist, das heißt einer der etwas gilt, so bestreicht sich alles, was weiblichen Geschlechts ist, den Kopf und auch wohl das Gesicht mit Erde. Und sodann lassen sie den Leichnam im Hause und rennen in der Stadt umher und schlagen sich an die Brust, aufgeschürzet und mit bloßem Busen. Eben so thun auch die Männer; dabei enthalten sie sich durchaus der Bäder, des Weines und jeder bessern Kost, auch der schöneren Kleidung, fügt Diodor hinzu (I, 91). Wenn sie das gethan haben, dann bringen sie die Leiche zur Einbalsamirung. Es sind aber dazu besondere Leute gesetzet, in deren Hände diese Kunst erblich übergegangen ist. Und wenn ihnen der Leichnam gebracht wird, so zeigen sie den Leuten Muster vor von Leichnamen, aus Holz und recht natürlich bemalet; und eine Art wäre die kostbarste (nach Diodor ein Silbertalent im Preis), dann aber zeigen sie die andere Art, die ist geringer denn diese und wohlfeiler (20 Minen), und die dritte die wohlfeilste. Sind die Verwandten mit den Kunstverständigen einig geworden, so gehen sie heim, die andern aber behandeln den Todten nach ihrer Sitte. Zuerst wird der Leichnam auf den Boden gelegt, erzählt Diodor, und der sogenannte Zeichenschreiber muß in der Weiche an der linken Seite die Stelle ringsum bezeichnen, die herausgeschnitten werden soll. Sodann führt der Ausschneider mit einem äthiopischen Steine den Schnitt durch das Fleisch so weit, als das Gesetz es bestimmt; im Augenblick aber flieht er eilig, und die Anwesenden verfolgen ihn mit Steinwürfen und Verwünschungen, als ob sie die Schuld auf ihn laden wollten. Denn sie glauben Jeden verabscheuen zu müssen, der den Körper eines Mitbürgers gewaltsam antastet und verwundet, oder auf irgend eine Weise verletzt. Die Leichensalber dagegen hält man aller Achtung und Ehre werth; sie sind in der Gesellschaft der Priester, und der Zutritt in den Tempel ist ihnen, als heiligen Männern, unverwehrt. Wenn sie sich zur Besorgung der geöffneten Leichen versammelt haben, so greift Einer durch den Einschnitt hinein bis an die Brusthöhle, und nimmt Alles heraus, die Nieren und das Herz ausgenommen. Ein Anderer reinigt jedes einzelne Stück der Eingeweide, indem er es mit Palmwein und wohlriechenden Wassern ausspült. Den ganzen Leib aber salben sie zuerst sorgfältig mit Cedernöl und dergleichen, über 30 (nach Herodot 70) Tage lang; alsdann reiben sie ihn mit Myrrhen und Zimmt ein, und anderen Stoffen, die nicht blos gegen die Verwesung schützen, sondern zugleich Wohlgerüche verbreiten; und wenn sie nun den Todten den Verwandten zurückgeben, so sind alle einzelnen Theile des Körpers so unversehrt erhalten, daß sogar die Haare an den Augenlidern und den Augenbrauen noch vorhanden sind; die ganze Leibesgestalt ist unverändert, und die Gesichtsbildung läßt sich wohl erkennen. So bewahren denn viele Aegypter in prächtigen Gemächern die Leichen ihrer Vorfahren auf, und sehen Leute von Angesicht, welche schon viele Menschenalter todt waren, als sie selbst geboren wurden. Wenn der Todte bestattet werden soll, so sagen dessen Angehörige den Begräbnißtag den Richtern an und den Verwandten und Freunden desselben; sie

melden das mit den Worten: „Es will .... (hier wird der Name des Verstorbenen genannt) über den See gehen." Da kommen dann mehr als 40 Richter, die sich in einen Halbkreis setzen, auf einem Gerüste jenseit des Sees, und nun wird der Kahn hinabgelassen, der für diesen Zweck von eigenen hiezu bestimmten Leuten gebaut ist. Es steht darin ein Fährmann, welchen die Aegypter in ihrer Sprache Charon nennen. Ist der Kahn in den See hinabgelassen, so steht es indessen nach dem Gesetze Jedem frei, den Todten anzuklagen, ehe der Sarg, in welchem er liegt, in den Kahn gebracht wird. Tritt nun ein Kläger auf, und beweis't, daß der Verstorbene lasterhaft gelebt, so sprechen die Richter ihr Urtheil, und das feierliche Begräbniß wird der Leiche verweigert. Findet man aber die Beschuldigung ungegründet, so verfällt der Ankläger in schwere Strafen. Wenn sich gar kein Kläger zeigt, oder wenn der, welcher auftritt, als Verläumder erkannt wird, so legen die Verwandten die Trauer ab, und lobpreisen den Verstorbenen. Von seiner Herkunft sprechen sie nicht, wie es bei den Griechen gewöhnlich ist; denn die Aegypter glauben alle von gleich edler Abkunft zu sein. Aber die Geschichte seiner Erziehung und Bildung von Kindheit auf erzählen sie, und beschreiben dann die Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die Mäßigung und die andern Tugenden, die er im Mannesalter geübt; zuletzt rufen sie die Götter der Unterwelt an, sie mögen ihn in die Wohnungen der Frommen aufnehmen. Die Volksmenge stimmt in die Lobsprüche ein, und hilft den Todten verherrlichen, der nun in der Unterwelt mit den Frommen fortleben soll. Den Leichnam legt man, wenn die Familie eine eigene Gruft hat, in das für ihn bestimmte Grab. Die aber, welche keine Gruft besitzen, bauen ein neues Zimmer in ihrem Hause, und stellen den Sarg aufrecht an die festeste Wand. Auch dann, wenn die Todten nicht begraben werden dürfen, weil sie verklagt, oder weil sie für eine Schuld verpfändet sind, stellt man sie in ihrem Haus auf. Zuweilen geschieht es, daß später ihre Kindeskinder, wenn diese wohlhabend werden, sie schuldfrei machen den Gläubigern oder Klägern gegenüber und sie durch ein prächtiges Begräbniß zu Ehren bringen.

3) Hieroglyphenschrift. Wissenschaft. Kunst.

Wie die Chinesen haben auch die Aegypter zur Bezeichnung und Festsetzung ihrer Gedanken und Vorstellungen eine Bilderschrift erfunden, deren Zeichen und symbolische Figuren, Hieroglyphen genannt, sich in zahlloser Menge auf Monumenten, Sarkophagen, Papyrusrollen u. s. w. finden, bald in Stein gehauen, bald blos gemalt. Es sind Abbildungen von Gegenständen der verschiedensten Art, Himmelskörper, Thiere und Pflanzen, Menschen oder Glieder des Menschenleibes, Geräthschaften und Gebäude, geometrische Figuren und phantastische Gebilde. Diese Zeichen und Figuren bedeuten entweder die Gegenstände selbst, die ganz oder verkürzt im Bilde vorgestellt sind, so daß man die Sache verstehen kann, ohne den Wortlaut zu kennen, figurative Hieroglyphen, oder sie sind symbolischer oder tropischer Art, indem sie einen abstrakten Begriff durch ein sinnliches, mehr oder minder verständliches Zeichen ausdrücken, z. B. Tag durch Sonnenkreis, Anfang durch den Vordertheil eines Löwen, Wahrheit durch eine Straußfeder, eine Vorstellungsweise, auf welche Völker von jugendlicher Phantasie leicht gerathen. Während aber die Chinesen im Wesentlichen bei dieser armen Begriffs-

Hieroglyphenschrift.

sprache stehen geblieben sind, haben die Aegypter die Bilderschrift weiter entwickelt und ihr bald durch Hinzufügung phonetischer Zeichen (Lauthieroglyphen) bald durch Benutzung der Bilder als Lautzeichen eine solche Ausbildung gegeben, daß sie als der erste Schritt zur Buchstabenschrift erscheinen kann. Bei den Lauthieroglyphen bezeichnet das Bildzeichen nicht mehr den Gegenstand oder Sinn, wie bei den figurativen oder symbolischen, sondern den Buchstaben oder die Silbe des darzustellenden Wortbegriffes, ohne Rücksicht auf seine natürliche Bedeutung. Aber neben den Lautbildern blieben immer noch die symbolischen Zeichen im Gebrauch, so daß jene häufig nur zur Ergänzung, Erläuterung oder Abwandlung daneben gestellt wurden und somit eine gemischte Hieroglyphenreihe entstand. Dabei wußte man noch jeder Unbestimmtheit und Undeutlichkeit durch sogenannte Determinativbilder abzuhelfen, indem man hinter dem mit figurativen Zeichen oder in Lauten niedergeschriebenen Worte noch den Gattungsbegriff andeutete, ob es ein Land oder einen Fluß, einen Mann oder eine Frau bezeichnen sollte. Als eigentliches Alphabet fungirten einige 20 Zeichen, die nur reine Konsonanten und Vokale darstellen, sowie eine Zahl einfacher Silbenzeichen. Mit diesen rein phonetischen Zeichen, mit den bildlichen und mit den sogenannten Determinativbildern hatte man eine verhältnißmäßig bequeme und leicht lesbare Schrift, die von den Ungeheuerlichkeiten der Keilschrift oder des Pehlevi oder des Demotischen weit entfernt ist. Erst in der griechisch-römischen Zeit verliert sich die Schrift in rebusartige Spielereien und wird schwer lesbar. Wenn nun auch dies verwickelte Schriftsystem, das, wie die Denkmäler ausweisen, über 500 Sinnbilder und Lautzeichen hatte, in der alten Zeit, da die Sprache noch lebendig und die Ausdrucksweise verständlich und geläufig war, bequem zu lesen war, so war doch natürlich die Schwierigkeit der Entzifferung und Lösung heut zu Tage eine enorme, heute wo man nur die koptische Sprache, die Tochter der altägyptischen als unvollkommenen Schlüssel und Wegweiser hatte, eine Sprache, die ebenfalls aus dem lebendigen Gebrauche verschwunden und nur noch in den heiligen Schriften und christlichen Gebetbüchern enthalten ist, wo ferner die Vieldeutigkeit der symbolischen Bezeichnungen, die Unbestimmtheit und Unklarheit der Abbildungen und die gänzliche Unkenntniß der grammatischen Beschaffenheit der alten Sprache dem Forscher jeden Schritt erschwerte! Und doch ist es dem genialen Scharfsinne eines Champollion gelungen, dieses Dunkel theilweise aufzuhellen. Die Auffindung eines Steines zu Rosette (jetzt im britischen Museum), dessen drei Seiten eine, wie ausdrücklich gemeldet wird, gleichlautende Inschrift in griechischer, hieroglyphischer und ägyptischer Volkssprache enthält, gab den Anstoß zur Lösung der Jahrtausende lang verschlossenen Räthselschrift. Neben den Hieroglyphen, der Monumentalschrift, bediente man sich auch der hieratischen oder Cursivschrift, die aus einer Abkürzung und Verwandlung der Bilder in flüchtigere Zeichen entstand, und in der späteren Zeit kam eine noch mehr zusammengezogene

Hieratische u. demotische Schrift.

Schreibweise in Gebrauch, die demotische, auch enchorische oder epistolarische genannt, eine Art Stenographie für rasches Schreiben zum Gebrauch des Volks und des gewöhnlichen Lebens, bei der fast jedes Wort seine eignen Zeichen hatte.

Schriftthätigkeit der Priester.

Dieses von der ägyptischen Priesterschaft erfundene aus Lautzeichen und Bildern gemischte Schriftthum, das schon in den Tagen des Königs Menes vorhanden gewesen sein soll, nahm einen festen typischen Charakter an, den es durch alle Jahrhunderte bewahrt hat. Anfangs vorzugsweise ein Besitzthum des geistlichen Standes verbreitete sich die Schreibekunst im Laufe der Zeiten auch unter den andern Volksklassen bis zum Handwerker herab. Doch wurde die monumentale Hieroglyphik nur noch von der Priesterschaft verwendet zu Steininschriften und zu jenen zahlreichen decorativen Inschriften der flachen Theile der Gebäude, Inschriften die in ihrer weitläufigen phrasenhaften Einförmigkeit Zeugniß geben von einer stationären Tradition, wie man sie nur bei geschlossenen corporativen Gemeinschaften mit überlieferten Schulregeln findet. Diese Bauwerke waren Tempel und heilige Cultusstätten; denn die Paläste der Könige, die wir aus Abbildungen kennen, waren nur zierliche Holzbauten; und wenn man die Menge der hieroglyphischen Inschriften bedenkt, die ohne Zweifel von Priestern aufgesetzt wurden, so kann man ermessen, wie bedeutend deren Theilnahme an diesen Bauten, dem Stolze der ägyptischen Könige, gewesen sein muß. Und wahrlich, die heiligen Männer machten von ihrer Schriftkunde einen sehr ausgedehnten Gebrauch! Sind nicht die Wände der Tempelpaläste, die Fußgestelle der Obelisken, die Denkmäler aller Art mit zahllosen Inschriften versehen, die bald die Thaten und frommen Gesinnungen der Erbauer der Nachwelt verkünden, bald die Gnade der Götter in Gebeten und Anrufungen erflehen? Geben nicht die Sarkophage und Grabkammern, worin außer dem Namen, Stand und Geschlecht des Verstorbenen auch seine Besitzthümer an Heerden, Getreide, Liegenschaften und Geräthen angegeben sind, Zeugniß von dem hohen Werthe, den alle Aegypter auf schriftliche Aufzeichnungen legten? Beweisen nicht die bildnerischen Darstellungen aus den verschiedenen Lebensverrichtungen der Könige, daß schriftkundige Männer, ohne Zweifel Angehörige des Priesterstandes, sie überallhin begleiteten, bald um im Kriege die abgehauenen Glieder der Feinde zu verbuchen, bald um auf der Jagd das erlegte Wild aufzuschreiben? Und wie umständlich war das schriftliche Rechtsverfahren! Das Todtengericht, wobei Thot Griffel und Schreibtafel führt, ist ein Abbild priesterlicher Thätigkeit.

Aber wie ausgedehnt die Schreibthätigkeit auf den Monumenten war, die eigentlichen literarischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse der Priester enthielten die Schriftrollen, welche die Aegypter aus einer einheimischen Wasserpflanze, Papyrus genannt, verfertigten, indem sie die bastähnlichen Häute des vier Ellen hohen Stengels mit einer Nadel sorgfältig ablös'ten, dieselben mit Nilwasser oder Leim aneinanderfügten und dann trockneten und glätteten. Eine große Anzahl solcher Schriftrollen ist noch unter der aus den Gräbern

gewonnenen Beute erhalten; allein es sind doch zu wenig erhalten, um ein volles Bild von dem Geistesleben der ägyptischen Priesterschaft zu geben. Daß jedoch die literarische Thätigkeit der ägyptischen Schriftgelehrten nicht gering war, ersehen wir nicht blos aus dem häufig vorkommenden „Todtenbuche“ mit seinen zahlreichen Gebeten, Anrufungen der Götter, Hymnen, frommen Sprüchen u. dgl., nicht blos aus der halb zerstörten Papyrusrolle, die sich im Museum zu Turin befindet und die Namensverzeichnisse der Könige und Dynastien nebst ihrer Regierungsdauer enthält, nicht blos aus den erhaltenen Spruchsammlungen, Mährchen und Gedichten, nicht blos aus der Angabe, daß in dem Tempelpalast Ramses des Großen eine Bibliothek, ein „Saal der Bücher“ angebracht gewesen sei, wir lernen auch aus einem Schriftsteller der christlichen Zeit, dem alexandrinischen Clemens, daß die Aegypter 42 heilige Bücher besessen haben, die nicht nur Alles enthielten, was in das Bereich der priesterlichen und religiösen Verrichtungen einschlug, als Ritual- und Ceremonialgesetze, Opfervorschriften, Gebetsformeln, geistliche Lieder und Lobgesänge auf die Götter, gottesdienstliche Gebräuche, sondern in denen auch die Summe der gesammten Priesterweisheit niedergelegt war, die von allen Wissenschaften handelten, welche im Laufe der Jahrhunderte in den Kreisen der Priesterschaft sich entwickelt hatten. Denn es werden außer den zwanzig Büchern, worin die Lehre von den Göttern und ihrer Verehrung dargelegt war, auch noch Schriften über Erd- und Himmelskunde namhaft gemacht, Wissenschaften, auf welche die Priester durch die Aufzeichnung und Anordnung der heiligen Feste und durch die Bestimmung der Zeitwechsel, worauf sich das ganze Naturleben des Nilthales gründete, geführt wurden. Auch von Geometrie, Rechtswissenschaft und Heilkunde handelten diese Bücher der Weisheit, die auf Thot (Hermes), den Schreiber des Himmels, zurückgeführt wurden. Der conservative Sinn der Aegypter gefiel sich in der Idee, daß die Satzungen und Einrichtungen, die Glaubens- und Wissenskreise, die sie von den Vätern überkommen hatten, von den Göttern selbst herrührten, von Thot selbst niedergeschrieben und den Menschen geoffenbaret worden. Je mehr sich aber der Umfang der Kenntnisse erweiterte, desto mehr mußte sich, wie wir oben dargethan, die Priesterschaft in Klassen und Ordnungen theilen für die Pflege der einzelnen Wissenszweige und für die verschiedenen Verrichtungen.

Die 42 heiligen Bücher.

Wir kennen jetzt ziemlich bedeutende Theile der ägyptischen Literatur. Von den religiösen Texten und magischen Schriften abgesehen, haben wir ansehnliche Reste der Schulliteratur (Weisheitssprüche, Briefwechsel der Lehrer mit den Schülern u. A.), von Mährchen, darunter sehr naiv und lebendig erzählte, von Gedichten (außer zahlreichen Siegesliedern und Lobgesängen auf die Pharaonen auch Liebeslieder), sodann mehrere medicinische Handbücher (zwei Papyrus in Berlin, einer in Leipzig, einer in London u. s. w.) und ein mathematisches. Rein geschichtliche Texte nur wenig. Unermeßlich ist die Zahl der erhaltenen Akten, Eingaben, Briefe u. dgl. m. Für die Geometrie ist ein Papyrus Harris in London von besonderer Wichtigkeit; für Heilkunde der Papyrus Ebers in Leipzig das Bedeutendste, was uns von der

geistigen Thätigkeit der Aegypter geblieben ist. Die große Mehrzahl der Handschriften stammt aus der 19. und 20. Dynastie.

Zu den wichtigsten und folgenreichsten Beschäftigungen der Priester gehörten die astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Es waren verschiedene Beweggründe, welche den Blick der Priester auf die Erscheinungen des Himmels lenkten. Die geheimnißvolle Naturmacht, die sich in dem regelmäßigen Kreislauf des physischen Lebens kund gab, und welche die Aegypter unter den verschiedensten Gestalten und Symbolen in religiöser Demuth verehrten, stand mit der Sonne und mit den Sternbildern am blauen Nachtgewölbe in zu inniger Verbindung, als daß sie die Ehrfurcht nicht auch auf diese hätten ausdehnen, nicht den ahnungsvollen Blick aufwärts richten sollen, um die Wechselbeziehungen zu entdecken zwischen den Erscheinungen des Erdenlebens und den Bewegungen der Himmelskörper. Die astronomischen Studien der ägyptischen Priesterschaft hingen wohl nicht minder mit ihren religiösen Speculationen zusammen als sie den Bedürfnissen des Menschenlebens dienten; denn während sie den Lauf der Sonne, des Mondes, der Planeten zur Messung der Zeit, zur Berechnung und Bestimmung des Jahres in seinen verschiedenen Erscheinungen beobachteten, suchten sie auch zugleich in das Geheimniß der göttlichen Weltregierung einzudringen; und indem sie den Einflüssen des Himmels auf das Naturleben nachforschten, mußte die Wahrnehmung der innigen Wechselbeziehung zwischen beiden zugleich die Ahnung und den Glauben an einen ähnlichen Einfluß der Sterne auf die Geschicke des Menschenlebens in der Brust wecken. So war der Uebergang von der Astronomie zu dem sterndeuterischen Aberglauben, der Astrologie, nur ein kleiner erklärbarer Schritt. Als das Culturleben in Aegypten schon eine hohe Stufe der Ausbildung erlangt hatte, war die Beobachtung des Himmels die Berufsbeschäftigung einer besondern Priesterklasse, der Horoskopen, welche ihre Kenntnisse nicht minder zur Bestimmung der Zeitwechsel, zur Ordnung und Festsetzung der Geschäfte, Verrichtungen und Feste in der jährlich wiederkehrenden Reihenfolge, als zur Vorherbestimmung und Voraussagung der menschlichen Schicksale anwendeten. Astronomie u. Astrologie.

„Wenn je unter einem Volke die Stellungen und Bewegungen der Gestirne genau beobachtet worden sind," sagt Diodor, „so ist es bei den Aegyptern geschehen. Sie haben noch Verzeichnisse aller einzelnen Beobachtungen seit einer unglaublich langen Reihe von Jahren, weil man bei ihnen von alten Zeiten her großen Fleiß darauf gewendet hat. Die Bewegungen und Umlaufszeiten und Stillstandspunkte der Planeten und ihre heilsamen und schädlichen Wirkungen haben sie sehr sorgfältig bemerkt. Oft sagen sie den Leuten ihre künftigen Schicksale ganz richtig voraus." Zum Behufe dieser Wahrsagungen besaßen die Sterndeuter genau angefertigte Constellationstafeln für alle Stunden des Jahres, und es scheint, daß die Könige bei ihren Unternehmungen und bei den verschiedenen Vorfällen des Lebens sich der Kunst der Wahrsager häufig bedient haben.

Die Beobachtung der Gestirne wurde zunächst zur Aufstellung eines festen Kalenderwesen.

Kalenders und einer sicheren Zeitrechnung benutzt, worin die Aegypter allen Völkern vorangingen. Wenigstens berichtet Herodot, daß nach den Erzählungen der Priester die Aegypter zuerst das Jahr erfunden und es nach den Sternen in zwölf Zeiten getheilt hätten, und des goldenen Kreises von 365 Ellen im Umfang im Tempel des Ramses, auf welchem die Tage des Jahrs nebst dem Auf- und Untergang der Sterne verzeichnet gewesen, ist oben Erwähnung geschehen. Bestand anfangs das ägyptische Sonnenjahr aus zwölf dreißigtägigen Monaten, so wurde schon im alten Reiche dieser Irrthum durch die Beifügung von fünf heiligen Ergänzungstagen theilweise verbessert und somit das bürgerliche Jahr auf 365 Tage festgesetzt. Da aber dabei der fast einen Vierteltag betragende Unterschied zwischen seiner Dauer und der des wirklichen Erdumlaufes um die Sonne nicht beachtet wurde, so entstand ein „wanderndes" Sonnenjahr, so genannt, weil der Jahresanfang, der in Aegypten auf die Zeit festgesetzt war, wo die Sonne zugleich mit dem Hundsstern (Sirius, Sothis) auf- und untergeht und das Eintreten der Ueberschwemmung ankündigt, allmählich durch alle Jahreszeiten wanderte. Den ägyptischen Sternsehern konnte diese Erscheinung, wonach alle vier Jahre das bürgerliche Jahr gegen das wirkliche um einen ganzen Tag vorrückte und die religiösen Feste allmählich mit den Jahreszeiten nicht mehr übereinstimmten, auf die Länge nicht entgehen, und sie suchten sich dadurch zu helfen, daß sie neben dem bürgerlichen Jahre von 365 Tagen ein festes Jahr von $365^1/_4$ Tagen oder (gleich dem Julianischen Kalender) ein Quadriennium von dreimal 365 und einmal 366 Tagen fortführten. „Wenn also der Neujahrstag des festen Jahres auf den 1. Thot des bürgerlichen gefallen war (sagt Lepsius in der Chronol. der Aeg.), so fiel er nach vier festen Jahren auf den 2. Thot, nach zweimal vier auf den 3., nach dreimal vier auf den 4. u. s. f. Nach 365 mal vier d. i. nach 1460 festen Jahren hatte er alle Tage des bürgerlichen Jahres durchlaufen, der nächste Neujahrstag des festen Jahres fiel wieder auf den 1. Thot und beide Jahrformen hatten sich dahin ausgeglichen, daß 1460 feste Jahre genau 1461 bürgerlichen gleichkamen." Diese große Ausgleichungsperiode, deren Eintreffen man auf die Zeit festsetzte, wo beide Jahresrechnungen wieder mit dem Frühaufgang des Hundssterns (Sirius') d. h. seinem Auf- und Untergang zugleich mit der Sonne zusammentreffen und neu beginnen und die davon Sothis-Periode. den Namen Hundsstern- oder Sothis-Periode erhalten hat, wurde von den ägyptischen Priestern zu einer cyklischen Anordnung und Eintheilung der Zeitrechnung und Geschichte benutzt, indem sie seit der Weltschöpfung, die nach ihrer Annahme gleichfalls zu der Zeit erfolgte, wo der Sirius im auserwählten Lande Aegypten früh mit Aufgang der Sonne zur Erscheinung kommt, durch die Jahrtausende der Götter- und Halbgötter-Regierungen hindurch alle weltgestaltenden Ereignisse an solche cyklische Perioden anreihten, bis sie zuletzt die Menschengeschichte gleichfalls mit einer Sothisperiode beginnen ließen.

Da die Sothisperiode zum drittenmal im J. 139 n. Chr. ablief, so war dadurch ein fester Ausgangspunkt zur Berechnung der früheren gegeben, der zweiten, die unter König Meneptha im J. 1322 eingetreten, und der ersten, die in das J. 2782 gefallen sein mußte, so daß die Geschichte selbst etwa mit dem J. 4242 begonnen hätte. 350 Jahre nach diesem Zeitpunkte hat zufolge der Berechnung der Priester, Menes das Reich Memphis gegründet, und der Tempelschreiber Manethos führte, wie erwähnt, die Verzeichnisse der Dynastien und sämmtlicher Könige aus jener grauen Vorzeit bis auf die Herrschaft der Ptolemäer herab. Aber in der verschobenen und verderbten Gestalt, in der wir diese Königslisten besitzen, sind sie nur in so weit mit Sicherheit zu gebrauchen, als sie durch die Denkmale ihre Bestätigung finden. — Darauf geht wohl auch, was die Priester dem Herodot erzählten: „Während dieser Zeit sei die Sonne viermal nicht an ihrer gewöhnlichen Stelle aufgegangen, und wo sie jetzo untergehet, da wäre sie zweimal aufgegangen, und wo sie jetzo aufgehet, da wäre sie zweimal untergegangen. Und das hätte in Aegypten gar keine Veränderung hervorgebracht, weder in den Früchten des Landes, noch in des Flusses Ueberschwemmung, noch in den Krankheiten, noch in den Todesfällen."

Wie sehr die Aegypter an dem Herkommen hingen, wie mißtrauisch sie auf jede Neuerung, auf jedes Durchbrechen der von den Vorfahren gezogenen Grenzlinien blickten, geht besonders aus den Nachrichten der Griechen über die von den Priestern gepflegte Heilkunde hervor. Das ganze Land ist voll von Aerzten, sagt Herodot, da für jede Krankheit und für jeden Theil des Körpers besondere Aerzte aufgestellt sind, und Diodor versichert, daß sie sich bei ihrem Heilverfahren genau an die vorgeschriebenen Gesetze zu halten hätten. „Befolgen sie nun die Gesetze des heiligen Buches, so sind sie außer Schuld und gegen jeden Vorwurf gesichert, auch wenn sie den Kranken nicht retten können. Handeln sie aber wider die Vorschrift, so können sie auf Leben und Tod angeklagt werden. Denn der Gesetzgeber war der Meinung, Wenige würden zweckmäßigere Heilmittel wissen, als das auf vieljährige Beobachtungen gegründete und von den ersten Meistern der Kunst angeordnete Verfahren." Bekanntlich waren die ägyptischen Aerzte im ganzen Alterthum berühmt und gesucht, ehe die Griechen sie verdrängten. Heißt es doch schon im 4. Ges. der Odyssee von Aegypten, „wo viel die nährende Erde trägt der Würze zu guter und viel zu schädlicher Mischung; wo auch jeder Arzt die Sterblichen all an Erfahrung überragt; denn wahrlich sie sind vom Geschlechte Paëons". Auf den Kriegszügen folgten besoldete Militärärzte den Heeren. Merkwürdig ist, daß der älteste der erhaltenen medicinischen Papyrus, der Papyrus Ebers fast nur Recepte vernünftigen Inhalts enthält, während die späteren Handschriften von Besprechungsformeln wimmeln. Heilkunde.

Nicht blos die Wissenschaften, auch die Künste standen bei den Aegyptern im Dienste der Religion und gehörten somit in das Bereich der Priesterthätigkeit. Im alten Reiche von Memphis war die Kunstübung und technische Fertigkeit bereits sehr vorgeschritten wenn sie sich gleich weniger an Tempelbauten kund gab, als an den bergähnlichen Pyramiden, den Grabstätten gewaltiger Könige. Aber selbst diese kolossalen Schöpfungen wunderbarer Kraft und Die heiligen Künste. Pyramiden.

Stärke, obschon sie mehr durch ihre Masse und die Schwierigkeit der Ausführung als durch edle Form und Kunstvollendung imponiren, sind auf so sichern architectonischen Gesetzen aufgeführt, beruhen auf so festen Maßen und Grundrissen, daß sie nicht blos eine längere Kunstübung und mechanische Technik, sondern auch Kenntnisse geometrischer Verhältnisse voraussetzen, die nur der Priesterstand besessen haben kann. Von ihm wurden ohne Zweifel die Pläne angefertigt und die Ausführung geleitet und überwacht. Aber diese Pyramidenbauten waren nicht der Stolz der Priesterschaft; es scheinen düstere Erinnerungen an ihre Entstehung geknüpft gewesen zu sein; daher auch im blühenden Reiche Theben zur Zeit der nationalen Größe und des priesterlichen Glanzes diese Bauart ganz und gar verschwand. Die uns so merkwürdige schräge Richtung der Wände findet sich übrigens, wenn schon weniger stark, in der ganzen ägyptischen Architectur; insbesondere auch bei den Tempelbauten, an den mächtigen Pylonen, zwei thurmartigen Thorgebäuden, zwischen welchen die Thüre zum Heiligthum führte. Sie entstammt dem ursprünglichen Lehmbau, der schräge Wände erfordert. Auch hierin beurkundete sich der feste stabile Charakter des Aegypters, der nichts Geschaffenes untergehen lassen wollte, so wie der mächtige Einfluß der Landesnatur auf die Schöpfungen des Geistes und die Werke der Hände; denn alle ägyptischen Bauten haben etwas Massiges, Gedrücktes und scheinen den Bergwänden nachgebildet zu sein, die auf beiden Seiten des Flußthales wie Schutzmauern gegen die Wüste emporsteigen.

Pylonenbauten.

Tempelbauten.

Die Anlage der großen Tempelgebäude, wie wir sie oben kennen gelernt, läßt den priesterlichen Plan deutlich erkennen. Die Reihe von Höfen, Säulenhallen, Sälen, durch welche man allmählich in den innersten Tempelraum, in das heilige Haus des Gottes schritt, waren berechnet, in dem Volke eine staunende, ehrfurchtsvolle Stimmung zu erwecken, durch die gewaltigen erhabenen Eindrücke auf die Phantasie zu wirken und dem allmählichen schweigsamen Nahen zur heiligen, einsamen Gottesstätte, die nur der Fuß des Königs oder Oberpriesters betreten durfte, den ernsten Charakter einer feierlichen Prozession, einer andächtigen Wallfahrt zu verleihen. „Das Ganze hat den Ausdruck des feierlichen Ernstes," sagt Schnaase, „der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses. Erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend." Dem ägyptischen Tempel fehlt die Einheit und das edle Gleichmaaß, welche den griechischen auszeichneten, wie den Gottheiten des Nillandes die schöne Gestalt und die klare Begriffsvorstellung der hellenischen Mythologie.

Säulen.

Wie man bei den Pyramiden- und Pylonenbauten an die Felsgebirge erinnert wird, so bei dem Reichthum mächtiger Säulen mit reichgeschmückten Kapitälern an den üppigen Pflanzenwuchs der Flußoase; diese tragen, wie wir gesehen haben, trotz ihrer Mannichfaltigkeit, meistens das Bild der Lotos- oder der Papyruspflanze an sich, bald in der geschlossenen Knospenform, bald in der entfalteten Kelchform; erst später diente der Palmbaum als Vorbild. Und wenn sich in den äußeren Mauern ohne Unterbrechung und Gliederung durch

Säulen und Fensteröffnungen die ägyptische Landschaft in ihrer Einförmigkeit und Naturgröße abspiegelt, so führt uns die Fülle der Bildnerei und des hellen Farbenanstrichs zugleich den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse und die üppige Vegetation vor die Seele.

Sculptur und Malerei.

In dieser dreifachen Kunstentfaltung, wobei an den ägyptischen Tempeln, wie im christlichen Mittelalter an den gothischen Domkirchen, die Bildhauerkunst und Malerei sich nur als dienende Glieder an die Architectur anlehnten, gab die Priesterschaft Gesetz und Maaß. Die Sculpturen an den Flächen der Tempel und Grabkammern sind stets bemalt und enthalten in der Regel Beziehungen des Menschenlebens zu den ewig waltenden Göttern, und auch bei solchen Darstellungen, wo die Könige im Lager oder in Kriegsunternehmungen, auf der Jagd oder in Siegeseinzügen erscheinen, sind doch die Götter die Geber aller guten Gaben, welche Ruhm, Sieg und Ehre nur auf den frommen Diener ausgießen. Die ägyptische Kunst bezweckt zunächst, das Thatsächliche und Geschichtliche durch anschauliche Darstellung festzuhalten und den kommenden Geschlechtern zu überliefern; an den höhern Zweck, „die sinnliche Erscheinung durch Schönheit zu erheben und zu veredeln,“ streift sie kaum. Diese „monumentale“ Richtung der ägyptischen Kunst führte naturgemäß zu dem typischen und statarischen Charakter, den wir hier wie in allen Lebensformen und Thätigkeiten dieses eigenthümlichen Volkes bemerken. Die ägyptische Kunst zeichnet sich im alten Reiche mehr durch treues Wiedergeben des Natürlichen und Sinnlichen als durch edle Auffassung des Idealen aus; ihre menschlichen Gestalten sind oft voll Leben und Bewegung, das Porträt ist derb realistisch und die Wahrheit in der Darstellung thierischer Natur staunenswerth. In späterer Zeit hingegen erkennt man den priesterlichen Einfluß, welcher die Kunstthätigkeit an die durch Herkommen und Ueberlieferung geheiligten Formen fesselte, den Bildwerken und Gemälden ein hierarchisches Gepräge gab und, indem er alle Freiheit, alles geniale Selbstschaffen verbannte, den Darstellungen den starren Charakter des Gesetzmäßigen aufdrückte. Je weniger man aber den knechtischen Geist der späteren ägyptischen Kunst bewundern mag, um so mehr muß man über die technische Geschicklichkeit und äußerliche Kunstübung der Bildhauer staunen. Nicht blos die figurenreichen Darstellungen in erhabener Bildnerei, deren prachtvolle Ausführungen uns wie epische Gedichte ohne Worte, wie Geschichtschreibung in dramatischer Unmittelbarkeit mächtig ergreifen; auch die Masse von Statuen, größtentheils in kolossaler Größe, die Menge von Säulen aller Art, die monolithen Obelisken, Sanctuarien, Sphinxe u. A. m., die aus Granit und anderem Gestein der härtesten Art mit meisterhafter Sicherheit gehauen und auf das Sauberste ausgeführt und geglättet wurden, sind geeignet, unsere Bewunderung zu erregen. Fehlt auch in den Reliefs die Kenntniß der naturgetreuen Darstellung körperlicher Ausdehnungen auf die Fläche und das richtige Maaß der Proportionen, so herrscht dagegen in den Wandsculpturen, besonders in den geschichtlichen Darstellungen aus dem

Kriegsleben und in den häuslichen und gesellschaftlichen Scenen Leben und Bewegung und mitunter, wie bemerkt, eine Neigung zu humoristischen und spöttischen Auslassungen, und bei den Gemälden eine Gewandtheit in der Farbenbereitung, die noch jetzt in dem frischen und lebhaften Colorit der erhaltenen Figuren unsere Bewunderung erregt.

Am deutlichsten zeigte sich der ägyptische Kunstcharakter der Gleichförmigkeit und Gesetzmäßigkeit in der Körperbildung der Gestalten. Die freistehenden Statuen, die gleich den Reliefs zunächst den Bauwerken als Schmuck dienen, indem sie sich bald an Wände, Pfeiler, Pylonen anlehnen, oder als Karyatiden die obern Theile stützen, bald wie die Sphinxalleen mit den Tempeln in Beziehung stehen und architectonisch geordnet sind, haben zwar in ihren äußern kräftigen Körperformen eine naturgemäße Gestaltung, aber die Muskeln und Sehnen der einzelnen Glieder sind nicht richtig angegeben und beweisen, wie die seelenlosen Gesichtszüge, daß sie nach einem hergebrachten festen Typus, vorschriftsmäßig gebildet sind. Die Statuen in sitzender oder schreitender Stellung sind ohne alle Freiheit der Bewegung, und geben in ihrer steifen ewig gleichbleibenden Haltung den Beweis, wie die von dem Aegypter so hochbewunderte ernste und feierliche Ruhe auf die Kunst übertragen in das Leblose übergehen mußte.

Weniger nachtheilig als bei den Menschenstatuen wirkte der typische Kunstcharakter bei den Thiergestalten, die daher freier und richtiger aufgefaßt und abgebildet wurden. Hier genügten jene allgemeinen Züge, „die regelmäßige Bildung der Glieder und die Andeutung körperlicher Bewegung"; hier war der gleichbleibende Charakter naturgemäß und die geometrische Auffassung der körperlichen Figur ohne Ausdruck weniger störend. Dagegen verletzt die Verbindung der Menschengestalt mit einem Thierkopf, wie die meisten Götterfiguren sie aufweisen, allen Schönheits- und Formsinn. Nur in der Sphinxgestalt, dem Löwenleib mit dem Menschenkopf, dem Symbol der vereinten geistigen und leiblichen Kraft, ist diese Verbindung minder verletzend. Meistens in riesenhafter Gestalt, um die übermenschliche Kraftfülle anzudeuten, sind sie wie „ruhende Wächterhunde" vor den Tempeln, Palästen, Gräbern angebracht.

Die ägyptische Kunst weis't zwei Perioden der Blüthe auf, die des alten Reiches in Memphis und die des neuen Reiches in Theben. Beide glänzten durch verschiedene charakteristische Eigenschaften. Wenn die Pyramidenzeit ihre Größe in der Bewältigung der Masse, in der saubern und glatten Bearbeitung des härtesten Gesteins suchte, wenn sie im Gefühle jugendlicher Kraft künstliche Steinberge von einfacher Structur aber riesenmäßigen Dimensionen aufrichtete, so bemühte sich die Kunst in der Blüthezeit Thebens, das Zarte und Zierliche mit dem Starken zu paaren, mit der Richtung zum Kolossalen, die stets ein charakteristischer Zug in dem Kunstgeschmack der Aegypter blieb, die bildnerische Fülle zu verbinden, an die Stelle der festen und breiten Proportion die schlankere und lang gezogene zu setzen; das Massenhafte und Einförmige durch die Mannichfaltigkeit der Formen, durch den Reichthum der Sculpturen und den bunten Farbenschmuck zu beleben und sowohl in der Säulenwelt als in den Statuen und den Umrissen der Reliefbilder, so weit es der priesterliche Kanon zuließ, der Natur und Wahrheit näher zu kommen, auch das Starre und

Gesetzmäßige durch die Macht der Schönheit zu bezwingen. In Oberägypten scheint sich aus Thebens Blüthezeit eine lange Kunsttradition erhalten und auch den späteren Werken das Gepräge des klassischen Stiles aufgedrückt zu haben, während in Unterägypten fremde Einflüsse mancherlei Abweichungen zur Folge gehabt haben mögen, die aber bei dem gänzlichen Untergang der Denkmäler des Delta nicht mehr nachzuweisen sind.

Noch mehr als die bildende Kunst scheint die Musik und Poesie Eigenthum der Priesterschaft gewesen und hauptsächlich bei dem Cultus in Anwendung gekommen zu sein. Ohne Zweifel wurden bei dem Gottesdienst heilige Hymnen mit Musikbegleitung vorgetragen, und zwar, wie einige erhaltene Reste darthun, mit Hervorhebung der zahlreichen Namen und Eigenschaften des Gottes und in dem Parallelismus der Glieder, wie die Psalmendichtung der Hebräer. Jener Klaggesang Maneros, den Herodot mit dem hellenischen und phönikischen Linos vergleicht (II, 79), war offenbar ein mit den religiösen Trauerfesten der Orientalen bei dem Absterben der Natur zusammenhängender Hymnus. Und daß sie auch Volkslieder gehabt haben, die mit den Beschäftigungen des Tages in Verbindung gestanden, ähnlich dem hebräischen Brunnenliede (4. Mos. 21, 17. 18), beweis't das oben erwähnte Drescherliedchen. Auch versichert Herodot, sie hätten volksthümliche Weisen gehabt, aber keine fremden angenommen. Für die Ausbildung und große Verbreitung der Tonkunst spricht die oben erwähnte Mannichfaltigkeit musikalischer Instrumente auf den Denkmälern, wenn schon Diodor versichert, die Männer hätten sich der Musik enthalten, weil sie die Sitten verweichliche. So dürftig auch diese Beweise für die poetische Begabung der Aegypter sein mögen, so läßt sich doch sowohl daraus als aus vielen schwungvollen, wenn gleich schwülstigen Anrufungen und Inschriften schließen, daß es ihnen keineswegs an Phantasie und dichterischer Anlage gefehlt habe. Aber bei dem geistigen Uebergewicht der Priester und der vorherrschenden Richtung derselben zur Speculation kam diese Anlage nicht zur Entfaltung. Doch ist es nur in beschränktem Maße wahr, was Schnaase sagt: „Wir sehen ein bilderreiches, hochbegabtes Volk, dem aber eine fromme Rücksicht sogleich bei seiner ersten Entwickelung enge Fesseln anlegt, ein warmes Gefühl, eine künstlerische Phantasie, die aber nach den ersten Schritten wie festgebannt und erstarrt sind. Die Weisheit der priesterlichen Erziehung hatte den rechten Strom des Nationalgeistes, damit er nicht austrete, wie in einen festen, steinernen Kanal hineingeleitet, wo er gleichmäßig Jahrtausende lang floß." Die Aegypter waren nicht in allen geistigen Dingen so stationär, wie man früher annahm.

Einzelne Ausführungen. Die erwähnte Stelle des Clemens Alexandrinus lautet (nach Röth) wörtlich: „Die Aegypter haben eine einheimische Wissenschaft. Das zeigt gleich am besten ein gottesdienstlicher Aufzug. Denn zuerst geht voran der Sänger, eines von den Symbolen der Musik tragend. Der, sagt man, muß zwei Bücher von denen des Hermes inne haben, von denen das eine die Lobgesänge auf die Götter enthält, eine Auseinandersetzung des königlichen Lebens das zweite. Nach dem Sänger kommt der Stundenbeobach- Die heiligen Bücher der Aegypter.

ter (Horoskopos), in der Hand eine Stundenuhr auf einem Phönix haltend, die Sinnbilder der Sternkunde; dieser muß von den Büchern des Hermes die sternkundlichen, vier an der Zahl, beständig im Munde haben, wovon das eine von der Anordnung der unbeweglich erscheinenden Sterne handelt, das andere von dem Zusammenkommen und der Erleuchtung der Sonne und des Mondes, die übrigen aber von den Aufgängen der Gestirne. Dann kommt in der Reihe der heilige Schreiber (Hierogrammateus), der Federn am Kopfe hat und ein Buch in den Händen und ein Lineal, wobei auch Tinte ist und das Rohr, womit sie schreiben. Dieser muß die sogenannten Hieroglyphen kennen und was die Weltbeschreibung angeht, und die Erdbeschreibung, und die Ordnung des Mondes und der Sonne, und was die fünf Wandelsterne betrifft, und die Landesbeschreibung von Aegypten, und die Aufzeichnung des Nils, und was die Beschreibung des Geräthes für die Opfer betrifft und die für dieselben geheiligten Plätze und was die Maße betrifft und das in den Heiligthümern Gebräuchliche (den Bau und die Einrichtung der Tempel, wie es scheint). „Dann folgt den Vorhergenannten der Kleiderbewahrer (Stolistes), die Elle der Gesetzmäßigkeit (d. h. eine gesetzmäßig justirte Elle) haltend und den Trankopferkelch. Der weiß Alles, was zu den Gebräuchen gehört und zum Schlachten der Opferthiere. Zehn Bücher aber sind es, welche das auf die Verehrung ihrer Götter Bezügliche und den ägyptischen Dienst enthalten, als z. B. über die Räucheropfer, die Erstlinge, die Lobgesänge, Gebete, Aufzüge, Feste und Aehnliches dergleichen. Nach Allen aber kommt der Orakel-Abfasser (Spruchabfasser, Prophetes), das gemeinübliche Schöpfgefäß im Busen tragend; ihm folgen die, welche die Ausstellung der Brode tragen. Dieser, als Vorsteher des Heiligthums, lernt die zehn sogenannten priesterlichen Bücher auswendig: ihr Inhalt betrifft die Gesetze und die Götter (Jurisprudenz und Theologie) und den ganzen Unterricht der Priester; dieser Ausleger ist bei den Aegyptern auch Vorsteher der Vertheilung der (priesterlichen) Einkünfte. Zweiundvierzig an der Zahl sind also die durchaus nothwendigen Bücher des Hermes, von denen sechsunddreißig, welche die gesammte höhere Wissenschaft der Aegypter umfassen, durch die bisher Genannten auswendig gelernt werden, die übrigen sechs aber durch die Tabernakelträger (die in den feierlichen Umzügen Tabernakel mit Götterbildern tragen): das sind ärztliche Bücher: über die Beschaffenheit des Körpers und über die Krankheiten, und über die Instrumente, und über die Arzneimittel und über die Augen, und das letzte über die Weiber." — Da Clemens von Alexandrien seine Beschreibung von einem Priesteraufzuge hernimmt, in welchem die einzelnen Klassen in umgekehrter Ordnung ihrer Würde auf einander folgten, so sind nach Lepsius die heiligen Bücher auch nach dieser Reihenfolge zu ordnen, so daß die zehn Bücher der Propheten die erste Stelle in Bezug auf ihre Wichtigkeit eingenommen hätten, die sechs ärztlichen Bücher dagegen gar nicht zu den heiligen Büchern zu zählen seien.

Structur der Tempel. Strabo macht von der Einrichtung der ägyptischen Tempel in Theben folgende Beschreibung: Vor dem Eingang in den geweihten Raum ist ein mit Steinen gepflasterter Weg (Vorplatz), ungefähr 100 Fuß breit und drei- oder viermal so lang. Zur Rechten und Linken dieses Weges sind aus Stein gehauene Sphinxe aufgestellt. Nach den Sphinxen folgt ein großartiges Vorthor (Propylon) und weiterhin ein zweites und dann noch eins: doch ist weder die Zahl der Sphinxe noch der Thore bestimmt, sondern solches richtet sich nach der Länge und Breite der Gänge oder Vorplätze. Nach den Thoren kommt der Tempelbau (Neos) selbst, der einen großen und merkwürdigen Vortempel (Pronaos) und ein mäßig großes Heiligthum ohne Bildsäule oder mit einem thierköpfigen Götterbild hat. Zu beiden Seiten des Vortempels springen rechts und links die sogenannten Flügel vor, bestehend aus zwei mit dem Tempel gleich hohen Mauern. An diesen Mauern sind Bilder in kolossaler Größe eingehauen, im Stil ähnlich den tyrrhenischen und altgriechischen. Auch ist da, wie in Memphis, ein vielsäuliger Raum, ein fremdartiger Bau; denn außer den vielen und sehr starken Säulen, die in mehreren Reihen aufgestellt sind, nimmt man nichts Schönes

und Gezierteś wahr, das Ganze erscheint als eine zwecklose Arbeit. — Ein neuerer Reisender (Abeken) macht von der Structur der ägyptischen Tempel folgende Beschreibung: „Alle ägyptischen Tempel sind nach bestimmten Regeln construirt, alle tragen denselben festen Stil und Charakter. Der ganze Complex bildet ein in sich abgeschlossenes längliches Rechteck, dessen hohe Mauern keine Fenster, obwohl hie und da eine Seitenthür hatten und dessen Haupteingang mit den hohen Pylonen an der kürzern Seite war." „Durch das Thor trat man zunächst in einen offenen, rings von bedeckten Säulenhallen umgebenen Hof (Peristyl); darauf folgte ein großer von Säulen getragener, bedeckter Saal, der durch diese Säulen in eine Anzahl von Schiffen getheilt ward, unter denen das Mittelschiff sich, wie in unseren Basiliken und gothischen Kirchen, höher zu erheben pflegte, so daß durch Fenster in seinen obern Steinmauern noch einiges Licht gewonnen wurde, um das sonst nur von vorn durch die Oeffnung nach dem Hofe zu einfallende zu vermehren. Auf diesen von den Griechen das Hypostyl genannten zweiten Raum folgte der dritte, das Allerheiligste des ganzen Heiligthums, in welchem die Statue des Gottes und der Göttin stand." Diese drei Theile finden sich in allen Tempeln; ihre Verschiedenheit besteht nur in der Größe und in der Anzahl der einzelnen Theile; „denn manchmal finden sich zwei, selbst drei Höfe hinter einander, auch wohl mehrere Hypostyle oder Säulensäle und außerdem eine Menge Gemächer, Hallen, Kammern zur Seite zu mancherlei Gebrauch; — dies war meist die Folge davon, daß spätere Regenten dem alten Heiligthum neuen Schmuck zusetzen und weiter bauen wollten, wobei denn die Cella, das Allerheiligste, in der alten Würde hinten unangefochten bleiben mußte, und nur die vordern Theile des Tempels wiederholt werden konnten." Der ganze Tempelbau in seiner festummauerten Abgeschlossenheit glich einem künstlich geschaffenen und wieder ausgehöhlten Berg; und wenn auch nicht, wie oft mit Unrecht behauptet worden, die ägyptische Architectur aus dem Höhlenbau hervorgegangen ist, so hat doch die Gewohnheit der großen Aushöhlungen in den Felsenwänden auf dieselbe zurückgewirkt. Die Sanctuarien waren nicht selten ungeheuere Monolithen, in einem Stück aus dem Felsen gemeißelt, und viele Tagereisen weit transportirt; wie zu Buto u. a. O.

7. Aegypten unter den letzten Pharaonen.

Unter der 18. und 19. Dynastie hatte das ägyptische Reich seinen Höhepunkt erreicht. Der äußern Macht und Größe entsprach die innere Blüthe, die aus den Denkmälern und Kunstwerken sich kund gab. Mit dem zwanzigsten Herrscherhaus, dessen Könige sämmtlich den Namen Ramses führen, zeigen sich die ersten Spuren des Sinkens und Verfalls, die unter den folgenden immer unverkennbarer hervortreten. Die Königsgewalt erscheint durch priesterliche Eingriffe gelähmt. Herhor, Oberpriester des Ammon wird König und ist der Gründer der 21. Dynastie. Der letzte Ramesside scheint von ihm in die Verbannung nach der großen Oase getrieben worden zu sein. Mehrere Könige dieser 21. Dynastie werden auf den Denkmälern als „Priester Ammons, des Königs der Götter" bezeichnet, woraus hervorzugehen scheint, daß die Priesterkaste sich der Herrschaft bemächtigt und diese zuerst im Namen der schwachen Könige dann selbständig geführt habe, aber mit geringem Ruhm. Nur wenige Anbauten des Tempelpalastes in Karnak und einige schmucklose Gräber haben das Andenken an diese „faulen Könige" der Nachwelt überliefert. Vielleicht gehörte derselben 21. Dynastie auch jener Smendes an, welcher seinen

Sinken des Reichs.

Herrschersitz wieder nach dem untern Lande verlegte, aber nicht nach Memphis, sondern nach der Stadt Tanis (Zoan) im fruchtbaren Delta. Hier regierte auch der Pharao Psusennes, der mit seinem Zeitgenossen Salomo in Handelsverbindungen stand und ihn gegen seine Feinde im Süden von Juda unterstützte. Unter Salomo's Frauen wird auch eine ägyptische Königstochter erwähnt. Dieses gute Einvernehmen zwischen Aegypten und Israel nahm mit dem Tode des Pharao sein Ende. Denn noch bei Lebzeiten Salomo's fand dessen Widersacher Jerobeam eine freundliche Aufnahme in Aegypten, wo Sisak (Schaschank, Sesonchis), der Gründer der 22. Dynastie, den Thron bestiegen
König Sisak. c. 970. und die südwärts von Tanis gelegene Stadt Bubastis zur Residenz erkoren hatte. Und als die zehn Stämme von Salomo's Sohn Rehabeam abfielen und denselben Jerobeam zu ihrem König wählten, „da zog Sisak heran wider Jerusalem und nahm die Schätze des Tempels und des Palastes sammt den goldenen Schilden, welche Salomo gemacht hatte" (1. Kön. 14, 25, 26). Auf dem Vorhofe zu Karnak, der von Schaschank herrührt, ist dieser König abgebildet, wie er eine scharfe Waffe über eine Gruppe gebundener Feinde schwingt, die er am Schopfe zusammengefaßt hat. Ihm, dem rothfarbigen König, gegenüber steht der blaue Gott Ammon, mehrere Reihen knieender und gefesselter Gestalten an Stricken haltend; die Gefangenen tragen Schilde auf der Brust, worin die Namen der überwundenen Länder und Städte in Hieroglyphen geschrieben stehen. Obwohl großentheils zerstört und verwittert sind doch die Namen Mahanma (Mahanaim), Baithuru (Bethoron), Maktau (Megiddo) und Judah Malk (Juda-König) deutlich zu lesen; ein Beweis, daß dieser Pharao die Eroberungszüge früherer Herrscher nach dem Lande Kanaan mit Erfolg wiederholt habe. Die ersten Könige der 22. Dynastie hießen ursprünglich „große Fürsten der Maschauascha" d. h. Oberfeldherren der libyschen Hülfstruppen, welche schon unter der 20. Dynastie eine große Rolle spielten. Der erste von ihnen, der eben genannte Schaschank, herrschte über ganz Aegypten; seine Nachfolger waren unbedeutender; die letzten besaßen nur Memphis. „Das große Reich von Kemi war zerstückelt in kleine abhängige Staaten, welche bald zu Aethiopien, bald zu Assyrien hielten, je nach dem zeitweiligen Uebergewicht der fremden Oberhoheit." Von diesen Kleinkönigen so wie von den Fürsten der 23. Dynastie haben sich nur wenige unsichere Erinnerungen erhalten. Keine Denkmäler und Inschriften erzählen von Kriegsthaten oder Kunstwerken, nicht einmal ihre Gräber sind bekannt; nur todte Namen führen die Königslisten auf, stumme Zeugen, daß das Leben in gewohnter Weise dahinfloß, daß Fürsten den Thron bestiegen und ins Grab sanken, ohne daß ihr Andenken durch irgend eine That des Ruhmes der Nachwelt überliefert worden. Nur ein vor mehreren Jahren am Berge Barkal entdeckter Denkstein mit Inschrift und Namensverzeichniß gibt einige Kunde von dem Siege des Aethiopenkönigs Pi-anchi über die Kleinkönige des unteren und mittleren Landes.

Ueber zwei Jahrhunderte lastete dieses historische Dunkel auf Aegypten. Herrschaft der Aethiopen in Aegypten.
Während dieser Zeit machte sich Aethiopien unabhängig unter Königen, die vielleicht Nachkommen der 21. Dynastie waren und die auch die Oberherrschaft über die kleinen Fürsten des oberen Nillandes, ausübten. Als der unterägyptische Fürst Tafnacht diese angriff, zog der äthiopische König Pi-anchi zu ihrer Vertheidigung aus und unterwarf ganz Aegypten. Dies war der Anfang einer neuen Fremdherrschaft in dem Nillande, nicht minder schmachvoll als die der Hyksos. Als nämlich König Bocchoris (ägyptisch Bokenranf), einer der kleineren Fürsten Unterägyptens, den die Griechen einstimmig als einen weisen Regenten und freisinnigen Gesetzgeber bezeichnen, in seiner neuen Residenzstadt Sais friedlich waltete, brachen die Aethiopen aus Nubien und dem obern Nilthale verheerend in das Land ein, Rache nehmend für die Kriegsleiden und Unterjochung, welche ihre Vorfahren einst von Ramses und andern waffenkundigen Königen Thebens zu erdulden gehabt. Bocchoris fiel im Kampfe und nun herrschten die Aethiopen, ein den Aegyptern verwandtes Volk, fünfzig Jahre über das Nilland, nicht unter einem einzigen König, wie Herodot angibt (II, 745.
137), sondern unter drei: Sabako, Sevechos und Tirrhaka, welche bei Manethos die 25. Dynastie bilden. Aber diese Fremdherrschaft war ohne störende Einwirkung auf das ägyptische Wesen; nicht sowohl weil die zähe Natur der Nilbewohner, die sogar der viel längern Herrschaft der Hyksos widerstanden hatte, allen fremden Einflüssen unzugänglich blieb, als weil diese Aethiopen bereits die ägyptische Cultur angenommen hatten, folglich ihre Könige ganz im Geiste der früheren Pharaonen regierten. Ramses nämlich und die übrigen Herrscher von Theben hatten Nubien und Dongola und das Land am Berge Barkal nicht nur mit dem Schwerte unterworfen und zur Zinspflicht gezwungen (S. 112), sie waren auch bedacht gewesen, den Ueberwundenen die milderen Sitten und Gesetze, die religiösen Einrichtungen und die edlen Künste des ägyptischen Volkes mitzutheilen. Davon geben nicht blos die Felsentempel im obern Nilthale, die Pyramiden und Bauten von Napata Zeugniß, dies geht auch insbesondere aus dem räthselhaften Priesterstaat Meroe hervor, der zwar nicht, wie ehedem vielfach behauptet worden, die Metropole und Pflanzstätte Der Priesterstaat Meroe.
von Theben und Memphis war, wohl aber eine alte Tochterstadt des obern Reiches, ein merkwürdiges Denkmal der großartigen Thätigkeit der Priester und Pharaonen Thebens. Dieses alte Meroe am Berge Barkal wird dann die Mutterstadt der jüngeren Colonie gleichen Namens gewesen sein, die wohl erst in griechischer Zeit gegründet ward. Weit im Süden nämlich, unter dem 16. und 17. Breitegrad liegt eine steinreiche Wüstenebene, hie und da von einzelnen Palmengruppen unterbrochen. Weil sie von dem Nil und dem einzigen Zufluß desselben, dem Atbara, umschlossen, auf der libyschen Seite von großen Sandhügeln, auf der arabischen von fortlaufenden Bergabhängen umgeben ist, so wurde sie von den Alten als „Insel" bezeichnet. Dort lag der Staat Meroe,

unweit der heutigen Stadt Schendi, an der Stätte, die noch jetzt durch eine große Anzahl Pyramiden bei den Dörfern Begerauieh und Merawe und durch zahlreiche Trümmer alter Bauwerke kenntlich ist. Der Name, der nach Lepsius „Weißenfels" bedeutet, erklärt sich aus den weißen Felswänden, die sich längs des Ufers hinziehen. Diese Pyramiden sind denen von Memphis ähnlich, aber viel kleiner, schmuckreicher und aus jüngerer Zeit. Die Eigenthümlichkeiten, die Diodor u. A. von dem Aethiopenstaat Meroe hervorheben, deuten zwar, wie die Hieroglyphenschrift, die Priestertracht u. A., auf eine Verwandtschaft mit Aegypten, lassen aber, wenigstens in ihrer spätesten Periode, eine bis zur Caricatur gehende Uebertreibung erkennen, wie sie häufig rohere Stämme mit den von cultivirteren Völkern überkommenen Sitten und Einrichtungen vornehmen. So war nicht blos das Priesterthum, sondern auch die Königsmacht ins Unnatürliche gesteigert. Die Priester wählten den König in Folge eines Orakelspruches aus ihrer Mitte, und wenn er nicht mehr nach ihrem Sinne regierte, schickten sie ihm einen Boten mit dem Befehl, er solle sterben; „das sei ihnen von den Göttern angekündigt und über ein Gebot der Unsterblichen dürfe sich kein Sterblicher jemals wegsetzen". Während seines Lebens genoß der König göttlicher Verehrung und so groß war die Ergebenheit seiner Freunde, daß es für ein Zeichen treuer Loyalität galt, freiwillig mit ihm zu sterben, und wenn er irgend ein körperliches Gebrechen oder eine Verletzung an sich trug, sich dasselbe Uebel zuzufügen. Wenn der König einen seiner Unterthanen zum Tode verurtheilen wollte, so brauchte er nur einen Diener mit dem Todeszeichen abzuschicken, worauf jener sich selbst das Leben nahm. Auch darin gab sich die ägyptische Nachahmung kund, daß die äthiopischen Könige Meroes, von denen Lepsius gegen 30 Namen gefunden hat, die Namenschilde der alten Pharaonen annahmen.

Meroe u. die Aethiopen. Man hat lange den Staat **Meroe** als die ältere Culturstätte und die Metropole von Aegypten angesehen. Wie das Land Aegypten, das ursprünglich ein See gewesen, lautet eine alte Erzählung bei **Diodor**, allmählich durch den Schlamm entstanden sei, den der Nil aus Aethiopien hergeschwemmt und abgelagert habe, so seien auch die Aegypter ein unter der Anführung des Osiris ausgewandertes Pflanzvolk der Aethiopier. „Die meisten Gebräuche der Aegypter," heißt es daselbst weiter (III, 3), „sind äthiopischen Ursprungs; die Ausgewanderten behielten ihre alten Gewohnheiten bei. Die Vergötterung der Könige, die sorgfältige Behandlung der Leichen und manches Andere, was man bei den Aegyptern findet, ist in Aethiopien Sitte. Auch den Stil ihrer Bildhauerei und die Züge ihrer Buchstaben haben sie dorther entlehnt. Die Priesterzünfte haben bei beiden Völkern dieselbe Verfassung. Alle, die mit dem Dienste der Götter beschäftigt sind, müssen rein sein; sie sind auf dieselbe Weise geschoren und gleich gekleidet und tragen einen Stab, der einem Pfluge ähnlich sieht. Die Könige tragen eben diesen Stab als Scepter und einen langen, oben mit einer Quaste und mit Schlangen (Aspiden) versehenen Hut." Ueber die Königswahl berichtet er: „Die Priester sondern zuerst aus ihrer Mitte die Edelsten aus. Sodann wählt das Volk von diesen Auserkornen denjenigen zum König, den die Gottheit bei einem nach hergebrachter Weise veranstalteten Aufzug und Gastmahl dazu bestimmt; und sogleich fällt man vor ihm nieder und verehrt ihn als einen Gott." Weiter heißt es: „Es ist Sitte, daß wenn der König durch irgend eine Veranlassung ein Glied des Körpers verliert, seine Vertrauten alle sich desselben

Gliedes freiwillig berauben. Ist der König z. B. am Schenkelbein gelähmt, so hält man es für unschicklich, wenn seine Freunde gerade Beine haben und nicht sein ganzes Gefolge eben so hinkt, wie er selbst. Sogar das kommt häufig vor, daß die Freunde des Königs freiwillig mit ihm sterben; dieser Tod ist ehrenvoll und gilt für ein Zeugniß wahrer Freundschaft." Dagegen hatten die Priester stets Gewalt über die Könige selbst bis zum Tod. „In früheren Zeiten nun gehorchten die Könige den Priestern wirklich, nicht durch Waffen oder andere Zwangsmittel genöthigt, sondern allein durch abergläubige Furcht bethört. Der erste König von Aethiopien, der es wagte, sich dem Befehl zu widersetzen, war Ergamenes, zur Zeit Ptolemäus II. Er hatte eine griechische Erziehung genossen, und sich mit der Philosophie bekannt gemacht. Er erhob sich zu dem Selbstgefühl, das der Königswürde angemessen war, drang mit Soldaten in das unzugängliche Heiligthum ein, wo der goldene Tempel der Aethiopier ist, und ließ die Priester niedermachen. So machte er jener Sitte ein Ende und schuf Alles nach seinem Gutdünken um." — „Von den Göttern," fährt Diodor fort, „haben sie einen doppelten Begriff. Die Götter der einen Art betrachten sie als ewig und unvergänglich ihrem Wesen nach, z. B. Sonne und Mond und die ganze Welt, die der andern aber, glauben sie, haben ursprünglich gleich andern Wesen eine sterbliche Natur gehabt, und erst wegen ihrer Vorzüge und ihrer Verdienste um die gesammte Menschheit sei ihnen die Ehre der Unsterblichen zu Theil geworden. So verehren sie die Isis und den Pan, den Hercules und den Zeus." — So wenig auch diese Schilderungen auf ein in der Entwickelung begriffenes Culturvolk passen, vielmehr die Zeichen einer entarteten und herabgekommenen Bildung an sich tragen, so hat man doch darin die Keime der ägyptischen Bildung sehen wollen, die aus Indien, entweder direkt oder durch Arabien vermittelt, nach Aethiopien gekommen sei und von dort aus ihren Weg dem Nile entlang nach Unterägypten gesucht habe; eine Annahme, die auf Fabeln beruht und durch nichts Thatsächliches bestätigt wird, vielmehr gehen alle Anzeigen dahin, daß die Cultur vom untern Lande allmählich nach dem obern gedrungen sei. Das ägyptische Wesen ist zu sehr von der Natur des Landes und Flusses bedingt, als daß man dessen Keime anderswo als im Nilthale selbst suchen sollte. „Es wird für immer vergeblich sein," sagt Lepsius, „die beliebten Vermuthungen über ein uraltes glanz- und ruhmreiches Meroe, dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der Civilisation gewesen seien, durch den Nachweis monumentaler Reste aus jener alten Zeit unterstützen zu wollen." Meroe ist wahrscheinlich eine Colonie von Theben gewesen, die sich zunächst an einen Tempel mit einer Orakelstätte anlehnte, welcher dann besonders wegen seiner günstigen Lage als Mittelpunkt des Caravanenhandels mit Arabien und der nubischen Wüste eine größere Bedeutung erhielt, als die übrigen Heiligthümer. In der Nähe befanden sich Kupfer-, Eisen- und Goldgruben, auch einige Arten von Edelsteinen. Die Angabe Herodots (II, 29), daß sie nur zween Götter hätten, die in großer Verehrung ständen, Zeus (Ammon) und Dionysos (Osiris), und daß sie in den Krieg zögen, wann und wohin ihnen der Gott durch einen Spruch gebiete, deutet auf einen ähnlichen Tempel- und Priesterstaat wie Ammonium auf der Oase Siva. Auf die innige Verbindung zwischen vielbesuchten Heiligthümern und Handelsstätten im Alterthum und besonders im Orient wurde schon in der Einleitung hingedeutet. Die Wege der Caravanen durch Wüsten, durch Flußthäler, durch Gebirgspässe sind von der Natur vorgezeichnet und können nicht willkürlich verändert werden; eben so wenig die zum Rasten der Reisenden geeigneten Stellen. Daß sich an solchen Rastplätzen leicht Heiligthümer und Orakelstätten bildeten, daß die Sicherheit des heiligen Ortes die Kaufleute bewog, hier ihre Stationen zu wählen und der aus allen Gegenden herbeiströmenden Volksmenge ihre Waaren feilzubieten, daß mithin ein vielbesuchter Tempel zugleich der geeignetste Markt für die Caravanengüter wurde, liegt in der Natur der Sache und wird durch die Beispiele aller Zeiten bestätigt. Noch jetzt ist Schendi, in der Nähe des alten Meroe, der Markt für die Umgegend; noch jetzt ist Mekka durch das heilige Haus der Hauptplatz des arabischen Handels. „Es ist unglaublich,"

sagt Heeren, „in welchem Grade im Orient ein Ort steigen kann, sobald er ein Heiligthum enthält, das das Ziel der Wallfahrten und dadurch zugleich der Platz des Verkehrs wird." Hier erscheinen nicht blos Individuen, hier erscheinen ganze Stämme oder Stammtheile als Einkäufer, um die allen nomadischen Völkern nothwendigen Bedürfnisse an bestimmten Handelsartikeln zu befriedigen. Noch jetzt ist das Land Senaar, in dem die Ruinen von Meroe liegen, der Hauptmarkt für Goldstaub, Elfenbein, Ebenholz, Räucherwerk und Negersclaven. Die umwohnenden Völkerschaften, Neger und schlichthaarige Libyer, die theils als wilde Jägervölker, theils als rohe Fischer (Ichthyophagen), theils als höhlenbewohnende Hirten, in nomadischer Weise dahin lebten, waren bei dem Caravanenhandel als Waarenführer und Dienstleute vielfach thätig. Von diesen uncultivirten Aethiopen-Stämmen machen Strabo und Diodor, die aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben, folgende Schilderung: „Einige äthiopische Stämme haben das Uferland auf beiden Seiten des Nils und die Inseln des Flusses inne; andere sind an der Grenze von Arabien, wieder andere im Innern von Libyen zu Hause. Die meisten derselben sind schwarz von Farbe und haben stumpfe Nasen und krause Haare. Sie sind von roher Gemüthsart und haben etwas Thierisches sowohl in ihren Gesinnungen als in ihrem äußern Verhalten. Am Leibe sind sie schmutzig und die Nägel lassen sie lang wachsen wie die Thiere. Ihr Betragen gegen einander ist nichts weniger als freundlich. Ihre Stimme hat einen grellen Ton. — Bewaffnet sind sie mit Schilden aus ungegerbten Rindshäuten und mit kurzen Speeren, zuweilen auch mit hölzernen, vier Ellen langen Bogen. Auf diese treten sie mit dem Fuße, wenn sie sie spannen, und haben sie ihre Pfeile verschossen, so wehren sie sich mit hölzernen Prügeln. Auch die Weiber müssen die Waffen führen, so lange sie in einem gewissen Alter stehen, das genau bestimmt ist. Unter den meisten Stämmen ist es Sitte, daß die Weiber einen ehernen Ring am Munde in der Lippe tragen. Einige Völkerschaften haben gar keine Kleider, und gehen das ganze Jahr nackt; nur zum Schutz gegen die Hitze haben sie eine Bedeckung, die sich Jeder aus dem nächsten besten Stoffe selbst verfertigt; andere binden sich um die Hüften Schaafsfelle, um die Blöße damit zu decken, andere gebrauchen dazu die Häute von Hausthieren. Auch geschieht es, daß sie Schürzen mitten um den Leib gürten, die aber aus Haaren geflochten sind, wahrscheinlich weil, wegen der eigenthümlichen Natur des Landes, die dortigen Schaafe keine Wolle tragen. Die Nahrung der Aethiopier besteht theils in der Frucht einer Wasserpflanze, die an Seen und sumpfigen Plätzen wild wächst, theils in den abgepflückten Zweigen von einer sehr weichen Holzart, womit sie sich auch Schatten und Kühlung in der Mittagshitze schaffen, theils in Sesam und Lotos, was sie auf ihren Feldern pflanzen. Auch die zarteren Wurzeln des Rohrs dienen einigen zur Speise. Manche nähren sich von Vögeln, welche sie als geübte Bogenschützen so geschickt zu treffen wissen, daß ihr Bedürfniß dadurch vollständig befriedigt wird. Die meisten aber leben blos von Fleisch, Milch und Käse, was ihnen ihre Heerden liefern. — Nur wenige Aethiopier gibt es, die gar nicht an das Dasein der Götter glauben; diese schmähen die aufgehende Sonne, als wäre sie das feindseligste Wesen, und ziehen sich in die sumpfigen Gegenden zurück. Sonderbar ist auch die Art, wie die Aethiopier ihre Todten behandeln. Einige werfen sie geradezu in den Fluß, und das halten sie für das schönste Begräbniß. Andere überziehen sie mit Glas (Krystall) und bewahren sie in den Häusern auf; sie glauben, die Gesichtszüge der Verstorbenen dürfen den nächsten Verwandten nicht unbekannt sein, und auch die entfernteren dürfen ihrer Angehörigen nicht vergessen. Sie legen auch zum Theil die Leichen in irdene Särge und begraben sie rings um die Tempel; und wenn sie bei diesen Todten schwören, so gilt das für den heiligsten Eid. Die Königsgewalt wird in einigen Stämmen dem schönsten Mann verliehen, weil man Beides, Herrschaft und Schönheit, als Gaben des Glücks betrachtet; in andern aber Dem, der am sorgfältigsten seiner Heerden pflegt; denn der, hofft man, werde auch für die Unterthanen am allerbesten sorgen. Es gibt auch Gegenden, wo man die höchste Würde dem Reichsten überträgt, weil

nur ihnen die Mittel, das Volk zu unterstützen, im Ueberflusse zu Gebote stehen, und wieder andere, wo man Solche, die sich durch Tapferkeit auszeichnen, zu Königen wählt, in der Voraussetzung, wer im Kriege die höchste Kraft beweise, sei allein würdig, der Erste im Staat zu sein."

Daß die äthiopischen Könige, welche das Nilland unter mannichfachen Kämpfen sowohl mit den einheimischen Fürsten wie mit den assyrischen Königen, die nach einer Hegemonie über Unterägypten trachteten, unter ihre Herrschaft zwangen, von ägyptischem Wesen und Culturleben durchdrungen waren, geht aus ihrer Regierungsweise hervor, die dem von den Pharaonen überlieferten Charakter vollkommen entspricht, so wenig sichere Angaben wir auch über diese dunkle Periode besitzen. Sabako (Schabaka) wird von Herodot als ein milder Herrscher gerühmt, der die Verbrecher nicht zum Tode verurtheilt, sondern sie genöthigt habe, durch Kanalgraben und Erdarbeiten ihre Kräfte zum Besten des Landes zu gebrauchen. Auch versäumte er nicht, dem Götterkönig Ammon in Theben seine Verehrung zu beweisen, daher er auch auf den von ihm herrührenden Pfeilern des Hauptthores von Karnak als „Lebenspender" bezeichnet wird, wie die früheren Pharaonen. Auch die beiden nächsten Könige dieser Dynastie, Sevechos (wie es scheint derselbe Name Schabaka oder Schebeck) und Tahraka (Tirrhaka) widmeten dem Nationaldenkmal von Karnak ihre Aufmerksamkeit. „Ihre Namen finden sich auf mehreren kleinern Tempeln," versichert Lepsius, „und an einer stattlichen Colonnade im großen Vorhofe, welche zuerst von Tahraka angelegt worden zu sein scheint." Zu ihrer Zeit wurde das syrische Land am Libanon von den assyrischen Kriegsschaaren heimgesucht; König Hosea von Samarien wandte sich um Hülfe an Sevechos. Er schickte Gesandte mit Geschenken ab, eine Huldigung, die der eitle Aethiope als „Tribut Syriens" auf den Mauern von Karnak darstellen ließ. Aber ehe die ägyptische Hülfe eintraf, fiel Hosea's Hauptstadt in die Hände des Feindes, und er selbst theilte die Gefangenschaft, wozu der gewaltige Herrscher das gebeugte Israel verdammte. Viele seines Volkes flohen nach dem Nillande und fanden in Memphis ihr Grab. In Aegypten mochte man einsehen, daß es unklug gewesen, durch die verweigerte oder verzögerte Hülfe das Land Kanaan den Assyrern preisgegeben und dadurch diese kriegerische Nation, die ihre herrschgierigen Blicke bereits auf das untere Nilland gerichtet hielt, in die Nähe des eigenen Reiches geführt zu haben; als daher Sanherib, Salmanassars Nachfolger, wider das geängstigte Juda zog, schloß König Tirrhaka (Tarako), der, wie es scheint, mittlerweile seinem Vater nachgefolgt war, mit Hiskia von Jerusalem ein Bündniß und ließ seine Heere und Streitwagen in das südliche Juda einrücken. Wir werden später den wunderbaren Ausgang dieses Feldzuges kennen lernen. Ehe die Kriegsschaaren aus dem obern Nilthale mit der assyrischen Streitmacht ihre Kräfte messen konnten, verließ Sanherib plötzlich das feindliche Land; Judäer und Aegypter schrieben diese überraschende Wendung dem Eingreifen einer höheren Macht zu Ein

Die äthiopischen Könige.

Schabaka.

Tarako (nach Brugsch) 693—666).

Schwarm Feldmäuse, erzählten die Priester in der Folge dem Herodot, sei in der Nacht über die Feinde gekommen und habe ihre Köcher, Bogen und Schildhalter so zernagt, daß sie am folgenden Morgen wehrlos entflohen und viele ums Leben gekommen seien. An zwei kleinen Pylonen des Königspalastes in Medinet Habu war dieser Sieg abgebildet; aber der Name Tirrhaka ist ausgetilgt, wie Reisende versichern, und der Name eines spätern Königs (Nektanebis) an die Stelle gesetzt. Obwohl König beider Reiche, weilte Tirrhaka doch vorzugsweise in seiner nubischen Hauptstadt Napata am Fuße des heiligen Berges Barkal, da wo noch heute mehrere in den Stein gehöhlte Felsentempel, Ruinenhügel mit umgestürzten Säulen und geborstenen Sphinxen, und äthiopische Königsgräber in Form kleiner Pyramiden unweit des charakteristischen Bergortes Merawe („Weißenfels"), Kunde geben von einem ägyptisch-äthiopischen Culturstaat tief im südlichen Nillande. Die Uebermacht der Assyrer, welche unter den „Sargoniden" wiederholt die Oberherrschaft in Unterägypten besaßen, mag die Pharaonen äthiopischen Stammes bewogen haben, ihre Residenz im Süden zu wählen.

Befreiungskriege und Anarchie. Als Herodot in Aegypten war, erzählten ihm die Priester von einem blinden König Anytis, der vor dem Aethiopenkönig in die Sumpfgegenden des Delta geflohen und sich dort so lange verborgen gehalten hätte, bis der fremde König, durch ein Traumgesicht erschreckt, freiwillig aus dem Lande gezogen wäre, dann hätte der blinde König, nach einer Unterbrechung von 50 Jahren, die Regierung wieder übernommen. Auch schrieben sie den glücklichen Feldzug gegen die Assyrer nicht dem Tahraka zu, sondern einem Priesterkönig Sethos. Dieser habe nämlich die Krieger mit großer Geringschätzung behandelt und ihnen sogar ihr Landeigenthum, zwölf auserlesene Aecker für den Mann, genommen. Als nun Sanherib mit Heeresmacht an die Grenze von Aegypten gezogen wäre, hätten die Krieger ihre Waffendienste verweigert. Darüber sei Sethos in große Angst gerathen und habe im Tempel des Hephästos (Ptah) vor dem Bilde des Gottes gejammert, sei aber durch ein Traumgesicht getröstet worden. Im Vertrauen darauf habe er sich ein Heer gebildet von Krämern, Handwerkern und müßigen Leuten vom Markte und sei den Assyrern entgegengerückt. Zum Andenken an die wunderbare Hülfe durch die Feldmäuse habe dann der König sein Standbild aus Stein bei dem Tempel aufrichten lassen, eine Maus in der Hand und die Inschrift dabei: „Siehe mich an und sei fromm!" Diese Angaben, die mit Manethos' Königslisten nicht übereinstimmen und eine priesterliche Entstellung verrathen, scheinen anzudeuten, daß die alte Königsfamilie während der äthiopischen Fremdherrschaft sich in einer schwer zugänglichen Gegend des untern Landes so lange aufgehalten habe, bis sich die Nation von dem Schlage erholt gehabt, und mit einiger Aussicht auf Erfolg Versuche zur Befreiung gemacht werden konnten. Wir werden später erfahren, daß der assyrische Beherrscher Assurbanipal diesen einheimischen Dynasten Vorschub leistete, bis nach Theben vordrang und den Fürsten Tribut auflegte. Auch die Erzäh-

lung, daß der Aethiope freiwillig die Herrschaft über Aegypten aufgegeben, lautet nicht ganz unglaublich, wenn man nur an die Stelle des Traumgesichtes die drohende Haltung des Volkes unter eingebornen Fürsten und die Furcht vor den Assyrern setzt. Indessen geht doch aus einzelnen zerstreuten Spuren hervor, daß diese Befreiung nicht so leicht bewirkt wurde, daß ihr vielmehr eine schwere Zeit des Kampfes und der Unordnung vorangegangen sei. Wir erfahren, daß Necho, ein von den Assyrern eingesetzter Fürst aus der Königsfamilie von Sais, gleich dem früheren Fürsten Bocchoris besiegt und erschlagen, sein junger Sohn Psammetich aber nach Syrien gerettet worden sei; Diodor spricht von einer zweijährigen Anarchie nach der Vertreibung der Aethiopen, welche erst durch die fünfzehnjährige Regierung der „Zwölfe" beendigt worden wäre, und aus einigen Andeutungen sind neuere Forscher zu der Ansicht gekommen, daß nach der Befreiung des untern Aegyptens durch die vereinte Anstrengung der eingebornen kleinen Dynasten und der Bezirksvorsteher und Kriegsobersten noch in Thebais die äthiopische Herrschaft einige Zeit fortgedauert habe, bis die Großkönige von Ninive Assarhaddon und Assurbanipal das ganze Nilland in Besitz nahmen und selbst Theben ihrer Herrschaft unterwarfen. Auf diese Zeit bürgerlicher Verwirrung, die erst mit der Herstellung der Reichseinheit durch Psammetich ihren völligen Abschluß fand, scheint der Ausspruch des Propheten von Juda zu gehen (Jes. 19):

„Der Herr fährt auf schneller Wolke einher und kommt gen Aegypten: da erbeben Aegyptens Götzen vor seinem Antlitz und ihr Herz verzagt in ihrer Brust. Und er wappnet Aegypter gegen Aegypter, daß kämpfet Einer gegen seinen Bruder und Einer gegen seinen Freund, Stadt gegen Stadt, Königreich gegen Königreich. Und es verschwindet der Geist aus der Aegypter Brust und sie fragen umsonst nach den Götzen und Zauberern, nach den Todtenbeschwörern und klugen Männern. Ich aber überliefere die Aegypter einem strengen Herrn, und ein harter König soll sie beherrschen, spricht der Herr der Heerschaaren. Und es versieget das Wasser aus dem Strome und der Fluß wird trocken und dürr; seicht und trocken werden Aegyptens Kanäle, Rohr und Schilf erkranken. Die Aue am Rande des Stroms und alle Saat am Strome verdorrt, zerstiebet und ist nicht mehr. Da klagen die Fischer und es trauern alle, die in den Strom Angeln werfen; und die, so Netze breiten über das Wasser, stehen betrübt. Und zu Schande werden die Wirker gehechelten Flachses und die Weber weißer Gewande. — Und es sind des Landes Pfeiler niedergeschlagen und alle Lohnarbeiter traurigen Herzens. Lauter Thoren sind die Fürsten Zoans (Tanis), der Rath der weisen Räthe ist dumm geworden; getäuscht sind die Obersten Nophs (Memphis) und Aegypten führen irre die Häupter seiner Stämme. Gott goß in ihr Inneres den Geist der Verkehrtheit, daß sie die Aegypter irre führen in all ihrem Thun, wie ein Trunkener herumirret in seinem Gespei. Und es geschiehet von den Aegyptern keine That, welche Haupt und Schweif, Palmzweig und Binse vollbrächte."

Diese Verwirrung und das schwache Regiment der kleinen Fürsten und Unterkönige, die theils von den Aethiopen theils von den Assyrern eingesetzt waren, begünstigte die Entstehung der sogenannten „Zwölfherrschaft" (Dodekarchie), die nach den Angaben der Griechen der Vertreibung der Aethiopen folgte. Einige Kriegsoberste und Großbeamten nämlich, wahrscheinlich solche, Die Dodekarchie.

die den Nationalkampf vorzugsweise geleitet hatten, bemächtigten sich in den einzelnen Hauptstädten ihrer Landschaften der Herrschaft und regierten selbständig. Und um sich nicht durch Zwietracht zu schwächen, verbanden sie sich durch Verschwägerungen und Verträge zu gegenseitiger Treue und übten Recht und Gerechtigkeit. Als Denkmal dieser gemeinsamen Herrschaft Vieler wird von Herodot das Labyrinth angeführt, jener alte Tempelpalast des Amenemha, den die Fürsten in größerem Umfange wiederherstellten, ein Werk, das nach der Versicherung des Geschichtschreibers nicht nur alle Bauwerke der Griechen, sondern selbst die Pyramiden an Großartigkeit weit übertroffen habe.

Nach Diodor sollte es ein gemeinsames Grabmal für Alle sein, „damit, wie sie im Leben durch Freundschaft und gleiche Würde vereinigt gewesen, so auch nach dem Tode Eine gemeinsame Gruft ihre Leichen umschlösse".

Die Zahl dieser fürstlichen Herrscher soll zwölf betragen haben, wie Duncker meint, ein Euphemismus der Aegypter für die Herrschaft Assarhaddons und Assurbanipals von Assyrien über Unterägypten. Unter diesen assyrischen Unterkönigen wird auch Psammetich aufgeführt, der nach der Befreiung des Landes aus Syrien nach Sais zurückgekehrt sei. Wurde dieser schon als Abkömmling einer früheren Herrscherfamilie von den übrigen Kleinfürsten mit Mißtrauen betrachtet, so mußte sich ihr Argwohn steigern, als er mit den Griechen und Phöniziern Handelsverbindungen einging und sich deren Freundschaft erwarb. Sie vereinigten sich gegen ihn; statt ihn jedoch zu tödten, verbannten sie ihn in die Sumpfgegenden am Meere, wo ihm gerade die fremde Hülfe am besten zur Hand war. Nachdem es ihm gelungen, die Skythen, die damals Lydien und Palästina durchstreiften und verheerten, durch eine Uebereinkunft von einer Invasion des Delta abzuhalten, sann er auf Mittel, sich die Alleinherrschaft zu verschaffen. Unterstützt von karischen und ionischen Söldnern überwand Psam-
664. metich in der Schlacht bei Momemphis seine Mitfürsten und gewann das erstrebte Ziel. Die verschiedenen Erzählungen der Vorgänge so wie die von Herodot angegebene Ursache der Verbannung beweisen, daß die Geschichte der Zwölfherrschaft den sagenhaften Boden, auf dem sich die ältere Geschichte Aegyptens bewegt, noch nicht verlassen habe.

Herodot erzählt folgende Sage: Gleich beim Antritt ihrer Herrschaft hatten die Zwölfe einen Göttерspruch erhalten, wer von ihnen aus einer ehernen Schaale spenden würde, der würde König werden über ganz Aegyptenland. Nun traf es sich einst, daß bei einem Opferfest im Tempel des Hephästos (Ptah) der Oberpriester zum Gußopfer aus Versehen nur elf güldene Schaalen brachte. Als diese nicht reichten, nahm Psammetich, welcher ganz hinten stand, seinen Helm von Erz, hielt ihn unter und spendete. Bei diesem Anblick gedachten die elf Fürsten der Weissagung und geriethen in Schrecken. Da sie aber bei näherer Untersuchung fanden, daß Psammetich ohne alle Absicht so gehandelt habe, schonten sie seines Lebens, verbannten ihn aber in die Marschen, daß er mit dem übrigen Aegyptenland keine Gemeinschaft hätte. Nicht weit von dem Orte seiner Verbannung, am Ausflusse des sebennytischen Nilarmes, lag die heilige Stadt Buto mit dem Tempel der Latona (Hathor), in dessen innerstem aus einem einzigen Felsblock gehauenem Heiligthum von 40 Fuß Höhe und Breite und mit

einem monolithen Dache von 4 Ellen Dicke an dem vorspringenden Gesimse sich das berühmteste Orakel befand. Dort erforschte Psammetich die Zukunft und erhielt zur Antwort: eherne Männer, die von der See her kämen, würden ihn rächen. Einige Zeit nachher zwang die Noth karische und ionische Seeräuber an der ägyptischen Küste anzulegen. Da meldete ein Aegypter dem Psammetich, es wären eherne Männer von der See gekommen und plünderten die Felder. Der Verbannte erkannte daran die Erfüllung der Weissagung; er brachte sie durch große Versprechungen auf seine Seite und mit ihrem Beistande und den ihm ergebenen Aegyptern begann er den Kampf wider seine Mitfürsten, die ihm jedoch einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt zu haben scheinen. Erst nachdem in der entscheidenden Schlacht bei der Stadt **Momemphis** die Einen gefallen, die Andern zur Flucht nach Libyen gezwungen waren, kam Psammetich zum Besitze des Thrones.

Von nun an blieb **Sais** die königliche Residenz, und damit beginnt für Aegypten eine neue Periode der Entwickelung. Nicht nur, daß wir von jetzt auch in Stand gesetzt sind, die Reihenfolge der Könige und Begebenheiten bis zum Untergang der Selbständigkeit mit Sicherheit anzugeben, Aegypten tritt auch von der Zeit an aus der nationalen Abgeschlossenheit der früheren Jahrhunderte heraus, und indem es sich auf neue fremde und frische Elemente stützt, gelingt es ihm noch eine letzte Blüthe, eine vorübergehende Zeit des Ruhmes und Glanzes hervorzubringen, aber Stamm und Wurzeln sind zu sehr durch Alter und Gewohnheit vertrocknet, als daß aus dieser Verbindung neue Formen und Errungenschaften voll Lebenskraft und Dauer hätten entstehen und somit eine nationale Wiedergeburt ins Leben treten können.

Daß Psammetich eine solche nationale Wiedergeburt, eine Verjüngung des ägyptischen Wesens durch hellenische und phönizische Bildungselemente anstrebte, geht aus den von ihm eingeführten Neuerungen hervor. Den karischen und ionischen Söldnern, denen er den Sieg verdankte, gab er nicht blos den versprochenen Lohn, er wies ihnen an dem pelusischen Nilarme, unterhalb Bubastis, da wo das Land am leichtesten zugänglich ist, auf beiden Seiten des Flusses Ländereien an und das sogenannte „Lager" zum Wohnsitz. In diesen Fremdlingen erblickte er die sichersten Stützen seiner Gewalt und vermehrte stets ihre Zahl. Ja er vertraute ihnen sogar ägyptische Kinder an, versichert Herodot, daß sie dieselben in der hellenischen Sprache unterrichten sollten, „und von denen, die dazumal die Sprache lerneten, stammen die jetzigen Dolmetscher in Aegypten. Das waren (fügt er im Widerspruch mit der ägyptischen Vergangenheit hinzu) die ersten Leute von fremder Zunge, die in Aegypten ansässig geworden". Und Diodor meldet, Psammetich habe mit den Athenern und andern griechischen Staaten Bündnisse geschlossen, die Fremden, die freiwillig nach Aegypten auswanderten, unterstützt und sei ein so eifriger Griechenfreund gewesen, daß er seine Söhne in griechischer Wissenschaft habe unterrichten lassen. „Ueberhaupt," fährt er fort, „war er der erste unter den ägyptischen Königen, welcher den andern Völkern die Handelsplätze des Landes öffnete und den fremden Kaufleuten, die vordem nur mit Gefahr ihres Lebens oder ihrer Freiheit das Land betreten konnten, volle Sicherheit gewährte." Damals ist

Psammetich 664—610.

wohl auch das „Tyrier-Lager“ um den Ptah-Tempel zu Memphis entstanden oder erweitert worden.

Nachdem Psammetich die Ordnung im Innern hergestellt hatte, unternahm er einen Kriegszug gegen Palästina, um die geschwächten und zerrissenen Völkerschaften an der Meeresküste unter seine Herrschaft zu bringen und sich in den festen Städten derselben eine sichere Vorhut zu schaffen, wenn neue Kriegsstürme vom Euphrat her drohen würden. Der geschwächte Zustand des assyrischen Reiches, dessen baldiger Fall sich voraussehen ließ, versprach dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg. Aber auch hier gab er den fremden Söldnern den Vorzug vor den einheimischen Kriegsleuten. Er stellte jene auf die rechte Seite und wies den weniger ehrenvollen linken Flügel den Eingebornen an. Die dadurch bei der Kriegerkaste erzeugte Erbitterung scheint lähmend auf den Feldzug eingewirkt zu haben. Zwar rückte der Pharao in das Land der Philistäer ein und belagerte ihre Seestädte, deren Fall und Verwüstung der Prophet Zephanja schon im Geiste voraussah: „Gaza wird verlassen sein, und Askalon zur Wüste, Asdod, am Mittag vertreiben sie's und Ekron wird entwurzelt. Und es wird der Strich am Meere zu Angern, Triften der Hirten und Schaaf-Hürden.“ Aber sei es, daß die Philistäer auch gegen die Aegypter die Tapferkeit und Waffenübung bewiesen, die sie so oft in den Kämpfen mit Israel gezeigt, sei es, daß der Einfall der Skythen, von dem später die Rede sein wird, das Unternehmen durchkreuzte; genug, wir wissen aus Herodot, daß Psammetich 29 Jahre lang mit seinen Heeren im syrischen Lande verweilte, ohne, wie es scheint, mehr als die Städte Gaza, Askalon und Asdod erobern zu können. Von der hartnäckigen Vertheidigung der letzten ist die Kunde noch zu Herodot's Zeit erhalten gewesen; sie scheint dabei größtentheils ihren Untergang gefunden zu haben, daher Jeremia (25, 20) nur „die Ueberbleibsel von Asdod“ kennt.

Nach Psammetich's Rückkehr von dem syrischen Feldzug kam der lang verhaltene Groll des Volkes über die Bevorzugung der Fremdlinge offen zu Tage. Dies geht aus einem von den Geschichtschreibern berichteten Vorgange hervor, der, wenn er auch vielfach bezweifelt wird und an Uebertreibungen leiden mag, doch wohl einen historischen Kern hat. Ergrimmt über ihre Zurücksetzung, heißt es, wanderte ein großer Theil der Kriegerkaste, deren Zahl über 200,000 Mann betragen haben soll, nach Aethiopien aus. Umsonst suchte sie der König von diesem Vorhaben abzubringen, indem er sie an die vaterländischen Götter, an Weib und Kind erinnerte; mit den Spießen auf die Schilde schlagend erklärten sie unter lautem Geschrei: im Besitze ihrer Waffen würden sie leicht eine neue Heimath finden und auch an Frauen und Kindern werde es ihnen als Männern nicht fehlen. So zogen sie aus; und nachdem sie Land genug erobert und unter sich vertheilt hatten, siedelten sie sich an im fernen Aethiopien, mehr als hundert Tagereisen jenseit Elephantine, und verbreiteten ägyptische

Cultur und Gottesverehrung unter den wilden Eingebornen. Und diese nahmen seit der Zeit mildere Sitten an. Manche von jenen räthselhaften Tempeltrümmern, zerbrochenen Sphinxen und Säulen und halbverwitterten Pyramiden in Meroe und am obern Nil mögen von diesen Auswanderern und ihren Nachkommen herrühren. Denn in der Fremde hat Alles, was an die ferne Heimath erinnert, höheren Werth.

Bei aller Vorliebe für die griechischen Söldner und Einwanderer hielt Psammetich dennoch fest an den ägyptischen Lebenseinrichtungen und den Sitten der alten Pharaonen. In Sais erhob sich ein Königspalast; den Ptahtempel in Memphis vergrößerte er durch einen Vorhof nach Süden und dem Apis erbaute er einen Tempelhof mit einem Säulengang voll Bilder, der statt der Pfeiler von Kolossen gestützt wurde, die 12 Ellen hoch waren. Unter Psammetich nahm die ägyptische Kunst noch einen letzten Aufschwung, wie die von ihm herrührenden Säulenbauten in Karnak und Philä und mehrere sculpturenreiche Felsengräber beweisen, deren „Feinheit und Eleganz ein bewußtes Zurückgehen auf die besten Vorbilder erkennen läßt“. Aber von den großartigen Bauten im Memphis und Sais und von den monolithen Lasten, welche unter ihm und seinen Nachfolgern stromabwärts bewegt wurden, ist nichts mehr erhalten.

Unter dieser ganzen 26. Dynastie herrschte das Bestreben in Sprache, Sitten, Kunst u. s. w. auf die klassische Zeit, das alte Reich zurückzugehen. Mit Recht spricht man von einer ägyptischen Renaissanceperiode. „Es war bewunderungswürdig,“ heißt es bei Maspero-Pietschmann, „wie fein man die Hieroglyphen malte und einmeißelte, und die Menge der schönen Bildsäulen und Basreliefs nahm überall zu. Die saïtische Kunst kennzeichnet sich durch eine fast magere Zierlichkeit, durch großes Verständniß in den Einzelheiten und durch eine wundersame Geschicklichkeit, dem Meißel die ihm widerstrebendsten Stoffe gefügig zu machen. Die Körperverhältnisse werden zarter und schlanker, die Glieder werden sanfter und treuer wiedergegeben. Es ist ein anderer als der breite, etwas realistische Stil der memphitischen Epoche, auch anders als der großartige, oft rauhe Denkmälerstil des zweiten Ramses, es ist eine milde, reine Kunst voller Feinheit und Keuschheit.“

Als Psammetich nach einer Regierung von 54 Jahren zur ewigen Ruhe Necho 610—594.
in das Felsengrab gelegt ward, folgte ihm sein gleichgesinnter Sohn Necho (Nekau) auf dem Throne von Sais. Auch er suchte Aegypten durch fremde Kräfte zu heben und das günstig gelegene Land zum Mittelpunkt des Weltverkehrs zu machen. Darum richtete er seinen Blick hauptsächlich der Schifffahrt und dem Seehandel zu. Mit Hülfe der erfahrenen Phönizier, die er in sein Interesse zu ziehen bemüht war, suchte er an der Südostküste des Mittelmeeres eine feste Stellung zu gewinnen und zugleich die Verbindung mit dem Rothen Meer herzustellen. In dieser Absicht ließ er den von Ramses dem Großen begonnenen Kanal weiterführen, schickte phönizische Seefahrer auf Entdeckungsreisen nach den südlichen Meeren aus und unternahm einen Kriegszug nach Palästina, um das samarische Land den Assyrern zu entreißen.

Wir haben oben gesehen, daß Ramses-Sesostris einen Kanal aus dem Nil in

östlicher Richtung bis in die Nähe der Bitterseen führen ließ, von dem weitern Vorhaben aber, denselben bis ins Rothe Meer zu leiten, abstand. Diesen Plan griff Necho wieder auf. Zuerst erweiterte er den alten Kanal dergestalt, daß zwei Dreiruderer auf demselben neben einander fahren konnten und verband ihn mittelst eines Durchstichs mit diesen Seen. Dann ließ er am Fuße des Gebirges, worin sich die Steinbrüche befanden, durch eine Bergschlucht nach Süden graben, um an die Nordspitze des Meerbusens zu gelangen. Schon hatten 120,000 Menschen über der Arbeit in der Gluthhitze das Leben eingebüßt, als Necho das Vorhaben aufgab, erschreckt, wie Herodot meldet, durch einen Orakelspruch, daß er für die Barbaren arbeite. Nach Strabo wurde das Werk durch des Königs frühzeitigen Tod unterbrochen. Doch kam der Plan unter Darius zur Ausführung; in Herodot's Zeit war die Verbindung hergestellt und unter den Ptolemäern war der Kanal im lebhaften Gebrauche, so schwierig es auch war, ihn gegen den lockern Wüstensand, den jeder Wind aufregte, schiffbar zu erhalten. Man ließ ihn von Zeit zu Zeit ausräumen, aber seit mehr als 1000 Jahren ist er verfallen. Mit dieser Unternehmung, die von Necho's großartigen Handelsplänen Zeugniß gibt, stand auch wohl die von Herodot erwähnte Umschiffung Afrika's durch phönizische Seefahrer in Verbindung, von der weiter unten die Rede sein wird.

„Nekos stand ab vom Graben und wandte sich zu Kriegszügen. Und es wurden Dreiruderer erbauet, beides auf dem Nördlichen Meer und in dem arabischen Busen auf dem Rothen Meer. Die Werften davon sind noch zu sehen. Und mit den Syrern traf Nekos zusammen zu Lande und gewann den Sieg und nach der Schlacht nahm er Kadytis (Jerusalem?) ein, eine große Stadt in Syrien. Und das Kleid, darin er diese Thaten verrichtet, weihete er dem Apollon und sandte es zu den Branchiden in der Milesier Land." So erzählt Herodot die merkwürdige Unternehmung dieses Pharao gegen Phönizien und Samarien. Beide Länder standen unter der Herrschaft der Assyrier, deren Hauptstadt Ninive um dieselbe Zeit den vereinten Angriffen der Meder und Chaldäer erlag. Der Augenblick war demnach gut gewählt, das wichtige Küstenland mit seinen reichen Handelsstädten und seiner Seemacht zu unterwerfen und die Vorherrschaft der Assyrer, die viele Jahre auf Unterägypten gelastet, auf immer zu brechen. Gaza, Askalon und Asdod waren noch in der Gewalt der Aegypter, die Phönizier zogen die befreundete Herrschaft Necho's der assyrischen vor; in dem zertretenen Samarien war kein bedeutender Widerstand zu fürchten. Der alte Plan der Pharaonen, das syrische Gebirgsland zu einer Schutzwehr und Vormauer von Aegypten zu machen, schien seiner Erfüllung entgegen zu gehen, als Necho, wahrscheinlich von der See her und im Einvernehmen mit Phönizien in die Ebene von Esdraelon vorrückte. Umsonst verlegte ihm König Josia von Juda den Weg; in der Schlacht von Megiddo verlor dieser Sieg und Leben, Jerusalem fiel in die Gewalt des Pharao; der eine Königssohn wanderte als Gefangener nach Aegypten, der andere regierte als Necho's Unterkönig in Juda. Stolze Hoffnungen mochten sich jetzt in des Königs Brust regen, als er auf der großen Heerstraße über Hamath und Damascus dem Euphrat zuzog. Aber die Schlacht von Karchemis, wo der junge Kriegsheld Nebukadnezar von Babylon die ersten Lorbeern erfocht, raubte dem

Aegypter alle Früchte seiner Anstrengung. In eiliger Flucht rettete er sich mit den Trümmern seines Heeres nach dem Nillande, nicht ohne Besorgniß, die Chaldäer, die ihm auf dem Fuße nachfolgten, möchten auch nach Aegypten vordringen. Aber Nebukadnezar beschränkte sich auf Palästina und Phönizien.

Psametik II. 594–589. Hophra (Apries) 589–570.

Nach der kurzen Regierung Psametik's II., der in einem Streit wider die Aethiopier umkam, bestieg Necho's Enkel Uah-ab-Ra, hebräisch Hophra, den die Griechen Apries nennen, den Thron von Sais und verfolgte die Bahn seiner Vorgänger. Zu seiner Zeit bedrohte Nebukadnezar aufs Neue mit großer Heeresmacht die Küstenstädte Phöniziens und das judäische Land. In ihrer Bedrängniß wandten sich beide an Aegypten; Hophra, welcher einsah, daß die Sicherheit und Wohlfahrt des eigenen Landes den innigen Anschluß an die Völkerschaften Kanaans gebiete, damit der chaldäischen Uebermacht mit vereinten Kräften Widerstand geleistet werden könne, schloß mit König Zedekia von Jerusalem ein Bündniß und ließ ein aus Aegyptern und Griechen gemischtes Heer in das südliche Juda einrücken. Damit stand wahrscheinlich der von Herodot und Diodor erwähnte Kriegszug zur See wider Phönizien und Cypern in Verbindung. Wenn das letztere Unternehmen als ein Eroberungszug dargestellt wird, auf welchem Hophra eine Seeschlacht gewonnen, Sidon und andere Küstenstädte genommen und große Siegesbeute weggeführt habe, so mag dies in so fern seine Richtigkeit haben, als er wahrscheinlich die gewährte Hülfeleistung zugleich zur Erweiterung seiner Herrschaft zu benutzen trachtete. Aber das ägyptische Landheer war nicht im Stande, das kleine Reich Juda gegen die Macht der Chaldäer zu schützen; es vermochte nur den Fall von Jerusalem auf einige Zeit hinauszuziehen. Ohne daß eine entscheidende Schlacht geliefert oder eine ernste Waffenthat ausgeführt worden, zog Hophra mit seiner Streitmacht über die Grenze zurück und überließ seinen Verbündeten und die gebeugte Stadt der Rache des mächtigen Feindes. Wir werden später sehen, welches Schicksal ihnen Nebukadnezar bereitete. Es war den Propheten Juda's nicht zu verdenken, wenn sie auf den unzuverlässigen Bundesgenossen zürnten, wenn sie, wie Hesekiel, verkündeten, Jehova werde Aegyptenland zur Wüste und Einöde machen, „weil es ein Rohrstab war für das Haus Israel. Wenn sie dich faßten an deinem Griff, knicktest du, und rissest ihnen auf die ganze Schulter; und wenn sie sich auf dich lehnten, brachst du und machtest ihnen die Lenden wanken" (29, 6. 7); oder wenn sie, wie Jeremia, der strengste Widersacher des ägyptischen Bündnisses, eine Eroberung Aegyptens durch Nebukadnezar als Strafgericht Gottes in Aussicht stellten.

Hophra in Kanaan.

„Ich verwüste Aegypten mit Feuer und Schwert," läßt der Prophet Jehova sprechen, „ich mache die Kanäle trocken und liefere das Land in die Hände der Fremdlinge. Ich vernichte die Götzen und vertilge die Abgötter aus Noph (Memphis), ich verwüste Zoan (Tanis) mit Feuer; die Jünglinge von On (Heliopolis) und Bubastis fallen durchs Schwert und die Weiber wandern in Gefangenschaft. Denn ich stärke die Arme des Königs von Babel und gebe mein Schwert in seine Hand und versprenge die Aegypter unter die Völker und zerstreue sie in alle Länder (Jer. 30.). Ja auch die Söldner in seiner Mitte, gemästeten Kälbern gleich, auch sie wenden den Rücken und fliehen allzumal" (c. 46).

Nach der Zerstörung Jerusalems nämlich belagerte Nebukadnezar die Inselstadt Tyrus, und die beiden Propheten hatten so große Vorstellungen von der Macht und Unüberwindlichkeit des gewaltigen Kriegsfürsten, daß sie nicht zweifelten, er werde die Stadt einnehmen und dann die Kriegsfackel nach Aegypten tragen und die Hegemonie der Assyrer erneuern. Aber Tyrus widerstand 13 Jahre lang und ergab sich dann vertragsweise den Chaldäern; und wenn man auch aus einigen dunkeln Angaben schließen könnte, daß Nebukadnezar nach Beendigung jenes Krieges wider Tyrus einen Streifzug nach Aegypten unternommen habe, dauernde Eroberungen wurden nicht daselbst gemacht.*) Ja es wäre nicht unmöglich, daß der oben erwähnte Kriegs- und Eroberungszug wider Phönizien und Cypern erst nach dem Abzug Nebukadnezar's stattgefunden und daß demnach das Küstenland auf einige Zeit den Chaldäern wieder entrissen worden.

Hophra's Ausgang. Auch die zweite Weissagung des Propheten, daß der Pharao in die Hand Nebukadnezar's gegeben würde (46, 26), ging nicht in Erfüllung, vielmehr erfahren wir über Hophra's Ausgang Folgendes: Die Griechen in Kyrene hatten den benachbarten Libyern ein großes Stück Land entrissen. Um sich dafür zu rächen, unterwarfen sich diese dem ägyptischen König und riefen dessen Hülfe an. Hophra schickte ein großes Heer von Aegyptern wider Kyrene; die Griechen zogen ihnen entgegen bis an die Quelle Thyeste und überwanden sie in der Feldschlacht, so daß nur wenige entkamen. Die ägyptischen Krieger glaubten, der König habe sie mit Vorsatz in den offenbaren Tod geschickt, auf daß er mit Hülfe der fremden Söldner desto sicherer über die anderen herrschen könne. Die Geretteten verbanden sich daher mit den Freunden der Gefallenen und erregten einen Aufruhr. Auf die Kunde davon sandte Hophra seinen Feldhauptmann Amasis ab, dem er sein besonderes Vertrauen zugewandt hatte, daß er sie durch Zureden beruhige. Aber die Aufständischen setzten diesem einen Helm aufs Haupt und riefen ihn zum König aus. Ihre Zahl wurde bald verstärkt durch andere Genossen, die, empört über Hophra's unzeitige Strenge gegen einen vornehmen Vermittler und dem Herrscherhaus von Sais von jeher abgeneigt, sich an Amasis anschlossen. Nun wappnete der Pharao seine Söldner, bei 30,000 Karier und Jonier, und zog wider die Aufrührer. Aber in der Schlacht bei Momemphis an den Ufern des mareotischen Sees erlag er trotz der Tapferkeit seiner Streiter der gegnerischen Uebermacht. An derselben Stelle, wo einst Psammetich das Reich gewonnen, verlor es der Urenkel. In der stolzen Königsburg von Sais, die er bisher als Herrscher bewohnt hatte, lebte nun

*) Dieser Eroberungszug Nebukadnezar's nach Aegypten wird durch eine von Wiedemann angeführte Inschrift bezeugt: „In seinem 37. Regierungsjahre unternahm Nebukadnezar einen Zug gegen Aegypten, eroberte und plünderte das Land; erst bei Syene wagten es die ägyptischen Truppen unter Führung des Feldhauptmanns Hor ihm entgegenzutreten; ihrer Tapferkeit gelang es, die Babylonier zurückzuwerfen und zum Rückzug zu bewegen." (i. J. 568/7.)

Hophra als Gefangener von der Gnade des Siegers, der sein Leben zu schonen wünschte. Aber der Haß des Volks verlangte ein blutiges Opfer und so überantwortete ihn Amasis den Aegyptern. „Und sie erwürgten ihn und begruben ihn sodann in seiner Väter Gruft im Heiligthume der Neith" (Herodot). 570.
So erfüllte sich die Weissagung Jeremia's (44, 30): „Siehe ich werde geben den Pharao Hophra, den König Aegyptens in die Hände seiner Feinde und in die Hände derer, die sein Leben fordern."

So endete Psammetich's Geschlecht nach einer Herrschaft von hundert Jahren. Aber der Thronwechsel hatte keine Aenderung der Regierungsweise und des bisherigen Systems zur Folge. Amasis (Aahmes), obwohl durch die Amasis 561—526.
altägyptische Partei erhoben, erwies sich den Fremden eben so geneigt wie seine Vorgänger, ja er übertraf sie noch in dem Bestreben, Aegypten in den Strom des Weltverkehrs zu ziehen und mit den griechischen Städten und Inseln in Verbindung zu setzen. Die ionischen und karischen Söldner, wider die er gefochten, wies er nicht aus dem Lande, sondern er versetzte sie nach Memphis und machte sie zu seiner Leibwache wider die Aegypter; mit den Kyrenäern schloß er ein Freundschaftsbündniß und befestigte dasselbe durch seine Vermählung mit einer vornehmen Griechin aus dieser Stadt und durch ein werthvolles Weihgeschenk. Er begünstigte die Niederlassungen der Griechen in Naukratis durch wichtige Vorrechte, die er der Stadt verlieh, und gab Allen, die nach Aegypten kamen, Erlaubniß, ihren Göttern Tempel und Altäre zu errichten. Auch unterstützte er die Delpher mit ansehnlichen Beiträgen bei dem Neubau ihres abgebrannten Tempels und schmückte mehrere hellenische Heiligthümer mit Weihgeschenken und Gaben. Dabei vernachlässigte er weder den Krieg noch die Kunstbestrebungen der früheren Pharaonen. Er eroberte die Insel Cypern, welche die Tyrier nicht länger zu behaupten vermochten, und machte sie zinspflichtig, und von der großartigen Kunstthätigkeit geben die Bauwerke in Sais und Memphis, die wir in den Ausführungen näher beschreiben wollen, ein glänzendes Zeugniß. Von ihm stammte das Gesetz, daß jeder Aegypter bei Todesstrafe gehalten sein sollte, den Erwerb seines Lebensunterhaltes nachzuweisen, wie denn des Amasis richterliche Weisheit und Gerechtigkeit bei Griechen und Eingebornen gepriesen war. Durch solche Thaten und Eigenschaften machte Amasis das Land glücklich und blühend. Große Reichthümer flossen von allen Seiten in das Nilthal, das zu seiner Zeit 20,000 bewohnte Städte gehabt haben soll. Obwohl ein Mann von geringer Herkunft, der von jeher Trunk und Scherz geliebt und mitunter auch, wenn ihm die Mittel zu einem lustigen Leben mangelten, sich aufs Stehlen gelegt hatte, wußte er sich doch die Liebe und Achtung des Volks zu erwerben; und selbst die Vernachlässigung des königlichen Hofceremoniels, auf das die alten Pharaonen und die Priester so hohen Werth gesetzt, sah man ihm nach. Freilich war die Lebensweise, wie sie Herodot beschreibt, sehr verschieden von der früheren Regelmäßigkeit: „Des Morgens bis zur Zeit, da der Markt voll wird, machte er seine Geschäfte ab mit allem Eifer, dann aber trank er und spottete

seiner Gäste und trieb unanständigen Scherz und Witz!" Den Ermahnungen seiner Freunde begegnete er mit der Bemerkung, daß der Mensch so wenig wie ein guter Bogen immer gespannt sein dürfe. So lebte und dachte Amasis, der Gastfreund des glücklichen Polykrates. Und wie verändert war unter ihm Aegypten. Aber der alte Baum war für solche Früchte nicht mehr kräftig genug. Er mußte gefällt werden und die Axt war schon geschwungen, als Amasis zu seinen Vätern gesammelt ward und sein Sohn Psametik III. den Thron bestieg.

Einzelne Ausführungen über Amasis nach Herodot. Von Amasis Bauwerken berichtet Herodot (II, 175). „Zum ersten, so bauete er zu Sais der Athenäa (Neith) eine bewunderungswürdige Vorhalle aus großen und kostbaren Steinen, die übertrifft die andern weit an Höhe und Größe. Zum andern, so weihete er große Kolossen und Männer-Sphinxen, und ließ auch sonst noch zu Bauten Steine von übermäßiger Größe heranschaffen. Etliche derselben ließ er bringen aus den Steinbrüchen bei Memphis, die ungeheuer großen aber aus Elephantine, die da entfernt ist von Sais eine Fahrt von 20 Tagen. Vor Allem aber das größte Wunder ist mir dies: Er ließ auch herbeischaffen von Elephantine ein Häuschen aus einem einigen Stein, und daran schafften an 3 Jahre lang 2000 Männer, die da bestellt waren, es herzubringen, und das waren lauter Schiffer. Dieses Häuschens Länge beträgt auswendig 21 Ellen, die Breite 14, die Höhe 8; inwendig aber beträgt seine Länge 18 Ellen und 20 Finger, die Breite 12 Ellen, die Höhe 5. Dasselbige stehet an des Tempels Eingang, denn hinein in den Tempel ist es nicht gezogen worden wegen ungünstiger Vorbedeutungen. Ferner ließ er in dem Hofe desselben Tempels zu Sais eine große Halle von Stein aufführen, geschmückt mit Säulen, die wie Palmbäume aussehen, und mit andern Zierrathen. In dieser Halle ist ein Schrank mit Flügelthüren und darinnen steht der Sarg. (169) Auch in alle übrigen Tempel von einigem Ansehen weihete Amasis Werke von sehenswürdiger Größe. Unter andern in Memphis den Kolossen, der da auf dem Rücken lieget, vor dem Tempel des Hephästos (Ptah), 75 Fuß lang (ein ähnlicher lieget auch zu Sais); sodann zwei Kolossen aus äthiopischem Stein, jeglicher 20 F. lang auf einem und demselben Fußgestell. Auch baute er zu Memphis der Isis einen Tempel, groß und sehenswürdig vor allen. — Die Hellenen liebte Amasis sehr und hat etlichen von ihnen viel Gutes erwiesen. So gab er denen, die nach Aegypten kamen, die Erlaubniß sich niederzulassen in Naukratis; und die sich nicht wollten niederlassen und nur Schiffahrt dahin treiben, denen gab er Land, da sie konnten ihren Göttern Altäre und Heiligthümer aufrichten. Und das größeste derselben, das am namhaftesten und berühmtesten ist, heißet Hellenion, und dies sind die Städte, die es auf gemeinschaftliche Kosten errichtet: Von den Ionern Chios, Teos, Phokäa, Klazomenä; von den Dorern Rhodos, Knidos, Halikarnassos, Phaselis; von den Aeolern die Stadt der Mitylenäer allein. Diesen gehöret das Heiligthum und diese Städte setzen auch ein die Vorsteher des Hafens. Außerdem haben noch die Aegineten für sich allein errichtet ein Heiligthum des Zeus, und die Samier der Here, und die Milesier des Apollon. Unter den griechischen Fremden, die sich zu Amasis Zeit in Sais und Naukratis aufhielten, befanden sich auch schöne Hetären, wie Rhodopis, die dort ihr Gewerbe trieben. — Den Delphern gab Amasis zum Neubau ihres Tempels 1000 Pfund Alaun und die in Aegypten wohnenden Hellenen 20 Minen. Auch Weihgeschenke weihete Amasis nach Hellas: Zum ersten nach Kyrene eine vergoldete Bildsäule der Athenäa und sein eigenes gemaltes Ebenbild; zum andern der Athenä zu Lindos zwei Bildsäulen von Stein und einen linnenen

Panzer, der ist sehenswerth; zum dritten nach Samos, wegen der Gastfreundschaft zwischen ihm und dem Polykrates, der Here zwei hölzerne Ebenbilder von ihm selbst, die standen in dem großen Gotteshaus noch zu meiner Zeit hinter der Thüre." Von der Kunstthätigkeit des Königs Amasis geben zahlreiche Denkmäler und Inschriften Zeugniß, die Wiedemann aufführt und beschreibt.

Rückblick und Resultate.

So waren die zwei merkwürdigen Völker beschaffen, die an den äußersten Enden der beiden ältesten Erdtheile seit unvordenklichen Zeiten ihr einförmiges gleichbleibendes Culturleben vollbrachten. Wie verschieden auch die einzelnen Lebensformen waren, in welchen die geistige Naturanlage beider Nationen mit der Zeit zur Erscheinung kam; eine gewisse Aehnlichkeit der Anschauung, des Bildungsganges und der Geistesrichtung ist nicht zu verkennen. Bei den Chinesen wie bei den Aegyptern finden wir eine auffallende Scheu, sich mit andern Völkern zu vermischen oder auch nur in Verkehr zu treten; diese Scheu, ursprünglich wohl aus dem instinctiven Gefühl von der Verschiedenartigkeit der Natur und Abstammung hervorgegangen, wurde mehr und mehr gesteigert durch die allen abgeschlossenen Lebenskreisen inwohnende Vorstellung von der eigenen Vortrefflichkeit und Reinheit im Gegensatz zu andern Menschen, die als „Barbaren" oder „unreine Geschlechter" mit Verachtung angesehen und keiner Verbindung gewürdigt wurden. Diese Abschließung gegen das Ausland und die dadurch begründete nationale Isolirung hatte bei beiden Völkern ein eigenthümliches in festen Formen und Gesetzen sich bewegendes Culturleben zur Folge, das mit der Zeit einen starren typischen Charakter annahm. Die Chinesen wie die Aegypter verlebten ihre Tage in einer Staatsordnung, deren Ursprung sie von den Gottheiten des Landes oder von göttlichen Herrschern in einer fabelhaften Urzeit herleiteten und die sie darum als heilig und vollkommen allen Veränderungen entzogen, da jede Reform oder Umwandlung eine Entstellung ihres ursprünglichen göttlichen Charakters herbeiführen würde. Beiden galt das Oberhaupt dieses himmlischen Staates als Sohn und Stellvertreter der Gottheit, allein fähig und berufen das priesterliche Mittleramt zwischen dem Himmel und der Erde, zwischen den höheren Mächten und den Erdbewohnern in voller Würde zu verwalten und die feierlichen Opferhandlungen zu verrichten, wenn gleich auch andere kundige Männer ebenfalls an den Altar treten und ihre meist unblutigen Opfer darbringen durften. Beiden Völkern galt das Oberhaupt des Staats als einziger Grundeigenthümer, der nach altem Recht und Herkommen jedem Unterthan seinen Antheil an Land und Boden zuweis't und dafür einen Theil des Ertrags in Anspruch nehmen darf. Bei beiden Völkern standen zwischen dem göttlich verehrten König oder Kaiser und der arbeitenden und erwerbenden Volksmenge angesehene und mit Vorrechten ausgerüstete Stände, in China die Mandarinen, in Aegypten die Priester und Krieger; und wenn auch die Erblichkeit, weder

den ägyptischen Kasten noch den Mandarinen gesetzlich vorbehalten war, so wird in der Wirklichkeit doch gewöhnlich der Sohn dem Vater im Stande gefolgt und eine Ueberschreitung der Geburtsschranken höchst selten gewesen sein. In beiden Staaten behauptete Intelligenz und Bildung den Vorrang vor dem Schwert und vor dem materiellen Besitz, daher auch dem Volkscharakter eine gewisse Humanität, der Gesetzgebung und Rechtspflege eine gewisse Milde und väterliche Fürsorge aufgedrückt war. In China wie in Aegypten bewegte sich das Volksleben in großer Thätigkeit und bunter Mannichfaltigkeit. Der Ackerbau stand in hohen Ehren und seltener Blüthe; die Gewerbsamkeit wagte sich an die Verarbeitung der verschiedenartigsten Stoffe und erreichte eine hohe technische Ausbildung, sowohl in der Bereitung feiner Kleidungsstoffe, besonders aus Linnen und Baumwolle, als in der Bearbeitung des Metalles, des Gesteines, des Holzes und anderer Materialien; ein ausgebreiteter Handel wußte mit der Zeit selbst den Widerwillen gegen fremde Völker zu überwinden und die Gesetze der Abschließung zu umgehen durch Aufstellung gewisser Stapelplätze, wo der Verkehr auf einem begrenzten Raume gestattet war. — Aber nicht nur im bürgerlichen Leben und in den staatlichen Einrichtungen, selbst im geistigen Gebiete und in den Sitten ist eine gewisse Uebereinstimmung der Vorstellungen und des Bildungsganges nicht zu verkennen. In China wie in Aegypten war die Religion ein Naturdienst, der in der physischen Beschaffenheit des Landes seinen Grund hatte; dem Himmel und seinen Licht und Leben spendenden Kräften und Gestirnen war in beiden Ländern die Verehrung und der Dienst des Volkes zugewendet; in beiden führte diese Verehrung zur Beobachtung der Himmelskörper und zur Berechnung ihres Laufes und ihrer Bewegungen wie zu dem Aberglauben, daß diese himmlischen Kräfte einen unmittelbaren Einfluß auf die Erde und das Menschenleben ausübten; beiden Völkern mangelte die Kraft der Mythenbildung, die sich in der Erzeugung einer thaten- und schicksalsreichen Heroenwelt kund gibt, und damit der Boden zu epischen Nationaldichtungen wie zu einer auf dem geheiligten Grunde der mythischen Vorzeit ruhenden dramatischen Poesie. Nur eine theils an den Tempeldienst sich anlehnende, theils den Stimmungen und Gefühlen des bürgerlichen Lebens Ausdruck gebende Lyrik fand Pflege und Ausbildung, und einen Halt an der Tonkunst, der beide Völker große Sorgfalt widmeten. Am Nil wie am Hoangho war das Hauptziel der Religion ein tugendhafter Wandel und ein sittliches, ehrsames Leben. Diese bestanden aber mehr in der Vermeidung alles Bösen als in der Ausführung guter Thaten und Werke; die negative Tugend, welche sich vorsichtig vor Uebertretung der priesterlichen Gebote hütete, galt höher als die positive Werkthätigkeit oder die nach Reinheit des Herzens strebende religiöse Innigkeit. Diese moralische Richtung der Religion gab sich in beiden Völkern kund in dem ehrsamen bürgerlichen Leben und in den häuslichen Tugenden, denen man allenthalben begegnet. Die Ehe, obwohl Vielweiberei gesetzlich gestattet war, tritt in Aegypten

wie in China in einem so zarten und innigen Verhältniß auf, wie es sonst das Heidenthum nirgends kannte, und die Stellung der Frauen trug nicht den Charakter sclavischer Unterwürfigkeit, wie er sonst dem Orient eigen ist. Auch darin äußerte sich die Sanftmuth beider Völker, daß sie ihre Altäre, so weit die Kunde reicht, nie mit Menschenopfern befleckten. Ihrer mehr weiblichen als männlichen Natur war die wilde Heftigkeit wie die kriegerische Thatkraft gleich fremd. In China war die Führung der Waffen eine vielbeklagte Last und in Aegypten der Kriegsdienst auf eine, wie es scheint, nicht sehr hoch gestellte Volksklasse beschränkt. Ihr Hauptbestreben war auf Ausbeutung und Genuß des Lebens gerichtet. Wir haben gesehen, daß die Aegypter keineswegs, wie so oft behauptet worden, ein trübes, freudenloses Dasein geführt haben, mehr mit dem Tode als dem Leben vertraut, daß sie sich vielmehr allen geselligen Vergnügungen mit Heiterkeit und froher Lust hingegeben, ihres fruchtbaren sonnenreichen Landes sich erfreuend; und von den Chinesen ist es ja bis zur Stunde bekannt, wie sehr sie ihre Tage ausnutzen, sowohl durch Arbeit als durch gesellige Fröhlichkeit. Die Chinesen haben freilich ihren Todten keine Pyramiden und Felsengräber gebaut und zur Verherrlichung der Könige und der Götter keine Tempel aufgeführt wie die Beherrscher von Memphis und Theben; dagegen trägt die Bildhauerkunst und die Malerei denselben typischen Charakter, dieselben strengen Gesetze und Formen, die das Herkommen geheiligt, und die die fromme Pietät der spätern Geschlechter nicht zu überschreiten gewagt hat; in der steifen, starren Menschengestalt und in dem seelenlosen Angesichte zeigt sich keine Spur von künstlerischer Idealität, kein inneres Erfassen echter Schönheit und Harmonie; nur technisches Geschick und bewunderungswürdige Ausdauer leuchtet aus den Kunstwerken hervor. Größer noch zeigt sich die Verwandtschaft in den Schriftzeichen, wodurch sie Worte und Begriffe festzuhalten suchten. Wohl schritten die Aegypter von der einfachen Ideenschrift, über welche die Chinesen nicht hinaus kamen, zu bildlichen Lautzeichen fort, doch vermochten sie eben so wenig die eigentliche Buchstabenschrift zu erzeugen. Diese Unbeholfenheit hinderte jedoch weder die eine noch die andere Nation einer Richtung zur Schreibseligkeit nachzugeben, wie die chinesischen Geschichtswerke und Gesetzbücher von fabelhaftem Umfang und die hieroglyphischen Inschriften und Papyrusrollen der ägyptischen Gräber bezeugen; ja die massenhaften Sculpturen auf den Tempelwänden und Grabmonumenten können als eine Erweiterung der Bilderschrift, der hieroglyphischen Darstellungen angesehen werden.

So scheinen denn diese beiden in vielen Beziehungen höchst merkwürdigen Völker von der Vorsehung an die Schwelle der Geschichte gestellt zu sein, um den Beweis zu liefern, wie weit die nicht kaukasischen Menschenstämme durch eigenes Ringen und Schaffen, ohne fremde Wechselbeziehungen, den geistigen Theil, den sie ins Erdenleben mitbekommen, zu entwickeln und auszubilden vermöchten. Und wie sehr man auch in beiden die Ergebnisse einzelner Bestre-

bungen bewundern und preisen mag, im Ganzen sind sie auf dem Stufengang zur allgemeinen Menschenbildung nicht sehr hoch emporgestiegen. Die Chinesen, in welchen die mongolische Race den Höhepunkt der ihr erreichbaren Civilisation erstiegen hat, blieben mit dem Blicke an der Erde haften und gingen in ihrem geistigen Streben nicht über die Errungenschaften der früheren Geschlechter, nicht über die geheiligten Formen und Gesetze hinaus. In eitler Selbstbewunderung befangen und in ihrem stabilen Wesen von dem kräftigern kaukasischen Stamme zurückgestoßen, war die chinesische Nation ohne Einfluß auf den allgemeinen Bildungsgang der Menschheit, wie sie ihrerseits auch von dem Culturleben anderer Völker nicht berührt wurde. Ihre Wirksamkeit blieb auf die gleichartigen Stämme der Nachbarschaft beschränkt. Größer war wohl der Einfluß der Aegypter. Aber aus einer Mischung äthiopischen und kaukasischen Blutes hervorgegangen, waren auch sie nicht berufen, als die reinen Träger des in der Menschheit glühenden Götterfunkens in der Geschichte aufzutreten, wie groß auch die Macht mancher ihrer Bildungselemente auf die kaukasischen Geschlechter in ihrer Kindheit und Jugend gewesen sein mag. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Beharrlichkeit schufen die Nilbewohner jene festen Formen, in die sie ihr Religions- und Kunstleben und die ganze Mannichfaltigkeit des irdischen Daseins einfügten, die durch ihre Unwandelbarkeit und Ruhe dem beweglichen Geiste der jugendlichen Völker des europäischen Alterthums so gewaltig imponirte und an denen sie selbst mit der ganzen Zähigkeit der orientalischen Natur Jahrtausende lang festhielten. Selbst der zwingenden Macht des Todes, die alles Geschaffene der Verwesung zuführt, um für die ewig erzeugende Lebenskraft neuen Raum zu gewinnen, suchten die Aegypter Schranken zu setzen und wenigstens die menschliche Gestalt vor der Vernichtung zu bewahren. Die ewige Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die sie an den Himmelskörpern wahrnahmen, die dem Strom ihres Landes die befruchtende Kraft gab und den ertödtenden Gluthhauch der Wüste fern hielt, die sie in dem sichern Instinkte der Thierwelt anschauten, sollte alle Erscheinungen ihres Daseins durchdringen und beherrschen. Gewaltig wirkte die stille Macht der starren heiligen Formen auf Mit- und Nachwelt, aber diese Wirkung war ohne belebenden Odem; sie erzeugte keine lebenskräftigen Schöpfungen; wie ihre Pyramiden und Mumien blieb die ganze Cultur der Aegypter ein verdorrter Ast am Lebensbaume der Menschheit. So tief wurzelten jedoch diese typischen Nationaleigenthümlichkeiten in beiden Völkern, daß im Nilthal der Versuch einiger Könige, auf den alten Stamm hellenische Culturzweige zu pfropfen, den Staat seinem schnellen Fall entgegenführte; daß in China alle fremden Elemente, welche die Abgeschlossenheit durchbrachen, in das einheimische Wesen übergingen, und daß in Aegypten keine der vielen Zwingherrschaften, die sich über das Land lagerten, die angeborne Natur und die gewohnten Lebensformen zu unterdrücken vermochte.

Arier und Iranier.

I. Die Inder.

Literarische Hülfsmittel. Die Schriftsteller des Alterthums, welche von Indien handeln, geben ein unvollkommenes Bild von dem Lande und den Völkern im fernen Osten, die sie nur vom Hörensagen oder aus Reiseberichten kannten. Die wichtigsten Nachrichten finden sich, neben den kurzen Angaben Herodot's über einzelne Stämme im Indusgebiet und einigen unbestimmten Mittheilungen, die ihm über die dunkelfarbigen Völker im fernen Osten zugegangen, in den Geschichtswerken von Arrian und Diodor, in den geographischen Büchern von Strabo und in den Fragmenten des griechischen Arztes Ktesias; aber sie sind angefüllt mit Fabeln, Mißverständnissen und Wundermärchen. — Genauere und sichere Erkenntniß erlangte die europäische Welt erst, seitdem die Engländer sich des Landes bemächtigten und englische Beamten und Gelehrte, insbesondere Will. Jones, Henry Colebrooke und andere Mitglieder der „Asiatischen Gesellschaft" Untersuchungen anstellten und bekannt machten über Geschichte, Sprache, Religion und Literatur der Inder (Colebrooke's Abhdlg. über d. heil. Schriften d. Inder v. Poley. Leipzig 1847). Ihre Anregung rief eine fruchtbare literarische Thätigkeit ins Leben, die Anstoß zu eingehenden Forschungen gab und wichtige Resultate zu Tage förderte. Zunächst wurden in England selbst viele gründliche Arbeiten verfaßt sowohl über die Geschichte und das Gesammtleben der Inder, wie das vierbändige Werk von Talb. **Wheeler,** the hist. of India from the earliest ages. Lond. 1867—76; als über einzelne Seiten, wie Haugthon, the Institutes of Menu (Lond. 1825), wie W. D. Whitney, language and the study of lang. 1867, als „Sprachwerk" bearbeitet und erweitert von Jul. Jolly, München 1874 und dessen „Indische Grammatik", umfassend die klass. Spr. und die älteren Dialekte, übers. v. Zimmer. Leipzig 1879 u. and. Schriften ähnlichen Inhalts; wie Muir, Sanskrit texts, translated and illustrated, 1868—72, 5 Bde. u. a. W. — Ein großes Interesse erregte das indische Wesen nach Cultur, Sprache und Geschichte in Deutschland, seitdem die romantische Schule, insbesondere die Brüder Schlegel (Fr. Schl. „Sprache und Weisheit der Inder". Heidelbg. 1808) das Studium der Sanskrit-Literatur angeregt. Bald folgte eine Reihe von Werken (v. Bohlen, das alte Indien. Königsbg. 1830, 2 Bde.; Benfey, Indien in d. Encyclop. v. Ersch u. Gruber t. 17; Th. Kruse, Indiens Gesch., besonders hinsichtl. des Handels u. d. Industrie), unter denen die „Indische Alterthumskunde" von Chr. **Lassen** den ersten Rang einnimmt (Bd. 1, 2. Aufl. 1867. Bd. 2, 2. Aufl. 1873. Bd. 3 1858; Bd. 4 1861 nebst Anhang 1862). Neben diesen gingen die gründlichsten Forschungen über Sprache, Literatur und Religionswesen einher. So besonders von Alb. **Weber** (Ind. Literaturgesch. 2. Aufl. 1876 und die Sammelwerke desselben: Indische Studien; Indische Streifen; Indische Skizzen); von Rud. **Roth:** Zur Literatur und Gesch. des Veda. Stuttg. 1846; von Max **Müller,** dem Herausgeber der Veda (Oxf. 1849—1874 in 6 Bdn.) und Verf. vieler Schriften über indische Sprache, Literatur u. Religionswesen (history of ancient sanskrit lit.; Essays. Lpz. 1869—76; und sodann in 2. Aufl.

1879, 81, Bd. 1 u. 2); von Zimmer, Altindisches Leben, Berl. 1879 u. a. W. Im Mittelpunkte der Forschungen über Indien steht die Religionsgeschichte, über welche Franzosen, Engländer und Deutsche eingehende Studien gemacht haben: **Burnouf**, introd. à l'histoire du Buddhisme indien. Par. 1844 u. a. W. Wilh. v. **Humboldt**, „Ueber Bhagavad-Gita", im 1. Bd. seiner gesammelten Schr. Berl. 1841—52. T. **Köppen**, Die Religion des Buddha. Berl. 1857—59, 2 Bde. Bigaudet, life or legend of Gautama. Lond. 1866. Auch franz. von Gauvain. Par. 1878. Paul Wurm, Gesch. der indischen Religion. Basel 1874. Zusammenfassend hat (über die älteren Schriften von Stuhr und A. Wuttke hinausgehend) alle Seiten des indischen Geschichts- und Culturlebens behandelt: Max **Duncker**, Gesch. des Alterth. 5. Aufl., Bd. 3, 1879. In dem erwähnten Sammelw. v. W. Oncken hat S. Lefmann die Gesch. des alten Indiens geliefert. — Außer diesen Werken konnte bei der folgenden Darstellung noch eine Reihe von Uebersetzungen altindischer Poesie benutzt werden: So, außer verschiedenen Uebertragungen von Vedaliedern durch Benfey, Roth, Ludwig, Graßmann u. A., die unter dem Titel „Indische Sagen" herausgeg. Bearbeitungen u. Uebersetzungen einzelner Theile des Mahabharata von A. Holtzmann und dessen Rama; Nalas und Damajanti von Frz. Bopp und Fr. Rückert; Sakuntala von Hirzel, Lobedanz, E. Meier u. A. Indisches Liederbuch v. E. Meier. Stuttg. 1854. Ferner für die Kunstgeschichte die Werke von K. Schnaase (Gesch. d. bild. Künste bei d. Alten. Düsseld. 1843—64; 2. Aufl. 1865—77, 8 Bde.); Frz. Kugler, Handb. d. Kunstgesch. u. a. W. — Viele belehrende Abhandlungen und Aufsätze sowohl über Indien als über andere orientalische Völker finden sich zerstreut in der von Herm. Brockhaus und andern Gelehrten gegründeten „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft". Leipz. 1852 ff. Bei der Transscription der Sanskritwörter hat man sich dann auch an die von den angesehensten Orientalisten dieses Gelehrtenvereins empfohlene Schreibweise gehalten, wobei zu bemerken, daß in Sanskritwörtern c wie tsch und j wie dsch gesprochen wird.

Einleitung.

Gang der indischen Entwickelungsgeschichte.

In dem mächtigen Hochlande, das durch die Verbindungen gewaltiger Bergzüge des Bolor-Tagh im Nordwesten des Himalaya gebildet wird, da wo unweit der Quellgebiete des Oxus und anderer großen Ströme die Hochebene Pamer, „die Terrasse der Welt" sich hinzieht, weidete in uralter Zeit ein wohlgestaltetes, bildungsfähiges Nomadenvolk, das sich selbst als die „Trefflichen" Arya bezeichnete, seine Pferde und Rinderheerden. Im Norden und Osten durch unübersteigliche Berge vom innern Asien abgeschlossen, war ihnen das Land im Westen und Süden zur Entwickelung ihrer Naturanlagen vorgezeichnet. Als nun die Arier dem allen Hirtenvölkern inwohnenden Wanderungstriebe folgend ihre Heimath verließen, siedelte sich ein Theil von ihnen in den nordwärts und westwärts vom Hindukusch (Paropamisus) gelegenen Gebirgslandschaften an, welche bei den griechischen Schriftstellern die Namen Sogdiana, Bactrien, Hyrcanien und Arachosien führten, ein anderer zog weiter, durchwanderte die südwestlichen Päße dieses Gebirges und bemächtigte sich

des reichen und fruchtbaren Landes an den Ufern des Indus (Sindhu). Jene, auch Iranier oder nach ihrer heiligen Sprache Zend-Volk genannt, bildeten mit der Zeit das Culturleben aus, das dann ihre Ueberwinder, die Meder und Perser, von ihnen annahmen; diese, bei den übrigen Völkern der alten Welt nach dem Hauptflusse ihres Landes den Namen Inder oder Hindus führend, wurden die Schöpfer jenes ausgebildeten Religionswesens, jener eigenthümlichen Staats- und Rechtsformen, jener merkwürdigen Sanskritliteratur, die wir noch jetzt in ihren Resten und Ueberlieferungen bewundern. Die Urbevölkerung, dunkelfarbige Stämme von rohen Sitten und wilder Lebensweise, wurde von den arischen Einwanderern theils vertilgt oder in die Wälder zurückgedrängt, theils unterworfen und in das Verhältniß der Dienstbarkeit und Sclaverei gebracht nnd somit eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den beiden Racen, den Arya und den Dasyu, aufgerichtet. Die tiefe Verachtung, mit welcher die Sieger auf die Ueberwundenen herabsahen, steigerte in dem indischen Bewußtsein jenen selbstgefälligen Eigendünkel, der die Brahmadiener in allen andersredenden und andern Gesetzen folgenden Völkern Barbaren, von ihnen Mleccha (d. i. Wälsche) genannt, erkennen ließ, mit denen sie als Unebenbürtigen jede Vermischung und jeden gesellschaftlichen Verkehr zu meiden hätten.

Die Entwickelung und allmähliche Ausbildung des Culturlebens der Arya kann bei dem Mangel zuverlässiger Geschichtsquellen aus alter Zeit nicht mit Sicherheit angegeben, sie kann nur aus einzelnen Spuren und Analogieen errathen werden, bis die Chroniken und Legenden der Buddhisten im sechsten und fünften, und die Nachrichten der Griechen im vierten und dritten Jahrhundert die Zustände ihrer Zeit aufhellen oder doch einige Streiflichter auf dieselben werfen. Dir Brahmanen hatten für das geschichtliche Leben nicht das geringste Interesse, ja sie waren vielmehr beflissen, jede Erinnerung an frühere Zeiten und andere Zustände auszulöschen, damit dem Volke die Verhältnisse und Anschauungen, wie sie sich in der Folge entwickelten, als die ursprünglichen erscheinen sollten. Der chronologische Faden, an den wir die aus den einheimischen Dichtungen und Religionsschriften geschöpfte Schilderung der innern und äußern Lebenserscheinungen anreihen können, ist daher sehr dürftig und lückenhaft, so daß man die ältere Zeit nur muthmaßlich und nach großen Zwischenräumen ordnen und bestimmen kann.

Von den Jahren der Einwanderung in das Indusgebiet, die in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden muß, bis in das 15. Jahrhundert, lebten die Arya in dem Lande der fünf Ströme bis zur heiligen Sarasvati. In viele Stämme getheilt führten sie unter der Leitung von Aeltesten, Geschlechtshäuptern und Königen ein seßhaftes Hirten- und Landleben, verehrten den Donner- und Regen-Gott Indra und die übrigen Naturmächte mit Liedern und Opfern und stählten die Manneskraft durch Kämpfe und Stamm-

fehden. Von solchen uralten Liedern und Anrufungen, die bei den Götterfesten oder bei den Opfermahlen der Gestorbenen gesungen und durch mündliche Ueberlieferung bewahrt und fortgeführt wurden, sind in den ältesten Theilen der Veden noch einzelne erhalten. In ihrer allmählichen Ausbreitung nach Süden mögen sie im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert bereits die Indusmündungen erreicht und an der südlichen Meeresküste Handelsverbindungen mit den Babyloniern und Phöniziern angeknüpft haben. Der von Diodor nach dem griechischen Geschichtschreiber Ktesias beschriebene Zug der Königin Semiramis an den Indus und ihr Kampf mit dem „Herrn der Stiere" (Stabrobates = Sthauripatis) scheint trotz der fabelhaften Uebertreibung auf einer geschichtlichen Tradition zu beruhen, die, verbunden mit der Nachricht, daß Semiramis die Stadt Kophen (am Kabulstrom) gegründet habe, als Beweis dienen kann, daß um dieselbe Zeit das Land am rechten Ufer des obern Indus den Assyriern unterworfen und zinspflichtig gewesen.

Eine zweite Entwickelungsstufe schließt sich an die Eroberung des Gangeslandes, die, etwa im vierzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beginnend, eine Periode des Heldenthums voll kriegerischer Großthaten begründete, deren Erinnerung sich noch in den ältesten Sagen des Nationalepos, des Mahabharata und Ramayana, und in den Namen einiger Stammfürsten und Herrschergeschlechter erhalten hat. „Die ausgewanderten Stämme wuchsen zu Völkern zusammen; größere Kriegsherrschaften erstanden in den eroberten Gebieten; die Thaten der Vorfahren wurden im Heldenliede vor den Fürsten und deren Genossen gesungen." Wir würden diese Zeit der heroischen Thatkraft, die mehrere Jahrhunderte angedauert hat, genauer erkennen, hätten nicht die Heldengesänge in der Folge unter den Händen der Brahmanen eine gänzliche Umgestaltung erfahren; doch liegt denselben auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit ein historischer Kern zu Grunde, wenn auch versteckter und verschleierter als bei andern Völkern. Je mehr sich die Arya nach Osten ausdehnten, desto mehr wurde die verlassene Heimath am Indus und an seinen Nebenflüssen als das heilige Stammland angesehen, wo die arische Bevölkerung durch keine fremdartigen Volksreste durchbrochen war und wo die heilige Sanskritsprache in ihrer ursprünglichen Reinheit herrschte. Aber so sehr wurden die patriarchalischen Einrichtungen und die alte Naturreligion im Laufe der Zeit aus der Erinnerung des Volkes getilgt, daß die zurückgebliebenen Stämme, welche dem Entwickelungsgang der Gangesvölker nicht vollständig Schritt hielten oder bei den alten Formen verharrten, als unreine und unebenbürtige von der Religionsgemeinschaft und Rechtsordnung der Brahmadiener ausgeschlossen wurden. Einzelne dieser Stämme am obern Indus standen unter persischer Oberhoheit und zogen in Xerxes Heerschaaren bis in die Ebene von Eleusis.

Diese Jahrhunderte lang fortgesetzten Eroberungskämpfe, die anfangs

gegen die eingeborne Urbevölkerung, dann aber, nach deren Unterwerfung oder Verdrängung, mit größerer Energie und Anstrengung unter den arischen Stämmen selbst stattfanden, indem die ersten Ansiedler ihr erworbenes Gebiet wider die spätern Einwanderer zu vertheidigen suchten, scheinen die Volkskraft der Inder erschüttert und gebrochen zu haben. Daher fiel es dem Priesterstande nicht schwer, als endlich die Waffen ruhten, den kriegerischen Theil der Bevölkerung, der während der Heldenzeit die erste Stelle eingenommen, aber in den blutigen Kämpfen seine besten Kräfte und seine fähigsten Führer eingebüßt hatte, zurückzudrängen, zumal als das erschlaffende Klima und die hohe Fruchtbarkeit in den neuen Wohnsitzen am Ganges und an der Yamuna ein ruhiges, der religiösen Beschauung und dem friedlichen Erwerb zugekehrtes Dasein mehr begünstigten als eine kriegerische Aufregung und ein waffenthätiges Leben. Diese Umstände, verbunden mit der mehr passiven und vegetativen Natur des Volkes, kamen dem Streben der Brahmanen, das ganze innere und äußere Leben der Nation unter ein priesterliches Gesetz zu beugen, fördernd entgegen. Sie verdrängten die alte Naturreligion durch die pantheistische Emanationslehre von Brahma als Weltseele und wiesen dem heroischen Indra und der um ihn geschaarten Götterwelt die untergeordnete Stelle als Welthüter und Bekämpfer der bösen Geister zu; sie hemmten die freie Kraftentfaltung des Volkes durch eine streng abschließende Kastenordnung, wobei sie sich selbst die erste Stelle zutheilten, und fesselten des Lebens Regsamkeit durch endlose Ceremonial- und Ritualgesetze, durch Opferdienst und Reinigungen; sie löschten den lichten Himmel Yamas aus und verliehen durch die beängstigende Lehre von den Wiedergeburten und Höllenstrafen dem Erdenleben einen düstern Anstrich und unterdrückten allen Lebensmuth und alle freudige Erhebung; sie stellten eine finstere Ascetik voll Büßungen und Selbstpeinigungen, eine Ertödtung des Fleisches und aller Sinnenlust durch Versenkung in ein erträumtes Götterwesen als den sichersten Weg dar, die Seele von den Banden des Körpers zu befreien und aus dem jammervollen Erdenleben zur himmlischen Heimath zurückzubringen.

Aber nicht blos das religiöse Leben und das Gebiet des Glaubens brachten die Brahmanen unter ihr Gesetz und gaben ihm die eigenthümliche spiritualistische Prägung, auch das Staats- und Rechtswesen und das ganze bürgerliche Leben in allen seinen Aeußerungen suchten sie in den Kreis ihrer Anschauung zu bannen und mit ihren Vorschriften zu regeln. Zu dem Ende stellten sie ein angeblich von Manu herrührendes Gesetzbuch auf, das in allen indischen Staaten Geltung haben und vermittelst harter Strafbestimmungen und eines strengen auf Beamten- und Polizeigewalt ruhenden königlichen Despotismus das Volk in Gehorsam und fügsamer Unterwürfigkeit halten sollte. Wie viele Veränderungen dieses Gesetzbuch, dessen Urbestandtheile zu den ältesten Sanskritwerken gerechnet werden dürfen, im Laufe der Zeit und

unter dem Einfluß buddhistischer Anschauungen erlitten haben mochte, so bewahrte es dennoch zu allen Zeiten den altindischen Grundcharakter. Den Brahmanen lag es mehr am Herzen, daß alle Inder ein gleichförmiges Dasein nach der Vorschrift des Gesetzes führten, als daß die einzelnen Reiche, zu einem politischen Ganzen vereinigt, eine starke Macht nach Außen bildeten. Darum war die indische Nation nie durch ein gemeinsames Band verknüpft, sondern wie die einzelnen Kasten getrennt und ohne Gesammtinteresse neben einander bestanden, so zerfiel auch das indische Land in eine Menge kleiner und größerer Staaten ohne alle äußere Verbindung; sie bildeten nie einen Bundesstaat, nie einen Staatenbund; getrennt und zerrissen und nicht selten in feindseliger Berührung führten die einzelnen Reiche ein ähnliches Sonderleben wie die Kasten, und die Reiche selbst bestanden wieder aus einer Menge unverbundener Dorf- und Stadtgemeinden, die nur behufs der Besteuerung und Ueberwachung lose in einen Bezirksverband vereinigt waren. Diese politischen und socialen Spaltungen und Zerklüftungen waren nicht geeignet, den Blick des indischen Volks auf das öffentliche Staatsleben zu richten; es wandte sich ab von der trostlosen Wirklichkeit, wo eine drückende Zwingherrschaft nur materielle Genußsucht förderte, dagegen jeden Aufschwung der Seele, jede wahre Lebensfreudigkeit niederdrückte, jede geistige Regung überwachte, und suchte sein Glück und Heil im Reiche des Glaubens und der Phantasie, in der Welt der Einbildungen und Träume. Es versenkte sich ganz in das Göttliche, füllte Himmel und Erde mit Geistern und höheren Wesen der mannichfaltigsten Art und vergaß über der Zauberwelt der Legenden und Heiligengeschichten, der Wundermärchen und Büßermythen die wirkliche Welt mit ihrem Kastendruck, ihrem Fürsten- und Beamtendespotismus, ihrem aussaugenden Steuersystem. So kam es, daß die Inder am Ganges dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß „die Welt der Phantasie ihr Vaterland, der Himmel ihre Heimath ward".

Diesen Gang hatte das indische Culturleben bis ins 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung genommen und sich mittlerweile mehr auf dem Wege brahmanischer Missionen und Colonisation als mit Waffengewalt über einen großen Theil der Halbinsel Dekhan verbreitet, als sich aus dem Schooße des Brahmanenthums der B u d d h i s m u s entwickelte und ein mächtiges Ferment für das ganze östliche Asien wurde. Buddha vernichtete mit einem gewaltigen Schlag das brahmanische Weltsystem, indem er den ganzen Götterhimmel mit Brahma leugnete, den Veden ihre heiligende Kraft absprach, an die Stelle der Ascese, der Opfer und des Reinigungsgesetzes eine Sittenlehre des Wohlwollens und der Herzensläuterung, der Milde und der Menschenliebe gegen alle Geschöpfe empfahl und die Kastenordnung mit dem Hochmuth der höheren Stände durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen durchbrach. Wenn auch er den Glauben an die Seelenwanderung fortbestehen ließ und das in der Welt herrschende Elend und den Jammer des Erdenlebens aus Versündigungen in einem

früheren Dasein herleitete, so wies er doch einen leichtern Weg der Erlösung und stellte ein „Auslöschen" der individuellen Existenz in dem Nirvana, in dem eigenschaftslosen Nichtsein, in Aussicht, wo der Mensch durch Erwerbung der höchsten Erkenntniß und durch Ausübung der vollkommensten Tugenden die ewige Ruhe ohne Auferstehung und Wiedergeburt finden könne. Aber in die indische Anschauung gebannt sah auch er nur in einer Flucht aus der Welt des Scheins und der Vergänglichkeit, in einem thatenlosen, vegetativen Dasein, in einem Ertödten der Leidenschaften und Begierden, in einem Leben voll Sanftmuth und passiver Tugend das höchste Ziel des Erdenwallens und den einzigen Weg zur Seligkeit. Gläubige Jünger, gleich dem vergötterten Meister im gelben Bettlergewande umherwandernd, verbreiteten seine Lehre mit raschem Erfolge über alles Land vom Himavat bis nach Ceylon, und kuppelförmige Grabdenkmäler mit Reliquien, Stûpa genannt, nebst klösterlichen Versammlungshäusern für die der Welt entsagenden Anhänger erhoben sich in großer Menge und an allen Orten. Die Armen und Gedrückten der untern Kasten suchten Schutz in Buddha's Lehre vor dem Hochmuth und der phantastischen Scholastik der schriftgelehrten Brahmanen und Rettung vor den Qualen der Wiedergeburten.

Die neue Lehre blieb nicht ohne Einwirkung auf das brahmanische Religionssystem. Die Wahrnehmung, daß das Volk darum der Lehre Buddhas so feurig anhing, weil es den Glauben hegte, in ihm sei ein Gott in Menschengestalt auf Erden erschienen, führte die Brahmanen zur Ausbildung der Lehre von den Incarnationen und der Trimurti. Sie ließen zuerst das Urwesen Brahma, das dem Volksbewußtsein stets ein fremder Begriff blieb, in drei Gestalten zur Entfaltung kommen und lehrten dann, daß die volksthümlichste und wohlthätigste Erscheinung dieser dreigestalteten Gottheit, der belebende und erhaltende Naturgeist Vishnu, von Zeit zu Zeit in Menschengestalt auf Erden erscheine, um die gestörte Weltordnung und die verirrte Menschheit wieder in die rechte Bahn zu führen. Die Helden des Volksepos Rama und Krishna wurden nun als solche Incarnationen Vishnu's ausgegeben und die Heldenlieder der Vorzeit in diesem Sinne umgestaltet. Dadurch wurde in das Mahabharata, dessen älteste Theile von der Trimurtilehre keine Spur enthalten, das tiefsinnige Gespräch Bhagavad-Gita eingeschaltet, offenbar ein Versuch, den Glauben der Buddhisten mit der Brahmalehre zu versöhnen. Da aber die Brahmanen die Kastenordnung in ihrer vollen Strenge bestehen ließen, ihr Cultus- und Opferwesen noch durch neue Ritualien und Ceremonien ins Schrankenlose bereicherten und die strenge Ascetik bis zur Grausamkeit, bis zu phantastischen Selbstquälereien, bis zum Selbstmord steigerten, so fand die Buddhalehre immer weitere Verbreitung. Selbst einzelne Verfolgungen, die schon vor der Ankunft der Griechen zur Zeit Alexanders hie und da vorgekommen sein mögen, die aber erst viel später eine schreckliche Gestalt und Ausdehnung erhielten, vermochten den siegreichen Lauf des Buddhaglaubens nicht zu hemmen. Um die Mitte des dritten

Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, als König Açoka auf beiden Ufern des Indus bis weithin an den Ganges ein großes Reich beherrschte, hatte der Buddhismus in Indien sein goldenes Zeitalter. Er berief eine große Synode nach Palibothra, wo die Religionsgebote des „Erleuchteten“ festgestellt wurden und ließ eine Menge kirchlicher Bauwerke aufführen. Zahlreiche Felseninschriften in allen Gegenden seines Reiches gaben Zeugniß von dem frommen Sinne des Königs „Priyadarçin“, wie Açoka gleichfalls genannt ward.

Die Berichte der griechischen Schriftsteller, die vom 4. und 3. Jahrhundert an das Land am Indus und Ganges theils aus eigener Anschauung, theils aus zuverlässigen Nachrichten kennen lernten, geben den Beweis, daß das brahmanische Gesetz und Religionswesen, wie es nunmehr aus den einheimischen Quellen zu unserer Erkenntniß gekommen ist, in seiner ganzen praktischen Folgerichtigkeit ins Leben eingedrungen war; und wie sehr sie auch einzelne Erscheinungen unrichtig oder schief aufgefaßt haben, wie sehr sie auch bei ihren Urtheilen und Angaben von vorgefaßten Meinungen und nationalen Anschauungen geleitet worden sein mögen, immerhin sind ihre Mittheilungen wichtige Beiträge zu der Entwickelungsgeschichte der indischen Menschheit und ihre Andeutungen lehrreiche Fingerzeige für tiefere und umfassendere Forschungen. Manche Angaben der Buddhisten, die für Chronologie und geschichtliches Leben mehr Sinn zeigten als die Brahmanen, haben durch griechische Mittheilungen Aufklärung und Bestätigung erhalten. Alexanders Feldzug war für das Indusgebiet nicht minder ein epochemachendes Ereigniß, wie für die Staaten des westlichen Asiens; war auch die macedonische Herrschaft daselbst nicht von Dauer, so trat doch seitdem Indien mit der griechischen Welt in Verbindung; die Könige am Ganges unterhielten mit den Seleuciden und Lagiden am Euphrat und Nil diplomatischen Verkehr und begründeten Wechselbeziehungen, die für Indien von großer Bedeutung wurden. Der erwähnte buddhistische König Açoka soll ein Enkel des gewaltigen Herrschers Candragupta (Sandracottus) gewesen sein, den abendländische Berichte als Befreier Indiens von der griechischen Fremdherrschaft und als Verbündeten des Seleukos angeben. Seitdem fand hellenische Cultur ihren Weg nach Indien, und manche Wissenschaft und Kunstfertigkeit, wie die Kenntniß des Thierkreises und die wissenschaftliche Astronomie, die Münzprägung u. A. mag erst durch griechische Einwirkung in dem Gangeslande Aufnahme und Pflege erhalten haben; selbst auf die Entwickelung der Poesie und bildenden Kunst, wenigstens des Drama's und der Architectur, scheint der hellenische Geist nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Die griechische Bildung vermittelte auch frühzeitig die Einführung christlicher Anschauungen in Indien; in der Idee eines persönlichen Gottes, die seitdem mehr hervortrat, und in der Ausbildung der Lehre von Vischnu-Krischna darf man wohl den Einfluß christlicher Vorstellungen voraussetzen.

In der macedonischen und alexandrinischen Zeit, als Indien den vorder-

asiatischen und griechischen Culturstaaten näher rückte, war das indische Leben bereits zu seinem Abschluß gekommen, die schöpferische Thätigkeit, insbesondere die politische Gestaltungskraft erloschen. Der speculative und grübelnde Geist hatte eine Fülle von Theorien und Systemen erschaffen und mit erstaunlicher Consequenz ins Leben eingeführt; nun ruhte er ermüdet aus und überließ den Nachkommen die wunderbaren Gebilde als feste Formen und Kategorien für das innere und äußere Dasein. Den späteren Geschlechtern lag mehr die räumliche Verbreitung der brahmanischen Cultur nach Hinterindien und auf die Inseln, besonders Java, als ihre innere Fortbildung am Herzen. Mit jener dem orientalischen Charakter eigenthümlichen Zähigkeit hat der Inder durch alle Jahrhunderte die religiösen Vorstellungen, die phantastische Götterlehre, die drückende Kastenordnung, die strenge Ascetik, den Glauben an die Wiedergeburten, kurz alle Lebensformen und Theorien, welche die sittliche und produktive Kraft der Nation lähmten und brachen, bis zur Stunde festgehalten. Wie viele Eroberer auch den ehernen Fuß auf den Nacken des Volkes gesetzt, wie viele Stürme und Kriege voll Blut und Verwüstung über das gesegnete Land hereingebrochen, jene Grundlagen des indischen Lebens überdauerten alle Wechselfälle, widerstanden allem Druck, aller Verfolgung, allen Bekehrungsversuchen. Der in das innerste Leben eingedrungene Despotismus und Kastenzwang hat der indischen Natur eine Kraft der Ausdauer und des passiven Widerstandes verliehen, der durch keine äußere Gewalt gebrochen werden konnte. Schlauheit, List, Verstellung, Lug und Trug, die Waffen und Laster aller Schwachen und Gedrückten, halfen dem Inder die schwierigen Verhältnisse ertragen; er beugte sich unter die Gewalt, ohne in seinem Wesen gebrochen zu werden; und da ihm das Sterben stets als Gewinn erschien und die Ascetik ihn gegen alle Leiden abstumpfte, so ertrug er den Tod zu jeder Zeit mit Ruhe und Standhaftigkeit.

1. Das indische Land und seine Bewohner.

Am Südrande jenes mittleren Hochlandes, das gleich einer „hohen starren Felseninsel im bewegten Meere" den Kern des asiatischen Welttheiles bildet, erhebt sich in mehreren gleichlaufenden, von wilden Schluchten durchbrochenen Ketten der Himalaya (d. h. Schneesitz), das höchste Gebirg der Erde. Unübersehbare Schnee- und Eisfelder, auf welche selbst die Gluth der tropischen Sonne keine Gewalt übt, und weiße Bergspitzen „in schimmerndem Glanze" umgeben den „Himavat", den „König der Felsen", wie ihn das indische Epos nennt, „wo nichts mehr blüht, kein Grashalm mehr grünt und durch die Luft kein Vogel mehr sich schwingt, wo nichts Lebendiges sich reget als der Wind allein". Ueberall herrscht das todte Schweigen einer erstarrten Natur; kein Pflänzchen, kein

Moos entsprießt den steilen schneebedeckten Abhängen. Erst auf der dritten Bergreihe beginnt die Vegetation; anfangs nur in Eichen, Birken und Tannen und in dem spärlichen Anbau von Korn sich ankündigend, zeigt sie bald ihre hohe Kraft in dem mächtigen Baumwuchs der untern Waldregion, welche dann nach Westen in ein Hügelland, nach Osten in ein reichbewässertes Tiefland ausgeht, wo in dem baumhohen Dschungelgrase des undurchdringlichen Urwaldes Tiger, Elephanten und Riesenschlangen hausen und in den stehenden Gewässern und Sümpfen die Pflanzen verfaulen und „böse Fieberluft wuchert". — „Dieser Gebirgswall," sagt Duncker, „welcher in einer Länge von mehr als 350 Meilen von Westen nach Osten zieht, bestimmt die Natur und das Leben des Landes, welches sich südwärts in ähnlicher Weise vor ihm ausbreitet, wie die Halbinsel Italien vor den europäischen Alpen" und gibt demselben den Charakter eines „geographisch, klimatisch und historisch abgeschlossenen Continents". „Der Himalaya schützt Hügelland und Ebenen vor den rauhen Winden, welche von Norden her über das Hochland von Centralasien kalt und zerstörend brausen, er hemmt aber auch die Regenwolken, die gesammelte Feuchtigkeit des Oceans, welche die Passatwinde (Monsune) vom Südmeer herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrath in die Ebenen am Fuße des Himalaya ergießen, und die Sonnengluth in Kühlung, die verbrannte Vegetation in üppiges Grün verwandeln." Dadurch entsteht jene Abwechselung des Klimas, jene Mannichfaltigkeit des Wachsthums, welche Indien von jeher als den gesegnetsten Erdtheil, als den Fruchtgarten der Welt erscheinen ließen.

Hindustan u. Dekhan. Die Gestalt von Indien läßt sich mit zwei Dreiecken vergleichen, die, an den Grundflächen zusammenfallend, ihre Spitzen nach entgegengesetzten Himmelsgegenden, nach Norden und Süden ausstrecken. Das nördliche Dreieck, dessen Schenkel von hohen Gebirgsketten durchzogen sind, während über die Mitte weite tiefliegende Niederungen und Ebenen sich ausdehnen, ist das eigentliche **Hindustan**, durch welches die mächtigsten Ströme des Landes, im Westen der **Indus**, im Osten der **Brahmaputra**, in der Mitte der **Ganges**, aus den Eisfeldern des Himalaya hervorbrechend, ihren gewundenen Lauf nach dem indischen und bengalischen Meere suchen. Das südliche Dreieck dagegen, dessen Schenkel aus flachen Küstenstrichen, die mittleren Theile aber aus weiten Hochebenen und Bergketten bestehen, bildet das Land **Dekhan**, die mittlere der drei großen Halbinseln, in welche das Festland von Asien nach Mittag hin

1. Hindustan. ausläuft. Hindustan zerfällt in die zwei durch Natur und Geschichte geschiedenen Stromgebiete des **Indus** und **Ganges**. Beide Flüsse haben ihren Ursprung auf dem nördlichen Gebirgsstock in der Gegend der heiligen Alpenseen, da wo sich der Götterberg Kailâsa zu einer ungemessenen Höhe erhebt und nach der Wundersage sich die Wohnungen und Schatzkammern des Schätzegottes Kubera befinden, in demselben Gebiet, wo auch die drei andern Hauptströme

Indiens, der Çatadru, der Brahmaputra und die Yamuna, ihre Quellen haben. Der Indus wendet sich zuerst westwärts, nimmt dann unfern des berühmten Thales Kaçmira eine südliche Richtung und fließt, verstärkt durch den Hydaspes, Çatadru (Hyphasis) und drei andere Nebenflüsse, durch das davon benamte „Fünfstromland" als Grenzfluß dem indischen Meere zu, im wilden Strom die Felsenengen durchbrechend. Die Ganga dagegen, die mit ihrem Nebenfluß Yamuna ihren Weg nach Süden nimmt, gelangt bald in die indische Ebene; aber durch das zerklüftete Vindhyagebirge in ihrem Laufe gehemmt, wendet sie sich nach Osten und indem sie, durch viele Zuflüsse von Süden und Norden verstärkt, ihre befruchtende Wasserfülle über die niedrigen Ufer ergießt, erzeugt sie jene üppige Vegetation, die sich sowohl in dem mächtigen Baumwuchs mit den schattenreichen Aesten und Kronen als in dem Reichthum herrlicher Produkte und tropischer Gewächse kund gibt. Mit dieser Fruchtbarkeit ist aber auch eine erschlaffende Schwüle, eine böse Fieberluft verbunden, erzeugt durch die Hitze und Feuchtigkeit des Klimas, die in dem angeschwemmten Lande Bengalen, wo die Fluthen des Brahmaputra (Brahmasohn) sich dem breiten Gangastrom in ihrem südlichen Laufe nähern, die verderblichsten Wirkungen haben. „Das Land oberhalb des Delta," so beschreibt Lassen die Gegend, „wo der noch vereinte Ganges kaum den Blick von Ufer zu Ufer reichen läßt, ist ein höchst fruchtbares und üppiges Land, aber von schwülheißem, schwächendem Klima. Im Delta selbst aber gibt sich eine noch üppigere Erzeugungskraft kund; der Boden treibt so mächtige und undurchdringliche Dickichte von Bäumen und Schlingpflanzen, daß der Mensch sie nicht bezwingen kann, sondern dem Wilde zur Wohnung, dem Tiger zur Beherrschung überlassen muß." Der obere Lauf des Indus und seine Nebenflüsse sind fischarm, daher in den Veden von Fischen und Fischfang kaum die Rede ist. Dagegen wird der Löwe, welcher jetzt in Indien fast ganz ausgestorben ist, oft erwähnt; man jagt ihn, man fängt ihn in Fallen; auch des Elephanten geschieht im Veda hie und da Erwähnung, doch noch nicht als eines gezähmten Thieres.

Der Indus folgt zunächst in westlicher Richtung der großen Felsenschlucht, die sich zwischen den gleichlaufenden Bergketten des Karakorum (Mus-Tagh) und Himalaya in einer Höhe von 10,000 Fuß hinzieht. Nachdem er im engen Bette das Hindukuschgebirge durchbrochen, nimmt er westlich von dem blühenden Thal Kaçmira, da wo unweit der Stadt Attok der Kabulstrom sein Wasser verstärkt, seinen Lauf nach Süden. Das Thal Kaçmira, das von Schneefeld zu Schneefeld nur eine Breite von 10—12 Meilen hat, genoß einst eines großen Ruhmes als paradiesischer Ursitz des Menschengeschlechts; und wenn auch genauere Forschungen Manches von dem poetischen Schmuck abgestreift haben, so kann es doch wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, wegen seines herrlichen Klimas und wegen der Schönheit seiner Gebirgsnatur als eine der gesegnetsten Landschaften der Erde angesehen werden. Es bildet eine abgeschlossene Welt für sich, ist günstig gelegen für den Handel mit dem Norden und Westen und war in frühesten Zeiten ein Hauptsitz indischer Cultur. Auf den Bergen Kaçmiriens entspringt der Hydaspes (Dschelum), einer jener bekannten fünf Flüsse, die der Landschaft den Namen Pendjab oder Fünfstromland verschafft haben. Der Indus ist Indusgebiet.

unter dem Namen Pancanada (welcher sowohl „fünf Flüsse" als auch „Land der fünf Flüsse" bedeutet) niemals mit verstanden; es sind immer nur seine fünf Nebenflüsse gemeint, welche, in der Richtung von West nach Ost, die Sanskrit-Namen Vitastâ, Candrabhâgâ, Irâvatî, Vipâçâ, Çatadrû oder die griechischen Namen Hydaspes, Akesines, Hydraotis, Hyphasis, Zadadres führen. Der östlichste Zufluß ist der Setledge oder Çatadru, in seinem untern Laufe Gharra, von den Griechen Hyphasis genannt. Nachdem der Indus diese Ströme aufgenommen, wird sein Thal im Westen durch die Bergketten von Iran, im Osten durch eine weite wasserlose Steppe, „welche von den Vorhöhen des Himalaya bis zum Meere hinabzieht und nur Büffelheerden, Eseln und Kameelen spärliche Nahrung gibt", enger begrenzt. Kurz vor der Mündung hindern Ueberfluthungen des Meeres, Binsen- und Rohrgestrüpp und Mangel an süßem Wasser den bessern Anbau und eine dichtere Bevölkerung. — Westwärts vom obern Indus liegt das reiche, schöne Alpenland Kabulistan, von Aesten des Hindukusch-gebirges durchschnitten und seit uralten Zeiten die große Straße der Caravanenzüge, „ein langer Thorweg zwischen Iran und Indien, durch welchen die Erzeugnisse der Länder wie des Geistes zum Austausche durchzogen". Im Süden Kabulistans wird die Westgrenze Indiens von einigen Bergketten gebildet, die den schmalen, niedrigen Ufersaum des Indus überragen; zuerst von der Suleiman-Kette mit dem 12,800 F. hohen „Thron des Salomon" und vielen Engpässen und nackten Höhen und alsdann von dem Brahuigebirge, das mit seinen südlichen Armen das Meer berührt und in seinen unwegsamen, abgeschlossenen Thalgründen eine schwarze Bevölkerung von eigenthümlicher Sprache und Körperbildung birgt; es durchzieht im Westen das Hochland Kelat, dessen enge Felsenschluchten dem Reisenden, der aus dem mittleren Induslande nach Iran gehen will, den einzigen Durchgang gewähren. Die Ostseite des Gebirges bis zum Indusufer, Sevistan und Kacha Gandava, mit seinen herrlichen Dattelpalmen galt noch als indisches Land.

2. Dekhan. Eine ganz verschiedene Gestalt als Hindustan, das außer dem Berglande im Süden des Himalaya und im Norden des Vindhya hauptsächlich das Tiefland an den beiden Stromgebieten des Indus und Ganges umfaßt, hat das südliche Dreieck Dekhan (d. h. das Südland), ein Tafelland von tropischer Natur. Von dem Gebirgsgürtel des Vindhya, der dem Dekhan wie ein großes Bollwerk vorgelagert ist und von dem sich im Nordwesten die kühne, zerrissene Kette der mythenreichen Arâvalî abzweigt, erstreckt sich längs der Westküste das Ghatgebirge, nur einen schmalen Landsaum mit kurzen Westströmen übrig lassend. Nach Osten hin senkt sich das Tafelland allmählich, bis es in der Nähe des bengalischen Meeres, wohin die meisten Flüsse, wie der Mahanadi (d. i. großer Strom), der Godavari, der Krishna, der Kaveri u. a. m. ihren Lauf nehmen, sich zum wasserreichen meerumspülten Tiefland bildet. Nur zwei den Vindhya begleitende Ströme, der Narmada (Nerbudda) und der Tapati fließen nach Westen ab. „So läßt sich das Dekhan beschreiben," sagt Lassen, „als ein Ufersaum im Westen, ein anderer im Osten, in der Mitte zwischen den Ghat ein Bergland, welches durch seine Ströme in mehrere kleine Gebiete zerfällt." Das von vielen Stromthälern und wilden Schluchten zerrissene Hochland in der Mitte hat im Ganzen keine sehr große Erhebung, doch ragt es in seiner Gesammtheit in die kühlere Gebirgssphäre hinein und ist der schwülen Hitze des Tieflandes entrückt; nur ganz im Süden reicht es in die Höhe der Schneebildung. Die Halbinsel bietet demnach eine mannichfaltige Naturbildung dar, einen „großen

Wechsel von wüstem Flugsande und reichen Anschwemmungen, nackten Bergflächen und dichtverwachsenen, sumpfigen Niederungen, von engen Schluchten und offenen Strombetten; doch fehlen ihr die vielen tiefen Meereseinschnitte, mit aufwärts schiffbaren Flüssen, durch welche Westeuropa ein so reich belebtes Land wird." Das Vindhyagebirge, wenn gleich nur von mäßiger Höhe, bildete eine weite Scheidewand zwischen Hindustan und Dekhan, die durch die Zerrissenheit und Unwegsamkeit, durch den Reichthum an üppigen Walddickichten und an wilden Thieren den Urbewohnern eine gesicherte Zuflucht gegen die nördlichen Eroberer bot, daher sich in den unzugänglichen Schluchten und Waldwildnissen des mittleren Landes noch in der Blüthezeit des Brahmanenthums unbesiegte Stämme in Unabhängigkeit erhielten und ihre Sprache, ihre wilde Natur und ihren rohen Religionscult mit Menschenopfern nicht dem geregelten Leben, der geordneten Verfassung und dem milden Brahmadienst der arischen Hindu zum Opfer brachten.

Die Abwechselung von Hoch- und Tiefland, die glückliche Mischung von Gebirgsluft und tropischer Hitze, der stärkende Einfluß der Feuchtigkeit, welche die Nähe des Meers, die zahllosen Flüsse und die regelmäßig wiederkehrenden Regen in der Jahreszeit der Monsune über das ganze Land verbreiten, erzeugte jene Ueppigkeit der Vegetation, jene Fruchtbarkeit des Bodens, jene Fülle und Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse aller Art, welche Indien schon im Alterthum zum gepriesenen Lande des Glücks und Segens und zum Ziel des Welthandels machten, aber auch die Begierde der Eroberer reizten. Während die Schneethäler und Berglandschaften des Himalaya mit ihrem gemäßigten Klima Pflanzen und Getreidearten, Obst- und Waldbäume hervorbringen, die den südeuropäischen entsprechen, wachsen in den Ebenen an der Yamuna und Ganga die Gewächse des tropischen Klimas mit denen der gemäßigten Zone zusammen; neben Getreide, Hülsenfrüchten und Obst in reichster Fülle gibt es hier Reis und Baumwolle, Zucker und Indigo und eine wundervolle südländische Flora von herrlicher Farbenpracht; und im Dekhan reifen die edeln Produkte Indiens zu einer dreifachen Jahresernte in den Gegenden, wo, wie an der Küste von Malabar, der Monsun und die Gebirgsströme reichliche Bewässerung bringen. Voll Bewunderung erzählten die Griechen, daß es dort Bäume gebe, deren Höhe kein Pfeilschuß erreiche. Hier gedeihen die mannichfaltigsten tropischen Gewächse in seltener Menge; hier lassen sich mit Fleiß drei Reisernten gewinnen; hier wächs't das Zuckerrohr und die Pfefferrebe; hier ist die Heimath der Bananen, der Mango; hier erheben sich stattliche Wälder des indischen Eichbaums, Tek genannt (Sanskrit Çaka), des geschätzten Sandelholzes, des Palmen- und Feigenbaums mit seinen kühlen Schattengängen; hier ist die Betelranke und der Muskatnußbaum zu Hause; hier duftet das Land von Gewürzen und Wohlgerüchen; hier blüht die vielfarbige Seerose, die heilige Lotosblume, in deren Samenkorn die Form der künftigen Pflanze sichtbar ist, daher

Klima und Fruchtbarkeit.

sie dem Inder als ein Bild der Weltentfaltung aus dem Urkeime galt. Die Flüsse führen Goldsand; in den Bergen finden sich Diamantgruben und edle Steine und Krystalle vom schönsten Glanze, die Meere liefern Perlen zu Tempelschmuck und Geschmeide. Eine reiche Thierwelt, vor Allem die Kuh, das Pferd und der Elephant, treten in die mannichfachste Beziehung zu dem Menschen, daher sie auch in den religiösen Vorstellungen der Hindus eine wichtige Stelle behaupten; die Ziege des Himalaya gibt die feine Wolle zu den Kaçmir-Shawls, das Moschusthier liefert Wohlgeruch, die Seidenraupe spendet den edeln Faden zu dem kostbarsten Gewebe; die großen Hunde einiger westlichen Staaten wurden von den Indern und Persern zur Jagd und zum Krieg abgerichtet; die buntgefiederten Vögel, die sogar die Sprachen der Menschen zu lernen vermögen (Papageien), die Pfauen mit ihren breiten Schwänzen von dunkelblauer und smaragdener Farbe und das zahllose Geschlecht der Affen erregten schon die Bewunderung des griechischen Alterthums von Herodot und Ktesias bis auf die Schriftsteller der alexandrinischen Zeit (Megasthenes). Indien war stets das Land der Wunder, wo die Phantasie ihr vielgestaltetes Reich aufschlug, wo Sage und Dichtung mit Vorliebe verweilte.

Volksstämme. Urbevölkerung und Arya.

Einst war das ganze indische Land vom Indus bis zur Gangesmündung, vom Himalaya bis zum Kap Komorin von schwarzen Volksstämmen bewohnt, die, ohne gerade in Allem der Negerrace anzugehören, nicht zu dem kaukasischen Menschenstamm zählten und die niedrigste Stufe wilder Naturvölker nicht überschritten hatten. Diese Urbevölkerung wurde allmählich von einem Volksstamme kaukasischen Ursprungs, der, die Pässe des Himalaya überschreitend, sich zunächst in den Ebenen niederließ, entweder in die Berge zurückgedrängt, oder unterworfen und cultivirt. Am vollständigsten geschah diese Verdrängung in dem Indusgebiet, wo die alten dunkelfarbigen Stämme ganz verschwanden, so daß in der geschichtlichen Zeit kaum irgend ein Ueberrest derselben bemerkbar ist, daher auch das Land an den fünf Strömen und an der Sarasvati als die Pflanzstätte und der Ursitz des echtindischen Culturlebens angesehen wurde. Auch in den Ebenen des Ganges war die arische Bevölkerung nur hie und da von einigen dunkelfarbigen Urstämmen durchbrochen, wohl denselben, welche im indischen Epos als „schwarze Çudras" und „schwarze Himavatbewohner" bezeichnet werden. Dagegen haben sich in den Wäldern und Bergen des mittleren und südlichen Landes, wo das weitverzweigte Vindhyagebirge unzugängliche Wohnstätten bot, zu allen Zeiten wilde Volksstämme in natürlicher Ungebundenheit und in störrigem Widerstreben gegen jede fremde Bildung erhalten oder haben sich eine eigene Sprache und Literatur geschaffen. Die neuen Ankömmlinge, ein wohlgestalteter bildungsfähiger Volksstamm von entschieden kaukasischem Gepräge, wenn gleich das heiße Klima seine Haut dunkler färbte, legten sich selbst den Namen Arya, die Trefflichen, Tüchtigen, bei und stellten sich dadurch als das überlegene siegende Geschlecht dar, und die indische Be-

nennung für Kaste, varna d. i. Farbe, läßt erkennen, daß sich die arischen Inder, die „zweimal gebornen", als weiße Menschen von den schwarzen Urbewohnern bestimmt unterschieden. Die Feinde der Arier heißen in den Veden Dasyu, Dasa, auch: die schwarze Haut. Arier und fromm, Dasyu und gottlos gelten als gleichbedeutend. Alle Anzeichen stimmen dahin überein, daß die dekhanischen und Vindhyavölker, die bis zur Stunde in einzelnen Bergschluchten ein abgesondertes Leben in ursprünglicher Wildheit führen und wovon wir die bekanntesten Stämme in den Ausführungen angeben wollen, Reste einer schwarzen Urbevölkerung sind, die einst über das ganze indische Land verbreitet war, aber allmählich dem Andrang der kräftigern Arier und ihrer überwältigenden Bildung weichen mußte. Diese Völkerschaften des Vindhya und Dekhan, bemerkt Lassen, „sind unterliegende Geschlechter, wie die Australneger des Archipels, wie die rothen Menschen Amerika's. Die Arier bilden das vollkommener organisirte, unternehmendere und schaffendere Volk, es ist daher das jüngere, wie die Erde erst später die vollkommensten Gattungen der Pflanzen und Thiere zu Stande gebracht hat".

Wilde Völkerschaften im Vindhyagebirge und Dekhan.

In dem breiten und unzugänglichen Vindhyagebirge, das sich wie eine Scheidewand zwischen den Ebenen des Ganges und der Halbinsel Dekhan hinzieht, um Amarakantaka und an den Quellen der Narmada und Weyne Ganga wohnen unter verschiedenen Namen die Stämme der Gonda, von schwarzer Hautfarbe, langem schwarzen Haar, wilden räuberischen Sitten und eigenthümlicher Sprache. Sie leben in schlechten Hütten, bauen die geringen indischen Kornarten und gehen fast ganz nackt einher. Mit Bogen und Streitaxt bewehrt ziehen sie unter der Führung eines Häuptlings zu Raub und Kampf aus, dienen ihren Dämonen oder Naturgöttern mit Thier- und Menschenopfern, größtentheils ohne Priesterschaft, und essen alle Arten von Fleisch und wildwachsenden Wurzeln und Pflanzen. Westlich vom Gondaland in den Waldhöhen von Satpura, zwischen den Flüssen Narmada und Tapati und in den benachbarten Bergen wohnen seit unvordenklichen Zeiten die Bhilla, in viele reine und gemischte Stämme gespalten, von schwarzer Farbe, kleiner schlanker Gestalt, rüstigem und behendem Körper; die enge Berührung mit brahmanischen Völkern hat ihre ursprünglichen Sitten und Religionsbegriffe zwar gemildert und geändert, aber keineswegs verdrängt oder vernichtet. Auf den waldigen Hügeln von Surashtra in der westlichen Halbinsel Gujerate sitzen die Kola, der Zahl nach zwei Drittel der Bevölkerung bildend. Sie treiben Ackerbau, sind aber, trotz der brahmanischen Sitten, die sie angenommen, wild, räuberisch und schwer in Ordnung zu halten. Von den Ariern unterworfen, werden sie als Lastträger gebraucht und mit großer Verachtung behandelt. Ihre Stammverwandten in den unzugänglichen Waldgebirgen der Ghats führen, unberührt von der brahmanischen Cultur, ein wildes, unstetes Leben in Wäldern und elenden Hütten. Auch die uncivilisirten Völkerschaften in den östlichen Ausläufen des Vindhyagebirges, die an Zaubereien glaubenden und ihren Naturgöttern und Schutzgeistern eifrig dienenden Kanda im Süden, und die Paharia, oder wie sie selbst sich nennen, Maler, auf der quellenreichen, fruchtbaren Hügelgruppe im Norden, haben dunkle Hautfarbe und dichtes herabhängendes Haar und führen unter erblichen Häuptlingen als Ackerbauer, Jäger oder Hirten ein mehr oder minder seßhaftes Leben. Alle Vindhyastämme tragen deutliche Spuren innerer Verwandtschaft, dagegen scheinen die Stämme von minder schwarzer Farbe, von edlerer physischer Bildung und einer andern Lebensweise

zugethan, welche die Küsten des Dekhan inne haben, die Tuluva, Malabaren (im engeren Sinne des Wortes das Volk, welches Malayala spricht) und Tamulen, richtiger Tamilen, im Westen und Süden, die Karnata und Telinga im nördlichen und östlichen Theil der Halbinsel, verschiedener Abkunft zu sein und nur in der feindseligen Stellung zu den Ariern übereinzustimmen. Die Telinga, in ihrer eigenen Sprache Telugu, sind von den Gondastämmen nur durch die Palunsha getrennt; „wenn dieser Fluß seicht ist," sagt Lassen, „durchwaten ihn die Gonda und überfallen die Bewohner des Südufers". Nur wenige der dravidischen Stämme haben die brahmanische Cultur vollständig angenommen. Von denen, die sich ein Alphabet und eine eigene Literatur geschaffen haben, sind besonders die Tamil im Südosten mit dem Hauptpunkte Madras hervorzuheben. Ein neuer englischer Forscher (Caldwell) zählt sechs ausgebildete und sechs ungebildete dravidische Sprachen auf; nimmt aber neben den Sanskritsprachen und den dravidischen noch eine dritte indische Sprachfamilie an, das Kolarian in Bengalen und in Centralindien, das von einigen wilden Stämmen, besonders von den Ho gesprochen wird. — Allen diesen Stämmen von mehr oder minder schwarzer Hautfarbe aber ohne das wollige Negerhaar, von welchen einige in Sprache, Sitten und Lebenseinrichtungen sich den brahmanischen Hindus genähert haben, andere dagegen bei ihrer ursprünglichen Wildheit und Barbarei verharrt sind, stehen die Arier entgegen, welche im Westen den ganzen Induslauf vom obersten Flußthal bis hinab zur Mündung bewohnen und sich ostwärts über die Ebenen des Ganges zwischen den Höhen des Himalaya und den waldigen Abhängen des Vindhyagebirges hinziehen.

2. Die Arier am Indus. Die Veden.

Als die Arya ihre heimathlichen Sitze im Hochlande verließen, besetzten die Einen, wie wir im Eingang gesehen, die Gebirgslandschaften am Hindukusch und wurden die Gründer des medo-persischen Culturlebens; die Andern zogen weiter und erwarben die fruchtbaren Länder am Indus und an den fünf Strömen bis zur Wüste, wo sich das Indus- und Gangesthal scheidet und die Weideplätze aufhören.

Daß Iranier und Inder Zweige eines gemeinsamen Urstammes waren, geht außer der Gleichheit des Namens, Arya, Airya, den sich beide beilegten, aus der Aehnlichkeit vieler religiösen Vorstellungen, Götternamen und Opfergebräuche, aus der Uebereinstimmung der Sprachen, besonders der Verwandtschaftsbenennungen, aus manchen Sitten und Einrichtungen (z. B. die Umgürtung mit der heiligen Schnur) hervor. Die Cultusformen und Mythen, der Glaube an gute und böse Geister, das Verhältniß zur Thierwelt, manche Reinigungsgebräuche und andere Eigenthümlichkeiten zeugen von der ursprünglichen Verwandtschaft beider Völker, so sehr sie auch in ihrem spätern Entwickelungsgang auseinander gingen. In dieser Verschiedenheit der geistigen Entwickelung mag auch der Grund zu suchen sein, daß die altindischen Götter, Deva, bei den Iraniern die Bedeutung von bösen Geistern erlangten, indem den letztern, welche die ethischen Göttergestalten voranstellten, jene natursymbolischen Gottheiten als böse Dämonen erschienen, „ganz entsprechend der Weise, in welcher in spätern Zeiten die zum Christenthum bekehrten Heiden ihre Götter zu bösen Geistern, Hexen und Teufeln umgeschaffen haben" (A. Weber). In der vedischen Zeit bewohnten die Arier das

Thal des Indus und seiner Nebenflüsse; der untere Lauf des Indus und seine Mündungen werden nur selten erwähnt, vom Ocean findet sich kaum eine dunkle Kunde.

Das geschichtliche Leben der indischen Arier kam also zuerst in jener weiten Ebene zur Entfaltung, wo sich die fünf Ströme in den Indus ergießen und die Sarasvati, als der siebente der heiligen Flüsse, der in der Folge als Mittelpunkt des ältesten Brahmacultus in besonderer Verehrung stand, sich am Eingang der Wüste im Sande verliert. Im Rigveda ist an den meisten Stellen Sarasvati ein Name des Indus selbst. Von welcher Beschaffenheit dieses geschichtliche Leben in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung gewesen, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen, da sich keine Ueberlieferung erhalten hat und die brahmanische Literatur der spätern Zeit die religiösen Anschauungen und Zustände jener früheren Geschlechter theils entstellte, theils unbeachtet ließ. Denn es lag im Interesse der Priesterschaft, das erst in den folgenden Jahrhunderten ausgebildete Religionssystem des Brahma als das ursprüngliche, von den Göttern geoffenbarte und zu allen Zeiten herrschende darzustellen. Darum weiß auch die indische Sagengeschichte nichts von einer Einwanderung, vielmehr legten die brahmanischen Schriftsteller einen Werth darauf, die Hindus als Autochthonen erscheinen zu lassen. Aber in den ältesten Hymnen der Vedas, die lange vor ihrer Aufzeichnung durch mündliche Tradition fortgepflanzt wurden, sind Andeutungen enthalten, welche einiges Licht über die patriarchalischen Sitten und Lebensweise jener Urzeit wie über die damit in innigster Beziehung stehenden religiösen Vorstellungen verbreiten.

Das Leben der Indusbewohner nach den Veden.

Diese Gesänge, von denen manche bis ins 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ja noch weiter hinauf reichen mögen, führen uns in schwachen Umrissen ein Hirtenvolk vor, das, in viele kleine Stämme gespalten und der Leitung von Fürsten oder Familienhäuptern folgend, sich mit der Wartung des Viehes und mit dem Anbau des Feldes befaßt, aber die nomadische Ungebundenheit bereits mit einem seßhaften Gemeindeleben vertauscht hat. Ihr Reichthum besteht in Rinderheerden und Pferden. Das Wort (Gopa), wodurch der Stammfürst bezeichnet wird, bedeutet ursprünglich „Beschützer der Kühe", der Versammlungsort des Stammes und die Hürde, welche die Kühe einschließt, trägt einerlei Benennung, und daß die kleinen Fehden unter den einzelnen Stämmen um den Besitz von Heerden und Weideplätzen geführt wurden, geht daraus hervor, daß das Wort, welches Kampf ausdrückt (Gavishti), eigentlich „das Begehren nach Kühen" bedeutet. Die Könige oder Stammfürsten waren vermuthlich von Edlen und Familienhäuptern umgeben, welche im Frieden ihren Rath, in der Schlacht ihre Genossen gebildet haben werden. Neuere Forscher machen von dem indischen Leben, wie es in den Veden zu Tage tritt, eine Beschreibung, die in vielen Zügen an altpersische und altgermanische Zustände erinnert. Die vedischen Inder wohnten in offenen Dörfern; daneben hatten sie größere befestigte Plätze oder Burgen, welche durch Erdaufwürfe und Steinblöcke geschützt waren; diese

gewährten bei feindlichen Einfällen oder bei Ueberschwemmungen sicheren Schutz, wurden aber in ruhigen Zeiten nicht bewohnt. Mehrere Dorfschaften bildeten einen Gau, mehrere Gaue einen Stamm; dieselbe Eintheilung und Gliederung galt auch für das Heerwesen. Das Königthum war entweder erblich oder von einer Wahl abhängig. Der König ist Führer im Kriege und bringt die Opfer für den Stamm selbst dar, wenn er nicht vorzieht, einen befreundeten Sänger damit zu beauftragen. Von seinem Volke erhält er nur freiwillige Geschenke, die unterworfenen Dasyu dagegen waren zinspflichtig. In der Umgebung des Königs befinden sich Sänger, welche seine Thaten besingen und von seiner Freigebigkeit leben. Die Dorfbewohner versammeln sich in der „Halle" (sabhâ) zur Berathung ihrer Angelegenheiten und zu geselligem Vergnügen; an der Versammlung des ganzen Stammes (samiti) nahm auch der König Antheil. Von Unsicherheit der Wege, von Dieben und Räubern ist viel die Rede; als Strafen kennt man Fesseln mit Stricken und Stockschläge, bei schwereren Vergehen Verbannung. Des vedischen Ariers werthvollstes Besitzthum sind Rosse und Rinder. Der Ackerbau blüht, der in der Folgezeit so verbreitete Reis aber fehlt noch ganz in der altvedischen Zeit. Von Jagd auf Wild und Vögel ist im Rigveda oft die Rede; von Fischfang nie. Von Handwerkern werden hauptsächlich genannt Wagenbauer und Schmiede. Die Schiffahrt war nur Flußfahrt, der Handel nur Tauschhandel; als Schätzungseinheit galt die Kuh. In der Kleidung tritt schon eine gewisse Putzsucht zu Tage; das Thierfell ist bereits Mantel und Schmuck geworden. Fleisch ward, wie es scheint, nur bei Opferfesten und bei Familienfeierlichkeiten genossen; die Nahrung bestand hauptsächlich aus Milch und Pflanzenkost. Die vedischen Arier waren starke Trinker, ihre Hauptgetränke nannten sie Soma und Sura, ersteres bereiteten sie aus dem Safte einer Bergpflanze, letzteres scheint eine Art aus Korn oder Gerste gewonnenen Branntweins gewesen zu sein. Leidenschaftlich betrieb man das Spiel, man setzte Hab und Gut und zuletzt die eigene Person ein; manche wichen den ganzen Tag nicht aus dem Spielhause. Betrügerisches Spiel ist ein sehr häufiges Laster. Außerdem sind sehr beliebte Vergnügungen Tanz, Musik, Wagenrennen in der Rennbahn. — In den Krieg zieht man auf Streitwagen; diese tragen den Kämpfer und den Wagenlenker. Die vornehmlichste Angriffswaffe ist der Bogen; die Pfeile sind an der Spitze befiedert und nicht selten vergiftet. — Der Staat beruhte auf einem wohlgeordneten Familienleben. Treue, Rechtschaffenheit und gute Sitten sind vielgepriesene Tugenden in den Veden. Die Ehe wurde hoch gehalten. Die Werbung geschah durch Geschenke an den Brautvater; dieser gab der Tochter nach seinem Vermögen einen Brautschatz mit. Für geschlossen galt der Ehebund, sobald der Bräutigam die Braut in deren väterlichem Hause feierlich um das heilige Opferfeuer geführt hatte. Dann wurde sie auf einem von weißen Stieren gezogenen Wagen in das Haus des Gatten übergeführt. Die Stellung der Frau war ungleich freier als in der späteren Zeit des

ausgebildeten brahmanischen Staatswesens. Das Vorkommen von Vielweiberei ist im Rigveda sicher bezeugt, aber der regelmäßige Zustand war doch die Monogamie. Ehebruch der Frau galt als ein sehr schweres Verbrechen „gegen die Ordnung des Mitra und des Varuna". Wittwenverbrennung wird im Veda nirgends erwähnt. — Im Dienste der Religion kam die Dichtkunst frühe zu voller Blüthe. In dem Rigveda, der ältesten und bedeutendsten Sammlung der religiösen Lieder und Gebete, sind (nach Roth's Versicherung) über tausend heilige Gesänge enthalten, worin die Arier an den Ufern der fünf Ströme für ihre Heerden gute Weideplätze und reichliche Quellen, Fruchtbarkeit und Gedeihen, für sich selbst Gesundheit und lange Lebensdauer, siegreichen Kampf und Vernichtung der Feinde erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, die Hülfe der Himmlischen in Gefahren gepriesen und um ferneren Beistand gebeten und die Kämpfe des blitztragenden Gottes (Indra) mit den finstern Mächten besungen hatten. Die Metra des Rigveda sind zum Theil kunstvoll. Religiöse Motive, Dank und Bitte, überwiegen; doch finden sich auch Siegeslieder, Räthsel und Spruchdichtung vor. Die Schreibekunst war noch unbekannt. Die Zeit berechnete man nach Mondmonaten von 29 bis 30 Tagen, welche in Halbmonate und in Wochen getheilt waren; um das Mondjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, schob man von Zeit zu Zeit einige Schalttage oder auch einen ganzen Schaltmonat ein. — Die Heilkunde der vedischen Zeit beschränkt sich auf die Anwendung von Kräutern und auf Beschwörungen mit Zauberformeln. Alle inneren Krankheiten schrieb man der Bosheit feindlicher Dämonen oder sterblicher Zauberer zu. Der Leichnam wurde entweder verbrannt oder begraben; die Seele aber ist unsterblich. Die Lehre von der Seelenwanderung ist noch unbekannt. Die Frommen gehen unmittelbar zur Seligkeit ein, „wo Licht ist, welches nie erlischt, wo jene ewigen Wasser sind, wo Wunsch und Sehnsucht gestillt sind", wo die Väter mit den Göttern unter schön belaubten Bäumen sitzen, von lauen Winden umweht, an Bächen, in denen Honig fließt. Die Gottlosen aber werden „in den dunkeln Pfuhl hinabgestoßen, in einen tiefen dunkeln Ort". — Die altindische Religion war demnach ein Naturdienst, wobei die Wirkungen des Lichts und die Erscheinungen am Himmel und in der Luftregion in erster Linie standen, wie schon aus dem Namen der Götter, Deva (deus, theos), der von der Wurzel div hell, leuchtend kommt, hervorgeht. „Diese Erscheinungen," sagt Lassen, „traten am deutlichsten und wohlthätigsten in dem die Erde erleuchtenden, erwärmenden und befruchtenden Tageslichte der Sonne hervor; in der feierlichen Stille der Nacht strahlt es dem Menschen aus geheimnißvoller Ferne entgegen in den zahllosen Sternen des Himmels. Seine furchtbare und zerstörende Kraft zeigt sich in dem Blitze bei den Gewittern, die aber auch eine wohlthätige Wirkung ausüben, indem sie den befruchtenden Regen bringen, und der Blitz, welcher das Gewölke zerreißt, mußte der einfachen Naturanschauung der ältesten Menschen als That eines zugleich mächtigen, furcht-

baren und eines gütigen Gottes erscheinen. Man erklärt sich hieraus, warum die Sitze der Götter in die Luft und in den Himmel verlegt wurden. Auf der Erde unter den Menschen und in ihren Wohnungen ist das Feuer mit seiner Flamme der Stellvertreter des Lichts und es lag daher nahe, neben dem Lichte ebenfalls das Feuer als eine Wirkung einer göttlichen Macht zu betrachten."

Die vedischen Götter. Solche Naturanschauungen liegen den ältesten vedischen Göttern zu Grunde. Es sind die Geister der hellen Luft, des Lichts, des blauen Himmels, der wehenden Winde, welche die Arya als herrschende und hülfreiche Mächte anrufen. Der höchste unter allen ist der „großarmige" Indra, der Gott des leuchtenden Himmels, der blauen Luft, von welcher er (nach Kuhn und Lassen) seinen gewöhnlichsten Namen erhalten hat, und der Gewitter. „Er ist vor den andern Unsterblichen geboren, die er mit Kraft geschmückt hat. Er hat die schwankende Erde festgemacht und die erschütterten Berge eingerammt, er hat dem weiten Luftkreis Maaße gegeben und den Himmel gestützt." Er thront jenseits des Luftkreises; er führt den Blitz und den Donnerkeil, mit welchem er die bösen Geister erschlägt, welche die Gewässer des Himmels gefangen halten und den dürstenden Fluren den Regen entziehen. Unter den feindlichen Geistern, die ihm entgegenstehen, sind die mächtigsten Vritra, der Einhüller, der Dämon, welcher den Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt und Ahi, die Schlange: Bala und die Pani entführten den Göttern ihre Kühe aus dem Himmel und hielten sie in den Bergeshöhlen gefangen d. h. sie raubten dem Lande in der Sommerhitze die strömenden Flüsse. Indra sucht sie in ihrem Verstecke auf, spaltet mit seinem Blitze die Höhlen (die schwarzen Wolken) und befreit die Kühe (die in den Bergen gefangenen Ströme). Bei diesen Kämpfen, denen die Anschauung von der Dürre des Landes in der heißen Jahreszeit und des tropischen Gewitters zu Grunde liegt, wird der Luftgott Indra von den wehenden Geistern und den schnellen Winden (dem Vayu, dem Wagenlenker des Indra, und den Maruts) unterstützt, welche den Himmel reinigen und die dunkeln Wolken vor sich hertreiben; unter diesen wehenden Geistern, denen Indra gebietet, tritt der heulende und schnaubende Orkan (Rudra), der den Gewittern voranzieht, und die tropische Windsbraut, der verderbliche aber auch wohlthätige Dämon, besonders hervor. „Indra ist der kämpfende Gott," heißt es bei Lassen, „welcher die bösen Geister der finstern Gewölke besiegt und der Erde, den Heerden und den Menschen den befruchtenden und erfrischenden Regen bringt, der Beschützer und der Schätze Verleihende. Er ist der Gott der Schlachten, zu welchen er, vom Soma-Tranke berauscht, auf seinem mit falben Rossen bespannten Wagen auszieht und die Feinde überwindet." Er liebt Opfer und Gebetshauch und lauscht wohlgefällig dem „schöngesprochenen" Liede, dem Hymnus und Preisgesang. Indra (so schließt ein Hymnus in den Veda), der König des Flüssigen und Festen und der gehörnten Thiere, trägt den Blitz, er ist fürwahr der Herrscher der Menschen; wie das Rad die Speichen, so umfaßt Indra das All.

Neben dem Himmelsgotte und seinen dienenden Luftgeistern brachten die Arya am Indus den Göttern des **Lichts** Opfer und Verehrung dar. Sie feierten mit Lobgesängen die **Açvinen**, die ersten Lichtstrahlen des Morgens, welche auf einem dreiräderigen Wagen der Sonne voraneilend die schwarze Nacht durchbrachen; diese waren ihnen ein schönes Brüderpaar von Zwillingen, die den Menschen aus Noth und Gefahr retteten, den Schiffbrüchigen hülfreich nahten und den Leidenden himmlische Heilmittel brachten. Eine der heiligsten Gottheiten war dem vedischen Volke **Ushas**, die Morgenröthe, die Tochter der Sonne und des Himmels, dessen Thore sie öffnet. Sie fährt auf einem Wagen einher, der mit rothen Kühen bespannt ist; wenn sie hervorglänzt, wird Alles beseelt und belebt; nur mit Lauterkeit und Wahrhaftigkeit des Herzens kann ihr gedient werden. Vor allen Lichtgöttern aber war die Sonne (Surya) Gegenstand der Verehrung, sie, „vor welcher die Gestirne mit den Nächten wie Räuber entfliehen und welche den Göttern wie den Menschen das reinigende Licht bringt und damit die ganze Welt erfüllt". Der strahlengetragene Sonnengott, vor dessen Wagen sieben rothe Pferde geschirrt waren, führte verschiedene Namen, indem man die einzelnen Eigenschaften als besondere Gottheiten auffaßte; am häufigsten erscheint er, neben dem Namen **Surya** selbst, unter der Benennung **Savitar** oder **Savitri** (Erzeuger), **Pushan** (Ernährer) und **Mitra** (der Holde, Freundliche). Er hat vom Indra sein Licht empfangen, daher in den spätern Mythen oft beide Gottheiten in Eins zusammenfließen. Sein irdisches Abbild, der Gott des **Feuers**, **Agni** (Ignis), der schöne Jüngling von gewaltiger Kraft, welcher die bösen Geister der Nacht bewältigt und den Sterblichen Speise verleiht und Reichthum spendet, war gleichfalls ein vielverehrter Lichtgeist bei dem Volke am Indus. Nach dem Indra ist ihm der größte Theil der Rigveda-Hymnen geweiht. Seiner irdischen Abkunft nach ist Agni der aus dem Doppelholze Geborene, aber er gehört auch dem Himmel an; im Blitz steigt er zur Erde hernieder, daher er auch „der im Wasserbett (d. h. in der Gewitterwolke) erzeugte Stier" heißt. Als die Flamme des Heerdes ist Agni der Gast aller Menschen, der Beschützer des Hauses, der Versammler der Gemeinde; als Opferflamme der theilnahmsvolle Bote der Menschen zu den Göttern und dieser an jene, der „mitleidigste unter den Göttern". Er ist ein reinigender, das Böse vertilgender Gott, „der die Nacht mit rothen Farben bewältigt und die bösen Geister vertreibt". Als Gott des häuslichen Heerdes ist Agni der liebe Freund der Menschen, der Spender des Reichthums; als Gott der Opferflamme der Priester des Hauses, der beständige Vermittler zwischen Himmel und Erde. Als verzehrendes Element aber ist er den götterfeindlichen Dasyu furchtbar, deren undurchdringliche Schlupfwinkel, die dichten Wälder, er niederbrennt. — Neben Indra stand **Varuna** (Uranos), eine vieldeutige, geheimnißvolle Gottheit, in höchstem Ansehen. Er ist der „Umfasser", der Gott des äußersten, die Luft umschließenden Himmelsgewölbes, des Raumes und des

Die Lichtgeister (Agni).

Varuna.

Wassers. „Im Naturleben ist er der Urheber der ewigen Gesetze, nach welchen die Welt lebt," sagt Roth, „und welche kein Gott und kein Sterblicher anzutasten wagt. Er hat die Welt ins Dasein gerufen, zeigt Sonne, Mond und Sternen ihren Weg, ordnet das Licht und mit ihm die Zeiten und hat jeglichem Wesen gegeben, was ihm seinen Werth und seine Würde gibt, dem Menschen Einsicht, dem Rosse Kraft, der Kuh die Milch. Der Wind, der die Luft durchrauscht, ist sein Hauch, die Sonne sein Auge, die Flüsse strömen nach seiner Vorschrift." Keinem vedischen Gotte wird Allwissenheit in so bestimmten Ausdrücken zugeschrieben, wie dem Varuna. Er wird sehr häufig in engster Verbindung mit Mitra genannt; dann bezeichnen beide das Himmelslicht, Mitra das bei Tage, Varuna das nächtliche. Die spätere Auffassung, welche den Varuna zum Wassergotte macht, findet sich nach Muir auch schon in den Veden vor. Zugleich ist Varuna der Wächter der sittlichen Weltordnung, der umgeben von Genien („Spähern") von seiner hohen Warte aus die Aufsicht führt über die Handlungen der Menschen, der für die Sünder „Fesseln und Stricke" hat und Krankheit und Tod auf sie herabsendet, aber den Schuldigen, die ihn reuig um Vergebung flehen, die Sünde vergibt und Trost und Heil in allen Kümmernissen spendet. Diese ethische Anschauung, nach welcher den Göttern neben der höchsten Macht und Weisheit auch der Schutz der Sittlichkeit und des Rechts zugeschrieben wird, tritt sonst in der vedischen Naturreligion nur wenig hervor. Brihaspati, oder mit erweiterter Wurzel „Brahmanaspati", der Herr und Beschützer des Gebets, der das geistige Band zwischen den Göttern und Menschen knüpft, ist neben Varuna die einzige Andeutung dieser Richtung, deren spätere Ausbildung der brahmanischen Religion ihren charakteristischen Typus verlieh. Brihaspati hat nach Martin Haug unter den Göttern dieselbe Stellung, wie der Brahmane unter den Menschen, nämlich die eines Lehrers. Bei Varuna im höchsten Himmel wohnt Yama, der Gott des Todes, zu dem die Seelen der Verstorbenen eingingen. Er zeigt ihnen den Weg, den er zuerst gewandelt und sammelt sie in der Wohnstätte, die er ihnen für immer und ewig zugewiesen. Auch über das Menschengeschlecht finden sich in den Veden mythologische Vorstellungen: der älteste Mensch, der Vater der Arya ist Manu, von ihm entstammen die fünf Geschlechter der Yadu, Turvaça, Druhyu, Anu und Puru.

Die Gottesidee nach den Veden. Dies sind die Umrisse des religiösen Geisteslebens der Inder, wie es sich in den Hymnen der Veden abspiegelt. Die Gottesidee erscheint darin nur in äußerlicher Hülle, in beschränktem Bewußtsein. „Nur was den Sinnen als gewaltig sich zeigt," sagt Wuttke, „wird verehrt; der Götter Wesen und Wirken ist sinnlich-oberflächlich und der Umkreis ihrer Herrlichkeit sehr gering. Die Hymnen bringen dieselben Lobsprüche in steten, ermüdenden Wiederholungen; gepriesen aber wird an den Göttern nur, daß sie machtvoll seien und siegreich, und leuchtend, strahlend, donnernd, blitzend und brausend, daß sie

reich seien an Schätzen und die Quelle aller Macht und alles Reichthums; von einem sittlichen Walten in Gerechtigkeit und Gnade ist kaum die Rede." Diese Einförmigkeit der Gedanken, diese sinnliche Auffassung der äußerlichen Naturerscheinungen wird gehoben durch das „schimmernde Licht einer oft hochpoetischen Phantasie", durch eine Fülle erhabener dichterischer Bilder, die in rascher Folge vorgeführt werden, durch die kindlich-naiven Vorstellungen von dem Wesen der Götter und durch das sichtbare Bestreben, den ganzen Götterhimmel und alle seine Beziehungen in jedem Moment zu vergegenwärtigen und somit „im Einzelnen das Ganze zu ergreifen".

Verhältniß des Menschen zu den Göttern.

In der großartigen Machtentfaltung der indischen Natur, als deren einzelne Ausstrahlungen die Götter erscheinen, hat auch der Mensch seine Stelle. Er reiht sich als Glied an die Kette der göttlichen Naturwesen und wenn er auch nicht Theil nimmt an dem Amrita, dem Trank der Unsterblichkeit, den sich die Götter selbst bereiten und durch dessen Genuß sie ein dauerndes Leben bewahren, so hat doch seine Seele eine den körperlichen Tod überwindende Fortdauer, daher auch den Nachkommen die heilige Pflicht oblag, den Geistern der Verstorbenen, die man sich anfangs als in der Luft umherschweifende Wesen vorstellte, ehe man den höchsten Himmel auf den kühlen Bergen als ihren Aufenthaltsort festsetzte, regelmäßige Spenden und stille Todtenmahle, wenigstens an jedem Neumonde, darzubringen. Aus dieser Anschauung erklärt sich auch das kindlich-naive Verhältniß der Menschen zu den Göttern, wie es sich in den Gebeten und Opferhymnen kund gibt. Die Götter werden in den Veden nicht als ungeschaffene Wesen bezeichnet; so ist öfters von der Geburt des Indra die Rede; daß die Götter die Unsterblichkeit sich erst errungen hätten, z. B. durch Buße, wird öfters gesagt. Die Götter sind als Naturwesen den Menschen gleichgestellt, daher sich diese auch nicht vor ihnen zu beugen haben; wenn die Menschen ihnen Gebete und Opfer darbringen, so geschieht es nicht in der Absicht, Verzeihung und Gnade zu erbitten, oder ihren Groll zu sühnen, sondern um ihren Beistand zu erlangen, um mit ihren Gütern und Gaben gesegnet zu werden, um ihrer Hülfe theilhaftig zu werden gegen die „Neider und Hasser" und alle Feinde. Man kannte noch nicht die Seelenwanderung, welche mit einem Alles überwältigenden Drucke auf dem Bewußtsein der folgenden Zeiten lastete. „Man hoffte unsterblich zu werden bei den ewigen Göttern, obgleich man noch nicht mit so großem Ernste wie später die Gedanken auf die Zukunft gerichtet zu haben scheint: dazu liebte man das augenscheinliche Leben hienieden viel zu sehr und freute sich an dessen Genusse." Noch merkwürdiger tritt dieses Verhältniß im Opfer hervor. Die Götter können der Stärkung und Ernährung nicht entbehren; der Mensch spendet daher „den hungrigen Göttern" kräftigenden Trank und stärkende Nahrung und rühmt sich dessen vor ihnen, damit sie auch erkenntlich seien. Das Opfer gibt den Göttern Muth und Kraft, es vermehrt ihre Stärke, es macht die Götter „wachsen". Nach der Vorstellung der

Inder üben Opfer und Gaben eine zwingende Macht über die Götter aus, sie können der Wirkung derselben nicht widerstehen, sie müssen sich hülfreich und dankbar erweisen, daher erscheinen auch die Priester, welche der Bereitung und Darbringung des Opfers vorstehen, als Zauberer, die Gewalt haben über die Himmlischen.

Das Soma-opfer. Als Opferthiere werden erwähnt: Rind, Roß, Ziege, Schaf; auch Menschenopfer kamen vor. Aber das wirksamste Opfer war das in den Liedern der Veden fortwährend gerühmte Soma-Opfer, das aus dem Safte einer Bergpflanze bereitet und in einer Schale dargebracht wurde. Die Pflanze wurde in mondheller Nacht auf Bergen gesammelt, mit der Wurzel ausgehoben, von den Blättern gereinigt und zwischen Steinen gepreßt; dann wurden die zerquetschten Stengel mit Wasser besprengt und unter gewissen Gebeten und Gesängen von den Priestern mit „goldberingten Händen" durch ein Haarsieb getrieben; in die Opferschaale gefaßt und mit Milch von dreimal sieben Kühen vermischt und in Gährung gesetzt, wurde es zu den drei Tageszeiten gespendet und von den Opfernden selbst genossen, wobei ein Sänger Preislieder anstimmte. Dieser „schön bereitete Trank des honigsüßen Soma", zu dessen Genuß im fröhlichen Opferkreise die Priester den Indra und die übrigen Götter einladen, besitzt eine unwiderstehliche Kraft, daher sich die Himmlischen gierig zudrängen. Wenn Indra dem Lande Segen und Reichthum spenden oder zum Kampf gegen seine verderblichen Widersacher ausziehen soll, muß er den belebenden Somatrank genießen, der ihn zu Großthaten begeistert; ja er muß sich darin berauschen, dann ist er unwiderstehlich im Kampf, dann gewinnt er den Muth und die Heldenkraft, die zum sichern Siege führen. Ist der Soma in den ältesten Vedenliedern nur der Opfertrank, nur der „Ernährer der Götter", so erscheint er in der Folge als die der Natur inwohnende Urgottheit selbst, und wird daher als „Lebensquell", als „kraftbegabter Göttererzeuger" angerufen; nur durch das Einsaugen dieser „Urmilch des All", dieser „Weltseele" können die als vergängliche Naturwesen erfaßten Götter ihre hinfällige Kraft erneuern und stärken. Der Soma ist der Leben spendende Trank, der den Genießenden Unsterblichkeit verleiht; auch der Mensch steht durch die „Aufnahme des göttlichen Seins" in dem sinnlichen Zeichen mit der Weltseele in Verbindung und wird der Unsterblichkeit theilhaftig. An diese Idee vom Somaopfer knüpfte der spätere Brahmanismus an. Da wie gesagt die Opfer der Menschen die Götter „wachsen" machen, so erhält dadurch der Mensch, besonders aber der opferkundige Beter, eine gewisse Macht über die Götter.

Die Veden. Die **Veden** bestehen aus **vier** Hauptheilen: Rigveda, Samaveda, Yajur-(=Jadschur-)veda und Atharvaveda, von welchen jeder wieder in drei große Abtheilungen, Samhita, Brahmana, Sutra, zerfällt. 1) Die Samhita ist eine Sammlung von Liedern, Gebeten und Opfersprüchen, geordnet nach den Sängerfamilien, denen man sie zuschreibt, und aus sehr verschiedenen Zeiten. 2) Die Brahmana haben, nach A. Webers indischer Literaturgeschichte, „die Verbindung der Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung zum Zweck" und enthalten daher die ältesten Ritualvorschriften, die ältesten sprachlichen Erklärungen, die ältesten traditionellen Erzählungen und die ältesten philosophischen Speculationen. „Der Zeit nach gehören sie sämmtlich in die Uebergangsperiode aus der vedischen Gesittung und Bildung in die brahmanische Denkweise und Lebensordnung; sie vermitteln eben diesen Uebergang, und stehen die einen mehr am Anfang, die andern mehr am Schlusse desselben". 3) Die Sutra sind die Ergänzung und Erläuterung der die Dogmatik der Veden enthaltenden Brahmana; ihr Zweck ist, die Masse der Einzelheiten und die Fülle des dogmatischen Stoffes der Brahmana übersichtlich zusammenzufassen, damit sie

leichter dem Gedächtniß eingeprägt werden könnten. Sie befassen sich besonders mit dem Ceremoniel bei den Opfern und bei andern religiösen Verrichtungen und feierlichen Vorkommenheiten, wie Geburt, Verheirathung. Auch enthielten sie die Anfänge des indischen Rechts und die Gesetze der Metrik. — Zu den Brahmana gehören die meisten **Upanischad** (Sitzungen, Vorträge), wissenschaftliche und philosophische Abhandlungen und Tractate aus den verschiedensten Zeiten und in unzähliger Menge. Die Upanischad sind die philosophirenden Theile der Brahmana; man zählt deren etwa 235. — Die Veden sind von sehr verschiedenem Alter; am ältesten ist jedenfalls die Liedersammlung des Rigveda, über 1000 Hymnen enthaltend, wovon einige noch der Zeit angehören, als die Inder in ihrer ursprünglichen Heimath am Indus die Naturmächte in kindlich naiver Andacht verehrten. Für die innere Chronologie der einzelnen Hymnen ist fast Alles noch zu thun. Die Zusammenstellung fand erst nach der Einwanderung in das Gangesland, schwerlich vor dem 7. Jahrhundert v. Chr. statt. Die Hymnen sind nicht durchweg religiöser Natur, manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Die Sammlung der Samaveda ist eine Anthologie aus dem Rigveda, „diejenigen Verse desselben umfassend, welche bei den Ceremonien des Somaopfers gesungen werden sollen". Man darf hier, sagt A. Weber, wie bei den Yajus keine Ansprüche auf fortlaufenden Zusammenhang machen, sondern es ist eigentlich jeder Vers für sich zu betrachten und erhält seinen rechten Sinn erst, indem man ihn mit der betreffenden Ceremonie, zu der er gehört, in Verbindung setzt. Der liturgische Zweck war bei der Anordnung das leitende Prinzip, daher das Metrum von nicht geringer Bedeutung war. „Man sammelte die Bruchstücke," sagt Roth, „wie sie im Cultus übrig waren und wie man ihrer für Regelung des Ritus bedurfte;" daher es auch zweifelhaft sein kann, ob die vollständigen Hymnen des Rig oder diese Bruchstücke derselben die ältesten sind. — Von den 1549 Versen des Samaveda sind bis jetzt nur 78 nicht im Rigveda nachgewiesen. Meistens ist der Wortlaut dieser Verse im Samaveda der ältere, im Rigveda der jüngere. — Der Yajurveda unterscheidet sich von dem Samaveda nur darin, daß jener die Sprüche für das gesammte Opferceremoniel enthält und die eigentliche Grundlage dafür bildet, während sich der letztere nur auf das Somaopfer bezieht. Der Yajus besteht zur Hälfte aus Wiederholungen des Rig, die andere Hälfte enthält theils Opferformeln, theils Bruchstücke eigenthümlicher Lieder und Anrufungen in ungebundener Rede. — Die Atharvaveda sind die jüngsten der vier heiligen Bücher. „Diese Sammlung," sagt Roth, „enthält nicht einzelne zusammenhangslose Verse, sondern vollständige Lieder und hat eine sachliche Ordnung. Sie ist in dieser Hinsicht der Samhita des Rig gleich, und man kann sie wirklich eine Ergänzung des ersten Veda nennen, eine Ergänzung, welche die hymnologischen Erzeugnisse einer Zeit umfassen sollte, wo der Mantra (die heilige Anrufung) bereits nicht mehr Ausdruck unmittelbaren religiösen Gefühls, sondern nur Zauberformel geworden war. Dieser Veda enthält darum vorzugsweise Sprüche, welche gegen verderbliche Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheit und schädliche Thiere schützen sollten, Verwünschungen der Feinde, Anrufungen heilsamer Kräuter für allerlei Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens, Schutz auf Reisen, Glück im Spiele und ähnliche Dinge. In den Stücken, welche ihm mit dem Rig gemeinschaftlich sind, erlaubt er sich eine große Menge Umstellungen und Aenderungen. Die Sprache in den ihm eigenthümlichen Abschnitten nähert sich dem fließenden Ausdrucke der späteren Zeit, hat übrigens die grammatischen Formen der älteren Lieder." Vom Atharvaveda bemerkt A. Weber, er sei mehr aus dem Volke als aus priesterlicher Tradition hervorgegangen; die Sprache sei oft sehr alterthümlich und vulgär; bemerkenswerth sei eine gewisse Animosität gegen die drei andern Veden. — Der poetische Werth der einzelnen Hymnen ist ein höchst verschiedener. Viele sind höchst langweilig und nichtssagend; fortwährend werden die Götter angefleht, ihre Verehrer zu beschützen, ihnen Speise, Heerden, Nachkommenschaft und langes Leben zu gewähren, wofür ihnen dann Loblieder und Opfer in Aussicht gestellt werden. Aber unter diesem Schutte sind

kostbare Edelsteine verborgen; oft tritt das religiöse Gefühl, das Sehnen nach Wahrheit und nach Gott sehr kräftig und eigenartig hervor aus der Tiefe der Seele und spricht sich in ungeschmückter, aber doch schöner Sprache und mit kindlicher Ueberzeugung aus. Was das Verhältniß der einzelnen Götter unter einander betrifft, so kennt die vedische Poesie kein Rangverhältniß unter ihnen; der Gott, an welchen der Hymnus gerichtet ist, wird als der höchste bezeichnet und alle andern treten für den Augenblick hinter ihm zurück.

3. Die Heroenzeit und das indische Epos.

Ausbreitung der Arier.

Die geistigen und gesellschaftlichen Zustände, welche die ältesten Bestandtheile der Veden abspiegeln, stellen eine Periode der indischen Geschichte dar, wo das Volk erst im Werden begriffen ist, wo die Eigenthümlichkeiten des indischen Wesens nur in schwachen Andeutungen vorhanden sind und die Nation noch die allgemeinen Grundzüge des indogermanischen Volksstammes an sich trägt; der Kastenstaat ist noch nicht zur Ausbildung gekommen, der Priesterstand hat die hervorragende Stellung, die er später einnimmt, noch nicht erlangt; jeder Hausvater darf Opfer darbringen und nur bei gemeinsamen größeren Feierlichkeiten sind besondere Priester in Thätigkeit; Viehzucht und Ackerbau füllen das äußere Leben aus, das nur durch die Fehden der einzelnen Familien und Stämme gestört und unterbrochen wird; das innere Leben geht in dem Opferdienst und in der Verherrlichung der Naturgötter auf.

Diese patriarchalischen Zustände konnten nur so lange bestehen, als das Volk das Gebiet des Fünfstromes noch nicht überschritten hatte, noch nicht aus dem engen Horizont, der das Hirtenleben umgrenzt hielt, herausgetreten war. Aber ein langes Beharren auf dem Boden der ursprünglichen Heimath widerstrebt der Natur aller Hirtenvölker; sie bedürfen Weideplätze für ihre Heerden und Raum für die wachsende Bevölkerung, sie überziehen daher im allmählichen Fortrücken die angrenzenden Länder und, abgehärtet und streitbar wie sie sind, bewältigen sie die widerstrebenden Völkerschaften. Diese Auswanderungen haben häufig einen Wechsel in der Natur und Entwickelung zur Folge. Bald ist es die veränderte Beschaffenheit des Landes, bald der Einfluß der unterjochten Völker, die zu andern Lebensweisen und Einrichtungen führen oder die schlummernden Kräfte und Bildungskeime wecken und zur Entfaltung bringen. Diesem innern Impulse folgten auch die Arya des Fünfstromlandes; sie eroberten zuerst alles Land bis zur Mündung des Indus und gründeten an dem mittleren Stromgebiete größere Königreiche, dadurch kamen sie mit den Staaten des Westens bald in feindliche Berührung, bald in friedlichen Handelsverkehr. Ein von den Alten erwähnter Angriff der Assyrier, der von einem mächtigen, mit Kriegselephanten ins Feld ziehenden König im Industhale zurückgeschlagen worden, läßt schließen, daß schon vor dem zwölften Jahrhundert vor Chr. G., wo nach neueren Forschungen der Feldzug stattgefunden, diese Staatenbildun-

gen vor sich gegangen seien, da der Name des Königs dem Sanskrit angehört und das ganze Auftreten an einen indischen Großfürsten erinnert. Auch die räthselhaften Ophirfahrten, welche die Phönizier im zehnten Jahrhundert zu dem Volke der Abhira an den Indusmündungen unternommen haben, um daselbst Gold, Sandelholz, Edelsteine, Elfenbein, Affen, Pfauen und andere indische Produkte einzuhandeln, geben den Beweis, daß zu jener Zeit die Arya das ganze Indusgebiet inne gehabt und sowohl mit den Bewohnern des nördlichen Gebirgslandes, als mit den Küstenvölkern des Dekhan in regem Handelsverkehr gestanden haben müssen, da die erwähnten Waaren nicht bei ihnen heimisch waren.*)

Gleichzeitig mit den südlichen Wanderzügen wurde auch das Tiefland an der Yamuna und am Ganges, die eigentliche Heimath und Pflanzstätte der indischen Cultur, von arischen Stämmen eingenommen. In dem schmalen Lande am Saum der Wüste, da wo die heilige Sarasvati das Indus- und Gangesgebiet scheidet, wurden blutige Kämpfe geliefert, ehe die Einwanderer zum dauernden Besitz des reichgesegneten Landes gelangen konnten, Kämpfe, deren Erinnerungen noch in den großen Heldenliedern nachklingen. In jener Ebene, die den Eingang zu dem Gangeslande Madhyadeça bildet, wurde auch in spätern Jahrhunderten durch ähnliche Schlachten, wie die in der Sage gefeierten, das Schicksal Indiens öfters entschieden. Nicht nur daß die schwarze Urbevölkerung erst nach heftiger Anstrengung durch die Gewalt des Schwertes bezwungen und theils ausgerottet, theils unterworfen, theils in zersprengten Ueberresten in die Berge und Wälder getrieben wurden, die späteren Züge der Arya drängten die früheren Ankömmlinge aus ihren schwer errungenen Wohnsitzen weiter nach Osten. Durch diese Völkerwanderung wurde das Gangesland Jahrhunderte hindurch mit Waffengetöse erfüllt und mit Blut getränkt, ehe die verschiedenen Stämme zum ruhigen Besitz und friedlichen Zusammenleben gelangen konnten. Daß diese Jahrhunderte des Krieges und der Eroberung eine mächtige Umwandlung der Sitten, Lebensformen und geistigen Anschauungen herbeiführen mußten, lag in der Natur der Sache, daher auch die Zeit der Veden durch eine weite Kluft von dem indischen Wesen, wie es im Laufe der Jahre an der Yamuna und Ganga, der „historischen Mitte" des Landes, zur Entwickelung kam, geschieden ist. Statt der kleinen Fehden und Raubzüge um den Erwerb

*) „Man wagt daher nichts, wenn man die frühesten Reisen der Phönizier nach Indien in das 12. Jahrhundert hinaufrückt und es erhält die malabarische Epoche, welche die erste Brahmanische Stiftung in das Jahr 1176 v. Chr. verlegt, von der auswärtigen Geschichte ihre Bestätigung. Da nun nicht angenommen werden kann, daß die arischen Inder sogleich nach ihrer Ankunft am Meer das südliche Land entdeckten, so folgt auch aus dieser Bekanntschaft mit dem Süden, daß sie wenigstens im 14. Jahrhundert schon in dem Induslande ihre Sitze gefunden hatten". Lassen I, 749 (885 der 2. Aufl.). Wenn jedoch die Vermuthung Lassen's (I, 1031 2. Aufl.), der oben erwähnte assyrische König sei Salmanassar gewesen, richtig ist, so würde die Zeitrechnung bedeutend tiefer zu setzen sein.

von Heerden oder Weideplätzen wurden nun Eroberungszüge unternommen, Schlachten geliefert, kühne Kriegsthaten ausgeführt, die Stammhäupter wurden zu Heerkönigen von unumschränkter Gewalt, denen ein streitbarer Waffenadel als Gefolge zur Seite stand; die religiösen Naturgesänge der Veda wurden durch Kriegs- und Heldenlieder, durch Schlachtgesänge und Siegeshymnen, durch Dank- und Loblieder voll kriegerischer Begeisterung verdrängt. Zugleich wurde durch die Unterwerfung der alten Bewohner der Grund zu dem strengen Kastenwesen gelegt. In der größeren älteren Masse der im Rigveda enthaltenen Hymnen ist das Kastenwesen noch unbekannt. Daher galten später die in den alten Sitzen am Indus zurückgebliebenen Stämme den brahmanisirten Indern der Ganga als Halbbarbaren. — Aus diesen Keimen entwickelte sich unter dem Einfluß einer mächtigen, geistesthätigen Priesterschaft jene indische Cultur und Lebensgestaltung, die in dem reichen und gesegneten Stromgebiete der Yamuna und Ganga ihren Mittel- und Brennpunkt hatte, daher auch in der Folge diese Gegend in besonderem Ansehen stand und mit geweihten Stätten und Wallfahrtsorten angefüllt ward. Die fruchtbaren, von zahlreichen Flüssen bewässerten Ebenen des mittleren und östlichen Hindustan wurden nach langen Eroberungskriegen noch vor den Heldenkämpfen der Griechen um Troja von arischen Stämmen in Besitz genommen und cultivirt.

Arische Reiche am Ganges u. an der Yamuna.

An der Yamuna, wo mit der Zeit die Hauptsitze indischer Bildung Indraprastha, Delhi's Vorgängerin, und die Krishnastädte Mathura und Krishnapura (Agra) entstanden, ließen sich die Stämme der Matsya und Çurasena nebst dem keulenbewehrten Hirtenvolke der Yadava nieder; zwischen der obern Yamuna und Ganga saßen die Pancala („die Fünfstämmler"), die nach ihrer Verbindung mit dem Heldengeschlechte der Kuru die alte Königsstadt Hastinapura zum Herrschersitz machten, bis sie denselben in Kauçambi am Süduſer der Yamuna aufschlugen, unweit der Stelle, wo der Fluß an der heiligen Pilgerstadt Pratisthana (Allahabad) sich mit der Ganga vereinigt; ostwärts von diesen an der Sarayu bis zur Ganga hinab siedelten sich die Koçala an, ein mächtiger Volksstamm, der in der Folge die in der Dichtung gefeierte Stadt Ayodhya zum glänzenden Königssitz erhob und noch später die Buddha-Stadt Çravasti gründete; ihre östlichen Nachbarn am heiligen Strom waren die Kaçi mit der großen seidenreichen Hauptstadt Varanasi (Benares), in deren Nähe der fluchbeladene Fluß Karmanaça die Grenze bildet zwischen Madhyadeça und dem östlichen Hindustan, die Praci (Pratschi), und die Anga mit dem Königssitz Campa (Tschampa); im Norden der Ganga wohnten die Videha, im Süden die Magadha, ein gerechtes und glückliches Volk, jene um ihre Residenz Mithila (das heutige Tirhat), diese um ihr „Königshaus" Rajagriha in dem heerdenreichen Lande an der Sumagadhi. Auch im östlichen Gangesgebiet gründeten die Arya noch in den Jahrhunderten der Wanderung Niederlassungen, die bald mit den Herrschersitzen der Madhyadeça wetteiferten. Das fruchtbare, wasserreiche Land Bihara, wo am Zusammenfluß der Çona mit dem Ganges Pataliputra (Palibothra), die gepriesene Städte altindischer Bildung und Herrlichkeit, entstand, war schon frühe sowohl durch seine dichte Bevölkerung als durch seine hohe Cultur berühmt; doch hielten sich hier wie in dem Nachbarlande Bengalen noch Reste der Urbevölkerung. Unterhalb der bengalischen Hauptstadt Gauda oder Lakshmanavati, südlich vom

heutigen Mauldah, „wohin die schwarze Gazelle nicht mehr dringt", hört das heilige Arierland (Aryavarta) auf. Die Stämme der Magadha und Videha, von den westlichen Zuzügen gedrängt, bildeten den Kern der arischen Bevölkerung am untern Ganges.

Mit den Eroberungskämpfen am Ganges treten wir in den Sagenkreis der großen indischen Epopöen, des Mahabharata und Ramayana, die in ähnlicher Weise auf dem reichen Boden dieser Wanderungen wurzeln, wie das Nibelungenlied in den Völkerzügen der Germanen und die Homerischen Gesänge im Trojanerkrieg und den ihn begleitenden Heldenfahrten. — Als noch die Arya am Indus wohnten, hatten sie, wie wir aus dem Rigveda ersehen, Lieder geschichtlichen und kriegerischen Inhalts. Durch Schlacht- und Siegeslieder weckten sie den Muth und die Kampflust in den heimischen Stammfehden; bei Beerdigungen und Todtenopfern priesen sie die Thaten der Abgeschiedenen und erhielten dadurch die Erinnerung an die Vergangenheit fest und feuerten zugleich die jüngeren Geschlechter zur Nacheiferung an. Wo aber in einem Volke Sinn für Gesang und Heldenruhm vorhanden ist, da fehlt es auch nie an Sängern und Dichtern, die diesem Hang fördernd entgegenkommen und den überlieferten Schatz bewahren und mehren. Die innige Verbindung der Heldenlieder mit dem Cultus und den Göttermythen bringt es mit sich, daß diese Sänger in der Regel dem Priesterstande angehörten und daß demnach in den ältesten Zeiten die Priester die Träger und Hüter des poetischen Nationalschatzes, des heiligen Feuers der Begeisterung, des Ruhmes und der Ehre waren. So mochten die Arya schon mit einem reichen Grundstock von Heldendichtung an den Ganges gezogen sein; hier aber ereigneten sich Kämpfe und Waffenthaten, die an Großartigkeit Alles übertrafen, was bisher ausgeführt worden war und die den poetischen Stoff so sehr vermehrten, daß diese thatenreiche Zeit von nun an den Mittelpunkt der Heldendichtung bildete. Als sich mit der Zeit die kriegerische Aufregung legte und das Leben einen friedlicheren Verlauf nahm, wurden die Heldenlieder und Kriegsgesänge, die anfangs im Drange der Empfindung und in der Fülle der Begeisterung schwungvoller und unmittelbarer ertönt haben mochten, allmählich in den ruhigen Gang der Erzählung geführt, und je mehr die besungenen Helden und ihre Thaten und Schicksale in die Vergangenheit rückten, desto mehr concentrirte sich der ganze Dichtungsstoff auf einzelne hellstrahlende Namen; die minder bedeutenden Gestalten und Begebenheiten verschwanden, die bunte Menge der Erscheinungen wurde in einen begrenzten Rahmen gefaßt, bis endlich die ordnende Hand kunstsinniger Sammler das Ganze in zwei große Werke, das Mahabharata und Ramayana, zusammenfaßte. Als ein solcher Ordner und Sammler wird für das erstere Werk Vyasa genannt, als Verfasser des Ramayana gilt Valmiki; beide gehören, wie Homer, dem Reich der Mythe an. Entstehung des Epos.

Die dichterische und mythenbildende Thätigkeit ist eine zwiefache, eine concen-

trirende, indem sie das Zerstreute und Auseinanderliegende vereinigt und die einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte sammelt, und eine erweiternde, indem sie die so gewonnene Einheit durch Ausmalungen und Schilderungen zu einem lebensvollen Bilde umschafft und mit concreten Gestalten und realen Handlungen umgibt. — In den beiden genannten Epopöen, deren älteste Bestandtheile, wenn auch nicht in ihrer jetzt vorliegenden Gestalt, wohl dem 10. oder 11. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehören mögen, die aber in ihrer jetzigen Zusammensetzung kaum über die ersten Jahrhunderte v. Chr. G. hinaufzurücken sind, ist der ganze Schatz der indischen Heldendichtung enthalten. Den Kern bilden sicherlich die uralten Kriegsgesänge und Heldensagen aus der Zeit der großen Wanderung und des Eroberungskrieges, die Ueberlieferungen von dem letzten Drängen und Kämpfen der arischen Völkerschaften in dem heiligen Gebiete an der Sarasvati und Yamuna und von ihrer ersten Ausbreitung nach dem Süden. Da aber jedes folgende Geschlecht neue Zusätze und Einschaltungen beifügte und sich bemühte, durch Umarbeitung, Erweiterung und Veränderung die überkommene Dichtung dem Geiste, der Culturstufe und der religiösen Anschauung seines Zeitalters anzupassen, so ist das indische Epos nicht nur dem Umfange nach unermeßlich angewachsen und durch Episoden und Zuthaten aus verschiedenen Jahrhunderten zu einer unförmlichen Masse geworden, sondern es hat auch in Sprache, Form und Darstellung viele Veränderungen erfahren und ist durch Anbequemung an die religiösen Vorstellungen und Auffassungen späterer Jahre in seinem innersten Wesen entstellt worden. Der ursprünglich kriegerische und heroische Charakter wurde unter den Händen der Brahmanen durch religiöse und priesterliche Gesichtspunkte verdrängt, und das Bestreben, den vollen Sagenstoff des Volks in einem Ganzen zusammenzufassen und dieses durch Einflechtung von Religions- und Morallehren zu einem „mustergültigen Tugend- und Sittenspiegel" zu erheben, hat dem Epos die künstlerische Einheit und Gleichmäßigkeit geraubt und es zu einer formlosen Sammlung von einzelnen Sagen, Lehren, Gesprächen, religiösen und philosophischen Ansichten aus den verschiedensten Zeitaltern gemacht, worin jüngere und ältere Elemente, häufig ohne alle Vermittelung, neben einander liegen und die ursprünglichen Züge nur mühsam herauszufinden sind.

Mahabharata. In geschichtlicher Hinsicht nimmt das **Mahabharata** eine wichtige Selle ein. Wie in den Homerischen Gesängen sind wohl auch in diesen auf alter Ueberlieferung beruhenden Liedern unter der poetischen Hülle historische Begebenheiten und Personen verborgen. Bei dem Mangel aller zuverlässigen Geschichte kann nur aus den epischen Dichtungen ein Bild von jener großartigen Heldenzeit gewonnen werden. Da der Kern dieser Gesänge, wie er durch A. Holtzmann's „Kuruinge" aus der großen Masse späterer Entstellungen und Zusätze ausgeschieden ward, einer sehr frühen Zeit angehört, so darf man annehmen, daß in den Erzählungen und Schilderungen der Heldenkämpfe, wie sie nach Abstreifung der poetischen und idealisirenden Zuthaten heraustreten, ein treues Sittengemälde der Zeit ihrer Entstehung oder doch ihrer Aufzeichnung und Zusammenstellung enthalten sei. Historische Personen und Thatsachen liegen dem Volksepos in der Regel zu Grunde, und läßt sich daraus auch nie die volle geschichtliche Wahrheit erkennen, so wirft doch die poetische Darstellung einige Streiflichter auf die verhüllten Gestalten und ihre Thaten und Lebensgeschicke.

Schon im Rigveda finden sich Spuren des großen Heldenkampfes, aus dem das Epos in der Folge seine Stoffe nahm, wenn auch der innere Zusammenhang vor der Hand nicht nachzuweisen ist. Zehn arische Stämme des Fünfstromlandes, unter welchen die Bharata und Matsya, die Anu und Druhyu hervortreten, setzen „vom Indra gestachelt" über die Vipaça und Çatadru, um die Tritsu, die unter

ihrem König Sudas und dem Priestergeschlecht der Vasishtha zwischen der Sarasvati und Yamuna wohnten, mit Krieg zu überziehen. Der Priester Viçvamitra, der mit den verbündeten Stämmen zieht, ruft die Flüsse um glückliche Ueberfahrt an und fleht vor der Schlacht zu Indra, er möge die Feinde fällen wie durch das Beil der Baum gefällt wird. Aber auch Sudas wendet sich mit Gebet und Opfer an Indra und findet Erhörung. Die Tritsu schlagen den Angriff zurück, dringen in das Gebiet der Feinde ein und machen reiche Beute an Kühen und Pferden und allerlei Gut. Frohlockend sangen Sudas und Vasishtha „im weißen Gewande“: „Indra hat Großes gethan, er hat den Löwengleichen durch den Schwachen geschlagen und mit einer Nadel ihre Speere zerbrochen; du hast die Habe der Anu den Tritsu verliehen und die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochsentreibers.“ Aber in der Folge mußten die Tritsu dennoch weichen; sie verloren sich unter dem Stamme Koçala, der weiter ostwärts an der Sarayu wohnte, und in ihre Sitze an der Sarasvati und Yamuna zogen die Bharata ein. Etwa sechs Menschenalter nach dieser Begebenheit erlosch das Herrschergeschlecht der Bharata, von welchem der Stamm den Namen führte, worauf Kuru wegen seiner Gerechtigkeit vom Volke zum König gewählt wird. Sein vierter Nachfolger ist Çantanu, von dessen Enkeln Dhritarashtra und Pandu die beiden Heldengeschlechter Kuru (Kaurava) und Pandu (Pandava), deren Kämpfe in der „großen Schlacht“ den Hauptinhalt des Mahabharata bilden, ihren Ursprung herleiten. Duryodhana, das Haupt der Kuru, theilte anfangs das Reich mit den Pandusöhnen, unter denen Judhishthira und der heldenmüthige Arjuna besonders hervortreten, aus Furcht vor dem mächtigen Volksstamme der Pancala, die als Bundesgenossen den Pandu zur Seite stehen, eine Verbindung, welche die Dichtung durch die Sage von einer Verheirathung der Königstochter der Pancala, Draupadi „der schwarzen“, mit Arjuna und seinen Brüdern darstellt. Duryodhana hat seinen Königssitz in der „Elephantenstadt“ Hastinapura, Judhishthira und seine Brüder gründen die Stadt Indraprastha, in einer heiligen Gegend an der Yamuna. Aber beim Würfelspiel verliert Judhishthira an den Duryodhana sein Reich und alle seine Schätze und Besitzthümer, worauf die Pandusöhne in den Wald ziehen, wo sie 13 Jahre verweilen sollen. Verleitet von dem schlauen Krishna, dem starken Hirtensohne aus dem Stamme der Yadava, der von den spätern Geschlechtern als Gott verehrt und in Liedern gepriesen ward, brechen sie jedoch ihren Eid*) und fangen, in Verbindung mit den Matsya, Pancala und Kaçi, den großen Krieg an, um die verlorenen Landschaften wieder zu gewinnen. Auf Seiten der Kuru, — unter denen besonders neben dem göttlichen Heldengreis Bhishma (Fischma) die Priesterhelden Kripa und Drona, die Lehrer der Kuru und Pandu in der Kriegskunst, hervorragen, „die letzten Brahmanen, welche noch das Geschäft des Kriegers mit der priesterlichen Würde verbanden“, — kämpfen die Çurasena, die Madra, die Koçala, die Videha und die Anga, Völkerschaften, die schon damals das linke Ufer der heiligen Ganga und ihre östlichen Zuflüsse bewohnt haben mögen. Der Angafürst Karna, ein dem Homerischen Achilleus und dem Siegfried der Nibelungen ähnlicher Heros, der mit einem unspaltbaren Panzer und den goldenen Ohrgehängen seines Vaters, des Sonnengottes, geboren ward, ist der edelste Held des großen indischen Epos. Selbst aus dem Lande der Fünfströme und des Indus führt die Dichtung Bundesgenossen der Kuru auf, die Kaikeya und Saindhava. Anfangs sind die Kuruinge im Vortheil, aber durch die treulose List Krishna's siegen zuletzt die Pandu und nehmen den Herr-

*) Die jetzige Redaction des Gedichtes verwischt diesen Umstand; nach ihr halten sie die dreizehn Jahre aus.

scherthron in Hastinapura ein. In den ältesten Theilen des Gedichts erscheint die Sache der Kuru als die gerechte; die Pandusöhne sind eidbrüchige Rebellen, die nur durch Trug und Verrath den Sieg erringen. Aber unter dem Einfluß einer jüngern Dynastie und der veränderten religiösen Anschauung erfuhr die Volksdichtung durch Umarbeitungen im Sinne der Zeit und des Königshauses solche Abänderungen, daß die Auffassung eine ganz verschiedene wurde. Diese suchten die Pandusöhne und insbesondere den Krishna, den Anrather und Erfinder aller schlechten Ränke, von jeder Schuld zu reinigen und als Vorbild aller Tugend und Ritterlichkeit erscheinen zu lassen, wogegen Duryodhana („schlechter Kämpfer"), der früher Suyodhana („guter Kämpfer") hieß, nun als Usurpator und falscher Spieler dargestellt und nebst seinen Anhängern mit Schmach und Vorwürfen bedeckt ward. Das Geschlecht der Pandu wird, da alle Söhne erschlagen waren, in der Sage dadurch erhalten, daß Krishna den todtgebornen Parikshit, den die Uttara, die Königstochter der Matsya, einem Sohne Arjuna's nach der Schlacht zur Welt gebracht, auf wunderbare Weise ins Leben ruft. Von ihm leitete das Königsgeschlecht, das bis zum J. 400 v. Chr. zuerst in Hastinapura und dann in Kauçambi herrschte, und von dessen weiter Verbreitung über den Norden und Süden viele Namen und Sagen zeugen, seinen Ursprung ab. In der Benennung Kurukshetra (Kurufeld), welche die heilige Landschaft im Westen der Yamuna bis zur Sarasvati führt, hat sich eine Erinnerung an das Heldengeschlecht der Kuru erhalten, an dessen geschichtlicher Existenz wohl nicht zu zweifeln ist, wogegen der in der Folge vergötterte Krishna von Lassen für ein „Geschöpf der Sage" gehalten wird. Sein Name „der Schwarze" scheint ihm eine symbolische Bezeichnung für die Stämme Pancala und Yadava zu sein, die zu den ersten arischen Einwanderern gehörten und durch den Einfluß des Klimas dunkelfarbiger als die jüngern Kolonisten aus dem Norden geworden seien.

Mahabharata.

Das Gedicht vom großen Krieg der Kuru und Pandu.

Stammtafel der Kuruinge.

Pratipa
|
Çantanu

von der Ganga: Bhishma

von Satyavati: Citrangada, Vicitravirya vermählt mit Ambika und Ambalika

Dhritarashtra — Pandu

Dhritarashtra: Duryodhana, Duhçasana u. s. w. im Ganzen 100 Söhne (Kuruinge).

Pandu: von Kunti oder Pritha Judhishthira, Bhima oder Bhimasena, Arjuna. — von Madri Sahadeva, Nakula. (Panduinge).

Draupadi. Nach einem fürstlichen Mahle in der Elephantenstadt Hastinapura fordert Judhishthira den Duryodhana zum Würfelspiel heraus, in der Hoffnung des letztern Reich zu gewinnen. Denn Judhishthira und seine Brüder konnten nicht vergessen, daß einst ihr Vater Pandu statt seines ältern erblindeten Bruders Dhritarashtra, Duryodhana's Vater, das Reich beherrscht hatte. Aber das Würfelspiel nahm eine ungünstige Wendung für Judhishthira. Er verliert Schätze und Heerden, Städte und Kriegswagen, er verspielt die Freiheit seiner vier Brüder, er verspielt sich selbst und endlich seine schwarzhaarige Gattin Draupadi „mit dem runden Lotusangesicht". Diese wird nun von Duryodhana's wildem Bruder Duhçasana an den wogenden Haaren in den Saal geschleppt. Sie ist bereit mit ihrem Gemahl

und seinen Brüdern die Schmach der Knechtschaft zu erdulden; aber Durvodhana begnügt sich mit einer Verbannung, worauf die Pandu mit der Draupadi in den Wald ziehen, wo sie 13 Jahre zubringen sollten. Nach einiger Zeit fordert Krishna die Verbannten auf, die Kuru zu bekriegen und dem Durvodhana die Königskrone zu entreißen. Judhishthira's Bedenken über den Eidbruch weiß er mit sophistischen Gründen und Vedasprüchen zu beschwichtigen, seine Furcht vor der Stärke der Feinde bekämpft er durch die Hinweisung auf die Kraft und Geschicklichkeit ihrer Kampfgenossen und insbesondere auf seinen eigenen verschlagenen Geist, der unerschöpflich sei an Mitteln der Kriegslist; denn gegen Durvodhana, der den Gegner im falschen Würfelspiel überwunden habe, sei Betrug, Verrath und Hinterlist erlaubt. Judhishthira kann es immer noch nicht über sich gewinnen, gegen nahe Verwandte zu kämpfen und dem feierlich geweihten König die Dienstpflicht zu brechen; erst als der wilde Bhimasena ihn wegen seines Zauderns ausschilt und dabei bemerkt: „Frisch handeln ist, was mir gefällt, und wenn wohl eine Sünde auch mit unterläuft, wir lassen als Sieger mit Opfern uns entsündigen;" und Krishna in gewandter Rede darthut, daß keineswegs immer der Erstgeborene das Reich ererbt habe und daß ihm nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht zustehe, als König die weite Welt zu regieren, wie vordem sein herrlicher Vater gethan, da gibt Judhishthira endlich nach und willigt in den Kampf.

Ehe die Waffen gezogen werden, begibt sich Krishna in die Elephantenstadt, um im Namen Judhishthira's von Durvodhana des Reiches Herrschaft als rechtliches Erbe zu fordern. Der Kurufürst, obschon empört über die freche Rede, hält seinen Zorn zurück und versammelt seine Verwandten und Kriegsobersten um sich. Da erzählt Bhishma den eigentlichen Ursprung der beiden Heldengeschlechter. Sein Vater Çantanu habe einst auf einer Jagd am Ufer der Yamuna ein junges Weib von hoher Schönheit getroffen und bei ihrem Vater, dem Fischerkönig, um ihre Hand geworben; dieser habe ihm aber die Tochter nur unter der Bedingung geben wollen, daß ihre Söhne das Reich ererbten. Çantanu habe aus Liebe zu Bhishma, seinem Erstgebornen von seiner Gattin Ganga, diese Zusage verweigert und der herrlichen Braut entsagt; als er aber von Sehnsucht verzehrt in Gram und Kummer hinwelkte, habe Bhishma den Vater der schönen Jungfrau bewogen, seine Tochter Satyavati dem König zum Weibe zu geben, indem er ihm versprochen, sich nie zu vermählen und keine Ansprüche an die Krone zu machen. Mit Freude habe Çantanu die Braut empfangen und ein feierliches Hochzeitfest gehalten. Nach einigen Jahren sei der König gestorben, nachdem ihm Satyavati zwei Söhne geboren. Seinem Versprechen gemäß habe nun Bhishma den Erstgebornen zum König geweiht, und als dieser im tollen Uebermuthe von dem Herrn der Gandharva (himmlischen Musiker), welcher wie sein Gegner Citrangada hieß, am Ufer der Sarasvati im Kurufelde erschlagen worden, habe er den jüngern Sohn auf den Thron erhoben; aber auch dieser sei nach einem kurzen Leben voll Liebe und Lust vor der Zeit dahingeschwunden. Damit aber der ruhmreiche Stamm der Kuruinge nicht erlöschen sollte, habe dann Bhishma, auf Satyavati's Rath, dem verstorbenen König Nachkommenschaft erworben*) und zwar mit der ältesten Gemahlin Ambika den Dhritarashtra und mit der jüngern Ambalika den Pandu; jener sei als Erdenkönig geweiht worden und von ihm habe Durvodhana die Königswürde empfangen und Pandu selbst, dem der blinde Bruder die Verwaltung übertragen, habe seine Söhne zum Gehorsam ermahnt, ehe er mit dem Bruder nordwärts wandernd sich in der Götter

Bhishma.

*) Nach einer andern Version seien der Wittwe des kinderlosen Königs Çantanu von dem angeblichen Verfasser des Mahabharata, dem Vyasa, Söhne erweckt worden, ein deutliches Zeugniß, daß die Dichtkunst diesen Stammbaum erfunden hat. In den alten Theilen des Gedichtes erscheint Bhishma ohne allen Zweifel als der wirkliche Vater des Dhritarashtra und des Pandu.

Gefilde geschwungen.*) Duryodhana's Thronrecht stehe demnach über jedem Zweifel; dennoch rathe er, weil ihm sein ahnungsvoller Geist der Kuruinge Untergang und grauses Geschick weissage, zur friedlichen Ausgleichung.

Diese versöhnliche Rede mißfiel dem kriegerischen Karna; er schalt den Ahnherrn einen Ueberalten, der den Ruhm der jüngern Streiter beneide und sich immer mit seinen vergangenen Thaten brüste. Bhishma aber erwiederte, Karna spreche, wie es sich für eines Fuhrmanns Sohn zieme, denn Anderer Verdienst zu schmähen sei das Zeichen niedriger Seelen ohne edle Abkunft. Ergrimmt über diesen Vorwurf schwur Karna, nie mit Bhishma zugleich im Schlachtgewühl fechtend zu erscheinen, sondern ruhig in seinem Zelte zu sitzen, bis vom Feinde bedrängt Duryodhana selbst im Königsschmuck ihn um Hülfe anflehe.

Neun Tage ras't schon die Schlacht und jeden Tag hat Bhishma's Hand Zehntausende in den Tod gestürzt. Judhishthira verzweifelt am Sieg und will wieder in den Wald zurück. Aber Krishna, der Arjuna's Rosse lenkt, spricht ihm Muth zu und macht ihn mit einer von ihm ersonnenen Hinterlist vertraut, wodurch er den Heldengreis zu fällen gedenke. So oft Bhishma dem Çichandin**) im Kampfgewühl begegne, lasse er lächelnd den Bogen sinken und suche einen andern Feind, denn er halte es für unrühmlich gegen ihn zu fechten. Nun wolle er selbst mit Arjuna den Wagen Çichandin's besteigen und dessen Flagge entfalten, wogegen Arjuna's Fahne, der Löwenschweif mit dem Bilde des Affen, dem Çichandin zu Theil werde; so würde Bhishma getäuscht und von Arjuna's schrecklichen Pfeilen erlegt werden.

Als sich am andern Morgen die Sonne leuchtend erhob, ertönte das Feld von Kriegsruf und Waffengetöse, von Muschelklang und Trommelwirbel, Pferdewiehern und Elephantenschrei, und in langen Reihen geschaart erblickte man Fußvolk und Reiter, Kriegswagen und Elephanten und die Fürsten mit flatternden Fahnen und blinkenden Waffen. Hoch ragte vor allen der schreckliche Bhishma, weiß von Haar und Bart, mit silberweißem Wagen und Rossegespann in silberner Rüstung und Waffen und mit einem silberbesternten Panier „gleich einem weißen Berge". Nachdem er die Krieger zum Kampf ermahnt, ergriff er das golden geschmückte gewundene Muschelhorn und blies mit hellem Schalle, alsbald ertönte auch des Feindes Horn und brausend erhob sich das Schlachtgewühl; Pfeile flogen wie leuchtende Blitze; Reiter und Kämpfer zu Fuß, Kriegswagen und Tod schnaubende Elephanten sah man in wildem Getümmel an einander gerathen, begierig „des Yama Reich zu vergrößern". In den dichtesten Schaaren der Feinde sah man Bhishma's hohes Banner wehen, wo er sich zeigte stürzten „kopflose Leiber, rumpflose Häupter" hundertweise zu Boden. Aber alle Vortheile, die der Heldengreis Bhishma und die Kuruinge durch Tapferkeit erfochten, werden durch Krishna's List und Arjuna's Pfeile vereitelt. Als der Kuruinge Bhuriçravas und Yuyudhana, der Freund der Pandu-Söhne, gleich zwei „Männerstieren" wider einander kämpften und Bhuriçravas endlich seinen ermatteten Gegner zu Boden wirft und mit dem gezückten Dolche durchbohren will, da flog ein halbmondförmiger Pfeil, von ungeseh'ner Hand entsandt, mit Zischen daher und schnitt den ausgestreckten Arm des Kuruings am Rumpfe ab, so daß die stoßende Hand mit dem Dolch auf den Grund fiel. „Das ist Arjuna's Pfeil," rief der Getroffene, „so sicher und gewaltig trifft kein Anderer; aber eine niedrige, verruchte That hast du,

---

*) Uebrigens ist nur in A. Holtzmann's Bearbeitung dies das Ende der beiden Brüder Dhritarashtra und Pandu. Im Mahabharata, wie es uns jetzt vorliegt, stirbt Pandu in Folge eines Fluches, noch jung, sehr bald nach der Geburt seiner fünf Söhne; Dhritarashtra aber überlebt den ganzen Krieg und beschließt später sein Leben freiwillig im Büßerwalde.

**) Çichandin ist der Sohn des Drupada, des Königs der Pancala, also ein Bruder der Draupadi. Bhishma will nicht mit ihm kämpfen, weil er ihn für ein Weib hält. Denn dem Drupada war eine Tochter geboren und diese später durch die Gnade des Kubera zum Manne gewandelt worden.

ein Edelgeborner, ein Königssohn, nach deines Freundes Rath vollbracht." Arjuna hilft sich mit einer sophistischen Ausrede und eilt mit Krishna davon; der überwundene Yuyudhana aber ermannt sich wieder und stößt das ergriffene Eisen dem wehrlosen, verstümmelten Kuruing in den Hals, daß er mit dumpfem Tone zu Boden stürzt.

Nun rieth Krishna dem Arjuna, der verabredetermaßen mit Çichandin Wagen und Flagge vertauscht hatte, den Heldengreis Bhishma anzugreifen. Der Panduing weigerte sich anfangs: „Viel lieber will ich wohnen im Walde in Armuth, als durch dessen Mord, der mir ehrwürdig, heilig ist, das Reich gewinnen und Höllenqual. Wie könnte ich mit frevelnder Hand und mit betrügerisch feiger List ihn, der mein Freund, Behüter und Lehrer und meines Vaters Vater ist, zu Tode senden?" Aber als Krishna zornig ausrief, daß dann nur Sterben vor Schande retten könne, und sich in das Schlachtgewühl stürzte, um den Tod zu suchen, eilt ihm Arjuna nach und verspricht, um ihn von dem verzweifelnden Schritt abzuhalten, Bhishma zu erlegen. Rasch flogen sie nun mit Çichandin's Fahne an den Ort, wo der Ganga unnahbarer Sohn Tod und Verderben um sich verbreitete; Duhçasana, der nach des Königs Befehlen den Heldengreis vor dem vermeintlichen Çichandin zu schützen suchte, wurde nach heldenmüthigem Kampfe von Arjuna's Pfeilen schwer verwundet und von dem Wagenlenker ohnmächtig aus dem Schlachtgewühl geführt, auch Vivinçati (einer der vielen Brüder des Duryodhana) sank, ins Herz getroffen, taumelnd vom Wagen. Nun nahten sich die Listigen dem Bhishma, der indessen den König Yudhishthira zur Flucht gezwungen und den wirklichen Çichandin, welcher mit Arjuna's Wagen und Affenbanner einherfuhr, getödtet hatte.*) Der Greis legte Bogen und Pfeil aus der Hand, weil er mit Çichandin nicht fechte. Arjuna aber spannte den Bogen Gandiva und begann glattrohrige, reiherfiedrige Pfeile mit Eisenspitzen auf den Feind zu regnen. Da schaute der unbesiegliche Greis verwunderungsvoll empor und rief: „Das sind Çichandin's Pfeile nicht, es sind die Pfeile des Arjuna!" und fiel vom Blute triefend und von Wunden zerrissen aufs Haupt vorwärts vom hohen Wagen herab. Die Panduinge begrüßten mit Jubelgeschrei und Muscheltönen den Sieg, die Kuruinge dagegen ließen starr vor Schrecken die Waffen aus den Händen sinken; beide Theile gedachten nicht weiter der Schlacht. Frohlockend verkündete Krishna dem Yudhishthira den Fall des Helden; dieser ließ sich alsbald zu dem Orte hinführen, wo derselbe lag; bald kam auch Duryodhana und seine noch übrigen Brüder, um mit traurigem Herzen dem Greis ihre letzte Verehrung darzubringen. Da schlug Bhishma noch einmal die Augen auf, ermahnte die Enkel zum Frieden und zur Versöhnung und schied dann aus dem Lande der Lebenden. Duryodhana ist bereit, des Großvaters Rath zu befolgen, er bietet dem Yudhishthira abermals die Hälfte des Reiches und seine Freundschaft an, wie vor dem unglückseligen Spiel. Dieser aber erwiederte höhnisch, ob er glaube, daß Rührung an der Leiche des Bhishma seinen Sinn bethöre; wer von den Kuruingen könne jetzt noch Bhima's Keule und Arjuna's Pfeilen widerstehen? nun wolle er, wie sein Vater, das ganze Reich beherrschen und sie alle in Demuth gebeugt vor sich sehen. „O Großvater," rief Duryodhana, „sei du Zeuge, daß das hohe Geschlecht nicht durch meine Schuld untergeht," und nachdem er mit seinen Brüdern dreimal mit gefalteten Händen die Leiche umschritten, zogen sich Alle in ihre Zelte zurück, um am andern Tag die Schlacht von Neuem zu beginnen.

Grollend saß unterdessen der starke **Karna** fern von der Schlacht in seinem Zelte. Da kam Kunti, die Mutter der Panduinge, zu ihm und flehte ihn an, im morgenden Kampfe Karna.

---

*) So nach A. Holtzmann's Reconstruction des Gedichtes in den „Indischen Sagen". Im Mahabharata, wie es uns jetzt vorliegt, findet Çichandin seinen Tod erst nach dem Ende der Schlacht, bei dem nächtlichen Ueberfalle des Açvatthaman. Auch wird beim Tode des Bhishma nur gesagt, daß Arjuna sich hinter den Çichandin gestellt habe, um so den Bhishma vom Schießen abzuhalten, nicht aber, daß er des Çichandin Waffen und Abzeichen angenommen.

ihre Söhne zu verschonen und sich andere Gegner zu suchen. Karna verspricht der erhabenen Frau, die beiden ältesten, Judhishthira und Bhimasena, zu verschonen, nicht aber ihren jüngsten, den Arjuna. Als nun Kunti von Neuem in ihn drang und ihm betheuerte, daß Arjuna, der Bogenschütze, der die schöne Draupadi gewonnen, gerade derjenige ihrer Söhne sei, der ihrem Herzen am nächsten stehe; da erzählte Karna die Ursache seines Zornes und seiner Rachbegierde. Zu der Gattenwahl der herrlichen Draupadi seien einst die Fürsten und Gebieter der Erde von allen Himmelsgegenden zusammengekommen. An dem festlichen Tag der Entscheidung sei ihr Bruder in die glänzende Versammlung getreten und, auf einen großen Bogen zeigend, habe er gesprochen: „Wer diesen zu spannen vermag und mit fünf Pfeilen Schuß auf Schuß das Ziel erreicht, der führe die Schwester als seine Braut heim." Hastig hätten sich die Heldensöhne hinzugedrängt, um den köstlichen Preis zu gewinnen, aber keiner habe den Bogen zu heben oder zu spannen vermocht, bis auf Arjuna; dieser habe ihn mit sicherer Hand gespannt und mit drei Pfeilen das Ziel getroffen, bei dem vierten aber habe er gefehlt und zum fünften sei sein Arm zu schwach gewesen. Jetzt sei er selbst hoffnungsreich vorgetreten, habe den Bogen leicht gespannt und des Erfolges sicher schon angelegt, als die Braut, ihm höhnisch zurufend „Ich, in edlem Hause geboren, die Tochter des Herrn der Pancala, wähle nie zu meinem Gemahle den Sohn des Fuhrmanns, Karna, dich," stolz an ihm vorübergeschritten sei und dem Pandusohn den strahlenden Kranz aufs Haupt gesetzt habe. Grimmig habe er dann den gefiederten Pfeil abgeschossen, die Sehne zerrissen und den Bogen zerschellt wie morsches Holz, zugleich aber im Herzen den heißstrahligen Sonnengott angefleht, er möge ihn einst den Arjuna in offener Schlacht treffen lassen; diese Bitte werde jetzt gewährt, und er werde den Pandusproß in den Tod senden, damit Draupadi erkenne, daß sie den besseren Mann verschmäht habe. Umsonst stellt ihm Kunti vor, daß Arjuna an dieser Kränkung keine Schuld getragen, und daß er selbst betrübten Herzens die schöne Braut dem ältern Bruder habe abtreten müssen*), er bleibt bei seinem Vorhaben. Darauf entdeckt ihm Kunti, daß Arjuna sein Bruder sei, mit dem er nicht kämpfen dürfe; sie habe ihn (den Karna) als Jungfrau dem Sonnengott Surya geboren und ihn aus Furcht vor ihren Eltern in einem mit Wachs überzogenen Binsenkörbchen den Wellen des Açvaflusses übergeben. Von dort sei dasselbe in die Yamuna und Ganga getragen und in der Stadt Campa von dem Wagenlenker Adhiratha und seinem schönen frommen Weibe Radha aufgefangen worden; diese, schon lange bekümmert, daß sie keinen Sohn besäßen, hätten den holden Knaben mit Freuden als eine Gabe der Götter aufgenommen und als eigenen Sohn erzogen. Karna hält aber die Erzählung für ein Mährchen und will des Fuhrmanns Sohn bleiben, als der er bisher gegolten.

Karna war mit Panzer und Ohrringen geboren, die ihn unbesieglich und unverwundbar machten; zwischen den leuchtenden Ringen strahlte sein Angesicht so lieblich, „wie zwischen den Sternen der Waage der volle Mond in heitrer Nacht". Nun erschien Indra, besorgt für das Leben der Panduinge, in der Gestalt eines Brahmanen vor Karna, und bat ihn um den angewachsenen Panzer und die Ringe. Karna, der gelobt hatte, keines Brahmanen Bitte zu weigern, willfahrte dem Verlangen, obschon ihn sein Vater, der tausendstrahlige Sonnengott, im Traume gewarnt und zur Weigerung aufgefordert hatte. „Wenn ich die Bitte gewähre," sagte Karna, „so erwerbe ich mir unvergänglichen Ruhm; Ruhm vor der Welt ist's, was ich erwähle, selbst für das Leben, denn Ruhm gewährt die Wonne des Himmels, und ruhmlos ist das Leben Nichts." Umsonst stellt ihm der Sonnengott vor, daß nur dem lebenden Manne der Ruhm süß sei, wenn Eltern, Kinder, Freunde ihn mit Stolz umgeben, und

---

*) Nach dem alten Gedicht hat er sie mit seinen Brüdern gemeinschaftlich besessen. Auch ist zu bemerken, daß die erzählte Heldenthat des Karna in der jetzigen Redaction des Mahabharata bedeutend abgeschwächt ist.

Könige selbst seinen Heldenmuth verehren, daß aber dem verblichenen zu Asche gewordenen Manne Ruhm und Ehre nur Blumen und Kränze seien, „womit man eine Leiche schmückt", Karna fleht demüthig, ihm zu gestatten, daß er seinem Gelübde treu bleibe und die Sünde meide, die er mehr fürchte als den Tod. Als der Sonnengott ihn nicht bewegen kann, gibt er ihm den Rath, er solle für den Panzer und die Ringe von Indra dessen immertreffenden Speer erbitten. Diesen Rath befolgt Karna; er gibt dem bittenden Brahmanen (Indra) die werthvollen Gaben und erhält dafür den Speer, der von seiner Hand entsendet unfehlbar den Gegner erlegt, aber dann wieder zu Indra zurückkehrt.

Schrecklicher noch als Bhishma wüthet Karna in der Schlacht; die Hälfte des feindlichen Heeres ist seinen Pfeilen bereits erlegen, Judhishthira will verzweiflungsvoll dem Reich entsagen, um nur das Leben zu retten. Bhima tröstete ihn und zog dann, gestärkt durch den Trank von Enzian, mit seiner schwarzeisernen Rüstung auf dem raschen Viergespann gegen Karna aus; ein gewaltiger Kampf erhob sich; Karna siegte bei allen Angriffen, er zerbrach Bhima's blankes Schwert wie einen hölzernen Stab, schlug ihm den Rücken des Bogens ins Angesicht und jagte ihn mit höhnischen Spottreden aus der Schlacht, weil er der Kunti gelobt hatte, ihn nicht zu tödten. Bhima eilte zu Arjuna, der sich auf Krishna's Rath fern gehalten hatte, und forderte ihn auf, diese Schmach zu rächen; Arjuna will sogleich hin, aber Krishna hält ihn zurück: so lange der himmlische Speer in Karna's Hand sei, dürfe der Panduing ihm nicht nahen. Schon umhüllten der Dämmerung unheimliche Schatten die Kämpfenden und Karna gab noch nicht mit der Muschel das Zeichen zu ruhen von der grausen Schlacht. Da entflammte Krishna mit schlauer Rede den Gatotkaca, den einst die Riesin Hidimba, die Schwester des menschenfressenden Königs der Rakschasa, im Walde dem starken Bhima geboren, daß er mit Karna den Kampf erhebe, weil in der Dunkelheit die Kräfte der Riesen zunähmen. Dieser stürzte sich mit lautem Gebrülle gleich einem Sturmwind auf das Heer der Feinde, Alles vor sich niederwerfend. Er zerschlug den Streitwagen und das Viergespann von Açvatthaman, Drona's heldenkühnem Sohne, und holte eben aus, um dem niedergeworfenen Krieger den Todesstreich zu versetzen, als Karna, um diesen zu retten, Indra's immer treffenden Speer, den er für Arjuna bestimmt hatte, auf den Riesen warf. Glänzend wie ein Meteor fuhr er durch die Luft, durchbohrte den Sohn der Hidimba, daß er wie ein Fels mit Krachen zu Boden stürzte, und flog dann vor Aller Augen zum Himmel zurück. Frohlockend rief Krishna: Gelungen ist mein Plan, o Arjuna, die Lanze Indra's ist nicht mehr in den Händen Karna's, morgen erlegst du ihn. Unterdessen war es dunkel geworden und auf Karna's Muschelzeichen trennten sich die Heere.

Im Zelte Duryodhana's saßen bei der Nacht die Fürsten zu Rathe. Da sagte Karna, morgen werde er den Arjuna im Kampfe erlegen, wenn er schon den himmlischen Speer auf der Riesin ungeschlachten Sohn geschleudert habe; zwar besitze der Panduing den Gandia, den himmlischen Bogen, aber auch sein Bogen stamme von Indra, der ihn dem mächtigen Rama gegeben; nur in Einem stehe er (Karna) zurück, sein Wagenlenker sei dem Krishna nicht gewachsen, drum möge der König den Madrafürsten Çalya, der in der Kunst des Wagenlenkens Allen vorangehe, ihm beigeben. Çalya verwarf anfangs den Antrag mit Stolz, aber von Duryodhana dringend gebeten willigte er endlich ein, unter der Bedingung, daß er frei reden dürfe, was ihm beliebe.

Als die Strahlen der Sonne die Schatten der dunkeln Nacht zerstreuten, erschollen in beiden Lagern die Muschelhörner und die Helden schaarten sich um ihre Führer auf Wagen, Rossen und Elephanten. Allen voran strahlten Arjuna und Karna auf goldenen Kriegswagen mit weißen Rossen, gleich wuthentbrannten Elephanten einander zu tödten bedacht. „Und alle Wesen in Himmel und Erde, die Thiere, Geister und Götter selbst, sie schieden sich und stellten sich alle zu Karna oder zu Arjuna. Der Himmel stand auf Seiten des Karna, die Erde auf Seiten des Arjuna." Als Karna das Muschelhorn zum Kampf blies und den

Madrafürst aufforderte, auf den Pandusohn loszufahren, höhnte ihn dieser mit schmähenden Worten, daß er es wage mit Pandu's edelgebornem Sohne zu streiten, er ein gemeiner Schakal gegen den Löwen, er werde mit Schande bestehen. Karna bezwang das aufgeregte Gemüth und hieß den König das Ende abwarten, und rasselnd fuhr der Wagen dahin. Aber bald reizte mit beißenden Reden der hochmüthige Çalya den Kuruhelden von Neuem, daß er, ein gemeiner Fuhrmannssohn, mit Königssöhnen zu kämpfen wage. Da wallte dem Karna das Blut. „Wie kann die Tugend Andrer erkennen, wer selber ohne Tugend ist?" rief er aus, ein Barbarenkönig weiß nicht was Sitte ist; das Volk der Madrer sei ohne Treue, Redlichkeit und Gottesfurcht. Gereizt durch diese bittere Rede zog Çalya so heftig die Zügel an, daß das eine Wagenrad im Sumpfe stecken blieb und Karna nicht mehr fest stehen noch zielen konnte. Diese Noth des Gegners bemerkend trieb der listige Krishna schnell die weißen Rosse an und mit gespanntem Bogen stand plötzlich Arjuna dem Kuruinge gegenüber. Heiße Thränen erpreßte der Zorn dem muthigen Helden, als bei dem lang ersehnten Begegnen sein Wagen unbeweglich war. Er sprang zu Boden und rief dem Panduinge zu, er möge doch nicht schießen, bis er das feststeckende Rad frei gemacht, und nicht unedel vom Wagen herab auf den am Boden Stehenden seine Pfeile entsenden. Aber Arjuna hörte nicht auf die bittenden Worte, sondern schoß, wie eine donnernde Wolke, die Regen auf die Felsen gießt, die spitzigen Rohre auf den bedrängten Feind. Da ergriff dieser ebenfalls seinen himmlischen Bogen und traf mit dem hinsausenden Pfeil Arjuna's Arm, daß dieser besinnungslos zurücksank und Pfeil und Bogen seinen Händen entfielen. Als Karna seinen Gegner in diesem Zustand erblickte, legte er sogleich seine Waffen ab, indem er sagte: „Wehrlose treffe ich nicht!" dann versuchte er wieder den Wagen frei zu machen, bis sich Arjuna aus seiner Betäubung erholt hätte. Aber Krishna zog schnell den Pfeil aus dem Arm und heilte die Wunde mit Zaubersprüchen; auf seinen Rath zielte dann Arjuna auf Karna, der waffenlos über den Wagen gebückt mit beiden Armen das Rad erhob, und schoß von hinten auf ihn; das Geschoß drang in Karna's Rücken wie eine Schlange in ihr Loch und vorwärts auf den Wagen sank leblos der Held. Nun vermochten die Kuruinge den Feind nicht mehr zu bestehen; durch Arjuna's göttlichen Bogen und Bhimasena's Keule erlag Duryodhana's ganzes Heer nach ruhmvollem Kampfe auf dem Felde der Ehre. Der König selbst hatte, erschöpft von Kampf und Wunden und zerrissen in der Seele Grund um den herben Verlust seiner edlen Helden, bewußtlos seinem Roß freien Lauf gelassen; dieses war, getrieben von Durst, nach dem Wasserteiche gesprengt, wo es zu trinken gewohnt war. „Dort sank der Fürst vom Pferde; von den Göttern beschützt, lag er im kühlen Wasserteich, bis an den Hals von Wellen bespült; und in der Hand hielt er noch fest die schwere Eisenkeule, die ihm das Liebste auf der Erde war. Des Teiches frische kühlende Fluth erquickte seinen müden Leib, und wunderbarer himmlischer Schlaf erfüllte ihn mit neuer Kraft." Nur drei Helden aus der Kuruinge Heer, Kritavarman, Açvatthaman und Kripa, waren noch am Leben und irrten im Walde umher, um ihren König zu suchen. Die Panduinge erhoben das Siegesgeschrei und priesen Yudhishthira als Herrn der Erde. Dieser aber sagte, so lange er nicht erfahre, daß Duryodhana, der falsche Räuber seines Reichs, gefallen, könne er sich des Siegs nicht sorglos freuen; er fragte, wer ihn erlegt habe, oder wer wisse, wo er erschlagen liege. Als Niemand antwortete, zerstreuten sich Alle, um ihn zu suchen. Da fanden sie den schlafenden König, und Yudhishthira fragte ihn mit spottenden Worten, ob er seiner Würde, seines Ruhmes und seiner edlen Abkunft so weit vergessen habe, daß er sich feige unter den Fluthen berge, während sein Heer und sein Haus für ihn den Tod erleide? Ergrimmt über diese Worte und über das Hohngelächter der Umstehenden sprang Duryodhana auf, seine Eisenkeule schwingend, und forderte die Panduinge zum Kampfe heraus, nicht um Macht und Herrschaft, die nun keinen Werth mehr für ihn habe, seit die Brüder und die edlen Helden gefallen, sondern um seine Ehre und um die Freunde zu rächen. Die Panduinge kamen überein, daß Bhima-

Duryodhana's Ausgang.

sena den Kampf mit Duryodhana aufnehme, denn nur er sei dem keulenkundigen Kurukönig gewachsen. Darauf stürzten beide auf einander wie Stiere mit der Hörner Wucht, wie zwei brünstige Elephanten mit den mächtigen Zähnen; von den Streichen dröhnte die Erde und Funken sprühten durch die Luft. Bis zur Neige des Tages kämpften die beiden Helden; an Kraft war Bhimasena, an Kunst und Gewandtheit Duryodhana überlegen. Dreimal schon war der letztere den schweren Streichen des Pandusohns mit Geschicklichkeit ausgewichen und hatte ihm drei Schläge auf Seite und Brust beigebracht, so daß er zu wanken anfing und das Blut aus der Wunde drang. Die Panduinge zitterten in banger Furcht. Da sagte Krishna zum König Judhishthira: „wir sind verloren, wenn Bhimasena ehrlich kämpft, nur im unehrlichen Kampfe kann der Kuruing überwunden werden." Arjuna gab daher dem Bruder einen Wink, indem er sich auf den Schenkel schlug; Bhimasena verstand die Bewegung; als der Kampf von Neuem anhub und dem Panduing die Kraft von dem Blutverlust allmählich zu schwinden begann, holte er mit aller Stärke zu einem großen Streiche aus und stieß, als Duryodhana schnell ausweichend auf die Seite sprang, die schwere Keule mit solcher Macht gegen dessen Schenkel, daß die beiden Knochen zerbrachen. „Da sank der Männertiger zu Boden, des Dhritarashtra edler Sohn, wie eine stolze Eiche. Die Erde erdröhnte von des Helden Fall." Bhimasena aber setzte ihm den Fuß aufs Angesicht und trat und stieß sein edles Haupt. Dann rief er mit freudefunkelndem Blick dem König zu, jetzt gehöre ihm allein die Erde mit allen ihren Schätzen, und im ganzen Heer erhob sich Jubel und Freudengeschrei. Als Duryodhana dies vernahm, richtete er sich zum Sitze auf, stemmte sich auf seinen Arm und rief mit Stolz: „Schämt ihr euch nicht, daß Bhimasena unehrlich mich erschlagen hat? Wir haben immer ehrlich gefochten, darum bleibt uns die Ehre; ihr habt mit List und Trug gekämpft und euern Sieg mit Schande erkauft. Auf krummem und unehrlichem Wege habt ihr gefochten und gesiegt. Ich sterbe jetzt, wie sich ein Held zu sterben wünscht, und steige von der Freunde Schaar begleitet zu den Göttern hinauf". So sprach der König. Die Panduinge schämten sich, aber Krishna erhob ihren Muth, indem er laut ausrief: „Freuet euch des Sieges und kümmert euch nicht, wie er errungen worden. Mit List zu fechten gegen Gewalt und größere Tapferkeit, das haben selbst die Götter geübt." Da bliesen die Pancala und Panduinge die Muscheln, holten aus dem feindlichen Lager die unendlichen Schätze an Gold, Silber und Edelgestein, an Tüchern, Fellen und Sclavinnen und legten sich dann in ihren Gezelten sorgenfrei und siegesfroh zur Ruhe nieder.

Unterdessen hatten die drei noch übrigen Kuruinge Kritavarman, Kripa, Açvatthaman den edlen König Duryodhana mit zerschlagenen Schenkeln im Staube liegend gefunden, „wie eine Eiche, welche der Sturm entwurzelt hat". Ihre Erscheinung gewährte dem sterbenden König Trost und Heiterkeit. Sie schwuren ihm Rache und nachdem sie ihn umarmt hatten, zogen sie in den Wald und lagerten sich unter einem tausendästigen Feigenbaum. Aber Açvatthaman konnte nicht schlafen. Da erblickt er auf den Aesten des Baums ein zahlloses Heer Krähen, die im Schlafe von einem leise herbeischleichenden Uhu überfallen und der Reihe nach einzeln ermordet wurden. Von einem plötzlichen Gedanken erfüllt, sprang er schnell auf, schirrte die Rosse an und weckte die Gefährten. Diese riethen ihm vom Kampfe ab, weil ihnen des Himmels Segen mangle, ohne den kein menschliches Werk Gedeihen habe. Aber Açvatthaman entgegnete, die Pflicht der Krieger sei zu kämpfen und im Kampfe zu sterben, und dieser Pflicht wolle er sich nicht entziehen, zuvor aber gedenke er die schlummernden Feinde zu vertilgen „wie Feuer die Stoppelfelder verzehrt". Umsonst ermahnte ihn Kripa, das wilde Herz zu bändigen und seinen Sinn dem Schönen zuzuwenden, denn unehrlich sei es, Schlafende, Waffenlose und Schutzflehende zu ermorden; diese schimpfliche That zieme sich nicht für seine fleckenlose Heldennatur; Açvatthaman antwortete, gegen die Panduinge, die zuerst mit List und Trug gekämpft und jede Schandthat verübt hätten, sei jedes Mittel des Siegs erlaubt. „Und stürz' ich mich zur Hölle hinab," rief er, „und komm ich wieder zur

Welt als Wurm, nicht dünket mich zu theuer erkauft des Mörders Mord, der Rache Lust." — Während die beiden Andern sich vor die Thore des feindlichen Lagers stellten, schleicht sich Açvatthaman in die Zelte. Er weckt zuerst den Pancalerfürsten, der seinen Vater Drona erschlagen, mit Fußtritten, reißt ihn an den Haaren zu Boden und erwürgt ihn wie den tollen Elephanten der grimmige Löwe erwürgt. Hierauf besteigt er den Wagen und weckt die Feinde mit Geschrei; die Pancaler, die auf ihn eindringen, erlegte er mit dem Todespfeil heerdenweise; den Krishna, der sich zur Flucht wandte, spaltete der furchtbare Droning von hinten; über Blut und Leichen bahnte er sich dann mit dem hundertmondigen Schilde und dem triefenden Schwert seinen Weg in der Panduinge Gezelte, stieß den Arjuna nieder und ermordete der Reihe nach den Judhishthira, den Nakula, den Keulenschwinger Bhimasena und den Sahadeva.*) Angstgeschrei und Verwirrung füllte das ganze Lager; wild durcheinander drängte man sich den Thoren zu, dort aber tödten die beiden Andern die Fliehenden erbarmungslos; die ganze Nacht hindurch dauerte das grause Morden, und keiner der Pandukämpfer entkam. Der Boden war mit Tausenden von Leichen bedeckt, als bei anbrechender Dämmerung Açvatthaman mit seinen beiden Gefährten das still gewordene Lager verließ, um dem König Duryodhana, wenn er noch am Leben sei, die Siegeskunde zu überbringen. Noch athmete der Kurufürst, als die Freunde den Untergang der Feinde verkündeten. Ihre Worte erquickten ihm das Herz und Besinnung kam noch einmal; er dankte dem tapfern Açvatthaman, vertröstete ihn in freudiger Zuversicht auf das Widersehn im Himmel und schied dann aus dem Reiche der Lebenden.

Dies ist nach Holtzmann's Vermuthung der ursprüngliche Ausgang des Gedichts gewesen. In der jetzigen Gestalt des Mahabharata dagegen bleiben die Söhne des Pandu nebst Krishna am Leben und stellen dann mit dem auf wunderbare Weise geretteten Bhishma erbauliche Betrachtungen an. Noch 36 Jahre lang regiert Yudhishthira, dann wird er des Lebens überdrüssig; er setzt den Enkel des Arjuna, den Parikshit, zum Nachfolger ein und zieht dann mit Draupadi und mit seinen vier Brüdern nach Norden, über die Schneeberge des Himalaya, dem Wohnsitze der Götter zu. Während seine Begleiter unterwegs den Anstrengungen und Entbehrungen unterliegen, erreicht Yudhishthira bei lebendigem Leibe den Himmel und findet dort alle seine Verwandten wieder. Krishna aber wurde in der Folge von einem Jäger im Walde zum Tode verwundet; sein Geist erhob sich in den Himmel, wo ihn die Götter mit großen Ehren empfingen. Damit schließt das Gedicht in seiner jetzigen Fassung, welche ganz für Yudhishthira und seine Brüder Partei nimmt. — Seiner jetzigen Gestalt nach zerfällt das Mahabharata in 18 Bücher. Das erste, Ursprünge genannt, erzählt zunächst die Geschichte des Schlangenopfers, welches Janamejaya, der Sohn des Parikshit, veranstaltete, der sich dabei von einem Schüler des Vyasa die Thaten seiner Vorfahren erzählen läßt. Dann wird die Geschichte der Könige aus der Monddynastie erzählt, von den Göttern an bis herab auf Çantanu, dessen Kinder und Enkel; Duryodhana und seine Brüder, welche in Hastinapura wohnen, überlassen ihren Vettern, Yudhishthira und dessen Brüdern, einen Theil des Reiches mit der Hauptstadt Indraprastha. Das 2. Buch, Palast, beschreibt das Spiel in der Königshalle zu Hastinapura, das dritte, Wald, die Abenteuer und Irrfahrten der verbannten Brüder während der ersten 12 Jahre des Exils, das vierte, Virata, das 13. Jahr der Verbannung, welches die Brüder unerkannt am Hofe des Königs Virata in dessen Diensten zubringen. Das 5. Buch, Rüstung, erzählt die Verhandlungen zwischen Duryodhana und Yudhishthira und die gewaltigen Vorbereitungen, welche beide Parteien für den Krieg treffen. Die Bhagavadgita und die Kämpfe der zehn ersten Tage bilden den Inhalt des 6. Buches, Bhishma,

*) Im Mahabharata, wie wir es jetzt haben, fallen statt der fünf Brüder ihre fünf Söhne; die fünf Pandava nebst Krishna und Yuyudhana befinden sich in der Mordnacht gar nicht im Lager, sondern sind am Abende vorher schon in die Stadt Hastinapura abgezogen.

welches mit dem Falle dieses Helden abschließt; die fünf folgenden Tage der großen Schlacht liefern den Stoff zum 7. Buche, Drona, die zwei nächsten zum achten, Karna; mit dem 9. Buche, Çalya, schließt die Erzählung der 18tägigen Schlacht ab; das zehnte, „Die Nacht", enthält den Bericht über den nächtlichen Ueberfall des Açvatthaman, das elfte, „Die Weiber", erzählt die rührende Todtenklage und die Bestattung der Leichname. Im 12. und 13. Buche, „Friede" und „Unterweisung" betitelt, finden wir die fünf Brüder um das Krankenlager des Bhishma versammelt, der sie über göttliche und menschliche Dinge belehrt und dann stirbt. Das 14. Buch beschreibt das „Pferdeopfer" des Yudhishthira, das fünfzehnte das „Einsiedlerleben" und den Tod des büßenden Dhritarashtra. Im 16. Buche, „Keulenkampf", finden die Yadava, das Volk des Krishna, und dieser selbst seinen Tod. Der des Lebens überdrüssige Yudhishthira tritt dann mit seinen Brüdern und mit Draupadi die „große Reise" an (so ist das 17. Buch betitelt) und mit dem achtzehnten, „Das erreichte Paradies", schließt das Gedicht; denn ein in manchen Ausgaben als 19. Buch geltendes, „Die Familie des Krishna", welches die übrigen im Mahabharata nicht erzählten Thaten und Schicksale dieses Helden berichtet, gibt sich selbst nur als „Anhang" aus.

Außer dieser Heldensage vom großen Krieg der beiden verwandten Geschlechter, die den Kern und Hauptinhalt des Mahabharata bildet, enthält dieses umfangreiche Epos noch eine Menge Episoden, Mythen und Gespräche aus den verschiedensten Zeiten und von verschiedenem Werthe. Während in den ältern Bestandtheilen Menschen oder als Menschen fühlende und handelnde Göttersöhne auftreten, und menschliche Interessen, Triebe und Leidenschaften die Motive bilden, sind in den spätern Stücken Götter in Menschengestalt die Haupthelden und unter ihren sichtbaren Thaten liegt ein tiefer, geheimnißvoller Zweck verborgen. Nicht die menschliche Heldenkraft im Kampfe mit dem Schicksale, nicht das irdische Leben mit seinen erschütternden Wechselfällen fesselte die Phantasie des Dichters aus der Brahmanenzeit, ihm hat nur das Göttliche Werth und Wahrheit, darum läßt er die Götter vom Himmel steigen, um in dem bewegten Dasein die sittlichen Großthaten zu vollbringen, und stellt ihnen die Menschen blos als dienende Werkzeuge zur Seite. Zu den schönsten und bekanntesten Episoden gehören die lieblichen Erzählungen „Nala und Damayanti", wovon fünf deutsche Uebersetzungen oder Bearbeitungen vorhanden sind, und „Savitri", so wie das merkwürdige religionsphilosophische Gespräch „Bhagavad-Gita", das später als göttliche Offenbarung angesehen und den Veden gleich gestellt wurde. Von dem ersten sagt A. W. Schlegel, daß es „an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden könne". Damayanti und Savitri sind ähnliche Beispiele ehelicher Liebe, Treue und Hingebung wie Penelope. Ueberhaupt steht das indische Epos weder in hoher Sittlichkeit und Gemüthstiefe, noch in poetischer Vollendung und Zartheit der Empfindungen hinter dem griechischen zurück. Das Versmaaß besteht aus sog. Çlokas, Doppelversen, jeder zu 16 Silben in zwei gleichen Theilen mit vorherrschend jambischem Tonfall.

In den neuen Wohnsitzen am Ganges wich unter dem erschlaffenden Einflusse des heißen Klimas und der Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens der kriegerische Heldengeist, wie er sich in den ältesten Stücken des Mahabharata kund gibt, der Ruhe, dem Ordnungssinn, der Gesetzlichkeit. Das Hochgefühl der Ehre und des Ruhmes, das zu Waffenthaten und Abenteuern führt, trat hinter das Gefühl der Pflicht, Tugend und Sittlichkeit zurück; die aktive Natur der arischen Heldenzeit erlag dem passiven Geistes- und Phantasieleben, die Ramayana.

ursprüngliche natürliche Thatkraft der Reflexion und Ueberlegung. Diese Sinnesänderung gibt sich schon in dem zweiten großen Epos, dem Ramayana, kund, das daher auch jüngern Ursprungs zu sein scheint, als die Sage vom Kampf der Pandava, obgleich in dem Gedichte selbst die Helden und Begebenheiten einige Menschenalter vor den großen Krieg gesetzt werden und die geschilderten Kämpfe nicht zwischen arischen Stämmen, sondern mit den wilden Urbewohnern im Süden der Ganga, die als Riesen, Affen und Unholde vorgeführt werden, statt haben. Daß es mit dem Ramayana, hinsichtlich seiner Entstehung, eine andere Bewandtniß habe als mit den andern Epen, deuten die Inder dadurch an, daß sie alle epischen Gedichte der älteren Zeit, also außer dem Mahabharata auch die zum Theile sehr umfangreichen Purana's, einem und demselben Dichter, dem Vyasa, zuschreiben, für das Ramayana aber einen besonderen Verfasser aufstellen, den Valmiki. Wir haben hier eine Tendenzdichtung vor uns, die zwar auch einen alten Sagenstoff benutzte, aber mit der bestimmten Absicht, das Ideal eines Helden im brahmanischen Sinne aufzustellen. Späterhin wurde dann auch das Mahabharata im Sinne der gleichen Tendenz einer durchgreifenden Umarbeitung unterworfen.

Rama ist ein Tugendheld, in dem die indische Sittenlehre ihren vollendeten Ausdruck findet. Treue und Festhalten am gegebenen Wort, Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Eltern und den König, Liebe und Hingebung zwischen Ehegatten, Geschwistern und Freunden, Gottesfurcht und fromme Verehrung der Brahmanen und Büßer, Selbstaufopferung und ruhige Ergebung in das Schicksal sind die Tugenden, die vor Allem gepriesen werden und den wahren Heldenruhm begründen. Mag auch in Lakshmana, Rama's ritterlichem Bruder, der Männertrotz und die selbständige Thatkraft, die jeden Widerstand muthig niederschlägt, die jedes Unrecht abwehrt, statt es geduldig zu ertragen, ihren Ausdruck finden, mag auch den Tapfern, „die im Kampfe nie sich wandten und von vorn getroffen sanken", die Wohnung im Himmel verheißen werden; die priesterliche Tugend in Rama, die geduldige Fügsamkeit in Alles, was die Schickung auferlegt, die edle Gesinnung, die sich in vielen Sittensprüchen, Weisheitslehren und Moralreden kund gibt, erhalten bei weitem den Vorzug und treten durch den Gegensatz desto heller ins Licht. Kampflust und Waffenstolz stehen hinter den zarten Gefühlen der Liebe, Sanftmuth und Selbstaufopferung zurück, Kriegsmuth, Manneskraft und Rittersinn erlangen nur Geltung, wenn sie durch die höheren Tugenden geläutert und geweiht erscheinen. Rama erscheint als ein Werkzeug der Götter, seine Kämpfe mit den opferstörenden und priesterfressenden Riesen und thierischen Wesen der Wildniß sind nicht freigewählte Thaten und selbstgeschaffene Abenteuer, sondern auferlegte Geschicke und Pflichten, um den Dienst der himmlischen Mächte zu verbreiten, um der indischen Cultur und Lebensform einen Weg zu bahnen, um die ungebändigten Naturmenschen in den Kreis der Gesittung und Humanität zu bannen. Im Ramayana „sind die handelnden Persönlichkeiten nicht wirkliche historische Gestalten," sagt A. Weber, „sondern nur Personificationen gewisser Begebenheiten und Zustände; wir stehen gleich von Anfang mitten in der Allegorie." Darum sind auch die Thaten nicht menschlicher Art, sondern leiden schon an den phantastischen Uebertreibungen und Maßlosigkeiten, dem charakteristischen Kennzeichen der spätern indischen Poesie. Wie im Mahabharata die Eroberung der Gangesebene

die geschichtliche Unterlage bildet, so im Ramayana die Verbreitung der Arya nach der südlichen Halbinsel. Denn daß darin uralte Sagen und Erinnerungen an die ersten Colonisationsversuche des Dekhan und die damit verbundenen heftigen Kämpfe mit den wilden Urbewohnern enthalten seien, und daß von den heiligen Büßern und Weisen, welche Rama's Zug unterstützten und förderten und in der Folge an den Stätten, wo sein Fuß gewandelt, Wallfahrtsorte errichteten, die erste friedliche Verbreitung der arischen Religions- und Lebensformen ausgegangen und der Grund zu künftigen Reichen und Städten gelegt worden, ist wohl kaum zu bezweifeln. Die Sita, deren Entführung durch einen riesigen Dämon und Wiedergewinnung durch ihren Gatten Rama den Knotenpunkt des ganzen Gedichtes bildet, ist nach A. Weber's Versicherung die Ackerfurche und repräsentirt demnach den arischen Ackerbau, wie Rama, „der Pflugträger".

Die Sage vom Helden Rama.

Zu Ayodhya (Oude) im Lande Kosala herrschte König Daçaratha aus dem Stamme der Raghava, die ihr Geschlecht von Manu, dem Sohne der Sonne, dem Urvater der Menschen, herleiteten. Daçaratha hatte von jeder seiner drei Frauen einen Sohn, von Kausalya aus dem Nachbarland, das ebenfalls den Namen Kosala führt, den Rama, von Kaikeyi, der Tochter des rossereichen Açvapati an der Vipaça im östlichen Pendjab, den Bharata und von Sumitra den tapfern Lakshmana. Der König, dessen Leib „im Schatten des gelben Sonnenschirms" alt und müde geworden, sehnt sich nach Ruhe und will daher mit Zustimmung der versammelten Fürsten die Bürde der Herrschaft seinem Erstgebornen Rama, der an Heldenkraft, Tugend und Frömmigkeit vor Allen emporragt, übergeben. Freudig vernahm die Versammlung den Entschluß und stimmte mit lautem Rufen zu. Rama wird herbeigerufen und auf den köstlichen Königsstuhl gesetzt; sein stolzer Gang, sein Adel und seine Gestalt entzückten die Anwesenden und von seinem Scheine leuchtete die ganze Hofburg wie im Herbst der Mondschein die Nacht erhellt. Am folgenden Tage sollte das Fest der Einsetzung stattfinden.

Als die buckelige Sclavin der Kaikeyi, Manthara, vom Söller herab die festlich geschmückte Stadt bemerkte und von Rama's freudestrahlender Amme die Ursache des Freudenfestes vernahm, eilte sie zorn- und neiderfüllten Herzens zu ihrer Gebieterin, und beredet sie, bei dem König zu bewirken, daß er das Reich ihrem eigenen Sohne Bharata, der gerade bei ihrem Vater in Rajagriha, im Lande Kekaya, abwesend war, übertrage, Rama aber auf 14 Jahre in den Wald Dandaka am Südufer der Ganga verbanne. Die Kekayerin weigert sich anfangs, da Rama alle Tugenden besitze und sie stets als Mutter geehrt habe, aber die falsche Manthara stachelt ihren Stolz, ihre mütterliche Eifersucht und ihre Leidenschaften so lange, bis sie einwilligt. Die Sclavin erinnert sie, wie einst der König, als Kaikeyi ihn nach einer schweren Schlacht verwundet aus dem Mordgewühl geführt und durch ihre sorgsame Pflege vom Tode errettet, gelobt habe, ihr zwei Bitten zu gewähren; jetzt sei der Augenblick dazu gekommen. Die Königin lobt ihre Treue und Ergebenheit und begibt sich dann mit ihr in die Zorneskammer, wo sie Perlen und Kleinodien ablegend und auf den Boden hingestreckt ausrief: „Hier sterb' ich oder Rama wird verbannt und Bharata geweiht." — Als der König von dem Vorfall Kunde erhielt, eilte er zu seiner Gattin und fragte sie mit liebevoller Zärtlichkeit um die Ursache ihres Grams. Sie läßt ihn zuerst das Gelöbniß ablegen, daß er gewähren wolle, was sehnsuchtsvoll ihr Herz begehre, und verlangt dann als Erfüllung der zwei Bitten, die er ihr einst zugesagt, daß ihr Sohn Bharata zum König geweiht und Rama auf 14 Jahre in die Wildniß verbannt werde. Bei diesen Worten stockten die Sinne des Königs; „er war betäubt, wie wenn das Reh den Tiger plötzlich vor sich sieht". Er suchte seine Gattin von dem grausamen Verlangen abzubringen, aber sie erklärt: „Wenn du Rama

weihen läßt, so nehm' ich Gift und sterbe hier vor deinen Augen." Entsetzt überschüttet sie der König mit Vorwürfen, Schmähungen und Flüchen; als sie aber durch Nichts erschüttert wird, fiel er hin „wie ein gefällter Baum", und lag kraftlos und regungslos wie ein Sterbender am Boden. Händefaltend flehte er sie dann an, von ihrer Bitte abzustehen, er werde verflucht von aller Welt in das Reich des Yama gehen, wenn er den Helden in den wilden Wald verbanne, sein Leben werde dahinschwinden, wie der Reis ohne Wasser, wenn Rama ferne sei; mit seinem greisen Haupte ihre Füße berührend schrie er um Barmherzigkeit. Aber er schrie umsonst. „Wenn du nicht hältst, was du versprochen hast," rief sie, „wird dich ewige Schande bedecken; Treue ist die erste Pflicht; dieser alten Treue eingedenk, brich nicht dein Wort, Fürst, verbanne Rama, deinen Sohn!" Erschöpft und blassen Angesichtes sank Daçaratha wieder auf den Grund.

Als Rama von der Kaikeyi selbst den Vorfall vernahm, erklärte er sich ohne Zaudern bereit, ihrem Willen nachzukommen, „denn heiliger ist keine Pflicht und größer keine Tugend, als des Vaters Worte treu vollziehn, den Eltern stets gehorsam sein". Nachdem er sich ehrerbietig zu Beider Füßen geneigt, eilte er fort, um von Mutter und Gattin Abschied zu nehmen. So heitern und ruhigen Angesichts, als er gekommen, verließ er die väterliche Burg. Weder der Schmerz und die Bitten der Mutter, noch die Vorwürfe des tapfern, kriegerischen Lakshmana, der mit den Waffen die Rechte des Bruders schützen will, vermögen Rama von seinem Vorhaben abzubringen. Gehorsam gegen den Vater und treue Erfüllung des ausgesprochenen Wortes sei die erste Pflicht. Mit Segenswünschen und Gebet entläßt endlich die Mutter den herrlichen Sohn.

Nun eilte Rama zu seiner Gattin Sita, der Königstochter von Videha oder Mithila (Tirhat), die ihr Haus zu seinem Empfang an seinem Ehrentag festlich geschmückt hatte. Bei ihrem Anblick konnte er seinen Schmerz nicht länger fassen, „sein Angesicht entfärbte sich und seine Miene war entstellt". Als sie vernahm, weshalb er gekommen, erklärte sie fest entschlossen, sie würde sein Loos theilen und mit ihm im Walde wohnen; denn das Weib soll nur dem Gemahle folgen im Leben wie im Tode. „Wenn heute du, o Raghava, zum wilden Walde wandern willst, so brech' ich vor dir her das Gras, daß nicht sein scharfer Halm dich sticht. Vorzüglicher als Schlösserpracht und als des Himmels Wonnesitz ist jeder Ort dem Weibe, den beschattet ihres Gatten Fuß. Dir folgsam werd' ich glücklich sein im grünen Walde, tapfrer Held. Ohne dich kenne ich kein Glück und keinen Himmel." Umsonst schildert ihr Rama die Beschwerden und Gefahren des schauerlichen Waldes voll Flüsse und Sümpfe, wo Krokodile und Elephanten hausen, voll Dornen, Schlingkraut und scharfer Gräser, wo Schlangen kriechen, Skorpionen, Heuschrecken und Wespen stechen, wo wilde Früchte ihre Nahrung, dürres Laub am Boden ihre Lagerstätte sein würde; sie bestand auf ihrem Vorsatze: „Nur wo du bist, kann ich glücklich sein, wo du nicht weilst, ist die Hölle. Die Dornen scheinen Seide mir, und Stacheln rühr' ich an wie Sammt, wenn ich dir folge, und den Staub, der mich umwirbelt in dem Sturm, halt' ich dem besten Sandel gleich." Sie werde alsbald sterben am Gifttrank oder vor Kummer, wenn er sie verlasse. Gerührt schloß Rama die Weinende in seine Arme und gewährt ihr froh die Bitte, das Waldleben mit ihm zu theilen. Auch Lakshmana wollte von dem Bruder nicht lassen.

Nachdem Rama und Sita „mit den Rehaugen" Alles, was sie besaßen, den Brahmanen, Bettlern und Dienern vertheilt, nahmen sie Abschied von dem trauernden König. Sie küßten seine Füße demuthsvoll und wandelten rechts um ihn herum; dann bestiegen sie mit Lakshmana den Wagen, der sie aus der Stadt Ayodhya und aus dem Reiche Kosala führen sollte. Die ganze Stadt war in Bewegung, Kind und Greis lief neben dem Wagen her, um des Helden Antlitz noch zu sehen. Als sie an der Grenze anlangten, überkam Rama, der bisher in seiner Entsagung ungerührt geblieben war, eine menschliche Rührung: „Wann werde ich wieder im Walde an der Sarayu (ein Nebenfluß der Gogra, heute Sardju oder Sarju) zum Jagen

ausziehen?" rief er dem Wagenlenker Sumantra zu, „denn königlichen Weisen ist die höchste Lebenslust die Jagd". An dem Ufer der heiligen Ganga übernachteten sie unter einem blüthenreichen Baume im Laube, während Lakshmana am Stamme Wache hielt und des Wagenlenkers Erzählungen von Rama's Thaten anhörte. Als die Sonne leuchtend empor stieg, schickten sie Sumantra mit dem Wagen zurück, setzten in einem Kahne über den Strom und betraten dann die menschenleere Wildniß. Sita fragte Rama nach jedem unbekannten Baum, nach jeder Blume, jedem Strauch; endlich lagerten sie sich unter einem hundertästigen Feigenbaum. „So wanderten sie manchen Tag, und setzten über manchen Fluß und sahen manchen fremden Baum und schossen manches Thier des Walds." Zuletzt gelangten sie zu einem wundervollen Berge im unbetretenen Urwald; da war die Natur so großartig und zugleich so lieblich und so reichbelebt von Thieren aller Art, daß sie zu bleiben beschlossen, eine Hütte bauten und Opfer darbrachten.

Während Rama und seine Gefährten ein idyllisches Waldleben führten, trauerte Daçaratha im Hause der Kausalya, zu der er sich nach des Sohnes Abzug begeben hatte. Da kam ihm allmählich das Bewußtsein wieder, das ihm lange entschwunden war und er gedachte einer Jugendsünde, durch die er sich das schwere Leid mochte zugezogen haben, denn „was dem Menschen hier zu Theil wird, sei es Glück oder Unglück, das ist seiner Thaten Lohn". Er weckte die Gattin und erzählte ihr, wie er einst als Knabe „in der wonnevollen Regenzeit" mit Pfeil und Bogen an die Sarayu gezogen, um einen Elephanten oder ein anderes Waldthier zu erjagen. Da hörte er in der Nacht ein Geräusch, wie wenn man Krüge mit Wasser füllt; er glaubte es sei ein junger Elephant und schoß den Pfeil ab. Plötzlich ertönte der Klageruf eines Menschen, er eilte hinzu und sah, daß er einen jungen Büßer, der für seine blinden Eltern Wasser schöpfte, mit dem spitzen Eisen in die Brust getroffen. Da rief der alte Vater, als ihn der Königssohn seinem Wunsche gemäß zu der Leiche geführt, schmerzvoll aus: „Das Leid, das ich empfand, da mir mein einzig Kind gemordet ward, das sollst auch du in deiner Todesstunde empfinden, Fürst," dann zündete das Elternpaar den Scheiterhaufen an und verbrannte sich mit dem Sohne. „Dieser schwere Fluch des frommen Büßers geht jetzt in Erfüllung," rief Daçaratha, „vor Sehnsucht nach Rama muß ich sterben; dieses Leid verzehrt mein Leben, wie Sonnengluth den Wassertropfen. Meine Sinne schwinden dahin, der Lampe letztem Flackern gleich." So klagte bei der Mutter Rama's der König Daçaratha und starb. Als Kausalya am andern Morgen den todten Gatten sah, „ein Feuer das verglommen hat", da wünschte sie der Kaikeyi Glück zum Gelingen ihres Plans und erklärt ihren Entschluß, mit der Leiche in die Flammen zu gehen.

Schwere Träume erschrecken unterdessen den Bharata im Kaikayalande und machen ihn unempfänglich für die Spiele der Genossen. Da kommen die Boten der Mutter und rufen ihn nach Ayodhya. Vom Großvater reich beschenkt mit Wolldecken und Häuten bunt und warm, mit schönen Elephanten und Pferden, mit schnellen Eseln und tigerstarken Hunden, aber voll banger Ahnung im Herzen eilt er fort. Als er sich der väterlichen Stadt nähert, flößt ihm die ungewohnte Stille in den Gärten und Straßen Unruhe ein; keine Wohlgerüche von Sandelholz durchduften die Luft, klagt er ahnungsvoll, kein Pauken- und Lautenschall erklinge, kein Reis sei den Vögeln ausgestreut, keine bunten Kränze zierten die Blumenmärkte, die Häuser der Götter seien leer und ihre Höfe ungeschmückt; das deute nicht auf ein frohes Fest, das deute auf ein großes Unglück. Kaikeyi empfing ihn frohen Muthes und erzählte ihm, „wie ein Weib, das seine Schuld nicht fühlt," den Tod des Vaters, Rama's Verbannung und seine eigene Erhebung auf den Königsthron. Er aber fuhr die Mutter heftig an und nannte sie eine fluchwürdige Mörderin, die das Königshaus entehrt habe. Umsonst fordert ihn Sumantra auf, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, damit das Reich nicht herrenlos sei und in Unordnung zu Grunde gehe, Bharata will nicht durch die Billigung von Rama's Verbannung an der Sünde Theil nehmen; er verkündigt öffentlich seinen Ent-

schluß, mit einem Kriegsheer in den Wald zu ziehen und Rama, den „Männertiger“, zur Herrschaft zurückzuführen.

Von Sumantra begleitet erreicht Bharata den Wald, wo die Verbannten weilen. Nachdem sich Alle herzlich begrüßt und dem hingeschiedenen Vater am blühenden Ufer des Flusses (es ist die Mandakini gemeint, derjenige südliche Zufluß der Yamuna, an deren Ufer die Festung Kalanjara liegt) aus der hohlen Hand Opferwasser gesprengt, sucht Bharata den Bruder zu bereden, die Ordnung, die von Manu bis auf Daçaratha gegolten, daß der älteste Sohn den Thron besteige, nicht zu durchbrechen und des Reiches der weiten Erde väterlich zu walten; aber Rama erwiedert, Treue sei die erste Fürstenpflicht, auf Treue beruhe die Welt, das Königthum und aller Segen, drum wolle er halten, was er dem Vater gelobt; was Daçaratha der Kaikeyi versprochen, das solle geschehen, Bharata solle zurückkehren, in Ayodhya König sein und seine Mutter mit Freundlichkeit behandeln, er wolle mit Sita und Lakshmana die 14 Verbannungsjahre im Walde ausharren, wo der Eichen dichtbelaubtes Dach ihnen noch kühleren Schatten gewähre, als ihm „des gelben Schirmes Schattenwurf“. Als Bharata ihn nicht bewegen kann, seinen Sinn zu ändern, bittet er ihn um seine goldgestickten Schuhe, zum Zeichen, daß er ihm die Herrschermacht bis zu seiner Rückkehr übertrage. Und Rama zog die Schuhe aus und gab sie ihm. Bharata aber, heißt es, regierte dann, indem er die Schuhe des Rama vor sich stellte; damit sollte symbolisch die Stellvertretung bezeichnet werden.*)

Die folgenden Bücher enthalten die Kämpfe des Helden gegen die Riesen und Unholde des Südens. Mit Indra's Bogen und Schwert ausgerüstet tödtet Rama viele Tausende der Riesengeister (Rakshasa) und reizt dadurch den Zorn des mächtigen Riesenkönigs Ravana auf Lanka (Ceylon). Aus Rache darüber entführt dieser Sita aus der Waldwohnung, nachdem er Rama weit abseits gelockt und den Wundergeier, der Rama's Behausung bewachte, getödtet hatte. Um sein Weib wieder zu gewinnen, verbindet sich nun Rama mit den Affen oder Waldmenschen, worunter ebensowohl wie unter den, die frommen Werke der Büßer störenden, Rakshasa's die wilden Stämme der Urbevölkerung des Dekhan zu verstehen sind. Unterstützt von dem Rath des Affenhelden Sugriva erlegt er zuerst den Hauptgegner, den furchtbaren Riesen Vali, auf dem Festlande und zieht dann, als der andere dienstfertige Affenkönig Hanuman den Aufenthaltsort der Sita entdeckt, gegen Ravana aus. Er setzt auf einer Brücke, welche die Affen aus großen Felsstücken über das Meer schlagen, bei Rameçvara nach der Insel hinüber; Rama und Ravana begegnen sich in einer Ebene auf ihren Kriegswagen; ein furchtbarer Kampf erhebt sich, der die Erde erschüttert, endlich am siebenten Tage erliegt Ravana, der, Göttern und Geistern unüberwindlich, nur durch Menschenhand gefällt werden kann. Sita wird befreit und nachdem sie durch eine Feuerprobe bewiesen, daß sie auch in dem Schlosse des Riesenfürsten dem Gatten die Treue bewahrt, verlassen sie, gepriesen von den frohen Göttern, die Insel, die Rama dem Bruder Ravanas zur Verwaltung übergibt. Mittlerweile sind die 14 Verbannungsjahre verflossen, und Rama darf nach Ayodhya zurückkehren. Er besteigt den Thron des Vaters und herrscht noch lange weise und gerecht, so daß seine Regierung als das goldene Zeitalter gepriesen wird:

Freudig ist nun die Welt, selig, zufrieden, stark, dem Rechte treu,
In Lust und frei von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.

---

*) Hiermit schließt die von A. Holtzmann bearbeitete Uebertragung der dem zweiten Buch angehörenden Theile des Ramayana.

4. Die Arier am Ganges und das indische Culturleben.

1) Kastenwesen und Brahmanenthum.

Durch die Einwanderung der Arya in das Gangesland entstanden zwei durch Blut und Abstammung wie durch Rechtsstellung und Ansehen verschiedene Menschenklassen, die neuen Ansiedler, die als Sieger Gut, Ehre und Herrschaft an sich rissen, und die alten Bewohner, die als Ueberwundene in Verachtung und Niedrigkeit sanken und entweder dem Loose der Knechtschaft und Dienstbarkeit verfielen oder in Wäldern und Bergschluchten ein elendes aller Cultur und geistigen Erhebung ermangelndes Leben führten. Diejenigen, die mit der Gewalt des Schwertes im Kampfe unterworfen wurden, geriethen als Kriegsgefangene in Sclaverei, die sich aber freiwillig fügten, den Göttern ihrer Väter entsagten und die Sprache, Gesetze und Sitten der Sieger annahmen, behielten ihre persönliche Freiheit, durften jedoch kein Grundeigenthum besitzen, sondern lebten als Knechte und Taglöhner auf den Gütern und Höfen der Arier, oder als Dienstboten und Lastträger in den Häusern der Reichen. Sie führten den Namen Çudra, wahrscheinlich die ursprüngliche Volksbenennung (denn Çudra ist kein Sanskritwort), und die Arya hielten es unter ihrer Würde, mit ihnen eheliche Verbindungen einzugehen und Familienbande zu knüpfen. Çudrische Frauen galten ihnen nur als Concubinen. Wie sehr auch die neuen Ansiedler im Laufe der Zeit sich nach Stand und Beruf schieden, im Gegensatz zu der dunkelfarbigen, unterworfenen Urbevölkerung bildeten sie eine gemeinsame bevorzugte Menschenklasse, die allein die heiligen Bücher lesen durften und nach einem feierlichen Einweihungsakt*) mit der heiligen Schnur versehen als „Wiedergeborne" (Dvija) den (nur einmal gebornen) Naturmenschen gegenüber traten, sowohl den Çudras, als den verstoßenen und verachteten Stämmen in den Wäldern.

Entstehung der Kasten. *Die Çudra.*

Die „zwiefach gebornen" Arya schieden sich mit der Zeit nach Beruf und Abkunft in drei Stände oder Kasten, die, wie bereits in der ägyptischen Geschichte bemerkt, mit dem Lehr-, Wehr- und Nähr-Stand des christlichen Mittelalters Aehnlichkeit hatten. Die Keime dieser das gesellschaftliche Zusammenleben bedingenden Einrichtung finden sich schon am Indus, wo neben dem landbauenden und Heerden weidenden Volke kriegerische Stammfürsten mit waffengeüb-

*) „Diese Einweihung," sagt Benfey, „geschieht vermittelst Anlegung einer Schnur, welche von der linken Schulter quer über die Brust herab getragen wird. Bei den Brahmanen kann sie zwischen dem 8. bis 15. Jahre angelegt werden, und ist von Baumwolle, bei den Kshatriya's, welche sie vom 11. Jahre an erhalten können, ist sie von Kuçagras, und bei den Vaiçyas, die sie erst im 12. Jahre annehmen dürfen, ist sie von Wolle."

tem Gefolge und Opfer leitende Priester in der Umgebung der Könige auftreten. Während der Völkerwanderung nach dem Gangeslande steigerte sich die kriegerische Kraft zuerst im blutigen Vernichtungskampf mit den eingebornen Völkerschaften, dann im leidenschaftlichen Wettstreite der arischen Stämme unter einander. Das ganze Volk führte die Waffen, bis die Eroberung vollendet war und der ruhige Besitz des erworbenen Landes die Entwickelung mannichfaltiger Lebensformen und die Wahl verschiedener Berufsarten gestattete. Die Fülle und Fruchtbarkeit des Landes lud zum friedlichen Erwerb ein und brachte die mehr zum ruhigen Schaffen und Genießen als zur kriegerischen Anstrengung geeignete Natur der Arya schnell zur Ausbildung. Ein großer Theil der Ansiedler (Viç) wendete sich daher dem ergiebigen Ackerbau zu, überließ die Bekämpfung der Feinde und die Hut des Landes den Stammfürsten und dem Waffenadel, der sich während der Eroberungskriege gebildet hatte. Wie der Nährstand der christlich-germanischen Zeit umfaßte auch bei den Arya dieser mit dem Landbau und theilweise mit der Viehzucht beschäftigte Volkstheil bald die große Menge der Nation, so daß der Name Vaiçya d. h. Ansiedler, der ursprünglich die ganze arische Bevölkerung in den neuen Wohnsitzen bezeichnete, dem dritten, erwerbenden Stande allein verblieb, während die Krieger als Kshatriya und die Priester als Brahmanen (Beter) mit der Zeit eine Ausnahmsstellung gewannen und die Bezeichnung ihrer Berufsarten zu Ehrennamen besonderer Stände machten.

Die Vaiçya. Die Vaiçya, die als Ackerleute und Hirten schon durch körperliche Unreinlichkeit und geringere Kleidung hinter den höhern Ständen zurückstanden und über den mühevollen Geschäften des Tages weder der geistigen Ausbildung obliegen noch der müßigen Geschäftigkeit eines ritterlichen Waffenadels nachgehen konnten, wurden bald als Unebenbürtige angesehen und in eine niedere Kaste zusammengefaßt. Der ruhige, von keinen kriegerischen Nachbarn gestörte Besitz machte für den gemeinen Mann die Führung des Schwertes und des Kriegsbogens unnöthig, er lebte ruhig mit Weib und Kind auf seiner Hufe, überließ dem Ritterstand die äußere Hut wie die innere Sicherheit und entwöhnte sich über den Geschäften des Friedens der Waffen und der Kriegsübung. Mit der Zeit, als bei fortschreitender Cultur die Verhältnisse und Bedürfnisse des Daseins sich vielseitiger gestalteten, als in Kleidung und Nahrung, in Häusern und Geräthen die bäuerliche Einfachheit nicht mehr gefiel und der Verkehr mit fremden Völkern Reichthümer brachte und an Genüsse gewöhnte, da wendete ein großer Theil der Vaiçya seine Thätigkeit dem Handwerk, der Betriebsamkeit, dem Handel, den Zinsgeschäften zu, ohne jedoch dadurch im gesellschaftlichen Leben eine höhere Stellung einzunehmen oder größeres Ansehen zu erlangen. Wie aus dem Nährstande des christlich-germanischen Mittelalters sich das städtische Bürgerthum entwickelte, so bildeten auch die Vaiçya die Mehrzahl der Bewohner in den volkreichen Städten, die sich an die Königs-

burgen und an die Höfe der Fürsten anlehnten. Aber sie entbehrten des freien Raumes zu einer selbständigen Entwickelung; auf den indischen Handwerkern und Kaufleuten lag die Makel der Banausie, und wie sehr sie auch in der Nähe der glänzenden Herrschersitze, in den reichen festlich geschmückten und in Herrlichkeit prangenden Hauptstädten oder in den Handelsorten an der Meeresküste Schätze und Reichthümer aufhäufen mochten, an der Ehre und dem Ruhme des Adels, an der Bildung und Würde der Priester und Schriftgelehrten hatten die Vaiçya keinen Theil. Die höheren idealen Güter des Lebens blieben ihnen entrückt; das Irdische und Gemeine war der ihrer physischen und mechanischen Thätigkeit vorbehaltene Wirkungskreis, und wenn ihnen auch das Lesen der Veden und Rechtsbücher gestattet, ja geboten war, so blieben sie doch von dem höheren Geistesleben der Nation ausgeschlossen. Die erbliche Schranke bannte den Erwerbenden an die Scholle oder an das Geschäft des Vaters, der Zutritt zum Kriegerstand wie zur Brahmanenkaste war ihm auf ewig versagt.

Von höherem Ansehen war die Kaste der Krieger (Kshatriya), namentlich in den ehernen Zeiten während und nach der Eroberung, wo das Schwert und die kriegerische Thatkraft allein Geltung hatten, der König nur als Heerführer auftrat und Recht und Sitte des Schutzes der Waffen nicht entbehren konnten. Es gab eine Zeit, wo die Kshatriya nach der ersten Stelle strebten, und in einzelnen dunkeln Sagen sind noch Erinnerungen eines großen Kampfes zwischen Kriegern und Brahmanen erhalten, da „verruchte Hände" es wagten, die geheiligte, gottgeweihte Majestät der Priester anzutasten, eines Kampfes, aus dem die Brahmanen mit Hülfe der Götter und des Priesterhelden Rama als Sieger hervorgegangen seien und der die schrecklichste Bestrafung der Gottlosen zur Folge gehabt habe. Die friedlichen Zeiten, die den Eroberungskriegen gefolgt sein müssen und die Dienste der Krieger zurückdrängten und ihre Bedeutung schmälerten, waren den Brahmanen zur Erwerbung der ersten Stelle förderlich. Desto fester und entschiedener behaupteten die Krieger den zweiten Ehrenrang. Stolz auf den Ruhm der Ahnen, deren Großthaten in den überlieferten Heldenliedern gefeiert wurden, und gehoben durch das Selbstvertrauen und Ehrgefühl, das mit der Führung der Waffen verknüpft ist, hielten sie sich in strenger Absonderung von den ahnenlosen Vaiçya und sahen auf ihr arbeitsames, einförmiges Leben mit Verachtung herab. Die Brahmanen, ihres Vorrangs sicher, begünstigten die Sonderstellung der Kshatriya, wodurch ihre eigene Macht nur gewinnen konnte; und diese vererbten mit ihren Gütern und Rechten, mit ihrem Ahnenstolz und Kriegsruhm auch die Ehrfurcht vor den Priestern auf ihre Söhne und Nachkommen. Durch Erziehung, Waffenübung und Lebensweise von den Brahmanen wie von den Vaiçya geschieden, bildeten sie den ritterlichen Adelstand, der die kriegerischen Sitten der Vorzeit auch unter veränderten Verhältnissen festhielt, den stolzen Glauben an die Reinheit des Bluts und den Vorzug der Abstammung in den jüngern Ge-

Die Kshatriya.

schlechtern nährte und, durch Erbrecht und abgeschlossene Sonderstellung vor dem Eindringen fremder Elemente geschützt, eine geschlossene Phalanx gegen die untern Klassen bildete. Von dem König reich besoldet und mit Waffen und Kriegsbedarf ausgerüstet, führten die Kshatriya ein sorgenfreies Dasein. Ohne andere Geschäfte als Waffenübung hatten sie in Friedenszeiten, die in dem ruhigen Gangeslande die vorherrschenden waren, Muße genug zu einem heitern Leben in Freude und Gelagen. „Im Kreise dieser Geschlechter," sagt Duncker, „erhielt sich das Andenken an die tapferen Thaten der Vorfahren, an die heißen Kämpfe der Vergangenheit; Sänger der Könige und der großen Adelsgeschlechter sangen die alten Lieder an den Opferfesten und bei den Todtenmahlen, oder feierten dieselben durch neue Gesänge, aus welchen dann allmählich das Epos der Inder zusammenwuchs."

Die Brahmanen. Die erste und angesehenste Kaste bildeten die Priester, die im Gangeslande den ursprünglichen Namen Purohita, Hauspriester des Königs, mit dem der Brahmanen vertauschten. Schon am Indus standen einzelne Priester, wie Vasishtha, Viçvamitra u. A. im Rufe, daß ihre Hymnen und Opfergebete von besonderer Kraft und Wirkung wären; sie erlangten daher größeres Ansehen und es lag im Interesse des ganzen Stammes, daß diese heiligen Gesänge, Gebräuche und Lehren erhalten und fortgepflanzt wurden. Dies geschah am sichersten, wenn die angesehensten Priester jedes Stammes ihr Wissen ihren Söhnen oder Schülern mittheilten; daraus entstanden die Priestergeschlechter und Priesterfamilien, die zu Schulen oder Genossenschaften vereinigt, die Gebete, Anrufungen, Hymnen und die ganze heilige Wissenschaft in mündlicher Ueberlieferung fortführten. Anfangs besaß jeder Stamm sein eigenes Priestergeschlecht, so die Koçala die Vasishthiden, die Anga die Gautama u. A. m. Als aber bei längerem Zusammenleben die einzelnen Stämme in friedlichen Verkehr traten und sich mischten, kamen auch die Priestergeschlechter mit einander in Verbindung. Die Einen lernten die Gebetsformeln, Hymnen und Anrufungen der Andern, die Religionslehren und der heilige Liederschatz der verschiedenen Priesterschulen wurden ausgetauscht und Gemeingut der ganzen Genossenschaft. Was anfangs nur in mündlicher Rede und Ueberlieferung vorhanden war, wurde nach Einführung gemeinsamer Schriftzeichen aufgeschrieben nnd gesammelt; so entstanden die Veda d. h. das Wissen, die Sammlung der heiligen Gesänge und Anrufungen des Rigveda und die Opferformeln, Gebete und liturgischen Vorschriften der beiden jüngern Theile, des Samaveda und Yajurveda.

Wachsende Bedeutung der Priester. War schon die hohe Bedeutung, welche die Inder der richtigen Darbringung der Opfergaben und der fehlerlosen Anrufung der Götter beilegten, der Entstehung einer priesterlichen Genossenschaft sehr förderlich, so mußte das ganze Opfer- und Religionswesen in ihre Hände kommen und die Annäherung des Laien an den Altar der Götter fast gänzlich aufhören, als seit der Aufzeichnung der liturgischen Formen, Gebräuche und Gebete die richtige, den Göttern genehme Vollbringung des Opfer- und Religionsdienstes von der genauen Kenntniß und Beobachtung vorgeschriebener Regeln

und Gesetze abhängig wurde, zu deren Erlernung Studium und geistige Bildung erforderlich waren, die nur an der Hand der alten Priestergeschlechter erzielt werden konnten; denn nur wer als Sohn oder Schüler der Unterweisung eines priesterlichen Meisters theilhaftig geworden, vermochte ein den Göttern angenehmes Opfer in der alten erprobten Form darzubringen und den Beistand der Himmlischen zu erwirken. „Die Kenntniß der alten Lieder," heißt es bei A. Weber, „mit denen man in den frühern Sitzen die Naturgewalten verehrt hatte, die Kenntniß des daran sich knüpfenden Rituals war immer ausschließlicher das Eigenthum derer geworden, deren Vorväter jene Lieder erfanden, und in deren Geschlechte sich dann die Kunde davon erblich fortgepflanzt hatte. In ihren Händen blieben auch die Traditionen, die sich daran knüpften und zu ihrer Erklärung nöthig waren. Die Fremde aber umgibt das aus der Heimath Mitgebrachte mit einem heiligen Zauber, und so kam es, daß diese Sängerfamilien zu Priesterfamilien wurden, deren Einfluß sich immer mehr condensirte, je ferner das Volk seiner Heimath zog, je mehr Kämpfe es nach Außen zu bestehen hatte und je mehr es daher seiner alten Einrichtungen vergaß." Diese Anschauung des Volks, die sich immer stärker kund gab, als unter den friedlichen Verhältnissen am Ganges das Religionswesen mehr und mehr in den Vordergrund trat und zur wichtigsten Angelegenheit des Daseins wurde, mußte die Priesterschaft mit stolzem Selbstgefühl erfüllen und das Bewußtsein in ihr erzeugen, daß ein den heiligsten Anliegen gewidmetes, im Dienste der Götter verbrachtes Leben zu der ersten Stellung in der Gesellschaft und im Staat berechtige. Sie schloß sich daher gegen die Kshatriya und Vaiçya ab, gestattete die Verheirathung nur mit ebenbürtigen Frauen und verschaffte der Ansicht allgemeine Geltung, daß nur die Abstammung von einem Priestergeschlecht in vollgültiger Ehe zur Priesterwürde und zur Verrichtung gottgefälliger Opfer und Gebete befähige. So entstand die Priesterkaste, die, von den Kriegern wie von den Erwerbenden strenge geschieden, und durch den eigenen Stolz und Standeshochmuth wie durch die religiöse Richtung des Volkes auf die höchste Ehrenstufe erhoben, Bildung, Wissenschaft und Religionswesen als Sondergut in Anspruch nahm und sich mit der Zeit eben so als eine höher befähigte Menschenklasse betrachtete, wie die Arya im Allgemeinen sich über die Çudra und die Reste der alten Bevölkerung erhaben fühlten. Auf Straße und Markt machte schon Stoff und Form der Kleidung, Größe und Beschaffenheit des Stockes den Unterschied der Kasten kenntlich. Der Brahmane erschien stets mit dem Bambusrohr, mit dem Wassergefäß für die Reinigungen und mit der heiligen Schnur umgürtet.

Ausbildung des Kastenwesens.

Zu dieser Starrheit erhob sich das Kastenwesen erst, als der Dienst des Indra und der Naturgötter zurücktrat hinter die Lehre von Brahma, der Weltseele, aus der alle Wesen hervorgegangen und zu der sie auch wieder zurückkehren müßten. In Folge dieses Glaubenskreises, dessen Darstellung der nächste Abschnitt enthalten soll, gewann die Ordnung der Kastengliederung und vor Allem die Priesterschaft ein heiliges Ansehen; der Brahmanenstand galt nunmehr als die oberste Stufe in dem ewigen Kreislauf, den alles Irdische zu durchlaufen habe. Nach der Lehre von der Wiedergeburt und Seelenwanderung mußte der als Mensch Geborne der Reihe nach die Kaste der Çudra, Vaiçya, Kshatriya und Brahmanen durchwandern, ehe er zu Brahma eingehen könne. Dieses Ziel war für ihn aber nur dann erreichbar, wenn er im steten Trachten nach dem Göttlichen den Vorschriften der Brahmanen pünktlich Folge leistete, sie ehrte und durch Geschenke und Beweise von Hochachtung erfreute;

Vergehungen gegen einen Brahmanen wurden nicht nur auf Erden mit schweren Strafen belegt, sie stürzten nach diesem Glaubenskreise den Frevler in die furchtbarsten Qualen der Hölle und führten seine Wanderung durch die Leiber verachteter Thiere herbei. In dieser Auffassung von der Wechselbeziehung des Diesseits zum Jenseits lag die Hauptmacht der Priesterschaft; je mehr sie daher die Seelenwanderung zum Mittelpunkte der Sittenlehre machte und die Phantasie des Volkes mit Bildern von gräßlichen Höllenqualen füllte, desto höher stieg ihr Ansehen und ihr Einfluß. Sie standen den Göttern am nächsten, sie kannten die Wege, die zu Brahma führten, sie übten durch ihre Gebete und Opfer und durch die heilige Gewalt des Büßerlebens auf die Götter eine zwingende Zaubergewalt, sie konnten Seligkeit und Verdammniß bewirken. Kein Wunder, daß mit der zunehmenden Religiosität des Volkes auch das Ansehen der Priester stieg, und sie unterließen keine Gelegenheit, in den heiligen Lehren Ehrerbietung und Freigebigkeit gegen die Brahmanen als den sichersten Weg zur Seligkeit anzupreisen und den Königen die Pflicht einzuschärfen, sie als Räthe und Richter anzustellen und ihre Dienste mit reichen Geschenken und frommen Gaben zu belohnen. Und damit die niedrigern Kasten nicht mit Neid auf die bevorzugten Brahmanen schauen und sie aus dieser Stellung zu verdrängen suchen möchten, wurde die Lehre eingeschärft und ausgebildet, daß Brahma allen Geschöpfen ihren Beruf und ihre Lebensweise angewiesen habe*) und daß Jeder nur durch ruhiges und friedfertiges Beharren in der zugemessenen Stellung und durch treue Pflichterfüllung den Lauf durch die Stufenleiter des Lebens sicher vollenden könne. Diese Lehre, die jedem Stand und Beruf einen göttlichen Ursprung beilegte und die Niedrigen und Verachteten für die irdische Zurücksetzung und die Entbehrungen des Erdenlebens durch die Aussicht auf künftige Besserstellung nach diesem Dasein zu trösten suchte, verlieh dem Kastenwesen eine religiöse Weihe und prägte ihm ein heiliges Siegel auf. Nach dieser Ansicht erschien die Scheidung der Menschheit in vier ungleiche Stände als eine ewige und unveränderliche Weltordnung, deren Störung die größte Versündigung sei; im irdischen Dasein dürften die von Gott selbst aufgerichteten Schranken nicht niedergerissen oder durchbrochen werden, nur das geduldige Ertragen führe zum Ziel; und um die Stellung der vier Kasten bildlich zu veranschaulichen, lehrte man, Brahma habe die Priester aus seinem Munde hervorgehen lassen, die Krieger aus seinen Armen, die Erwerbenden aus seinen Schenkeln und die Çudra aus seinen Füßen; darum sei das Wesen der ersten „Heiligkeit und Weisheit", das der zweiten „Macht und Stärke",

*) So heißt es in einem der ältesten Stücke des Mahabharata: „Als Brahma die Wesen erschuf, theilte er ihnen ihr Handeln zu, einer jeden Farbe ihre besondere Thätigkeit: den Brahmanen das Studium des erhabenen Veda, den Kriegern Heldenmuth, den Vaiçya Kunstfertigkeit, den Çudra Unterwürfigkeit gegen die anderen Farben; zu tadeln sind also unwissende Brahmanen, ruhmlose Krieger, ungeschickte Vaiçya und widersetzliche Çudra."

das der dritten „Reichthum und Gewinn“, das der letzten „Dienstbarkeit und Gehorsam“.*) So wurde die indische Menschheit sowohl durch den Gang der geschichtlichen Entwickelung und durch Natur, Sitte und Herkommen, als durch äußere Gesetzgebung im Laufe der Jahre unter das Joch eines Kastenwesens gebeugt, worin sich die Standes- und Berufsverschiedenheit zu einem Racenunterschied steigerte und ein unduldsamer Sondergeist alle menschlichen Regungen erstickte, alle Triebe der Humanität niederhielt.

Anwendung der Kastengesetze im Leben.

So sehr indessen die Priester bemüht waren diese Grundsätze und Theorien auch im praktischen Leben zu realisiren, die Verhältnisse der Wirklichkeit bereiteten so manche Schwierigkeiten, daß sie die Bestimmungen über die Berufsgeschäfte der Kasten nicht strenge durchzuführen vermochten. Namentlich fiel es den Brahmanen schwer, für sich und ihre Familien ihren Unterhalt zu finden, wenn sie sich blos mit den ihrer Kaste zustehenden Pflichten und Geschäften befaßten. Denn da sie sich nicht durch ein gebotenes Cölibat aus andern Ständen ergänzten, sondern durch Verheirathung sich vermehrten und ihre Rechte und Ansprüche erblich fortpflanzten, so konnte es nicht fehlen, daß manche Brahmanenfamilien mit der Zeit verarmten und bei dem Mangel einer vom Staate zu leistenden Besoldung in Noth und Mangel geriethen.**) Wie viele auch ein Büßer- und Einsiedlerleben im Walde, auf den Berghöhen und an den heiligen Seen führen oder als Schriftgelehrte und Astronomen, als Beamte und Richter eine ehrenvolle Existenz finden mochten, wie viele als Religionslehrer und Ausleger der heiligen Schriften von zahlreichen Schülern ihren Unterhalt zogen oder als Opferpriester, Religionsordner und Tempeldiener die Bedürfnisse ihres Lebens durch die Gaben der Andächtigen und Opfernden erwarben; immerhin ersieht man sowohl aus Manus Gesetzen als aus andern Nachrichten, daß noch eine große Anzahl von Brahmanen vorhanden war, die sich und ihre Familien nur durch freiwillige Geschenke und Almosen oder durch andere ihrer Kaste nicht angemessene Beschäftigungen ernähren konnten. Darum ist das Gesetzbuch nicht nur eifrig beflissen, den Fürsten und Reichen Freigebigkeit gegen die Brahmanen als heilige Pflicht einzuschärfen und dadurch ihre Lage zu erleichtern, sondern es gestattet denselben auch durch Terminiren ihren Lebensunterhalt zu suchen oder sich den Geschäften eines Kshatriya oder Vaiçya zuzuwenden. Der Brahmane möge vom Ackerbau oder von der Wartung der Heerden die Bedürfnisse seines Daseins gewinnen, er möge auch „von der Wahrheit und Falschheit des Handels“ leben; aber er solle nie durch Geldausleihen auf Zinsen, nie durch Verführungskünste, wie Musik und Gesang, nie durch Knechtsdienste sein Einkommen suchen und nie mit berauschenden Getränken, nie mit Butter, Milch, Sesam oder leinenen und wollenen Geweben Handel treiben. Auf gleiche Weise gestattete das Gesetzbuch auch den Kriegern, die nicht von der Führung der Waffen leben konnten,

*) Das Lied, in welchem die Vorstellung von der Erschaffung der vier Farben aus den Gliedern des höchsten Wesens sich zuerst findet, wurde dem letzten und spätesten Buche des Rigveda einverleibt und gilt nach der Versicherung von Haug für eines der allerwichtigsten im ganzen Veda; es wird noch jetzt von jedem orthodoxen Brahmanen jeden Morgen, nachdem er sein Bad genommen, hergesagt, und als die Magna Charta der bevorzugten und dominirenden Stellung der Brahmanen angesehen.

**) So heißt es im Mahabharata von Drona und seinem Sohne Açvatthaman, sie hätten, obwohl geborene Brahmanen, aus Armuth und Mangel an Lebensunterhalte zum Kriegerhandwerke gegriffen; wofür sie in späteren Stellen öfters hart getadelt werden.

die Geschäfte eines Vaiçya zu treiben, und den Vaiçya, das Leben eines Çudra zu führen; doch waren dies immer nur durch die Noth gebotene Zugeständnisse, die, da nun Geburt und Gewerbe nicht mehr im Einklang waren, mit der Zeit neue Unterschiede begründen mußten. Aber so nachsichtig das Gesetz den obern Kasten das Herabsteigen zu den Berufsgeschäften der niedern gewährt, so strenge versagt es den untern Ständen die Beschäftigungen der obern; eine solche Anmaßung soll mit Verlust der Habe und mit Verbannung bestraft werden. Nur wenn der um Lohn dienende Çudra keinen Dienst findet, der ihn nährt, mag er ein Handwerk treiben. Doch soll er keinen Reichthum erwerben, damit er nicht anmaßend werde gegen die andern Stände, denen er Unterwerfung schuldig ist.

Candala-Paria. Wenn gleich die Çudra durch Stamm und Blut von den Arya geschieden und den obern Klassen zu dienen verpflichtet waren, wenn sie gleich von der religiösen Volksgemeinschaft, von den Veden und Opfern ausgeschlossen blieben und des heiligen Gürtels ermangelten, so hatten sie doch durch ihre Unterwerfung unter das brahmanische Rechts- und Religionssystem und durch ihr fügsames Beobachten der äußern Gesetze und Vorschriften eine rechtliche Stellung erworben; dagegen gab es sowohl im Gangeslande als im Dekhan, wohin sich die brahmanische Cultur mehr auf dem Wege friedlicher Colonisation und priesterlicher Missionen als durch gewaltsame Eroberungen verbreitete, einzelne Volksreste, die sich aus angeborner Stumpfheit oder trotzigem Widerstreben den Sitten, Religionsgebräuchen und Gesetzen entweder gar nicht oder unvollkommen fügten und daher mit großer Verachtung von den Brahmadienern behandelt wurden. Am erträglichsten war die Lage derjenigen unter ihnen, die in Wäldern und Bergschluchten nach alter Väterweise in natürlicher Wildheit und Ungebundenheit dahinlebten; ein schlimmeres Schicksal hatte die große Zahl derer, die in Dörfern und Vorstädten unter den Arya lebten und zu den niedrigsten Diensten, die den zweimal Gebornen entehrt haben würden und die selbst die Çudra nicht verrichten mochten, gebraucht wurden. Auch unter diesen fand jedoch eine Abstufung statt, wie daraus erhellt, daß die aus Mischehen verschiedener Kasten hervorgegangenen und als Unreine ausgestoßenen Inder diesen verachteten Volksklassen entweder zugetheilt oder gleichgestellt wurden. So entstanden nach Manu's Gesetzbuch aus der Ehe eines Brahmanen und einer Vaiçya die Ambashtha (Elephantentreiber und Wundarzneidiener); aus der Verbindung eines Brahmanen mit einer Çudra die Nishada und aus der Verbindung eines Brahmanen mit einer Ambashtha-Tochter die Abhira u. dgl. m. Am strengsten verpönt war die eheliche Vermischung eines Çudra mit einer brahmanischen Frau, „weil der auf guten Acker gefallene böse Samen noch verderblichere Früchte trägt, als der auf schlechten Acker gefallene"; die Sprößlinge einer solchen Ehe wurden unter die Candala verstoßen, „die verachtetsten Sterblichen", die im Ramayana als affenbraune, rothäugige Geschöpfe in schmutzige Gewande oder in Bärenfelle sich hüllend dargestellt werden. Diese sind nach dem indischen Gesetze von allen Menschenrechten ausgeschlossen; sie

müssen außerhalb der Städte und Dörfer wohnen, ihre Begegnung verunreinigt den Brahmanen, darum dürfen sie nur bei Tage in die Ortschaften kommen und müssen sich selbst durch Zusammenschlagen von Hölzern bemerklich machen, damit man ihnen ausweichen könne; sie sollen nur Kleider von Todten tragen, nur zerbrochenes Geschirr benutzen, nur Eisen zum Schmuck gebrauchen; sie dürfen bei hoher Strafe keinen andern Menschen auch nur leise berühren, Niemand darf mit ihnen umgehen, Almosen sollen ihnen nur auf Scherben von Dienern gereicht werden; sie sind die Todtengräber derer, die ohne Verwandte sterben, die Nachrichter der zum Tode Verurtheilten, deren Kleider und Betten ihnen zufallen, die Wasenmeister für gefallene Thiere, die sie aus den Thoren der Städte fortschaffen. Sie essen Hundefleisch und von den Resten der Opfer wirft man Speise auf die Erde „für Hunde, Candala und Krähen". Diese Verachtung der nichtarischen Volksreste verpflanzte sich dann auch nach dem Dekhan, wo die Paria in einer ähnlichen thierischen Unterwürfigkeit gehalten wurden, wie die Candala im Gangeslande, daher jener im indischen Gesetzbuch nicht erwähnte Name von den Europäern auf die ganze als Auswurf der Menschheit betrachtete unreine Klasse übertragen wurde. Der Name ist tamilisch und umfaßt sowohl die Nachkommen der ältesten, vordravidischen Bevölkerung als aus dem Kastenverbande ausgestoßene Inder.

Besser war das Loos der Sclaven, die, wie aus der epischen und dramatischen Poesie der Inder hervorgeht, eine milde Behandlung erfuhren und nicht selten das Vertrauen ihrer Gebieter in hohem Grade besaßen und eine einflußreiche Stellung behaupteten. Es waren theils Çudra, die bei der Eroberung des Landes zu Sclaven gemacht worden und dieses Loos auf ihre Nachkommen vererbten, theils Kriegsgefangene aus andern Reichen, theils gekaufte oder wegen Geldschulden ihren Gläubigern zugesprochene Inder. Man kaufte die Sclaven, Männer und Frauen, wie eine Waare auf dem Markte; doch sollte Niemand einen Sclaven aus einer höhern Kaste als der seinigen haben. Sclaven.

Die Scheidung der Menschen nach Geburt und Herkunft, nach Beruf und Geschäft wurde mit der Zeit immer schroffer, die Abschließung immer strenger, die Spaltungen immer zahlreicher; hatte das Gesetz bei der in Indien herrschenden Vielweiberei anfangs gestattet, daß eine oder die andere der Frauen aus einer niederern Kaste genommen werden durfte, nur mit einem geringeren Erbrecht für die Söhne, aber ohne Verlust ihrer Standesrechte, so wurden in der Folge nur diejenigen als Glieder einer reinen Kaste angesehen, deren beide Eltern demselben Stande angehörten, und alle Sprößlinge aus Mischehen entweder den Çudra beigezählt oder in eine geringere Nebenklasse verwiesen, deren Zahl daher immer mehr zunahm.*) Ja unter den Vaiçya gestaltete sich die Zunehmende Spaltung der Kasten.

*) Höher als die eigene Kaste durfte der Mann nie heirathen, selbst der König durfte keine Brahmanentochter zum Weibe nehmen, obwohl sich noch im Epos Beispiele solcher Ehen

Sonderung nach den verschiedenen Gewerben mit der Zeit zu einer kastenmäßig abgeschlossenen Corporation, worin das Gesetz oder die Sitte herrschend wurde, nur Frauen derselben Zunft zu heirathen und das Gewerbe auf die Söhne zu vererben. So konnte denn die Scheidung der indischen Menschheit zu der abenteuerlichen Höhe geführt werden, daß heut zu Tage über vierzig erbliche Kasten neben einander bestehen, ein Auseinanderfallen der Menschengattungen, das zuletzt den Blutumlauf völlig zu unterbinden, das pulsirende Leben zu hemmen drohte. Denn da die Mehrung der niedern und unreinen Kasten das Ansehen und die Stellung der höheren und reinen heben mußte, so schärften die Brahmanen die Ausschließungsgesetze immer mehr und beförderten, indem sie allen Mischlingen das Brandmal der Unechtheit aufdrückten, die Entstehung neuer Kasten mit erblichen Beschäftigungen und Berufsarten. Der Vorzug des Bluts, einmal zum Gesetz erhoben, kennt keine Grenze, daher bildeten sich nicht nur fortwährend neue Kasten, sondern einzelne arische Stämme, die nicht der ganzen Entwickelung des brahmanischen Rechts- und Religionssystems gefolgt waren, wurden unter dem Namen Dasyu als entartete und unebenbürtige aus der brahmanischen Volksgemeinschaft ausgeschieden, so die Darada, Kamboja und Khaça, die Bewohner der Gebirgsgegenden unweit des Thales Kaçmira. Und so mächtig war die Lehre und das Gesetz der Brahmanen, daß man sich ohne Sträuben und Murren diesem Kastenzwang fügte, daß man die Geburt unter dieser oder jener Menschenklasse als eine göttliche Fügung ruhig hinnahm und in dem bessern oder schlimmern Loose ein Schicksal erblickte, das man durch seine Handlungen in einem früheren Dasein sich zugezogen,*) ein Fatalismus, der zu einer stumpfsinnigen Resignation hätte führen müssen, wäre nicht jeder Lebensberuf nur als Vorschule für eine höhere Ordnung, und treue Pflichterfüllung als der einzige Weg der Erlösung angesehen worden. Dieser Kastenzwang mit seinen entehrenden und niederdrückenden Satzungen und Sitten mußte den untern Volksständen alles Selbstgefühl, alle Freudigkeit, allen Lebensmuth rauben und einen Zustand von Elend und Druck herbeiführen, der das Sterben als Gewinn erscheinen ließ. Darum zieht sich auch ein tiefes Wehmuthsgefühl, eine stille weibliche Trauer durch das indische Bewußtsein.

---

nachweisen lassen. Im indischen Erbrecht werden die Söhne der höheren Kasten bevorzugt, so daß der Sohn der Brahmanin vier Theile erhält, der der Kshatriya drei, der Sohn der Vaiçya zwei und der der Çudra nur einen.

*) So klagt die verlassene Damayanti im Wald:

Aus früherer Geburt wahrlich
Büß' ich jetzo ein groß Vergehn;
In dies endlose, wehvolle Leiden bin ich gesunken drum.

2) Indisches Religionswesen.

1) Die Ausbildung der Brahmalehre und die indische Asketik.

Hatten die Arya in dem Naturleben am Indus und in den bewegten Jahren der Wanderung die göttliche Macht zunächst in den einzelnen Erscheinungen verehrt, die ihrer sinnlichen Auffassung mit imponirender Stärke entgegentraten, oder in den Kräften, die sie im Kampfe zu fühlen glaubten, ohne die göttlichen Ausstrahlungen in einem gemeinsamen Brennpunkte zusammenzufassen, ohne in der Vielheit die Einheit zu begreifen; so drängte in dem ruhigern Leben am Ganges, bei der zunehmenden Bildung und dem erstarkenden Denkvermögen der Geist nach dem Urquell und Mittelpunkt alles Seins und suchte die einzelnen Göttergestalten auf die gemeinsame Wesenheit, auf den geistigen Urgrund zurückzuführen. Schon in den Veden ist eine dunkle Ahnung von der Einheit der göttlichen Naturwesen zu bemerken. Sie gibt sich kund in der Häufung und Wiederholung derselben Eigenschaftsbezeichnungen bei den verschiedenen Gottheiten, ein jugendlicher Versuch, in der vielgestaltigen Mannichfaltigkeit den gemeinsamen göttlichen Urgrund anzudeuten. Brahma als Weltseele.

Je mehr man nun über das Göttliche nachdachte, desto mehr fühlte man, daß Indra, der bisher als der mächtigste und erstgeborene der Götter galt, in seinem „kriegerisch-heroischen Charakter", in seiner bestimmten, klaren Persönlichkeit nicht den letzten Urgrund des Seins darstellen könne; dazu bedurfte es eines tieferen geistigen Urwesens, einer geheimnißvollen übersinnlichen Kraft. Diese fand man zum Theil in Varuna, dem Gotte des höchsten Himmels, dem Schützer des Rechts, der Sittlichkeit und der Weisheit, in Soma, dem Ernährer und Erzeuger der Götter, vor Allem aber in Brahmanaspati, dem Herrn des Gebets, der mysteriösen Kraft, die in den Opferhandlungen und Gebeten der Priester liegt und die Götter zur Erhörung zwingt, der heilige Geist, der allmächtige Vermittler der beiden Welten, der zugleich im Himmel bei den Göttern wohnt und über sie gebietet und zugleich auf Erden in den Priestern und Betern (Brahmana) bei ihren geistlichen Verrichtungen vorhanden und wirksam ist. Diese Gebetskraft ist das Urheilige, Brahma, der Inbegriff aller Allmacht und Göttlichkeit, die sich in den bisherigen Göttern nur in vereinzelten Strahlen geoffenbart hatte. Alle Thaten der alten Götter wurden nun auf Brahma übertragen.

Die Genesis und Bedeutung des Brahmabegriffes wird von M. Haug („Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Brahma", München 1868) verschieden von der obigen Ansicht aufgefaßt. Nach ihm ist Brihaspati der geistliche Lehrer der Götter; als solcher erscheint er auch im Epos. Das Brahma ist „die durch richtiges Zusammenwirken der Lieder, Gesänge und Opfergaben entstandene magische Kraft, die den Lebenskeim in sich trägt", die von den Göttern emporgehoben sich als fruchtbringender Regen entladet. — In den älteren Stücken

des Epos ist Brahma das personificirte Schicksal, der Kenner der Zukunft, das Orakel der Götter, der aber selbst aus seiner Ruhe nicht heraustritt und niemals thätig handelnd erscheint, sondern nur die Mittel angibt, wie durch die Willenskraft der Götter und der Menschen das bestimmte Ziel sich erreichen und jeder widerstrebende Einfluß sich beseitigen läßt.

War man einmal zu der Idee einer hinter und über den Göttern waltenden geistigen Kraft gelangt, so war es ein nahe liegender Gedanke, diese Idee auch auf die umgebende Natur anzuwenden. Die Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens gewährte den von des Tages Mühen und Lasten entbundenen und bei der einfachen mäßigen Lebensweise um den Unterhalt wenig besorgten Brahmanen hinreichende Muße, ihrem angebornen Hang zur Reflexion und zu einem beschaulichen Geistes- und Phantasieleben ruhig nachzugehen. In einem abgeschlossenen, vor äußern Feinden geschützten Lande, wo keine erschütternden Wechselfälle, keine mächtigen Katastrophen den ruhigen Lauf des Daseins störten, mußte der denkende Geist eines mit feinem Natursinn ausgerüsteten und mit tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllten Volkes sich zu der Erforschung der umgebenden Welt und zu der Frage nach dem Urgrunde alles Lebens hingezogen fühlen. In dem regelmäßigen Kreislauf eines großartigen Naturlebens, wo unablässig schaffende Kräfte stets neue Formen zur Erscheinung brachten, gab sich eine Gesetzmäßigkeit, eine Ordnung, eine Weltregierung kund, die nothwendig auf einen einheitlichen Urgrund alles Lebens, auf eine Urkraft und Urquelle alles Seins, auf einen im „kreisenden Wechsel ruhig beharrenden Geist“ hinwies. Hinter der in die Sinne fallenden Erscheinung mußte demnach eine geheime schöpferische Kraft verborgen liegen, die den Lebensstrom des Weltalls in Bewegung hält, wie die menschliche Seele den Körper. So kam man allmählich in dem Streben, durch Speculation die Einheit und das Gesetz in der Vielheit, die Ordnung im wirren Durcheinander, die Dauer im Wechsel zu ergründen, zu der Annahme, daß jener heilige den Göttern gebietende Geist des Gebets, jener **Brahma**, die über dem Weltall waltende und alle Erscheinungen belebende Urkraft, die **Weltseele**, die höchste unsichtbare Gottheit sei, in der die geistige und natürliche Welt ihre Urquelle habe. Aber dieser Brahma, der im alten Epos noch als persönlicher Gott erscheint, wurde allmählich zu einem geistigen Begriffswesen verflüchtigt; der Brahma der theologischen Speculation war kein persönlicher Gott, kein über der Welt stehender Schöpfer und Herr, sondern eine das All durchströmende Lebenskraft, eine geistige Wesenheit, die die Natur zur Erscheinung bringt, aber zugleich in ihr vorhanden ist, ein „Produkt der Reflexion“, ohne die Regungen der Menschenbrust und darum auch ohne Mitgefühl bei den Wechselfällen des Erdenlebens. Brahma blieb dem Volksbewußtsein immer fremd; es wurden ihm keine Opferfeste gefeiert, keine Tempel geweiht; die spiritualistische Auffassung war dem Volke zu hoch; es hielt sich auch dann noch an Indra und die alten Naturgötter, als die Brahmaidee das ganze staatliche und sociale Leben be-

herrschte. Die Schriftgelehrten suchten dem Vorstellungsvermögen des Volkes dadurch zu Hülfe zu kommen, daß sie den metaphysischen Gottesbegriff spalteten: Der Brahma ist ein persönlicher Gott, das Brahma oder „das höchste Brahma" die unpersönliche Weltseele.

Aus diesem eigenschaftslosen geistigen Urwesen, aus diesem „Weltkeim", ließ nun die Priesterlehre Alles hervorgehen. Sowohl die alte Götter- und Geisterwelt als das Menschengeschlecht in der gesetzlich bestimmten Kastenordnung, sowohl das Thierreich als die Pflanzen und Mineralien sollten in Brahma ihren Ursprung haben. Nach dieser Lehre ist die Welt nicht das Werk einer schöpferischen Thätigkeit, sondern die darin vorhandenen Geschöpfe und Stoffe sind aus dem höchsten Wesen hervorgegangen, und ihre nähere oder fernere Beziehung zu demselben wird von ihrer mehr geistigen oder mehr sinnlichen und materiellen Beschaffenheit bedingt. Und wie alle Wesen aus Brahma hervorgegangen sind, so müssen auch alle wieder zu ihm zurückkehren und zwar nach derselben Ordnung und in denselben Abstufungen vom Geistigen zum Materiellen. Daher die sehr häufig erwähnte Stufenleiter der drei Qualitäten der Dinge: Wahrheit (sattva), Leidenschaft (rajas), Dunkel (tamas).*) Jeder Gattung ist also eine bestimmte Aufgabe gestellt, eine bestimmte Stellung und Pflicht zugewiesen, und nur wer sich dieser göttlichen Weltordnung fügt und dem höchsten Wesen in Reinheit und Heiligkeit dient, erfüllt seine Bestimmung. Nur die Seelen der reinen Menschen, die sich von aller Sinnlichkeit lossagen und im Streben nach Heiligung die materielle Welt überwinden, können in Brahma's Schooß einkehren.

Die Lehre von den Wiedergeburten.

Auf dieser Anschauung beruht die merkwürdige Lehre von der Seelenwanderung oder den Wiedergeburten und von dem Verhältniß alles Creatürlichen zu dem Urgrunde des Seins. — Die religiöse Vorstellung, daß Brahma allein wahre Substanz alles Lebens sei, daß nur in der Vereinigung mit ihm echtes und dauerhaftes Glück gefunden werden könne, führte die scharfe Scheidung von Natur und Geist, von Körper und Seele, von Vielheit und Einheit alles Geschaffenen herbei und setzte das Ziel des irdischen Lebens in die Aufhebung dieses Dualismus, in die Vernichtung alles dessen, was der Rückkehr zu der reinen Substanz, der Einigung mit der Gottheit im Wege stehe. Das Untergehen des Individuums in Brahma, „das Verfließen des Tropfens mit dem Ocean" ist das Heil und letzte Ziel alles Strebens auf Erden, ist die Seligkeit, wonach jede Creatur trachtet. Dieses Aufgehen in die Weltseele kann jedoch nur nach vollständiger Abstreifung alles Unreinen und Materiellen erzielt werden, daher das ganze Leben der Natur ein allmähliches Aufsteigen

*) In den Upanishad wird Brahma für das erklärt, „aus welchem alle Wesen entstehen, durch welches sie, wenn geboren, leben, wohin sie streben und in welches sie wieder eingehen, für die Erkenntniß und die Seligkeit". (Lassen.)

vom Unvollkommenen zum Vollkommneren, einen steten Läuterungsprozeß darstellt. In allen Wesen ist eine Leben schaffende Kraft mit einem materiellen Körper verbunden; diese Lebenskraft ist ein Ausfluß aus Brahma, mit dem sie sich wieder zu vereinigen sehnt; je nachdem nun das Geistige oder die Materie überwiegt, wird diese Vereinigung früher oder später erfolgen. Da nun das Weltall eine Kette von Gattungen und Wesen enthält, die eine stufenweise Zunahme des geistigen Theiles kund geben, so geht daraus hervor, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur der Tod den Uebergang aus der niedrigeren Stufe zur höheren bildet, bis der Geist jenen Grad der Reinheit und Entäußerung alles Körperlichen erreicht hat, der seinen Uebergang in die Weltseele ermöglicht. Dieser Zustand tritt aber nur bei der vollkommensten Menschenklasse, den Brahmanen, ein, und wird dadurch bewirkt, daß die Seele durch Zähmung, Tödtung und Vernichtung des Fleisches die Fesseln zerbricht, welche die Rückkehr des Gottesfunkens zu dem Urquell des Lichts erschweren oder hindern.

Alle geschaffenen Wesen nehmen demnach Theil an der Urseele, durch alle geht derselbe Lebensstrom, der in Brahma seine Quelle hat; eine Verschiedenheit gibt sich nur in der Form, in der äußern Erscheinung und in der Stufe der Annäherung an den Weltgeist kund. Auch den Pflanzen wird inneres Bewußtsein und das Gefühl der Freude und des Schmerzes zugeschrieben, ihre Seelen wären nur, wie die der Thiere, in Folge sündvoller Handlungen eines früheren Daseins von Dunkel umhüllt. So heißt es im Manu:

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Zieles bewußt sind diese all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.

Das vollkommenste Wesen der Schöpfung ist jedoch der Mensch, der aus Seele und Leib bestehend das mikrokosmische Abbild des Weltganzen darstellt, freilich in verschiedenen Abstufungen und in größerer oder geringerer Mangelhaftigkeit. Der Mensch blieb daher in der indischen Ethik der Mittelpunkt, und das Hauptbestreben der brahmanischen Theologie war neben der Gotteserkenntniß vorzugsweise auf die Erforschung der Mittel und Wege gerichtet, durch welche der Mensch während seines Erdenwallens am sichersten auf der Stufenleiter emporklimme, bis er in Brahma seine Ruhestätte finde. Da nun nach dieser Anschauung die Seele des Menschen auf Erden keine Heimath hat, sondern sich fortwährend nach Befreiung aus den Banden des Körpers und nach Erlösung aus der Welt der unversöhnten Vielheit sehnt, so kann ihr natürlich kein größeres Unglück widerfahren, als wenn diese Pilgerschaft durch das irdische Jammerthal und des Lebens Unvollkommenheit und Zerrissenheit sich verlängert, und sie wegen irgend einer Verschuldung, in die sie durch den Einfluß des ihr zugesellten Körpers gerathen ist, den Läuterungsprozeß von Neuem beginnen, ja sogar von einer tiefern Stufe wieder aufsteigen muß. Die

ganze Sittenlehre der Inder besteht daher lediglich in Vorschriften, wie dieser Reinigungsprozeß, dieses stufenmäßige Emporsteigen am sichersten bewerkstelligt werde, und aus Strafbestimmungen für die Fälle der Nichtbeachtung oder Uebertretung. Genaue Erfüllung der einem jeden Stande und Berufe zustehenden Pflichten, Bändigung der sinnlichen Triebe und Begierden, Selbstverleugnung und stilles, demüthiges Fügen in die von Brahma herrührende Weltordnung sind die sichersten Mittel der Reinigung und Rechtfertigung, durch welche die Seele ihrer Heimath entgegengeführt wird. Die Pflichtenlehren und moralischen Vorschriften richten sich nach den Kasten und nehmen mit dem Aufsteigen an Strenge zu. Man kann die Brahmanen nicht beschuldigen, daß sie in selbstsüchtiger Ueberhebung die Beschwerden des Lebens den untern Ständen aufgebürdet, sich selbst aber eine möglichst leichte Last aufgelegt hätten, die höhere Stellung in der menschlichen Gesellschaft und die Aussicht auf baldige Vereinigung mit der Gottheit erkauften sie durch ein Leben voll Entbehrung und Selbstpeinigung und durch angstvolle, sclavische Unterwerfung unter einen furchtbaren Gesetzesdienst, unter ein Joch von zahllosen Reinigungsvorschriften, Ceremonien, Ritualien, unter ein Formelwesen, das jeden Funken von Freiheit erstickte, so daß einmal im Mahabharata das Loos des Brahmanen verglichen wird mit dem einer Kuh, welche täglich dieselbe schwere Last denselben steilen Berg hinaufzieht. Nur wer sich in das Anschauen des Göttlichen so tief versenkt, daß sein Ich ganz in dem Urbrahma aufgeht, daß er in völliger Selbstlosigkeit mit der geistigen Substanz Eins wird, geht durch leuchtende Gestirne in die Weltseele über; wer aber dem Eigenwillen folgt, wer durch Unterlassung der Selbstreinigung, durch Vernachlässigung des heiligen Gesetzes sich von der Gottheit entfernt und der ewigen Ordnung widerstrebt, den erwarten nach dem Tode nicht nur die furchtbarsten Höllenstrafen, sondern seine Seele wird durch eine neue Geburt mit einem seinen Vergehungen entsprechenden niedrigen Körper vereinigt und hat die ganze Wanderung durch die Stufenreihe der Wesen abermals anzutreten.

Diese Strafen, in deren Ausmalung die Brahmanen einen eben so reichen Erfindungsgeist beurkundeten als Dante, erfüllten die Inder mit Angst und Schrecken und raubten ihnen alle Lebenslust. Die Qualen der Hölle im heißen Süden, wo die glühende Hitze in jeglicher Gestalt den unreinen Sünder erwartete, und die Furcht, nach Beendigung derselben im Leibe eines Thieres umherstreifen oder als verachteter Çudra ein dienstbares Leben vollbringen zu müssen, übten auf die Nation eine so mächtige Gewalt, daß sich alle Stände willig den heiligen Gesetzen fügten und den eigenen Willen und die persönliche Freiheit unter das Joch der religiösen Satzungen gefangen gaben. Je höher die Kaste stand, welcher der Einzelne angehörte, desto größer war die Gefahr, durch Versündigung und Verunreinigung bei einer Wiedergeburt dieses Vortheils verlustig zu gehen und wieder hinabgestoßen zu werden in das Pflanzen-

und Thierreich oder zu den menschlichen Geschöpfen der unreinen Klassen, deren Erdenloos durch keinen Strahl von Menschenliebe, durch keine Aeußerung von Theilnahme oder Humanität erleichtert war. Darum wurden die Religionsgesetze und Pflichtenlehren für die obern Klassen immer zahlreicher und strenger, bis sie in den heiligen Büßern und Weisen unter den Brahmanen ihren Höhepunkt erreichten. Auf der Lehre von der Seelenwanderung beruhte auch die Scheu der Inder, Thiere zu tödten oder zu verletzen, und die Sitte oder Vorschrift der Brahmanen, sich des Fleisches als Nahrung zu enthalten; denn konnte nicht in dem Wurm und in der Heuschrecke, in dem Rinde oder Pferde, in dem Raubthier oder Elephanten die Seele eines Menschen, vielleicht eines Freundes, eines Verwandten, eines Vorfahren wohnen? Deshalb behandelten die Inder alle Thiere mit großer Schonung und Milde, um den wandernden Seelen keine Schmerzen zu verursachen, und die Brahmanen waren stets bedacht, durch Androhung niedriger Wiedergeburten von dem Tödten und Mißhandeln derselben abzuschrecken. Namentlich war die Kuh, das Sinnbild der Fruchtbarkeit und des ruhigen, fügsamen Stilllebens, die Spenderin der nährenden Milch und der zum Opfer dienenden Butter, Gegenstand heiliger Verehrung. Aus Rücksicht für die in der Thierwelt hausenden Menschenseelen versuchten die Brahmanen das indische Volk gänzlich vom Genusse der Fleischspeisen abzuhalten und blos auf die vegetabilische Nahrung zu beschränken, doch konnten sie mit diesem Verbot nie ganz durchdringen. Nur gewisse Thiere durften nie getödtet werden und die Freuden der Jagd wurden als sündlich dargestellt, obwohl noch im Mahabharata Heilige wie Agastya, Helden wie Pandu als große Jäger erwähnt werden. Dieses Mitleiden erstreckte sich aber nicht auf die Çudras, nicht auf die unreinen Menschenklassen; für diese regte sich in der Brust des hochmüthigen, auf seine edle Geburt eingebildeten Brahmanen kein menschliches Gefühl.

Pflichtenlehre. Die Ethik der Inder war ein wunderliches Gemisch von erhabenen Tugendlehren und pedantischen Verhaltungsregeln bei allen Vorfällen des Lebens; und auf die einen legten sie fast denselben Werth wie auf die andern. Die Sittenlehre der älteren Zeit macht durch ihren Ernst und ihre Tiefe oft einen erhabenen Eindruck; die der späteren ist durch Sophistik und Casuistik verdorben, durch äußerliche Werkheiligkeit überwuchert. Der indischen Anschauung nach hatte die Sittenlehre weniger die Menschheit im Allgemeinen und Ganzen im Auge als die einzelnen Stände; sie stellt nicht ein für alle Menschen gültiges Ideal auf, das ja doch nur den Brahmanen zur Richtschnur dienen könnte, sondern sucht jeden Stand zur Erkenntniß seiner besonderen Pflichten zu bringen, denn dem Inder geht der Mensch in der Kaste auf. Außer den häuslichen und bürgerlichen Tugenden, der Pietät gegen Eltern und Geschwister, der ehelichen Treue und Liebe, der Gastfreundschaft, der Ehrerbietung gegen das Alter, dem Gehorsam u. dgl. m., die allen Kasten gemein sind und in den epischen Gedichten unauf-

hörlich gepriesen werden, befaßt sich die Sittenlehre nur mit Vorschriften für die einzelnen Stände. Den Vaiçya ist die Mehrung ihrer Habe durch Ackerbau und Viehzucht, durch Handel und Gewerbe, selbst durch Ausleihen auf Zins gestattet, wer sich aber dabei Betrug und Habsucht zu Schulden kommen läßt, wird mit Höllenstrafen und Wiedergeburten als Katzen oder Raubthiere bedroht, Freigebigkeit dagegen durch Opferspenden, Almosen und Liebesgaben, besonders an die Brahmanen, erwirbt himmlischen Lohn und irdischen Segen. Dem Kshatriya wird Tapferkeit und Geschicklichkeit empfohlen; er soll das Land beschützen, sich aber vor der sinnlichen Lust und vor Leidenschaften hüten und über den Werken der Hand die höheren Tugenden der Mildthätigkeit und Gottesfurcht nicht aus dem Auge verlieren; denn nach den Lehren der Brahmanen standen die passiven Tugenden Sanftmuth, Geduld, Bescheidenheit, Höflichkeit u. dgl. höher als thatkräftiges Handeln; nicht die Sittlichkeit, die aus einem werkthätigen Sinn hervorgeht, sondern die in der stillen Innerlichkeit des Gemüthes wurzelt, fand Preis und Anerkennung, und Gelehrsamkeit wird als hohe Tugend gepriesen. Besonders wird allen Ständen Ehrerbietung und Ergebenheit gegen die Brahmanen zur heiligen Pflicht gemacht. Kommt der Brahmane zu dem Herrn eines Hauses, so muß ihm dieser seinen Sitz räumen, ihn demüthig grüßen, sich mit gefalteten Händen neben ihn setzen und ihn begleiten, wenn er fortgeht. Niemand darf einem Brahmanen Schweigen gebieten oder ihn Du nennen. Er wird mit „der Herr", „der Erhabene" u. dgl. angeredet. „Wenn ein Brahmanenlehrling," heißt es in Manu's Gesetz, „seinen Lehrer tadelt, sei es auch mit Recht, wird er als Esel wiedergeboren, wenn er ihn fälschlich verleumdet, als Hund, wenn er sich seines Gutes ohne Erlaubniß bedient, als kleiner Wurm, wenn er ihm sein Verdienst beneidet, als größeres Insekt." Denn unter allen Gaben ist die Mittheilung der heiligen Wissenschaften die werthvollste und der Geber der heiligsten Verehrung würdig. Das Sittengesetz des Çudra besteht hauptsächlich in der Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen die „zweimal gebornen" Menschen. Die Uebertretung der heiligen Gebote zieht schon in diesem Leben göttliche Strafen auf den Schuldigen herab; verabsäumt er aber durch Büßungen und Reinigungen seine Schuld zu mindern, so wird das Strafmaaß diesseits und jenseits noch bedeutend erhöht. In der Bestimmung dieser Bußarten, die sich vom Beten und Fasten bis zum freiwilligen Selbstmord steigerten und oft in den entehrendsten und ekelhaftesten Verrichtungen bestanden, zeigten die Brahmanen eine wunderbare Erfindungsgabe. Nirgends wurde die Werkheiligkeit und der knechtische Gesetzesdienst, nirgends das Formelwesen und das abergläubische Ceremonienleben auf eine solche alle Willensfreiheit vernichtende Höhe geführt, als in Indien. Die dem Oriente überhaupt eigenthümliche Sitte, das äußere und innere Leben durch Vorschriften und Gebote zu regeln, die leiblichen Bedürfnisse unter die Macht des religiösen Gesetzes zu bannen, den freien Geist unter der Zauberkraft heiliger Gebräuche und Formeln gefangen zu nehmen, erreichte unter der Herr-

Reinigungsgesetze.

schaft der Brahmanen eine Ausdehnung, die jede Verrichtung des täglichen Lebens, jeden Schritt und Ausgang, jede unerwartete Begegnung in das Bereich der Religionsgebote stellte. Die Reinheitsgesetze, die Vorschriften über Essen und Trinken, über erlaubte und verbotene Speisen und Getränke, über Waschungen und Gebete, über äußern Anstand, Gang und Benehmen, über Tracht und Haarschnitt, kurz über alle Verhältnisse und Vorkommenheiten des Daseins waren endlos; das ganze Leben, alle leiblichen Bedürfnisse und Verrichtungen, alle Handlungen und Bewegungen waren in der minutiösesten Weise durch ein Gesetzesnetz bestrickt, das alle Natur und Unbefangenheit aus dem Leben verbannte, den Menschen zu einem Automaten umschuf und ihm bei jeder Lebensäußerung, bei jedem Tritt und Schritt die Gebundenheit des irdischen Daseins fühlbar machte. Die Strafe, die im Diesseits und Jenseits auf jede Ueberschreitung gesetzt war, verdüsterte das Leben durch die Schreckbilder der Angst und Furcht und tilgte jede Heiterkeit, jede menschliche und natürliche Regung, jedes Gefühl von Glück aus der Menschenbrust. Das Leben war eine lange Pilgerfahrt voll Beschwerden, Entbehrungen und Pflichten, ohne die beseligende Macht der Liebe, ohne den stärkenden Beistand der Humanität und oft beschlossen durch ein Ende voll Verzweiflung.

Lesen der Veden.

Neben der Gesetzesheiligkeit wurde besonders die **Erkenntniß** der göttlichen Wahrheit durch fleißiges Forschen in den heiligen Schriften den Arya und vor Allen den Brahmanen zur Pflicht gemacht. Auch die Vaiçya und Kshatriya sollen die Veda lesen, und im Epos wird niemals versäumt unter den Tugenden eines Königs hervorzuheben, derselbe habe die Veden sammt ihren Anhängen innegehabt. Aber bei dem Brahmanen ist das ganze innere Leben auf das Studium der heiligen Religionsbücher gegründet und sein Rang und Ansehen unter seinen Standesgenossen wird durch den Grad der Schriftgelehrtheit bestimmt. In dem Maaße, als der Spiritualismus den Sieg davon trug über den Sensualismus, das geistige Schauen über das praktische Handeln, wurde auch die Vedakunde, die gelehrte Theologie über Cultus und Opferdienst erhoben und zum wichtigsten Erforderniß des Brahmanen gemacht. Mit dem ersten Morgenstrahl beginnt bei ihm das andächtige Nachdenken über die heiligen Lehren und Gebote der Veda's; nach dem Waschen, Ankleiden und Salben der Augen werden Gebete und Hymnen hergesagt, eben so auch in der Abenddämmerung nach vollendetem Tagewerk; im Laufe des Tages soll dann der Brahmane zu gewissen Stunden einzelne Abschnitte mit gefalteten Händen, in würdevoller Stellung, in reinem Gewande und mit richtiger Betonung laut lesen, vorher aber leise die Silbe Om aussprechen und den Athem dreimal halten; beim Lesen darf nie ein Çudra zugegen sein. Um zur vollen Kenntniß der heiligen Schriften und aller Gesetze, Riten und Ceremonien zu gelangen, ist für den jungen Brahmanen eine Lehrzeit von 36 Jahren bei einem schriftgelehrten ältern Brahmanen erforderlich. Diesen „geistigen Vater“ muß der

Novize höher ehren als seinen leiblichen, er muß ihm stets gehorsam und gewärtig sein und ihn und seine Frau knieend begrüßen.

Wie sehr indessen dieser Gesetzesdienst und diese Werkheiligkeit, die genaue Beobachtung der Reinheitsvorschriften und Ceremonien, der Gebetsordnungen und Opfergebote irdischen Segen und himmlische Glückseligkeit dem frommen Inder zu erwirken im Stande sind, vor der Wiedergeburt vermögen sie ihn nicht ganz zu retten. Der Eingang in Brahma's Schooß kann nur durch den gänzlichen Sieg des Geistigen über die Materie erworben werden, wird nur demjenigen zu Theil, dessen Seele vollkommen Meister ist über Körper- und Sinnenwelt, dessen Busen von Trieben und Leidenschaften nicht beunruhigt wird, dessen geistiges Schauen so in Brahma versenkt ist, daß er die Außenwelt ganz übersieht und vergißt, daß er gegen alle Gefühle der Freude und des Schmerzes gleichgültig und unempfänglich ist, daß seine Seele dem ruhigen, klaren Wasser gleicht, in dem sich das Sonnenbild spiegelt. Um nun diesen Zustand von Heiligkeit herbeizuführen, steigerten die Brahmanen die Lehre von der Bezähmung der sinnlichen Triebe bis zu der furchtbarsten **Asketik**. Denn da nach ihrer Anschauung alle Beziehungen zur Sinnenwelt als „Fesseln des Geistes" erschienen, der Körper selbst als „Kerker der Seele" galt, so mußte ihnen eine Verfassung des innern Menschen, wodurch die Gluth der Andacht bis zur gänzlichen Selbstentäußerung, zur völligen Hingebung an Brahma, ja zur vollständigen Zersprengung der irdischen Bande durch freigewählten Selbstmord gesteigert ward, als der höchste Triumph des Geistigen über die unwahre Welt der Sinnlichkeit und Materie erscheinen. Darum war es Pflicht des alten Brahmanen, wenn er seine Familie versorgt, „seiner Söhne Kinder erschaut", und seine bürgerlichen Pflichten erfüllt hatte, entweder allein oder in Begleitung seiner Frau oder auch mit mehreren Gleichgesinnten zu einem sogenannten Büßerwalde vereint mit dem heiligen Feuer in die Waldeinsamkeit zu ziehen, um durch ein strenges „Büßerleben" sich für die Auflösung in das Urbrahma vorzubereiten. Hier machte er den Erdboden zu seiner Lagerstätte und eine Höhle oder die Krone eines ästereichen Waldbaumes zu seinem Obdach; er kleidete sich in ein Gewand aus Baumrinde oder in eine Thierhaut, nährte sich von wilden Wurzeln und Beeren, von Pflanzen und Baumfrüchten und trank nur lauteres Quellwasser, das er zuvor sorgfältig durchgeseiht, um es von allen Thierchen zu reinigen. Gebete, Opfer und Vedenlesen füllten ihn mit solcher Gluth der Andacht, daß er Alles um sich her vergaß, daß er Haare, Bart und Nägel wachsen ließ, sein Leben in schweigsamer Stille zubrachte und durch geringe und seltene Nahrung, durch Fasten und Kasteien und durch ununterbrochene heilige Contemplation der Sinnlichkeit und allen Gefühlen abstarb.

Askese.

Die Bußübungen und Selbstpeinigungen, wodurch der Waldsiedler den Körper unempfindlich gegen allen Schmerz und äußern Eindruck und der Seele völlig dienst-

bar zu machen suchte, waren oft von wundersamer Art und nahmen mit den Jahren an Strenge zu. „Der Büßer soll auf dem Boden sich wälzen," heißt es im Manu, „oder Tage lang auf den Fußspitzen stehen, oder beständig abwechselnd aufstehen und sich wieder setzen. In der heißen Jahreszeit soll er sitzen in der Gluth von vier Feuern unter dem heißen Sonnenstrahl; im Regen soll er nackt den Strömen der Wolken sich aussetzen; in der kalten Jahreszeit soll er nasse Kleider tragen. Durch Erduldung immer härterer Peinigungen lasse er seinen sterblichen Stoff sich verzehren. Und wenn ihn Siechthum ergreift, so mache er sich auf und schreite in gerader Richtung nach Nordosten fort, sich nährend von Wasser und Luft, bis sein sterblicher Leib zusammenbricht und seine Seele sich vereint mit Brahma." — Ist es dem Brahmanen durch solche Qualen gelungen, der Seele die volle Herrschaft über den Körper zu verschaffen, so tritt er in das letzte Stadium, wo er sich sinnend in die Weltseele versenkt, die Außenwelt keiner Beachtung mehr würdigt, ohne Schmerz und Freude, ohne Verlangen und Empfindung schweigend und einsam „im Schlummer der innersten Contemplation" nur über Brahma nachdenkt, der „feiner als ein Atom und glänzender als Gold" ist, bis er bei lebendigem Leibe gleich einer Pflanze dahinwelkend für immer in Brahma versenkt wird. „Wer einem Blinden gleich nicht sieht," heißt es in den Upanischads, „einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung und Bewegung ist, von dem wisse, daß er die Ruhe erreicht hat." — Der Gipfel des Büßerlebens, der religiöse Selbstmord, scheint erst im 4. Jahrhundert v. Chr., als die Asketik immer mehr gesteigert wurde, immer phantastischere Formen annahm, zur Sitte und Pflicht geworden zu sein. Aus den Berichten der Griechen ersehen wir nämlich, daß in späteren Jahrhunderten die eifrigsten Büßer sich nicht mehr mit den Wallfahrten und Reinigungen an der Ganga und Yamuna und an den heiligen Seen begnügten, daß sie häufig in den Wellen ihrem Leben ein Ende machten, um durch einen verdienstlichen Tod die Zahl der Wiedergeburten zu vermindern, und daß sich in noch späterer Zeit die religiöse Andachtsgluth so hoch verstieg, daß sich Viele unter den Rädern des Götterwagens zermalmen ließen, ist eine bekannte Thatsache.

Werth des Büßerlebens.

Indem der Brahmanismus in seiner fortschreitenden Entwickelung Geist und Materie mehr und mehr schied, nur den ersten von Brahma ausgehen ließ, die letztere dagegen in immer weitere Entfernung von demselben setzte, gelangte er endlich dahin, daß er dem Stoff, der physischen Natur alle Existenz und alle Wahrheit absprach, die äußere Welt des Trugs und Scheins dem wahren Sein in Brahma entgegenstellte und in der Vernichtung der materiellen Elemente, in dem Abthun und Zerbrechen alles Körperlichen den Sieg des reinen Weltgeistes erblickte. Die ethische Aufgabe besteht also dem Brahmanen nicht mehr darin, daß der Geist die sinnliche Welt durchdringe und nach seinen Zwecken einrichte, daß die Seele den Körper beherrsche und sich dienstbar mache, daß das menschliche Thun unter der Leitung des heiligen Geistes stehe und im Rückblick auf diesen geläutert und veredelt werde; er sieht nur im Untergang der materiellen Natur, in der Zerstörung der Welt der Vielheit, in der Ausscheidung des geistigen Lebensstromes zu seiner Urquelle das Ziel des Erdenlebens; und indem er sein Denken nur auf das Eine und Absolute richtete und sich in den unergründlichen Abgrund des reinen Seins vertiefte, ohne die Realität in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu begreifen, wurde sein Reflectiren ein bloßes Hinstarren ins Leere, das sich auch schon äußerlich dadurch kund gab, daß der Büßer seinen Blick unverwandt auf einen Punkt richtet, sei es auf seine Nasenspitze oder seinen Nabel, sei es auf die Sonne als die höchste sinnliche Offenbarung der Gottheit, sein religiöses Sinnen ist „ein gedankenloses Hindämmern des Geistes in der ununterbrochenen Betrachtung des leeren Eins, ein durch Willenskraft errungener Schlaf des Geistes im

wachen Zustande". Auf dieses Ertödten des Körpers, auf dieses Versenken in das Urbrahma legten die Brahmanen solchen Werth, daß sie die Büßer als Heilige ansahen, die an Brahma's Kraft und Wesen Theil hätten, die an Rang über den alten Göttern ständen und die durch ihre heiligen Handlungen solche Zaubermacht erlangten, daß selbst die himmlischen Wesen ihnen nicht zu widerstehen vermöchten. Zu solchen Büßerheiligen wurden allmählich die in den alten Sagen der Veden gepriesenen Opferpriester, wie Atri, Angiras, Vasishtha, Bhrigu u. A. umgestaltet und ihnen ein so heiliges Büßerleben zugeschrieben, daß sie dadurch eine göttliche, Brahma ähnliche Macht erlangt hätten. Waren es in den älteren epischen Gesängen die Riesensöhne der Diti und der Danu, vor denen die Götter zitterten, so hat die spätere Auffassung ihnen viel gefährlichere Feinde gegenübergestellt, die sie ihrer Göttlichkeit nicht froh werden lassen; es sind dies die Büßer. Denn „mit Buße kann man selbst den Indra zum Todesgotte nöthigen". Daher lebt Indra in beständiger Furcht; kaum hat irgend ein Brahmane, ein König, ein Asura sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um dort der Buße zu leben, so fängt Indra an zu zittern und sinnt auf Mittel, den Rivalen in seiner Selbstpeinigung zu stören. Jeder Wunsch läßt durch das Mittel der Buße den Göttern sich abtrotzen.

Neue Kosmogonie.

Da die Verherrlichung dieser Heiligen die Kaste der Brahmanen, der sie angehört hatten, in den Augen des Volkes heben und sie mit einem höheren Glanz umgeben mußte, so waren sie vor Allem beflissen, die Wunderthaten und übernatürlichen Kräfte derselben ins Maßlose und Phantastische zu steigern und die Einbildungskraft des Volkes mit Legenden und Wundersagen zu füllen und seinen Geist durch die Macht des Aberglaubens und der Schwärmerei gefangen zu nehmen. Nicht nur die historischen Erinnerungen und Heldengesänge wurden im Sinne der neuen Anschauungen umgestaltet, indem die Thaten und Lehren der großen Heiligen, der Ahnherren dieses oder jenes Priestergeschlechts, in den Vordergrund gestellt, und die Nationalhelden des Epos zu Göttern des neuen Systems umgeschaffen wurden; die brahmanische Religionsanschauung und die darauf beruhenden Ordnungen und Satzungen wurden als die ursprünglichen, mit Anbeginn der Dinge entstandenen dargestellt, den großen Büßerheiligen sogar ein Antheil an der Weltschöpfung zugeschrieben und somit die Brahmanen, ihre Nachkommen, zu Herren der Erde erhoben. Eine neue Kosmogonie wurde aufgestellt, nach welcher die alten welterzeugenden Naturkräfte eine untergeordnete Stellung einnahmen und die Brahmanenweisen das von dem höchsten Urwesen ausgegangene Schöpfungswerk zur Entwickelung und Vollendung führten. „Als der Ewige und Unsichtbare," lehrt Manu's Gesetzbuch, „den nur die Vernunft ergründet, aus seiner eigenen göttlichen Substanz mannichfache Wesen hervorbringen wollte, schuf er zuerst durch einen Gedanken das Wasser und that hinein den Zeugungsstoff. Dieser ward zu einem Ei, wie die Sonne glänzend, und in ihm entwickelte sich der große Urvater aller Geister, Brahma, die schaffende Kraft des Ewigen. Dieser bildete nach einem ganzen Schöpfungsjahre, durch den Gedanken allein das Ei zertheilend, aus beiden Hälften Himmel und Erde, in der Mitte die Luft und die acht Weltgegenden, das Feuer und der Gewässer unvergängliche Wohnung. Aus sich selbst ließ er dann hervorgehen die Seele (Intelligenz), die Ichheit (Selbstheit) und die fünf Sinne oder Organe, welche die Eindrücke der Außenwelt aufnehmen. Aus diesen Bestandtheilen, den fünf Elementen (Materie) und den drei geistigen Facultäten Sinne, Ichheit (Bewußtsein) und Seele ist das vergängliche Universum, die Ausströmung der unvergänglichen Quelle entstanden. Nach langen Büßungen und unter heißer Andachtsgluth schuf dann der göttliche Geist den Manu und dieser wieder nach schwerer Selbstpeinigung die zehn großen Weisen, die Herren aller Wesen, die Stammväter der Brahmanen. Diese, von großer Kraft, erschufen sieben andere Manus (Geisterfürsten, denen die sittliche Weltordnung untergeben), ferner die Götter und deren himmlische Wohnungen, die übrigen Heiligen, die guten

Geister (Apsaras und Gandharva, die himmlischen Genien), die bösen Geister (Asura, Rakshasa u. A.) und die Geister der Ahnen (Pitaras, d. h. Väter); sodann Donner, Blitz, Wolken und endlich durch die Macht ihrer Büßungen die Thiere und alles Bewegliche und Unbewegliche der Schöpfung." Die alten Naturgötter nahmen nunmehr einen untergeordneten Rang ein; sie wurden zu Welthütern umgeschaffen und die acht Weltgegenden ihrer Obhut übergeben: Indra, der gewaltige Gebieter des Luftkreises, thront im kühlen Norden, in der Nähe des heiligen vom Sternenglanz umleuchteten Berges Meru, wo Brahma mit den vollkommenen Büßern wohnt; wie Indra den Norden, woher der erfrischende und befruchtende Regen kommt, so regiert Yama, der Beherrscher des Todtenreichs, den heißen verdorrenden Süden; die übrigen Weltregionen sind dem Sonnengott Surya, dem Feuergott Agni, dem Gott der Winde Vayu, dem Mondgott Candra, dem Gott der Gewässer Varuna und dem Gott des Reichthums, Kubera, zugetheilt.

2) Theologie und Philosophie der Brahmanen.

Um dem neuen Religionssystem allgemeine Verbreitung zu verschaffen, suchten die Brahmanen die ganze Vergangenheit des Volkes aus dem Gedächtniß zu vertilgen und im Sinne ihrer Lehre umzugestalten. Zu dem Zweck wurden die großen Epopöen in der oben angeführten Art verändert, erweitert und entstellt, die thatenfrohen Heroen in Götter und Priesterhelden verwandelt und der kriegerische Thatenruhm der passiven Tugend und frommen Gesinnung nachgesetzt. Auf gleiche Weise waren sie beflissen, die Gebete und Ritualien der Veden den religiösen Anschauungen der Zeit anzupassen und mit dem Brahmabegriff und der Kastenordnung in Uebereinstimmung zu bringen, ein Verfahren, das in Indien eine der christlichen Scholastik des Mittelalters ähnliche gelehrte Theologie herbeiführte, die durch die grübelnde Thätigkeit des Verstandes und die Anwendung abstracter Denkformen wie durch die Herbeiziehung und Erfindung von Mythen und Legenden endlich zu einer kaum zu bewältigenden Masse von Gelehrsamkeit und zu einer erstaunlichen Höhe des systematischen Formalismus heranwuchs. Dieser methodischen und formalen Gedankenthätigkeit, die in der Vedanta, dem „Ende der Veda", ihren vollkommensten Ausdruck fand, setzten dann die Brahmanen die Schöpfungen einer freien Geistes- und Phantasieoperation entgegen, indem sie das Weltall durch die abgezogene Speculation aus dem Urbegriff construirten, dann aber in ihrer schrankenlosen Einbildungskraft zu wunderlichen, phantastischen Gebilden und zu einer Höhe der Abstraction geriethen, daß sie sich zuletzt (in dem System der Mimansa) in ihrem einseitigen Spiritualismus bis zur Verneinung der Welt und Materie verstiegen, und in der Emanationslehre die Welt der Gestalten nur als Schein und Sinnentäuschung aus Brahma hervorgehen ließen, eine geistige Verirrung, die nothwendig einen Rückschlag zum Realismus herbeiführen mußte. Dieser erfolgte dann in der Sankhya-lehre, worin dem einseitigen Spiritualismus ein kühner Realismus entgegentrat, aber ohne das verknüpfende Band beider Richtungen zu entdecken; ein

rationalistisches System, das auf die Gestaltung und Entwickelung der indischen Religionsphilosophie den größten Einfluß übte. Alle diese Systeme, deren historische Reihenfolge indessen keineswegs ganz fest steht, erstreben nach der Versicherung eines neueren Forschers dasselbe Ziel: die Befreiung der Seele von der Nothwendigkeit, ihre Existenz in einer Reihenfolge von Körpern fortsetzen zu müssen, und ihr Einswerden mit der All-Seele; hinsichtlich der Mittel, mit denen sie dieses Ziel zu erreichen suchen, weichen sie ab. „Was muß ein Volk in jeder denkbaren Beziehung gelitten haben," ruft Köppen aus, „ehe ihm die Frage, wie man sich vom Leben und von der persönlichen Fortdauer befreie, zur einzigen Lebensaufgabe wird?"

Der nächste Zweck des theologischen Unterrichts, den die gelehrten Brahmanen ihren Zöglingen ertheilten, war, durch ihre Erklärungen das Verständniß der oft dunkeln und durch alterthümliche Sprache schwierigen Stellen zu erschließen und die Widersprüche, die zwischen den einzelnen aus verschiedenen Gegenden und Zeiten stammenden rhythmischen Gebeten, Liturgien und Anrufungen obwalten mochten, zu beseitigen und in Harmonie zu bringen. Aber außer dem exegetischen Verständniß galt es auch, für die bestehenden Glaubensformen, Opfergebräuche, Ritus und Gebete, wie sie sich im Laufe der Zeit an manchen Orten unter der Einwirkung verschiedener Priestergeschlechter gebildet hatten, Gewährschaften aufzustellen und ihre Uebereinstimmung mit den heiligen Schriften nachzuweisen. Daß dies nicht ohne Herbeiziehung und Einschaltung fremdartiger Zusätze und nicht ohne gezwungene und willkürliche Interpretationsmittel geschehen konnte, leuchtet von selbst ein. Diese Mittel aufzufinden war eine Hauptaufgabe der Brahmanen. Zu dem Zweck legten sie der Tradition und den Aussprüchen der Weisen eine die Veden ergänzende Autorität bei und suchten dann in den Legenden und Ueberlieferungen der einzelnen Priestergeschlechter nach Beweisgründen, daß dieses oder jenes Dogma, diese oder jene Liturgie ihre Berechtigung hätten und den Lehren der heiligen Bücher entsprächen, weil sie schon von den alten Weisen und Heiligen angewendet worden. An solchen Beweisgründen war bei der Menge der Legenden, Aussprüche und Traditionen, welche die einzelnen Priestergeschlechter von ihren Stammheiligen besaßen und fortpflanzten, kein Mangel, und wo der vorhandene Schatz nicht hinreichte, wurden neue Legenden und Heiligengeschichten erfunden. Theologische Literatur.

Aus dieser den heiligen Lehren und liturgischen Satzungen zugewandten Thätigkeit und Betriebsamkeit entwickelte sich eine umfangreiche theologische Literatur, indem man die drei alten Veda durch Zusätze erweiterte und ein viertes Buch (Atharvaveda), dessen Stoff Atharvaveda. jedoch zum Theil sehr alterthümlich und populär war, hinzufügte, indem man die alten Lieder und Anrufungen mit Ritualien und liturgischen Vorschriften vermehrte und diese dann durch die Aussprüche der Heiligen und durch Mythen und Legenden über ihre Entstehung zu rechtfertigen suchte (Brahmana) und endlich, indem man durch Auslegungen und exegetische Brahmana. Deutungen die dogmatische Begründung der Brahmalehre und ihre Ableitung aus den Veden, so wie die Richtigkeit der verschiedenen liturgischen Gebräuche und religiösen Formen nachzuweisen bemüht war (Upanishad). Die Brahmana handeln über das Formelle des Rituals, Upanishad. über die symbolische Bedeutung der Opferhandlungen, sie erklären und begründen einzelne Verse sprachlich und sachlich und erläutern sie durch Erzählungen. Erhalten sind uns nur diejenigen Brahmana, welche mehr oder weniger für orthodox galten. Das größte und zugleich wichtigste aller Brahmana ist das zum weißen Yajur-Veda, Çatapatha, d. h. hundert Pfade

oder Abschnitte genannt. — Upanishad heißen die philosophirenden Theile der Brahmana und andere daran sich anschließende Tractate. Von den Brahmana und Upanishad sagt Whitney: „Diese Werke werden von den Schulen gleichfalls als canonisch betrachtet und von ihren Anhängern mit derselben außerordentlichen Sorgfalt gelernt, welche sie auf die Samhita (den eigentlichen Vedentext) verwenden. Sie liefern die älteste und ursprünglichste indogermanische Prosa." — Bei der großen Verschiedenheit der liturgischen Gebräuche und dogmatischen Auffassungen der einzelnen Priesterschulen und bei dem Eifer einer jeden, durch Traditionen, Legenden und Interpretationen ihre Anschauung als die richtige und orthodoxe hinzustellen, wuchsen die Brahmana und Upanishad, die Commentare und theologischen Beweisschriften und Auslegungen zu einer unübersehbaren Masse an, zumal da durch die grübelnde Verstandesthätigkeit der einzelnen Lehrer und Schulen und den Wetteifer, einander an Gelehrsamkeit und Interpretationskunst zu übertreffen, und die fahrenden Schüler durch den Ruf überlegenen Wissens anzulocken, sich eine Scholastik bildete, die an gelehrtem Wissen, an logischem Methodismus, an scharfsinniger Begriffsentwickelung wie an pedantischem Formalismus und spitzfindigen Distinctionen und Grübeleien der Gottesgelahrtheit des Mittelalters nichts nachgab. „Wir haben hier ein treues Abbild," sagt A. Weber, „der scholastischen Periode des Mittelalters. Könige, deren Höfe den Mittelpunkt des geistigen Lebens bilden, Brahmanen, welche in regem Wetteifer die Untersuchungen über die höchsten Fragen führen, die der Menschengeist aufzustellen vermag, Frauen, die in begeistertem Entzücken sich in die Geheimnisse der Speculation vertiefen, den erstaunten Männern durch die Tiefe und Erhabenheit ihrer Anschauungen imponiren und in, der Beschreibung nach, somnambulistischem Zustande die ihnen vorgelegten Fragen über heilige Gegenstände lösen." Um die Lehre von der Weltseele in den Veden nachzuweisen und den Brahmabegriff genau zu begründen und über alle Widersprüche sicher zu stellen, mußte man zu den gezwungensten Auslegungen seine Zuflucht nehmen und immer neue Systeme der Beweisführung auffinden, bis endlich alle Kunst erschöpft war und die Brahmanen, die Veden bei Seite lassend, die Entstehung des Universums und das Verhältniß der creatürlichen Welt zu Brahma durch freie Gedankenthätigkeit philosophisch zu construiren unternahmen.

Indische Scholastik.

Philosophische Speculationen.

Bei diesem Bestreben wurden die Brahmanen wesentlich unterstützt durch die Speculationen der in der Einsamkeit der Wälder und Wüsten lebenden Anachoreten, welche die lange thatenlose Zeit ihres einförmigen Daseins mit grübelnden Meditationen über den Ursprung und das Verhältniß der creatürlichen Welt aus und zu Brahma verbrachten und in ihrem in die öde Abstraction versenkten und durch unaufhörliches Nachsinnen überreizten Geiste wunderliche Phantasiegebilde schufen. Wie diese Heiligen bemüht waren in dem bunten Wechsel der äußern Naturerscheinungen das Allgemeine und Bleibende zu erfassen, so suchten sie auch im Reiche des Geistes die verwirrende Vielheit und Mannichfaltigkeit der mythologischen Gestalten unter der Vorstellung von Brahma, dem geistigen Urwesen, zusammenzufassen. Dadurch verwandelten sich die Geister und Götter, womit die rege, schaffende Phantasie des Volkes die Welt bevölkert hatte, in abstracte Begriffe, in einzelne Fasern des pantheistischen Netzes, worin sie das Weltall gefangen sein ließen. Unbekümmert über die alte Volksreligion construirten sie das Universum, das Reich des Geistes wie das der Materie, durch die abgezogene in sich versenkte Gedankenthätigkeit aus dem Begriffe, aus dem gestaltlosen Urbrahma und nöthigten die scholastische Schulweisheit, die Schöpfungen der brahmanischen Vernunft- und Phantasiethätigkeit mit ihrem Formalismus zu durchdringen und zu beherrschen, die Ergebnisse der philosophischen Speculation nach den Denkgesetzen und systematischen Grundsätzen zu ordnen und einzutheilen.

Aus diesem ununterbrochenen geistigen Prozeß, aus dieser Verbindung und Wechselbe-

ziehung der Denkformen und Gesetze der Logik mit den Erzeugnissen der auf die Erforschung des Urgrundes alles Seins gerichteten Speculation gingen die religions-philosophischen Systeme hervor, bei denen man nicht weiß, ob man mehr die stupende Gelehrsamkeit oder den formalen Scharfsinn bewundern soll. Das erste noch auf dem Boden der kirchlichen Orthodoxie fußende System wird als „Ende der Veda", als „Vedanta" bezeichnet, und hat zum Zweck, durch scholastische Beweisführung und Interpretationskunst und mit Hülfe der Tradition, der Commentare und der Aussprüche der Weisen darzuthun, daß alle Stellen der Veda unmittelbar oder mittelbar auf das Urbrahma gingen, daß die heil. Schriften als göttliche Offenbarungen keine Widersprüche enthalten und die scheinbaren Verschiedenheiten durch richtige Auslegung gehoben und in Uebereinstimmung gesetzt werden könnten und endlich, durch welche äußere und innere Mittel das Seelenheil zu erringen wäre. Vedanta.

Die Schwierigkeit, die fortschreitende Speculation mit der religiösen Ueberlieferung in Einklang zu setzen, führte endlich (in dem System der Mimamsa, d. h. Forschung oder Speculation) zu dem kühnen Schritt, diese bei Seite zu lassen, und die geistige und materielle Welt aus dem Brahmabegriff frei zu entwickeln und zu gestalten, Brahma als Grund alles Seins, als Anfang und Ende hinzustellen. Um aber über den Widerspruch hinauszukommen, wie aus dem geistigen Urgrunde nicht blos die intellectuelle sondern auch die materielle Welt habe hervorgehen können, wie die Einheit, das wahre Sein, sich zur Vielheit gestaltet habe, deren Ziel doch wieder das endliche Aufgehen in dem einheitlichen Urquell sei; schuf die indische Philosophie den Begriff der Täuschung (Maya), durch den die Welt entstanden sei und bestehe. Es gebe nur Ein wahres Sein, die einheitliche Weltseele, das Urbrahma; dieses habe durch einen Akt der Selbsttäuschung sich zur Welt der Vielheit entfaltet, an welcher daher auch die Täuschung als wesentliche Eigenschaft haften geblieben; die Welt sei nur ein Spiel der Urseele mit dem Schein und habe keine Wahrheit und keine Berechtigung zur Existenz; die Täuschung der Sinne spiegele uns eine Welt mit verschiedenen Formen und Erscheinungen vor, wo doch nur die Eine unterschiedslose Wesenheit wahres Sein besitze. Das transscendente Brahma ist allein wirklich, absolut und unendlich, aber unpersönlich. Dies sei auch der eigentliche Sinn der Vedenlehre. Die Erlösung geschieht durch die Erkenntniß der Einheit mit dem ungetheilten absoluten Brahma. Dieses Verschwinden im Allwesen, auf dem Wege der Erkenntniß, befreit von jeder Wiedergeburt. Die Chinesen, von dem Dualismus ausgehend, faßten die Welt als Inbegriff und Abglanz der himmlischen Ordnung, die Inder dagegen gelangten im Streben nach dem Ureins zur kühnen Verneinung der Welt; „um die Welt der Vielheit zu begreifen," heißt es bei Wuttke, „suchte der ringende Geist die Einheit, und da er sie gefunden, verschwindet ihm die Welt". Mimamsa. Die Maya der Weltschöpfung.

Dem Brahmanen ist die Weltschöpfung ein Ausströmen und Entfalten aus einer Urquelle, aus einem Urkeime; alle Kosmogonien, ein Lieblingsthema der indischen Philosophie, drehen sich um den Gedanken der Emanation. „Wie die Funken aus der Flamme," heißt es bei Manu, „oder einem glühenden Eisen hervorgehen tausendfach, so gehen alle Wesen hervor aus dem Unveränderlichen, und kehren in dieses zurück." Diese Emanation ist nicht ein sittlicher Schöpfungsakt, nicht eine mit klarem Bewußtsein und freier Willenskraft vollbrachte That; die Weltbildung ist gleichsam nur ein Spiel, ein leicht vorübergehender Traum, es ist dem Brahma nie recht Ernst damit, daher wird auch nichts daraus. Und dieses Gefühl von der Nichtigkeit der Welt, der trübe Gedanke, daß diese Fülle bunter Gestalten, dieser Reichthum mannichfacher Erscheinungen nichts sei als Schein und Sinnentäuschung ohne Wirklichkeit und Wahrheit, spricht sich in allen Aeußerungen des indischen Bewußtseins aus, gibt sich in der Poesie, in dem religiösen und politischen Leben kund; das Erdenwallen gleicht nach Emanationslehre.

dieser Anschauung „dem zitternden Tropfen am Lotosblatte".*) Die Gottesfunken, die bei der Weltentfaltung aus dem Urgeiste ausströmten, theilten sich zwar allen Wesen mit und von ihrer Menge und Stärke hängt der Grad der Vollkommenheit und der Nähe oder Entfernung von Brahma ab; aber dieser Ausfluß des Urlichts gestaltet sich in der Creatur nicht zu einem freien, sittlichen Geist, nicht zu einem selbstthätigen Lebensprinzip; er bleibt ein ruhender Funken, ein von Brahma ungetrennter Theil, der von der umgebenden Materie und Körperlichkeit nicht berührt wird und keinen Einfluß auf sie übt. Der Geist des Menschen hat mit der Welt der Vielheit nichts zu thun; gleichgültig und stumpf gegen alles Fühlen, Wollen und Denken versenkt er sich allein in die Betrachtung des einzigen Gedankens: „Ich bin Brahma!" So lange die Seele ein selbständiges Dasein fühlt, so lange sie von äußern Eindrücken berührt wird, befindet sie sich „in der Verdunkelung"; alles Thun und Handeln, alle Empfindungen von Freude und Schmerz gehen von den Sinnen, vom Körper aus, und sind ohne Wahrheit und Wirklichkeit; nicht in einem sittlichen Handeln, nicht in einer freien selbständigen Persönlichkeit zeigt sich die göttliche Ebenbildlichkeit, sondern in dem Loslösen von dieser Welt des Scheins und der Sinne, in der Erkenntniß, daß die Menschenseele und die Weltseele Eins und Dasselbe sei, daß nur Brahma wahres Sein besitze. Das Denken und Forschen nach dem ewigen Urgrund, nach der alleinigen Wahrheit erschien daher als Zweck und Aufgabe des Lebens, und das Versenken in das Urbrahma als Heil und Ziel des Daseins. Dieses Sinnen und Nachdenken, wodurch die Seele aus der Welt der Täuschung, aus den Affekten der Sinne zu sich selbst kommt, galt für den einzigen wahren Lebenszweck des Inders.

So wurde also durch die Macht des Gedankens der Satz aufgestellt und kühn durchgeführt, daß die reale Wirklichkeit, daß Alles, was uns umgibt, nur Schein und Sinnentäuschung sei; daß nur Eine Substanz, die unsichtbare Weltseele, „welche die Körperwelt wie luftige Blasen aus sich emporsteigen und wieder in sich zurückfallen lasse", wahrhaft existire. In diese Ursubstanz, in dieses ruhende Sein müßten alle Wesen zurückkehren, wie die Wassertropfen in das Weltmeer. Die indische Speculation kam somit zu einem Pantheismus, der Alles vernichtete, der die Welt und die Natur, die Materie und die Menschenseele in der Allgottheit, in der Ureinheit aufgehen ließ, der die Aufgabe der Creatur in die Selbstvernichtung, in das Auflösen alles Persönlichen, in die Vereinigung alles Besondern und Individuellen mit der Weltseele, mit Brahma, setzte.

Die Sankhya-lehre. Diese Theorie, daß nur die geistige Substanz wahrhaftes Sein besitze, die Naturwelt dagegen, die materielle Vielheit auf Illusion und Sinnentäuschung beruhe, widersprach zu sehr der alltäglichen Wahrnehmung, der handgreiflichen Erfahrung, als daß nicht ein Rückschlag gegen dieselbe hätte erfolgen sollen, wenn sie gleich in dem indischen Bewußtsein tiefe Wurzeln gefaßt hatte und als orthodoxer Ausdruck der Brahmalehre galt. In dem System der Sankhya („Erwägung"), als dessen Begründer Kapila genannt wird, tritt der Materialismus gegen den Pantheismus in die Schranken, indem hier die Ewigkeit der Materie und die Wirklichkeit des Indivi-

---

*) Ein Tropfen, der am Lotosblatte zittert,
So ist das flücht'ge Leben schnell verwittert. —
Acht Urgebirge nebst den sieben Meeren,
Die Sonne, wie die Götter selbst, die hehren,
Dich, mich, die Welt, — die Zeit wird All's zertrümmern,
Warum denn hier sich noch um irgend etwas kümmern?
(Sankara Acarya nach Höfer.)

duums in ähnlicher kühner Uebertreibung nachgewiesen wird, wie in der Mimamsa die alleinige Existenz der Einheit. Urmaterie und Entwickelung sind die beiden Themata der Sankhyalehre. Die Entwickelung der unerschaffenen und ewigen Materie geht aus von der gleichfalls unerschaffenen Seele; über den Gegensatz beider Prinzipien kommt die Sankhya-Philosophie, die auf den Namen Aniçvara, d. h. herrenlos, atheistisch, Anspruch machte, nicht hinaus. Das richtige Verhältniß zwischen Geist und Materie, zwischen Gott und Welt, wurde in beiden Systemen verfehlt; wenn dort versucht wird, durch den Brahmabegriff „die Welt aus den Angeln zu heben", so wird hier die Entstehung der materiellen Objekte aus einem gleichartigen Urgrund durch eigene inwohnende Kräfte und die Wirklichkeit der selbstbewußten Individualität dargethan.

Nach der Sankhyaphilosophie trägt die Naturwelt ihr Lebensprinzip in sich selbst, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen rührt von einem Kreislauf des Lebens, von einem ewigen Entstehen, Verwandeln und Vergehen durch inhärirende Naturkräfte her. Dieser durch sich selbst bestehenden Welt der materiellen Vielheit stellte Kapila eine gleichfalls ewige, unabhängige und in unendliche Theile auseinandergehende Geisteswelt gegenüber, deren einzelne eigenschaftslose Theilchen einfach, ununterschieden und unthätig in dem Weltenraum schwebten und erst durch Verbindung mit der Körperwelt Bewußtsein, Willenskraft und andere geistige Eigenschaften annähmen. Dieses intelligente Prinzip in seiner endlosen Vielheit, die Seelen der lebenden Wesen, bekleide sich mit einem materiellen Körper und erhalte dadurch Gestalt und individuelles Dasein; und wenn der eine Körper dem Gesetze der Vergänglichkeit verfällt, so wählt es willkürlich einen andern, und wird dadurch auch wieder ein Anderes. Denn diese Seele bleibt ein passives, bild- und farbloses Prinzip, das seine Besonderheit wie die Impulse seiner Thätigkeit nur durch die natürlichen und materiellen Elemente, womit es umgeben ist, empfängt; alle Thätigkeit und alles Leben, Erkenntniß, Selbstheit, Sinnlichkeit, fällt auf die Naturseite des Menschen, nur durch den Körper steht der Geist in Verbindung mit der Welt. Aus dieser Vereinigung des geistigen Prinzips mit der Natur bildet sich die vorhandene Welt. Aber auch nach Kapila's Ansicht befindet sich die Seele durch diese ihre Verbindung mit der materiellen Natur in einem ihr nicht angemessenen, gesunkenen und unseligen Zustande und die Aufgabe des Lebens sei, sie aus diesen Banden zu befreien; diese Befreiung könne aber nicht durch Opfer und Büßungen, nicht durch Werke der Andacht bewirkt werden, sondern einzig und allein durch die wahre Erkenntniß. Die Einsicht, daß die Seele ein für sich bestehendes, von dem Körper völlig verschiedenes Wesen sei, ist auch ihm der Anfang der Weisheit; indem aber der Geist sein „absolutes Fürsichsein" begreift, trennt er sich von der Natur, dem Leibe, und wird seiner selbständigen Existenz und seiner vom Materiellen verschiedenen Beschaffenheit bewußt. Diese „Enthüllung des Geistes" von den Banden der Natur ist seine Erlösung, denn der Erkenntniß folgt auch das Streben, durch Versenkung in den Geist, durch Fernhaltung aller störenden äußern Eindrücke, die völlige Befreiung zu bewirken. Natur und Geist gehen nun immer mehr aus einander, wenn auch das Leben noch eine Zeitlang fortdauert, „wie ein geschwungenes Rad sich noch fortdreht". Die völlige Auflösung des individuellen Daseins durch Askese und Contemplation erscheint somit auch nach dem Sankhyasystem als der Gipfel der Weisheit und Heiligung.

Verschieden in ihren Prinzipien und die orthodoxe Brahmalehre mit den Waffen des Rationalismus und Skepticismus kühn bekämpfend, kam demnach Kapila's Philosophie am Ende dennoch zu der dem indischen Bewußtsein tief inwohnenden Grundansicht, daß die Außenwelt keine wirkliche Realität habe, daß die Verbindung von Geist und Materie nur eine scheinbare, illusorische sei, die bei tieferer Erkenntniß

schwinde, und daß dem Geist endlich der Sieg und die Herrschaft zufalle über das Reich des vergänglichen Stoffes.

So gelangte die indische Philosophie zu derselben Anschauung wie die Religionslehren der Brahmanen. Sie erweiterte die Kluft zwischen Natur und Geist, förderte das Streben der Priester, Körper und Seele auseinander zu reißen und arbeitete somit der strengen Büßermoral in die Hände, welche, das Fleisch als Hinderniß und Schranke einer Vereinigung der Seele mit Gott betrachtend, durch Ertödtung des Körpers diese Schranke niederzureißen suchte. Diese Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und der religiösen Speculation verbunden mit dem Hang der Nation zur Ruhe und Beschaulichkeit führten zu jenem Uebermaß der Askese, welches die Inder vor allen andern Völkern des Orients auszeichnete.

3) Buddha's Leben und Lehren. Entwickelung und Verbreitung des buddhistischen Religionssystems.

Die Sankhyaphilosophie, welche mit kühner Skepsis die brahmanische Lehre von der Alles erfüllenden Weltseele verwarf, die Existenz der Götter leugnete und die materielle Welt durch einen Lebens- und Uebergangs-Prozeß aus sich selbst hervorgehen und verwandeln ließ, trug den Keim der Buddhalehre, des ausgebreitetsten Religionssystems im ganzen Morgenlande, in ihrem Schooße.

Buddha's Leben. In Kapilavastu, dem Hauptorte eines kleinen Königreiches gleichen Namens im Lande der Kosala an den Vorhöhen des Himalaya im nördlichen Indien, wurde, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, ein Königssohn (Siddhartha) geboren, der in der Folge den Ehrennamen Buddha, d. h. der aus der Nacht des Irrthums Erweckte oder Erleuchtete, empfing. Von schönem wohlgestaltetem Körper vermählte er sich im sechzehnten Jahre mit drei Frauen und verbrachte sein Leben anfangs in Wollust und Genuß. Aber ergriffen von dem in der Welt herrschenden Elende*) entsagte er in seinem neunundzwanzigsten Jahre der Krone, schor sein Haupt und verließ, in ein gelbes Gewand gekleidet, heimlich seinen Palast und seine Frauen, um in der Einsamkeit über die Leiden der Menschheit und ihre Erlösung nachzudenken. Er nannte sich Çakyamuni, d. i. Einsiedler aus dem Kriegergeschlechte der Çakya, oder auch Gautama nach einer andern Abstammung, und pilgerte zuerst um Almosen bettelnd nach den Einsiedeleien in der Nähe der Stadt Radjagriha, um bei den Büßern und Brahmanen Belehrung

*) Sein Entschluß wird in den Legenden dadurch motivirt, daß er auf einer Spazierfahrt einen alten Mann, einen Kranken, einen Leichnam und einen Priester erblickte und dadurch veranlaßt wurde, über Alter, Krankheit, Tod und das priesterliche Leben nachzudenken. Er besuchte nachher ein Dorf und versank unter einem Gambubaume in Nachdenken über den elenden Zustand der Dorfbewohner. Lassen II, 69.

zu suchen. Daher wurde Magadha, obwohl nicht das Vaterland des Religionsstifters, von allen buddhistischen Völkern als Geburtsstätte des Buddhismus betrachtet. Aber unbefriedigt von ihrer Weisheit, zog er sich nach einiger Zeit ganz in die Waldeinsamkeit zurück und verlebte sechs Jahre am Ufer des Flusses Nairanjara (eines südlichen Nebenflusses der Ganga), ohne Feuer und unter den härtesten Büßungen, Kasteiungen und Meditationen, bis ihm endlich nach einem fünfzigtägigen Nachdenken die Erleuchtung und die Erkenntniß der Wahrheit zu Theil ward. Nun trat er als Lehrer und Religionsstifter auf, indem er von einigen Schülern begleitet das Gangesgebiet durchwanderte, in Stadt und Land seine Lehre verkündete und alles Volk aufforderte, nicht durch Büßungen und todte Werkheiligkeit, sondern durch Erkenntniß der Wahrheit Zuflucht und Heilung von den Leiden und Widerwärtigkeiten des Erdenlebens zu suchen. Seine erste Predigt hielt er in dem „Gazellenhaine" bei Benares über das Thema vom Uebel und von der Erlösung. Als Bettler mit einem Topf zum Almosensammeln in der Hand zogen er und seine Jünger lehrend und predigend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Wohlwollend, sanftmüthig und demüthig gewann Buddha bald Aller Herzen und fand großen Anhang. Uebernatürliche Wunderthaten wurden ihm erst in den spätern Legenden zugeschrieben; aber der Glaube, daß er vermöge der ihm inwohnenden Allwissenheit die Kenntniß der früheren Geburten aller Menschen besitze, war schon frühe herrschend und wurde von ihm bei seinen Bekehrungen erfolgreich benutzt. Selbst einige Könige, vor allen der mächtige Bimbisara von Magadha und der Herrscher von Kauçambi, begünstigten seine Lehre. Doch wendeten sich ihm vorzugsweise die Armen und Niedrigen zu und suchten Erlösung bei ihm vor dem Hochmuth der Brahmanen und dem Druck des Kastenwesens. Zwar hat Buddha selbst das Kastenwesen nicht bekämpft, aber die Aufhebung desselben liegt als Consequenz in seiner Lehre, welche alle Menschen zur Theilnahme am Heile berief. Nach zwanzigjährigem Wandern und Lehren zog er sich wieder in die Stille zurück und starb als achtzigjähriger Greis in der Nähe von Kuçinagara, am Flusse Hiranyavati, zwei starke Tagereisen östlich von seiner Vaterstadt, wie man sagte, unter demselben Feigenbaume (Bodhi-Baum, d. h. „Baum der Erkenntniß"), wo ihm zuerst die vollkommene Erleuchtung zu Theil geworden. Das Todesjahr wird verschieden angegeben. Die Einen nehmen 477, die andern 543 v. Chr. an. Sein Leichnam wurde mit fürstlicher Pracht verbrannt und seine Asche in einer goldenen Urne verwahrt, später aber an die acht Städte vertheilt, welche in dem Leben des Weisen von Bedeutung gewesen. Er starb, um nicht wieder geboren zu werden.

Die Materie.

Wie die Sankhyaphilosophie tritt auch Buddha's Lehre zunächst dadurch der herrschenden Brahmareligion entgegen, daß sie die Naturwelt nicht aus einer göttlichen Urseele herleitet, sondern die Vielheit der Wesen anerkennend, Alles nach einer innern Naturnothwendigkeit in der Verkettung von Ursachen und Wirkungen, in stets sich

wiederholenden Umwandlungen und Zerstörungen entstehen und vergehen läßt. „Der Stoff, das in sich vielfache, mit der Grenze und Verneinung durchzogene endliche Sein ist das alleinige Dasein.“ (Wuttke.) Wie die Brahmalehre die Welt verneint, so verneint die Buddhalehre die Gottheit.

Die Nichtigkeit alles Bestehenden.

Diese Welt der Vielheit ist nach Zeit und Raum begrenzt und beschränkt, mithin ist, da alles Bestehende einen Anfang und ein Ende hat und folglich irgendwo und irgend einmal nicht ist, das Nichtsein der eigentliche Grund der Welt. Aus dem Leeren, aus dem Nichts, entstehen die Welten und zwar in zahlloser Menge neben und nach einander. Sie kommen und verschwinden „wie Wasserblasen auf dem Sumpf“. Dieser ewige Kreislauf von Geburt und Tod, Entstehen und Vergehen heißt dem Buddhisten Samsara und ist das eigentliche Grundübel. Wie sich die thatsächliche Welt aus der unendlichen Leere bildet, ist nach Buddha's Lehre für die menschliche Erkenntniß unerforschlich. Diese hält sich nur an die wirklichen Erscheinungen; die phantastischen Kosmogonien, woran der Buddhismus nicht minder reich ist als die brahmanische Religion, stammen aus spätern Zeiten.

Die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Vorhandenen ist demnach der Grundgedanke und Ausgangspunkt der Buddhalehre; Alles ist eitel und muß untergehen, und aus den Trümmern dieser Welt steigt kein wahres Sein siegend empor. Diese Erkenntniß ist der Anfang aller Weisheit, die daher mit einem tiefen Wehmuthsgefühl, mit einem „Weltschmerz“ beginnt. Die Welt hat keinen Grund und kein Recht zu bestehen; geschaffen durch die unbegreifliche Macht der Finsterniß ist sie vom Uebel, und neigt sich gleich nach der Schöpfung dem Untergang entgegen; darum unterliegt Alles dem Schmerzensdasein und der Vernichtung. „In tiefem Schmerze windet alles Lebendige sich, bis es dem Tode verfällt, und das Bewußtsein dieses Schmerzes ist der Anfang und das Ende aller Weisheit.“ — Der Buddhismus kennt keinen Weltenschöpfer, keine Weltseele, keine ewige Materie, nur eine anfangslose Weltumwälzung des Entstehens und Vergehens, unter dem Bilde eines von Ewigkeit an rollenden Rades. Der Grund des fortwährenden Umwälzungsprozesses ist nur das Schicksal, d. h. das Product des Verdienstes und der Schuld der beseelten Geschöpfe in ihren früheren Existenzen.

Zustand des Elends in der Welt.

Die Welt ist von vier Hauptübeln wie von vier Meeren erfüllt: Geburt, Alter, Krankheit und Tod; zu diesen Hauptübeln gesellt sich für die verschiedenen Wesen in der dreifach getheilten Welt noch viel anderes Elend, für den Menschen die Unruhen eines Daseins voll Anstrengungen und Plänen, voll Täuschungen und Verlusten. Die Erlösung von allem Uebel, die Befreiung von diesen und andern Schmerzen des Erdenlebens ist das Ziel der Buddhalehre. Der erste Schritt zur Erreichung dieses Ziels ist die Erkenntniß folgender vier Grundwahrheiten: „daß der Zustand des Elends überhaupt stattfinde, daß dieses Elend überall walte, daß es eine endliche Befreiung aus demselben gebe, daß aber dieser Befreiung zahllose Hindernisse sich entgegenstellen“.

Ziel der Erkenntniß.

Von der Einsicht in die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Vorhandenen gelangt der Mensch leicht zu der Erkenntniß, daß alle lebenden Wesen ohne Ausnahme dem Uebel und damit dem Schmerz unterworfen sind, und zu der weiteren Erkenntniß, daß dieser Schmerz von den Dingen der Außenwelt, von den Sinnen und von dem Körper herrühre. Aus dieser Einsicht geht das natürliche Bestreben hervor, sich von denselben „loszubinden“. Dies geschieht, indem der Mensch, dem Gesetz der nothwendigen Verkettung von Ursache und Wirkung folgend, an der Hand der Dialektik den Grund des Schmerzes zu erforschen und zu vernichten sucht. So steigt er vom „Verlangen“, von den Trieben und Begierden, als den nächsten Ursachen des Schmerzes,

abwärts zur „Empfindung", der Grundlage des Verlangens. Hat er sich durch Nachdenken überzeugt, daß die Empfindung vorübergehend und vergänglich, daß sie „leer und ohne Substanz" ist, so ist er auch davon befreit, so hängt sein Herz nicht fester an den nichtigen Dingen, auf die sein Empfinden und Verlangen anfangs gerichtet gewesen, als „der Wassertropfen an dem Lotosblatt". Eben so wird er sich auch durch Nachdenken von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Sinne und des Körpers überzeugen und durch die Einsicht von ihnen emancipirt, „losgebunden" werden. Denn sobald die menschliche Seele durch Betrachtung zu der Erkenntniß gelangt ist, daß irgend ein Gegenstand, irgend eine Empfindung eben so gut sein als nicht sein kann, mithin nicht sie selbst ist, so ist sie auch davon befreit; nun tritt ihr aber in den Zügen des allwaltenden Todes die Nichtigkeit der Sinne und des Körpers fortwährend entgegen, und drängt ihr die Einsicht auf, „daß der Körper nichts Wesentliches, nicht die Seele selbst ist". Sind aber die Ursachen der Schmerzen nicht wirklich, so ist der Mensch auch frei von denselben und dieser gelangt somit durch Meditation zu einem Zustand, wo er, „losgebunden von allen Banden, Neigungen, Anhänglichkeiten an die Welt, das Glück und die Freuden der Ruhe empfindet".

Aber es war nicht genügend, der Seele für das gegenwärtige Dasein diesen Zustand der Ruhe und Schmerzlosigkeit zu erringen, sie sollte auch von den Qualen der Wiedergeburten befreit werden. Denn auch den Glauben an die Seelenwanderung hatte Buddha mit vielen andern Dogmen aus der Brahmalehre beibehalten. Nach dem Gesetze der Verkettung von Ursache und Wirkung ist der Zustand des gegenwärtigen Daseins stets eine Folge der in einem früheren Leben vollbrachten Handlungen, jeder Mensch ist somit Herr und Urheber seines Schicksals. Auf demselben Wege dialektischer Folgerungen wie bei der Erkenntniß gelangt nun Buddha zu dem Resultate, daß das Ziel der Welt in der Rückkehr zu dem Nichtsein, in dem Eingehen in das Nirvana bestehe, daß folglich die Wiedergeburt nur durch die Vernichtung der Einzelexistenz, nur durch das Verlöschen der Seele im Nichts verhindert werden könne. Die letzte Ursache alles Seins ist das Nichtsein, ist die Begrenzung, ohne welche die individuelle Existenz nicht begriffen werden könnte; diese Nichtigkeit, die das innere Wesen der Welt ausmacht, muß zuletzt Alles durchdringen, alle Formen von sich abstreifen. Alle Entwickelung führt zur Auflösung in das Nichts; „der Strom des Lebens rauscht der Vernichtung zu und zuletzt wird Alles, wie es im Anfang war, — die große Ruhe des Nichts". Jede Geburt ist ein Uebel; nur ein ewiger Tod, nur das Verlöschen der Existenz im Nirvana, in dem endlosen Leeren, kann daher wahrhafte Rettung bringen. Die Ursache des menschlichen Daseins ist seine Natur, seine intellectuelle Anlage, die durch ihr eigenes Wesen gezwungen ist, immer wieder neue Formen anzunehmen, sich immer wieder mit einem neuen Kleide „aus den Stoffen der Natur, aus den Elementen" zu umgeben. Dieser fortwährenden Wandelung und Wanderung der Seele kann nur durch die Vernichtung der intellectuellen Anlage ein Ziel gesetzt werden; nur wenn das Lebensprinzip in das Nirvana eingegangen ist, kommt das Individuum zur Ruhe. Die Aufgabe des Lebens besteht also nach Buddha's Lehre darin, die Seele zuerst loszubinden von den Dingen der Außenwelt durch die Betrachtung ihrer Nichtigkeit und Vergänglichkeit, dann aber auch die intellectuelle Anlage, die Ursache der individuellen Existenz, die Möglichkeit und Bedingung der Persönlichkeit aufzulösen, damit jedes Selbstbewußtsein aufhöre und die Seele in dem Nirvana, in dem absoluten Leeren, „wo nichts von den Elementen der Existenz übrig bleibt, wo kein Einzeldasein mehr ist, wo Form, Gefühl, Gedanke, Erkenntniß aufhören", ihr Ende findet, und nicht wieder geboren werden kann. Um dahin zu gelangen sollte jede innere und äußere Berührung mit der Welt

Das Nirvana.

Das höchste Gut.

aufgehoben werden. Nach Buddha's Lehre besteht also das höchste Gut in dem Freisein von jeder Empfindung und Vorstellung, in der vollständigen Vernichtung des denkenden Prinzips im Menschen; dies geschieht durch den Eintritt der Seele in das Nirvana (d. h. Auslöschen), den er sich als das Erlöschen oder Ausflackern einer Lampe vorstellt, wenn der Brennstoff gänzlich erschöpft ist. Noch jetzt ist streitig, ob das Nirvana zu fassen sei als eine vollständige Vernichtung der Seele, oder als ein Zustand der Ruhe, der Indifferenz zwischen Lust und Unlust. Jedenfalls ist es ein Erlöschen der Ichheit; das größte Uebel ist das Dasein, Buddha befreit vom Dasein; denn die Seele, die alle Lust an der Existenz verloren hat, wird nicht wieder geboren. Das endliche definitive Erlöschen der Reihenfolge von Seelen, deren immer eine aus der vorhergehenden entsteht wie der Baum aus der Frucht eines früheren Baumes, ist eben das Nirvana. — Der Weg aber, der zum Nirvana führt, ist Sammlung (Samadhi) und Beschauung (Dhyana), Rückzug aus der Welt der Erscheinung und Täuschung, Lossagung von jeder Bestimmtheit des Willens sowohl als der Vorstellung, vollkommene Leerheit und Apathie. Aber wenn auch über den Begriff des Nirvana die Buddhisten in der Folge verschiedene Auffassungen aufstellten, indem sie sich das Erlöschen der Seele bald als eine vollkommene Ruhe und Apathie aber mit dem Bewußtsein der Persönlichkeit, bald als gänzliche Auflösung des Lebensprinzips in dem unendlichen Leeren dachten, so ist doch in der ganzen Anschauungsweise der brahmanische Ideengang nicht zu verkennen. Die Welt der Vielheit ist unwahr und vom Uebel, Schmerz und Elend ist ihr innerstes Wesen, Tod und Untergang ihre Bestimmung; der Zustand der Seligkeit tritt erst ein, wenn alle individuelle Existenz in der Einheit aufgeht, entweder so, daß das Lebensprinzip als Theil der Weltseele zu seiner Urquelle zurückkehrt oder daß es, als stoffartige Wesenheit den Gesetzen der Materie unterworfen, der gänzlichen Vernichtung anheimfällt. Das richtige Verhältniß von Geist und Materie, von Einheit und Vielheit herzustellen, blieb dem indischen Denkvermögen ein ungelös'tes Problem.

Aber nicht nur in der Aufstellung des höchsten Gutes und letzten Zieles stimmte die Lehre Buddha's mit dem Religionssystem der Brahmanen überein, auch der dialektische Gang der Speculation, auch die phantastische Verstiegenheit, auch die Mittel und Wege, dieses Endziel alles Daseins zu erreichen, diesem ruhelosen Wandern der Seele ein Ende zu machen, kamen auf Eins heraus; möglichste Befreiung von den Banden des Körpers, von den Einwirkungen der illusorischen Naturwelt, sei es durch tiefe Meditation über das Urbrahma, sei es durch ein allmähliches Auflösen aller Grundbestandtheile der individuellen Existenz, durch Ertödtung aller Empfindungen und Vorstellungen, war die gemeinsame Lebensaufgabe, Vernichtung des Fleisches durch Askese das gemeinsame Sittengebot. Nur in den äußern Formen und in ihrem praktischen Auftreten wichen beide Religionsparteien von einander ab. Auch Buddha verlangte von seinen Anhängern völlige Entsagung der Welt, ihrer Lüste und Reize; aber er verwarf die strengen und grausamen Büßungen der Brahmanen. Wie er selbst in ein einfaches gelbes Gewand gehüllt um Almosen bettelnd geschornen Hauptes und Bartes die Welt durchzog und dem Volke den Weg des Heils zeigte, so sollten auch seine Jünger ihr Leben in Keuschheit und Armuth zubringen und durch die Niedrigkeit ihrer äußern Erscheinung die Nichtigkeit alles irdischen Daseins zum Bewußtsein führen. Der wahre Fromme soll als Einsiedler leben oder heimathlos umherwandern, sich in ein aus gelben Lumpen zusammengesetztes Kleid hüllen, die leiblichen Bedürfnisse durch Betteln befriedigen, der Ehe und den Banden des Familienlebens entsagen und gegen Freude und Schmerz die kälteste Gleichgültigkeit, die

größte Apathie zeigen. In der Todesruhe des Gemüthes soll er die tiefe Verachtung alles Vergänglichen und Sinnlichen kund geben.

Ein eheloses Einsiedler- und Bettlerleben war somit der eigentliche Beruf des Buddhaheiligen, der von den Fesseln des Fleisches frei sein wollte; allein die Schärfe der Consequenz brach sich an der Härte der Wirklichkeit. Nicht alle Menschen können betteln, nicht alle können im Cölibat leben. Es trat daher in der Praxis eine Scheidung ein zwischen den strengen Nachfolgern des Religionsstifters, welche, ihr Leben der Erforschung der höchsten Wahrheiten widmend, sich der Welt entzogen und in Keuschheit und Armuth als Einsiedler oder in klösterlicher Genossenschaft dahinlebten und in solche Anhänger, die im Allgemeinen den Lehren und Geboten Buddha's folgten, ohne jedoch der bürgerlichen Gesellschaft, der praktischen Werkthätigkeit und dem ehelichen Leben zu entsagen, es bildete sich mit der Zeit ein geistlicher Stand (Bhikshu) und ein Laienstand. Hat doch, wie die Tradition ohne Ausnahme angibt, schon Buddha selbst auch solche Mitglieder zugelassen, die vom Gelübde der Armuth und der Keuschheit, wie vom Einsiedler- oder Klosterleben entbunden waren. So traten zu den Bhikshu, geistlichen Bettlern, die Upasaka, Laienbrüder. In dem gegenseitigen Verhältnisse beider zu einander lag die große Bedeutung und Wirksamkeit des buddhistischen Glaubenssystems. Während nach der brahmanischen Lehre alle Vortheile der Heiligkeit, alle Vorzüge der Religionserkenntniß nur den Brahmanen zu gute kamen, die dann in geistlichem Hochmuth und gelehrter Dünkelhaftigkeit sich mit Verachtung von den untern Klassen abwendeten und einen sehr großen Theil des Volkes von aller religiösen Belehrung, von allen Segnungen der heiligen Wissenschaft ausschlossen, suchte Buddha den Schmerz und das Elend in der ganzen Welt wo nicht völlig zu vertilgen, so doch möglichst zu mindern. Auch diejenigen Klassen, die nicht im Stande wären, durch Meditation und Erkenntniß sich von den Leiden der Erde und der Qual der Wiedergeburten ganz zu befreien, sollten doch nicht von den Früchten seiner Heilslehren ausgeschlossen sein, sollten wenigstens der Erde Elend leichter ertragen lernen, die Bürde desselben weniger fühlen. Er machte das Heil von dem Grade der Erkenntniß und der Weltentsagung abhängig, und indem er somit die Ueberwindung der Erdenleiden an die Befolgung seiner Lehren und Gebote knüpfte, legte er eines jeden Schicksal in seine eigene Hand und schloß Niemand von der beseligenden Kraft seiner Lehre aus. Die Bhikshu.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß alles Dasein vom Uebel ist, daß die Hauptursache aller Leiden und Schmerzen in der Welt selbst liegt, stellt Buddha für seine Anhänger die Pflicht auf, mit dieser in der „Erbsünde" befangenen Welt so wenig als möglich in Berührung zu kommen, einfach, still und friedlich zu leben und „Ruhe in die Sinne zu bringen". Bezähme die eigenen Triebe und Begierden, Wünsche und Gelüste, Leidenschaften und sinnlichen Erregungen, ertödte das Fleisch und laß dich von den nichtigen Freuden und Dingen dieser Welt nicht fesseln; so lauten Buddha's Vorschriften in Beziehung auf den Menschen selbst; darum werden Mäßigkeit in allen Buddhistische Sitten- und Pflichtenlehre.

leiblichen Bedürfnissen, Enthaltsamkeit von allen Lastern, Genüssen und Sinnenreizen, von aller Ueppigkeit und Pracht, Einfachheit und Keuschheit als Haupttugenden gepriesen. Ertrage Unrecht, Mißhandlungen und Beleidigungen Anderer mit Geduld und Sanftmuth, ohne zu hassen, ohne zu vergelten, ohne dich zu rächen, mindere die Leiden deiner Mitmenschen in dem Jammerthale der Erde durch Liebe und Barmherzigkeit, durch Mitleid und Wohlthun, durch freundliches Benehmen und brüderliche Gesinnung, heißt das Gebot der Pflichten gegen den Nächsten. Darum werden alle Werke der Liebe, wodurch das Elend und Leid des Erdenlebens gemildert wird, aufs Angelegentlichste empfohlen; man soll die Armen und Kranken pflegen, die Reisenden und Pilger gastfreundlich beherbergen, schattenreiche und fruchttragende Bäume und heilsame Kräuter an die Wege pflanzen, Brunnen graben u. dgl. m. Alle Handlungen der Lieblosigkeit, Härte und Selbstsucht vermehren das Uebel der Welt; in dem stummen Ertragen aller Begegnisse, in dem ruhigen Dulden eines durch den Schmerz gebeugten Herzens zeigt sich die höchste Tugend. „Nicht nur die Menschenopfer," sagt Köppen, „auch die Todesstrafe war, wie chinesische Pilger ausdrücklich berichten, in den buddhistischen Reichen Indiens aufgehoben." Das Gebot der Milde wurde besonders den Thieren gegenüber geltend gemacht, in deren Schonung die Buddhisten noch weiter gingen als die Brahmanen. Nichts Lebendes soll getödtet werden, sei es ein Mensch oder das kleinste Insekt; denn Buddha's Lehre will die Schmerzen mindern, nicht mehren. Ein buddhistischer König, Açoka von Magadha, nahm das Verbot, Thiere zu tödten, unter die Staatsgesetze auf und die spätern Legenden gefielen sich in Schilderungen von Zügen aus Buddha's Leben, die Zeugniß gaben von dem mitleidsvollen Herzen des Meisters für alle lebenden Wesen bis auf den Wurm und die Laus herab. „So faßt sich Buddha's Moral in die drei Grundsätze der Keuschheit, Geduld und Barmherzigkeit zusammen d. h. des mäßigen und leidenschaftslosen Lebens, des widerstandslosen, willigen Ertragens aller Unbill und aller unvermeidlichen Uebel und endlich des Mitgefühls und der wirksamen Hülfe für die Mitmenschen. Eine alte Formel sagt: Alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha." (Duncker.)

Gleichheit aller Menschen. Diese der indischen Natur und der drückenden Lage des Volkes entsprechende Moral verbunden mit den gewinnenden Eigenschaften des Meisters und der rücksichtslosen Kühnheit, womit er die Satzungen der Priestertradition und die Vorurtheile des Kastenwesens durchbrach, verschafften seiner Lehre in Kurzem viele Anhänger, deren Zahl in demselben Grade zunahm, als die Brahmanen ihn und seine Jünger haßten und verfolgten. So sehr auch Buddha in seinen metaphysischen Speculationen, in seinen von orientalischer Mystik und Phantastik angefüllten Theorien auf brahmanischem Boden stand, so daß er anfangs für einen brahmanischen Asketen gehalten wurde, so trat doch bald der innere wesentliche Unterschied hervor. Während die Brahmanen, stolz auf ihre Geburtsrechte, auf ihre bevorzugte Stellung, auf ihre Heiligkeit und Gelehrsamkeit, mit hochmüthiger Verachtung von dem Volke sich abwandten, die Schranken des Kastenwesens immer enger zogen und die auf die Offenbarung der Schrift gegründeten Heilslehren als Sondergut ihrer Schulen betrachteten, predigte Buddha die Gleichheit aller Menschen, richtete seine Lehren an alles Volk ohne Unterschied der Stände, an die Dvija wie

an die Çudra und Candala, an die Freien wie an die Sclaven und Frauen, und zerriß die im Oriente tief wurzelnden Vorurtheile von der bevorzugten Sonderstellung der einzelnen Nationen und Stände. Wenn er auch aus Klugheit die Kasteneinrichtung bestehen ließ und sie mehr ignorirte als bekämpfte, so setzte er sich doch thatsächlich über dieselbe weg, indem er seine Lehre „ein Gesetz der Gnade für Alle" nannte, Leute aus allen Kasten, ja sogar Ausgestoßene, Sclaven und Frauen unter seine Schüler und Eingeweihten aufnahm, und die Unterschiede unter den Menschen von dem freien Handeln und Wissen ableitete. Nur die Erkenntniß der Wahrheit und die Erfüllung der Pflichten verleihe einen Vorzug, Körper, Geburt und die ganze Außenwelt sei nichtig und ohne Werth; die Tugenden richteten sich nicht nach den Kasten und im schlechtesten Körper könne die beste Seele wohnen. In seinen Vorträgen, die er auf offener Straße und Marktplätzen oder in der freien Natur hielt, redete er nicht in der Sprache der Schriftgelehrten, in dem heiligen Sanskrit, sondern gewöhnlich in der Sprache des Volkes, im Pali*), zu den Armen und Geringen, zu den Mühseligen und Beladenen, erklärte ihr dermaliges Loos als Folge ihrer Verschuldung in einem früheren Dasein und richtete sie auf durch die Aussicht auf ein baldiges Erlöschen ihres leidenvollen Lebens im Nirvana, wenn sie seine Lehre erkennen und seine Gebote halten würden. Während die Brahmanen sich mit ihrer Heiligkeit brüsteten und wie die Pharisäer ihrem Gott dankten, daß sie nicht wären wie die Zöllner und Sünder, die Vaiçya und Çudra, lehrte und übte Buddha die Tugend der Demuth und Selbsterniedrigung, und wies auf die gleiche Nichtigkeit und Gebrechlichkeit alles Irdischen hin; man solle nicht prunken mit seinen guten Werken und nach dem äußern Schein der Heiligkeit trachten, sondern, eingedenk der allgemeinen Gebrechlichkeit, in Reue und Demuth auf seine Brust schlagen; habe man sich versündigt, sei es durch die **That**, durch das **Wort** oder durch **Gedanken**, so bekenne man seine Vergehungen vor den Glaubensgenossen oder solchen, die einen höheren Grad der Heiligkeit erlangt haben und sühne die Schuld durch Reue und Besserung, nicht durch äußere Büßungen und Gesetzesdienst, welche nur die Schmerzen des Daseins vermehrten. Statt einer auf strenger Beobachtung unverständlicher Formeln und Ritualien, Opfergebräuchen und Ceremonien beruhenden religiösen Werkheiligkeit lehrte er eine wehmuthsvolle Einsicht in die Nichtigkeit des Vorhandenen, die Tugend der Ruhe und

Populäre Haltung der Buddhalehre.

*) Wahrscheinlich, sagt Lassen, richtete er sich nach dem verschiedenen Stande seiner Zuhörer und sprach zu den Brahmanen in ihrer heiligen Sprache, zu dem Volke in der seinigen, im Pali. Nur die ältesten Theile der heiligen Buddhaschriften sind im Sanskrit verfaßt, nämlich die auf der dritten Synode festgestellten heiligen Schriften der nördlichen Buddhisten (Hauptsitz dieser nördlichen Buddhisten waren die Länder Kosala und Videha, der südlichen die Insel Ceylon). Die heiligen Schriften der südlichen Buddhisten sind in der Pali-Sprache niedergeschrieben.

Entsagung und das Gefühl des Mitleids und Erbarmens als sichere Wege des Heils; statt der Reinigungen und Büßungen empfahl er stumme Resignation, Geduld und Ergebung und eine leichte Askese; und statt die Gemüther zu ängstigen durch die Qualen der Wiedergeburten und Höllenstrafen, welche die geringste Uebertretung der zahllosen Gebote und Vorschriften über die Schuldigen herabzog, brachte er die frohe Botschaft, daß durch ein Leben voll passiver Tugenden, deren Erfüllung dem quietistischen Morgenländer nicht sehr schwer fiel, die Wanderungen der Seele verkürzt, die erbliche Sündhaftigkeit gesühnt und der Uebergang aus diesem Dasein der Schmerzen in die selige Ruhe des Nirvana erlangt werden könnten.

Beseitigung der heiligen Schriften und der brahmanischen Götterlehre.

Wie Buddha durch die Verwerfung der Kastenunterschiede und durch die Milderung der Lehre von der Seelenwanderung der brahmanischen Weltanschauung einen mächtigen Stoß versetzte, so legte er auch dem ganzen mit so vieler Kunst und Klugheit Jahrhunderte hindurch ausgebildeten Religionssystem der Priester die Axt an die Wurzel, indem er die heiligen Schriften der Veden stillschweigend bei Seite schob, der ganzen gelehrten Theologie mit ihren Traditionen und Ritualvorschriften alle Autorität entzog, den ganzen Götterglauben und Opferdienst erschütterte und die reiche Mythologie mit ihren wunderlichen Phantasiegebilden umstürzte. Auch hierbei ging er mit großer Vorsicht und mit Schonung der überkommenen Ansichten und Lehren zu Werke. Indem er des Menschen Seelenheil von seiner eigenen Erkenntniß abhängig machte, untergrub er den Glauben an eine göttliche Offenbarung und das Ansehen der heiligen Schrift, womit auch die ganze mühsam aufgebaute Scholastik der Brahmanen zusammenfiel, und indem er das Nichtsein aller Wesen als erstes und einziges Prinzip seines Lehrgebäudes hinstellte, raubte er allem Creatürlichen, mithin auch den alten Göttern den Boden ihrer Existenz. Das Götter- und Geistergewimmel, womit die Brahmanen Himmel und Erde angefüllt hatten, verschwand vor Buddha's Lehre vom Nichts und vom Weltschmerz. Doch schonte Buddha überall den Volksglauben. So bezeichnet der Buddhismus „einen entschiedenen Gegensatz gegen die festgegründete Religion der Brahmanen, eine Verneinung der wahren Göttlichkeit der vedischen Götter und eine Verkündigung neuer philosophischer und socialer Lehren" (Max Müller). Aber wie die Brahmanen die uralte Sitte der Todtenopfer für die Verstorbenen auch nach Ausbildung der Lehre von der Weltseele noch fortdauern ließen, so duldete auch Buddha viele brahmanische Lehren und Einrichtungen, suchte ihnen aber eine andere Richtung zu geben.

So fanden in Buddha's Weltsystem, wonach das Universum in drei Abtheilungen mit vielen Stufen zerfiel, die brahmanischen Götter in den höheren Stufen, die den heiligen Berg Meru umgaben, ihre Stelle. Nach diesem Weltsystem befand sich unten die materielle Welt der Begierden in sechs Abtheilungen getheilt; „über ihr lag die farbige Welt, weniger stoffartig, aber doch immer noch eine Welt der „Gestalten", des Einzeldaseins, in 18 Stufen, oben war die farblose Welt, in welcher alle Unterschiede, alle Gestalten auf-

hören, wo keine Begierde und Unruhe mehr ist; auf der höchsten ihrer 4 Stufen hört alles einzelne Leben, alles Erkennen auf, da ist das Nichtsein in seiner Vollendung".

Vergötterung Buddha's.

Aber der Götter- und Geisterglaube wurzelte zu tief in der Natur des phantasievollen Volkes, als daß nicht mit der Zeit die brahmanischen Götter wieder ihren Weg in Buddha's Religionssystem gefunden hätten. War auch im Anfang die neue Lehre, daß alle Menschen durch die Erkenntniß der Nichtigkeit alles Creatürlichen und durch die Tugenden der Geduld, des Mitleids und der Barmherzigkeit dem Erdenleiden entgehen und in dem Nirvana die ersehnte ewige Ruhe finden könnten, mächtig genug, den Glauben an die Götter und Heiligen und an die übernatürliche Kraft der Büßer zu vernichten, so konnte der Volksglaube doch nicht lange mit einem Moralsystem und einem Lehrgebäude von abstrakten Speculationen befriedigt werden; die menschliche Sehnsucht bedurfte einer Persönlichkeit, die als Ideal aller Tugend und Weisheit auch der höchsten Macht theilhaftig war, um der gläubigen Menschheit in ihrem schmerzvollen Erdenwallen hülfreichen Beistand zu leisten. Als solche ideale Persönlichkeit konnte nur Buddha selbst angesehen werden, daher er von seinen Verehrern auch bald dem Kreise des Menschlichen entrückt, mit göttlicher Herrlichkeit angethan und durch Legenden und Wundersagen, die an phantastischer Uebertreibung den brahmanischen Dichtungen nichts nachgaben, als allmächtige Gottheit hingestellt und mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet wurde. Er, der seinen Zeitgenossen nur als der Weiseste und Tugendhafteste unter den Menschen erschienen war, der gelehrt hatte, die guten Handlungen zu verbergen und die Fehler zu bekennen, erschien bald in demselben Nimbus wunderbarer Heiligkeit, wie die großen Büßerheiligen der Brahmanen. „Er, der im ganzen Weltalle keinen Platz für ein göttliches Wesen gelassen hatte, ward nun selbst vergöttert von den Massen, die eine Person haben wollten, die sie anbeten, einen König, dessen Hülfe sie anrufen, einen Freund, vor dem sie ihren geheimsten Kummer ausschütten könnten." (Max Müller.) Seine Bevorzugung wurde nun weniger in seiner Lehre als in seiner überlegenen Weisheit und Wunderkraft gesucht, wodurch er die brahmanischen Götter und Weisen überwunden und sich dienstbar gemacht habe. Brahma und Indra und der ganze Götter- und Geisterschwarm, womit Himmel, Luft und Erde angefüllt waren, nahmen nun Buddha's Gesetz an und dienten ihm in Gehorsam und Unterthänigkeit. So fand im Laufe der Zeit auch im Buddhismus die Vielgötterei wieder Eingang, nur daß den überwundenen Göttern keine gottesdienstliche Verehrung, kein selbständiger Cultus zu Theil ward; sie bildeten gleichsam den „Hofstaat" Buddha's, dessen Macht und Größe dadurch in ein glänzenderes Licht gestellt werden sollte.

Der Buddha-Cultus.

Diese Verehrung des Religionsstifters, des Ideals jener göttlichen Weisheit und Tugend, wodurch die Leiden des Erdenlebens gemindert und ein seliger Tod ohne Wiedergeburt erlangt werden konnte, wurde nunmehr der Mittel-

punkt des Cultus für die Gläubigen. Einer Lehre, die keinen Schöpfer und Erhalter des Weltalls anerkannte, mußte ursprünglich jeder Cultus fern liegen; das echte Buddhathum hat keinen Cultus, sein Stifter hat keine Opfer, Ceremonien, Gebete irgend welcher Art angeordnet. An die Stelle der Gottesverehrung trat mit der Zeit der Bilder- und Reliquiendienst. Wohl aber kannte schon die ältere Zeit Bekenntnißformeln und Lobhymnen auf Buddha und seine Heiligen. Erst späterhin kam es auf, das blose Hersagen solcher heiligen Formeln, selbst ohne Verständniß der Sprache, für verdienstlich zu halten. Der Buddha-Cultus wandte sich zunächst den körperlichen Ueberresten des göttlichen Weisen zu, dessen Zähne, Haare, Knochen u. A., in viele tausend Theile getheilt und in kostbaren Gefäßen von Gold, Silber, Krystall und edlem Gestein über das ganze Land verbreitet, Veranlassung zur Errichtung von Gedächtnißhallen, Andachtsstätten und Tempeln gaben, in welchen jene Reste als Reliquien aufbewahrt wurden.

Die Stupa. Diese heiligen Monumente oder Erinnerungshallen, Stupa, gewöhnlich in Form eines Cylinders mit einer Kuppel, wurden der Sage nach schon um d. J. 250 v. Chr. von König Açoka von Magadha zu einer großen Zahl gebracht, indem er die in acht Städten aufbewahrten körperlichen Ueberreste Buddha's in 84,000 kleine Theile getheilt und zur Errichtung von Tempelhallen an die verschiedenen Städte und Ortschaften seines Reiches gesendet habe. So wurde denn der irdische Leib, den Buddha als vergängliche und nichtige Hülle ohne Werth dargestellt und gegen dessen seelenlose Ueberreste die Brahmanen eine so große Abneigung trugen, von den Anhängern des Weisen zum Gegenstand der Verehrung, zum Symbol des Glaubens, zum Mittelpunkt des Cultus erhoben. Und da, wie die Dogmatik der folgenden Jahrhunderte nachwies, in Buddha das Göttliche in Menschengestalt erschienen war, so war es nur folgerichtige Consequenz des Reliquiendienstes, wenn sie zur Erweckung der Andacht an den Wänden dieser Tempel Bildsäulen von Buddha aufrichteten, in bildlichen Darstellungen seine Handlungen und Wunderthaten verherrlichten und in Inschriften seine Aussprüche und die Hauptsätze seiner Lehre zu steter Erinnerung aufzeichneten. Sie stellten ihn sitzend dar mit gekreuzten Armen in der ruhigen Haltung des träumerischen Nachsinnens oder Lehrens und legten ihm alle körperlichen Vollkommenheiten bei. Auch die früheren und späteren Buddha's, besonders Maitreya, der zunächst erscheinende Nachfolger Çakyamunis, wurden verehrt und durch Bilder verherrlicht. Dadurch gab der Buddhismus zur Ausbildung der indischen Plastik und Baukunst einen mächtigen Anstoß. Die an diesen Stupa verrichteten Cultushandlungen waren höchst einfach. Da bei einer Religion des Weltschmerzes und der Barmherzigkeit von blutigen Opfern keine Rede sein konnte, so beschränkte sich der Religionsdienst hauptsächlich auf gemeinsame Erbauung durch Lesen und Vortragen der Lehren, Legenden und Wundersagen aus Buddha's Leben, auf Darbringung von Blumen und Wohlgerüchen als Zeichen der Verehrung, und auf Gebete, die, anfangs

nur in Herzensergießungen, in Schuldbekenntnissen und frommen Wünschen bestehend, allmählich in feste Formeln gefaßt wurden und zu einem äußern Lippendienst ausarteten.

Mit den Stupa waren gewöhnlich Versammlungshäuser, Vihara genannt, verbunden, wo die strengen Anhänger Buddha's, welche die Weihe als Bhikshu (Bettler) oder Çramana (Zähmer der Sinne) empfangen hatten, der Vorschrift des Meisters gemäß einen Theil des Jahres mit gemeinsamen Religionsübungen, Disputationen und Lehrvorträgen zubringen sollten. Diese in Zellen getheilten, für männliche und weibliche Bhikshu eingerichteten und der Leitung und Obhut eines Aeltesten unterstellten Gebäude entsprachen den Mönchs- und Nonnenklöstern der christlichen Zeit. Buddha hatte seinen Schülern zur Pflicht gemacht, in Keuschheit und Armuth ein thatloses, beschauliches Leben in Wäldern und Einöden zu führen, von den freiwilligen Gaben, die ihnen ohne ihr Heischen in den Betteltopf gelegt würden, des Leibes Nothdurft zu befriedigen und nur während der Regenzeit sich in feste Wohnungen zurückzuziehen und über die schwierigen Punkte der Lehre nachzudenken. Diese Vorschrift führte in der Folge an den Orten, wo sich die Bhikshu „zum Wohnen während der Regenzeit" gewöhnlich einzufinden pflegten, und an den heiligen Reliquienstätten die Anlegung großer Wohnungen zu einem gemeinsamen den Andachtsübungen und der heiligen Schriftforschung gewidmeten Leben mit bestimmten Ordensgesetzen herbei. Rasch vermehrten sich diese meistens in anmuthiger Umgebung erbauten und mit Bequemlichkeiten aller Art versehenen klösterlichen Obdachhäuser, wo die Bhikshu in leichter Asketik und mit der Freiheit, jeden Augenblick in die Welt zurücktreten zu dürfen, ein gemeinsames Leben führten und durch Anschlagen von Metallplatten oder Glocken zu ihren religiösen Verrichtungen gerufen wurden.

Die Vihara u. das Klosterleben der Buddhisten.

Hatte Buddha allen denen, so an seine Lehre glaubten und sein armes Leben nachahmen wollten, die Weihe eines Bhikshu ertheilt, so machte in der Folge der große Andrang eine Beschränkung in der Aufnahme und eine Rangordnung nach dem Grade der Heiligkeit nothwendig. Dem Eintritt in die Brüderschaft, der nicht vor dem zwanzigsten Jahre und nicht ohne Einwilligung der Eltern stattfinden durfte, und Gebrechlichen, Aussätzigen und Krüppeln versagt war, ging ein kurzes Noviziat, ein Unterricht in den Grundlehren des Buddhismus voraus, und neben der Autorität der Aeltesten wurde auch nach Verhältniß der Tugend und Erkenntniß und nach dem Grade der „Losgebundenheit" vom Ich ein stufenmäßiges Aufsteigen zu dem Range der Sakridagamin, Anagamin und Arhat festgesetzt, je nachdem sie, wie die ersten, nur noch Eine Wiedergeburt zu erwarten hatten, oder, wie bei den letzten, mit ihrem jetzigen Dasein ihre Existenz für immer erlosch. Die Arhat sind von den Fesseln der Nothwendigkeit befreit und im Besitz übernatürlicher Kräfte, die sie zur Milderung des in der Welt herrschenden Elends und Leids anwenden; sie gehören in die Reihe der Bodhisattva, der hülfreichen Schutzgeister, deren Bestimmung ist, alle Menschen der Buddhawürde theilhaftig zu machen und dadurch die Welt ihrem Ziele entgegen zu führen, allen Creaturen das ewige Heil zu verleihen. Ob der Unter-

Ordensgrade

schied zwischen Sakridagamin (d. h. der nur noch einmal wieder kommt) und Anagamin (der nicht mehr wiederkehrt) ein an Merkmalen kenntlicher war, bemerkt Köppen, oder ganz der Phantasie und dem Glauben anheimfiel, so daß jeder Fromme sich selbst in den einen oder den andern Rang einschätzen konnte, diese Frage harrt noch der Erledigung. Der Arhat ist frei von Sünde, frei von Unwissenheit, frei von den Beschränkungen und Bedingungen des Daseins. Der Bodhisattva strebt danach, nicht nur sich, sondern alle Classen der Geschöpfe aus dem unendlichen Meere des Todes und der Geburt zu erretten; er ist in der nächsten Geburt ein Buddha.

Die Synoden u. die Sutra.

Gibt sich schon in der schnellen Verbreitung der Vihara und der Zunahme der Bhikshu ein Streben nach religiöser Gemeinschaft kund, so tritt dieses in noch höherem Grade in der Einrichtung hervor, durch Synoden die Glaubenslehren festzusetzen, Vorschriften über Moral und Disciplin aufzustellen, kurz eine kirchliche Uebereinstimmung und Uniformität zu begründen. Wenige Jahre nach Buddha's Tod, erzählt die Legende, berief Kaçyapa, derjenige Schüler Buddha's, der dem Herzen des Meisters am nächsten gestanden, mit Einwilligung des Königs Ajataçatru von Magadha (546—514), den er für die neue Lehre zu gewinnen gewußt, die angesehensten und tugendhaftesten Bekenner zu einer „Versammlung des guten Gesetzes" während der Regenzeit nach Rajagriha. Auf dieser ersten Synode wurden innerhalb 7 Monaten aus der Erinnerung der Anwesenden die Lehren und Gebote, die Aussprüche und Vorschriften Buddha's aufgezeichnet und zu einem festen Kanon für Glauben und Leben erhoben. Sie zerfielen in drei Abtheilungen, daher Tripitaka (Dreikorb) genannt, in die Sutra oder Aussprüche und Reden Buddha's, in die Vinaya, Disciplin, und in die Abhidharma, Dogmatik oder philosophische Lehrsätze. Als dieses aus den Angaben und Zeugnissen der Jünger und Zeitgenossen zusammengestellte heilige Gesetz in den nächstfolgenden Jahrzehnten vielfach übertreten ward und ein weichliches Leben und eine schlaffe Moral unter den Bhikshu einzureißen begann, soll Revata, ein durch tugendhaften Wandel wie durch innere Erleuchtung hervorragender Gläubiger mit Einwilligung des Königs Kalaçoka von Magadha eine zweite allgemeine Synode nach der neuen Hauptstadt Pataliputra einberufen haben (c. 430 v. Chr.), um abermals eine „Feststellung des guten Gesetzes" vorzunehmen. Hier wurden durch 700 angesehene Buddhageistliche die Sutra, der heilige Kanon, in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt, die Neuerungen verworfen und die in ihren Irrlehren Beharrenden ausgestoßen. Seitdem nahm das Sektenthum im Buddhismus überhand. Eine dritte und letzte Revision des heiligen Gesetzbuchs fand auf der dritten feierlichen Synode statt, die König Açoka, der große Gönner und Verbreiter der von ihm zur Staatsreligion erhobenen Buddhalehre um 246 v. Chr. einberief, als durch die List der Brahmanen, welche die Bhikshutracht annahmen, Spaltung und Verwirrung unter den Buddhagläubigen entstanden war. Diese List der Brahmanen deutet wohl darauf hin, daß in der ersten Zeit die Buddhisten nur für eine der vielen Sekten der Brah-

manen galten und erst nach und nach im Laufe der Jahrhunderte der tiefe Zwiespalt zwischen beiden Systemen hervortrat. Die dritte Synode dauerte neun Monate. Diese durch das Beispiel der primitiven Buddhakirche geheiligte Sitte gemeinsamer Berathungen verblieb der Religion für alle Zukunft. Sie verhütete die Ausartung der Lehre in phantastische Systeme durch verstiegene Speculationen und schrankenlose Phantasiegebilde. König Açoka*) wurde in der Folge durch die Legenden der Buddhisten in ähnlicher Weise verherrlicht, wie Constantin durch die christlichen Schriftsteller. Die Erzählungen, daß er die Todesstrafe abgeschafft, daß er gegen Andersgläubige Milde und Duldung geübt und empfohlen, daß er Tausende von Bhikshu gespeist und Hospitäler nicht nur für kranke und schwache Menschen, sondern sogar für kranke und alte Thiere gegründet habe, daß er Befehl gegeben, für das Wohlsein der Menschen an den Wegen fruchttragende Bäume und heilsame Kräuter zu pflanzen, Brunnen zu graben und Ruhesitze zu errichten, beweisen, auch wenn man einige Uebertreibungen annimmt, daß er Buddha's Lehre tiefer in sich aufgenommen hatte, als Constantin das Evangelium, daß er nicht blos äußerlich dem Gesetze gehuldigt, sondern sich auch bestrebt habe, die Pflichten eines Buddha zu erfüllen, Sünden und Lastern zu entsagen und die Tugenden der Barmherzigkeit

Der Buddhismus in Magadha.

*) Dieser Açoka, zum Unterschiede von dem früheren „schwarzen Açoka" (Kâlâçoka), der „Açoka des Gesetzes" (Dharmâçoka) genannt, war der Sohn des Bindusâra und Enkel des bekannten Candragupta, der um 320 eine neue Dynastie gegründet hatte. Vor seiner Bekehrung zum Buddhismus soll Açoka ein grausamer Tyrann gewesen sein. Er war der rechtmäßige Herrscher des Magadhareiches, das unter Kalaçoka's Söhnen gegen hundert Jahre in der Gewalt des Nanda, eines gewaltthätigen Usurpators aus dem Çudrageschlechte, und seiner Nachkommen gewesen war. Ueber Açoka's Lebensende und das Schicksal seines Sohnes wird bei Burnouf (p. 403 ff.) und Lassen (II, 270 f.) Folgendes berichtet: Açoka's erste Frau Padmavati, welche ganz dem Glauben des Buddha sich hingegeben hatte, starb im 30. Jahre seiner Regierung; nur drei Jahre später, also 230 v. Chr., machte er eine ihrer Dienerinnen, Tishyarakshita, zur Königin. Sie hatte einem Sohn des Königs von einer andern Gemahlin, wegen seiner schönen Augen Kunala genannt, ihre Liebe angetragen, war jedoch von ihm verschmäht worden. Dieser Sohn wurde von seinem Vater gegen das empörte Takshaçila gesandt. Die Stadt unterwarf sich dem jungen Prinzen bei seiner Annäherung, weil sie sich nicht gegen den König selbst, sondern gegen seine Minister wegen ihrer Unterdrückung aufgelehnt hatte. Während der Prinz dort war, wurde der König von einer tödtlichen Krankheit befallen und beabsichtigte den Kunala auf den Thron zu setzen. Die Königin, voraussehend, daß sie dann verloren sein würde, versprach den König zu heilen. Nachdem dieses geschehen, forderte der dankbare König sie auf, sich ein Geschenk von ihm zu erbitten. Sie verlangte die Gunst, sieben Tage die königliche Gewalt ausüben zu dürfen und benutzte diese Zeit, um den Befehl nach Takshaçila zu senden, dem Prinzen die Augen auszureißen. Dieser stellte sich seinem Vater als Lautenspieler dar und wurde von ihm wieder erkannt. Die Tishyarakshita wurde dann verbrannt und die Bewohner Takshaçilas mit dem Tode bestraft. Drei Jahre nach seiner Heirath mit ihr, 226 v. Chr. starb der König nach einer Regierung von 37 Jahren, während welcher er eine Menge Buddhistenklöster gründete. Sein Reich, das unter ihm durch glückliche Eroberungen sehr erweitert worden war, zerfiel bald nach seinem Tode in mehrere einzelne Staaten. Auch Kaçmira wurde wieder ein selbständiges Königreich.

und Menschenliebe in sich wachsen zu lassen. Er stellte den Grundsatz auf, „daß nur was Buddha selbst gesagt, gut gesagt sei," und warnte vor bereits aufgekommenen Apokryphen, die unter Buddha's Namen umgingen. — Das vierte Concil unter Kanishka, einem Zeitgenossen des Augustus, wird von den südlichen Buddhisten nicht anerkannt; es wurde in Kaçmira, im Kloster Jalandhara, abgehalten und bezeichnet den Uebergang des einfachen älteren buddhistischen Systems (der „kleinen Ueberfahrt") in die spätere mystische und vielfach vom Brahmanismus beeinflußte Orthodoxie (die „große Ueberfahrt"), als deren berühmten Begründer die nördlichen Buddhisten den gelehrten Nagarjuna, des Kanishka Zeitgenossen, ansehen.

Verbreitung der Buddha-Lehre. Buddha hatte nicht blos die Schranken der Kasten durchbrochen, indem er Arya und Çudra, Freie und Sclaven, Ausgestoßene und Frauen zur Weihe zuließ, er hatte auch die politische und nationale Begrenzung aufgehoben durch die große im Morgenlande bisher ganz unerhörte Lehre, daß die gesammte Menschheit berufen sei, die Botschaft von der Nichtigkeit alles Daseins und von der Tugend der Milde und Entsagung zu vernehmen. Wie alle Menschen und Völker während ihres irdischen Lebens von gleicher Noth und Bedrängniß heimgesucht würden, unter gleichem Elend und Weltschmerz zu leiden hätten, so sollte auch allen auf gleiche Weise die Lehre des Erbarmens und der Ruhe zugeführt werden. Dieser hohe Gedanke, der zum erstenmal auf der dritten allgemeinen Synode unter König Açoka's Regierung zur Geltung kam, verlieh dem Buddhismus den Charakter einer Weltreligion, das Gepräge eines Universalismus, wie ihn das ganze Heidenthum nicht besaß. Man beschloß, Glaubensboten auszusenden nach allen Himmelsgegenden, um den Völkern des Erdbodens die neue Lehre des Heils zu verkünden, oder, wie der bildliche Ausdruck bei den Buddhisten lautet, „um das Rad des Gesetzes in Bewegung zu setzen", und alsbald zogen Missionäre (Sthavira) aus in die Länder am Himalaya, nach Kaçmira und Gandhara, zu den Yadava und den Völkern im Dekhan und am Godavari, nach Lanka (Ceylon) und zu den Nationen nichtindischer Zunge. „Von dieser Zeit an," heißt es in der Legende bei Lassen, „glänzten die Gandhara und Kaçmira durch ihre gelben Kleider und blieben den drei Zweigen des Gesetzes treu." Nach einigen Jahrhunderten „reichten Inder und Chinesen, Malaien und Mongolen in dem Bekenntnisse der Nichtigkeit alles Daseins einander die Hände". Der passive und schmiegsame Charakter des Buddhismus, der andern Religionen nicht mit starrer Festigkeit und schroffer Ausschließlichkeit entgegentrat, sondern sich fügsam ihnen anschmiegte und verschiedene Auffassungen und Gestaltungen zuließ, begünstigte diese rasche und große Verbreitung. Außer dem Christenthum hat nur der Buddhismus die hohe Aufgabe gelöst, auf dem Wege der Belehrung und der Mission die verschiedensten Völker zur Einheit des Glaubens, des Cultus und der religiösen Literatur zu führen.

Diese Verbreitung wurde nicht wenig gefördert durch die Verfolgungen, denen die Buddhisten in Indien in verschiedenen Zeitaltern ausgesetzt waren, indem dadurch viele Bhikshu zur Flucht nach andern Ländern gezwungen wurden. In der ersten Zeit des Buddhismus scheinen die Brahmanen den gefährlichen Gegensatz der neuen Lehre nicht erkannt zu haben; erschien doch Buddha als ein Bettler unter den Bettlern, ein Philosoph unter den Philosophen, äußerlich von ihnen nicht unterschieden; lehrte doch auch er dasselbe Grunddogma, die Seelenwanderung, und strebte demselben Ziele zu, der Befreiung von der Wiedergeburt. Erst mit der Zeit trat mehr und mehr zu Tage, daß die mehr ethische und praktische Lehre Buddha's, welche das Wesen der Heiligung in die Gesinnung des Herzens und die Reinheit des Wandels legte, unvereinbar war mit der Schulgelehrsamkeit und scheinheiligen Werkthätigkeit der Brahmanen. Erzürnt über die Minderung ihres Ansehens und ihrer Einkünfte und besorgt über die Gefahr, die ihrem ganzen mit so vieler Anstrengung aufgeführten Lehrgebäude von dem neuen Glauben drohte, suchten die Brahmanen zuerst mit List und durch Anbequemung der Brahmalehre an die buddhistische Anschauung die neue Religion zu untergraben und die Verbreitung zu hindern; als aber dieses Beginnen nicht den gewünschten Erfolg hatte, bemühten sie sich die Könige auf ihre Seite zu bringen und zur Unterdrückung der neuen Lehre zu bewegen. Und wirklich glückte es ihnen, als mit Açoka's Tod das Reich Magadha an ein neues Herrschergeschlecht fiel, den Stifter desselben, Pushpamitra, zu gewaltsamen Maßregeln zu treiben. Da verließen viele Buddhisten die Ursitze ihres Glaubens, wo das brahmanische Gesetz von Neuem zu voller Geltung kam, und trugen ihre Lehre nach Ländern anderer Zunge. Aus dieser Verfolgung in Magadha ist es zu erklären, daß die vierte und letzte Synode in Kaçmira unter einem fremden König gehalten wurde. Je mehr aber die Buddhalehre, ihren universalistischen Tendenzen folgend, bei den fremden Völkern, namentlich den Indoscythen im nordwestlichen Indien, Eingang und Pflege fand, desto mehr wußten die Brahmanen ihrem eigenen Religionssystem den Charakter der Nationalität aufzudrücken und die dem Inder angeborne Verachtung anderer Volksstämme zur Vernichtung ihrer Feinde zu benutzen. So wuchs in Indien die Reinheit des Glaubens und die Reinheit des Bluts zu einem mächtigen Begriff zusammen, und während einerseits der Buddhismus die Strenge seiner moralischen Vorschriften zum Uebermaß steigerte und durch die Tugend der Milde und Duldung, die er aufs Eifrigste ausbildete, die Kraft des Widerstandes und der Vertheidigung im eigenen Heerlager schwächte, waren die Brahmanen beflissen, das sinnliche Volk von jener rigiden nüchternen Ethik zu den Gebilden ihrer üppigen Phantasie und zu ihren Götterculten zurückzuführen, indem sie durch die mächtigsten Gefühle der Menschennatur, durch Sinnenreiz und Schrecken, durch lascive Wollust und finstere Asketik, die sie in ihren neuen Formen immer mehr hervorhoben, in ihrem Interesse zu wirken verstanden.

Verfolgung der Buddhisten.

Die in der Volkssprache verfaßten zahlreichen Felseninschriften des buddhistischen Königs Priyadarçin oder, wie er in dem verweichlichten Dialecte der Inschriften selbst heißt, Piyadasi (S. 212), worin den Unterthanen gegenseitige Achtung und Toleranz, Friedfertigkeit und liebevolles Betragen gegen einander und Beobachtung des Gesetzes eingeschärft werden, beweisen, daß noch im 3. Jahrhundert v. Chr. G. die Glaubenslehre Buddha's weit über Indien verbreitet war und nach den Berichten chinesischer Pilger, die uns durch französische Gelehrte zugänglich gemacht sind, stand noch zweihundert Jahre nachher der Buddhismus in Nordindien in Blüthe. Solche Inschriften, theils in Felsen gehauen, theils auf monolithen Säulen (Gesetzessäulen) eingemeißelt, welche nur zur Befolgung des Gesetzes (Dharma) ermahnen, humane und tolerante Gesinnung empfehlen, finden sich an den verschiedensten Orten, in Allahabad, in Delhi, dem alten Indraprastha, in Afghanistan, in Guzerat, bei Peschawar am Indus, in Behar (Vihara), in Orissa und an andern Stellen. Aber nach einigen Jahrhunderten trat eine mächtige Reaction ein und es gelang den Brahmanen, ihre Anhänger zu einer furchtbaren Verfolgung gegen die Buddhisten zu entflammen. In einem noch erhaltenen Verse heißt es: „Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's (d. h. Anhänger des Buddha), so Greis wie Kind nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" rief der Fürst seinen Dienern zu.

Diese Verfolgung, die sich demnach von der Meerenge zwischen Ceylon und der Südspitze der Dekhan-Halbinsel bis zu dem Himalaya erstreckte und um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung oder kurz vorher stattgefunden zu haben scheint, führte die allmähliche Ausrottung des Buddhismus in Vorderindien herbei. Die Klöster wurden zerstört, die Bhikshu ermordet, die Felsentempel den brahmanischen Göttern geweiht.

Die Jainas.

In der Sekte der Jainas, die diese Verfolgung überdauerte, lebte jedoch die Buddhalehre, aber mit brahmanischen Satzungen und Gebräuchen vermischt, noch fort. Die Verehrung vergötterter Heiligen, die Verwerfung der Veda, das abgeschlossene Leben in den Vihara unter Oberen, so wie die Sittenlehren und die passiven Tugenden haben sie mit den Buddhisten gemein; dagegen halten sie die Kastenordnung für heilig, und zählen die göttlichen Welthüter der Brahmanen ihren Heiligen bei. In der Schonung alles Lebendigen gehen sie so weit, daß sie jede Tödtung, selbst des geringsten Ungeziefers, für eine Todsünde erklären. Auch die Jainas hatten große Kämpfe und Anfechtungen zu bestehen.

Verbreitung der Buddhalehre nach Ceylon.

Aber während der Buddhismus in Indien der Wuth der Brahmanen weichen mußte, fand er in den Nachbarländern die glänzendste Aufnahme. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. drang er nach der Insel Ceylon, die fortan ein Hauptsitz desselben blieb. Hier wurde die heiligste Reliquie, der linke Augenzahn des Stifters, in einer krystallenen Kiste aufbewahrt und in solchen Ehren gehalten, daß darüber blutige Kriege geführt wurden und selbst die Vernichtung desselben durch die Portugiesen im Jahre 1560 den Glauben der Cinghalesen an dessen Dasein und Wunderkraft nicht zu vertilgen vermochte; und auf dem Adamspik befindet sich in einer Höhe von 6000 F. der berühmte Fußtapfe Buddha's, zu dem jährlich Tausende von Pilgern auf lebens-

gefährlichen Steigen hinaufklettern. Von Ceylon aus verbreitete sich die Lehre über die ostindischen Inseln und über den größten Theil von Hinterindien. Zu gleicher Zeit zogen buddhistische Sendboten nach China, und wenn sie auch anfangs ihren Zweck nur unvollkommen erreichten, so war doch schon vor unserer Zeitrechnung das Religionssystem des Fo, wie die Chinesen Buddha nannten, fest begründet und im 5. Jahrhundert hatte fast jedes Dorf ein buddhistisches Heiligthum; bald begünstigt, bald verfolgt, hat sich die Lehre bis zur Stunde erhalten, mußte sich jedoch vielfach den chinesischen Anschauungen und Religionsbegriffen accommodiren. Verflacht und mit fremden Zusätzen vermischt, verbreitete sie sich von China aus nach Japan. In seinem höchsten Glanz erscheint der Buddhismus in Tibet, wo er im 6. und 7. Jahrhundert, um die Zeit von Mohammed's Auftreten und Tod von den tibetanischen Königen eingeführt ward und den rohen Schamanismus, den Glauben an die in der Wildniß hausenden bösen Geister, verdrängte. Hier trat der Buddhismus als geistige Macht in ein noch in natürlicher Wildheit lebendes Volk und wurde für dasselbe der Anfang und die Quelle geistiger und sittlicher Bildung. Die Verehrung, welche die fremden Sendboten bei den Tibetanern genossen, ging auch auf ihre Jünger über, daher in diesem Lande eine scharfe Sonderung zwischen Geistlichen und Volk eintrat und mit der Zeit eine vollständig gegliederte mächtige Hierarchie sich entwickelte. Ueber ein Drittel der männlichen Bevölkerung sind Geistliche, Lama, d. i. Obere genannt, welche mit dem ganzen Volk den Dalai Lama als ihr göttliches Oberhaupt anerkennen. Dieser wird als die dauernde Verkörperung eines Bodhisattva verehrt, „dessen Seele bei dem Tode des Individuums, in welchem sie lebte, immer wieder in ein anderes zieht". Er vereinigt in sich die höchste geistliche und weltliche Macht; das von zahllosen Klostergebäuden, „Lamaserien" überdeckte Land ist ein vollkommener Priesterstaat. Nach einer blutigen Verfolgung im 9. Jahrhundert wurde die Lehre durch einen fremden Lama „aus dem fernsten Westen" aufs Neue dauerhaft begründet. Die eigenthümliche Form, welche der Buddhismus mit der Zeit in Tibet annahm, der Lamaismus, ist eine mit Çivaismus versetzte Ausartung desselben, ein Kompromiß zwischen indischem Buddhismus und einheimischem Schamanismus; in keiner andern Form der Buddhalehre spielt Geisterglaube, Geisterbannerei, Magie eine so große Rolle als im Lamaismus. In keiner andern Form erhoben sich ferner die Oberpriester zur Macht souveräner Landesfürsten, deren Stelle, wenn sie durch Todesfall erledigt war, mit einem Kinde besetzt wurde, welches für eine Wiedergeburt des Vorgängers und zugleich für einen incarnirten Heiligen galt. Der hundert Folianten umfassende Codex der tibetanischen Buddhisten heißt Kandschur und ist ganz aus Sanskritoriginalen übertragen, wie schon der Name andeutet: Uebersetzung der Worte, nämlich des Buddha. Noch viel massenhafter ist der Tandschur, d. h. Uebersetzung der Lehre, der aber kein canonisches Ansehen genießt und ebenfalls aus Uebersetzungen aus dem Sanskrit besteht. — Von gleich wohlthätigem Einfluß war der Buddhismus in der Mongolei, wohin er sich von Tibet aus verbreitete. Durch die buddhistischen Sendboten hörten die wilden, weltstürmenden Eroberer zuerst von Pflicht und Tugend, von Sittlichkeit und Gerechtigkeit, von Mitleid und Menschenliebe. Weit entfernt also, daß der Buddhismus durch die Brahmalehre überwunden worden wäre, erstreckt sich noch jetzt seine Herrschaft von den Quellen des Indus bis nach Japan und die Zahl seiner Bekenner kommt der der Christen am nächsten.

nach China.

Der Buddhismus in Tibet.

Aber mit der Verbreitung hielt auch die Entartung gleichen Schritt. Der unbestimmte und schmiegsame Charakter des Buddhismus erleichterte die Anbequemung an andere Religionssysteme und die Aufnahme fremdartiger Elemente, daher er in den verschiedenen Ländern verschiedene Lehren und Formen annahm und dadurch in

Entartung der Buddhalehre.

eben so viele Sektenspaltungen aus einander ging, als die Brahmalehre. Gingen die Buddhisten doch schon in Indien auf die Incarnationslehre in so weit ein, daß sie ihren Meister als die achte Verkörperung Vishnu's erscheinen ließen und den Glauben ausbildeten, daß von Zeit zu Zeit neue Buddha's auf die Erde herabstiegen, um die in Vergessenheit gerathene oder entartete Lehre wieder in der alten Reinheit herzustellen, und wenn sie gleich von ihren Gegnern als Gottesleugner gebrandmarkt wurden, weil sie die Veden mit ihrer endlosen Mythologie verwarfen, so wurde doch auch ihr Religionssystem mit zahllosen Heiligen und Götterwesen angefüllt. Ihre Dogmatik artete in eine wild abenteuerliche Mystik aus, ihre Religionsschriften vermehrten sich ins Zahllose und vermischten indische Lehren und Vorstellungen fremder Völker mit den ursprünglichen Satzungen; der Cultus gestaltete sich in vielen Ländern zu einem prunkvollen aber gehaltlosen Ceremoniendienst und Formelwesen mit einem feierlichen Festgepränge und die Lehre von der Verdienstlichkeit eines asketischen Priesterthums und eines unthätigen Bhikshulebens in den Vihara gab einer herrschsüchtigen und mächtigen Hierarchie ihre Entstehung. In allen buddhistischen Ländern ist der Unterschied zwischen den zu einer Ueberzahl angewachsenen Geistlichen und dem zur Dienstpflicht gezwungenen Laienstand aufs schroffste ausgebildet. Durch geschickte Organisation und strenge Unterordnung zu einem festen Klerus vereinigt, führen sie meistens die Herrschaft. Außer den fünf Hauptgeboten jedes Buddhisten, — kein lebendes Wesen zu tödten, nicht zu stehlen, nicht der Wollust zu fröhnen, kein Unrecht mit dem Munde zu thun, und keine berauschenden Getränke zu trinken — sind die Geistlichen den drei Gelübden der Ehelosigkeit und Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams gegen die Obern unterworfen. Daß diese geistliche Herrschaft in Tibet ihre größte Ausbildung gefunden, ist bereits erwähnt.

Aehnlichkeit des Buddhismus mit einigen Gebräuchen u. Institutionen der röm.-kath. Kirche.

Betrachtet man die buddhistische Religion von ihrer Entstehung bis zu ihrem hierokratischen Verlauf in Tibet, so gibt sich, nicht in ihrem innern Gehalt, wohl aber in ihrer äußern Entwickelung zur Kirche eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Christenthum kund, daß man häufig auf eine Wechselbeziehung beider Glaubensformen geschlossen hat. Auch Buddha bekämpfte eine Gesetzeskirche und eine hochmüthige, schriftgelehrte Priesterschaft, auch Buddha zog lehrend durch die Welt, begleitet von Jüngern, auch Buddha richtete sich vorzugsweise an die Armen und Geringen, an die Mühseligen und Beladenen im Volke, auch Buddha brachte die Botschaft der Menschenliebe und der Sanftmuth; auch Buddha's Leben wurde in der Folge von gläubigen Anhängern durch Legenden und Wundersagen dem Kreis des Menschlichen und Natürlichen entrückt. Noch weit größere Verwandtschaft zeigt der Buddhismus in der Ausbildung der äußern religiösen Institute, Gebräuche und Symbole mit den spätern Einrichtungen und Satzungen der römisch-katholischen Kirche. Das abgeschlossene Leben der männlichen und weiblichen Bhikshu in den Vihara mit dem dreifachen Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams gleicht vollkommen dem Klosterleben der Mönche und Nonnen des christlichen Mittelalters, selbst in der äußern Einrichtung und Umgebung der Klostergebäude und der Ordenstracht; auch die buddhistischen Geistlichen hatten das Gebot der Tonsur und des Cölibats und lebten in einer hierarchischen Rangordnung; die Beichte, die von dem einfachen Sündenbekenntniß vor der Gemeinde sich zu einer vollkommenen Casuistik entwickelte, indem man die Sünden in viele Arten und Unterabtheilungen schied und für die verschiedenen Grade besondere kirchliche und ewige Strafen festsetzte, hat der Buddhismus mit der römischen Kirche eben so gemein wie die Reliquienverehrung nebst dem damit verbundenen Wunderglauben, wie die Werkheiligkeit durch Fasten und Pilgerfahrten; auch die Buddhisten bedienen sich bei ihren Gebeten, die mit einer feststehenden For-

mel: Om mani padme hum, „Heil dir kostbare Lotusblume!“ beginnen, eines aus Gebetkügelchen zusammengesetzten Rosenkranzes, und wie in den römisch-katholischen Ländern allenthalben das Symbol des Kreuzes prangt, so trifft man in den buddhistischen Orten überall die cylinderförmigen beweglichen **Gebetsräder**, das Sinnbild des in endlosem Kreislauf unstät rollenden Lebens, zur Erinnerung an das Auftreten Buddha's, wofür der bildliche Ausdruck gebraucht ward: „er drehte das Rad des Gesetzes“; der Cultus mit seinen feierlichen Prozessionen und seinem äußerlichen Prunk, mit seinem Glockengeläute und seinen Räucherungen, mit seiner Litanei und geräuschvollen Musik erinnert in allen Stücken an den katholischen Meß- und Kirchendienst; auch der Buddhismus hat seine Synoden und Missionäre, und seine Tempelbauten mit hochragenden Kuppeln und heiligen Sculpturen haben in ihrer ganzen Struktur und Erscheinung eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den christlichen Domkirchen. In Tibet, wo wie ehedem im römischen Kirchenstaat ein Ober-Priester (Dalai-Lama) die geistliche und weltliche Macht besitzt, war diese Uebereinstimmung des äußerlichen Religionswesens den ersten christlichen Missionären so auffallend, daß sie es als ein Blendwerk des Teufels beseufzten, erfunden, um der wahren Lehre den Eingang zu wehren. Eine gegenseitige Einwirkung christlicher und buddhistischer Gebräuche und Cultusformen in spätern Jahrhunderten liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, da wir jedoch gesehen haben, daß sich einige Einrichtungen, wie das Klosterwesen, die Beichte, die Gelübde der Geistlichkeit, der Reliquiendienst, die heilige Kunst u. A. aus Buddha's Lehre folgerichtig entwickelten, so ist auch bei den übrigen anzunehmen, daß die Aehnlichkeiten von einer inneren Verwandtschaft des orientalischen Geistes und der entsprechenden Denk- und Anschauungsweise herrühren, und daß beide Religionen ihre Formen in selbständiger Weise ausgebildet haben.

Om mani padme hum. Wörtlich: O das Kleinod im Lotus, Amen. Ursprünglich ein Gruß oder Ave an den aus dem Kelche einer Lotusblume geborenen Heiligen Avalokiteçvara, dessen Fürsorge die Bekehrung Tibet's zugeschrieben wird. Späterhin mystisch erklärt. (Köppen II, 59.)

Wenn nicht geleugnet werden kann, daß die Buddhalehre in ihrem ersten Auftreten eine hohe moralische Kraft entfaltete, zu innerer Besserung und Selbsterziehung anregte und gegenüber der Starrheit des brahmanischen Gesetzes menschliche Regungen, freiere Ideen und eine reinere Sittlichkeit begründete, wenn ferner nicht zu leugnen ist, daß ihre Einführung bei den rohen, jeder geistigen Erhebung ermangelnden Nomadenvölkern eine große Wohlthat war und sie zuerst auf die Bahn zur Humanität leitete, so entbehrte sie dagegen jeder höhern Bildungskraft und der innern Fähigkeit, ein eigenes Culturleben zu schaffen. Die Einsicht in das Nichts und die Flucht aus dem Leben als höchste Ziele hinstellend bannte sie den Geist des Menschen in einen engen Gesichtskreis und lenkte ihn ab von der Wirklichkeit und von dem Streben, die Welt zu durchdringen und siegreich zu überwinden. Indem sie nur die passiven Tugenden zur Entfaltung brachte, lähmte sie die geistigen und moralischen Kräfte und hemmte somit das thätige Fortschreiten zu höherer Bildung. War auch in Indien selbst die geistige Umgebung zu mächtig, als daß die Buddhisten sich dem Culturleben hätten gänzlich entziehen können, so verlor dagegen ihr Religionssystem in den weniger civilisirten Ländern bald die innere Lebenskraft und ward zu einer Schluß.

seelenlosen Hülle, ohne die Macht, sich zu erfrischen und umzugestalten. Der Buddhismus hat selbst in seiner blühendsten Zeit auf dem reichen Gebiete der Literatur und des Geisteslebens fast nichts hervorgebracht, als was zur Ueberlieferung und Verherrlichung seiner trüben weltverachtenden Religionslehre diente. In der Folge vertrocknete er zu einem leeren Ceremoniendienst ohne geistige Erhebung, zu einem trübseligen Formalismus und mechanischen Gesetzeswerk, wodurch ein herrschsüchtiger, geistesträger Klerus die stumpfsinnigen, in Starrheit begrabenen Völker gefangen hält. Doch hat er in den Tagen seiner jungen Kraft für die Erweckung und Belebung der Menschenliebe und humaner Gefühle erfolgreich gewirkt. Sehr anerkennenswerth ist die religiöse, kirchliche und politische Toleranz, welche der Buddhismus stets gelehrt und sehr oft auch praktisch durchgeführt hat; ebenso seine hohe Schätzung eines sittlichen Familienlebens und die Bevorzugung der inneren Gesinnung vor jeder äußerlichen Auszeichnung durch Geburt oder Lebensstellung. Sein Hauptmangel ist, daß er wesentlich negativ war, daß er wohl leiden und dulden lehrte, aber nicht wirken und handeln.

4) Weitere Entwickelung der Brahmareligion durch die Lehre von der Dreifaltigkeit und den Incarnationen. Religionssystem der Bhagavad-Gita.

Unpopularität der Brahmalehre.

Der Buddhismus blieb nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Brahmalehre. Der Spiritualismus der Brahmanen hatte sich in Höhen verstiegen, wohin der Volksgeist nicht folgen konnte. Wie sollte das Volk Liebe und Zutrauen fassen zu einer unpersönlichen Gottheit, zu einem philosophischen Begriffswesen, das die reiche Menschen- und Naturwelt nur „wie im Spiel" hervorgebracht haben sollte, vor dem das irdische Dasein keinen Werth und keine Geltung hatte, das ohne Theilnahme und Einwirkung auf des Menschen Erdenwallen blieb? Das Volk bedarf eines persönlichen Gottes, der mit gewaltiger Hand in das Leben eingreift, je nach den Thaten der Menschen Glück oder Unheil sendet und für die Anliegen und Interessen derselben ein empfängliches Herz besitzt. Darum standen die alten Naturgötter der Heldenzeit, Indra und seine Gefährten, die thatkräftigen Götter des Lichts und der Luft, dem Volksbewußtsein viel näher als Brahma; ja der Glaube der Menge vermochte dieses Urwesen nur als obersten der Götter, als persönlichen Machthaber zu fassen. Aber auch der alte um den starken Indra geschaarte Götterkreis hatte unter den veränderten Verhältnissen am Ganges seine eigentliche Bedeutung verloren. Das Leben hatte andere Interessen, die Natur einen andern Charakter, das Dasein andere Formen; diese neuen Motive begründeten auch in der religiösen Anschauung eine Umgestaltung; der Volksglaube suchte nach Göttern, die den veränderten Ansichten und Zuständen entsprachen, und die Brahmanen, um nicht über ihren abstracten Speculationen allen Zusammenhang mit der Realität des Lebens

und der Natur zu verlieren, bemühten sich, diesen Volksglauben mit der pantheistischen Brahmaidee in Verbindung zu setzen, und dadurch das zerrissene Band zwischen der Gottheit und der Welt wieder anzuknüpfen. Die rasche Verbreitung der Buddhalehre, die für die untern Volksklassen einen großen Reiz hatte, beförderte diese Rückkehr zum Realismus des Glaubens. Sollten nicht die Brahmanen mit ihren philosophischen Gebilden vereinsamt bleiben und die Masse des Volks allmählich dem Buddhismus zufallen sehen, so mußten sie dem Bedürfniß der Menge nach konkreteren Göttergestalten Rechnung tragen. Brahma, die Schöpfung der priesterlichen Speculation, sollte nicht von seiner Stelle verdrängt werden; um aber dem Volke dieses Erzeugniß der Abstraktion in einer faßlichen, den Sinnen zugänglichen Gestalt vorzuführen, ließen sie die Einheit sich zu einer Dreiheit entfalten und führten den unfaßbaren Urgeist in einzelnen mehr konkreten Erscheinungen dem religiösen Bewußtsein zu. Wenn auch der männliche Brahma selbst, der persönliche Abglanz des Weltgeistes, als „Gründer und Lenker der Welt", als Himmels- und Sonnengott nie mit voller Bestimmtheit und klarer Gestaltung in das farbenreiche Leben eintrat, nie das uralte Lichtwesen Indra, dessen Stelle er einnehmen sollte, ganz zu verdrängen vermochte, nie im Volksglauben oder im Cultus oder in der Mythenbildung in erster Linie stand, sondern immer von dem Dunkel der abstrakten Weltseele umgeben blieb, so traten dagegen die alten Naturgottheiten Vishnu und Çiva desto schärfer hervor und nahmen neben ihrem ursprünglichen naturalistischen Charakter eine ethische Kraft und Bedeutung an. Schon in den Hymnen der Veda wird Vishnu als ein in den „buntfarbigen, hellen Wolken" wohnendes, den Menschen wohlgesinntes Licht- und Luftwesen angerufen. Diese Naturgottheit, deren Name „der Durchdringer" ihre enge Beziehung zur Sonne andeutet, trat mit der Zeit aus der ursprünglichen Unterordnung hervor und nahm allmählich im Volksglauben die erste Stelle ein. Vishnu wurde der Lenker des bewegten Lebens, der farbenvollen wogenden Wirklichkeit; alle heilbringenden Erscheinungen in dem wechselvollen Laufe des Naturlebens wurden unter seinem Namen zusammengefaßt und von ihm hergeleitet. Vishnu, der lotusäugige Himmelssohn, der auf dem goldbefiederten Vogel Garuda, dem sonnenbeleuchteten Gewölke, wohnt, oder auf einer zusammengerollten Schlange ruht, dem Sinnbilde des ewigen Kreislaufes des Naturlebens, galt dem Volke im Gangesthale als das Leben schaffende und erhaltende Prinzip der wirklichen Welt. Im Gegensatz zu Brahma, der die Welt nur halb im Spiel hervorgebracht und sich zu dem Wirrsale der Vielheit stets gleichgültig verhält, hat Vishnu Freude am Wachsthum und Gedeihen der Naturdinge. Als Gott der Sonne ruft er durch die erwärmenden Strahlen die Pflanzenwelt ins blühende Dasein; als Gott der Feuchtigkeit, der auf den Wassern schwebt, sendet er den erfrischenden Thau, den erquickenden Regen und leitet die Ueberschwemmung der mächtigen Ströme

Die indische Dreifaltigkeitslehre.

Brahma.

Vishnu.

zu einem segensvollen Ausgang. Vishnu wurde die personificirte Naturkraft in ihrer wohlthuenden Wirkung, das Sinnbild des Wachsthums und Blühens alles Irdischen, die freundliche Gottheit des lebendigen Daseins. Seine Gattin Lakshmi, der die Nahrung spendende Kuh geweiht war, unterstützte die Thätigkeit Vishnu's durch den Geist der Ordnung, der Liebe, der Ruhe und führte das Geschaffene zum Ziel, daher galt sie als die Göttin der Ehe und der Ernte. Die blaue Lotusblume, das Symbol der zeugenden Naturkraft, war das sinnbildliche Attribut beider Götterwesen.

Çiva. Wie sich in dem Gangesthale, wo das Naturleben einen ruhigen regelmäßigen Verlauf hatte, die in den Erscheinungen der Außenwelt sich offenbarende Kraft als ein Leben schaffendes und erhaltendes Prinzip darstellte, so mußte im Norden und Süden, wo die Sturmwinde und Regengüsse, die versengende Gluth und die tropischen Gewitterstürme in ihrer vernichtenden Gewalt auftraten und das Naturleben in seiner wild aufgeregten Heftigkeit sich zeigte, die göttliche Naturmacht als ein Tod bringendes, zerstörendes Prinzip erscheinen. Darum wurde in den Gebirgsländern am Himalaya und im südlichen Dekhan Çiva die Hauptgottheit im Volksglauben. Wenn auch in der ursprünglichen Bedeutung Çiva, d. h. der Wachsende oder Gnädige, ein Gott der fruchtbaren Natur gleich Vishnu war und sowohl die reinigende wohlthätige als die verheerende Naturkraft bezeichnete, so trat doch unter den Einflüssen der klimatischen Verhältnisse und vielleicht durch die Beimischung fremdartiger Elemente die zerstörende und vernichtende Seite mehr in den Vordergrund. Eine Steigerung des Agni und Rudra, der Feuerskraft und des eisigen Sturmwindes in ihrer verderblichen Wirkung, erscheint Çiva als feindliche Macht alles Lebendigen in der Natur; er ist der Gott der Vernichtung und des Todes, in dessen grauenvoller Gestalt mit großen Zähnen, drei Augen und einer Halskette von Todtenschädeln sich der Schrecken und die Angst vor seiner Erscheinung abspiegelt. Çiva ist die stärkste Naturgottheit, die alles Lebendige der Zerstörung und dem Untergang zuführt; deshalb ist er Herr der Riesen und Ungethüme, der ungebändigten Naturkräfte; deshalb ist er der große Gott, Mahadeva, und der große Zerstörer, Mahakala, vor dessen Tod bringender, „Männer vertilgender" Gewalt sich die übrigen Götter fürchten; deshalb liebt er die Selbstqual der Büßer, die das Absterben des Körpers herbeiführt und unterzieht sich selbst den strengsten Büßungen; deshalb hat er Wohlgefallen an Opferthieren und an dem Tranke von Menschenblut, den er dem Somasaft vorzieht. Er thront mit seiner schrecklichen Gattin Durga „der Schwerzugänglichen" oder Kali „der Dunkeln" auf den Berghöhen des Himalaya, welche die Stürme umbrausen; als Waffe führt er den Welt erschütternden Dreizack und das Netz zum Bändigen der Thiere. Aber der wilde Gewittersturm bringt nicht blos Zerstörung, er gießt auch befruchtenden Regen auf die heiße Erde und erzeugt Wachsthum in der vertrockneten abgestorbenen Natur. Darum ist Çiva auch die

personificirte Zeugungskraft, die Geburt und Wachsthum schaffende Gottheit, welcher der Stier geheiligt war und die in der Folge unter dem Symbol des Lingam (Phallus), der Zeugungsglieder, verehrt ward. Geburt und Tod stehen nach der naturalistischen Anschauung in der innigsten Wechselbeziehung, es sind nur Uebergänge und Metamorphosen in dem ewigen Kreislauf des Naturlebens; Çiva ist die Personification beider Erscheinungen, er ist die ungebändigte, gewaltige, aus der Zerstörung neues Leben erzeugende und alles Lebendige dem Tode zuführende Kraft der Natur, das Symbol der endlosen Erzeugung und Vernichtung der sterblichen Geschlechter, die kaum zur Erscheinung gekommen, wieder hinabgerissen werden in den Abgrund der Vergänglichkeit. Aus beiden Vorstellungen entwickelte sich in der Folge ein Cultus, bei dem wilde Fleischeslust mit gräuelvollen Menschenopfern verbunden, Grausamkeit und Wollust zu widerlichen orgiastischen Ausschweifungen gesteigert waren.

Der wilde phantastische Cultus des in den Berggegenden vorzugsweise verehrten Çiva, der gleich dem griechischen Dionysos als ein Gott des Wachsthums und der Fruchtbarkeit, als ein Sinnbild des aufgeregten Naturlebens galt, gab wahrscheinlich Veranlassung zu den mythischen Erzählungen, daß Dionysos siegreich durch Asien nach Indien gezogen, die Völker den Ackerbau und Weinbau gelehrt und zur Cultur und Städtegründung angehalten habe und zum Danke für diese Wohlthaten von den Bewohnern der rebenbewachsenen Hügellandschaften als Gott verehrt worden sei. Die Griechen und Römer pflegten überhaupt den heidnischen Naturgöttern anderer Völker die entsprechenden Namen und symbolischen Begriffe aus ihrer eigenen Mythologie beizulegen. In diesem Glauben wurden sie bestärkt durch die oben erwähnte Alpenlandschaft mit wilden Weinstöcken, Lorbeeren und Myrthen, und durch die an die Prozessionen bei den heimischen Dionysosfesten erinnernden Opferzüge der Könige unter dem Schall der Pauken, Cymbeln und Becken, mit einem Gefolge von Männern und Weibern in bunten Gewändern und Stirnbinden, mit Schalen und Bechern, mit Löwen und Panthern in endlosem Zuge, wie sie bei Strabo geschildert werden. Auf ähnliche Weise erblickten sie in dem keulenbewehrten Krishna ihren mythenreichen Herakles.

Çiva-Dionysos.

Krishna-Herakles.

Diese im Volksbewußtsein mehr und mehr zur klaren Vorstellung sich gestaltenden und durch einen lebendigen, sinnlichen Cultus dem Volke nahe gerückten Naturgottheiten zogen die Brahmanen in den Kreis ihrer religions-philosophischen Speculationen und benutzten sie als Verbindungsglieder zwischen dem göttlichen Ureins und der Welt der Vielheit. Zufolge der indischen Denkweise, wonach alles Vorhandene unter den drei Erscheinungsformen des Entstehens, Bestehens und Vergehens zusammengefaßt wurde, ließen sie nunmehr das Weltall aus der Urseele dergestalt hervorgehen, daß Brahma, das Licht- und Luftwesen, mit seiner Gattin Sakti oder Sarasvati, der Göttin der Harmonie und des Ebenmaßes, als Schöpfer und Urheber der Welt in ihrem geordneten Dasein erschien, der heitere Vishnu mit Lakshmi als Erhalter und der feindliche Çiva mit seiner finstern Gattin Durga als Zerstörer alles Geschaffenen dargestellt wurden. Diese Gottheiten, von denen die beiden letztern durch einen reichen, feierlichen Cultus dem Volksbewußtsein stets gegenwärtig waren, wurden durch die Brahmanen in der Folge zu einer

Dreifaltigkeit (Trimurti) verbunden, eine Vorstellung, die in ihrer bildlichen Auffassung als eine menschliche Gestalt mit drei Köpfen auch in der Kunst Eingang fand. Doch gehört die völlige Ausbildung der Dreieinigkeitslehre erst der spätern Zeit an; im Epos ist die Dreiheit der höchsten Götter noch nicht zu einem einheitlichen Collectivbegriff zusammengeflossen. Vielmehr scheint die Idee der Trimurti einer Art Compromiß zwischen den Anhängern des Vishnu und denen des Çiva ihr Dasein zu verdanken.

Die Lehre von den göttlichen Menschwerdungen.

Auf diese reale Gestaltung der drei obern Götter, namentlich des Vishnu, war, wie gesagt, der zunehmende Buddhacultus nicht ohne Einfluß. Der Glaube, daß die göttliche Weisheit und Vollkommenheit in Buddha Menschengestalt angenommen habe, um in unendlichem Erbarmen das gesunkene Erdengeschlecht aus Sünde und Elend zu erlösen, verschaffte der Lehre des als Bettler umherziehenden Königssohnes so großen Anhang unter dem gedrückten Volke. Um nun diesen Eindruck zu schwächen, begünstigten die Brahmanen nicht nur die Rückkehr aus dem spiritualistischen Brahmasystem zu dem Realismus des Volksglaubens, sondern sie bildeten auch die Lehre von den Avataren oder Incarnationen, von den Verkörperungen Vishnu's und seinem „Herabsteigen" auf die Erde, aus. Wenn die Welt im Argen liegt (so lehrten die Brahmanen), wenn durch Erschlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eine schuldvolle Entfernung des Menschengeschlechts von der Gottheit eintritt und die Welt in Gefahr steht, durch die gänzliche Entfremdung von dem Göttlichen in Elend und Verderben zu gerathen, dann nimmt Vishnu, der erhaltende Gott des Lebens, körperliche Gestalt an, um als Retter und Held die gesunkene Menschheit vor dem Untergang zu bewahren und die Weltordnung wieder herzustellen. Zu dem Zweck wird Vishnu als Mensch geboren und lebt die ganze menschliche Entwickelung durch. In der Bhagavadgita sagt Vishnu: „So oft Erschlaffung des Gesetzes und Ueberhebung des Unrechts eintritt, erschaffe ich mich selbst und erscheine von Zeitalter zu Zeitalter, zur Rettung der Guten, zur Vernichtung der Frevler und zur Wiederherstellung des Rechtes." Die Avataren sind demnach „ein zweites Ausströmen der Gottheit in die aus ihr entfaltete, aber ihr fremd gewordene Welt, eine Wiederholung der ersten Entfaltung, eine Verstärkung des göttlichen Elementes in der krank gewordenen Menschheit". Daß die Brahmalehre nur Vishnu solche Incarnationen eingehen ließ, hatte seine Ursache darin, daß dieser Gott im Volksglauben als der größte Wohlthäter der Menschheit dastand und daß die Verehrung Çiva's mehr im Norden und Süden als in dem Gangesthale, der eigentlichen Pflanzstätte der indischen Bildung, zu Hause war.

Vishnu-Rama.

Nach dieser Lehre war Vishnu der Lenker des geschichtlichen Lebens, der Held, der das Rad der Weltgeschichte in gutem Gang hält oder, wenn es auf Irrwege gerathen, wieder auf die rechte Bahn zurückführt. Da nun bei der Neigung der creatürlichen Welt zum Bösen die Menschheit von jeher eines höheren Beistandes und Erlösers bedurfte und in alle Zukunft bedürfen wird, so stellte man ein ganzes System solcher Incarnationen auf. Als die siebente

und achte wurden die Helden der großen Epopöen Rama und Krishna dargestellt, um in der Dichtung und Erinnerung des Volks einen Anknüpfungspunkt für die Lehre zu finden. Zu dem Zweck wurden die epischen Nationalgedichte im Sinne des Systems verändert oder erweitert. Um Rama als einen in Körper-Schranken getretenen Gott erscheinen zu lassen, der Tugend und Gesetz auf Erden wieder zur Herrschaft gebracht, wurde das Epos Ramayana mit einer neuen Einleitung versehen, welche die Umstände darlegte, warum Vishnu auf den Rath der Götter sich als Daçaratha's Sohn geboren werden ließ. Nur durch einen menschlichen Helden konnte der gottlose Riesenkönig Ravana von Lanka, der die Büßer an ihrem frommen Werk störte und die Weltordnung in Verwirrung setzte, besiegt werden, da ihm Brahma selbst zugestanden hatte, daß er von Göttern und Geistern nicht bezwungen und getödtet werden dürfte. Eine ähnliche Umbildung im Sinne der neuen Lehre erfuhr das Mahabharata. Nicht nur daß Krishna's göttliche Herkunft und wunderbare Erziehung hinzugefügt wurde, auch die Thatsachen und Motive erfuhren eine vielfache Umwandlung, indem nunmehr das Gedicht für die Pandava Partei nahm, und die volksthümliche Figur des gewandten und schlauen Krishna in ein Gewebe von neuen Mythen einhüllte.

Wie die unter dem Einfluß buddhistischer Vorstellungen ausgebildete Gestalt des Vishnu-Krishna, die im Volkscultus die erste Stelle einnahm und sich daher stets nach den herrschenden Zeitideen richtete, in das alte Nationalepos eingeführt wurde, um der neuen Gottheit größeres Ansehen zu verleihen und sie als uralten Nationalgott erscheinen zu lassen, so hat auch ein neues speculatives System, die „Yogalehre“, in ihren ersten Elementen Eingang in das Mahabharata gefunden. — Um der wachsenden Verbreitung der Buddhalehre entgegenzuwirken, suchten die Brahmanen darzuthun, daß dieselben Glaubenssätze, die jener Religion bei dem Volke so großen Eingang verschafften, auch im Brahmanismus vorhanden wären; daß Vishnu-Krishna wie Buddha zugleich Gott und Mensch gewesen, daß die Seele des Frommen nach dem Tode zur ewigen Ruhe ohne Wiedergeburt eingehen könne, daß die Vertiefung (Yoga), die stille Meditation, sicherer zur Vereinigung mit Brahma führe, als die strenge Askese, auf die man früher das größte Gewicht gelegt; daß der Mensch zwar die ihm in der Reihenfolge der Wesen zustehenden Pflichten erfüllen und die Kastenordnungen beobachten, dabei aber Mitleid und Wohlwollen gegen alle Geschöpfe hegen und alle bösen Regungen unterdrücken solle. Die ersten Spuren dieser Lehren enthält in poetischer Form jene merkwürdige Episode des Mahabharata, die unter dem Namen Bhagavad-Gita (göttlicher Gesang) bei den Indern im höchsten Ansehen stand, wenn schon in künstlerischer und ästhetischer Beziehung das lange, durch 18 Gesänge sich fortziehende Gespräch zwischen Arjuna und Krishna im Angesicht der kampfgerüsteten Heere sehr ungeeignet erscheinen muß.

Das Religionssystem der Bhagavad-Gita.

Die große Schlacht zwischen den Kuru und Pandu soll eben beginnen. Da wird Arjuna von Zweifeln befallen, ob der Kampf gegen Verwandte und Stammesgenossen gerecht sei; er verfällt in Kleinmuth, läßt Bogen und Pfeile sinken und theilt seine Bedenken seinem Wagenlenker Krishna, dem verkörperten Vishnu, mit. Dieser belehrt ihn, daß er als Kshatriya zum Kampf verpflichtet sei, denn die Erfüllung der vorgeschriebenen Pflichten ohne Rücksicht auf die Folgen sei die erste Tugend der nach Vollendung Strebenden, auch werde

Passive Haltung der Seele bei äußerer

Pflicht-erfüllung. nur der Körper getödtet, die Seele sei unvergänglich und ein Theil der Gottheit. Auf diese beiden Lehren wird der Hauptnachdruck gelegt. „Denn Tod und Handlungen,“ sagt Humboldt, „verlieren ihr Gewicht und werden gewissermaßen gleichgültig, wenn jener nur den ohnehin vergänglichen Körper trifft und diese, frei von Leidenschaft und Absicht, blos Werk der Natur oder Gebot der Pflicht sind.“ Auch der Weise kann sich dem Handeln (worunter jede körperliche Verrichtung, eigentlich jede Veränderung der Materie verstanden wird) nicht gänzlich entziehen, aber die Erkenntniß, die stille Vertiefung in die Gottheit, steht ihm höher, daher muß sein Handeln nur ein willenloses, gleichgültiges Fügen in die Pflicht und Naturnothwendigkeit sein, ohne alle Leidenschaft und Begierde. Denn da das Handeln nur von dem körperlichen Stoff ausgeht, womit sich die Seele stets neu bekleidet, so kann sie sich den ihr dadurch auferlegten Fesseln nur entziehen, wenn sie in völliger Gleichgültigkeit ohne Neigung und Widerwillen die Pflichten der Kaste erfüllt und auf die Früchte der Handlungen verzichtet, wenn sie sich frei hält von der „Zwiefachheit“, dem gelingenden oder mißlingenden Erfolge. „Nicht blos Hitze und Frost, Vergnügen und Schmerz, Gelingen und Mißlingen, Glück und Unglück, Sieg und Niederlage, Ehre und Unehre müssen ihm Dasselbe sein, auch zwischen Freunden und Feinden, Guten und Bösen muß er parteilos da stehen, gleich achten Erde, Steine und Gold“ (Humboldt).

„Wer den Gliedern der Schildkröte gleich, zurückziehet überall
Die Sinne von dem Sinnenreizstoff, deß Geist in Weisheit fest besteht.“

Erkenntniß der Gottheit. Diese Abgezogenheit führt zur Anschauung und wahren Erkenntniß der Gottheit, deren Wesen im Verlauf des Gesprächs so dargestellt wird, daß Vishnu, die thätige, in das Leben eingreifende Substanz der Welt, höher steht als Brahma, die ruhende, und daß die Weltseele, die über Alles ausgebreitet ist, trotz dieser Ausbreitung als Einheit erscheint. Da die Verherrlichung Vishnu-Krishna's, des Mensch gewordenen Gottes, der dem Volksbegriff faßbarer war als das gestaltlose Brahma, Hauptzweck der Dichtung ist, so wird er in den Vordergrund gestellt; Vishnu ist der offenbar gewordene Brahma, von dem jener ausgegangen und dessen Wesenheit er als Urgrund in sich trägt; Brahma, die göttliche Substanz, schwebt als ruhendes Prinzip in mystischem Dunkel, während Vishnu als der lebendige Gott, als persönliches göttliches Wesen in das Weltenrad eingreift, doch so, daß er blos die Natur darin walten läßt. Vishnu und Brahma erscheinen darum als ein und dasselbe geistige Wesen, als das Ursein, von dem Alles ausgegangen und das daher stets in Allem vorhanden sein muß; das Vorzüglichste in jeder Gattung durch die ganze Schöpfung ist die göttliche Substanz, die in unendlichen Formen und Erscheinungen sich kund gibt und dennoch in ewiger Einheit und „Selbstheit“ vorhanden ist. „Was jedem Dinge den ihm eigenthümlichen Vorzug gibt,“ heißt es bei Humboldt, „das ist Gott, der Glanz der Gestirne, das Leuchten der Flamme, das Leben der Lebendigen, die Stärke der Starken, der Verstand der Verständigen, die Erkenntniß der Erkennenden, die Heiligkeit der Heiligen. — Was irgend groß, ausgezeichnet und vorzüglich, sei seines Glanzes theilhaftig, und diese ganze Welt habe er mit einem Theil seiner Natur ausgestattet.“ Diesem entspricht auch seine Körpergestalt, in der er sich dem Arjuna auf sein Bitten offenbaret, nachdem er ihm ein göttliches Auge verliehen, auf daß er das Unsichtbare zu erblicken vermöge. „Arjuna sieht ihn nun zu dem Himmel emporragend, ohne Anfang, Mitte und Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, tausende von göttlichen an Farbe und Umrissen verschiedenen Gestalten in sich vereinigend, das Weltall mit seinem Glanz erwärmend und in ihm alle Götter von dem im Lotuskelche sitzenden Brahma an, alle Weisen und die ganzen Schaaren der Geschöpfe jeglicher Art;“ eine Vorstellung, die nichts Anderes ist, „als eine sinnliche Uebertragung seines geistigen Begriffes, nach welchem er, alle Wesen in sich fassend, sich in alle einzelne ergießt und doch zugleich in seiner Einheit als wahre Monas dasteht“. Die Weltseele ist demnach in allen Wesen vorhanden und dennoch ein ungetheiltes Ganzes. — Auch der Begriff der Materie erleidet eine

Die materielle Welt.

Umbildung. Während die frühere Speculation in kühner Consequenz der materiellen Welt alle Realität und Existenz absprach und sie nur als Schein und Täuschung hinstellte, gaben jetzt die Brahmanen dem Volksbegriffe so weit nach, daß sie den Stoff wie den Geist von Ewigkeit her bestehen ließen; freiwillig unterliege derselbe einer steten Verwandelung, einem ewigen Vergehen, aber das Vergehen sei nur ein Wechsel, Tod und Verwesung bilde nur den Uebergang zu neuem Leben, das Weltall befinde sich in einem ewigen Kreislauf von Vergehen und Entstehen; aber das beseelende Prinzip, der Urgrund alles Seins und Lebens in der Materie sei die Gottheit, an welche das All geknüpft ist, „wie Perlenreih' am Faden hangt". Dem Stoff, und mithin dem menschlichen Körper sind drei Natureigenschaften, guna, beigesellt, welche den Geist binden und an dem Irdischen festzuhalten suchen. So lange der Mensch von diesen Eigenschaften oder Trieben geleitet wird, ist die Seele unfrei und muß bei dem Absterben des Leibes sich mit einem neuen, wie mit einem Kleide, versehen. „Wie ein Mensch das alte Kleid ablegt und ein anderes anlegt," heißt es in der Bhag., „so verläßt die Seele den veralteten Körper und geht in einen neuen über." Wenn man aber in vollkommenem Gleichmuth über alle irdischen Erfolge dem Walten der Eigenschaften in sich ohne alle Theilnahme, nur als ein Fremder zusehend, sich allein dem Nachdenken über die Gottheit und ihrem Dienste widmet, dann wird die Seele von ihren Banden frei und kehrt zur Weltseele zurück, von wo sie ausgegangen. Daraus geht also hervor, daß die höchste Aufgabe des Menschen während seines irdischen Daseins die Vertiefung der Seele in die Gottheit ist, eine Lehre, welche alle Systeme als letztes Resultat in sich tragen.

Diese Vertiefung (Yoga) bildete den Inhalt des ethischen Lehrgebäudes, das im zweiten Jahrhundert v. Chr. Patanjali aufgestellt hat und das aus der Sankhjalehre die praktischen Folgerungen zieht. Yoga bedeutet Vereinigung mit dem höchsten Wesen, Versenkung in dasselbe durch die Kraft der Meditation. Die höchste Aufgabe des Weisen ist nach dieser Lehre das Erkennen der Weltseele, die Wiedervereinigung des Geistes mit Vishnu-Brahma. Dazu gelangt man durch gleichmüthige Verrichtung aller Kastenpflichten, durch Unterdrückung aller leidenschaftlichen Regungen und Triebe, durch Abgezogenheit von der Gewalt der Sinne, durch Versenkung alles Denkens, aller geistigen Thätigkeit auf die Gottheit und durch Fernhaltung alles Zweifels; denn „erkenntnißlos und ungläubig kommt um der Zweifelathmende". Opfer und Büßungen werden zwar als gute Handlungen und Aeußerungen frommer Gesinnung gepriesen, aber die strenge Asketik früherer Zeit als thörichter Wahn und Scheinheiligkeit verworfen und die Vertiefung über alle Opferhandlungen und Bußübungen gestellt. „Der sich der Vertiefung Widmende," heißt es bei Humboldt, „soll in einer menschenfernen, reinen Gegend einen einsamen, nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras (Kuça) bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbrauen und die Spitze der Nase richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit Om! aussprechen." Dann kommt Ruhe über ihn und er kann seinen Geist, durch nichts Fremdartiges gestört, ganz auf die Gottheit richten. Wenn der Vertiefte alles andere Denken und Empfinden unterdrückt,

Die Lehre von der Vertiefung (Yoga-System).

wenn er sich regungslos verhält „wie die Lampe frei von Windwehen", wenn er sich „festsinnig in Selbstvertiefung vertieft" und seinen Geist nur an der ewigen Weltseele nährt, dann kommt er in den Zustand, wo das Gefühl des getrennten individuellen Daseins verschwindet, wo die Seele nur sich selbst schaut und in der Wonne der höchsten Glückseligkeit mit Brahma vereinigt wird. Dann lös't sich alles Sichtbare auf, das Selbst, die Individualität, wird ausgelöscht und der Geist kehrt ein in die Ursubstanz, in den Sitz aller Unvergänglichkeit und Unveränderlichkeit, um nie wieder in einem irdischen Körper geboren zu werden. Das Ziel aller Seelenübung in Glaube, Erkenntniß und Vertiefung ist demnach Befreiung von der Nothwendigkeit neuer Geburt, gänzliches „Hinaustreten aus diesem ewig rollenden Wechsel wiederkehrenden Entstehens", es ist das buddhistische Verwehen (Nirvana) und Auflösen des selbständigen Daseins. Durch eine solche Anspannung des Gemüths nimmt der Vertiefte (Yogin) allmählich Theil an dem Wesen der Gottheit und erlangt somit Zaubermacht.

Uebertreibungen im Cultus.

Die maßlose und phantastische Uebertreibung, wozu jede Lehre in ihren letzten Ausgängen in Indien führte, gab sich vor Allem im Cultus, in den Religionsübungen und im Kastenleben kund, wo weder der Widerspruch der Vernunft und des Volksgefühls, noch das Beispiel der Buddhisten eine Beschränkung zu bewirken vermochte. Das äußere Büßerleben an den heiligen Flüssen und Seen oder in der Einöde des Waldes dauerte fort und nahm an Strenge und Uebertreibung immer mehr zu, bis es sich zur freiwilligen Selbstvernichtung steigerte; die Kastensonderung mit ihrem menschenverachtenden, engherzigen Standeshochmuth trat immer schroffer hervor; der Gesetzesdienst und die casuistische Werkheiligkeit wurde immer weiter ausgebildet und das Opfer- und Ceremonienwesen erhielt immer verwickeltere Formen. Das alte Somaopfer, wodurch die Arier am Indus den Beistand und die Gunst der himmlischen Naturmächte zu gewinnen gestrebt, wurde im Laufe der Jahre stets mit neuen Ceremonien umgeben, in neue liturgische Gebräuche und mystische Spielereien gehüllt und zu einer Dauer von mehreren Tagen, ja von Monaten ausgedehnt. Noch größere Bedeutung erhielt das Roßopfer, an welchem die Brahmanen ihre Macht und priesterliche Weisheit in das glänzendste Licht zu stellen suchten. Dieses wurde in ein solches System von Opfergebräuchen, Liturgien und Reinigungsgesetzen gehüllt, mit einer solchen Menge von Ceremonien und Formalitäten verbunden, daß es als „der König der Opfer" an die Spitze des Cultus trat und für die feierlichste Religionshandlung galt, die nur von den Häuptern des Volks unter Mitwirkung zahlreicher Priester durch eine endlose Reihe täglich wiederholter Verrichtungen, Gebetsformeln und ritueller Vorschriften in Jahr und Tag zu Ende geführt werden konnte. Einem solchen in aller Ordnung vollbrachten Roßopfer wurde dann die Macht zugeschrieben, von allen Uebelthaten zu befreien und die Herrschaft über die Erde zu gewinnen.

Zugleich war das Roßopfer auch eine fortdauernde Veranlassung zu verheerenden Kriegen, da die Besiegung aller Könige der Nachbarschaft eine Vorbedingung war zu seiner Veranstaltung.

3) Staats- und Rechtsleben. Gesetzbuch des Manu.

Das ruhige Dasein im Gangeslande setzte die Brahmanen in Stand, nicht nur die Kastenordnung in ihrer ganzen Folgerichtigkeit auszubilden und die alte Naturreligion durch die pantheistische Brahmalehre zu verdrängen; es begünstigte auch ihr Bestreben, dem öffentlichen Staats- und Rechtsleben eine andere Gestalt zu geben und das beschränkte Königthum der patriarchalischen Zeit zu einem auf Militärmacht und Hierarchie gestützten Despotismus umzuschaffen.

Um nun das bürgerliche Leben in eine gleichmäßige Ordnung zu bringen und das ganze Thun und Lassen nach bestimmten Gesichtspunkten zu regeln und in einen gemeinsamen, Alles beherrschenden Ideenkreis zu bannen, bedurften die Brahmanen einer Autorität, die in weltlichen Dingen auf ähnliche allgemeine Geltung Anspruch hatte, wie die Veden in religiösen. Sie faßten daher die alten auf dem Herkommen und der Ueberlieferung beruhenden Gewohnheitsrechte der Arya zu einem den veränderten Verhältnissen entsprechenden Ganzen zusammen, bereicherten sie mit neuen Satzungen und Rechtsbestimmungen, und schrieben die ganze Gesetzessammlung, um ihr mehr Ansehen und allgemeine Anerkennung zu verschaffen, dem Manu zu. Manu, der in der patriarchalischen Periode als erster Mensch, in der Heroenzeit als erster König und Ahnherr der Herrscherfamilien, nach dem Sieg des Priesterthums als erster Heiliger und Weiser galt, sollte die einzelnen Gesetze durch göttliche Offenbarung von Brahma selbst erhalten und sie den großen Priesterheiligen mitgetheilt haben. Der Heilige Bhrigu, heißt es in der Einleitung, verkündete das Gesetz, das ihm Manu auf seine Bitte eröffnet hat. Es wurde schon früher bemerkt, daß das Werk auf einer Grundlage von beträchtlichem Alterthum beruht, wenn gleich die jetzige Redaktion jüngeren Datums ist. Den Hauptbestandtheil bilden demnach die Vorschriften der Veden, mit denen man das Werk in möglichster Uebereinstimmung zu halten suchte, damit nicht eine Offenbarung der andern zu widersprechen scheine; die zweite Gruppe enthält „die Gewohnheiten der Guten", d. h. das traditionelle Recht, das sich am reinsten im heiligen Brahmalande an der Yamuna erhalten hatte, worin jedoch auch die alten Rechtsgewohnheiten und Observanzen der einzelnen Landschaften und Geschlechter ihre Stelle fanden; der dritte Theil endlich umfaßte die Aussprüche und Lehren der Priester und Weisen der Vorzeit. Diese ohne Ordnung und System lose an einander gereihten Elemente wurden im Laufe der Jahrhunderte fortwährend mit

Gesetzbuch des Manu.

neuen Satzungen vermehrt und im Geiste der herrschenden Zeitideen umgestaltet, so daß zuletzt das ganze Gesetzbuch unter den Händen der Brahmanen und durch die Ueberarbeitungen der priesterlichen Rechtsschulen eine bunte oberflächlich gruppirte Sammlung der verschiedenartigsten Bestimmungen über das religiöse, sittliche und politische Leben, über das öffentliche und private Recht in allen Beziehungen wurde, ein Codex, in welchem die Religionsdogmen und die tiefsinnigen Lehren von den Wiedergeburten und Höllenstrafen neben Verordnungen über die Verhältnisse des öffentlichen Lebens, über Staatsverwaltung und Gerichtswesen, über Polizei und Marktpreise hergehen; in welchem neben den erhabensten Tugend- und Sittenlehren auch Regeln über Anstand und Höflichkeit, Rathschläge über Haus- und Landwirthschaft, Klugheitslehren und Weisheitssprüche enthalten sind. Das Ganze zerfällt in 12 Bücher; die einzelnen Gesetze sind rhythmisch abgefaßt.

Bohlen sucht den Inhalt in einen gewissen Zusammenhang zu bringen: „Mit einer Schöpfungssage beginnend," heißt es bei ihm, „handelt das Werk über die Erziehung, geht dann über zu den Heirathsgesetzen, den häuslichen Pflichten, den Fasten und Reinigungen, der Gottesverehrung, der Regierung und Gesetzgebung, zur Handhabung der Gesetze; sodann zum Handel, zu den gemischten Kasten, zur Buße und Sühnung, und schließt endlich mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode."

So sehr jedoch die Brahmanen bemüht waren, das öffentliche Leben, Sitte und Cultus nach den Vorschriften dieses Gesetzbuches zu regeln und demselben allgemeine Geltung zu verschaffen, sie gelangten damit nie vollständig zum Ziel. Am Indus, im Dekhan und an allen jenen Orten, wo die religiösen, politischen und socialen Einrichtungen nicht zur vollen Ausbildung kamen und das Kastenwesen nicht in seiner strengen Folgerichtigkeit durchgeführt werden konnte, fand auch das Gesetzbuch nur beschränkten Eingang, wenn schon die darin aufgestellten Normen stets als ideales Recht anerkannt und ihre Verwirklichung nach Kräften angestrebt wurde.

Daß das Gesetzbuch Manu's, das in seiner älteren, uns nicht mehr erhaltenen Gestaltung im Laufe des 6. Jahrhunderts v. Chr. zum Abschluß gekommen sein mag, von einem Zustande der Rechtsungleichheit der verschiedenen Stände ausgeht, daß es nur Kastenrechte, nicht Menschen- oder Bürgerrechte anerkennt, liegt eben so sehr in der ganzen indischen Anschauungsweise, wie die Bevorzugung der Brahmanenkaste vor den weltlichen Ständen. Doch hat die Priesterschaft nie die Hand nach der weltlichen Herrschaft ausgestreckt; sie hat nie versucht, ein hierarchisches Königthum einzuführen, sei es, daß sie über ihrem Suchen nach dem Jenseits die praktischen Fragen des Diesseits etwas aus dem Auge verlor, sei es, daß sie ihre moralische Macht nicht durch Vermischung mit der weltlichen gefährden wollte, sei es endlich, daß sie unter einem Könige aus einer untergeordneten

Stellung der Könige zu den Brahmanen.

Kaste ihre Standesrechte und bevorzugte Stellung für gesicherter hielt, als unter einem Priesterkönig. Die indischen Könige nämlich gehörten der Krieger-kaste an und standen somit nach der religiös-politischen Anschauung unter den Brahmanen, denen sie jedoch wieder vermöge ihrer Stellung und irdischen Machtfülle zu gebieten hatten. Auf diese Weise trat die Staatsordnung in ein schiefes Verhältniß zu der Weltordnung, deren Abbild sie doch eigentlich sein sollte, eine Inconsequenz, welche die Brahmanen dadurch auszugleichen wußten, daß sie sich manche wichtige Vorrechte aneigneten und die religiöse Natur des indischen Volkes so wie die Furcht vor den Höllenstrafen und Wiedergeburten zur Begründung einer moralischen Macht über die Gewissen benutzten. Politisch und rechtlich theilten die Brahmanen dem Könige gegenüber die allgemeine Knechtschaft; aber es lag diesem die religiöse Pflicht ob, jene auf alle Weise zu ehren und mit Hochachtung und Auszeichnung zu behandeln; der König soll seine Räthe, Richter und Beamten vorzugsweise aus den heiligen Männern wählen; er soll sie mit Kühen und Schätzen, mit Gaben und Geschenken aller Art bedenken; denn „der von dem Könige den Brahmanen anvertraute Schatz," sagt Lassen, „war ein unvergänglicher, den Diebe und Feinde nicht rauben konnten; das den Brahmanen dargebrachte Opfer war vorzüglicher als das Feueropfer;" die einem Brahmanen gewährte Gabe hatte nach dem Grade der höheren Heiligkeit hunderttausendfachen, ja unendlichen Werth. Und waren auch die Ansprüche und Vorzüge derselben, mit Ausnahme einiger Vorrechte bei gerichtlichen Strafen, nur auf religiöse Vorschrift ohne äußere zwingende Gewalt gegründet, so war doch die Ehrfurcht gegen den Priesterstand der ganzen Nation so tief eingeprägt, daß sie auch ohne gesetzliche Zwangsmittel auf Erfüllung derselben rechnen konnten. Denn wie sollte ein König seine Pflicht gegen diejenigen vernachlässigen, deren heilige Opfer- und Gebetskraft über die Götter selbst Gewalt ausübt, und die durch ihre feierliche Salbung dem Königthum erst die göttliche Weihe und den religiösen Charakter verliehen?

Auch hatten die indischen Könige alle Ursache, die Brahmanen zu ehren; denn ihrer Lehre verdankten sie hauptsächlich ihre hohe Macht und Unumschränktheit. In den Tagen, als die Arya noch am Indus und im Fünfstromland lebten, war die königliche Gewalt, wie bei allen kriegerischen Völkern, durch einen thatenfrohen Waffenadel im freien Handeln beschränkt, ja diesem Adel gelang es bisweilen, Könige, die nach despotischer Machtvollkommenheit strebten, zu verjagen und aristokratische Gemeinwesen zu begründen, wie sie die Griechen noch in einigen Gegenden vorfanden. Selbst in der Zeit des Kampfes und der Eroberung war der König nur der Erste unter Gleichen, wie Indra unter den übrigen Göttern, und die Helden, die den Thron umgaben und stützten, vererbten mit ihrer Waffenkunde und heroischen Kraft und Tugend auch ihre Rechte und Ansprüche auf ihre Geschlechter. Aber dieselben

Umstände, welche die Kaste der Kshatriya allmählich herabdrückten, beförderten auch den königlichen Despotismus — die in dem heißen, üppigen und genußreichen Lande rasch zunehmende Erschlaffung, die gesteigerte Bedeutung der erwerbenden Klasse und vor Allem die Ausbildung der brahmanischen Religion mit dem Einen und absoluten Urgrunde und der Bevorzugung der contemplativen Geistesruhe vor dem thatkräftigen Wirken und Handeln. Je mehr die Priester die bestehende Einrichtung als eine aus Brahma hervorgegangene heilige Weltordnung hinstellten und ruhiges Beharren, stummen Gehorsam und passive Fügsamkeit als die höchsten Tugenden priesen; je mehr bei der friedfertigen Natur des Volkes und der von Feinden wenig bedrohten Lage des Landes das ruhige Genießen und Erwerben über die Thätigkeit der Arme und ein durch Kämpfe und ehrgeizige Bestrebungen bewegtes Staatsleben gesetzt ward, je mehr das religiöse Nachdenken, der ängstliche Gesetzesdienst und die geistige Beschäftigung als der Hauptzweck und die wichtigste Aufgabe des Daseins erschien, desto mehr nahm das indische Königthum und Staatswesen den Charakter aller orientalischen Despotien an, wo sich die Unterthanen willig in die knechtische Dienstbarkeit eines Einzigen begeben, um unter seiner Allmacht Schutz und Sicherheit für Leben und Eigenthum zu finden. Ein politisch bewegtes Staatsleben mit Kämpfen und Parteiungen, mit Leidenschaften und Aufregungen würde sowohl das ruhige vegetative Dahinleben, als das geistige Beschauen und Versenken in Brahma gestört haben; das geduldsame Fügen und Beharren des Volks führte daher naturgemäß zum Absolutismus, zur unbeschränkten monarchischen Machtfülle, die nur darum weniger despotisch und blutdürstig auftrat, weil die energielose Volksnatur für eine grausame Tyrannenwillkür nicht angethan war.

Königliche Machtfülle.

Schon in den großen epischen Gedichten begegnet man der Anschauung, daß nur unter dem Schutze eines starken Königthums Sicherheit und Wohlfahrt zu finden sei. Den zurückkehrenden König Nala begrüßen die Aeltesten des Rathes händefaltend mit den Worten: „nun seien sie wieder sicher in der Stadt und auf dem Lande“; und im Ramayana ergeht sich der Wagenlenker Sumantra in einer elegischen Schilderung der traurigen Zustände, die in einem Lande eintreten, wo kein König waltet*). Diese

*) Wo kein König waltend herrscht,
Da tränket nicht mit Himmelsthau
Der blitzgekrönte Donnerer,
Der Regengott, die dürre Flur.
Da wird kein Same ausgestreut,
Da folgt dem Vater nicht der Sohn,
Und dem Gemahle nicht das Weib.
Da läßt kein Glücklicher ein Haus
Und keinen frohen Gartenhain
Und keinen Tempel fromm erbau'n.
Da bringen opferkundige
Braminen nie ein Opfer dar;
Da wird auf Volksversammlungen,
Bei heitren Festen nicht getanzt;
Um keinen Dichter steht gedrängt
Der aufmerksamen Hörer Schaar,
Und Weise gehn in Hainen nicht,
Gespräche führend, hin und her.
Da wandeln nicht, mit Gold geschmückt,
Jungfrauen in den Gartenhain,
Am Abend sich des Spiels zu freu'n.
Da führen durch die Wälder nicht
Mit schnellen Rossen liebevoll
Die Männer ihre Frau'n dahin.

Anschauungsweise wurde unter dem Einfluß der Priesterlehren mehr und mehr die herrschende und ausschließliche. Der König wurde dargestellt als ein Ausfluß der göttlichen Wesenheit, denn Brahma schaffe ihn aus der Substanz der acht Welthüter (der höheren Götter), die nun in seiner Person vereinigt wohnen und ihn vor jeder Unreinheit bewahren. „Ein König ist gebildet," heißt es in Manu's Gesetzbuch, „aus den ewigen Theilen der obersten Götter und ist darum über alle Sterbliche an Majestät erhaben; gleich der Sonne blendet er Augen und Herzen; kein Mensch kann seinen Anblick ertragen; er ist das Feuer und die Luft, die Sonne, der Mond, der Herrscher der Gerechtigkeit, Herr des Reichthums, der Gewässer und der Himmelsveste. Einem Könige, selbst wenn er ein Kind ist, darf nicht ohne Ehrfurcht begegnet werden, als sei er ein bloßer Mensch, denn er ist eine mächtige Gottheit, erscheinend in menschlicher Gestalt. Das Feuer verzehrt nur einen Einzelnen, welcher sorglos ihm genaht, aber der Zorn des Königs verzehrt eine ganze Familie mit all ihrer Habe." Zufolge dieser Auffassung, wonach der König als Stellvertreter der Gottheit auf Erden, der monarchische Staat als Abglanz der göttlichen Ordnung erscheint, wurden dem Königthum alle Attribute, Kräfte und Machtbefugnisse der oberen Götter zugetheilt. Er besitzt den Glanz und die Majestät des Sonnengottes und gießt Segen und Wohlthaten auf die Menschheit nieder; aber „wie Surya acht Monate lang durch seine Strahlen die Feuchtigkeit aus der Erde auszieht, so mag der König auch die gesetzmäßigen Steuern von seinen Unterthanen ziehen". Wie die Götter Yama, Varuna und Agni die Frommen und Gerechten belohnen, die Frevler und Sünder mit Banden fesseln oder dem Tod und Verderben preisgeben, so soll auch der König als oberster Richter und Urquell alles Rechtes den Unterthanen ein „Herr der Gerechtigkeit" sein und die Verbrecher vertilgen. Wie Licht und Luft soll er Alles durchdringen, aber auch wie der Mond mit mildem und sanftem Lichte die Herzen erquicken und wie der Gott des Reichthums das Füllhorn seiner Gnaden und seines Ueberflusses über die Sterblichen ausgießen.

Die Brahmanen waren aus allen Kräften bemüht, Thron und Altar in die innigste Verbindung zu setzen, das absolute Königthum durch die Weihe der Religion zu heiligen und zur allgemeinen Geltung zu bringen und den passiven Gehorsam gegen den irdischen Herrscher als göttliches Gebot hinzustellen. Für diesen dem Königthum geleisteten Beistand erlangten die Brah-

---

Da schlummert wohlbehütet nicht,
Bei offnen Thüren sorgenlos,
Der reiche Hirt und Bauersmann.
Da zieht auf sichrer Straße nicht
Der weitgereiste Handelsmann
Mit reichen Gütern unbesorgt.
Wie Heerden ohne Hirten sind,
So ohne König ist ein Reich.
In Ländern, wo kein König herrscht,
Hat Niemand, was ihm eigen sei,
Und wie ein Fisch den andern frißt,
Verschlingen da die Menschen sich.

Den Frevler aber, der nichts glaubt,
Und jede Schranke frech durchbricht,
Hält doch des Königs Strafgewalt
Mit Züchtigung von Frevel ab.
Wie für den Leib das Auge stets
Nach allen Seiten sorglich blickt,
So für das Reich der Männerfürst,
Der Tugend Wurzel und des Rechts.
In blinde Finsterniß verhüllt,
Wüst und verworren ist die Welt,
Wenn nicht ein König Ordnung hält,
Und zeigt, was recht und unrecht sei.

Und im Mahabharata heißt es: Wo kein König ist, da haben die Opfer keine Kraft, da fällt kein Regen; Volk und Land verderben.

manen das Vorrecht der Steuerfreiheit für ihre Güter und die hohe Ausnahmsstellung, daß sie als die Seele des Staats bei Verwaltung und Rechtspflege die Handlungen und Entscheidungen des Königs leiteten und bestimmten, zugleich erwarben sie ihren Lehren den mächtigen Schutz der weltlichen Gewalt, die in der religiösen Gläubigkeit des Volkes ihre eigene Stärke erkannte. Das indische Staatswesen war also eine von weltlichen Formen getragene Theokratie oder ein auf theokratischer Grundlage beruhender Despotismus, der aber gerade um dieses religiösen Bestandtheiles willen minder gewaltthätig auftrat als der auf das Schwert gegründete. Die Brahmanen unterließen nichts, den Königen ein mildes und gerechtes Regiment zur Pflicht zu machen, und väterliche Gesinnung als schönste Fürstentugend zu preisen; das Gleichniß von einer Ehe, unter welchem sie die Stellung des Königs zu seinem Lande darzustellen liebten, setzt ein sittliches auf gegenseitigen Rechten beruhendes Verhältniß voraus; und damit er in jedem Falle wisse, wie er handeln solle, wird ihm die Beiziehung eines vedenkundigen Brahmanen in letzter Instanz zur religiösen Gewissenssache gemacht.

Die Gesetze des Manu führen uns ein Staatswesen vor, worin der in dem König (Raja) centralisirte Absolutismus seine volle Ausbildung hatte, daneben aber doch noch einige Reste des alten Gemeinde- und Volkslebens fortbestanden. Denn während sie Rathschläge geben, wie sich der König nach Art orientalischer Despoten gegen Nachstellungen und feindliche Ueberfälle, gegen Mord und Verschwörung sicher stellen könne, indem er bedacht sein müsse, seine Residenz unter einem getreuen gutartigen Volksstamme und in einer schwer zugänglichen, durch Wald oder Wüste abgeschlossenen Gegend zu wählen, seinen Palast mit Mauern, Gräben und Vertheidigungsanstalten zu schützen und durch gut besoldete zuverlässige Leute „von kleinem Geiste“ bewachen zu lassen; finden sich darin auch noch deutliche Spuren, daß die altindischen Verbände und Genossenschaften mit selbständiger Verwaltung und die ursprüngliche Einrichtung der Dorfschaften mit freiem Communalleben noch fortdauerten. Nicht nur die dem indischen Volke tief inwohnende Sitte des Geschlechter- und Familienverbandes, wodurch die Erhaltung alter Religionsgebräuche, Traditionen und Rechtsgewohnheiten erleichtert und ermöglicht ward, blieb ungebrochen bestehen und gab sich kund bei den gemeinschaftlichen Todtenfesten, bei der Aufnahme des jungen Dvija in die Kaste der Wiedergeborenen durch Ertheilung der heiligen Schnur, bei der Ausstoßung der Unreinen aus der Kaste durch Umstürzung des Wasserkrugs, durch Ausschließung vom Leichenkuchen und andern Ceremonien; sondern auch Zünfte der Handwerker und Kaufleute, Corporationen und Innungen verschiedener Art, die der zersetzende Despotismus zu lähmen und zu vernichten pflegt, bestanden ungebrochen fort.

Da das Religionswesen nur den Brahmanen oblag, so waren die Functionen des Königs auf die Verwaltung, die Rechtspflege und das

Kriegswesen beschränkt. Die durch göttliche Offenbarung den Menschen verliehenen Gesetze waren keiner Verbesserung fähig, darum besaß weder der König noch die Nation eine gesetzgebende Gewalt. Die Regierung hatte nur über die Vollziehung und Beobachtung derselben zu wachen.

1. Die Spitze der Verwaltung bildet der König mit seinem aus sieben bis acht Mitgliedern bestehenden Ministerrathe. Diese sollen weise Männer von guter Herkunft und unbescholtenem Wandel sein, kundig des Rechts und geschickt in Führung der Waffen. Mit diesen berathe sich der König über Alles, zuerst einzeln, dann insgesammt, hierauf thue er was ihm das Beste dünkt. Ueber wichtige Dinge hole er immer den Rath eines weisen Brahmanen ein; auch lasse er sich jeden Morgen von vedenkundigen Brahmanen unterweisen. — Die Grundlage des indischen Staatslebens, das nie zu der vollen Centralisation anderer Despotien gelangte, bildet die Ortsgemeinde, die eng in einander gefügt und nach Außen abgeschlossen ein regsames, selbständiges Stillleben führt unter eigenen Beamten und Dienern, als Richter, Wasseraufseher, Flurwächter u. dgl., welche die Gemeinde selbst wählt und besoldet. Sich um den Gesammtstaat wie um die übrigen Ortsgemeinden wenig kümmernd, werden diese Dorfschaften von der Regierung und Gesetzgebung auch wenig beachtet und bevormundet*). Zehn Dorfschaften bilden einen Kanton, zehn Kantone oder hundert Ortsgemeinden einen Bezirk, zehn Bezirke einen Kreis und so immer aufwärts. Dieser Eintheilung entsprechend ist auch die Vertheilung der Gewalt unter die Beamten (Pati, d. h. Herren), die in hierarchischer Gliederung vom Oberstatthalter bis zum Ortsvorsteher das Land regierten und von Zeit zu Zeit durch besondere königliche Commissarien beaufsichtigt wurden. Die Besoldung bestand in dem Ertrag einer nach dem Rang verschiedenen Ackerfläche. Daß bei der Rechtlosigkeit des Volks gegenüber der königlichen Regierung Willkür, Erpressungen, Parteilichkeit, Ausbeutung des Landes zu Gunsten der herrschenden Dynastie und ihrer Diener, und alle Laster und Gebrechen einer mächtigen Beamtenklasse zum Vorschein kamen, beweisen die vielen Klagen gegen ungerechte Verwalter. Die Abgaben, welche nicht vom Einzelnen, sondern von der gesammten Gemeinde erhoben wurden und über die Hälfte des Bodenertrags verschlangen, wurden nicht wie in China zu großartigen gemeinnützigen Anstalten, als Straßen, Brücken, Kanäle u. A. m. verwendet, sondern fielen dem König und seinen Beamten und Dienern anheim oder wurden zur Erhaltung des Cultus und der Priesterschaft bestimmt. Der „in seiner Gemeinde sich still einspinnende" Inder hatte zu wenig Sinn für das Staats- und Volksleben im Großen; nur die zu heiligen Wallfahrtsorten führenden Straßen waren sorgfältig gebaut und mit Herbergen versehen. Uebrigens geht aus Manu's Gesetzen hervor, daß die königliche Aufsicht und Vorsorge in Indien zu einem hohen Grade polizeilicher Ueberwachung ausgedehnt war. Die Bezirks- und Kreisvorsteher hatten nicht nur die Sicherheit und Ordnung aufrecht zu erhalten, nicht blos die Feldmark und das Gemeindeeigenthum zu schützen, sie ließen auch durch ihre Unterbeamten den Kleinhandel überwachen, die Marktpreise der Nahrungsmittel festsetzen, Gewicht und Maaß

Verwaltung. Gemeinde-Verwaltung. Polizei.

*) Diese indische Dorfverfassung hat allen Stürmen getrotzt. In einem Berichte an das Parlament sagt Lord Metcalfe 1832: „Die Dorfgemeinden sind kleine Republiken, fast unabhängig von allen äußeren Einflüssen, indem sie fast Alles was sie brauchen bei sich selbst finden. Sie bleiben, wenn Nichts sonst bleibt. Dynastie auf Dynastie verschwindet, eine Revolution folgt der andern, Hindu, Afghanen, Mongolen, Mahratten, Sikhs, Engländer herrschen der Reihe nach, aber die Dorfverfassung bleibt dieselbe."

untersuchen u. dgl. m. Ja sogar eine geheime Polizei mit Spionen und Angebern wurde unterhalten. Trunk und Spiel, wozu die Inder große Neigung trugen, waren nicht nur in den Religionsvorschriften aufs strengste verpönt und mit Höllenstrafen und Büßungen belegt, sondern die Gesetze verlangen mit großem Nachdruck, daß beides auch von Seiten der Regierung unterdrückt und bestraft und der Inhaber von Spiel- und Trinkhäusern gerichtlich verfolgt werde. Die durch berauschende Getränke oder durch das Würfel- und Schachspiel erzeugte Aufregung stand zu sehr im Widerspruch mit den Begriffen von indischer Tugend und Gemüthsruhe.

Besteuerung u. königliche Einkünfte. Dieses ausgedehnte Verwaltungssystem, verbunden mit den verschwenderischen Hofhaltungen der Könige und ihrer prunkenden Frauen und den Kosten für die Unterhaltung des Heeres und des prachtvollen Cultus erheischten große Ausgaben, die nur durch ein drückendes Besteuerungssystem aufgebracht werden konnten. Diese Besteuerung erstreckte sich über allen Erwerb und Besitz und erreichte in manchen Gegenden und Zeitläufen eine Höhe, die einer völligen Auspressung des Landes gleich kam. Nicht nur daß von allen Naturprodukten und Bodenerzeugnissen eine zuweilen bis zum vierten Theil der Ernte sich belaufende Abgabe erhoben werden konnte, auch der Handel und Verkehr wurde durch Zölle, Transportlasten und Gefälle aller Art ausgebeutet und Handwerker, Tagelöhner und Dienstboten mußten für die Regierung monatlich einen Tag umsonst arbeiten. Zudem stand es in der Macht des Königs, sich den Handel und Betrieb gewisser Waaren allein vorzubehalten und zum Regal zu erklären, so wie den Ertrag der Bergwerke und Edelsteingruben ganz oder zur Hälfte sich anzueignen. Auch mußte, wie es scheint, eine Kopfsteuer bezahlt werden und Niemand, am wenigsten ein Kaufmann, wagte sich ohne Geschenke dem König zu nahen. Aus dem Allem geht hervor, daß der Steuerdruck und die in einem despotisch regierten Staat mit der Erhebung gewöhnlich verbundene Erpressung, Uebervortheilung und Ungerechtigkeit das Volk in eine so drangsalvolle Lage versetzte, daß es trotz der unendlichen Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens in steter Noth und Kümmerniß dahinlebte und daß das Beispiel des Blutigels, welches das Gesetzbuch dem König für die allmähliche Erhebung der Abgaben in kleinen Portionen zur Nachahmung empfiehlt, eben so gut für die methodische Aussaugung dienen kann. „Es ist mit dem Lande wie mit dem Sesamkorn, sagten einst die ersten Minister zum König, es gibt sein Oel nicht heraus, wenn man es nicht herauspreßt, herausschneidet, herausbrennt oder herausstampft.“ Nur von gelehrten Brahmanen soll der König keine Steuern erheben, denn sie entrichten, wie Kalidasa sagt, ihr Sechstheil in Fürbitten.

Rechtspflege. 2. Die höchste Bedeutung wurde der **Rechtspflege** beigelegt. Als des Königs erste Pflicht bezeichnet das Gesetzbuch die Gerechtigkeit, worunter vorzugsweise die Ausübung der Strafgewalt verstanden wird. Da sowohl die Religionslehren der Brahmanen als die äußere despotische Staatsordnung dem Volke alle Selbständigkeit und Willenskraft, allen Lebensmuth und männlichen Sinn raubten und dasselbe unter das Joch der Angst und Furcht beugten, so daß sich Niemand selbst zu wehren und zu helfen vermochte, so mußte man darauf bedacht sein, durch strenge Strafbestimmungen jede Störung der göttlichen Ordnung zu verhüten. Darum sollte nicht nur jede Verletzung der Autorität, jedes Vergehen gegen König und Obrigkeit blutig geahndet werden; auch die Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens und vor Allem die heiligen Ordnungen des Kastenwesens wurden durch die schwersten Drohungen vor frevelhaften Ueberschreitungen geschützt. Das richterliche Strafamt mit unerbittlicher Strenge geübt ist der wichtigste Theil der Königsmacht. In dem theokratischen Gesetzbuch ist das Streben sichtbar, die Monarchie mit dem Priesterthum

zu vereinen, den König zum Vollstrecker der priesterlichen Satzungen zu machen. „Der Brahmanenstand," sagt Bohlen, „tritt hier in seiner furchtbaren Größe auf und vor ihm, dem allgebietenden Stellvertreter der Gottheit, muß die Menschlichkeit verschwinden; Recht ist hier nur, was mit der Theologie übereinstimmt, jedes Verbrechen ist gegen den Himmel begangen und die Begriffe von Recht, Tugend und Frömmigkeit fließen völlig zusammen." Die Furcht vor den himmlischen und irdischen Strafen sollte die Menschheit auf der gewiesenen Bahn halten und zur Ertragung des priesterlichen Joches willig machen. Darum wird dem König die unnachsichtliche Ahndung jedes Vergehens als religiöse Pflicht auferlegt; ohne Rücksicht auf die Motive des Uebelthäters, ohne Beachtung der mildernden oder erschwerenden Umstände, unter welchen die strafbare Handlung vollbracht ward, wird die Strafe vollzogen. „Die Strafe ist ein kraftvoller Herrscher," heißt es bei Manu, „ein weiser Verwalter des Gesetzes; Strafe regiert das menschliche Geschlecht; Strafe allein beschützt es; die Strafe wacht, während Alles schläft, die Strafe ist die Gerechtigkeit. Wäre der König nicht rastlos bestrebt zu strafen den Schuldigen, so würde der Starke den Schwachen rösten gleich einem Fische am Spieße, so würde der Mann aus der niedrigsten Kaste den Rang des Höchsten einnehmen. Nur wo die schwarze Strafe mit rothem Auge die Verbrecher vernichtet, leben die Menschen ohne Besorgniß; ein Mensch, der von Natur das Gute thut, ist kaum zu finden." — Die Rechtspflege besteht daher hauptsächlich in der Vollstreckung der Strafgesetze; und damit der König nicht durch Regungen der Milde sich zur Schonung hinreißen lasse, wurde die unerbittliche Handhabung der Strafgerechtigkeit als ein Verdienst hingestellt, wofür die Götter irdischen Segen und himmlischen Lohn gewährten. „Durch die Unterdrückung der Bösen," heißt es im Gesetzbuch, „und die Beschützung der Guten reinigt sich der König, wie der Brahmane durch das Opfer, sein Reich blüht dann auf wie ein Baum, der beständig begossen wird;" und während ihm für den Schutz, den die Guten durch seine strenge Aufrechthaltung der heiligen Ordnung genießen, ein Theil ihrer Verdienste beigelegt wird, zieht er umgekehrt durch nachlässige oder ungerechte Vollstreckung der Strafbestimmungen einen Theil des dadurch bewirkten Uebels auf sich herab und wird dafür diesseits und jenseits bestraft. — Die Rechtspflege wird durch den König selbst oder in seinem Namen geführt, doch müssen rechtskundige Brahmanen und erfahrene Räthe zu den Gerichtssitzungen beigezogen werden. Zur Erforschung der Wahrheit soll der Richter nicht nur den Beistand der Götter anflehen und mit ungetrübtem Geiste dem Gange der Verhandlungen folgen und das Benehmen und die Geberden der Angeklagten beobachten; sondern er darf auch unbescholtene Leute als Zeugen vernehmen, in zweifelhaften Fällen einen Eidschwur auflegen, ja selbst zu Gottesurtheilen durch Feuer- und Wasserproben schreiten. Bei dem Zeugenverhör galt als Regel, daß Zeugen und Angeschuldigte von derselben Kaste sein sollten, doch wurden Ausnahmen gestattet; Frauen durften nur bei Frauen, Çudra nur bei Çudra zeugen. Meineid und falsches Zeugniß waren mit den schwersten irdischen und himmlischen Strafen bedroht, die sich nicht blos über den Schuldigen selbst, sondern sogar über seine Verwandten und sein ganzes Geschlecht erstreckten. Das Verfahren, durch „göttliche Aussprüche" die Wahrheit zu erforschen, das der Neigung der Inder für das Wunderbare und ihrem Glauben an das Eingreifen der Gottheit in die menschlichen Dinge sehr zusagte, kam mit den Jahren immer häufiger in Anwendung. Da der Gerichtsgang im Namen des Königs geschah, so konnte auch jede Klage bei ihm angebracht und von jedem Rechtsspruch eines andern Gerichtshofs Berufung an ihn eingelegt werden. Auch stand ihm das Recht der Begnadigung zu. Zu Stellvertretern im Gericht soll der König wo nicht ausschließlich Brahmanen, so doch nur Glieder der zweimal ge-

bornen Kasten wählen; ein Land, wo ein Çudra dem Gericht vorstände, würde einer in den Morast gerathenen Kuh gleichen.

Strafrecht. Trotz des milden Charakters der Inder, der ihnen das Tödten eines lebendigen Wesens als schwere Sünde erscheinen ließ, war ihr Gesetzbuch mit Blut geschrieben. Im Allgemeinen herrscht darin das jus talionis, der Grundsatz der strengsten Vergeltung, Auge um Auge, Zahn um Zahn; Ehrenstrafen, die nur bei dem ausgebildeten Bewußtsein freier Persönlichkeit von Wirkung sind, fanden in Indien selten statt; die einzige Form derselben ist die roheste, das Brandmarken an der Stirn, womit gewöhnlich Ausstoßung aus der Kaste verbunden war. Außerdem werden als Strafen angegeben: Geldbuße, Gefängniß, körperliche Züchtigung oder Verstümmelung und einfache oder geschärfte Todesstrafe. Die Stellung der Kasten begründet auch bei der Bestrafung einen Unterschied. Die Geldbuße ist um so größer, je höher die Kaste steht, gegen welche das Vergehen geübt ward, um so geringer, wenn die höheren Kasten selbst sie begingen. Nur bei dem Ersatz für einen Diebstahl stieg die Höhe der Buße mit der Kaste. Bei Injurien dagegen und Verletzungen waren die Strafen sehr verschieden, um den niedern Kasten Ehrfurcht gegen die Dvija einzuflößen. Einem Çudra, der einen zweimal Gebornen beleidigt, soll die Zunge abgeschnitten werden, wenn er einen Brahmanen schmäht, wird ihm ein glühendes Eisen in den Mund gestoßen, weis't er ihn über seine Pflichten zurecht, so gießt man ihm siedendes Oel in den Mund; vergreift er sich an dem Brahmanen, so verliert er beide Hände; speit er ihn an, so werden ihm die Lippen abgeschnitten u. dgl. m. Lassen sich die zweimal Gebornen solche Vergehungen zu Schulden kommen, so werden sie, je nach der Kaste, mit einer größern oder geringern Geldbuße belegt. Schändung, Ehebruch und Unzucht werden gewöhnlich mit Gliederverstümmelung bestraft, in gewissen Fällen auch mit dem Tod. Besonders streng und genau bestimmt sind die Strafen gegen Diebstahl; außer der Vergütung des Entwendeten in mehrfachem Betrag wird der Dieb je nach der Größe und Beschaffenheit seines Verbrechens mit körperlicher Züchtigung, Verstümmelung einzelner Glieder oder mit Hinrichtung mittelst Pfählung bedroht. Zur Unterdrückung des Diebstahls empfiehlt das Gesetzbuch die Anwendung geheimer Polizeidiener und Spione. Diebshehler trifft dieselbe Strafe wie die Diebe selbst. Auch über die Feldhut enthält das Gesetzbuch sehr strenge Verordnungen. Betrug und Hazardspiele werden als Diebstahl angesehen*). Die Todesstrafe trifft besonders Alle, die sich wider den König oder die Brahmanen vergehen; ein despotischer Thron und eine tyrannische Staatsordnung konnten nur auf Dauer zählen, wenn „der Schrecken unter allen Creaturen" herrschte, wenn das Richtschwert fortwährend den Nacken der Verwegenen bedrohte, die sich beikommen lassen könnten, sich gegen die bestehende Ordnung aufzulehnen. „Wer dem Könige in der Verwirrung seines Sinnes Haß zu erkennen gibt," heißt es im Gesetz, „oder ihm den Gehorsam verweigert, soll sterben." Ferner: „Wer königliche Verordnungen nachmacht, Zwist unter den Ministern des Königs anstiftet, sich an königlichem Eigenthum vergreift, soll sterben." Die Todesstrafe wurde durch Enthauptung mit dem Schwert oder Beil, durch Verbrennen oder

*) Daß diese Strenge gute Wirkungen hatte, geht aus den spätern Berichten der Griechen über das Reich Magadha hervor, worin die Achtung fremden Eigenthums, die seltenen Rechtshändel, das friedliche Zusammenleben und die Wahrheitsliebe der Inder rühmend hervorgehoben werden. Dagegen lernen wir aus andern Darstellungen, daß die Bewohner des untern Ganges unter dem langen Druck falsch, meineidig und verschmitzt geworden und die Waffen aller Schwachen und Gedrückten, Intrigue, List und Verstellung gut zu gebrauchen verstanden.

Ertränken, durch Pfählung oder Zertreten von Elephanten vollzogen, wobei Candalas als Nachrichter gebraucht wurden. Der Verurtheilte ward wie ein Opferthier geschmückt zum Richtplatz geführt und das Urtheil wiederholt unter Trommelschlag ausgerufen. Brahmanen durften nicht an Leib und Leben bestraft werden. Landesverweisung war die höchste Strafe, die sie treffen konnte. Gefängnisse und Zuchthäuser sollten zur Verwarnung an den Landstraßen errichtet werden.

3. Auch über die Pflichten des Königs als Anführer des Heeres und als Lenker der Politik gegen andere Staaten enthält das Gesetzbuch Rathschläge und Vorschriften, was um so mehr in Erstaunen setzen muß, als es doch im Interesse der Brahmanen lag, kriegerische Unternehmungen, die ihre Einrichtungen gefährden konnten, möglichst zu vermeiden. Da aber das Gesetzbuch sich auf alle Verhältnisse des Staats und öffentlichen Lebens ausdehnen sollte und die Kriege in der Wirklichkeit nicht zu umgehen waren, so zogen sie dieselben in das Bereich ihres Staatssystems, um so mehr, als auch hier alte Satzungen und Erinnerungen aus früheren kriegerischen Zeiten noch erhalten sein mochten, die sie nicht ganz vertilgen konnten. Auch war der Krieg in Indien nur auf eine einzige Kaste beschränkt und ohne Einfluß auf die übrigen Glieder, die davon ganz unberührt blieben, so daß die griechischen Schriftsteller mit Verwunderung hervorheben, wie der indische Landmann ruhig sein Feld pflüge, die Ernte einbringe und die Baumfrüchte breche, während in seiner Nähe zwei Armeen im Kampfe begriffen seien. Kriegswesen und Politik.

Das Gesetzbuch fordert den König zu Eroberungskriegen auf, denen es gleiche Verdienste beilegt, wie der Beschützung des Reiches. Da jedoch bei der Abgeschlossenheit des Landes und dem Abscheu der Arya gegen alle andern Nationen diese Eroberungskriege nur innerhalb des indischen Erdtheils mit stammverwandten Staaten stattfinden konnten, so waren auch wieder Milde und Menschlichkeit geboten. Daher enthält das Gesetzbuch neben der Verherrlichung des tapfern Kriegers, dessen Tod in der Schlacht den höchsten Opfern gleich gestellt wird, und der Verachtung des Feigen, der durch seine Flucht alles Verdienst verliert, Vorschriften der Schonung gegen Ueberwundene, Wehrlose und Schutzflehende; und während es dem König den staatsklugen Rath ertheilt, alle Vorräthe, die dem Feinde förderlich sein könnten, zu zerstören, werden die Verwüstung des Landes, das Abhauen der Bäume und andere Handlungen kriegerischer Barbarei untersagt. Merkwürdig sind die Lehren, die das Gesetzbuch dem König in seinen Beziehungen zu den Feinden ertheilt; sie beweisen, daß die treulose Staatskunst, die man jetzt Machiavellismus nennt, schon im grauen Alterthum bekannt war. Neben der Anhäufung eines Schatzes und der beständigen Uebung der Truppen wird demselben eingeschärft, jeden Nachbar als seinen Feind, den Nachbar des Nachbars aber als seinen Freund zu betrachten; und wie er die schwachen Seiten des eigenen Reiches sorgfältig verberge, so müsse er die Schwäche des Feindes auszuspähen suchen. Dies geschehe am sichersten durch Spione, wozu „verstellte Büßer, verdorbene Einsiedler, ruinirte Kaufleute, brodlose Bauern, junge Leute von keckem und scharfsinnigem Geist" empfohlen werden, durch Gesandte von Geburt, Klugheit und einnehmendem Wesen, die durch diplomatische Feinheit und Gewandtheit die Entwürfe der Gegner zu erforschen verständen, durch Bestechung einflußreicher Räthe und hochgestellter Beamten, durch Erregung von Zwiespalt, „indem man," wie es bei Duncker

heißt, „Verwandte des feindlichen Fürsten, welche Anspruch auf den Thron erheben, oder mißvergnügte und zurückgesetzte Minister auf seine Seite bringe," und endlich durch Bündnisse mit ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Nachbarfürsten. Eben so fein berechnet und klug überdacht sind die Weisungen, die das Gesetzbuch über die Art der Kriegführung aufstellt. Der König soll nicht nur durch Muth, Tapferkeit und Todesverachtung dem Heere ein Vorbild sein, er soll auch mit der größten Umsicht handeln, zum Voraus alle Maßregeln für unvorhergesehene Unfälle treffen, seinen Zweck weniger durch Schlachten, deren Ausgang ungewiß sei, als durch Kriegslist, durch geschickte Strategie und durch Benutzung aller Umstände, die dem Feinde schaden können, zu erreichen suchen; bei Anordnung des Heeres, das aus Fußvolk und Reiterei, aus Kriegswagen und Elephanten mit Führern und Bogenschützen bestand und nach Art des in Indien heimischen Schachspiels aufgestellt zu werden pflegte, soll die Natur des Landes und die Jahreszeit berücksichtigt werden; aber wie sehr auch die Gesetze die Vortheile der Festungen und der Kriegslist hervorheben und durch die Bevorzugung der geistigen Mittel den priesterlichen Ursprung beurkunden; bei den Weisungen, wie eine Schlacht zu liefern sei, bei den Verheißungen des himmlischen Lohnes, der den heldenmüthigen König erwarte, welcher in dem Kampfe vordringe ohne das Haupt zu wenden, bei Erwähnung der tapfern Kshatriya aus Brahmavarta und den Ländern der Heldensage, die in der vordersten Reihe kämpfen sollten, lassen sich noch Nachwirkungen alter kriegerischer Gesinnung erkennen. Auch für den Fall, daß der Feind besiegt und sein Land erobert wird, ertheilt das Gesetzbuch Vorschriften: „Wenn ein Fürst ein Land erobert," heißt es, „so ehre er die Götter und die tugendhaften Brahmanen, vertheile Geschenke und erlasse Bekanntmachungen, um alle Furcht zu entfernen." Dem unterworfenen Lande solle er einen Fürsten setzen, der zu dem Sieger als Unterkönig in dem Verhältniß der Dienstpflicht stehe, und die herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen unangetastet lassen. Diese letzten Bestimmungen hatten die Entstehung von zinspflichtigen Staaten mit Vasallenfürsten zur Folge, ein Verhältniß, das zahllose innere Kriege herbeiführte, indem die Unterkönige jede Gelegenheit ergriffen, sich der lästigen Dienstpflicht zu entziehen, wodurch die staatliche Zerrissenheit vergrößert und das Land geschwächt und fremden Angriffen blosgestellt ward.

Lebensweise der Könige.

Der König bildete den Mittelpunkt des Staats, wo alle Fäden des öffentlichen Lebens zusammenliefen; es war daher ganz natürlich, daß die Gesetze für seine Sicherheit sehr bedacht waren, um so mehr, als der auf Furcht und Schrecken gegründete Despotismus feindselige Gesinnung erzeugen und Nachstellungen herbeiführen mußte. Denn der Sclave wird sich stets der Gewalt, die ihn gefesselt hält, zu entledigen suchen, auch wenn seine Lage dadurch nicht gebessert wird. Daher war das ganze Leben des Königs von der frühen Morgenstunde bis zur nächtlichen Ruhe durch eine zahllose Menge von Ceremonialgesetzen und Reinigungsvorschriften geregelt, welche den doppelten Zweck hatten, durch äußere Formen und Ehrenbezeigungen das Volk zu blenden und in Ehrfurcht zu halten und zugleich feindlichen Nachstellungen zu begegnen. Die indischen Brahmanen und die persischen und ägyptischen Priester wußten so gut wie in spätern Jahrhunderten die Rathgeber am byzantinischen, spanischen und französischen Hofe, daß, um die Majestät des absoluten Herrschers zu heben, man denselben den Augen der Menge möglichst entziehen und ihn mit

den Formen strenger Etikette umgeben müsse; und wie sehr auch die Fürsten das Drückende und Peinliche eines solchen Regelzwangs und Ceremoniels, das ihnen alle Freiheit benahm, empfinden mochten, sie unterwarfen sich denselben dennoch, in der richtigen Einsicht, daß dadurch ihre Macht, ihr Ansehen und ihre Sicherheit gehoben und befestigt werde.

Beim ersten Grauen des Morgens wurde der König von eigenen Sängern geweckt und ihm darauf in goldenen Gefäßen Wasser mit Sandelholz gemischt zum Bade dargereicht. Nachdem er den Göttern die vorgeschriebene Opfergabe dargebracht, zeigte er sich in vollem Herrscherschmuck dem Volke, während die Sänger sein Lob verkündeten. Alle Verrichtungen des Tages, alle Herrscherpflichten sind aufs Genaueste vorgeschrieben; und wenn er sich zur Tafel begibt oder sich bei seinen Frauen ergötzt, wird ihm die höchste Vorsicht empfohlen, daß er nicht durch Gift oder Dolch Schaden nehme und das Land „zur Wittwe mache". Ist der König „unter dem gelben Sonnenschirm" alt geworden und fühlt er sein Ende herannahen, so übergebe er die Herrschaft seinem Sohne und suche den Tod in der Schlacht oder wähle den Hungertod, dem heiligen Berge Meru entgegenwandelnd. In der Regel ging die Herrschaft auf den ältesten Sohn über, aber bei den vielen Frauen, die das Gesetz dem König gestattete, waren Thronstreitigkeiten und Erbfolgekriege eine häufige Erscheinung in Indien. Daß diese Vorschriften aufs Genaueste befolgt wurden, lernen wir aus den Erzählungen des Megasthenes und anderer Griechen. Sie rühmen die Reichthümer der Könige an Gold und Silber, an Elephanten und Heerden, den Glanz ihrer Gewänder, ihren Schmuck und ihr Geschmeide; sie melden, daß ihnen das Volk mit der höchsten Ehrfurcht begegne, vor ihnen niederfalle und sie anbete; sie schildern aber auch die Vorsichtsmaßregeln, deren sie sich bedienen, um den vielen Nachstellungen zu entgehen. Der Leibdienst des Königs, erzählt Megasthenes bei Strabo, geschieht durch Weiber, die ihren Vätern abgekauft werden; die Leibwachen und die übrigen Soldaten sind außerhalb der Thüren. Der König schläft nicht am Tage und Nachts ist er genöthigt, häufig seine Schlafstätte zu ändern. Er verläßt seinen Palast nur, wenn er den Gerichtssitzungen anwohnt oder sich zu den großen Opferfesten begibt, oder in den Krieg oder auf die Jagd auszieht. In den beiden letztern Fällen wird er von den Weibern begleitet, die in den Waffen, wie im Reiten und Jagen geübt sind und den König zu Wagen oder auf Elephanten sitzend umgeben. Wer es wagt, bis zu den Frauen vorzudringen, ist des Todes. Auch im Palaste wurde der König durch Hunderte von „lotusäugigen Frauen" bedient.

Neben dem Staatswesen und den bürgerlichen Verhältnissen verbreitet sich das Gesetzbuch Manu's besonders über Ehe und Familienleben, die Grundlage der sittlichen Weltordnung. Wie in China galt auch in Indien die Verheirathung und Kindererzeugung als eine heilige Pflicht, denn nur der Sohn kann die Todtenopfer vollbringen, welche die Seele des Vaters aus der Hölle zu erlösen vermögen. Diese Anschauung benutzten die Priester, um die ehelichen Verhältnisse in ihr Bereich zu ziehen und durch Religionsgesetze zu heiligen und zu beherrschen. Die uralte, bei den Ariern am Indus wie bei andern Naturvölkern heimische Sitte, die Tochter dem Vater durch ein Geschenk, gewöhnlich ein Joch Ochsen, abzukaufen, eine Sitte, die auf dem natürlichen Begriff von dem Eigenthumsrecht des Vaters auf die Kinder beruhte, wurde unter

Ehe- und Familienleben.

dem Einfluß der Priester dahin abgeändert, daß dieses Geschenk als Opfergabe den Brahmanen zufallen solle; und um ihren Einfluß fester zu begründen, machten sie den Segen der Ehe und das Gedeihen der Kinder von der Art des Verlöbnisses und den Umständen, unter denen die Ehe eingegangen worden, abhängig. Ehen, die durch Verkauf der Töchter, durch gegenseitige Neigung oder gar durch Entführung geschlossen würden, trügen böse Früchte; nur solche Vermählungen, die unter Vermittelung der Brahmanen in vorgeschriebener Form vor sich gingen, führten zu gesegnetem Bunde. Doch bestand noch zur Zeit der Griechen bei einzelnen Stämmen die Sitte, daß arme Eltern ihre Töchter in der Blüthe der Jugend mit Pauken und Blasemuscheln auf den Markt zum Verkauf führten. Die Trauung geschah vor einem mit Blumen geschmückten Altar, den Braut und Bräutigam mit vereinten Händen rechts mehrmals umwandelten, unter vielen Opfergebräuchen, Gebeten und Ceremonien. Ueber die Wahl der Frauen, über die Verwandtschaftsgrade, innerhalb welcher die Vermählung nicht zulässig war, über die Gründe, unter denen die Trennung der Ehe und die Verstoßung der Gattin vor sich gehen durfte u. dgl. m., enthält das Gesetzbuch viele Rathschläge, Gebote und Vorschriften, doch geht aus Allem hervor, daß die Ehe nicht die religiöse Weihe, nicht die hohe sittliche Bedeutung hatte, wie in andern Culturstaaten, daß das weibliche Geschlecht nur als ein todter Acker betrachtet wurde, dem der befruchtende Same seinen Werth gebe. Die Ehegesetze bezweckten mehr die Aufrechthaltung der Kastenordnung und der Erbrechte, als die Begründung eines sittlichen Lebens; sie verboten nicht die Vielweiberei, sondern regelten nur die daraus erwachsenden Rechte und Verhältnisse im Interesse der bestehenden Kasteneinrichtung; wenn sie die Monogamie priesen, so gestatteten sie doch Nebenheirathen und Concubinate aller Art, nur mit Beschränkung der Rechte der unebenbürtigen Kinder. Ehebruch wurde nur dann hart bestraft, wenn ein Mann der niedern Kaste die Ehe einer höheren Kaste entweihte; während der Brahmane und Kshatriya mit einer Geldstrafe gebüßt ward, traf den Çudra Todesstrafe, den Vaiçya Verlust seiner Habe. Gegen Frauen waren die Gesetze strenger als gegen Männer.

Hauptzweck der Ehe war die Erzielung von Nachkommenschaft; „im Sohne muß der Vater aus dem Schooße der Mutter wiedergeboren werden", wie die Welt aus Brahma. Starb ein Gatte kinderlos, so lag dem Bruder oder nächsten männlichen Verwandten die Pflicht ob, durch eine Leviratsehe mit der Wittwe dem Verstorbenen einen Erben zu erzeugen, eine Sitte, die auch bei den Hebräern bestand, die aber in Indien in späteren Jahrhunderten zu einer Vielmännerei ausartete, wovon sich schon Spuren in dem Verhältniß der Draupadi zu den Pandusöhnen im Mahabharata finden. Daher galt auch Unfruchtbarkeit des Weibes als gültiger Grund sie zu entfernen oder hinter andere Frauen zurückzusetzen. Das Gesetz begünstigte das Streben, das Geschlecht und die Familie zu erhalten; darum gab auch das Erbrecht dem ältesten Sohn den Vorzug und suchte die Zersplitterung des Familienguts und Vermögens

durch Rechtsbestimmungen zu verhindern, die eine allzugroße Erbvertheilung untersagten.

Wie im ganzen Orient war in Indien die Frau zur strengsten Unterwürfigkeit gegen den Mann verpflichtet und ihre Freiheit sehr beschränkt. Sie wurde nie als selbständig betrachtet, und konnte daher auch nie eigenes Vermögen besitzen; vor ihrer Verheirathung war sie vom Vater oder Bruder, in der Ehe von ihrem Manne und nach dessen Tod von ihren Söhnen oder nächsten männlichen Verwandten abhängig. Die geistig niedrige Stellung der Frau geht schon aus dem gewöhnlichen Altersverhältniß der Gatten hervor: „Ein dreißigjähriger Mann," gebietet das Gesetzbuch, „soll ein Mädchen von zwölf Jahren heirathen, und ein Mann von vierundzwanzig Jahren ein achtjähriges Mädchen." Jüngere Söhne oder Töchter sollen sich nie vor den ältern vermählen. Dem Ehegatten war die Frau Hingebung und Gehorsam schuldig. „Ihrem Manne," heißt es in Manu's Gesetzen, „soll ein Weib mit Achtung ihr Leben lang dienen und ihm auch nach seinem Tode noch anhängen; — und wenn auch der Mann sich tadelnswerth betrüge und anderer Liebe sich zuwendete, so soll ein tugendhaftes Weib ihn dennoch immer wie einen Gott verehren; sie darf nichts thun, was ihm mißfällt, weder bei seinem Leben noch nach seinem Tode, ja sie soll willig ihr Leben aufopfern, wo es sein Wohl erheischt." Außer der Liebe und Treue gegen den Gatten wird der Frau besonders Sittlichkeit, Häuslichkeit und Heiterkeit zur Pflicht gemacht. Wenn sie ihren Leib, ihre Gedanken und ihren Wandel rein erhalte, ihrem Gatten eine Göttin des Glücks und der Freude sei und ihm über das Leben hinaus die Treue bewahre, dann werde sie im Himmel mit ihm vereinigt, breche sie aber die Treue und die Schranken der Züchtigkeit, so erwarte sie hinieden Schmach und Schande und nach dem Tode eine Wiedergeburt im niedrigen Thierleib. Dagegen war auch dem Manne Achtung und zarte Behandlung der Frau strenge empfohlen. Er solle sie in Ehren halten und ihr Geschenke machen, damit sie sich schmücke und ihres Gatten Wohlgefallen erwecke; wird die Frau mißachtet oder betrübt, so bleibt die Ehe ohne Kinder, die Flamme des Heerdes erlischt bald durch ihren Tod und ihr Fluch bringt das ganze Haus zu Fall. Trotz der Vielweiberei und der niedrigen Auffassung der Ehe im Gesetz, war die Stellung der Frauen in Indien, wenigstens in der frühern Zeit, keine unwürdige. Sie nahmen Theil am Cultus und nahten sich den Tempeln und Altären, sie waren nicht vom Verkehr der Männer abgeschlossen, sondern mischten sich in die Gesellschaft und erschienen auch außer dem Hause unverschleiert. In der indischen Poesie finden sich viele Beispiele zarter ehelicher Liebe und Anerkennung der edlen Weiblichkeit. Im Ramayana lustwandeln schön geschmückte Jungfrauen in den Hainen zu Ayodhya in der Kühle des Abends und zeigen sich bei Festen und feierlichen Aufzügen. Sita folgt dem Rama in die Einsamkeit des Waldes und Damayanti theilt mit halbem Gewande Nala's Verbannung und Elend. — Damit aber dieser freiere Umgang nicht zur Unsittlichkeit mißbraucht werde, waren strenge Gesetze zum Schutze der Keuschheit der Frauen und Mädchen aufgestellt und jeder Verführungsversuch, ja jede Berührung einer Frau mit hoher Strafe bedroht. Starb die Ehefrau vor dem Mann, so mußte sie dieser mit der heiligen Heerdflamme bestatten, konnte dann aber eine zweite Ehe eingehen und das Feuer seines Hauses wieder anzünden; starb aber der Mann zuerst, so durfte die Frau sich nicht wieder vermählen. „Eine Wittwe," heißt es im Gesetzbuch, „spreche nie auch nur den Namen eines andern Mannes aus; eine Wittwe, welche sich ganz keusch erhält, geht gerade zum Himmel ein; aber eine Wittwe, welche aus Begierde, Kinder zu haben, ihrem Gatten untreu wird, wird hier verachtet und von dem himmlischen Aufenthalt ausgeschlossen, wo ihr Gatte ist." Sie lebe einfach, keusch und zurückgezogen bis zu ihrem Tode.

Stellung der Frauen.

Wittwenverbrennung. Das Verbrennen der Wittwen, das in den spätern Jahrhunderten eine großartige tragische Entwickelung genommen, ist den Gesetzen Manu's noch gänzlich unbekannt, war jedoch zu Alexander's Zeit schon Sitte. Es galt stets für eine freiwillige Handlung der Liebe und war auf die beiden obern Kasten beschränkt; der Glaube, daß das Heil der Seele dadurch bedingt sei, und die öffentliche Verachtung, welche die Widerstrebenden traf, verlieh der schrecklichen Sitte Verbreitung und Bestand, so daß sie noch bis zur Stunde nicht ganz unterdrückt werden konnte. Noch unter der Herrschaft der Engländer sollen sich jährlich gegen 30,000 Frauen dem Flammentod freiwillig geweiht haben. Der geheiligte Gebrauch, von dem sich einzelne Spuren bereits im Epos finden, kann als folgerichtige Consequenz jener Lehre gelten, daß das Weib dem Manne unbedingt angehöre, daß sie ihm ewige Liebe und Hingebung schulde, und daß die Tödtung des Leibes und die Selbstvernichtung ein hohes Verdienst sei. Unter Anrufung der Götter bestieg die Wittwe geschmückt und gesalbt den Holzstoß, den dann der Sohn oder nächste Verwandte anzündete, umarmte die Leiche des Gatten, und indem sie erklärte, für die Sünden des Mannes als Sühnopfer zu sterben, ertrug sie ohne alle Zeichen von Schmerz die Qualen des Feuertodes, um mit dem Gatten und dessen Ahnen die Seligkeit des Himmels zu genießen.

5. Das indische Culturleben der spätern Jahrhunderte.

Stockung des indischen Lebensprozesses. In der obigen Darlegung des indischen Lebens nach seinen verschiedenen Richtungen und Aeußerungen sind die Resultate enthalten, zu welchen der Volksgeist in seiner Entwickelung und schöpferischen Thätigkeit gelangt ist. Mag auch in den religiösen Anschauungen, in Cultus und Gottesverehrung im Laufe der Jahrhunderte manche Aenderung zur Erscheinung gekommen, mag auch die Wissenschaft bereichert, mögen auch in Dichtung und Kunst große Werke geschaffen worden sein, mag auch Handel, Verkehr und Gewerbfleiß eine großartigere Gestalt gewonnen haben, die produktive Kraft der Nation war erschöpft, die Grundlagen des indischen Lebens, wie wir sie im Obigen entwickelt und dargestellt, blieben unverändert bestehen. Es trat jene Stagnation, jener geistige Stillstand ein, der sich in allen orientalischen Reichen früher oder später kund gibt, der Fluch des Despotismus und Kastenzwangs. Was in der Literatur und Philosophie noch erzeugt ward, führte die errungenen Ergebnisse nicht weiter; wie sehr man auch die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn und die formale Vollendung mancher spätern Werke bewundern mag, dem Inhalte nach sind es nur Ausführungen, Erweiterungen, Variationen der alten Grundgedanken. Das Religionswesen blieb immer das wichtigste Anliegen der indischen Menschheit; aber statt in der Erforschung nach der ewigen Wahrheit fortzuschreiten, hielten die Nachgebornen an den aufgestellten Systemen und Glaubenssatzungen fest, faßten die mythologischen Phantasiegebilde in konkrete Gestalten und schieden sich, nach dem Vorrang, den sie diesem oder jenem Gotte

beilegten, und nach den verschiedenen Cultusformen und Tempeln, in eine Menge von Sekten.

Nicht nur daß sich die Vishnuverehrer und Çivadiener in zwei große Religionsgenossenschaften trennten, die im Laufe der Jahre theils durch fremde Einflüsse, theils durch die zunehmende Abweichung in Cultus und Opferdienst immer weiter aus einander gingen, jede dieser großen Religionsparteien zerfiel wieder in eine Anzahl kleinerer, so daß die Sektenspaltungen in ähnlicher Weise das religiöse Zusammenleben störten und auflös'ten, wie die Kasteneinrichtungen in ihrer zunehmenden Absonderung die bürgerliche Existenz. Daneben fanden auch die zahllosen Naturgottheiten und Geisterwesen, womit die indische Phantasie von jeher Himmel und Erde, Wasser und Luft, Wälder, Flüsse und Berge bevölkerte, Anbetung, Opferdienst und Verehrung; der Sonnengott und das Sternenheer, die elementaren Naturkräfte und der göttliche Geist, den der feine Natursinn des Inders in dem instinctiven Leben der Thierwelt und in der harmonischen Bildung und Entwickelung der Lotusblume zu bemerken glaubte, bewahrten fortwährend den Charakter der Heiligkeit. Man faßte diesen bunten Götterglauben immer noch unter der Benennung der Brahmalehre zusammen, obwohl Brahma selbst stets nur ein gestaltloser Begriff blieb, der im Volksbewußtsein den höchsten Gottheiten Vishnu, Krishna und Çiva weichen mußte. Die Eifersucht der Priestergeschlechter, die für diesen oder jenen Cultus und Tempel den Vorrang ansprachen und einander mit feindseliger Wuth bekämpften, trug zu der Sektentrennung nicht wenig bei. Dieser Zeit der religiösen Spaltungen gehören die Purânas an, eine Literaturgattung, die zwischen Epos und Lehrgedicht die Mitte hält und die in ihrer jetzigen Gestalt kaum über das 11. und 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreicht.

Sektenspaltungen.

Die Purânas.

Die Purânas sind eine Reihe ziemlich großer Gedichte, wovon jedes einzelne fünf Argumente behandelt: 1) die Schöpfung; 2) die Zerstörung und Erneuerung der Welten; 3) die Genealogie der Götter und Heroen; 4) die Regierung des Manu und 5) die seiner Nachkommen. Sie wurden als heilig betrachtet und der indische Glaube rückt sie in das höchste Alterthum hinauf. Aus der Uebereinstimmung mancher Stücke scheint hervorzugehen, daß eine gemeinsame ältere Quelle vorhanden gewesen, aus welcher die spätern Sammler ihre Angaben geschöpft haben. Für die zum Theil verkürzten, zum Theil weggelassenen Erzählungen der ältern Purânas sind nach Lassen's Versicherung theologische und philosophische Belehrungen, rituelle und asketische Vorschriften und namentlich Legenden zur Empfehlung einer besondern Gottheit und gewisser Heiligthümer in die spätere Sammlung aufgenommen worden. Die Purânas schließen sich genau an das Mahabharata an; sie sind sektarisch, die einen nahmen für Vishnu, die andern für Çiva Partei. In allen ist das historische Interesse ganz zurückgedrängt durch das religiöse und rituelle. Man zählt achtzehn Haupt- und achtzehn Neben-Purânas. Das größte und wichtigste ist das Vishnu-Purâna.

Indem die Purânas mit großer Gelehrsamkeit aus dem Mahabharata und andern ältern Dichtungen die bunte Götterfabel und Sagenwelt darstellen,

wie sich dieselbe im Glauben des Volks, bei dieser oder jener Sekte ausgebildet hatte, bieten sie eine solche Masse phantastisch-mythologischer Gebilde, daß über dem unermeßlichen Heere von Göttergestalten die ursprüngliche Einheit der Brahmawelt verloren geht. Die Trimurti ist der Ausdruck des Friedenscompromisses, zu dem sich, wie erwähnt, nach langem blutigen Streite die Vishnuverehrer und Çivadiener vereinigten. Vishnu und Çiva werden aber nicht nur als die einzelnen Erscheinungen und Thätigkeiten der Trimurti, der dreifaltigen Gotteinheit, aufgefaßt, sondern auf jeden derselben wird die ganze Fülle göttlicher Kraft und Allmacht von den Verehrern übertragen, so daß sich die einzelnen Parteien immer feindseliger schieden und auch im Cultus und Gottesdienst die Wege und Formen immer weiter auseinander gingen. Namentlich wurde der Çivadienst im Fortgang der Zeit immer wilder und orgiastischer. Daß auch der Buddhismus von dieser phantastischen Entartung und von dieser feindseligen Sektenspaltung sich nicht frei zu halten vermochte, wurde schon oben nachgewiesen.

Auf dem Gebiete der Speculation und religiösen Forschung wurden demnach keine neuen Errungenschaften gewonnen; selbst das Christenthum, von dem schon frühzeitig einige Kunde nach Indien gedrungen zu sein scheint, bildete kein neues Ferment in dem stagnirenden Geistesleben des Brahmavolkes. Dagegen wurden einzelne Wissenschaften eifrig gepflegt und gefördert, der Handel nahm in der macedonischen und alexandrinischen Zeit einen mächtigen Aufschwung und die bildende Kunst schuf manches bewunderungswürdige Werk. Auch die Ausbildung der lyrischen und dramatischen Poesie war dieser spätern Zeit vorbehalten; sie ist die einzige Blume in der weiten Oede abgestorbener Lebensformen und unnatürlicher Phantastik. In der nachstehenden Darstellung wollen wir das indische Leben bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verfolgen und in einigen Zügen auch noch diejenigen Erscheinungen zusammenfassen, die in dem Obigen entweder keine Erwähnung fanden, weil sie erst später zur Entfaltung kamen, oder die als praktische Folgerungen indischer Ideen und Lebensanschauungen mehr Licht über das Ganze verbreiten.

1) Die Berichte der Griechen.

Die Berichte der griechischen Schriftsteller, welche im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. das indische Land und Volksleben kennen lernten, werfen einige helle Streiflichter auf die Sitten und Einrichtungen jener Zeit; und wenn auch in ihren Darstellungen manches Irrige sich findet und ihre Beobachtungen nur auf einzelne Städte und Landschaften beschränkt waren, so lassen sich doch in ihren Schilderungen die Zustände und der Charakter der Cultur und des öffentlichen Lebens erkennen, wie sie sich in Folge der oben dargelegten Gesetze und

Vorschriften entwickeln mußten. Besonders waren die Länder und Völkerschaften am Indus und das Reich Magadha, wo der Buddhismus eine weite Verbreitung erlangt und König Kalaçoka in der Mitte des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung die glänzende Hauptstadt Pataliputra erbaut hatte, Gegenstand ihrer Forschung und Wißbegierde und es scheint daher zweckmäßig, ihre Angaben in einigen Zügen zusammenzufassen.

Den Völkerschaften am Indus war es nicht vergönnt, wie ihren Brüdern am Ganges, ungestört von äußern Einwirkungen ihr eigenthümliches Culturleben zur vollen Entwickelung zu bringen, daher sie auch in der Folge von den Brahmadienern größtentheils zu den Mleccha gezählt und als Unebenbürtige aus ihrer Stamm- und Religionsgemeinschaft ausgeschlossen wurden. Sie kamen frühe mit der assyrischen, persischen und griechischen Welt bald in freundliche, bald in feindselige Berührung, daher auch die Berichte der griechischen Schriftsteller über Indien zunächst auf diese westlichen Völker gingen. Hier war der Sitz des Land- und Seehandels mit Vorderasien, bis an den Indus dehnten die großen Heerführer und Weltherrscher Semiramis, Darius und Alexander ihre Eroberungszüge aus, von den goldreichen Indusbewohnern zogen die assyrischen und persischen Könige Tribut. 1. Reiche und Völkerschaften am Indus.

Am oberen Indus, nordwärts von Kaçmira, wohnte das Volk der Darada um die Stadt Kaçyapapura, welche, nach Herodot's Angabe, dem Perserkönig Darius 360 Talente „Ameisengold" jährlich als Tribut bezahlten. Diese Ameisen, die größer als Hunde und kleiner als Füchse seien und den goldhaltigen Sand aus der Erde grüben, den dann die behenden und listigen Einwohner auf den schnellsten Kamelen entführten, wiesen sich nach neueren Forschungen als Murmelthiere mit gefleckten Fellen aus, die den röthlichen Boden durchlöcherten und vor ihren Höhlen auf den Hinterbeinen sitzend, dieselben zu hüten schienen. Schon im Epos der Inder wird von den nördlichen Stämmen dem König Judhishthira „Ameisengold" als Tribut dargebracht. — Stromabwärts am Fuße des Hindukuschgebirges bis zur Mündung des Kabul wohnten die Açvaka (Assacener), die dem Heere Alexander's kräftigen Widerstand leisteten, in einem an Rindern und Pferden reichen Lande. Hier fanden die Griechen in den geschützteren Thälern Weinstöcke, Epheuranken und Wälder von Lorbeer- und Myrtenbäumen, sie hörten von einem Berg Nishada, der sie an Nysa erinnerte, und in dem wilden mit phantastischen Aufzügen verbundenen Çivacultus erblickten sie einen Religionsdienst, der dem Dionysosdienst der Heimath in vielen Stücken glich; daraus mag die mythische Erzählung von dem Siegeszug des Weingottes nach Indien ihre Entstehung und ihren Eingang in die Kunst und Mythologie der Griechen genommen haben, wie sie der keulenbewehrte Krishna in den Ebenen des Ganges und der Yamuna und im südlichen Dekhan an den vielgewanderten Herakles erinnern mochte. Die Açvaka besaßen außer ihrer Königsstadt Maçaka (Massaga) viele befestigte Orte und uneinnehmbare Felsenburgen an den Ufern des Indus; sie lebten nicht nach dem Brahmagesetz und hatten keine Kasten. Am Einfluß des Kabul in den Indus lag das Fürstenthum Pushkalavati (Peukelaotis), in dessen Süden sich das große Volk der Gandara auf dem rechten Flußufer ausdehnte. Diese waren den Persern zinspflichtig und zogen, mit Bogen, Pfeil und Lanze bewaffnet und in Kleider von Baumrinde gekleidet, in dem Heere des Xerxes nach Hellas, lagerten sich auf der Ebene von Eleusis und sahen die Tempel Athens in Flammen aufgehen. Ursprünglich, wie es scheint, ein einziges großes Reich mit der Hauptstadt Kaçyapapura (Kaçmira), wurden die Gandara durch Völkerschaften, die sich zwischen ihnen erhoben,

Darada. Açvaka. Gandara.

in drei kleinere auf beiden Ufern des obern Indus sich ausbreitende Reiche getrennt. Weiter nach Süden saßen die „dorfbewohnenden Anwohner der Sindhu-Ufer“, die
Çudra. schwarzen Çudra, welche im Mahabharata „hundert Tausend in Baumwolle gekleideter, schwarzer, schmaler, langhaariger Dienerinen“ als Tribut brachten. Diese Çudra waren ein Rest der vorarischen Bevölkerung und wahrscheinlich die „Aethiopen des Ostens“, welche Herodot im Heere des Xerxes aufführt. — Stromabwärts, wo das Flußthal enger wird, lag am Westufer ein wohlgeordnetes Brahmanenreich mit einer
Sindomana. Hauptstadt, welche die Griechen Sindomana nennen, und mit Königen, unter denen Musikanus in Alexander's Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Im Krieg bedienten sich die Einwohner vergifteter Waffen, welche alsbald einen schmerzreichen Tod bewirkten. — Wo sich der Indus in zwei große Arme spaltet, lag die durch Alexan-
Pattala. der's Feldzug bekannte Stadt Pattala oder Potala, d. h. Schiffsstation, Sitz der Schiffahrt und des Handels und Hauptort eines Königreichs, welches sich über die Marschländer des untern Indus bis zur Meeresküste erstreckte. Ostwärts von der
Abhira. Mündung wohnte das Hirtenvolk der Abhira, deren Name sich noch jetzt in Ahir auf der Halbinsel Kaccha erkennen läßt. Sie zerfielen in mehrere Stämme, wovon die Einen der Wartung der Heerden oblagen, die Andern vom Fischfang lebten. Sie bauten Kähne aus dem hohen Bambusrohr ihres Landes und verfertigten sich Kleider aus Binsen, die sie mattenförmig zusammenflochten und wie Panzer anlegten. Schon im Mahabharata erscheinen die Abhira als Hirten, welche „Kühe, Ziegen, Schaafe, Kamele und Esel“ besitzen und als Solche, „die von Fischen leben“. Auf der Westseite des Indus bis zum Küstenflusse Arbis waren die Arbiter, „die letzten Inder“, seßhaft.

Südwärts von Kaçmira, da wo die Vipaça (Hyphasis) aus dem südlichen Ab-
Kaikeya. hange des Himalaya hervorbricht, saßen die Kaikeya um ihre Hauptstadt Rajagriha, ein reiches Volk, das dem brahmanischen Gesetze gehorchte, und von den Gangesbewohnern höher geachtet war, als die übrigen Völker des Fünfstromlandes.
Takshaçila. — In der Mitte zwischen dem Indus und dem Hydaspes lag Takshaçila (Taxila), die große Hauptstadt eines gleichnamigen Reiches, in welchem die brahmanischen Rechtsordnungen galten und Büßerheilige von großer Strenge und Weisheit lebten. Südwärts davon bis zum Akesines erstreckte sich ein großes Reich, das 300 Städte faßte und eine Streitmacht von 50,000 Fußgängern und 200 Kriegselephanten nebst Reiterei und Kriegswagen ins Feld stellen konnte; die Griechen nannten den König, der in der Schlacht am Hydaspes von Alexander besiegt und gefangen ward, Porus (Puru) nach dem alten Geschlechtsnamen der Herrscherfamilie, dessen schon im Mahabharata Erwähnung geschieht. — Südwärts vom Lande der Kaikeya an der Vipaça
Madra. und am Saum der Wüste lebten mehrere Stämme, darunter die Madra, welche die alten Sitten und Einrichtungen am treuesten bewahrten und die brahmanische Staatsordnung theils gar nicht, theils sehr unvollkommen annahmen. Sie wohnten nur zum geringen Theil in Städten, die meisten lagen dem Ackerbau und der Viehzucht ob. Sie hatten keine Königsherrschaft, sondern wurden von Stammältesten nach den überlieferten Gesetzen regiert; die Priester bildeten keinen geschlossenen Stand und das Kastenwesen war ihnen unbekannt; jeder Stamm lebte abgesondert für sich und nur in Kriegszeiten wählten sie einen obersten Anführer. Dieser ungebundenen Sitten wegen wurden sie von den Brahmadienern sehr verachtet. Während die Griechen sie die „freien Inder“ nannten, bezeichneten diese sie als „die draußen Wohnenden“ (Vahika), d. h. die vom Berge Himavat, von der Yamuna und der Sarasvati Ausgeschlossenen, „die Königslosen“ (Aratta), „die Abtrünnigen“ (Vratya) und das Mahabharata stellt sie als die verworfensten Menschen dar. „Es bestanden bei ihnen keine

Kasten," sagt Lassen, „der Brahmane konnte in jede andere Kaste übertreten; sie lernten die Veda nicht, hatten kein Opfer und aßen alle Arten von Fleisch; sie werden als sehr sittenlos geschildert, dem Trunke ergeben, und ihre Frauen als groß, von gelber Farbe und sehr ausgelassen." — Unter den übrigen Stämmen des Pendjab waren die bedeutendsten die Khattia (Kathäer) um die große Stadt Çakala (Sangala), die nach dem Zeugniß der Griechen so hohen Werth auf körperliche Schönheit legen, daß sie den Schönsten zum König wählen und neugeborene Kinder einer Prüfung unterwerfen, „ob sie die gesetzliche und des Lebens würdige Gestalt haben". Bei ihnen galt als eigenthümliche Sitte, daß Braut und Bräutigam sich einander wählten und daß die Frauen sich mit ihren verstorbenen Männern verbrannten; zwar sei es in den freien Willen der Frau gestellt, den Scheiterhaufen zu besteigen oder nicht, aber wer es nicht thue, werde für ehrlos gehalten. Der angeblichen Ursache dieser Sitte, daß einst einige Frauen jüngere Männer geliebt und ihre eigenen verlassen oder vergiftet hätten, legten die Griechen selbst kein Gewicht bei. Weiter nach Süden wohnten die in Thierfelle gekleideten Siber, die Agalassen und vor Allen das große und streitbare Volk der Malava (Maller) zwischen den Flüssen Ghara und Akesines und deren Erbfeinde, die Kshudraka (Oxydraker), „die Abkömmlinge des Dionysos," die unter vielen Häuptlingen standen und einen zahlreichen kriegerischen Adel hatten. Vor der Spaltung des Indus bei Potala kam man in die wohlangebauten von Kanälen und Wasserleitungen durchschnittenen Länder der Mushika und Prastha, die dem brahmanischen Gesetze dienten und von Königen beherrscht wurden. Es war das durch Alexander's Zug bekannte Reich des Musikanos. Außerdem gab es im Indusgebiet noch viele andere Staaten und Völkerschaften und so viele Städte, daß, wie die Griechen versichern, „es unmöglich sei, sie alle zu kennen und aufzuzählen".

Khattia · *Malava und Kshudraka.* · *Mushika und Prastha.*

2. Das Reich Magadha.

Die ausführlichsten Nachrichten besitzen wir über das Reich Magadha mit der glänzenden, in Gestalt eines länglichen Vierecks gebauten Hauptstadt Pataliputra (von den Griechen Palibothra genannt) am Einfluß der Çona in den Ganges, dasselbe Land, wo, wie wir oben gesehen, die Buddhalehre zuerst Wurzel schlug und Verbreitung fand; und da dieses Königreich alle indischen Lebensformen bei sich ausbildete, so können die dort beobachteten Zustände als maßgebend für die übrigen Landschaften gelten.

Städteleben

Nach Megasthenes Darstellung war Palibothra eine der schönsten und größten Städte Indiens; sie hatte einen Umfang von 5 Meilen, und hinter einem breiten wasserreichen Graben eine hölzerne mit Schießscharten und 570 Thürmen versehene Mauer, durch welche 64 Thore in die Stadt führten. Fast von gleichem Umfang und auf ähnliche Weise befestigt war Ayodhya, die alte Hauptstadt der Kosala. Im Innern gewährten stattliche mit bunten Farben bemalte, mit Schnitzwerk von Holz verzierte und mit Terrassen, Gallerien und Erkern versehene Häuser und Paläste, vor Allem das königliche Schloß, breite an den Ecken mit heiligen Bäumen bepflanzte und mit Wasserbecken versehene Straßen, hohe Tempel und schattige Lusthaine einen herrlichen Anblick und die großen Waarenlager und Kaufhallen zeugten von dem großen Verkehr und der Handelsthätigkeit des Landes. Denn in Magadha blühte die Handelsbetriebsamkeit dergestalt, daß schon Manu's Gesetze die Kaufleute mit dem Namen Magadha belegen. Trotz des Steuerdrucks und der Erpressungen im Innern und trotz mancher Verluste durch räuberische Ueberfälle muß der Gewinn doch unermeßlich gewesen sein, daher auch weder Beamtendespotismus noch Zollbedrückung, noch Kastenstolz die Handelsthätigkeit zu hemmen vermochten. Schöne mit Meilenzeigern versehene Landstraßen, die von der Hauptstadt nach den verschiedenen Gegenden des Landes führten und nebst den Kanälen und Wasserbauten eigenen Beamten zur Ueberwachung und Unter-

Handelsthätigkeit.

Beamten und Aufseher. haltung anvertraut waren, förderten den Verkehr. Die innere Stadt wurde von zahlreichen Beamten beaufsichtigt. Die Einen überwachten die öffentlichen Gebäude, Häfen und Marktplätze, bestimmten die Preise der Lebensmittel und Waaren, ordneten Maaß und Gewicht und erhoben die Zölle und Abgaben. Andere führten die Listen über Geburten und Sterbefälle behufs der richtigen Steuererhebung, noch Andere leiteten das Armen- und Krankenwesen und beaufsichtigten den Fremdenverkehr, wobei sie die Künste des Spionirens und Aushorchens, die schon Manu's Gesetzbuch empfahl, in Anwendung brachten. Dazu bedienten sie sich der in den größeren Städten zahlreich vorhandenen Buhlerinnen, deren „Körper sanft war wie die Lotusblume und in kostbarem Schmuck glänzte". In ähnlicher Weise wurde auch das Kriegswesen verwaltet und unter verschiedene Aufseher vertheilt.

Sitten- und Volksleben. Aus der Schilderung der Sitten und des Volkslebens lassen sich einige echt indische Züge erkennen. Die Griechen rühmen die Einfachheit und Mäßigkeit der Inder im Essen und Trinken und die Bedeutung, die sie auf Reinlichkeit und Pflege des Körpers legen. Sie salbten sich und ließen den Leib häufig mit Striegeln abreiben; sie flochten das Haar und setzten eine Kopfbinde darüber; den Bart ließen sie lang wachsen und färbten ihn auch mitunter. Am liebsten kleideten sie sich in weiße Gewänder von Baumwolle, doch hatten Manche auch leinene Kleider, helle und bunte mit eingewirkten Blumen; über dem kurzen Unterkleid trugen sie gewöhnlich ein unter der rechten Schulter zusammengebundenes Obergewand. Die Schuhe waren nach Arrian von weißem Leder, kunstreich gearbeitet und mit hohen buntbemalten Absätzen versehen, damit die Gestalt höher erscheine. Die Reichern schmückten Ohren und Finger mit Ringen aus Gold und Elfenbein und ließen sich schöngearbeitete Sonnenschirme überhalten. Die größte Sorgfalt wendeten natürlich die Frauen auf Anzug und Schmuck. Sie färbten Hände und Füße mit Sandel oder Lak; sie bestrichen Stirne und Augenbrauen mit Moschus; sie befestigten ihr reines faltenreiches Kleid mit glänzenden Gürteln; sie schmückten ihr schöngeflochtenes Haar mit Kränzen, ihren Hals mit Geschmeide von Gold, Edelsteinen, Perlen und Korallen. Die Griechen erwähnen ferner die einfache und prunklose Bestattung der Todten mittelst Verbrennen, wobei Gebete und Gesänge vorgetragen und Todtenmahle gefeiert aber keine Grabhügel errichtet würden.

Kasten. Besonders merkwürdig sind die Berichte der Griechen über das Leben der Brahmanen und die Sonderung des Volks nach Ständen oder Kasten, deren sie sieben aufführen, von denen aber zwei, die königlichen Beamten und die Aufpasser oder Wächter über die öffentliche Sicherheit, wohl nur aus Angehörigen der beiden ersten Kasten bestanden. Die Vaiçya hatten sich bereits in Gewerbtreibende und Ackerbauer geschieden und die Çudra und Unreinen faßten sie als Hirten und Jäger zusammen.—

Brahmanen u. Çramanen. Die erste Klasse sei die der Weisen oder Philosophen, die sich in **Brahmanen** und **Çramanen** theilten. Jene seien die angesehensten und bereiteten sich zu ihrem Berufe durch eine lange von der frühesten Kindheit beginnende Lehrzeit vor. Ihre Lebensweise stellt Megasthenes bei Strabo folgendermaßen dar: Sie halten sich in Hainen vor der Stadt auf und leben einfach auf Lagern von Stroh mit Fellen; sie enthalten sich der Speise von Thieren und des weiblichen Geschlechtes und führen ernste Gespräche über wichtige Gegenstände, denen auch Leute aus andern Ständen anwohnen dürfen; wer aber zuhört, muß schweigsam dasitzen; er darf nicht reden, nicht husten, nicht ausspeien, sonst wird er ausgeschlossen. Hat ein Brahmane 37 Jahre auf solche Weise zugebracht, so mag er in seine Heimath gehen und weniger eingeschränkt leben; er trägt nun Baumwolle und Gold an Ohren und Händen, genießt Fleisch von Thieren, die nicht zum Gebrauch benutzt werden, enthält sich aber scharfer

und gewürzhafter Speisen; er nimmt sich viele Weiber, um viele Kinder zu bekommen, die ihre Lehre weiter verbreiten. Ihre Lebensweise wie ihre Beschäftigungen seien mannichfach. Die Einen gingen, in weiße Baumwollgewänder gekleidet und von Schülern umgeben, in Städten und Märkten umher und ertheilten den Fragenden Rath und Belehrung; Andere verwalteten die Geschäfte des Staats und dienten den Königen als Rathgeber; an Neujahr versammelten sie sich im königlichen Palaste, um über die Fruchtbarkeit des Jahres und andere gemeinnützige Dinge Wahrsagungen und Beobachtungen mitzutheilen (eine Angabe, die sich offenbar auf die Feststellung des Kalenders durch die Brahmanen und auf ihre Beschäftigung mit Astronomie und Sterndeuterei bezieht); Andere widmeten sich der Heilkunde; auch diese lebten nur von Reis und Gerste, die ihnen Jeder freiwillig gebe; sie heilten mehr durch Speisen als Arzneimittel, unter welchen letztern sie die Einreibungen und Pflaster am meisten schätzten; wieder Andere seien Wahrsager und Zauberer, zögen bettelnd in den Städten und Dörfern umher und da sie die Formeln und Gebräuche bei den Hingeschiedenen verständen, leiteten sie die Bestattungen und Todtenopfer. Diese seien die Ungebildetsten unter den Weisen, doch gäbe es auch bei ihnen solche, die sich mit dem befaßten, „was auf Unterwelt, Glückseligkeit und Heiligung Bezug hat".

Außer den Weisen, die sich als Opferpriester und Lehrer, als Aerzte und Beamte, als Wahrsager und Sternkundige in den Städten und Dörfern aufhielten, gäbe es noch eine große Anzahl, die in Wald und Einöden lebten und sich die größten Selbstpeinigungen auflegten. Sie nährten sich nur von Wurzeln und Kräutern, von Blättern, Beeren und wilden Früchten, trügen Kleider von Baumbast oder lägen nackt auf der Erde oder auf Steinen, und übten sich so sehr in der Standhaftigkeit und Ertragung der Schmerzen, daß sie oft einen ganzen Tag in derselben Stellung verharrten oder lange Zeit auf Einem Beine ständen und dabei noch ein Stück Holz von 3 Ellen in den Händen hielten. In freier Erde auf dem Rücken liegend ertrügen sie die Gluth der Sonne wie die strömenden Regengüsse. Diese in den Wäldern lebenden Weisen seien die geehrtesten; sie gingen nicht zu den Königen, auch wenn sie darum gebeten würden, diese aber schickten oft Boten zu ihnen, um in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath einzuholen und sie um ihr Gebet und ihre Fürbitte bei den Göttern zu ersuchen. Alle Weisen, heißt es in den Berichten der Griechen weiter, werden von den Königen und vom Volke hoch geehrt; sie haben weder Abgaben zu zahlen noch Leistungen und Dienste zu verrichten; vielmehr erhalten sie reiche Geschenke. Auf den Märkten ist es ihnen gestattet, von den zum Verkaufe ausgestellten Lebensmitteln unentgeltlich zu nehmen, was ihnen ansteht; sie nehmen oft Sesam und Honig und machen Kuchen davon. Wenn sie Einem, der Trauben oder Feigen trägt, begegnen, so bekommen sie von ihm ohne Entgelt; ist es Oel, so begießen und salben sie sich damit. Manchmal werden sie so reichlich mit Sesamöl begossen, daß es ihnen in die Augen fließt. Jedes reiche Haus steht ihnen offen, mit Ausnahme des Frauengemachs; sie gehen hinein und nehmen Theil am Essen und an der Unterredung. Unter diesen wandernden Weisen sind sowohl die brahmanischen Wahrsager, Lehrer und Opferbringer als die buddhistischen Bhikshu (Çramanen) im gelben Bettlergewand zu verstehen. Die Griechen bemerkten keinen Unterschied zwischen den in ihrem äußern Auftreten so ähnlichen Erscheinungen. Büßer.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. kam eine indische Gesandtschaft nach Rom an Kaiser Antoninus Heliogabalus, begleitet von dem Babylonier **Bardesanes**. Dieser zeichnete ihre mündlichen Mittheilungen auf, und ein späterer Schriftsteller **Porphyrius** hat den Inhalt dieser nunmehr verlorenen Schrift uns aufbewahrt. Darin finden sich folgende Nachrichten über die **Samanäer** (Çramanen): die Samanäer gehörten nicht

durch die Geburt ihrem Stande, sondern jeder Inder, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, wurde von den Samanäern zugelassen. Wenn ein Inder in ihren Orden aufgenommen zu werden wünschte, so wandte er sich an den Vorsteher einer Stadt oder eines Dorfes und, nachdem er seinem ganzen Gute und seiner ganzen Habe entsagt, sowie die überflüssigen Haare seines Körpers abgeschnitten hatte, erhielt er ein langes Oberkleid, und um seine Gattin und seine Kinder, wenn er deren besitzen sollte, sich gar nicht kümmernd, ja gleichsam allen Besitz von sich weisend, zog er sich zu den Samanäern zurück. Dem Könige überließ er die Sorge für seine Kinder, seinen Verwandten die für seine Frau. Die Lebensweise aller Samanäer ist folgende. Sie wohnten in den Städten in Gebäuden, welche die Könige hatten erbauen lassen, und welche sich in der Nähe der Tempel befanden. Den ganzen Tag unterhielten sie sich mit Gesprächen über göttliche Dinge. In den Gebäuden waren Hausmeister angestellt, denen die Fürsten eine gewisse Summe zur Herbeischaffung der Lebensmittel bewilligten. Ihre Nahrung bestand in Reis, Brod, Aepfeln und Gemüse. Wenn die Samanäer in das Wohnzimmer oder richtiger in die Speisehalle eintraten, so wurde ein Zeichen mit der Glocke gegeben, wonach sie ihre Gebete hersagten. Nach der Wiederholung dieses Zeichens brachte der Hausmeister einem jeden Insassen des Klosters eine besondere Schüssel, indem zwei nicht aus einer und derselben aßen. Die Schüsseln enthielten gewöhnlich Reis; wenn einer der Klosterbrüder eine Abwechselung wünschte, so wurde ihm Gemüse oder ein Gericht von den verschiedenen Arten von Aepfeln vorgesetzt; die Mönche aßen sehr schnell.

Brahmanische Lehren.

Was Megasthenes von den Lehren der Brahmanen mittheilt, enthält gleichfalls viel Wahres. In Vielem, sagt er, stimmen sie mit den Griechen überein. Denn auch sie sagen, die Welt sei entstanden und vergänglich und kugelförmig, der Gott, der sie geschaffen, durchdringe sie ganz. Die Erde sei in der Mitte des Weltalls und ihr Urstoff das Wasser. Zu den vier Grundstoffen der Griechen komme noch ein fünfter hinzu, aus dem der Himmel und die Gestirne entstanden seien. Auch über die Seele hätten sie ähnliche Ansichten, nur daß sie, wie auch Plato gethan, allerlei Mythen einflöchten über die Unsterblichkeit der Seele und das Gericht in der Unterwelt. Ueberhaupt seien ihre Thaten besser als ihre Worte, weil sie viel Fabelhaftes glaubten. Nach ihrer Behauptung gebe es nichts, das an sich gut oder übel wäre, sonst würden nicht über dasselbe Ereigniß Einige sich freuen und Andere sich betrüben, ja sogar dieselben Menschen bei veränderter Stimmung über dieselbe Sache bald Freude bald Betrübniß empfinden. Die beste Lehre sei die, welche Lust und Schmerz aus der Seele entferne. Um dahin zu gelangen, müsse man den Körper an Mühseligkeiten und Beschwerden gewöhnen, damit der Geist erstarke und die Leidenschaften unterdrückt würden; auch müsse man Alles entbehren können, denn wie das Haus das beste sei, welches des wenigsten Geräthes bedürfe, so sei auch derjenige Mensch der beste, welcher die wenigsten Bedürfnisse habe; wer die Güter des Lebens gering achte, wer gegen Leid und Freud, gegen Leben und Tod unempfindlich sei, der sei wahrhaft frei und stehe unter keinem Andern. Sie redeten viel vom Tod; denn das Leben auf Erden hielten sie für die Vollendung der fleischlichen Geburt, den Tod aber für die Geburt zum wahren Leben und zur Glückseligkeit für den Weisen.

Religiöser Selbstmord.

Körperliche Krankheiten erachteten sie für schimpflich. Wer eine solche an sich bemerke, ende auf einem Scheiterhaufen sein Leben. Er salbe sich, setze sich auf den Holzstoß, lasse ihn anzünden und sich verbrennen, ohne sich zu rühren. Andere machten ihrem Leben ein Ende, indem sie sich in das Meer oder in einen Abgrund stürzten, noch Andere, indem sie sich durch das Schwert oder den Strang tödteten. Doch sagt Megasthenes, es sei kein Lehrsatz der Philosophen, sich selbst des Lebens zu berau-

ben, vielmehr würden diejenigen, welche es thäten, für tollkühn gehalten. — Der Selbstmord war nur die äußerste Consequenz einer Lehre, welche das physische Leben verachtete und die Ertödtung des Fleisches durch gesteigerte Askese als verdienstvolle Handlung pries, um die Seele von den Banden des Körpers zu befreien. Damit stimmt auch der oben erwähnte Bericht überein: „Sie betrachteten das Leben als eine nothwendige, ihnen von Natur auferlegte Verpflichtung, der zu gehorchen sie gezwungen wären, und bestrebten sich deshalb, die Seele von dem Körper zu befreien. Es kam vor, daß sie, obwohl sie sich scheinbar ganz wohl befanden, ohne irgend eine Veranlassung dazu, dem Leben entsagten. Sie theilten Niemanden vorher ihre Absicht mit, und Niemand verhinderte sie dieselbe auszuführen. Die so Gestorbenen wurden als selig gepriesen, und jeder der Hinterbliebenen theilte seinem verstorbenen Verwandten seine Wünsche mit; so sehr waren sie und die meisten davon überzeugt, daß das Leben nach dem Tode ein dauerhaftes und besseres sein werde, und daß ein Verkehr zwischen den Seelen stattfinde. Die Freunde und Verwandten entließen die Ihrigen mit demselben Gleichmuthe zum Tode, wie andere Menschen ihre Mitbürger zu einer nicht langen Reise. Die Ueberlebenden priesen ihre gestorbenen Verwandten als selig, weil ihnen das Loos der Unsterblichkeit zu Theil geworden sei, und beklagten, daß sie dieses Glück noch entbehren müßten." Wie erstaunten die Griechen über das entsetzliche Schauspiel, daß die Wittwe eines Verstorbenen es als ihre Pflicht und ihr heiliges Recht ansah, den brennenden Holzstoß mit dem Todten zu theilen!

2) Wissenschaft und Kunst. Colonisation und Handel.

Weniger verzerrt und maßlos als die Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und der damit verbundenen philosophischen Speculation waren die Bestrebungen der Inder auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst. In der Sprachbildung erreichten sie einen hohen Grad der Vollkommenheit, so daß sie die Wissenschaft der Grammatik auf eine Höhe führten, wie sie außer ihnen nur noch bei den Griechen und Arabern zum Vorschein kam.

Bei der großen Verehrung des Inders für die heilige Sanskritsprache, in deren organischer Entfaltung er ein Abbild des sich entfaltenden Brahma erblickte, richtete sich das Interesse frühe der Sprachwissenschaft zu. Schon im 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr. G. bearbeitete Panini eine Grammatik, wie die Sage berichtet, mittelst göttlicher Offenbarung durch Çiva, dem er sie durch schwere Askese abgerungen. Auch die folgenden Grammatiker, Katyayana und Patanjali, sollten die Sprachforschung durch übernatürliche Eingebung vervollkommnet und erweitert haben. Die, zum Auswendiglernen bestimmten, Regeln des Panini sind äußerst kurz und in einer schwer verständlichen algebraischen Terminologie abgefaßt. Daher wurden seine Regeln (Sutra) oft erläutert und commentirt, theils auch, wie besonders von Katyayana, bestritten oder modificirt. Auch lexikographische Werke und solche über Metrik, Poesie und Rhetorik finden sich aus der spätern Zeit in großer Anzahl. Waren ja doch Grammatik, Worterklärung und Metrik die Hauptgegenstände des brahmanischen Unterrichts. Die Sanskritsprache, in welcher die Veden, die Epopöen und die Gesetzbücher Manu's verfaßt sind, die jedoch schon einige Jahrhunderte v. Chr. aufhörte, Volkssprache zu sein, ist ausgezeichnet durch Bildungskraft, Fülle und Wohl-

Sprachkunde.

laut. „Aus einer Wurzel, fast durchweg einsilbig, entfaltet sich eine zahlreiche Familie abgeleiteter Wörter, die sich zu jener verhalten, wie die aus Brahma entfalteten Dinge zu diesem ihrem Urgrunde; und dieses organische Leben der Sprache in Ableitung, Zusammensetzung und Beugung hat sich zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt. Der Wörterschatz entspricht dem Reichthum und dem Charakter des Geisteslebens; die Sprache ist mehr geistig als sinnlich"; die Ausdrücke für das innerliche, beschauliche Leben sind zahlreicher und mannichfaltiger als die Bezeichnungen für die Außenwelt, für das bewegte Reich des Handelns und der Sinne. Ihre Declinationen und Conjugationen sind ausgebildeter, reicher und mannichfaltiger als die griechischen und ihre Wohllautsregeln, Wortbildungen und Wortverbindungen zeugen von einer sprachlichen Kunstfertigkeit, die in Erstaunen setzt. Dem indogermanischen Sprachstamme angehörig ist sie für die Erforschung des Persischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Slavischen von der größten Bedeutung. Die Schrift, wohl von den Indern selbständig erfunden, bestand von Anfang an aus reinen Lautzeichen, hat sich folglich nicht, wie die chinesische, aus einer Bilderschrift entwickelt. Unter dem aus dem Sanskrit hervorgegangenen, oder neben demselben gleichzeitig herlaufenden Volkssprachen sind die verschiedenen Dialekte des Prakrit und das Pali der Buddhisten am verbreitetsten. Das Prakrit ist im Allgemeinen sehr weich und sangbar, aber ärmer und abgestumpfter an grammatischen Formen als das Sanskrit. Zum Schreiben bediente man sich mehrerer einheimischer Stoffe, vor Allem der Baumrinden, des Baumwollenpapiers und der Palmblätter; die Buchstaben wurden bald mit ehernem Griffel eingeritzt, bald mit Rohrfedern und Tusche aufgetragen.

Einen mächtigen Impuls erhielt das wissenschaftliche Leben der Inder seit der Bekanntschaft mit den Griechen. Nicht als ob sie Vieles von ihnen entlehnt hätten, aber das Geistesleben dieses begabten Volkes war eine wirksame Anregung zur Entfaltung mancher schlummernden Keime und Anlagen. Astronomie. In der Astronomie ging die ursprüngliche Kenntniß der Inder nicht über die Berechnung und Eintheilung des Sonnenjahres und der Mondbahn hinaus. Die wissenschaftliche Sternkunde entwickelte sich erst unter den Einflüssen fremder Völker, der Chinesen, der Chaldäer und vor allen der Griechen. Geben ja doch die indischen Astronomen selbst die «Yavana», Griechen, als ihre Lehrer an. Der indische Thierkreis ist ohne Zweifel griechischen Ursprungs. Der in wunderbarer Sternenpracht leuchtende Himmel, nach der Ansicht der Inder der Wohnsitz der Götter und Heiligen, war in der alten Zeit mehr das Ziel religiöser Sehnsucht als der Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung. Erst im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. G. kam die Astronomie in Indien zu hoher Blüthe, so daß sie über die Bewegungen der Sonne und Himmelskörper, über die Axendrehung der Erde, über Sonnen- und Mondfinsternisse richtige Ansichten hatten. — Für Naturwissenschaften hatte der indische Geist keine Empfänglichkeit. Nur auf Erforschung des Einen und Ewigen bedacht, würdigte er die vergängliche Welt der Vielheit keiner Erforschung. Die herrliche Natur, die reiche Pflanzenwelt, die ihn umgab, lieferte ihm nur poetische Bilder und weckte und belebte sein Naturgefühl, aber zum wissenschaftlichen Durchdringen und Erfassen fühlte er sich nicht angeregt. Nur als Hülfswissenschaft

der Heilkunde, die in Indien schon in den ältesten Zeiten geübt ward, fand sie Beachtung. Die Anfänge der Medicin gehen, im Gebrauche officineller Pflanzen unter Begleitung von Zaubergesängen, bis zum Veda zurück. Wurde auch die körperliche Krankheit zunächst nur als Folge begangener Sünden aufgefaßt und somit die Buße zugleich als Heilmittel dargestellt, so entwickelte sich mit der Zeit doch eine auf Beobachtung und Erfahrung beruhende Arzneiwissenschaft, wie aus der reichen medicinischen Literatur hervorgeht, mag dieselbe auch wissenschaftlich nicht von großer Bedeutung sein. Namentlich wurde die Anatomie und Chirurgie, die Lehre von dem Bau und der Einrichtung des menschlichen Körpers und der Heilung verletzter Glieder zu einer hohen Ausbildung gebracht. Schon die Griechen bewunderten die Kunst der indischen Aerzte, die Schlangenbisse zu kuriren. In der Mathematik sind die Inder durch selbständige Forschung zu bedeutenden Resultaten gelangt. Die Algebra und das dekadische Zahlensystem sind von ihnen erdacht worden. Die Araber, durch die sie nach Europa kamen, haben sie von den Indern erlernt. Daß die Wissenschaft der Philosophie sowohl nach ihrem transcendenten Inhalte als nach allen Seiten des Formalismus mit dem größten Scharfsinn und der strengsten Folgerichtigkeit ausgebildet worden, geht aus den frühern Darstellungen zur Genüge hervor. Heilkunde. Mathematik.

In der Geschichtschreibung blieben die Inder hinter andern Nationen zurück. Sie hatten für das geschichtliche Leben keinen Sinn, daher sich auch in ihrer Literatur kein Geschichtswerk findet, das unsern Anforderungen nur von ferne entspräche. Selbst das fast einzige hierher zu rechnende Werk, die dem 12. Jahrhundert n. Chr. angehörende, unter dem Namen Rajatarangini bekannte Chronik von Kaçmira, enthält mehr Dichtung als Geschichte. Die Brahmanen, denen die Geschichtschreibung hätte zufallen müssen, waren durch ihre theologischen und philosophischen Speculationen, durch ihre Vertiefung in ihre erträumte Götterwelt der Wirklichkeit und dem handelnden Leben so entfremdet, daß die Gegenwart ihren Blicken gänzlich entschwand. Ihnen war ja das geschichtliche Leben keine Entwickelung zum Vollkommneren, sondern der trübe Verlauf zur Auflösung und Vernichtung; und welches Interesse konnte es ihnen gewähren, die Schicksale einer Welt und einer Menschheit zu erforschen, die immer tiefer in Elend und Entartung sank, je mehr sie sich von dem ältesten Zeitalter, wo sie der göttlichen Urquelle am nächsten stand, entfernte? Für sie besaß die Geschichte der Götter eine viel höhere Wichtigkeit als die der Menschen. „Das ganze menschliche Leben," sagt Benfey, „war den Brahmanen nur ein kleiner Theil des gewaltigen, die ganze Welte durchströmenden, göttlichen. Da lag es eingehüllt in eine Falte, eine Ecke des göttlichen Mantels." Darum blieb die indische Geschichtanschauung stets auf der theosophischen Stufe, stets in der Mythenzeit. Außer dieser der Wirklichkeit und dem wechselvollen Leben abgewendeten Natur der Brah- Geschichtschreibung.

manen war auch die Kastentrennung und das politische Sonderleben der einzelnen Staaten einer philosophischen oder pragmatischen Geschichtschreibung hinderlich. Ein Kastenleben, an dessen Gesetzen und Zuständen sich nichts ändert, ist ohne historische Entwickelung; und eine Nation, der das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes, eines Volksganzen abgeht, die sich nur den Mleccha gegenüber als eine durch gleiche Abstammung verbundene Einheit fühlt, in allen weltlichen Dingen aber ohne gemeinschaftliche Zwecke und Interessen ist, entbehrt des geschichtlichen Bodens. Die Stammtafeln einzelner Königs- und Priestergeschlechter, die in ihren ältesten Gliedern sich an die Götter anreihen, sind die einzigen dürftigen Gaben der Brahmanen auf dem historischen Gebiete.

Buddhistische Literatur.

Von größerem Werth für die Geschichtschreibung sind die Schriften der Buddhisten. In den Sutra werden wir nicht blos über die Lebensgeschichte des Religionsstifters, seiner Schüler und Nachfolger, und über die Schicksale ihrer Lehre unterrichtet, wir lernen daraus auch die Zustände und Begebenheiten der Staaten kennen, in denen Buddha und seine Jünger auftraten und die Namen und Geschichte der Könige, die sich ihrem Glauben zuwandten. Da einige von diesen heiligen Schriften erst lange nach dem Tode Buddha's verfaßt oder gesammelt wurden, so dehnt sich die historische Belehrung über einen beträchtlichen Zeitraum aus. Aber ihre phantastische Lehre von den früheren Geburten, denen sie nachforschten, stumpfte das Wahrheitsgefühl ab und vernichtete das Bewußtsein der menschlichen Freiheit, der wesentlichen Bedingung der Geschichte, durch den Glauben an ein unvermeidliches Verhängniß.

Unter allen buddhistischen Schriften verdienen die historischen Nachrichten des Mahanama über die Insel Ceylon den Vorzug an Genauigkeit und Glaubwürdigkeit. Sein Werk (Mahavança) das mit dem J. 302 n. Chr. G. abschließt, hatte viele Fortsetzungen. Zunächst auf Ceylon berechnet, verbreitet das Buch Licht über die ganze Geschichte des Buddhismus. Auch aus dem Lande Kaçmira besitzt man ein werthvolles buddhistisches Geschichtswerk; und aller Wahrscheinlichkeit nach gab es auch von andern Staaten solche Geschichtsbücher oder Annalen, die aber unter den Stürmen und Verwüstungen, denen das Land im Laufe der folgenden Jahrhunderte ausgesetzt war, untergegangen sind. Waren doch an den meisten Höfen besondere Beamte angestellt, um die Reden und Handlungen der Weisen und die Verordnungen der Könige aufzuzeichnen, wodurch fortlaufende Jahrbücher entstanden sein müssen. Einzelne Lücken in der spätern Zeit werden durch Inschriften und Münzen, deren Prägung die Inder von den Griechen gelernt zu haben scheinen, ausgefüllt. Eine geordnete Zeitrechnung beginnt erst mit der Aera Vikramaditya, d. i. mit dem Jahre 57 v. Chr. König Vikramaditya, dessen Zeitalter indessen noch nicht sicher feststeht, war ein großer Beschützer der Literatur und Wissenschaften, der viele berühmte Männer an seinem Hof in Ujjayini im Lande Magadha versammelte.

Reiche und Völkerschaften von Dekhan.

Hier scheint es zweckmäßig zu sein, einen Blick auf die Halbinsel Dekhan und das herrliche Eiland Ceylon zu werfen, wo im Laufe der Jahrhunderte

vom Ganges aus die Arya, sowohl die Brahmadiener als die Buddhisten, ihre tiefeingreifende Bildung, ihre Gesellschaftsordnungen und ihr Religionswesen begründeten. Es ist freilich nicht bekannt, zu welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen die Verbreitung dieser Cultur nach den verschiedenen Gegenden und die Anlegung der einzelnen Staaten vor sich gegangen; aber aus einzelnen Spuren der epischen Dichtungen, aus Sagen und Legenden läßt sich schließen, daß die Colonisation schon sehr frühe begonnen habe, und daß zu der Zeit, als das indische Land durch Alexander's Kriegszug mehr in den Weltverkehr gezogen wurde, die verschiedenen Reiche, die wir in den Ausführungen näher angeben wollen, bereits gegründet und in den Kreis ihres eigenthümlichen Culturlebens eingetreten waren.

Die Halbinsel **Dekhan**, vom Cap Kumari (Comorin) bis zu dem Vindhyagebirge, ist größtentheils Tropenland und zerfällt in das innere durch tiefe Stromthäler und wilde Schluchten zerrissene Tafelland und das an der Küste hinziehende fruchtbare Tiefland, das durch das waldreiche Ghatgebirg im Osten und Westen von dem mittleren Lande geschieden ist. — Südwärts von der Halbinsel Guzerat zieht sich das buchtenreiche Küstenland Konkana hin, voll Querthäler und kleiner Flüsse, gleich günstig gelegen für den Handel wie für das gefahrvolle Gewerbe der Seeräuber, denen es günstige Schlupfwinkel darbietet. Hier liegen die berühmten Felsentempel in kleinem Gebiet beisammen, auf den Inseln Salsette und Elephanta bei Bombay, bei Mhar, bei Karli, bei Nasika und östlich unweit Ellora bei Daulatabad, merkwürdige Denkmale der Frömmigkeit, wie der einstigen Macht und Blüthe des Landes. — Weiter nach Süden liegt der Küstenstrich Kanara (entstanden aus Karnata) in das Gebiet der Tuluva und Haiva geschieden, ein fruchtbares, an Reis, Pfefferranken und Areka-Palmen reiches Land, wo unweit der Stadt Mangalor das Ghatgebirge seine höchste Höhe erreicht und das kostbare Sandelholz wächst. Die für den Handel günstige Lage lockte frühe arische Völkerschaften herbei, die ihre Cultur- und Lebensformen den Eingebornen mittheilten, ohne jedoch die ursprüngliche Sprache und Sitten ganz verdrängen zu können. — Das Küstenland Malabar, wo die palmenreichen Ghats sich bis zu einer Höhe von beinahe 7000 Fuß erheben, und sich Elephantenheerden in den unwegsamen Wäldern umhertreiben, war einer der frühesten Mittelpunkte des Welthandels. Viele kleine Ströme und Bäche, welche während der Regenzeit durch tief eingewühlte Schluchten ihren Weg zum Meere suchen, theilen das Land in eine Menge kleiner Gebiete, worunter Kalikodu (Callicut), Kakha (Kochin), Anjutenga (Andjengo) u. A. mit terrassenartig angebauter Umgebung am bekanntesten waren.

Im Osten der südlichen Westghat liegt das glückliche mit gesundem Klima und köstlichen Erzeugnissen reich gesegnete Land Pandya, einer der ältesten brahmanischen Staaten des Südens mit der alten Hauptstadt Mathura und der heiligen Pilgerinsel Rameçvara mit Korallenriffen bis nach der Zimmetinsel Lanka (Ceylon, Taprobane) hinüber. Der Name der Stadt (Mathura) und des Landes (Pandya) weisen auf die Yamuna, auf die Kuru-Pancala hin, von wo die Colonisirung dieses südlichen Brahmastaates ausgegangen sein mag. Das südliche Vorgebirg Kumari mit seinen Heiligthümern war schon in alter Zeit der Sammelplatz der Handelsschiffe aus Westen und Osten, und das Fischen der kostbaren Perlenaustern und Çankha-Muscheln war stets ein gewinnreiches Gewerbe der Küstenbewohner. Die Ostküste bis zur Krishnamündung hat von dem alten Reiche Cola Mandala die Benennung Koromandel erhalten. — Das Flußgebiet der Kaveri war von der ältesten Brahmanenzeit bis auf unsere Tage, wo Tippo Sahib in Çrirangapattana (Seringapatam) seine glanzvolle Residenz aufschlug, ein Hauptsitz indischer Cultur, Lebenseinrichtung

und Handelsthätigkeit. Abwärts von dem hohen Tafellande Maisur (Mahishasura, Mysore) bei Sosilla fängt ein fruchtbarer Reisboden mit Obstzucht und Palmenreichthum an, unweit davon befinden sich die geheiligten und vielbepilgerten Wasserfälle von Çivasamudra und in der üppigen Niederung gegen die Küste zu die reichen Städte Triçirahpalli (heute Tritschinapoli), Tangavar (Tanjor, Tandjore), Kumbhakona. Mahishasura, Cola und Cera (Salem) waren einst vielberühmte altindische Reiche, von deren ehemaliger Pracht noch viele Ueberreste Zeugniß geben. Die Küste ist noch jetzt ein Hauptsitz des Handels, wie die neuern Städte und Factoreien Tranquebar, Karikal, Negapatam, Pondichery beweisen. Das erst in neuerer Zeit von den Europäern entdeckte Hochland des Nilagiri, südwestlich von Maisure, ist eine eigenthümliche von Sümpfen und Walddickicht abgeschlossene und von Wild und Raubthieren durchstreifte Berginsel, auf deren Höhen in gesundem Klima und üppiger Fülle des Wachsthums sich ein schöner Hirtenstamm, die Tuda, in natürlicher Unschuld und eigenthümlicher Sprache unberührt von der indischen Umgebung bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Nicht minder berühmt war das Land am nördlichen und südlichen Penar (Pinakini) und am Palar, welche, auf dem Hochlande um Bangalor entspringend, ihren Lauf durch die „blauen Berge" der östlichen Ghats nach der fruchtbaren und blühenden Küste nehmen. Die Reste kunstreicher Tempelbauten um die alten Hauptstädte Arkatu (Arkot) und Kankipura und noch mehr die in Felsen gehauenen „sieben Pagoden", Mahamalaypura genannt, im Süden von Madras sind wunderbare Zeugen der ehemaligen Pracht und Heiligkeit dieser „Tripotamie des Dekhans". — Das altindische Reich Karnata „das schwarze Land im Innern" umfaßte hauptsächlich das Gebiet der langlaufenden Krishna und ihrer Nebenflüsse, der Varada und Tungabhadra im Süden, in deren Nähe sich die staunenswerthen Ruinen der berühmten Königsstadt Vijayanagara (Bidjnagur) befinden, und der Bhima vom Norden. Die älteste Hauptstadt dieses Reiches war Kalyani, die glückliche, westlich von Bidar (Vidarbha), nach ihr Devagiri (Götterberg) bei Dauletabad. Bidjapur (d. i. Vijayapura, Siegesstadt) und Haidarabad oder Hydrabad an nördlichen Zuflüssen der Krishna waren in der Folge bekannte Herrschersitze muhammedanischer Rajas, welche die Höhen des Landes mit zahlreichen Burgen krönten. Golkonda mit den berühmten Diamantgruben war vor Haidarabad die Hauptstadt eines muhammedanischen Staats. Die Dürre des Landes mag wohl Ursache gewesen sein, daß die indische Cultur hier nicht überall eindrang, daß sich vielmehr fortwährend einheimische Stämme in den Gebirgsgegenden bei ihren wilden Sitten erhalten haben. Bei einigen Völkerschaften an der obern Nerbudda (Narmada) findet man noch jetzt die Sitte, deren schon Herodot Erwähnung thut, alte und schwache Familienglieder zu schlachten und aufzuzehren. Auch an den Flußgebieten der obern Godavari und ihrer Zuflüsse Varada und Pranita bewahrten wilde Stämme, wie die Gonda, Bhilla u. A. ihre alte Wildheit und ihren rohen Cultus des Erdgottes, dessen Zorn sie mit Menschenopfern zu sühnen vermeinten. Doch werden in dem westlichen Berglande, wo später die Mahratten ihre Reiche gründeten, altindische Handelsstädte, vor allen die in der Sage verherrlichte Pratisthana (Paithana) erwähnt, südwärts von der durch Felsentempel und Baureste merkwürdigen Gegend von Ellora. Auch im Lande Berar mit der Hauptstadt Vidarbhanagara oder Kundina im mittleren Godavarigebiet bestand ein alter Brahmanenstaat. Das Küstenland der Godavarimündung, wo die Städte Rajapura (Radjamundry) und Maliarpha (Masulipattana, Masulipatam) liegen, war seines ungesunden Klimas wie seiner geringen Fruchtbarkeit wegen weniger von indischem Leben und Handelsverkehr erfüllt als die übrigen Seeufer. — Die aus Hügelland und Niederungen bestehende Küste Orissa an der Mündung der Mahanadi galt für das heiligste Land Indiens; die zahlreichen Tempel und Heiligthümer, die Ueberreste alter kunstreicher Bauwerke bei dem Dorfe Dhauli, die merkwürdigen Felsenzellen bei der alten Hauptstadt Bhuvaneçvara (beide im Mündungsgebiete der Mahanadi) und die vielen Wallfahrtsorte in den „vier heiligen

Feldern" geben Zeugniß von der hohen Verehrung der Inder für dieses Land, wo eine reiche, in Ueppigkeit versunkene Priesterschaft über eine schwächliche, träge und stumpfsinnige Bevölkerung die Herrschaft führte. Die oberen Landschaften dieses Flusses sind noch großentheils mit Urwaldungen bedeckt, wo an einzelnen gelichteten Stellen uncultivirte Stämme in ärmlichen Dörfern wohnen, in steter Angst vor den Tigern, die daselbst ihre eigentliche Wohnstätte haben.

Von der kleinen Insel Rameçavara reichen Korallenriffe, an denen das Meer sich in heftiger Brandung bricht, bis nach der Insel Ceylon hinüber. Den Indern galten diese Felsenriffe als Ueberreste der zu Rama's Durchzuge von Riesen erbauten Brücke. Nordwärts davon liegen die Bänke der Çankhamuscheln, die für Opfergefäße, kriegerische Blasinstrumente, Schmucksachen von jeher sehr geschätzt waren; hier befinden sich die Perlenaustern, die schon in den ältesten Zeiten einen Hauptartikel des Handels bildeten. Die schöne Insel voll prachtvoller Waldungen mit einem ewigen von den Monsunen temperirten Sommer, voll Hügel- und Berglandschaften, die an Mannichfaltigkeit der Gewächse, an Fülle edler Steine, an gewürzreichen Fruchtbäumen nicht ihres Gleichen hat, die „Krone der indischen Lande" mußte schon frühe ein Gegenstand der Anziehung für indische Ansiedler werden. Der Heldensage, wonach sie der göttliche Rama der Gewalt der Riesen und Unholde entrissen und einem frommen König anvertraut hat, liegt wohl die Erinnerung eines uralten Colonisationsversuches zum Grunde. Mehr historischen Werth mag eine andere Erzählung enthalten, wonach ein Königssohn aus dem Geschlechte der Pandu von Guzerate (Surashtra) aus mit einigen hundert Gefährten die Insel Lanka nach harten Kämpfen mit den wilden Urbewohnern in Besitz genommen, am Orte seiner Landung die Stadt Tamraparni gegründet und brahmanisches Gesetz und Religionswesen daselbst eingeführt habe. Ceylon.

Durch Vermischung der arischen Ankömmlinge mit den Eingebornen mag sich auf Ceylon das Verhältniß zwischen den Urbewohnern und den Ansiedlern freundlicher und milder gestaltet haben, als im benachbarten Dekhan, doch hat sich, wie es scheint, das Königshaus und die Priesterschaft von der Vermischung rein erhalten. Die Sage läßt den Führer der Kolonie, Vijaya, die Tochter des Königs von Mathura heirathen, und dafür dem Vater jährlich eine Abgabe von Perlen und Çankhamuscheln verheißen. Tamraparni, woraus der Name Taprobane entstand, wurde bald durch die neue Hauptstadt Anuradhapura überflügelt, namentlich seitdem durch die Thätigkeit des Missionars (Sthavira) Mahendra aus Magadha Buddha's Lehre die Oberhand in der Insel gewann und das Reich unter den Schutz des heiligen Bodhi-Baumes gestellt ward. Darum beginnen auch die für die Geschichte Indiens so wichtigen Annalen von Ceylon mit 543 v. Chr., dem angenommenen Todesjahre Buddha's. Die Trümmer großartiger Baudenkmale und die Ueberreste einer ausgebildeten Literatur beweisen die einstige Blüthe und Bildung der Cingalesen auf der Zimmetinsel, die im Alterthum der Mittelpunkt des indischen Welthandels war.

Unter dem „neunfachen Perlenschmuck", der Vikramaditya's glänzenden Hof umgeben haben soll, hebt die Sage Kalidasa, den gefeiertsten Dramendichter Indiens, als den ersten hervor, eine Angabe, die ein Zusammentreffen des goldenen Zeitalters der indischen Literatur mit der römischen darthun würde. Aber aus Lassen's Forschungen erhellt deutlich, daß derselbe erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gelebt habe und daß jene Sage wahrscheinlich dadurch entstanden sei, daß Ujjayini,

das heutige Udjnin, der Geburtsort Kalidasa's gewesen. Die Angaben über das Zeitalter Kalidasa's schwanken zwischen dem zweiten und sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Dramatische Poesie. Die Entstehung des indischen Dramas hängt, wie die des griechischen, mit dem religiösen Cultus zusammen. Schon in den Veden zeigen sich die ersten Spuren dramatischer Neigung und Fähigkeit; eine mythologische Situation wird dramatisch aufgefaßt und in der Form eines Zwiegespräches vorgeführt. Doch war es nicht der dem Dionysoscult verwandte Çivadienst, bei dem dramatische Handlungen zur Anwendung kamen, sondern der für die Entwickelung der Kunst und Poesie wirksamere Vishnucultus. Die mit Gesängen verbundenen Tänze (Nataka, daher Nata Tänzer und Schauspieler), die bei den religiösen Feierlichkeiten vorkamen, wurden allmählich durch dialogische Vorträge erweitert, wie sie in den Gesprächen der Epen bereits angedeutet vorlagen, so daß das Lyrische, worin der Hauptsänger eine ruhmvolle That der Gottheit vortrug und das daher auch stets vorherrschend blieb, durch recitirende Gespräche verschiedener Tänzer unterbrochen ward. Je nach dem Range der Personen wechselte dabei das Sanskrit mit der Volkssprache ab. Die Götter, die Brahmanen und die Kshatriya reden die Sanskritsprache, Weiber, Kinder, Spaßmacher und Leute der niedern Stände bedienen sich des Prakrit in verschiedenen Dialekten. Theatergebäude hat es in Indien nicht gegeben; die Vorstellungen fanden stets im Freien und nur an den hohen Götterfesten statt. Diese von den Indern selbständig erzeugte Gattung von Poesie war schon in der macedonischen Zeit vorhanden, doch waren es nur geringe Anfänge, die weder an Gehalt und Tiefe mit der religiösen Lyrik der Veden, noch an kräftiger Gestaltung und Charakterzeichnung mit dem nationalen Epos einen Vergleich aushalten konnten. Erst nach der Bekanntschaft mit der dramatischen Kunst der Griechen und wahrscheinlich nicht ohne Einwirkung derselben führten die Inder das Drama zu der Höhe, auf welcher wir es bei Kalidasa erblicken. Dabei verlor es aber den religiösen Ernst und die tiefere Bedeutung, welche den ältern uns unbekannten Stücken beigewohnt haben mochten, daher das indische Drama in seiner kurzen Blüthezeit in der Form und im Charakter einer höfischen Kunstpoesie mit ausgebildeter Sprache und metrischer Vollendung auftritt. Daß bei einem so phantasievollen und poetischen Volke wie die Inder das Drama hinter den übrigen Dichtgattungen überhaupt zurückblieb, mag von der düstern Lebensanschauung derselben und von dem geringen Werth herrühren, den sie auf das Erdenleben und dessen Kämpfe und Wechselfälle legten. Dem Inder fehlte das volle Bewußtsein der starken Persönlichkeit, die in eigener Kraft und Selbständigkeit mit dem allgewaltigen Schicksal ringt und großartig untergeht; daher entbehrt das Drama der tiefern ethischen Unterlage, die das griechische auszeichnet. Die indischen Dramen sind keine ergreifenden Tragödien von überwältigender Kraft, von erschütterndem Pathos; es sind Schauspiele, in denen sich das irdische Dasein mit

seinen heitern und traurigen Erlebnissen abspiegelt und wozu der Stoff meistens aus der mythologischen Sagenwelt, in welcher der Inder mehr zu Hause war, als in der Wirklichkeit, entnommen ist. Die Liebe mit ihren Freuden und Schmerzen bildet den leitenden Faden, daher in dem Drama mehr Zärtlichkeit und Empfindung als Thatkraft und Handlung enthalten ist; der Ausgang ist in der Regel beruhigend und versöhnend. Die Einheit der Handlung ist strenge beobachtet. „Bei gewöhnlicher Unterhaltung," sagt E. Meier in der Çakuntala, „sprechen die Personen in Prosa; wo aber das Gefühl oder auch die Beschreibung einer Handlung einen höheren Schwung erfordert, wo Betrachtungen und Reflexionen angestellt werden, da finden sich Verse und zwar in der üppigsten, fast ungezügelten Mannichfaltigkeit der rhythmischen Formen." Unter den bis jetzt bekannt gewordenen Dramen rühren die zwei berühmtesten: „Die wiedererkannte Çakuntala" und „die durch Heldenkraft gewonnene Urvaçi" von Kalidasa her; ein drittes „Mricchakatika" (d. i. Thonwägelchen), wichtig für die Erkenntniß des indischen Gerichtswesens, hat einen unbekannten, wahrscheinlich ältern Dichter zum Verfasser. Es gilt für das älteste der erhaltenen Dramen (nach 100 p. Ch.) und für das einzige, welches mit den Werken Kalidasa's verglichen werden darf.

Ueber Kalidasa, welcher, der Brahmanenkaste angehörig, vielleicht an dem glän- Kalidasa.
zenden Hofe des kunstliebenden Königs Samudragupta's gelebt hat, fällt Lassen folgendes Urtheil: „Kalidasa darf als das glänzendste Gestirn am Himmel der indischen Kunstpoesie gelten. Er ist dieses Lobes würdig wegen der Meisterschaft, mit welcher er die Sprache beherrscht, und des feinen Gefühls, mit welchem er ihr den behandelten Gegenständen gemäß eine einfachere oder künstlichere Form verleiht, ohne in die spätere Künstelei zu verfallen oder die Grenze des guten Geschmacks zu überschreiten; wegen der Mannichfaltigkeiten seiner Schöpfungen, wegen seiner sinnreichen Erfindung und seiner glücklichen Wahl von Stoffen, so wie wegen der vollständigen Erreichung seiner dichterischen Absichten, wegen der Schönheit seiner Schilderungen, der Zartheit seines Gefühls und seines Reichthums an Phantasie." Am bekanntesten ist das an-
muthige Drama Çakuntala, dessen Stoff einer mythologischen Erzählung des Çakuntala.
Mahabharata entnommen ist. Das seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in englischen und deutschen Uebersetzungen weit verbreitete Gedicht wurde anfangs mit begeistertem Beifall aufgenommen und wie alles Neue und Fremde vielfach überschätzt. Es theilt die Vorzüge und Mängel der ganzen indischen Poesie. Zu jenen rechnen wir die Lieblichkeit und Weichheit der Gefühle, die sittliche Gesinnung und erhabene Weltansicht, die zarten Bilder, in denen sich der feine Natursinn des Volks und die Fülle, Schönheit und Farbenpracht der umgebenden Außenwelt abspiegelt. Dagegen vermißt man die klare und reale Gestaltung des individuellen Lebens, das richtige Maaß und die weise Beschränkung in den Gebilden der Phantasie und den Sinn für einfache feste Formen. Das Phantastische, Träumerische und Nebelhafte, das die religiösen Anschauungen verhüllt, raubt auch der Poesie den klaren, durchsichtigen Charakter, und die harmonische Gestaltung, welche die echte Schönheit an sich tragen muß, und über dem tändelnden Spielen mit Empfindungen geht Tiefe und Kraft verloren. — Das dem Inder angeborne Gefühl für Anstand und Schicklichkeit herrscht auch im Drama vor, daher alles Anstößige und Verletzende von der Bühne fern gehalten wird.

In den größern Stücken erscheint meistens eine komische Figur, gewöhnlich ein Brahmane, ein Gemisch von witziger Schlauheit und gutmüthiger Einfalt. Die der Çakuntala zu Grunde liegende Fabel ist folgende:

Çakuntala, die Tochter eines königlichen Weisen und einer Nymphe, wurde in einem heiligen Einsiedlerhain von dem frommen Kanva erzogen. Duschmanta, ein indischer König, kommt auf der Jagd in diesen Hain, sieht Çakuntala, und nachdem er ihre königliche Abkunft erfahren, vermählt er sich mit ihr in der Abwesenheit ihres Pflegevaters, worauf er, nachdem er ihr seinen Ring gegeben, mit dem Versprechen sie abholen zu lassen an seinen Hof zurückkehrt. Çakuntala, in Träumereien versunken, versäumt die Pflichten der Gastfreundschaft und Ehrerbietung gegen einen frommen Brahmanen, weshalb dieser einen Fluch ausspricht, in Folge dessen Duschmanta die Çakuntala und seine Vermählung vergessen muß. Dieser Fluch kann erst nach Wiedererblickung seines Ringes gelöst werden. Als dem Pflegevater die Vermählung kund wird, schickt er die Çakuntala zu ihrem Gatten. Beim Uebersetzen über einen Fluß entfällt ihr auf der Reise der Ring. Dies hat zur Folge, daß Duschmanta vermöge des Fluches sich ihrer nicht mehr erinnert und sie nicht aufnimmt. Da wird Çakuntala von einer himmlischen Nymphe den Augen der Welt entrückt und in einen heiligen Wald, der den Göttern als Aufenthaltsort dient, gebracht. Hier bringt sie einen Knaben zur Welt, der die Zeichen der Herrschaft und göttlichen Abkunft an sich trägt. Bald nachher bringt ein Fischer dem König den Ring, worauf diesem plötzlich sein Gedächtniß zurückkehrt, und sein Sinn entwirrt wird. Seine Sehnsucht nach Çakuntala bereitet ihm großen Kummer; endlich schickt ihm der Gott Indra seinen Wagenführer und läßt ihn nach dem Aufenthaltsort der Çakuntala bringen. Hier erblickt er zuerst seinen göttergleichen Knaben, der einen jungen Löwen zu seinem Spielzeug bezwingt, worauf nach und nach die Erkennung erfolgt. — Ein solches Ineinanderspielen der Götter- und Menschenwelt war nur in der indischen Anschauung der Weltordnung möglich, und geschieht hier in dem eigenthümlich zarten Farbenton, der über das Ganze hingehaucht ist. „Keine Uebersetzung," bemerkt Benfey, „hat den unnachahmlich zarten Schmelz, welcher das Original charakterisirt, wiederzugeben vermocht. Jede Berührung streift ihn ab, wie den sammtartigen Flaum auf Schmetterlingsflügeln."

Der Wolkenbote. Unter den übrigen Werken, die außer den genannten Dramen dem Kalidasa zugeschrieben werden, rührt wohl nur noch die reizende Elegie „der Wolkenbote" (Megha-Duta) wirklich von ihm her. „Wir finden hier wenigstens," heißt es bei E. Meier, „dieselbe klassische Vollendung und Abrundung des Satzbaues, dieselbe Wärme und Zartheit des Gefühls, dieselbe schöpferische Phantasie und seelenvolle Naturinnigkeit, die wir am Dichter der Çakuntala bewundern." Der Inhalt ist folgender:

Ein Yaksha, d. i. ein Diener des Gottes der Schätze, des Kubera, hatte sich in seinem Amte verfehlt und war dafür auf ein ganzes Jahr von seiner Heimath und Gattin nach dem Rama-Berge im Süden verbannt worden. Im 8. Monat, als eben die Regenzeit beginnen will, erblickt der Verbannte eine Wolke, die von Süden nach seiner nördlichen Heimath zieht, und bittet sie, seiner trauernden Gattin Kunde von ihm und ein Trosteswort zu überbringen. Dabei beschreibt er den Weg, den die Wolke zu machen hat, und verweilt mit Vorliebe bei Ujjayini, Kalidasas Vaterstadt. — Von ähnlichem Inhalt ist ein anderes nach dem Schlußworte „der zerbrochene Krug" genanntes Gedicht lyrischer Art.

Bajaderen. Der mit den religiösen Festen verbundene Tanz, welcher für die Entwickelung des Dramas von großer Bedeutung war, führte auch die Sitte herbei, bei Prozessionen und feierlichen Opfer- und Cultushandlungen öffentliche Tänzerinnen, von den Europäern nach einem portugiesischen Worte Bajaderen genannt, anzuwenden. Es

waren meistens jüngere Töchter von Handwerkern, die in den Vorhöfen der Tempel, in Straßen und Häusern kunstreiche Tänze aufführten, damit aber gewöhnlich den Erwerb der Buhlerinnen verbanden und durch leichtfertige Lebensweise und frivole Sitten Zucht und Ehrbarkeit untergruben. Der Tanz war in Indien heimisch; das Brahmavolk sah in ihm „ein Bild des rastlos kreisenden, vorübergaukelnden Lebens der Welt“; daher war auch das Gangesland die Heimath der Seiltänzer, Gaukler und Jongleurs, deren Gliederfertigkeit und Gelenkigkeit ans Wunderbare grenzte und von keinem andern Volke erreicht ward.

Neben dem Drama, das nach der kurzen Blüthe unter Kalidasa bald seinem Verfalle entgegen ging, wurde auch die lyrische und didaktische Poesie fortwährend cultivirt. Daß die indische Lyrik vorzugsweise die Verherrlichung der Götter zum Gegenstand hatte, folglich religiösen Inhalts war, läßt sich aus dem der Beschaulichkeit und dem Göttlichen gänzlich zugewendeten Geistesleben des Volkes schließen; erst in spätern Zeiten entwickelte sich auch eine weltliche Lyrik „oft innig und zart, oft lüstern und üppig“. Mit dem Drama am nächsten verwandt, vielleicht die älteste Form desselben ist ein idyllisches Singspiel mit dramatischer Bewegung, Gita-Govinda, d. h. Govinda (Krishna) im Gesang. Das Thema ist eine Liebesgeschichte Krishna's mit den Hirtinnen, den Gespielinnen seiner Jugend, und die daraus entstehende Entzweiung und endliche Aussöhnung mit seiner wahren Geliebten, der Radha. Lyrische Poesie. Gita Govinda.

„Der Dichter,“ sagt E. Meier in seinem indischen Liederbuch, „führt erzählend die einzelnen Personen ein und beschreibt kurz ihre Gemüthszustände, worauf dann die Freundin der Radha, sie selbst und Krishna die angegebene Situation in lyrischen Herzensergießungen weiter ausführen. Das Gedicht bekommt hierdurch eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Hohenliede, hinter dem es aber durch übertriebene Künstlichkeit und Ueberladung weit zurücksteht. Nur das hat es mit dem Hohenliede ebenfalls gemein, daß die spätern Inder dies Liebesgedicht, trotz seines üppig ausschweifenden Charakters, mystisch deuten.“ Die mystische Nebenauslegung ist, wie es scheint, schon vom Dichter bezweckt. (A. Weber.) „Hier sehen wir Krishna,“ sagt Benfey, „wie er vom Zauberkreis der lieblichen Hirtinnen umringt, fortgerissen vom Sinnentaumel, in wechselnder Umarmung seine Liebe an sie verschwendet — das Ganze vergessend versinkt er in die Einzelnheiten. Auf der andern Seite steht seine Gemahlin, seine Energie, verlassen und einsam und von einer Freundin getröstet. Da erwacht das Bewußtsein der ehelichen Verbindung mit der rechtmäßigen Gemahlin, Reue und Sehnsucht nach Versöhnung. Radha ist zwar erzürnt, läßt sich aber versöhnen und die mystische Ehe, auf welcher allein die gesetzliche Entfaltung der Weltordnung ruht, wird von Neuem gefeiert.“ — Die am Schlusse jedes Gesanges vorkommenden religiösen Anrufungen und Segenssprüche haben für unser Gefühl etwas Störendes. Der Dichter, der sich nach Art der Perser in jeder Schlußstrophe selbst anführt, hieß Jayadeva, aus unbekannter Zeit, jedoch schwerlich vor dem 11.—12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Unter der didaktischen Poesie der Inder steht die Spruchsammlung des Bhartrihari in erster Linie. Sie soll von einem König aus der Gupta-Dynastie von Magadha herrühren, der im 2. oder 3. Jahrhundert nach Chr. G. aus Verdruß über die Untreue seiner Gattin der Regierung entsagt und sich unter die Büßer nach Benares begeben habe. Spruchdichtung.

„Diese Gedichte," sagt Lassen, „stellen uns in gedrängter Kürze die indischen Ansichten über die Hauptbestrebungen des Jünglings, des Mannes und des Greises dar: über die Liebe, die Beschäftigung mit den weltlichen Dingen und die Zurückgezogenheit von ihnen in die Einsamkeit und Beschaulichkeit. Sie enthalten eine Fülle von reizenden Schilderungen der Verliebten und ihrer Zustände, von feinen und inhaltreichen Betrachtungen über das menschliche Leben, den Werth der Tugend und die Uebel des Lasters, von weisheitsvollen Sprüchen über das Glück der in stille Einsamkeit zurückgezogenen, alle weltlichen Dinge mit Gleichmuth betrachtenden Büßer. Durch die vollendete Kunst der sprachlichen Darstellung stellen sich diese Gedichte würdig den gelungensten dichterischen Schöpfungen der Inder an die Seite. Einige von ihnen gehören zusammen, wie die Beschreibung der sechs Jahreszeiten, andere bilden für sich ein Ganzes und lassen sich am passendsten mit Miniatur-Bildern vergleichen, indem sie in dem engen Rahmen einer Strophe ein vollständiges Bild uns darstellen."*)

Thierfabel. Das didaktische und epische Element der Dichtung erscheint verbunden in der **Thierfabel**, und in ihrer Erweiterung, dem **Thierepos**, welche Gattung schon in der macedonischen Zeit in Indien bestanden haben muß. Da nach der Lehre von der Weltseele alle Wesen an Brahma Theil haben und in Folge der Wiedergeburten die Naturdinge und die geistigen Geschöpfe häufig in einander übergehen, so lag es für den Inder nahe, die Thierwelt eben so in das Bereich der Dichtung zu ziehen und mit den Menschen in Beziehung zu setzen wie die Götterwelt. Daher spielen auch im Epos Affen und Elephanten neben den Göttern und Helden eine bedeutende Rolle. War anfangs der epische Charakter der vorherrschende, so daß eine Haupterzählung als Rahmen diente, um mehrere kleinere Erzählungen und Märchen einzufassen, so trat mit der Zeit bei der nähern Vergleichung der scharf hervortretenden Thier-Charaktere mit den menschlichen die allegorische und didaktische Beziehung in den Vordergrund und die Thiererzählung lös'te sich in einzelne Fabeln und Parabeln auf, die man schon frühe zu sammeln begann.

Aus diesen ältern bereits den Griechen bekannten Sammlungen sind die noch vorhandenen hervorgegangen, das **Pancatantra** (d. h. das Fünftheilige, aus dem 5. Jahrhundert nach Chr.) und der **Hitopadeça** (freundliche Unterweisung), der im Anfang unsers Mittelalters angeordnet wurde. Das letztere scheint nur ein Auszug aus dem erstern zu sein, mit Beseitigung oder Milderung der scharfen Ausfälle gegen die Brahmanen. Die Fabeln und Erzählungen bilden darin mehr das äußere Band für die Sentenzen und Sinnsprüche, auf welche es eigentlich abgesehen ist. Dieses Fabelbuch in Prosa mit untermischten Versen verbreitete sich von Indien über das westliche Asien und von da nach Griechenland. Die persischen Fabeln des **Bidpai**, die arabischen Sammlungen und die volksthümlichsten Fabeln der europäischen Völker stammen aus dem indischen Werke. Verwandt damit ist die **Märchensammlung**, die Somadeva Bhatta von Kaçmira am Ende des 11. oder zu Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus alten schriftlichen und münd-

Märchen.

*) Z. B. „Mit dem einen spricht sie, nach dem andern blickt sie, im Herzen denkt sie an den dritten: wer nennt sich eines Weibs Geliebten?"

lichen Volksüberlieferungen veranstaltet hat. „Durch die Form der Erzählung," sagt E. Meier, „indem sich der Verfasser des altepischen Çloka's bedient, scheint der naive volksthümliche Ton geschwunden zu sein. Die Darstellung ist zwar sehr einfach, doch nicht ohne einen steifen, etwas gelehrten Beigeschmack." Diese indischen Fabeln und Märchen gaben wahrscheinlich die Veranlassung und zum Theil auch den Stoff zu der arabischen Märchensammlung der „1001 Nacht". Der gesammte Märchenstoff, an welchem sich Perser und Araber seit mehr als tausend Jahren erfreut haben, stammt aus Indien und gelangte durch die Kreuzzüge nach Europa, durch den Buddhismus zu den Mongolen und Tibetanern.

Nicht minder eigenthümlich und selbständig wie in der Poesie waren die Inder in der Kunst, namentlich in der **Baukunst**, über welche die indische Literatur auch viele und umfangreiche Werke besitzt. Und wenn schon von den bis jetzt entdeckten Architecturwerken keins über das 4. Jahrhundert v. Chr. G. hinaufreicht, die meisten den Jahrhunderten angehören, die unserer Zeitrechnung unmittelbar vorangehen und folgen, so möchte doch nur in Kaçmira und den benachbarten Grenzländern eine griechische Einwirkung anzunehmen sein. — In den Zeiten der Veden und des ältesten Epos gab es in Indien noch keine Tempel; den Naturmächten wurden Opfer und Gebete an einfachen Altären in freier Natur dargebracht, und dem geistigen Brahma diente man in der Einsamkeit des Waldes und an den heiligen Stätten durch Contemplation und Askese. Das unpersönliche, geistige Urwesen konnte nicht in Tempeln wohnen. Erst als sich durch die Einwirkung der Buddhalehre der Begriff der göttlichen Persönlichkeit entwickelte und Brahma sich zur Trimurti entfaltete, fingen auch die Brahmadiener an, den Göttern Tempel und Wohnungen zu bauen und mit Bildwerken und Symbolen zu schmücken. Daß auch hierzu die Buddhisten die Anregung gegeben und der gegenseitige Wetteifer die hohe Kunstfertigkeit hervorgebracht, die wir noch jetzt in den großartigen Ueberresten bewundern, unterliegt keinem Zweifel und geht sowohl aus der Aehnlichkeit der Tempelbauten als aus dem Umstand hervor, daß sich Bauwerke beider Religionsparteien oft dicht neben einander vorfinden.

Baukunst.

Diese Bauwerke sind zwiefacher Art, **Felsentempel** und **freistehende Gebäude**, jene rühren vorzugsweise von den Brahmadienern, diese von den Buddhisten her, doch finden sich auch Werke von einer wie von der andern Religionsgenossenschaft in beiden Gattungen.

Felsentempel.

Die ältesten Brahmatempel befanden sich wahrscheinlich **unter** der Erde, als „architectonisch entwickelte Höhlen". „Wie sich der Inder," heißt es bei **Wuttke**, „in seiner höchsten Weisheit in sein Inneres zurückzieht und den Geist betrachtet, der „in der Höhlung des Herzens" wohnt, so wiederholt der Tempel dieses Abwenden von der Außenwelt, das Zurückziehen in das verborgene Dunkel der Höhlung." Solche unterirdische Grottenwerke und Felsentempel von erstaunlicher Kunst und Größe findet man besonders auf der Westküste Indiens unweit der Stadt Bombay. Sie sind in die Felsen des Ghat-Gebirges eingehauen, meist wohl mit Benutzung vorhandener natürlicher Höhlen; die bedeutendsten Gruppen befinden sich bei **Karli**

und auf den Inseln Elephante und Salsette; aber noch wichtiger sind die ostwärts in der Mitte der Halbinsel gelegenen, erst später entdeckten Grottenmonumente von Ellora, in der Nähe der alten Bergveste Devagiri (Deogir), von den Muhamedanern Daulatabad genannt, die großartigste und umfassendste Anlage, an deren Denkmälern sich eine hohe Kunstentwickelung bemerklich macht. Andere Gruppen befinden sich bei Adschanta im östlichen Dekhan u. a. O. „Es scheint nicht zu kühn," sagt Kugler, „wenn man annimmt, daß diese Grottenanlagen zum Gedächtniß des Aufenthaltes der heiligen Büßer, die in der Vorzeit in diesen abgelegenen Gegenden, etwa in natürlichen Felshöhlen gehaus't, errichtet worden sind, und daß sie in der Blüthezeit des Landes als heilige Wallfahrtsorte galten und aus den reichen Opfergaben, welche die Pilger brachten, entstanden sind. Doch kann dies nur von den brahmanischen Tempelanlagen gelten." Der Hauptraum des Tempels ist meist vierseitig und von mehreren kleinen Nebenräumen umgeben. Das eigentliche Sanctuarium mit dem Bilde oder dem Symbol des Gottes bildet entweder ein besonderes Gemach oder steht, durch einen Gang geschieden, im Innern des Hauptraums. Die Grotte hat stets eine flache Decke, die von starken, niedrigen, schwerfällig aussehenden Pfeilern oder Säulen in dichter Menge gestützt wird. Wände und Decken sind gewöhnlich mit Sculpturwerken bedeckt, obgleich die fensterlosen Räume meistens sehr dunkel sind. Vor dem Eingang in den Tempel befindet sich ein freier Vorhof mit Gallerien, Nebenkammern, einem Teiche für die Waschungen, Steinbänken für die Pilger, freistehenden, aus dem Felsen gehauenen Bildwerken u. dgl. Gewöhnlich sind die Grottentempel in größerer Zahl neben einander „eine unterirdische, heilige Felsenstadt bildend"; oft sind zwei und drei Tempelräume gleich Stockwerken über einander angeordnet.

Die Grottentempel von Ellora, die merkwürdigsten von allen, sind neben einander in einen felsigen Bergkranz aus hartem rothem Granit gehauen, der sich in Halbmondgestalt beinahe eine Stunde weit ausbreitet. Sie bilden mit den Verzierungen und Sculpturwerken eine so unendliche Fülle schwieriger und kunstvoller Arbeit, daß sie nur in einem unermeßlichen Zeitraume von zahllosen Händen mit der bewunderungswürdigsten Geduld und Ausdauer vollendet werden konnten. „In mehreren Stockwerken über einander," sagt Schnaase, „von großen Säulenreihen getragen, ziehen sich diese Grotten, mit Treppen, Gallerien, Vorhöfen, Brücken von Felsen über gleichfalls in Felsen gehauene Kanäle wohl eine Stunde weit." Diese Fülle der Arbeit und die Größe und Mannichfaltigkeit der Werke ist aber auch das einzige Bewunderungswürdige an diesen Felsenbauten, Schönheit, Harmonie und Kunstadel gehen ihnen gänzlich ab. „Die Formen ihrer Architectur," versichert Schnaase, „sind schwer, schwülstig, überladen und dabei ganz unbestimmt; es herrscht weder die gradlinige, noch die runde, weder die kuppelförmige, noch die rechtwinklige Form vor, sondern fast überall ist ein bunter Wechsel anzutreffen. In diesem Mangel an bestimmten Formen und der in ihnen liegenden Bedeutung zeigt sich deutlich, daß die Kunst noch nicht zur Freiheit und Selbständigkeit durchgedrungen ist." Säulen und Pfeiler stehen häufig so dicht beisammen, daß man vom Ganzen keinen Gesammteindruck erhält. Die Sculpturen und die freistehenden aus Fels gehauenen Monumente tragen häufig das Gepräge des Phantastischen. Trotz des tiefen Natursinnes nahm der Inder bei seinen Verzierungen nicht einmal die freiere Regelmäßigkeit der Pflanze zum Vorbild. „Die Ornamente sind vielmehr entweder Zusammenstellungen von geraden und gekrümmten Linien, wulstigen und flacheren Formen, oder sie gehen unmittelbar zu Thiergestalten über, und zwar zu den größern, plumpen, gewaltigen Thieren." —

Buddhistische Architectur.

Die buddhistischen Grottentempel, Gedächtnißhallen und Grabdenkmale, nach ihrer

Construction Stupa (Erhöhung, später Thupa, Tope) genannt, haben im Innern einen länglichen Raum, der nach dem hintern Ende in einen Halbkreis schließt, durch Pfeilerstellungen geschieden und mit einer gewölbten Decke in Form einer Halbkuppel versehen ist. Vor dem Halbkreis befindet sich der sogenannte Dagop, das halbrunde Bild der Wasserblase, das symbolische Zeichen der Buddhisten von der Hinfälligkeit des Lebens. Sie enthielt gewöhnlich eine Reliquie und vor derselben befand sich die Buddhastatue. Daher wurden auch die Buddhistentempel Dagop d. h. Reliquienbewahrer genannt. Zu den äußern Aehnlichkeiten, welchen der Buddhismus mit vielen Einrichtungen der christlichen Kirche hat, gehört auch diese Bauform. „Im Buddhismus," sagt Kugler, „war es, wie im Christenthum, auf einen Tempeldienst abgesehen, den die Gemeinde, nicht ein bevorrechteter Priester, im Innern des Heiligthums abzuhalten hatte und bei dem sie in eigener Kraft ihre Gedanken und Sinne von der Erde aufwärts wenden sollte; solchem geistigen Bedürfniß aber mußte auch die künstlerische Form entsprechen."

War bei den Felsentempeln die Architectur mehr innerlich als äußerlich, so war umgekehrt bei den aus Steinen aufgeführten Freibauten der Buddhisten, welche von den Europäern gewöhnlich Pagoden (aus Bhagavati, d. i. heiliges Haus), von den Indern Dagops oder Stupas genannt werden, die äußere Architectur die Hauptsache. Die Stupas sind solide, compacte Massen, ausgeführt aus Steinen oder Ziegeln und mit Kalklagen überzogen. In diesen öffnungslosen Steinklumpen wurden die Reliquien (Haare, Nägel, Knochensplitter u. s. w.) gegen den Frevel der Ungläubigen wie gegen die Habsucht der Gläubigen bewahrt. — Die Tempel der Buddhisten, in welchen der Cultus geübt wird, heißen Vihara; sie bilden ein regelmäßiges Viereck, dessen vier Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden sich richten; das Schiff in der Mitte, mit dem Altare und den Heiligenbildern, ist durch Säulenreihen von den Nebenhallen zu beiden Seiten getrennt. Die Bauwerke der Buddhisten befinden sich vorzugsweise auf der Ostseite der Halbinsel, wo sich der alte Glaube und die alte Nationalität am ungetrübtesten erhalten haben, und nordwärts auf dem heiligen Boden von Orissa. Es sind freistehende, aus Werkstücken oder Ziegeln aufgeführte Tempelbauten in Pyramidalform. Ueber der Grundfläche erhebt sich der thurmartige Bau in vielen senkrechten Stockwerken, von denen jedes folgende kleiner ist und sich durch ein gewölbförmiges Dach in das untere verläuft. Pfeiler, Pilasterwerk und Säulen verbinden die Geschosse und eine zahlreiche Menge bildnerischer Darstellungen füllt die von der Architectur freigelassenen Stellen aus. Eine kuppelartige Bekrönung, von einer Kugel überragt, schließt das ganze, oft zu einer Höhe von 200 Fuß mit 15 Stockwerken emporsteigende Gebäude. Mannichfache Nebentempel, Säulenhallen, Reinigungsteiche und sogenannte Tschultris oder Herbergen für Wallfahrer von großem Umfang und hoher Pracht schließen sich an die Haupttempel an. Das Ganze, durch ein Uebermaaß von Beiwerken und Ornamenten überfüllt, „trägt das Gepräge einer wüsten Verworrenheit, die den Sinn des Beschauers schwindeln macht". Das Innere besteht nur aus einigen finsteren Räumen ohne alle künstlerische Aus-

Pagoden oder Stupas.

führung. Bei vielen ziehen sich um die einzelnen Geschosse breite kupferne Querstreifen. Nur wenige ragen an Alter über unser Mittelalter hinauf.

Sculpturwerke. Sowohl die Felsentempel als die Pagoden sind mit einer Menge von Statuen und Bildwerken, meistens in Hautreliefs und von kolossaler Größe, oft bis zur Ueberladung versehen. Sie gehören vorzugsweise dem Bereiche ihrer Mythologie, ihrer märchenhaften Sagenwelt an und tragen, wie die Poesie, den Charakter des Phantastischen, Uebernatürlichen und Maßlosen an sich. „Die Göttergestalten," sagt Schnaase, „meist 13 bis 16 Fuß hoch, berühren den Boden nicht. Fast ganz erhaben gearbeitet, nur mit dem Rücken an der Wand haftend, von breiten, schweren Formen in kolossaler Größe, mit ihren großen, todten, starren Augen, ihren breiten Lippen, gewähren sie einen grauenhaften Anblick." Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch die Verbindung thierischer und menschlicher Glieder, indem die Statuen zuweilen, wie bei den Aegyptern, thierische Köpfe auf menschlichen Leibern tragen, und durch die Mehrung der menschlichen Köpfe auf Einer Brust, um übernatürliche Weisheit, oder der Arme und Beine, um übermenschliche Kraft auszudrücken. Aber diese häßliche und widerwärtige Vervielfältigung der menschlichen Gliedmaßen und ihre Vertauschung mit thierischen sind ungenügende Mittel, das Göttliche, Gewaltige und Erhabene zur Anschauung zu bringen und übernatürliche Kraft und Thätigkeit anzudeuten; sie beweisen nur, daß die indische Kunst nicht zu der Stufe gelangte, den menschlichen Zügen und Gestalten den Ausdruck höherer Machtvollkommenheit zu verleihen, das Göttliche und Erhabene in Formen darzustellen, die dem Ebenmaß und den Verhältnissen der Natur entsprechen. Neben diesem Ungeheuerlichen und Phantastischen trägt die indische Bildnerei noch als charakteristisches Kennzeichen eine große Weichheit, die sich in der schwellenden Fülle der Körperformen, in der schlaffen Ausführung der Muskeln und des Knochenbaues, in der üppigen Bildung der Frauengestalten und in dem weichen Fluß der Linien bei Bewegungen kund gibt. Wie dem ganzen geistigen Leben fehlt auch der indischen Kunst das Wirkliche und Reale, die feste Kraft des Daseins. „Getragen von der verschwimmenden Weichheit des Gefühls," sagt Kugler, „und von der fessellos umherschweifenden Phantasie, steigen die Inder aus ihrem Traumleben nur selten auf den festen Boden der Wirklichkeit herab." An die Stelle der reinen Gestalt tritt das unnatürliche Symbol, an die Stelle der Schönheit prunkender Schmuck; und statt die göttliche Macht in veredelter Menschenform darzustellen, häuft die indische Kunst die verschiedenartigsten Körpertheile zu einer unnatürlichen nackten Riesengestalt voll schrankenloser Phantastik, sinnlicher Schlaffheit und weiblichen Schmuckwerks. Nur an einzelnen Sculpturen, namentlich an dem Denkmale von Ellora, das den Namen Kailasa führt, gibt sich ein einfacherer und edlerer Kunstsinn zu erkennen. Wie in dem ganzen Leben des Inders ist auch in der Plastik die Ruhe und typische Einförmigkeit vorherrschend. Von der ältern

Malerei, deren in den Commentaren zu Manu und im indischen Drama Erwähnung geschieht, sind keine Ueberreste mehr vorhanden; die einer jüngern Zeit angehörenden Bilder leiden zum Theil an der Starrheit einer priesterlich befangenen Kunst, besonders solche, worin mythologische Gegenstände behandelt sind; andere dagegen, welche uns Scenen des wirklichen Lebens vorführen, sind von eigenthümlicher Anmuth und Zartheit. In der Anfertigung von Mosaik-Bildern besaßen die Inder schon frühe große Geschicklichkeit.

Ueber dem geistigen Leben und über den Traumgebilden der Phantasie und Speculation verloren die Inder die wirkliche materielle Welt häufig aus dem Auge, daher sie auch den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes nicht so sehr zu ihrem Vortheile zu kehren verstanden, als andere Völker. Alle Gewinn bringenden Geschäfte, den Handel nicht ausgenommen, waren den Vaiçya überlassen und schon darum als unedele, eines Brahmanen und Kshatriya's unwürdige Verrichtungen mit einer gewissen Makel belegt. Dem Ackerbau wird in Manu's Gesetzen der Vorwurf gemacht, „daß das mit Eisen beschlagene Werkzeug den Boden zerschneide und die Thiere, die er einschließe", und der „Schiffer auf dem Meer" galt für unrein. Aber wie sehr auch die Brahmanen beflissen waren, durch den Druck der Verachtung Handel und Gewerbe niederzuhalten, die Realität des Lebens und die äußere Nothwendigkeit forderten ihr Recht. Gerade die Kastensonderung, die sie mit so vieler Strenge durchzuführen bemüht waren, hob und förderte die Industrie. Ausgeschlossen von dem höhern geistigen Leben und frei von äußern Störungen widmeten die Vaiçya ihre ganze Thätigkeit den Arbeiten der Hand und überlieferten ihre erworbene Kunstfertigkeit als erbliches Besitzthum in ähnlicher Weise ihren Nachkommen, wie die Krieger ihre Waffenübung und Heldenlieder, wie die Brahmanen ihre Opferkunde und Religionsweisheit. Der werkthätige Beruf in seinen verschiedenen Richtungen war das Erbtheil der einzelnen Familien, in denen sich die Erfahrungen und Kunstfertigkeiten von Glied zu Glied fortpflanzten und durch neue Errungenschaften vermehrten. Das Handwerk war das Eigenthum der Familie, es war die Welt, in welcher jeder Einzelne von Jugend auf gelebt hatte; Name und Beruf wuchsen zusammen und die erworbene Geschicklichkeit war ein überliefertes Besitzthum. Dieser Umstand, verbunden mit der reichen Fülle der zur Bearbeitung geeigneten Naturstoffe bewirkte, daß die Inder schon frühzeitig die Industrie zu hoher Vollendung führten, namentlich seitdem sich um die Königsburgen große und glänzende Städte bildeten und die Herrscher die Gewerbthätigkeit und den Kunstfleiß zur Erhöhung ihrer Pracht und Genüsse begünstigten. Die Inder erfanden die Kunst, das Eisen in Stahl zu verhärten und ihre Metallarbeiten in Erz, Gold und Silber erregten schon die Bewunderung der Griechen; die indischen Webereien in Baumwolle und Leinen, in feiner Wolle und wahrscheinlich auch in Seide, waren im ganzen Alterthum geschätzt. Schon Ktesias rühmt die hoch-

Arbeit und Industrie.

rothen Gewänder, welche der König von Persien aus dem nördlichen Indien erhielt, und im Ramayana tragen die Bürger von Ayodhya schönfarbige, bunte Kleider. Ob das Gespinnst der Seidenraupe in Indien selbst gewonnen ward oder von China eingebracht, ist ungewiß; aber schon zu Alexander's Zeiten gab es in Indien seidene Gewänder. Auch in Bereitung der Edelsteine erwarben sie sich große Geschicklichkeit.

Handel und Verkehr.

Nicht minder schwungreich entwickelte sich der indische Land- und Seehandel. Schon oben (S. 231) wurde der Ophirfahrten gedacht, welche die Phönizier zu Salomo's Zeiten an die Indusmündungen zu dem Volke der Abhira unternommen, um die indischen Waaren, die aus dem Innern des Landes nach jener Küste gebracht wurden, einzukaufen. Zu seiner vollen Blüthe kam jedoch auch der Handel erst durch den königlichen Despotismus, der zur Befriedigung seines Luxus, seiner Prachtliebe und seiner Genußsucht wie zur Erhöhung seiner Einkünfte durch Zölle und Taxen den Verkehr zu Land und zur See durch Anlegung von Handelsstraßen, Märkten und Stapelplätzen mächtig förderte, so daß Indien im Alterthum fast eben so das Ziel und der Schauplatz der Handelsthätigkeit war, wie in neuerer Zeit. War auch der Handel unter den Indern selbst nie von großem Belang und meistens nur auf die seltenen und kostbaren Erzeugnisse der einzelnen Länder beschränkt, so wurde das Land dagegen frühzeitig von fremden Völkern seiner edlen Producte wegen heimgesucht und einzelne günstig gelegene Orte zum Sitz des Weltverkehrs erhoben. So viel Einfluß hatten doch die einheimischen Vorurtheile und die Lehren der Brahmanen, daß die Inder selbst nur sehr selten in andere Länder zu den unreinen Geschlechtern Handelsreisen unternahmen, die Verachtung gegen das Ausland lag ihnen zu tief in der Seele, als daß sie sich hätten entschließen können, das heilige Aryaland zu verlassen und zu den Barbaren zu wandern; aber der Gewinn war zu lockend, als daß sie ihnen den Zugang zu ihrem Land hätten verwehren mögen.

Die Entwickelung der persischen und macedonischen Reiche bestimmte die Richtung des indischen Handels nach dem westlichen Asien, um so mehr, als der Norden und Osten theils durch unübersteigliche Gebirge, theils durch die Rohheit der Bewohner dem Verkehr lange verschlossen blieb. Nur Kaçmira schickte Gold und Wolle auch nach dem jenseitigen Hochlande. Die wichtigsten Handelszüge aber gingen über Kabulistan, wo große Städte und zugängliche Pässe den Verkehr mit Persien, Babylonien und der griechischen Welt vermittelten und erleichterten. Selbst mit China wurde der Handel anfangs über Kabulistan und das Hindukuhgebirge getrieben, bis die zunehmende Verbreitung der chinesischen Cultur über den Süden bequemere Wege schuf. Die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Landhandels durch wilde Gebirgsgegenden voll reißender Thiere und räuberischer Völkerschaften machten gemeinschaftliche Unternehmungen mittelst großer Caravanenzüge nothwendig. Pferde und

Esel, Kamele und Elephanten dienten zum Fortführen der Waaren nach den fernen Ländern; an die Kaufleute und ihr zahlreiches Gefolge schlossen sich Reisende aller Art an und die Brahmanen benutzten häufig die Gelegenheit, um die Wildniß sicher zu durchziehen. — Mit Arabien, Babylonien und Phönizien wurde der Verkehr zur See unterhalten; doch besuchten die fremden Handelsleute nur die Hafenorte an den beiden Küsten; das Innere des Landes blieb ihnen verschlossen; und wie groß auch der Reiz des Gewinnes sein mochte, das Vorurtheil gegen die Seefahrten legte der Inder nie ab; nur selten wagte er sich auf das flüssige Element. Dagegen bildeten sich im Innern Handelsgesellschaften mit Innungsrechten und ausgedehntem Geschäftsverkehr, häuften große Reichthümer und reizten nicht selten die Habsucht der Könige und Beamten.

Die ausgeführten Waaren gehörten theils dem Naturreich an, theils waren sie Erzeugnisse des Kunstfleißes. Es wurde schon früher erwähnt, daß sich der Handel der alten Völker hauptsächlich auf die Gegenstände des Luxus, der Pracht, des feineren Lebensgenusses erstreckte; und kein anderes Land konnte in solchen Gütern mit Indien wetteifern. Hier gab es Gold, Silber und Edelsteine, Perlen und Korallen, Sandelholz und Ebenholz; hier gab es Salböl, Räucherwerk, Wohlgerüche und Gewürze (Kassia, Zimmet); hier wurde von rothfarbigen Thierchen, die sich auf harztröpfelnden Bäumen aufhielten (Cochenille), die gesuchte Lackfarbe bereitet; hier wurden die feinen Zeuge aus Wolle, Baumwolle und Seide verfertigt, welche die Bewunderung des Alterthums erregten und deren Name (Sindon) ihren Ursprung am Indus beurkundete; hier gab es kostbare Gefäße und Geräthschaften aus Zinn und andern Metallen, und die reiche Thierwelt lieferte eine große Ausbeute zum Nutzen und Vergnügen, zum Gebrauch und zur Zierde.

Damit hätten wir das indische Cultur- und Volksleben, so weit es dem Alterthum angehört, zum Schluß geführt. Aus patriarchalischen Zuständen, die in Religion und Sitten, in Lebenseinrichtungen und Beschäftigungen, in Staatsformen und häuslichen Tugenden große Aehnlichkeiten darbieten mit unsern germanischen Vorfahren in der vorchristlichen Zeit, trat das indische Volk in eine Periode heftiger Kämpfe und Eroberungen, in ein Heldenalter voll kriegerischer Thatkraft und Waffenruhm, ähnlich der Zeit der germanischen Völkerwanderung, die wie die indische der reiche Boden war, auf dem das Volksepos in seiner ursprünglichen Gestalt emporwuchs. Vielleicht daß diese Jahrhunderte blutiger Eroberungskriege die Kraft des Volkes gebrochen und daß diese Schwächung des waffenführenden Theiles der Nation die Herrschaft der Brahmanen über die andern Stände und das Uebergewicht des Religiösen und Geistigen über das Weltliche und Materielle beförderte, wie es sich bald in den neueroberten Wohnsitzen am Ganges und der Yamuna kund gab. Dieser durch die erschlaffende Natur des Landes wie durch die quietistische und speculirende Anlage des Volkes ins Uebermaaß gesteigerte Spiritualismus

Schluß.

machte die Inder unempfänglich für das wirkliche und handelnde Leben, für die Welt und die Geschichte; sie überließen sich der Thätigkeit und dem Bildungstrieb einer zügellosen Phantasie, füllten Himmel, Luft und Erde mit zahllosen Göttern und wandernden Seelen und vergaßen über den Gebilden der Poesie und der mythologischen Traumwelt das irdische Dasein und die wechselvollen Menschengeschicke. Nur dem Göttlichen und Geistigen zugewendet, in dem sie allein wahres Sein erblickten, verachteten sie die Natur und entzogen sich der Wandelbarkeit der Außenwelt durch die Flucht in die Einsamkeit. Dadurch erleichterten sie das Streben der Brahmanen, das irdische Dasein und die menschlichen Thätigkeiten in Fesseln zu schlagen, die jede Freiheit vernichteten, jeden Lebensmuth tödteten, jede Freudigkeit aus der Brust bannten; nicht blos, daß sie durch den Kastenzwang und durch Beförderung eines finstern Despotismus mit Steuerdruck, Rechtswillkür und Beamtenhärte die Erde zu einem Jammerthal machten, sie hielten auch die Seele durch die Lehre von den Höllenqualen und den Wiedergeburten in einer beständigen Angst und Folter. Das Bewußtsein des Inders verlor den Zusammenhang der geistigen Welt mit der Wirklichkeit, und statt das Reich der Materie mit der Macht des Geistes zu durchdringen und zu bewältigen, gab er die letztere preis, um sich jener gänzlich hinzugeben. In diesem Widerstreit, in diesem unversöhnten Zwiespalt ist die Ursache zu suchen, daß die indischen Arier, trotz ihrer hervorragenden Geistesgaben und ihres ausgebildeten Seelenlebens, nur einen geringen Einfluß auf den allgemeinen Bildungsgang des Menschengeschlechts übten, daß ihre geistigen Errungenschaften, weil sie von der Realität des Lebens abgelös't ins Maßlose, Phantastische und Ungeheuerliche ausarteten, auf dem eigenen Boden an Ueberfülle und Ueppigkeit zu Grunde gingen und daß selbst die großen Schöpfungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Sprache, der Dichtung und der Industrie nur geringe Anerkennung und Verbreitung fanden. Das indische Volk, das berufen war, an dem Lebensbaum der Cultur- und Völkergeschichte den Stamm zu bilden, ist frühe abgestanden und zu einem dürren Reiß geworden.

II. Die Iranier, Meder und Perser.

Benutzte Literatur: 1) Die Schriften des griechischen und römischen Alterthums, insbesondere Herodot, Strabo, Diodor, Arrian, Curtius, Nic. Damascenus (ed. C. Müller in Fragmenta historicorum Graecorum III, S. 343 ff.). 2) **Avesta** oder die heil. Bücher der Parsen in der Bearbeitung von Kleuker, und besonders der Vendidad von Fr. Spiegel (Leipzig 1852) und Commentaire sur le Yaçna par E. Burnouf (Paris 1833) nebst den Uebertragungen von Roth, Haug und Hübschmann. 3) Rhode, die heilige Sage und das Religionssystem des Zendvolks; Fr. Spiegel: Erânische Alterthumskunde. Leipzig 1871—78, 3 Bde. (2. Bd.: Religion. Geschichte bis zum Tode Alexander's des Großen. 1873.) **Firdusi's** Heldensagen (Schahnameh) nach den Bearbeitungen von Görres und Fr. v. Schack. 4) Die schon erwähnten Werke von M. Duncker (4. Bd. der 5. Aufl. 1880), Röth, Stuhr, Maspero-Pietschmann und Heerens Ideen; die Kunstgeschichte von Schnaase und Julius Braun; Forbiger's Handbuch der alten Geographie und Ritter's Erdkunde; H. Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie I, 1878; F. Justi: Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879. (In der Sammlung Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen.)

1. Das Land Iran und seine Bewohner.

Natur des Landes.

Iran in seinem weitesten Umfang ist ein von Randgebirgen umschlossenes Hochland, das von den Brahuibergen und der Salomonskette, die das Industhal im Osten abgrenzen, bis zu dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris eine Ausdehnung von 300 Meilen enthält und sich vom Ocean und persischen Meerbusen im Süden bis zum kaspischen See und dem Steppenlande des Oxus (Amu, Gihon) im Norden erstreckt. In den östlichen und nordöstlichen Landschaften von dem Hindukusch und andern bis zur Meeresküste reichenden Gebirgszügen durchschnitten, im Westen vom Zagros und im Nordwesten von Armen des Kaukasus begrenzt, ist Iran größtentheils Gebirgsland, das nach der Mitte zu muldenförmige Vertiefungen hat, in welche die von den innern Randgebirgen herabströmenden Gewässer zusammenfließen. Das innere Land hat die Natur der Wüste, Mangel an Wasser, da die meisten Flüsse im Sande versiegen oder sich in Steppenseen ergießen, und eine dürftige Vegetation in der baumlosen Oede. Dieses innere, von einzelnen grasreichen

Oasen und Fruchtstrecken durchflochtene Wüstenland erhebt sich allmählich zu öden von Lachen bewässerten Steppengegenden mit ärmlichen Salzpflanzen für Kameele und Büffel; auf diese folgen gute Weidestrecken, welche Heerden von Schaafen, Pferden und Ziegen reichliche Nahrung gewähren und wo Hirtenstämme Wohnsitze und Räume für Zelte finden. Engpässe und Schluchten unterbrechen hie und da die Randgebirge, welche das innere Wüstenland auf allen Seiten wie ein natürlicher Wall umschließen und bieten Durchgänge oder Thore für Caravanen und Waarenzüge, daher auch alle bedeutenden Städte Irans an diesen Pässen angelegt sind. Die bald mehr, bald weniger steilen Abhänge bilden Stufenländer von verschiedener Temperatur und Naturbeschaffenheit. Das östliche Hochland, welches nur in dem mit fruchtbaren Geländen voll edler Obstarten und Weinreben umgebenen Thale des Kabulstromes eine leichte vielbegangene Durchgangsstraße zwischen Indien und Westasien besitzt, in den übrigen Theilen dagegen gleich einer Mauer steil abfällt und nur wenige beschwerliche Pässe nach dem innern Wüstenlande darbietet, erhebt sich bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß und ist mit öden, baumlosen Hochflächen bedeckt, die im Norden rauh und kalt, im Süden heiß und trocken nur geringe Fruchtbarkeit zulassen und zwischen Klippen, Sand und Kiesflächen nur Steppen mit Grasungen und niedrigem Buschwerk zu Kameelfutter enthalten. Das westliche Randgebirge besteht aus einer Reihe gleichlaufender von Nordwest nach Südost hinabziehender Bergketten mit ausgedehnten grasreichen Weidestrecken, zwischen denen viele enge, gutbewässerte Thäler liegen, die an Anmuth und Fruchtbarkeit zunehmen, je mehr sie sich dem Südrande nähern. Hier sind die herrlichen Thäler von Schiras an den Flüssen Araxes (h. Bendemir) und Cyrus (Kur) in der alten Landschaft Persis, der „Rosengarten" Irans, wo in einem warmen, durch die Seewinde gemäßigten Klima und unter einem wolkenlosen Himmel ein ewiger Frühling herrscht, wo Haine von Myrten und Cypressen, von Orangen und herrlichen Obstbäumen mit reichbefruchteten Weinreben und bunten Blumenbeeten abwechseln. Das nördliche Hochland am Ufer des kaspischen Meeres verbindet die Reize einer südlichen Natur mit den Nachtheilen einer rauhen Gebirgslandschaft. Während das Alpenland am Elbrus, dessen Gipfel im Demavend bis zu einer Höhe von fast 14,000 Fuß emporsteigen, von kalten, schneereichen Wintern und eisigen Nordwinden heimgesucht wird, und Erdbeben und Wolkenbrüche Schrecken und Verheerung bereiten, zeigt sich in den geschütztern Theilen und an der wasserreichen Küste eine üppige Vegetation, wo Citronen-, Feigen- und Orangenbäume die Reisfelder und die Pflanzungen des Zuckerrohrs unterbrechen und der Rebstock sich an hohen Ulmen emporrankt. Aber die Sumpfluft „bleicht die Einwohner" und macht sie vor der Zeit altern, und das heiße feuchte Klima erzeugt Fieber und andere Krankheiten. Die südliche Gebirgsgegend am persischen Meerbusen enthält größtentheils steile sonnenverbrannte Höhen mit steinigen Thälern, blos

hie und da durch einige Gewächse des Südens und Gruppen von Dattelbäumen belebt. Die große Verschiedenheit der Bodenhebung bewirkt einen raschen und starken Wechsel der Temperatur. Während in den obersten Bergregionen der Weinstock im Winter gegen die eisige Atmosphäre geschützt werden muß und die Bewohner einer künstlichen Erwärmung bedürfen, ist das Tiefland von glühend heißen Ebenen durchzogen, wo die mit Wüstenstaub gefüllte Luft beim Wehen des Samum eine unerträgliche Hitze aushaucht. Das mittlere Hochland hat ein gesundes Klima. Ist auch die vom November bis Februar dauernde Regenzeit kalt und stürmisch, so ist dagegen der lange Sommer, wo vom Mai bis zum September die Atmosphäre durch keine Wolke getrübt wird, ausgezeichnet durch Schönheit und beständige Witterung. „Die Luft ist von besonderer Trockenheit und Klarheit; der dunstlose Himmel läßt die Umrisse der Berge, die ganze Landschaft in eigenthümlicher Schärfe und frischem Glanze erscheinen, und der helle Sternenschimmer der Nächte ersetzt fast das Licht des Tages.“ Die Gluth der Sonne wird gemäßigt durch die hohe Lage. — Trotz der beschränkten Fruchtbarkeit ist Persien doch nicht arm an mancherlei kostbaren Erzeugnissen und edlen Gewächsen. Neben den europäischen Feldfrüchten, besonders dem Mais, Weizen und Reis gedeiht hier Obst und Wein; die Dattelpalme gewährt den Hirten reichliche Nahrung; die Baumwolle und Indigo, Sesam und Rosenöl bilden einträgliche Handelsartikel, der Maulbeerbaum ermöglicht die Seidencultur; die Sandflächen nähren mit ihrer dürftigen Vegetation Kamele und Pferde, Esel und Maulthiere in großer Menge und auf den grasigen Berghöhen weiden zahllose Schaafe. An Salz und Mineralien ist Ueberfluß und im persischen Meerbusen werden die geschätztesten Perlen gefischt.

Dieses weite, in Gestalt eines länglichen Vierecks von Osten nach Westen sich hinziehende Gebirgsland, dessen innerer Kern von der großen Salz- und Sandwüste erfüllt ist, war vor Alters von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die sich, gleich den Indern, den Ehrennamen Arya beilegten, die aber, schon frühe in viele einzelne Staaten und Landschaften gesondert, mit der Zeit das Bewußtsein der ursprünglichen Zusammengehörigkeit verloren. Doch erkannten noch die griechischen Schriftsteller viele Züge und Eigenthümlichkeiten, die auf eine ursprüngliche Verwandtschaft deuteten. Mit Sicherheit darf aber dem arischen Stamme nur die seßhafte Bevölkerung zugerechnet werden. Wie die Tiefländer des Euphrat und Tigris oder des Indus, ist auch Iran von den Bewohnern der nördlich gelegenen, unwirthlichen Steppenlandschaften heimgesucht worden. Dahin gehören die Züge der Skythen und Saken, später der ephthalitischen Hunnen und der Türken, welche die urthümlichen Zustände des Landes in dauernder Weise mächtig umgestaltet haben. Das Zendvolk.

Der Westen Irans war, so weit unsere Kenntniß reicht, von Medern und Persern bewohnt, der Osten dagegen umfaßte eine Menge landschaftlich

geschiedener Völker, unter denen die Bactrer die arische Natur und die nationalen Ueberlieferungen am treuesten bewahrt hatten, daher sie auch für die Culturgeschichte der Iranier von der größten Bedeutung sind. Bei den Völkerschaften im Osten hat sich nicht nur die alte Stammbenennung Arya in dem Namen einer Landschaft erhalten, auch der schlanke Wuchs, die edle Haltung, der Sinn für Dichtung und der scharfe Verstand bezeichnen sie als Nachkommen der bildungsfähigen Arier, als Verwandte der Inder.

Die Länder Ost-Irans (Ariana). Die Länder zwischen Indien und Persien vom arabischen Meere bis zum Paropamisus (Hindukusch) in den heutigen Gebieten von Beludschistan und Afghanistan und jenseit jenes Gebirges bis an die Küsten des kaspischen Sees waren zur Zeit des Darius Bestandtheile des persischen Reiches, wurden aber erst durch die Feldzüge Alexander's des Großen, der in allen diesen Ländern Städte mit seinem Namen (Alexandria) anlegte, den Europäern zugänglich und bekannt. Ihre Berichte führen uns folgende, großentheils aus Gebirgsgegenden und Sandwüsten bestehenden aber doch von einzelnen Caravanen durchzogene Landschaften in Ariana auf:

1. Gedrosien. 1) **Gedrosien,** die berühmte nur von einzelnen Bergketten durchzogene Wüste, durch welche Alexander's Heer den gefahrvollen Rückzug machte; ein unfruchtbares, wasserarmes Land voll Sonnenbrand und heißem Sande, der oft zu Hügeln anwächst; wenige Dattelbäume und ungesunde Stachelkräuter sind die einzigen Pflanzen und die Brunnen waren 200 bis 600 Stadien auseinander. Die Flüsse trocknen im Sommer aus oder versiegen im Sande; in der Regenzeit dagegen schwellen sie hoch an und strömen als Sturzbäche der Küste zu. Die höher gelegenen Thallandschaften des Innern sind im Ganzen wohl bewässert und angebaut; hier auch lagen nicht ganz unbedeutende Städte, wie Pura mit indischem Namen „die Stadt" und Parsis. Unter den von besondern Fürsten regierten Völkerschaften erwähnt Strabo außer den unabhängigen Arbiten und Oriten, indischer Abkunft, besonders die an der Küste wohnenden Fischesser in einer armseligen baumlosen Gegend ohne anderes Wasser als Regen- oder Grubenwasser. Ihre Wohnungen, erzählt er von ihnen, machen sie sich größtentheils aus den Knochen großer Seefische und aus Muschelschaalen, wobei sie zu Balken und Unterlagen die Rippen, zu Thüren die Kinnladen gebrauchen. Die Wirbelbeine dienen ihnen zu Mörsern, worin sie die an der Sonne gerösteten Fische stampfen und mit geringer Beimischung von gemahlenem Getreide zu Brod backen. Ihre Netze bereiten sie sich aus dem Baste der Palmen, als Waffen bedienen sie sich im Feuer gehärteter Wurfspieße; ihre Bekleidung besteht aus Fischhäuten oder Fellen; selbst die wenigen Hausthiere werden mit Fischen gefüttert, so daß alles Fleisch einen Fischgeschmack hat. An der Küste befanden sich außer den
2. Karamanien. reizend gelegenen Städten der Oriten (Rambacia und Malana) nur Fischerdörfer. — 2) Westlich von Gedrosien, in den heutigen Landschaften Kerman, Laristan und Moghistan, wohnten auf dem Südrande des Hochlandes bis zum Meere hinab die **Karamanen,** ein Ackerbau treibendes Volk in einem Lande, das mit Ausnahme der nördlichen an die große Salz- und Felswüste grenzenden Theile als reich und ergiebig geschildert wird an Getreide und Wein, an Metallen und Salz, an wilden Eseln und Jagdhunden; der heiße Küstenstrich ist reich an Dattelpalmen. Die Einwohner waren kriegerisch und zeigten in Sitten und Gewohnheiten eine große Uebereinstimmung mit den Persern und Medern. Nach Strabo's Versicherung durfte kein Karamanier heirathen, bis er dem König den abgeschnittenen Kopf eines Feindes gebracht hatte. Karmana (Kirmân) war die reiche, luxuriöse Hauptstadt des Landes. Von der kleinen unbewohnten Insel Ormus trägt die Meerenge ihren heutigen Namen. —
3. Drangiana. 3) Nordwärts von Gedrosien, in dem heutigen Seistan, liegt die Landschaft Drangiana, wo die vom Nord- und Ostrande des Hochgebirges herabströmenden Steppenflüsse einen

großen See (Aria) bilden, dessen Wasser hinreicht die umliegende Landschaft gegen den glühenden Flugsand der Wüste zu schützen. Unter diesen Flüssen ist der auf dem Paropamisus entspringende Erymanthus (Hilmend) der bedeutendste, in dessen fruchtbarem Thale ostwärts hinauf das kriegerische, kräftige Reitervolk der Saranger oder Zaranger seine Sitze hatte. Ihr Name Zarañka ist nur Nebenform von Darañka, woraus Drangiane. Herodot erwähnt, daß sie in dem Heere des Xerxes sich bemerkbar gemacht hätten durch ihre bunten Mäntel und ihre bis an die Knie reichenden Stiefeln; sie hätten medische Bogen und Speere geführt. In den südlichen Landstrichen gen Gedrosien hin wohnte ein Stamm dieses Volkes, Ariaspen, von den Griechen Euergeten, Wohlthäter, genannt, in einem durch gute Sitten und Einrichtungen ausgezeichneten freien republikanischen Gemeinwesen. „Cyrus," erzählt Diodor (17, 81), „gerieth einmal auf einem Feldzug in die äußerste Noth, als er in eine menschenleere Gegend kam, wo es an allen Bedürfnissen fehlte. Durch den Mangel an Nahrungsmitteln sahen sich seine Leute genöthigt, einander selbst aufzuzehren. Da führten die Ariaspen 30,000 Wagen voll Lebensmittel herbei, und zum Dank für diese unverhoffte Rettung gab er dem Volke die Steuerfreiheit und andere Vorrechte, und verwandelte ihren früheren Namen in den der Wohlthäter." Auch Alexander zeigte sich ihnen gewogen. Ihr Name erinnert an das indische Wort Aryasma d. i. Roß-Arier. „Wo der Hindmend dem Ariussee naht," sagt Droysen, „treten die steilen Klippen zurück und öffnen ein fruchtbares und schönes Gelände, in dem sich noch heute Ruinen von mehreren sehr großen Städten, von Kanalbauten und Wasserleitungen befinden." Westlich von den Sarangern und durch weite Wüstenräume von ihnen getrennt, durchzog ein streitbares wohlberittenes Hirtenvolk, persischen oder medischen Ursprungs, Sagartier genannt, die Steppen. Als Waffen führten sie nur einen Dolch und ein aus Riemen geflochtenes Seil, worauf sie sich am meisten im Kampfe verließen. Wenn sie mit dem Feinde zusammentreffen, erzählt Herodot, so werfen sie ihre Seile, die oben eine Schlinge haben, und was einer nun faßt, sei's Pferd oder Mensch, das zieht er an sich, und in der Schlinge verwickelt, muß es sterben. — 4) Die öst- 4. Arachosia.
lichste Provinz des persischen Reichs bis zum Indus war **Arachosia** (Sewestan, Kandahar und das südwestliche Kabulistan), ein fruchtbares, stark bevölkertes Land mit dem Flusse Arachotus (Urghundab oder Lora). Die Einwohner waren in mehrere Völkerschaften getrennt, zu denen die von Herodot erwähnten Paktyer, welche eigenthümliche Bogen, Dolche und Pelze trugen, gehört haben mögen. Noch jetzt kleiden sich die Afghanen, im Süden des Kabulthales, die sich Pakhtân und Pakhtun nennen, in Schaafpelze. Die alte Hauptstadt Kophen, die schon von Semiramis erbaut worden sein soll, gehörte dem Stamme der Arachoten an. Unter den Seleuciden erhebt sich hier die glänzende Colonie Alexandreia Arachoton, das heutige Kandahar. — 5) Die freien, selbständigen Bewohner der südlichen Abhänge des 5. Paropamisadä.
Paropamisus (Paschaur, Kabul u. a. L.), die bei den griechischen Schriftstellern den Gesammtnamen **Paropamisadä** führten und erst von Alexander unterworfen wurden, scheinen dem arachotischen Volksstamm angehört zu haben. Ihr Land war, einzelne fruchtbare Thäler und Ebenen ausgenommen, eine rauhe, den größten Theil des Jahres hindurch von Schnee bedeckte Gebirgsgegend, durch welche die große Heerstraße von Persien nach Indien ging. Die einfachen Bergvölker, die um die große Hauptstadt Ortospanum oder Karura (das heutige Kabul) wohnten, geriethen durch die Erscheinung von Alexander's Heer so in Schrecken, daß sie Alles, was sie besaßen, herbeischleppten. Hier hausten die echt indischen Stämme der Gandhâra, welche aber frühe schon von den westlichen Eroberern unterjocht wurden und jedenfalls von Anfang an eine Provinz des persischen Reiches bildeten. — 6) Das fruchtbare, an Wein, Gold 6. Aria.
und Edelsteinen ergiebige Gebirgsland Aria (Sejestan und das südliche Khorasan), das sämmtlichen Ostprovinzen den Namen gab, war von mehreren Völkerschaften bewohnt und besaß nicht unbedeutende Städte. Die alte Hauptstadt Artacoana am Arius wurde von der in der macedonischen Zeit gegründeten Stadt Alexandria Arion (d. h. Herat) verdun-

kelt oder ging in derselben auf. Nordwärts in den Steppen des Oxus, wo die Flüsse Arius (Herirud) und Margus (Murghab) sich in der Wüste verlieren, endigt der fruchtbare Boden; auf den Höhen über den Flußthälern wohnten Nomaden unter Zelten. — **Parthien,** genauer Parthyäa, ein armes, nicht sehr großes Land, welches theils rauh und gebirgig, theils öde Sandwüste war und nur sehr wenige fruchtbare Thäler enthielt. Es umfaßte den südwestlichen Theil des heutigen Khorasan und fast ganz Kohestan mit einem Theile der großen Salzwüste. Unter der persischen Herrschaft meistens mit Hyrcanien verbunden, wurde es seit 256 v. Chr. das Mutterland des parthischen Reiches. Zu den bedeutendsten Städten gehörten: Hecatompylos, in der parthischen Zeit eine große reiche Handelsstadt, wo alle Straßen zusammentrafen, Tagä, Apamea, Rhagiana und die feste Felsenstadt Darejum.

7. Parthien.

Der Nordosten Irans.

Nordwärts vom Hindukusch, von dessen Höhen zahlreiche Quellen niederrieseln und gute Weide für Pferde und Schaafe bereiten, bis zu den Ufern des kaspischen Meeres im Stromgebiete des obern Oxus, erstreckte sich eine Gebirgsgegend, wo nur hie und da einzelne Steppen und Sandflächen das fruchtbare, zur Viehzucht wie zum Feld- und Obstbau geeignete Land durchschnitten. Von der freigebigen Natur mit Fülle und Anmuth ausgestattet, und mit einem gesunden kräftigenden Klima begabt, waren diese Landschaften vorzugsweise geschaffen, ein frühes Culturleben zu erzeugen und zur Entwickelung zu führen. Ueberreste von großen Städten und Kanalbauten, oft an Orten sichtbar, wo heut zu Tage unfruchtbare Sandwüsten sich ausdehnen, geben noch jetzt Zeugniß von der hohen Blüthe und großen Bevölkerung dieser Staaten im Alterthum.

1. Bactrien.

1) **Bactrien** (Balkh), auf drei Seiten von Gebirgen umgeben, welche Rubinen und andere Edelsteine in ihrem Schooße bergen. Die Beschreibung des Landes bei Curtius trifft nach der Versicherung neuerer Reisenden noch jetzt vollkommen zu. „Die Natur Bactriens," sagt er, „ist mannichfaltig und verschieden. Hier sind große Waldungen, dort trägt der Weinstock reiche und süße Trauben und zahlreiche Quellen bewässern den fetten Boden. Wo das Land ergiebig ist, wird es mit Getreide besäet, das andere dient den Heerden als Weideland. Doch ist ein großer Theil des Landes Sandwüste, wo der dürre Boden nichts erzeugt, was den Menschen nähren könnte; und wenn die Winde vom kaspischen Meere wehen, treiben sie den Sand der Ebene zu hohen Hügeln zusammen, so daß jede Spur des Weges verloren geht und die Reisenden, gleich Seefahrern zur Nachtzeit, ihren Weg nach dem Lauf der Sterne richten. Ja bisweilen werden sie von dem Sande auch ganz verschüttet. Aber wo das Land gemäßigt ist, ernährt es eine große Menge Menschen und Pferde." Die Bactrer, die einst 30,000 Reiter ins Feld stellen konnten und im Heer des Xerxes, nach Herodot's Bericht, eine medische Kopfbedeckung, einen Bogen von Rohr und einen kurzen Speer trugen, waren nicht minder ausgezeichnet durch ihre frühe Cultur wie durch ihre anerkannte Tapferkeit und Gewandtheit im Reiten. Nach Diodor war ihr Land schwer zugänglich und reich an streitbaren Männern. Das Religionssystem des Zoroaster soll ihnen angehören, daher heißt die Hauptstadt in den heiligen Schriften „die glückliche Bâkhdhî mit dem hohen Banner". In der Geschichte Asiens, von der Sagenzeit der Semiramis an, haben sie stets eine bedeutende Stelle behauptet. In der macedonischen Zeit nahmen sie unter griechischen Fürsten griechische Sprache und Cultur an. Die Hauptstadt Bactra (Balkh) an einem Nebenflusse des Oxus, läßt die ehemalige Größe und Ausdehnung noch aus ihren weiten, einen Raum von 20 engl. Meilen im Umfang ausfüllenden Ruinen erkennen. Die Stürme, die im Laufe der Jahrhunderte über die noch im Mittelalter blühende Stadt hereingebrochen, haben sie in einen unbedeutenden Ort verwandelt. Südwärts derselben tritt der Fluß (Dehas), nachdem er zwischen engen Bergklüften sich einen Weg gebrochen, in die Ebene ein. Hier wird er, in 18 Kanäle getheilt, nach der Stadt und in die fleißig bestellten Fruchtfelder geführt, doch erreicht keiner davon den

Oxus, obwohl, wie neuere Reisende versichern, bis zur Hälfte des Weges dahin das Wasser den lockern Boden durchsickert. „Ueberall," sagt Ritter, „wo diese Kanäle eindringen, blüht der Boden auf, dessen sanfte Abdachung die Bewässerung ungemein begünstigt, und durch sehr reiche Production auf dem fruchtbarsten Boden einst die starke Bevölkerung dieser Landschaft bedingte." Aber schon fünf bis sechs Meilen unterhalb der Stadt beginnt die Wüste. — 2) **Sogdiana** (Bukhara und ein Theil von Turkestan), außerhalb der Grenzen des eigentlichen Iran, ein Gebirgsland zwischen dem Oxus und Jaxartes mit dem fruchtbaren Thale des im Sande versiegenden Polytimetus (Sogdfluß oder Zaraffschan), an dessen Ufer die Hauptstadt Marakanda (Samarkand), die einst 70 Stadien im Umfang gehabt haben soll, in reizender Gegend erbaut war. Die Einwohner, zu dem iranischen Stamme gehörig, werden als ein ziemlich rohes, wenn auch in Sitten wenig von den Bactriern verschiedenes Volk geschildert. Am untern Stromlaufe des Oxus hausen die Chorasmier (altpersisch Huvarazmi, heute Charizm, „das Niederland"), trotz des arischen Namens ein wahrscheinlich turânisches Reitervolk, dessen Fürst nur zeitweise die persische Oberhoheit anerkannte. — 3) **Margiana** (am linken Ufer des Oxus in dem heutigen Turkmania, dem nordwestlichsten Theile von Balkh und dem nördlichsten Striche von Khorasan), ein von Bergen und Sandwüsten umgebenes Land, am Margus (Murghâb), einem Nebenflusse des Oxus. Der wenig bekannte Ochus (Tedjen), den Einige in den Oxus, Andere unmittelbar in das kaspische Meer münden lassen, scheidet Margiana von Bactrien und Hyrcanien. In einer reizenden und fruchtbaren Gegend an dem in viele Kanäle abgeleiteten Margus erhob sich später die griechische Hauptstadt Antiochia Margiane; ihr Gründer Antiochus soll die ganze Fruchtlandschaft durch einen 1500 Stadien langen Wall gegen die Ueberfälle der umwohnenden barbarischen Völkerschaften geschützt haben. Nordwärts dehnen sich die großen Steppen aus, die der Oxus und Jaxartes vergebens zu befruchten suchten. Nach Strabo führte der Oxus viele indische Waaren in das kaspische Meer. — 4) **Hyrcanien**, die Südostküste des kaspischen Meeres, ein Gebirgsland, das nur an der Seeküste eine große, mehr lange als breite Ebene enthält. Die Berge sind, nach Strabo, mit großen Wäldern von Eichen und Tannen bedeckt, die Weinstöcke trugen im Jahre je einen Eimer Wein und der Feigenbaum je sechzig Scheffel (Medimnen). In den Bäumen bauten Bienenschwärme in solcher Menge, daß der Honig von den Blättern herabträufelte, und der Boden war so fruchtbar, daß sich das Getreide von der ausgefallenen Halmfrucht von selbst fortpflanzte. Einige Inseln an der Küste sollten Gold enthalten. Die Einwohner dieser nordöstlichen Gegenden gehörten dem Kerne nach zu dem iranischen Volksstamm und waren gewandt im Reiten und Bogenschießen; doch streiften auch einzelne scythische Nomadenstämme durch die Steppen.

2. Sogdiana.

3. Margiana.

4. Hyrcanien.

Ost- u. West-Iranier.

Diese Landschaften Ost-Irans, die sich vom Indus bis zu einer von den kaspischen Thoren nach Karman gezogenen Grenzlinie erstrecken, waren von Völkerschaften bewohnt, die, wie gesagt, in Lebensweise, Sitten, Tracht und Bewaffnung mit einander übereinstimmten und sich an die Bactrer, als den Kern und Hauptstamm, anlehnten. In Sprache, Cultur und religiösen Anschauungen mit den Indern mehr verwandt als die westlichen Stämme der Meder und Perser bildeten sie zu diesen einen ähnlichen Gegensatz, wie die Bewohner am Indus zu den arischen Gangesvölkern, ein Gegensatz, der jedoch die gleiche Abstammung und Blutsverwandtschaft nicht ausschließt. Denn wie die Bactrer und die sie umgebende Völkergruppe, durch die Wüste vom Westen geschieden, mit der indischen Welt in näherer Verbindung blieben und in ihrer Entwickelung einen ähnlichen Gang nahmen, auch wohl in den ersten Jahrhunderten, so lange das Bewußtsein der Stammverwandtschaft noch lebendig war, manche Einwirkungen von den Ariern am Indus empfangen haben mögen, so waren dagegen die Meder und Perser den Einflüssen der westlichen Culturvölker, der Assyrier und

Babylonier, nahe gerückt und werden von der fremden Bildung um so mehr angenommen haben, als durch die Entfernung und Abgeschlossenheit von der östlichen Heimath die alten Erinnerungen und die nationalen Sitten und Lebensanschauungen allmählich schwanden. Doch war dieser Einfluß wiederum nicht so stark, daß er die innere Verwandtschaft und nationale Gleichartigkeit zwischen dem Westen und Osten Irans gänzlich verwischt hätte; die Sprachen bewahrten den ähnlichen Charakter und waren nur nach Mundarten verschieden, wenn gleich die Altparsen von den westlichen Völkern die Keilschrift, die sich noch in vielen Inschriften vorfindet, und andere sprachliche Bestandtheile entlehnten, indeß die den Bactrern angehörende Zendsprache dem Sanskrit näher blieb, und die ostiranischen Völkerschaften bis in die nächsten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung sich einer eigenthümlichen Schriftart bedienten.

Bactrien die ursprüngliche Heimath der Iranier.

Ist es auch bei dem Mangel einheimischer Quellen (da außer den dunkeln Andeutungen im Avesta, außer den Keilinschriften der Achämeniden und außer den in Firdusi's Heldenbuch enthaltenen Ueberlieferungen keine Kunde aus dem Alterthume Irans auf uns gekommen ist) und bei der geringen Zuverlässigkeit der griechischen und römischen Schriftsteller der spätern Zeit ein gewagtes Unternehmen, über die persische Urgeschichte eine historisch-begründete Ansicht aufzustellen, so scheint doch aus allen innern und äußern Gründen hervorzugehen, daß die Ostländer die Urheimath aller medo-persischen Völkerschaften, der Bactrer wie der Parsen, gewesen, daß in der Folge die Meder und Perser, die Wüste durchwandernd, nach dem westlichen Hochlande gezogen und hier die Gründer eines Culturstaats geworden seien, in welchem das indogermanische Wesen mit semitischen Elementen in einer eigenthümlichen Mischung verbunden und gemildert ward, doch so, daß die religiösen Vorstellungen, die sie aus dem Ostlande mitgebracht hatten, und die in der Folge durch Zarathustra (Zoroaster) in dem Avesta ihren bestimmten Ausdruck fanden, die feste Grundlage bildeten. Die ostarischen Länder, vor allen das uralte Culturland Bactrien, wo noch heut zu Tage manche Spuren einen ehemaligen hohen Bildungsgrad beurkunden, war die Heimath der im Avesta geoffenbarten dualistischen Religionslehre, daher es auch in ähnlicher Weise von den Iraniern als gemeinsames heiliges Stammland angesehen ward, wie bei den indischen Ariern die Gefilde an der Sarasvati und den fünf Strömen. In Bactrien hatte die parsische Nationalität und Religionslehre ihren festesten Halt; nach Bactrien floh Darius Codomannus mit dem heiligen Feuer vor Alexander, der nur dort einen hartnäckigen Widerstand fand; in Ostiran, in Kabul und Ghasna, erhielten sich die altpersischen Sagen noch unter der Herrschaft des Islam in der Erinnerung des Volkes, ja vielleicht sogar geschriebene Geschichtsannalen über die Vorzeit, wodurch es dem neupersischen Dichter Firdusi aus dem alten Arierlande möglich ward, die Kämpfe der Helden von Bactra und Sedschestan und den Glauben der heidnischen Vorfahren in einer großartigen Dichtung und in einer von arabischen Wörtern fast ganz unentstellten Sprache zu verherrlichen. Das Avesta selbst führt in dem ersten Gesang des Vendidad

die östlichen Staaten, namentlich das pferdereiche Bactrien und Sogdiana, deutlich als die Heimath der ersten Menschen auf, die den Göttern den Saft des Haoma (Soma) als Opfer ausgepreßt und wo unter frommen Herrschern, die den Namen Kava führen, sich ein großes Reich gebildet habe, und bei der Schilderung vom Garten Jima's, dem Paradies der Zendvölker, im zweiten Gesang schwebte dem heiligen Dichter offenbar eines jener Thäler von Kabulistan vor, in welche die Natur die Reize und Fruchtbarkeit, die sie den Steppen und Wüsten entzogen, in reicher Fülle vereinigt zu haben scheint. Auch die dunkeln Nachrichten der Abendländer, die dieses ostiranische Reich von dem Assyrer Ninus im 13. Jahrhundert v. Chr. nach heftigen Kämpfen mit den streitbaren, wohlberittenen Einwohnern und ihrem tapfern König erobert werden lassen, deuten auf ein großes bactrisches Reich in der Urzeit.

Der Garten Jimas.

Im Anfang, so lautet eine heilige Sage im Vendidad, schuf Ahura-mazda (Ormuzd) Airjana-vanja, den Ort der Anmuth (auf dem iranischen Hochlande, im Quellgebiete des Oxus und Jaxartes). Als aber hier durch die Wirksamkeit des Agra-mainyus (Ahriman) und der Daeva der Winter auf zehn Monate stieg und dem Sommer nur zwei blieben und die Kälte in der Erde Herz drang, da zog König Jima (oder Dschemschid), der ruhmreiche Sohn des Vivanghvat, der den Göttern zuerst das Haomaopfer dargebracht, mit dem Volke nach Süden in die wärmeren und fruchtbareren Orte, die Ahura-mazda allmählich geschaffen, und von denen sechzehn, darunter Sogdiana, Margiana, Bactrien, Aria, Arachosien u. a. namentlich aufgeführt sind. Jima versprach dem Ahura-mazda, seine Welten auszubreiten und fruchtbar zu machen und ihm zu gehorchen als Schutzherrn, Ernährer und Aufseher der Welten; dafür erhielt er Siegeswaffen, eine goldene Lanze und einen Stachel aus Gold gebildet. Jima erwarb sich dreihundert Länder, die er auf sechshundert und neunhundert vermehrte; und die Erde war ihm voll von Vieh, Zugthieren, Menschen, Hunden, Vögeln und rothen brennenden Feuern. Als aber die Menschen und Thiere sich so vermehrten, daß sie keinen Raum mehr hatten, da ging Jima weiter bis zu den Sternen, gegen Mittag, zu dem Wege der Sonne; er spaltete die Erde mit seiner goldenen Lanze und bohrte in sie mit dem Stachel und machte sie auseinander gehen durch sein Gebet, bis sie um drei Drittel größer war, und ließ Menschen und Vieh vorwärts schreiten; und er brachte eine Versammlung hervor der besten Menschen und der guten Götter. Aber der Böses Sinnende verdarb die Welt durch die Uebel des Winters, durch Schneefülle und Wasserfluthen, weshalb Ahura-mazda dem Jima befahl, einen Umkreis oder Garten (Vara) zu bauen von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln. Dorthin bringe du den Samen des Viehes, der Zugthiere und der Menschen, der Hunde, der Vögel und der rothen brennenden Feuer. Daher mache du diesen Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln zur Wohnung für die Männer und für die mit Milch versehenen Kühe. Dort sammle das Wasser an. Dort lasse die Vögel wohnen an dem immerwährend goldfarbenen (Ort) dessen Speise nie versiegt. Dort richte du Wohnungen ein, Stockwerke, Säulen, Höfe und Umzäunungen. Dorthin bringe du den Samen aller Männer und Frauen, welche auf dieser Erde die größten, besten und schönsten sind. Dorthin bringe den Samen aller Arten von Vieh, welches auf dieser Erde das größte, beste und schönste ist. Dorthin bringe den Samen aller Arten von Bäumen, welche auf dieser Erde die höchsten und wohlriechendsten sind. Dorthin bringe den Samen aller Speisen, welche auf dieser Erde die süßesten und wohlriechendsten sind. Alles dieses mache paarweise und unversiegbar. Nicht sei dort Zank nicht Verdruß. Nicht Abneigung noch Feindschaft. Nicht Bettel nicht Betrug. Nicht Armuth nicht Krankheit. Nicht über das Maaß

hinausgehende Zähne. Nicht eine Gestalt, welche das Maaß des Körpers überschreitet. Kein anderes der Kennzeichen, welche die Kennzeichen des Agra-mainyus sind, die er an die Menschen gemacht hat. Oben an der Gegend mache neun Brücken, in der Mitte sechs unten drei. An die obersten Brücken bringe den Samen von tausend Männern und Frauen. An die mittleren von sechshundert, an die untersten von dreihundert. Herum um diesen Umkreis mache eine hohe Thür und ein Fenster das selbst innerhalb leuchtet. Und Jima trat auf die Erde mit den Fersen und schlug mit den Händen und machte den Umkreis wie ihm befohlen. — Dieser Sage liegt offenbar eine alte Erinnerung an eine Auswanderung von der äußersten Nordostgrenze nach dem Südwesten, nach Iran zu Grunde. Mit der Auswanderung verbreitete sich der Ackerbau, der Götterdienst, die Civilisation und die menschliche Glückseligkeit; denn diese Menschen führten das schönste Leben in den Umkreisen, welche Jima gemacht hat. Unter ihm starben die Thiere nicht; an Wasser und Fruchtbäumen und Geschöpfen der Nahrung war kein Mangel. Unter dem Glanze seiner Regierung war nicht Frost, nicht Hitze, nicht Tod, nicht zügellose Leidenschaften, die Werke der Daeva's. Die Menschen schienen „fünfzehnjährig", d. h. sie genossen einer ewigen Jugend.

Altiranisches Religionswesen.

Diese um die Bactrer gruppirten ostiranischen Völker trugen vor Alters noch viele Kennzeichen der ursprünglichen Verwandtschaft mit den indischen Ariern an sich, die in der Folge sich verwischten oder eine Umgestaltung erfuhren. Wie Indra ist auch der Licht- und Sonnengott **Mithra** die höchste der Himmelsmächte, der als Verethraghna die Wolkenschlange tödtet, der mit Hülfe der Winde reine Luft schafft; **Jama**, der Gott der Todten, dessen Reich in den ältesten Vorstellungen der Inder noch nicht als eine Welt des Schreckens, sondern als ein Lichtraum erschien, wo Freude, Lust und Entzücken herrschten, war der iranische **Jima**, ein glücklicher Herrscher, unter dessen Regierung es weder Tod noch Krankheit gab, nach der spätern Anschauung der Herr der Seligen, die er auf einem heiligen Berge um sich schaart. **Thrita**, der nach den Veden den dreiköpfigen Drachen mit sieben Schwänzen erschlägt und die Rinder befreit, lebt als **Thraëtaona**, welcher das schreckliche Ungethüm, die Schlange **Dahaka**, überwindet, in den iranischen Sagen fort. Wie **Soma** ist auch **Haoma** der Name einer Pflanze, deren Saft unter gewissen religiösen Gebräuchen ausgepreßt und getrunken wird, und zugleich ein Gott, welcher seinen Verehrern Kraft und Sieg über die Feinde verleiht, dem Körper Gesundheit und der Seele ewiges Leben gibt. Wie die Inder wurden auch die Iranier durch den heiligen Gürtel in die Stamm- und Religionsgenossenschaft aufgenommen. Vor Allem aber werden die religiösen Vorstellungen von ähnlicher Natur gewesen sein; und wenn auch in der Folge, wie schon früher erwähnt, die indischen Devas bei den Iraniern zu bösen Dämonen umgeschaffen wurden, wenn gleich **Indra** und **Çiva** als **Agra** und **Çorva** höllische Mächte darstellten, die Verehrung der Gottheiten des Lichts, des Feuers und der heitern Luft, und ihren siegreichen Kampf mit den feindlichen Naturgewalten, den Geistern der Dürre und Unfruchtbarkeit, hatten die Iranier mit dem Vedenvolke gemein. Die **Sonne**, welche den Winterfrost und die Schneemassen auf den Bergen schwinden macht, die **Morgenröthe**, welche die Nebel der Nacht vertreibt, das auflodernde

Feuer, der irdische Abglanz der himmlischen Lichtkraft, in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zu der ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist, wurden von den Hirtenvölkern Ostirans wie von den Ariern am Indus als göttliche Wesen verehrt, die verdorrenden Winde, die Schrecken der Wüste und der Wildniß, wo die Geister der Nacht und Zerstörung hausen, als feindliche Dämonen gefürchtet. Während aber unter dem lachenden Himmel Indiens mit seinem milden regelmäßigen Klima, wo die Natur sich nur von ihrer wohlthätigen Seite zeigte, die Idee von einer einzigen wohlwollenden und heiligen Urgottheit, der alles Dasein seine Entstehung und Erhaltung verdankt, ausgebildet wurde, kam in Iran, dem Lande der größten Gegensätze und des heftigsten Naturwechsels, der Glaube an gute und böse Götter, an wohlthätige Lichtmächte und an feindliche Gewalten der Finsterniß zur Entwickelung, ein Dualismus, der mit der Zeit aus dem natursymbolischen Gegensatz in das ethische Gebiet überging und der Kern und Mittelpunkt der religiösen Anschauung wurde. In den Ostprovinzen Irans, wo das Wachsthum und das grüne Fruchtland stets in Gefahr stand, von den Sandstürmen der Wüste erstickt zu werden, wo die Gebilde der Menschenhand häufig der wilden Gewalt der Elemente erlagen und die Wirkungen eines aufgeregten Naturlebens, Erdbeben, Schneefälle, Ueberfluthungen die Früchte mühsamer Arbeit zu vernichten drohten, da mußte der Einfluß der Naturmächte auf die Welt und das Menschenleben zum vollen Bewußtsein kommen und den Glauben an zwei gleich mächtige in ewigem Kampf und Widerstreit liegende Götterwesen erzeugen, die, je nachdem das eine oder das andere die Oberhand hätte, dem Ackerland und den Heerden, dem Weinstock und dem Fruchtbaume Gedeihen oder Verderben brächten. In diesem Zwiespalt von Furcht und Hoffnung, von banger Erwartung und erhebender Freude schwand das Leben des Iraniers dahin, und von diesen wechselnden Gefühlen und Eindrücken wurden seine religiösen Vorstellungen bedingt. Im Reiche Turan, im kalten, nebeligen Norden, „wo das Leben aufhört", von wo die Schneestürme und die Wüstenwinde herkommen und die nomadischen Räuberstämme ihre verwüstenden Einfälle in das fleißig bestellte Land der Arier in Iran unternahmen, und im Westen, „am Untergange der Sonne", von woher der Steppensand die Fruchtthäler von Bactrien und Sogdiana verschüttete, da herrschen die bösen Geister, die Daeva und Drudscha, in Höhlen und Schlünden, stets bedacht, den Menschen „das böse Auge" anzuthun, da ist das Land der Finsterniß, der Nacht, des Todes. Im Reiche Iran dagegen, im Osten, in der alten Heimath der Arier, wo der Sonnengott Mithra zuerst zum Vorschein kommt, wo die befruchtenden Gewässer ihren Ursprung haben und das belebende Tageslicht hervorbricht, da ist der Sitz der wohlgesinnten freundlichen Lichtmächte, zu deren glänzenden Wohnungen auf dem „Berg der Höhe" die Brücke der Seligen hinanführt. Beider Reiche sind ewig getrennt, sie kommen nicht in direkten

Kampf; die Herrschaft über die Erde und das Menschengeschlecht ist beider Ziel, die Seele des Menschen der Kampfpreis. Von den Lichtgeistern rührt alles Gute und Nützliche in der Welt her; Alles, was die Fruchtbarkeit fördert und der Arbeit Gedeihen schafft. Die Nachtseite des Lebens dagegen, Alles, worauf der Fluch zu liegen scheint, Alles, was das Wirken und Schaffen um seinen Lohn und Erfolg bringt, ist die Schöpfung der feindlichen Wesen.

2. Zoroaster und das Avesta.

1) Entstehung und Schicksale des Zendbuches.

Zoroaster's Reform. Die dualistische Naturreligion des iranischen Volkes faßte ein alter Weiser, Zarathustra oder Zartuscht, bei den Abendländern gewöhnlich Zoroaster genannt, in ein poetisch-philosophisches System zusammen und setzte die Götterwesen, durch Hervorhebung der ethischen Elemente mit der Menschenwelt in nähere Beziehung. Zuerst brachte er in die Geisterwelt eine gewisse Ordnung, indem er ihnen zwei Oberhäupter setzte; das Oberhaupt der guten Geister nannte er Ahura, „Herrn", mit dem Zusatz Mazda, d. h. „den Vieles wissenden oder Großes gewährenden", woraus der Name Ormuzd entstand; an die Spitze der bösen Geister stellte er den „Arges Sinnenden", Agrô-mainyus oder Ahriman. Die alten Naturgötter wurden dabei so wenig beseitigt, wie die alten Gebräuche, Opfer und Lobgesänge, aber sie traten als gute und böse Geister in ein untergeordnetes Verhältniß zu den beiden obersten Prinzipien und in dem neuen Cultus nahmen die Reinigungsgesetze und die Vorschriften, wie den feindseligen Mächten am sichersten begegnet werden könne, die erste Stelle ein. Die Naturmächte, denen die Iranier dienten, als sie noch in den Seitenthälern des Oxus ihre Heerden weideten und ihre Fluren bestellten, bildeten im Volkscultus stets den Mittelpunkt. Zu allen Zeiten brachten sie auf den lichtumstrahlten Berghöhen dem Sonnengott Mithra Opfer und Gebete dar und preßten ihm den Kraft verleihenden Lebenstrank Haoma, für den in jedem Hause fortwährend Schaale, Mörser und heilige Pflanzen gehalten wurden; zu allen Zeiten verehrten sie das Feuer, dessen rothglühende Flamme auf den Feueraltären sie durch reines, trockenes, wohlriechendes Holz zu nähren beflissen waren; stets zollten sie der Erde, der „geduldigen" und „unterwürfigen", und dem Wasser, das von dem heiligen „Hochgebirge" in den großen See fließt und ihre Felder und Weideplätze befruchtete, religiöse Ehrfurcht. Auch der leuchtende Verethraghna (Behram), der in der Abenddämmerung die feindlichen Mächte verscheucht, und der keulenbewehrte Çraosha (Serosch), der den beginnenden Tag schützend geleitet und

die Gespenster der Nacht vertreibt, lebten im Volksbewußtsein fort. Diesen altnationalen Glaubenskreis, der sowohl in der Beschaffenheit des Landes mit seinem blauen wolkenlosen Himmel und seinem wunderbaren Lichtglanz, wie in den Erinnerungen des Volkes seinen Halt hatte, ließ Zoroaster in ähnlicher Weise bestehen, wie die Brahmanen den Cultus des Indra, aber er legte den größten Nachdruck auf ein thätiges, sittliches Leben. Wenn man die Erde durch emsige Bebauung fruchtbar mache, die schädlichen Thiere vertilge, die Wirkung des Winters, der Wüste und der Stürme durch Vorkehrungen breche und dabei sich der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit befleißige und seine Seele vor Sünde bewahre und durch Gebet und Reinigung den Göttern des Lichts zukehre, dann würde der Einfluß der feindlichen Geister am sichersten abgewendet und fern gehalten. Zoroasters Lehre war demnach nicht ein neues Religionsgesetz, sondern die naturgemäße Entwickelung volksthümlicher Anschauungen zu geistigen Begriffen und ethischen Zwecken.

Zu welcher Zeit dieser weise Religionsstifter Zoroaster seine Lehre verbreitet habe, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt. Die Ansicht, die ihn in die Mitte des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung setzt und ihn folglich zum Zeitgenossen des Kyros und Buddha macht, beruht hauptsächlich auf der schon im Alterthum gemachten, unrichtigen Annahme, daß der König Gustasp (Vistaçpa), den die heiligen Bücher als den Verbreiter des guten Gesetzes angeben, Hystaspes, der Vater des Darius sein müsse. Zoroaster gehört der vorhistorischen, mythischen Zeit der altiranischen Königsherrschaft an, die mit der Gründung des medo-persischen Reiches ihr Ende nahm, und da aus den Keilinschriften hervorgeht, daß um das Jahr 500 v. Chr. das heilige Gesetz schon über das ganze Perserreich verbreitet war, so muß der Stifter und Ordner desselben mindestens zwei Jahrhunderte früher gelebt haben. Das Avesta erwähnt keiner der großen Städte Mediens und Persiens, Pasargadä, Ekbatana, Persepolis; es bezeichnet alle iranischen Landschaften, ausgenommen Bactrien, Sogdiana und Margiana, als Wohnstätte der bösen Geister und die Mederstadt Rhagä als Sitz „des schlechten, übergroßen Zweifels"; lauter Anzeichen einer Abfassungszeit, die vor die Gründung Ekbatanas und des medo-persischen Reiches fallen muß. Aus diesen und andern Gründen glaubt Duncker folgern zu dürfen, „daß die Lehre Zarathustra's um das Jahr 800 v. Chr. im Osten Irans nicht nur bestand, sondern diesen auch beherrschte und bereits Kraft genug besaß, um von hier aus nach dem Westen vorzudringen, die nahe verwandten Stämme der Meder und Perser zu gewinnen". — Wie von den indischen Weisen wird auch von Zoroaster berichtet, er habe in den Bergen Arias zehn Jahre in der Einsamkeit zugebracht und über die Religion nachgedacht; bei seinen Wanderungen zur Verbreitung seiner Lehre habe er allenthalben Feueraltäre errichtet und in der Nähe des kaspischen Meeres eine heilige Cypresse gepflanzt und in die Rinde die Annahme des Gesetzes durch Gustasp eingeschnitten. Diese Cypresse wurde

Zoroaster's Lebenszeit.

bis in die muhammedanische Zeit von seinen Anhängern für heilig gehalten und durch zahlreiche Wallfahrten geehrt.

Das Avesta. Von den einundzwanzig Büchern, welche die Tradition der Parsen und die Berichte der Alten dem Zoroaster zuschreiben, haben wir in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch die aufopfernde Thätigkeit eines französischen Gelehrten (Anquetil du Perron) zwei erhalten, den Vendidad und Yaçna, die, wenn auch von der Kritik lange und vielfach angezweifelt, doch in der Uebereinstimmung mit den Nachrichten des griechischen und römischen Alterthums über Zoroaster's Lehre die sicherste Gewährschaft ihrer Echtheit an sich tragen. Diese Echtheit ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob die Bücher in ihrer dermaligen Gestalt von Zoroaster selbst herrührten; die genaue Bestimmung des Rituals und der liturgischen Vorschriften für die verschiedenen Feste und für alle Tages- und Jahreszeiten; die über alle Verhältnisse des Lebens sich verbreitende Pflichtenlehre; die casuistische Eintheilung der Sünden nach Arten und Klassen und die dafür festgesetzten Strafen, Reinigungen und Büßungen, welche an die Beichtordnungen der Buddhisten erinnern; der streng geregelte Cultus mit vorgeschriebenen Gebeten, Ceremonien, Litaneien und einer die gottesdienstliche Handlung verrichtenden und leitenden Priesterschaft; die Häufung von Gebeten und Anrufungen ohne Inbrunst, ohne Schwung und Poesie; die „abgeblaßten" und unklaren Göttergestalten, die von der lebendigen Mythologie jugendlicher Völker weit entfernt sind und oft in Allegorien und Personificationen moralischer Eigenschaften übergehen; diese und andere Kennzeichen eines priesterlich ausgebildeten Religionssystems, wie sie im Avesta auf jeder Seite zum Vorschein kommen, geben den sichern Beweis, daß die heiligen Bücher der Parsen in ihrer gegenwärtigen nüchternen und trockenen Gestalt weder das Werk eines begeisterten Weisen und Sehers, noch das Product einer naiven Volksreligion sein können, daß sie vielmehr in längern Zeiträumen durch die Thätigkeit einer zahlreichen Priesterschaft zusammengestellt und geordnet worden, nachdem das lebendige Wort des Meisters längst verstummt war. Daß aber der Kern der Lehre, sowohl in Betreff der religiösen Vorstellungen als der Gesetze und Sittengebote, von Zoroaster herrührt und die Grundlage der altparsischen Licht- und Feuerreligion bildete, ist nicht zu bezweifeln. Wir besitzen also in den erhaltenen Schriften des Avesta ein dem Wesen nach aus uralten Satzungen und Traditionen bestehendes aber durch die Hände der Priester im Sinne und nach den Bedürfnissen der spätern Zeit umgestaltetes Gesetzbuch, das, gleich den indischen Gesetzen des Manu, nicht nur das religiöse Leben und die Cultushandlungen aufs Genaueste regelte, das sich auch über das ganze irdische Dasein, über alle Verhältnisse eines ausgebildeten Culturlebens, über Staat und Familie verbreitete und Jahrhunderte lang in Ansehen und Geltung stand.

Die iranische Priesterschaft. So niedrig auch der Bildungsstand des Volkes nach dem Avesta erscheint,

ein **Priesterstand** muß bei der Abfassung desselben schon vorhanden gewesen sein, und die Art, wie in den heiligen Büchern der Athrava Erwähnung geschieht, läßt schließen, daß derselbe bereits eine hohe Ausbildung und wichtige Stellung erlangt hatte, aber auch, daß er nicht frei von einzelnen Entartungen war. Eine Religion, welche die Beschwörung böser Geister durch Formeln und Gebete, welche Reinigungen und Bußen, gottesdienstliche Handlungen und Ceremonien als Pflicht auflegt und folglich gewisse Kenntnisse und Erfahrungen voraussetzt, bedarf zur Vollziehung dieser religiösen Obliegenheiten sachkundiger Priester, die daraus ihren Lebensberuf machen, und da die erforderlichen Kenntnisse und Uebungen nur von ihnen durch Unterweisung und Belehrung mitgetheilt und fortgepflanzt werden können, so ist die Ausbildung eines vom übrigen Volke geschiedenen Priesterstandes mit bestimmten Rechten und Pflichten und die Gründung von Schulen für den Unterricht junger Geistlichen von selbst geboten. Daß ein solcher Priesterstand, Athrava genannt, schon in sehr früher Zeit bei den ostiranischen Völkerschaften bestanden habe, daß in einzelnen hervorragenden Priestergeschlechtern die Sitte herrschend gewesen, die religiöse Wissenschaft und die Erfahrung in den gottesdienstlichen Verrichtungen auf die Söhne zu vererben oder auf Schüler zu übertragen, daß diese Priesterschaft sich durch äußere Abzeichen kenntlich gemacht und ihre Weisheit als Sondergut des Standes betrachtet und nur den Eingeweihten mitgetheilt habe, geht aus vielen Andeutungen hervor, wenn die Athrava auch nicht die bevorzugte erbliche Stellung der indischen Brahmanen einnahmen und nicht in der Zahl und dem Glanze der medopersischen **Magier** auftreten konnten. Die ostiranische Priesterschaft erscheint im Avesta schon als eine gegliederte Hierarchie mit Vorstehern und Klassen, nach den verschiedenen Verrichtungen beim Cultus. Die Einen vollzogen die Opfer, die Andern leiteten die Reinigungen, eine dritte Klasse befaßte sich mit den liturgischen Obliegenheiten u. s. w. Sie trugen eine Opferschaale, einen Schlangenstecken, um die unreinen Thiere zu tödten und ein den untern Theil des Gesichts verhüllendes Tuch, **Paitidana** genannt, wodurch der unreine Athem von dem heiligen Feuer abgehalten werden sollte. Nicht genauer, als über die politische und sociale Stellung der Athrava Ostirans, sind wir über die der Priester des Westens unterrichtet. Hier heißen sie Magusch, die Magier. Sie werden zuerst erwähnt in den Felsinschriften des Darius. Bei den Medern bildeten sie einen eigenen Stand. Aber es wird wohl nicht zu bezweifeln sein, daß auch von Anfang an Perser diesem Stande angehörten. Unter den Achämeniden nehmen sie einen sehr hohen Rang ein, die wichtigsten Anliegen des Volkes sind ihnen anvertraut. Sie besaßen nicht blos das ausschließliche Recht, die Opfer zu leiten, die Cultushandlungen zu verrichten und die Lobgesänge anzustimmen; sie befanden sich auch in der Nähe des Königs, erklärten auffallende Naturerscheinungen, deuteten seine Träume, wirkten durch ihren Rath auf seine Entschließungen ein, bestimmten die königlichen Grab-

Die Athrava.

Die Magier.

stätten u. dgl. Nur die persönlichen Vorrechte der Brahmanen besaßen weder die Athrava noch die Magier; schon der Umstand, daß in Iran keine Kasteneinrichtung bestand und kein bevorzugter Menschenstamm über eine rechtlose, unterdrückte Bevölkerung herrschte, verhinderte die höhere Rangstellung und die aristokratische Absonderung. Ihr Einfluß war moralischer Natur; „sie vermochten nur durch das Gewicht der Religion auf Herz und Gewissen des Königs zu wirken; ihre Stellung stützte sich nicht auf hierarchische Institutionen". Die Herausbildung von Priestergeschlechtern und Priesterschulen dagegen, wo die alten Beschörungsformeln und Gebete, die Reinigungsvorschriften und Religionsgebote sich fortpflanzten, wo die überlieferten Satzungen durch theologische Studien erläutert, ausgelegt, auch mitunter den veränderten Verhältnissen entsprechend umgestaltet wurden, wo das Verständniß der heiligen Bücher als Geheimlehre sich forterhielt, während im Volksbewußtsein die alte Sprache und die alte Kunde bereits verschwunden war, dies hatten die Athrava und die Magier mit der indischen wie mit jeder andern Priesterschaft gemein. In diesen priesterlichen Kreisen und Schulen wurde ohne Zweifel die Lehre Zoroasters allmählich zu dem Gesetzesdienst, zu dem System äußerlicher Religionshandlungen, zu dem rituellen Formalismus, zu den casuistischen Sündenreinigungen und Büßungsmaximen und zu der ceremonienreichen Lippenandacht ausgebildet, wie sie im Vendidad sich kund gibt. Bei den erschütternden Wechselfällen, denen das iranische Reich und Religionswesen ausgesetzt war, muß für die einzelnen Gesetze und liturgischen Vorschriften ein sehr verschiedenes Zeitalter angenommen werden; manche mögen auf Zoroaster hinaufreichen, manche erst aus der Zeit der Sassaniden stammen.

Inhalt des Avesta.

Nach einer alten persischen Tradition bestand das Avesta aus so vielen Büchern, als das heilige Gebet yatha ahu vairyo Worte hat, nämlich aus 21, die alle dem Zoroaster zugeschrieben wurden. Von diesen 21 Büchern, Naçka genannt, enthielten nach den noch vorhandenen Inhaltsanzeigen zwei (das 1. und 15.) Gebete und Lobgesänge zum Gebrauche des Gottesdienstes; eine bedeutende Zahl, etwa sechs (das 2. 3. 4. 13. 16. und 21.), beschäftigte sich, wie es scheint, mit der Pflichtenlehre; vier (das 5. 10. 12. und 20.) enthielten die eigentliche Glaubenslehre; eine eben so große Zahl (das 8. 9. 17. und 19.) betraf die Gesetzgebung, Staatsverfassung und Rechtslehre; eines (das 7.) das Ceremonial- und Ritualgesetz; eines (das 6.) Astronomie und Astrologie; eines (das 14.) die Medicin; eines (das 18.) die Lehre von den Amuleten; eines (das 11.) enthielt die Geschichte Zoroasters und der Einführung seines Gesetzes durch Hystaspes (Gustasp). Der 12. Naçka scheint, nach Röth, „ein Inbegriff der ganzen zoroastrischen Lehre gewesen zu sein und in einem Abriß eine Schilderung des Weltganzen und der aus dessen Zustande für den reinen Gottesverehrer herfließenden Pflichten enthalten zu haben: eine Theologie und Kosmographie, Dogmatik, Moral und Staatslehre zu gleicher Zeit". Dieser Inhaltsangabe zufolge umfaßten also die Zendbücher den gesammten Kreis des Wissens, so weit er sich bei dem iranischen Volksstamme entwickelt hatte. Nach einer Angabe des Hermippus hätten die zoroastrischen Schriften zwanzigmal hunderttausend Zeilen ausgemacht, also ungefähr das Vierfache der aristotelischen Schriften.

Ueber die Schicksale des zoroastrischen Glaubens gibt es folgende Traditionen: Der Dinkart, eine angeblich aus der Sassanidenzeit stammende Schrift der Parsen, berichtet, König Vistaçpa habe befohlen, alle Bücher, welche in der Sprache der Magier geschrieben seien, zu sammeln, damit der Glaube der Verehrer Auramazda's eine Stütze habe. Das Arda Viraf Nameh, welches ebenfalls noch unter der Herrschaft der Sassaniden geschrieben sein soll, behauptet, daß die Religion, welche der fromme Zarathustra empfangen, dreihundert Jahre hindurch in Reinheit bestanden habe. Danach aber habe der Böse den Iskander Rumi (Alexander von Macedonien) erregt, daß er Iran mit Krieg und Verwüstung überzog und den Herrscher von Iran erschlug. Das Avesta, welches, auf Kuhhäute mit goldner Tinte geschrieben, zu Persepolis aufbewahrt wurde, habe er verbrannt, manche von den Priestern und den Richtern, die Stützen des Glaubens habe er getödtet und Haß und Streit und Verwirrung unter das Volk von Iran gebracht. Sie hatten nun keinen Herrn, keinen Leiter und Oberpriester, der die Religion kannte; sie waren voll von Zweifeln und hatten verschiedene Weisen von Glauben und Religion mancher Art, und verschiedene Gesetze waren in der Welt bis zu der Zeit, da der heilige Aderbat Mahresfant geboren ward, auf dessen Brust geschmolzenes Metall gegossen wurde. Ferner berichtet der Dinkart von einer Sammlung der Bruchstücke des Avesta bereits unter den parthischen Arsaciden; König Artakschatr (Ardeschir) habe den Herbad Tosar mit den heiligen Schriften, welche zerstreut waren, in seine Residenz entboten. Sie erlangten durch königlichen Befehl kanonische Autorität. Sein Sohn Schahpur I. (238—269 n. Chr.) habe geboten, was von medicinischen, astronomischen und andren Schriften in Hindostan, Rum und andren Ländern zerstreut sei, zusammenzubringen und wieder mit dem Avesta zu vereinigen. Endlich unter Schahpur II. (308—380) soll Aderbat die Aussprüche Zarathustra's gereinigt und die Nosks (Capitel) der heiligen Schriften gezählt haben. Die Schicksale der heiligen Bücher der Parsen.

Aus dieser Sage geht also hervor, 1) daß Zoroaster das heilige Gesetz unter König Gustasp (Vistaçpa) gegeben habe. Darunter verstand man früher allgemein den Hystaspes, des Darius Vater, und setzte, wie gesagt, die Lebenszeit des Religionsstifters in die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., eine Angabe, die auch noch durch andere Zeugnisse unterstützt zu werden schien und wonach also Zoroaster ein Zeitgenosse Buddha's gewesen; und Röth will im Buddhismus zoroastrische Lehren erkennen. Dagegen sind neuere Forscher (Spiegel u. A.) der Ansicht, in dem Vistaçpa des Avesta sei nicht der Vater des Darius, sondern ein früherer bactrischer König zu verstehen, und zwar derselbe, mit dem der erste Sagenkreis, wie er in den ältesten Theilen des Schahname von Firdusi vorliegt, abschließe, so daß sowohl dieser Vistaçpa als Zoroaster in die vorhistorische Zeit zu setzen seien. Daraus gehe aber keineswegs hervor, daß auch die Schriften selbst einem so frühen Alter angehörten, vielmehr seien dieselben erst allmählich, die einen früher, die andern später, unter den Händen der Priester veranstaltet und gesammelt worden. Zoroaster und Hystaspes.

2) Die heiligen Schriften der Parsen seien durch Alexander verbrannt, die Gläubigen unterdrückt und die Religion erniedrigt worden. Nach andern Erzählungen habe Alexander die Bücher über Medicin und Astronomie in griechischer Schrift abschreiben und die übrigen Bücher verbrennen lassen. Später seien sie dann wieder aus dem Gedächtniß hergestellt worden (wie die chinesischen Kings). Diese Sage hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich, einmal weil sie ganz und gar der Politik Alexander's widerspricht, welcher die Morgenländer nicht zu verletzen, sondern zu gewinnen trachtete, und dann, weil aus den Berichten der griechischen und römischen Schriftsteller deutlich hervorgeht, daß die heiligen Bücher der Perser unter den Seleuciden und Parthern vorhanden waren. Aber die sturmvollen Kriegsjahre, die von den Tagen Alexander's über Iran hereinbrachen und viele Jahrhunderte hindurch Die macedonische Zeit.

alle bestehenden Verhältnisse aus den Fugen rückten, und noch mehr der Einfluß der hellenischen Bildung, der sich durch die neugegründeten Städte über alle Landschaften verbreitete und die altiranische Cultur bewältigte, scheinen dem Religionswesen und den heiligen Büchern der Parsen einen tödtlichen Stoß versetzt und den Verlust einzelner Schriften herbeigeführt zu haben. Diese Verdrängung der zoroastrischen Lehre durch die überlegene hellenische Cultur und der dadurch bewirkte Untergang der heiligen in einer nicht mehr verständlichen Sprache verfaßten Bücher mag zu der Sage von einer Vernichtung derselben durch Alexander Veranlassung gegeben haben.

Die Sassanidenherrschaft. 3) Daß unter Ardeschir und Schahpur das alte Gesetz der Parsen wieder aufgerichtet und zur Geltung erhoben worden sei. Diese Angabe findet ihre Bestätigung in der Geschichte. Die Sassaniden gründeten ihre Herrschaft auf die Restauration der altnationalen Religion und Lebensformen; in der Wiederherstellung der altpersischen Gesetze, Einrichtungen und Religionssatzungen suchten sie eine Stütze in ihrem Kampfe gegen die griechisch-römische Welt, in welcher auch Iran gänzlich aufzugehen in Gefahr stand. Nicht nur daß sie wieder die altpersischen Königs- und Götternamen sich beilegten und im Heerwesen die früheren Einrichtungen wieder ins Leben riefen, sie veranstalteten auch eine große Versammlung von Magiern, ließen die heiligen Schriften, so viele sich noch auffinden ließen, wieder sammeln und organisirten eine Priesterhierarchie durch Einsetzung eines Großmagiers. Und da die alte Zendsprache dem Volke und den meisten Priestern nicht mehr verständlich war, so veranstalteten sie eine Uebersetzung der heil. Bücher in die damalige Volkssprache von West-Iran, in das Pehlvi, Huzvaresch genannt, in dieselbe Sprache, welche auch die Inschriften und die Münzen aus der ersten Sassanidenzeit tragen. Mit dieser Huzvaresch-Uebersetzung, die bald kanonisches Ansehen erhielt, entstand auch die Eintheilung in Capitel und Verse und eine Menge theologisch-philologischer Commentare. Daß die in der Sage der Parsen hochgepriesenen Schriftgelehrten Arda Viraf und Aderbat Mahresfant an dieser Wiederherstellung und Uebersetzung der heiligen Schriften großen Antheil gehabt haben mögen, ist keineswegs unwahrscheinlich. Unter den Händen dieser Uebersetzer scheinen sich jedoch allerlei Aenderungen eingeschlichen zu haben, theils weil der alte Text ihnen hie und da unverständlich war, theils weil das Gesetz für die veränderten Verhältnisse nicht mehr ausreichte und daher durch Interpretation und Zusätze ergänzt werden mußte. Aus den theologischen Untersuchungen dieser Zeit ging der Bundehesch in der Pehlvisprache hervor, eine bei den Parsen in großem Ansehen stehende Schrift, die Untersuchungen über Kosmogonie und andere zoroastrische Glaubenslehren enthält.

Herrscher und Volk hielten an dem neuhergestellten Gesetze, dessen Blüthezeit in die Regierungsjahre der ersten Sassaniden fällt, mit großer Strenge fest. Die Christen, die nicht zum Feuerdienst übertraten, wurden blutig verfolgt, und auch die Juden, obwohl sie sich im Ganzen größerer Toleranz erfreuten, wurden in der Ausübung ihrer Gesetze und Religionsgebräuche vielfach gestört und gehindert. Mani, der den Versuch machte, die Lehren Christi und Zoroaster's zu vereinigen, fand ein martervolles Ende. Die Kriege der Sassaniden mit den Oströmern verschlimmerten die Lage der Christen in Persien, weil man eine Hinneigung zu ihren römischen Glaubensgenossen in ihnen vermuthete; deshalb begünstigte man auch später die Nestorianer und andere von der orthodoxen Kirche der Byzantiner ausgestoßene Häretiker.

Die Parsen unter den Muhammedanern. Die Herrschaft der Sassaniden ging mit Jezdegerd unter und der Islam breitete sich über Persien aus. Aber es dauerte noch ein halbes Jahrtausend, bis die Feueraltäre gänzlich schwanden; ja so nachdrücklich widerstand die persische Religion der Gewalt der Muhammedaner, daß noch im 10. Jahrhundert Aufstände stattfanden in der Absicht, den Thron der Sassaniden wieder aufzurichten und die persische Religion zur Staatsreligion zu erheben; und als endlich das alte Gesetz erlag, wurden persische Priester und Gelehrte die Lehrmeister

ihrer Sieger in allen Wissenschaften und übten einen großen Einfluß auf die islamitische Bildung und Lebensanschauungen. Eine kleine Parsengemeinde hielt sich noch einige Zeit in den Bergen, bis die Verfolgung sie erreichte; dann wanderte sie nach Indien aus, wo sie nach vielen Schicksalen in der Halbinsel Guzurate eine bleibende Wohnstätte fand und bis zur Stunde fortbesteht, treu dem alten Glauben Zoroaster's und den Vorschriften und Gebräuchen des Avesta. Hier wurde im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Vendidad und andere Theile des Avesta nach der aus Persien überbrachten Huzvaresch- oder Pehlviübersetzung in das Sanskrit und in die indische Volkssprache übertragen. Einzelne Manuscripte dieser Uebersetzungen wurden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Oxford gebracht, blieben aber unverstanden und unübersetzt daselbst liegen. Da sah im Jahre 1754 ein junger Franzose, **Anquetil du Perron**, zufällig einige durchgezeichnete Blätter einer dieser persischen Handschriften und faßte sogleich den Entschluß, diese zu erforschen und der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Da die ihm in Aussicht gestellte Unterstützung der Regierung zu lange ausblieb und ihm eigenes Vermögen mangelte, so ließ er sich als gemeiner Soldat bei der indischen Compagnie in Frankreich anwerben, um auf diese Weise nach Indien zu gelangen. Er überwand alle Schwierigkeiten, die sich ihm hier in reichem Maaße entgegenstellten, und da ihn die Regierung nachträglich in seinem Unternehmen unterstützte, so fand er Mittel und Wege, nicht blos die Sprache von einem gelehrten Parsenpriester zu erlernen und mit dessen Hülfe die noch erhaltenen Schriften des Avesta ins Französische zu übersetzen, sondern er erwarb auch eine große Anzahl von Handschriften. Als im Jahre 1771 das ganze Werk in zwei Quartbänden herausgegeben wurde, erregte es bei den Einen begeistertes Interesse, bei den Andern Mißtrauen und Widerspruch. Es entstand ein heftiger Streit über die Echtheit und Unechtheit, wobei auf beiden Seiten wenig gesunde Kritik angewendet wurde. Daß das Werk nicht von Zoroaster selbst herrühre, sondern erst nach und nach unter den Händen der Priester entstanden sei, darüber ist man jetzt eben so einig, wie man die feste Ueberzeugung hat, daß in den geretteten Schriften die echten Religionssatzungen der Parsen enthalten seien. Schon die Uebereinstimmung der Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller mit den nunmehr erschlossenen Bruchstücken zeugt für die Echtheit. Das von Anquetil herausgegebene Werk enthält aber von den einundzwanzig Büchern des Zoroaster nur das zwanzigste, den **Vendidad** (Vidaevodata, d. i. gegeben gegen die Daeva), einen Abriß des iranischen Glaubens- und Mythenkreises, welches seine Rettung wohl vorzugsweise den in ihm auseinander gesetzten Reinigungsvorschriften verdankt, sodann das **Yaçna**, eine Sammlung von Gebeten, Anrufungen und Lobgesängen auf die Götter, welche vielleicht dem ersten und fünfzehnten Buche angehört haben und durch ihren Gebrauch beim Gottesdienst erhalten worden sind, und endlich eine kleinere Gebetsammlung, **Vispered** genannt, nebst einigen Stücken liturgischen Inhalts. Außerdem den obenerwähnten **Bundehesch**. Sie sind durchgängig in Prosa geschrieben und, wenige erhabene und poetische Wendungen abgerechnet, dürr und prosaisch. Der Vendidad, so wie ein Theil der liturgischen Stücke ist in dialogischer Form abgefaßt; Zarathustra fragt den Auramazda, was in bestimmten Fällen gegen die bösen Geister, bei dieser oder jener Versündigung oder Verunreinigung zu thun sei. Die Antwort des Gottes ist immer sehr genau und bestimmt sogar die Zahl der Schläge, die der Sünder mit der Pferdepeitsche oder mit dem Stab empfangen soll.

Anquetil du Perron.

Das Vendidad und Yaçna.

2) Zoroaster's Religionssystem.

Die volksthümliche Naturreligion der alten Iranier mit ihrer dualistischen Grundrichtung wurde von Zoroaster mittelst einer durchgreifenden Reformation des alten Glaubens veredelt und einer höheren ethischen Idee untergeordnet.

Er schied das Weltall und alles Geschaffene in zwei Reiche, in die reine Lichtwelt, welche der Götterfürst Ormuzd (Auramazda) beherrscht und der alles Gute, Reine und Heilige angehört, und in die Welt der Finsterniß, welche der „Arggesinnte“, Ahriman (Angromainju) lenkt, und der alles Verderbliche, Lasterhafte und Unheilige beiwohnt. Jeder hat Heerschaaren ähnlicher nach Rangstufen getheilter Geister unter sich, Ormuzd die sechs Amschaspands (Amesha-çpenta) nebst den Fervers (Fravashi) und Izeds (Yazata), die den Erzengeln und Engeln der jüdisch-christlichen Mythologie entsprechen, und Ahriman die Dews (Daeva und Drudscha) ebenfalls in Klassen und Ordnungen geschaart. Beide Grundprinzipien waren von Anbeginn an vorhanden; aber Ormuzd war der mächtigere; er erschuf die Welt, ungestört von dem feindlichen Widersacher, durch das heilige Schöpferwort (Honover), ein Lichtreich, worin nur Gutes und Reines sich befand; als er sich aber in seinen himmlischen Wohnsitz zurückgezogen, durchdrang Ahriman in Schlangengestalt die geschaffene Welt und füllte sie mit feindseligen Geistern, mit unreinen und schädlichen Thieren, mit Lastern und Sünden. War Dualismus in der Natur. Ormuzd der Schöpfer des Lichts, des Tages und des Lebens, so ward Ahriman der Urheber der Finsterniß, der Nacht und des Todes; schuf Ormuzd den Stier, den Hund und den Hahn, so erzeugte Ahriman die Raubthiere, die Schlangen, die schädlichen Insekten; wenn Ormuzd durch die wärmende Sonne und den befruchtenden Regen die Saatfelder und Weideplätze gedeihen und die Fruchtbäume emporwachsen läßt, so sendet Ahriman die Stürme, den Winterfrost und die versengende Gluth der Wüste; wenn Ormuzd durch seine Fervers die Menschen auf dem Pfad der Tugend, Wahrhaftigkeit und Sittenreinheit zu halten sucht, so lauert Ahriman mit den Daevas die Gelegenheit ab, in unbewachten Stunden Wohnung zu nehmen in den Herzen der Menschen und sie auf den Weg des Lasters, der Lüge und der Unreinheit zu führen. So besteht ein ewiger Kampf, ein unaufhörliches Ringen zwischen den beiden Mächten um die Herrschaft über die Erde und das Menschengeschlecht. Aber am Ende der Tage siegt das gute Prinzip, das Lichtreich erfüllt die Welt und es tritt ein Zustand ewiger Glückseligkeit ein. Dann erhalten die Ormuzddiener, deren Seelen nach dem Tode bei der Prüfung auf der Brücke Tschinvat ohne Flecken gefunden werden, einen verklärten lichten Leib, der keinen Schatten wirft und genießen am Throne der Lichtgottheit eines ewigen Glücks in himmlischer Herrlichkeit. Darum ist es Pflicht des Ormuzddieners, während seines Erdenwallens den bösen Geistern mit allen Kräften entgegenzutreten; er sucht sie nicht zu versöhnen oder ihren Zorn zu brechen durch Opfer und Demüthigung, er bekämpft sie in der Natur durch Vernichtung der schädlichen Thiere und durch fleißigen Anbau nützlicher Früchte und Bäume, und in der eigenen Brust durch Beobachtung des heiligen Gesetzes mit Feuerdienst und Gebet, mit frommen Worten und guten Handlungen. Ihre Opfer auf reinen Berg-

höhen oder an klaren Gewässern ohne Tempel, Bildsäulen und Altäre wurden nur den Lichtgöttern dargebracht; man ließ reine, von wohlriechendem Holze genährte Feuer emporlodern und spendete den Haomatrank unter Lobliedern und Gebeten; man schlachtete hie und da Stiere und Rosse dem Sonnengott, und selbst die Menschenopfer, die in späterer Zeit erwähnt werden, waren nicht Sühnopfer für die bösen Mächte, sondern sollten die Gunst Auramazda's erwirken. — Die Kunde von dieser dualistischen Religionslehre mit der Unterordnung und schließlichen Niederlage des bösen Prinzips war auch zu den Griechen gedrungen. In Plutarch's Schrift über die Isis heißt es: „Einige meinen, es gebe zwei einander entgegenwirkende Götter, der eine sei der Schöpfer des Guten, der andere der des Bösen. Andere jedoch nennen den besseren den Gott, den andern aber den Dämon, wie Zoroaster der Magier; er nennt jenen Oromazes, diesen Areimanios und erklärt, daß Oromazes unter den wahrnehmbaren Dingen am meisten dem Lichte gleiche, Areimanios aber dem Dunkel und der Unwissenheit; dieser aber unterliegt zuletzt."

Wir sehen also in Zoroaster's Lehre eine Entwickelung von Natur- und Lichtdienst zu einer geistigen Religion mit sittlichen Tendenzen. Die Verehrung der Sonne und der hellen Gestirne, von denen das belebende und erfreuende Licht auf die Erde fließt, ohne welches die Welt den im Dunkeln hausenden feindlichen Mächten anheimfallen würde, und der Dienst des Feuers, des irdischen Abglanzes der himmlischen Lebenskraft, erhielt eine symbolische Beziehung und ethische Richtung. Die Erde und die Luft wurden mit zahllosen Geisterschaaren bevölkert, die aber, da sie nur allegorische Begriffe von physischen, kosmischen oder moralischen Kräften ohne lebensvolle Gestalt und geschichtliches Handeln waren, keine Mythologie begründeten, zu keiner Kunstbildung anregten, für keine Dichtung den Stoff und Lebenskeim in sich trugen. Die Fervers sind die beseelenden und Leben schützenden Genien. „Der Fravashi," sagt Spiegel, „gehört zu den unvergänglichen, nicht vernichtbaren Theilen der Seele, er muß das Schicksal derselben theilen bis zu ihrer endlichen Erlösung durch das jüngste Gericht. Der Fravashi hat aber schon vorher seine Existenz gehabt, seitdem die Geisterwelt geschaffen wurde und ist unsterblich, wie jede geistige Schöpfung des guten Geistes. Das Herabsteigen der Fravashis in die Körperwelt ist nur eine vorübergehende und zwar ist sie ein Akt freiwilliger Aufopferung, eine Aufgabe, der sie sich im Interesse des allgemeinen Schöpfungsplanes unterzogen haben. Neben den jetzt auf der Welt verweilenden Fravashis gibt es noch eine weit größere Zahl, die noch im Himmel verweilen und erst in künftiger Zeit in diese Welt herabsteigen werden, andere sind als die Seelen frommer Menschen aus ihrer irdischen Laufbahn bereits dahin zurückgekehrt. Unter den Fravashis verehrte man die Vorfahren der eigenen Familie und des Stammes. Es ist hier Manen- und Heroencult gemischt worden. Ihre Thätigkeit ist aber nicht allein auf das materielle Wohl der Menschen gerichtet; sie haben auch die Aufsicht über die Zeit vom Aufgehen der Gestirne bis Mitternacht. Den verschiedenen Wächtersternen, die an den vier Enden der Welt aufgestellt sind, werden Schaaren von Fravashis beigegeben, die ihnen bei ihrem Geschäfte hülfreiche Hand leisten. Ihr Hauptfest halten sie an den Schalttagen, welche dem Jahr am Ende zugesetzt werden. Um diese Zeit steigen sie auf die Erde herab und verweilen zehn Nächte auf derselben; sie erwarten mit passenden Opfern von Fleisch und Kleidern verehrt zu werden."

Geisterschaaren.

Sittliche Tendenz. Der Kampf, den diese himmlischen Lichtmächte mit den Daevas führen, hat hauptsächlich die Herrschaft über das Menschengeschlecht zum Zweck. Frei in der Wahl ihrer Handlungen, aber schwach und unfähig von Natur das Gute zu erkennen und zu thun, würden die Menschen leicht die Beute der feindlichen Wesen werden, wenn ihnen nicht Ormuzd durch Zoroaster sein Lichtgesetz offenbaret und ihnen darin den Weg zur Seligkeit gezeigt hätte. Durch genaue Beobachtung des „guten Gesetzes" ist der Mensch im Stande, allen Nachstellungen der Daevas zu entgehen und zu seinem ewigen Heil zu gelangen. Lag in dieser Anschauung ein kräftiger Sporn zu praktischem sittlichen Thun, zu guten Handlungen, so war sie zugleich für die Priester eine lockende Gelegenheit, das zoroastrische Gesetzbuch mit einer Menge von Vorschriften und Satzungen zu bereichern, die das Leben der Parsen unter ein Gesetzesjoch beugten, das dem indischen an Strenge nichts nachgab und geeignet war, das Volk den Geboten der Priester fügsam zu machen. Wenn Zoroaster als sicherstes Schutzmittel gegen die Daevas Reinheit in Gedanken, Worten und Werken aufstellte, ein arbeitsames Leben, Vermeidung der Laster besonders der Falschheit und Lüge, fromme Gesinnung und tugendhaftes Handeln zur Pflicht machte und im Falle einer Versündigung Reue und Buße empfahl, so gaben die Priester dem Begriffe der Reinheit eine ganz äußerliche Bedeutung und erfanden eine Masse von Vorschriften, Ceremonien und Gebräuchen, durch welche diese Reinheit bewahrt, oder, falls man sie aus irgend einem Versehen eingebüßt, wieder hergestellt werden könnte. Durch diese aufs Genaueste und Umständlichste angegebenen Reinigungsvorschriften, Opfer, Gebete und liturgische Gebräuche machten sie die Lichtreligion zu einem knechtischen Gesetzesdienst und zu einem peinlichen Formalismus und entstellten die zoroastrische Ethik, welche den Menschen zum fleißigen Anbau der Erde und zugleich zur Pflege und Ausbildung der sittlichen Kräfte zu führen, mithin zum thatkräftigen Handeln nach Außen und zur Veredlung seines Innern anzuspornen bemüht war, zu einem casuistischen System von Buß- und Reinigungsgesetzen für die verschiedenen Arten von Sünden und Vergehen, namentlich für Befleckungen durch Berührung unreiner Dinge. Zu diesen unreinen Dingen gehörte besonders alles Todte; denn Ormuzd war der Urheber des Lebens, daher enthält das Gesetzbuch die genauesten Verhaltungsregeln und Reinigungsgesetze über Sterbfälle und Bestattung der Leichen, die weder beerdigt noch verbrannt, sondern auf eigens zubereiteten und von den Lebenden sorgfältig gemiedenen Todtenstätten den Hunden und Vögeln zur Speise übergeben wurden.

Reinigungsgesetze.

Spätere Elemente. Diese Umwandlung, Erweiterung und Ausbildung erfuhr die Lehre des Avesta erst in Westiran unter den Händen der Magier, als der iranische Licht- und Feuerdienst durch die Berührung mit der semitischen und griechischen Welt Westasiens manche fremde Bestandtheile und Lehren in sich aufnahm. Nicht nur, daß der Cultus und die Opfer feierlicher und wichtiger wurden, daß

man nach dem Vorbilde der andern Völker da und dort Tempel und Altäre errichtete und Bildnisse der Götter, wenn auch anfangs nur als symbolische Zeichen aufstellte, daß die Priester höheres Ansehen erlangten, und manche Gebräuche und rituelle Verrichtungen sich den veränderten Verhältnissen anbequemen mußten; der Verkehr mit den geistig und wissenschaftlich viel höher stehenden Babyloniern und Griechen verschaffte auch neuen Vorstellungen und speculativen Grundlehren einen Eingang in das zoroastrische Religionssystem. Nun wurden die dualistischen Prinzipien einem einheitlichen Grundbegriff, dem Zervana akarana, d. i. der unendlichen Zeit und dem unbegrenzten Raume untergeordnet und als erstgeschaffene Wesen dieser „unerschaffenen Unendlichkeit" dargestellt; eine Vorstellung, in welcher Spiegel eine Uebertragung des babylonischen Bel „des Alten" in der Bedeutung einer über das Weltall waltenden Schicksalsgottheit erkennen will. Nun fand der Glaube Eingang, daß die zwölf Sternbilder des Thierkreises als gute Götter den Menschen Glück und Wohlfahrt brächten, während Angromainju durch die sieben Planeten das Böse in der Welt verbreiten lasse, und mit diesem Glauben zugleich der jedem Sterncultus beiwohnende astrologische Aberglaube. Nun wurde die etwas vage Lehre Zoroaster's von dem dereinstigen Sieg des Lichtreiches über das Dunkle und Böse, und von den letzten Dingen genauer dahin bestimmt, daß am Ende der Tage ein Siegesheld, Sosiosch, erscheinen und Gericht halten werde über die vom Tode erweckte Menschheit. Dann würden die Gerechten gleich in den Himmel, zum Aufenthalt der Seligen emporsteigen und dort die Freuden des Paradieses genießen; die Ungerechten dagegen würden in einem Feuerstrom, der alles Unreine verzehre, geläutert, ehe sie Theil nehmen könnten an der ewigen Glückseligkeit im Lichtreiche, angethan mit einem verklärten Leibe und theilhaftig der Unsterblichkeit durch den Genuß des Saftes vom Lebensbaum. Dann werde Ein Hirte und Eine Heerde sein, die Seligen würden Loblieder singen dem heiligen Auramazda, und Ahriman selbst mit den Daevas gereinigt in das Lichtreich eingehen. Diese eschatologische Anschauung so wie die Lehre von dem zur Gottheit gewordenen heiligen Schöpfungswort, von der Schlangengestalt Ahrimans, von dem im Bundehesch erzählten Sündenfall der ersten Menschen (Meschia und Meschiane) haben so viele Aehnlichkeit mit jüdischen und christlichen Vorstellungen, daß eine Wechselbeziehung zwischen den beiden Ideenkreisen nicht zu verkennen ist. Wo aber die Geburtsstätte derselben sei, ob die Lehre über Sündenfall und Erlösung von Zoroaster herrühre, oder erst in der spätern Zeit durch den Verkehr mit den Völkern Westasiens in das iranische Glaubenssystem eingedrungen sei, darüber sind die Meinungen getheilt.

Nähere Ausführungen

In dem Religionssystem Zoroaster's werden wir also drei Bestandtheile zu unterscheiden haben: 1) Die alten Naturgötter, welche die Ostiranier mit ihren Stammgenossen am Indus gemein hatten; unter diesen nahmen, wie in Indien, die

Lichtgötter, vor allen die Sonne und das Feuer, die erste Stelle ein, aber der verschiedenen Natur des Landes und Klimas entsprechend, traten diesen frühe mächtige Geister der Finsterniß entgegen, deren Besiegung ihnen viel schwerer fiel als den indischen Naturgottheiten. 2) Die um die Oberhäupter der beiden Geisterreiche, um Ormuzd und Ahriman geschaarten Dämonen, meistens allegorische Begriffe ethischer Kräfte oder Naturgewalten. 3) Die Wechselbeziehung des Göttlichen und Menschlichen; das Verhältniß der creatürlichen Welt zu den höhern Mächten und die ethische Aufgabe des Menschengeschlechts.

Naturgötter. 1. Herodot berichtet von der Religion der Perser, daß sie den ganzen Himmelskreis Zeus (d. i. Ormuzd) nannten und ihm auf den höchsten Berggipfeln Opfer schlachteten, daß sie auch der Sonne, dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden opferten. Diese, auch von Xenophon, Aeschylus und andern griechischen Schriftstellern bestätigte Angabe gibt den sichern Beweis, daß der ursprüngliche ostiranische Naturdienst in der Blüthezeit des Perserreichs noch bestanden, ja im Cultus die erste Stelle eingenommen habe. Ormuzd. Unter Zeus versteht Herodot die höchste Lichtgottheit, den Auramazda (Ormuzd), den „Heiliggesinnten" (Cpenta-mainyus), den Schöpfer des Weltalls, den Geber alles Guten, der auf der heiligen Berghöhe auf einem goldenen Throne sitzt, gekleidet in ein strahlendes sternbesäetes Gewand, der durch sein heiliges schnellwirkendes Wort (Honover), das als Gott im Gebet angerufen stets eine heiligende und stärkende Kraft übt, und durch seine höchste Weisheit die Welt ins Dasein gerufen, jenen allmächtigen Gott, von dem es in einem alten Lobgesang heißt: „Wer schuf die Bahn der Sonne und der Sterne, wer gibt dem Monde Wachsthum und läßt ihn schwinden? Wer hält die Erde und die Wolken drüber, wer die Wasser auf den Fluren und die Bäume, wer lieh den Winden und den Strömen Schnelligkeit? Wer schuf die guten Lichter und die Finsternisse, wer schuf die gute Wärme und den Frost? Wer schuf das Morgenroth, den Abend und die Nacht? Wer schuf die Erde, die weite fluthenreiche, wer hält empor den Sohn dem Vater, wenn er scheidet, wenn nicht du, o Auramazda! Du selbst die Reinheit, heilig gepriesen vor Allen, o Allgeist, du der Lebendigen Urquell!" In sechs Schöpfungsepochen, meldet eine spätere Zendurkunde, habe er das Weltall geschaffen nach den sechs Jahreszeiten, in welche die Iranier das Jahr theilten, und zur Erinnerung daran seien schon in der Urzeit von Dschemschid die sechs großen Jahresfeste der Perser, die Gahanbars gestiftet worden. In der ersten Periode habe er den sternenbesäeten Himmel ins Dasein gerufen, in der zweiten das Wasser, in der dritten die Erde, in der vierten die Pflanzen, in der fünften die Thiere, in der sechsten den Menschen. In den persischen Keilinschriften wird er als höchster Gott angerufen, dessen Herrlichkeit leuchten möge auf Mithras. Land und Volk. — Nach seinem Ebenbilde schuf Ormuzd den Mithras, den reinen unbesiegbaren Sonnengott, den die Völker Irans vorzugsweise ehrten und feierten. Wenn er über dem Berge im Osten auf dem glänzenden mit vier schnellen weißen Pferden bespannten Wagen einherzieht und sich niedersetzt auf die schönen Gipfel mit den vergoldeten Spitzen, so entweicht die Finsterniß und die Winterkälte, der Acker gedeiht und die Heerden empfangen Nahrung und Fruchtbarkeit. „Die Sonne fährt aus mit Majestät," heißt es im Vendidad, „wie ein Siegesheld, vom Gipfel des furchtbaren Albordsch und leuchtet der Welt und herrscht über die Welt von diesem Gebirge aus, welches Ormuzd zu seinem Wohnsitz geschaffen." Da er mit Lichtstrahlen Alles durchdringt, Alles erkennt und weiß, so ist er der Gott der Wahrheit; darum stellten die Perser die Wahrhaftigkeit so hoch, Lug und Trug galt ihnen als Verdunkelung des reinen Sonnenlichtes, als Sünde gegen Mithras. Ein siegreicher Kämpfer gegen die Finsterniß, Kälte und Lüge, die Wirkungen der Daeva, führt Mithras die „ewige Keule". Er war der königliche Gott, dem das Roß geheiligt war, bei dem die Könige zu schwören pflegten, dem zu Ehren vor den Kriegsheeren ein leerer von sechs weißen Pferden gezogener Wagen einherfuhr, damit der Unüberwindliche ihn besteige und sein Volk zum

Sieg führe. Darum wurden geschmückte Wagen und Pferde aus den Nisäischen Gefilden bei den festlichen Umzügen einhergeführt, denn auch dem Ormuzd wurde ein Wagen, als Symbol der Führung und Lenkung des Weltalls, zugeschrieben. Aussätzige galten nach Herodot's Versicherung als Sünder gegen Mithras, dem vorzugsweise die Reinheit beiwohnte. Diese Eigenschaft theilte auch die weibliche Lichtgottheit, der Mond (Mah), und die hellleuchtenden Sterne, denen die Parsen gleichfalls Opfer und Gebete darbrachten auf den Berghöhen ihrer Heimath. Mond und Sterne, deren Bahnen „wasserreiche Wege in der Luft" genannt werden und unter denen besonders der „lichtreich strahlende Tistar" mit dem Stierkörper hervorgehoben wird, galten als die Regen bringenden und dadurch Fruchtbarkeit und Zeugung schaffenden Mächte. Auch die Luft und die schnellen Winde, die den Himmel reinigen, werden im Avesta als hülfreiche Geister der Höhe angerufen, und Wasser und Erde erscheinen als beseelte Wesen, welche den Menschen das Getreide und den Fruchtbaum wachsen lassen und den Kühen und Pferden grasreiche Weideplätze hervorbringen. Sowohl das Wasser der Wolke, das als befruchtender Regen niederfällt, als die labende Quelle und der befruchtende, Leben schaffende Strom wurden für heilig gehalten und gegen Verunreinigung und Entweihung geschützt. Nur zum Trinken und zum Begießen der Bäume und Pflanzen sollte es gebraucht werden; es war nicht erlaubt, sich im fließenden Wasser zu waschen oder zu baden, in dasselbe zu harnen oder zu speien; und damit die Bäche nicht von hindurchschreitenden Heerden oder Menschen verunreinigt würden, war dem Iranier die Pflicht auferlegt, Brücken und Stege darüber zu bauen. Nach zoroastrischer Vorstellung haben alle Ströme auf dem „hohen Gebirge" (Hara Berezaiti, Albordsch), auf welchem der Himmel und der Thron des Ormuzd ruht, ihren Ursprung und fließen nieder, um die Erde zu befruchten. Er ist der „kraftvolle Nabel des Wassers", von welchem Ormuzd „im schnellen Lauf des Rosses die Wasser strömen läßt". Hier entsprang die lautere Quelle Ardviçura, die Mutter aller Ströme der Erde, welche die Kraft besaß von jeder Befleckung zu reinigen. In der Nähe des großen Sees, wo nach dem Avesta alle Gewässer zusammenfließen, läßt Auramazda auch die schönsten Bäume emporwachsen, gleichsam die „Urbilder" der übrigen. Außer der Luft, dem Wasser und außer der Erde, welche „Getreidefrucht für den Menschen und Weide für die wohlgeschaffene Kuh" gewährt, welche den heiligen Berg trägt und die schattigen Bäume mit ihren grünen Laubkronen und dem edlen, Feuer nährenden Holze, die der Perser mit so hoher Ehrfurcht betrachtete, war besonders das Feuer Gegenstand heiliger Verehrung. Wenn die Erde die „schöne Tochter Auramazda's" genannt ward, so erschien dem Iranier das Feuer mit seiner männlichen Kraft als der Sohn des obersten Lichtgottes. Das Feuer, „der schnellste der heiligen Unsterblichen" galt für den sichersten Schutzgott gegen die bösen Geister, darum riefen die Iranier, nach Strabo's Versicherung, bei jedem Opfer und Gebet zuerst das Feuer an. Darum war das Land der Parsen in späterer Zeit angefüllt mit Feueraltären, und die heiligen Bücher werden nicht müde „die rothglänzenden Feuer" zu preisen. „Wer zuerst zum Feuer, dem Sohne Auramazda's, reines Brennholz hinbringt mit gewaschenen Händen," heißt es im Vendidad, „den wird das Feuer segnen, zufrieden ohne Haß und gesättigt. Bei dir möge sich eine Heerde von Vieh erheben, und eine Fülle von Männern; möge es nach Wunsch deines Sinnes gehen, nach Wunsch deiner Seele. Wachse, lebe dein Leben die ganze Zeit. Dies ist der Segenswunsch des Feuers für den, welcher ihm Brennholz bringt, trockenes, brennendes altes." Man legte wohlriechendes, dürres Holz in die Flamme, und goß Oel und Fett darauf und es war eine Sünde, es mit dem Munde an- oder auszublasen, oder gar etwas Unreines oder Todtes hineinzuwerfen. Auch war es nicht erlaubt, das Feuer mit Wasser zu löschen, und es galt für eine Verunreinigung, es zu gemeinen Arbeiten zu gebrauchen oder zu den häuslichen Bedürfnissen zu stark in Anspruch zu nehmen. Den Königen wurde heiliges Feuer auf einem Heerde vorangetragen; und in den Keilinschriften wird allen unterworfenen Stämmen die Anbetung des Feuers eben so geboten

Mond und Sterne.

Luft und Winde.

Wasser.

Erde.

Feuer.

wie die Entrichtung des Tributs. Der alte Dämonentödter **Verethraghna** wurde in der zoroastrischen Lehre zu einem allegorischen Wesen umgeschaffen, das den Glanz und die siegreiche Kraft des Feuers bedeutete. Verethraghna war gleichsam der Geist des Feuers, die reine Feuersubstanz, zu welcher das Feuer sämmtlicher heiligen Feuerstätten alle 3 Jahre getragen wurde, um gereinigt zu werden, wie das Feuer jedes häuslichen Heerdes alle 3 Tage zu dem Feueraltar des Orts, zum „König der Feuer" gebracht werden mußte.

Die Geisterschaaren. 2) Neben diesen natursymbolischen Gottheiten, die Zoroaster aus dem alten ostiranischen Volksglauben beibehielt und die im Cultus und in der Volksreligion auch stets die erste Stelle einnahmen, lehrte er noch ein Heer von Geistern und Genien verschiedenen Ranges und theilte sie nach ihren Eigenschaften und Wirkungen in zwei große Heerlager, in Geister des Lichts und der Finsterniß. Unter jenen, **Yazata** oder **Izeds** d. i. Verehrungswürdige genannt, die den leuchtenden Auramazda umgeben und gleich ihm selbst auf goldenen Thronen sitzen, stehen die sechs „heiligen Unsterblichen", „die guten Herrscher" **Ameshaçpenta** (**Amschaspands**) in erster Linie. Amschaspands. Ursprünglich physische und kosmische Kräfte erlangten sie, wie aus ihren Namen hervorgeht, in der Folge eine ethische Bedeutung, ohne jedoch ihre Beziehung auf die Natur und Sinnenwelt ganz zu verlieren. **Bahman** (Vaghumano, d. i. Gut-Herz) war der Genius des Wohlwollens und der Güte, welcher im Lichte des Himmels wohnt und den Menschen „gute Rede" verleiht; **Ardibehescht** (asha vahista, die herrliche Reinheit), der Schutzgeist des Feuers, von dem die Tugend und Reinheit des Herzens kommt; **Schah-river** (Khshathra-vairya d. i. vortrefflicher König) der Beherrscher der glänzenden Metalle, der Reichthum und Herrlichkeit gibt; **Sapandomad** (Çpentaarmaita d. i. heilige Unterwürfigkeit) der Erdgeist, welcher der Erde Fruchtbarkeit und Gedeihen, dem Herzen Demuth verleiht; **Khordad** (Haurvatat d. i. der Alles Machende), der den Heerden, Fluren und Bäumen die befruchtende und Wachsthum schaffende Feuchtigkeit zuführt; **Amerdad** (Ameretat d. i. der unsterblich Machende) ist der Gott der Unsterblichkeit, der den Guten auf Erden Glück und nach dem Tode das ewige Leben gibt. Diese Amschaspands, mit ihrem Haupte Ormuzd zusammen **sieben**, herrschen (gleich den indischen Welthütern) über die aus sieben Keschvars d. i. Gürtel bestehende Erde. — Ferwers. Außer diesen obern Geistern umgaben noch eine große Zahl von **Fravashi** (**Ferwers**) den Thron des Ormuzd auf dem „hohen Gebirge" und verliehen Heil und Segen den Frommen und Schutz gegen die Macht der Daeva. Bald sind es lebensvollere Figuren, wie die alten lichtumstrahlten Siegesgötter Verethraghna und Çraosha, die nun auch unter der Zahl der „Yazata" erscheinen, oder wie Ormuzd's schnell geflügelter Bote; meistens aber bloße allegorische Personificationen von Tugenden, wie **Raschneraft** (Raçun-razista) der Gott der Gerechtigkeit, **Arstat** der Geist der Wahrheit, **Mathrespand** (Mathra-çpenta) das heilige Wort u. a. m. Das Avesta unterscheidet auch zwischen dem Menschen und seinem guten Geiste und reiht diesen in die Zahl der himmlischen Ferwers, eine Vorstellung, die, wie in Indien, von der Verehrung der Geister der Ahnen ihren Ausgang genommen zu haben scheint. Ja Gahanbar. selbst die „Zeit ohne Grenzen" mit ihren sechs **Jahresepochen** (Gahanbar), mit den Monats- und Tageszeiten und mit den fünf Zusatztagen, welche die Priester dem Jahre von 360 Tagen beifügten, hatten ihre Genien, die als selbständige Wesen in Gebeten angerufen wurden, eine Mythenproductivität, die der indischen an Phantastik nicht viel nachgibt. Die Monate wurden nach den sieben obern Lichtgeistern, dem Mithras, dem Sterne Tistar und nach den Fravashi des Feuers und Wassers benannt, eine Benennung, die unter den Sassaniden neu eingeführt, sich selbst unter der Herrschaft der Muhammedaner erhalten hat. Auch den **Tagen** standen eigene Genien vor. Die Schlußtage der sechs Schöpfungsperioden (Gahanbar) und die fünf Zusatztage am Ende des Jahres wurden als religiöse Nationalfeste mit häufig wiederholten Gebeten und mit Geschenken an die Götter und an die Priester gefeiert. Die fünf Zusatztage waren ein „Fest aller Seelen", wo nach dem Glauben der Ira-

nier die Hölle geleert wurde und die Seelen der Verstorbenen wieder auf die Erde herabstiegen, um ihre Verwandten zu besuchen und zur Frömmigkeit zu ermahnen. Auch die Geburtstage der Menschen, vor allen der Könige, wurden von den Persern festlich begangen; denn das Avesta nahm alles Leben unter seine besondere Obhut.

Während Ormuzd und seine Geisterschaar auf dem Hochgebirge im Osten, in der Nähe der Leben spendenden Sonne und der hell leuchtenden Sterne ihren Sitz haben, hausen die Daeva und Drudscha, die Genossen des Argsinnenden Ahriman (Angromainyu) in Turan, im kalten Norden oder im Westen, in dunkeln Klüften unter der Erde, im „finstern Grunde der Hölle". Die Zahl und die Eigenschaften der bösen Mächte sind in den heiligen Büchern nicht so sicher und genau bestimmt, wie die der guten; erst in der Folge wurden den Amschaspands und Fervers entsprechende Gegensätze geschaffen und dem Urheber alles Bösen in der Natur wie in der Menschenseele als Gefährten beigegeben. Im Avesta tragen die Daeva noch vorherrschend den natursymbolischen Charakter, da sie es aber bei ihrem Thun hauptsächlich auf das Verderben der Menschen abgesehen haben, die sie zu verführen oder zu schädigen trachten, so lag die moralische Nebenbeziehung sehr nahe. Sie wurden Personificationen der Laster und sündhaften Handlungen, wie die Yazata symbolische Bezeichnungen der Tugenden. Wenn in dem Avesta die feindlichen Naturgewalten die erste Stelle behaupten, Zemaka, der Dämon des Winters, Azis, der den Menschen in der Nacht das Feuer und Leben zu rauben sucht, Buschjankta, der Geist des langen Schlafes, der zur Trägheit verführt, Zaretsch, der Verheerer, der Hungersnoth schafft; so treten später die Geister der Lüge, der Falschheit, der Heuchelei und das Todtengespenst Naçus, das in den Leichen haus't und die Berührenden zu schädigen sucht, mehr in den Vorgrund. Nach der Glaubenslehre der Parsen war, wie bereits erwähnt, anfangs die Welt frei von diesen feindlichen Dämonen, wenn gleich Ahriman von Anbeginn an neben Ormuzd vorhanden war. Er war machtlos und unthätig und Ormuzd wurde bei der Weltschöpfung nicht von ihm gestört. Aber Ahriman brach in Schlangengestalt in die Schöpfung ein und suchte sie mit Hülfe der von ihm geschaffenen feindlichen Mächte zu zerstören. Dieses Vorhaben gelang ihm zwar nicht, Ormuzd und seine himmlischen Heerschaaren blieben Sieger; allein ganz vernichtet konnte das Böse doch nicht werden; unter verschiedenen Gestalten dauert es seitdem fort, am Himmel als Kometen und Wandelsterne; auf Erden als Winterfrost und versengende Sonnengluth, als Sturm und Dürre, als Raubthiere und schädliche Insekten, als Krankheit und Mißwachs; in den Menschen als Laster und Sünde, als Trägheit und Lüge, als verderbliche Sinnenlust, die das Leben verkürzt und den Todeskeim pflanzt. Ueberall suchen die Daeva und Drudscha ihre Herrschaft zu begründen und ihr Reich zu mehren, ihre Zahl wächst mit den Lasterthaten der Menschen; darum muß man ihnen entgegentreten mit dem guten Gesetze Auramazda's, mit Feuerdienst und Gebet, mit heiligen Worten und reinen Handlungen. Das Böse zu vertilgen in der Natur wie in der eigenen Seele ist die heiligste Pflicht des Ormuzddieners. Er muß Licht und Leben fördern, die Macht der Wüste und der Kälte brechen, der Reinheit und Lauterkeit sich befleißigen. Er muß dem Angromainyu, „dem Schöpfer der schlechten Geschöpfe" entgegenwirken, indem er die von ihm herrührenden schädlichen Thiere tödtet, die Schlangen, die Insekten, die Raubthiere, welche die Heerden anfallen. „Alles was in Höhlen und Löchern lebt," sagt Duncker, „alle Thiere, welche dem Acker schaden, Ratten und Mäuse, Ameisen u. s. w., alle kriechenden Geschöpfe, Schildkröten, Eidechsen, Frösche, alles Ungeziefer, die Mücken, die Läuse und Flöhe, sind Geschöpfe des Bösen. Diese Thiere des Angromainyu zu tödten war eines der größten Verdienste." Darum trugen die Priester einen Schlangenstecken; und die Tödtung der schädlichen Thiere war häufig als Buße auferlegt und an dem heiligen Feste beim Jahresschluß als Pflicht vorgeschrieben.

Wie die schädlichen Thiere von Angromainyu herrühren, so die dem Menschen nütz-

Die Daeva (Dews).

Entstehung des Bösen.

Sittliche Aufgabe des Menschen.

Ahriman's Thiere.

Die Thiere des Ormuzd.

lichen Hausthiere, vor allen der Stier, die Kuh, das Pferd, der Hund und der Hahn, von Auramazda. Der Stier war nach der heiligen Sage der Parsen das erste Geschöpf. Ahriman erlegte ihn, aber aus seinem Körper ging der Mensch und die heilsame Pflanzenwelt hervor, der Obstbaum, die Feldfrucht und die Weintraube. Er war demnach der „Urkeim alles Guten" und seine Seele lebte im Himmel fort. Diese Tradition wurde in den sogenannten Mithrassteinen symbolisch dargestellt. In der Mitte des Denkmales sieht man den Urstier zu Boden geworfen und den Ahriman auf ihm knieend, wie er im Begriff ist, ihm den tödtlichen Dolch in die Brust zu stoßen; Ahriman'sche und Ormuzd'sche Thiere, namentlich Schlange und Hund umgeben den Stier. Die größte Verehrung genoß bei den Iraniern der Hund. Im Vendidad sagt Auramazda zu Zoroaster: „Den Hund habe ich geschaffen mit seinen eigenen Kleidern und seinen eigenen Schuhen, mit scharfem Geruch und scharfen Zähnen; anhänglich an den Menschen und bissig gegen den Feind zum Schutze für die Heerden. Wenn er gesund und bei guter Stimme um die Hürden ist, so naht kein Dieb oder Wolf dem Dorfe und trägt unbemerkt hinweg. Der Hund ist zufrieden, geduldig und begnügt sich mit kleinem Brode wie ein Priester; er geht vorwärts und ist vor und hinter der Wohnung wie ein Krieger; vor Wachsamkeit schläft er nicht ganz aus wie ein Ackerbauer; Haus und Nahrung sind ihm das Höchste wie dem Dorfbewohner; dabei ist er freundlich wie eine Buhlerin und schmeichelnd wie ein Kind. Wahrlich nicht würden die Wohnungen fest auf der von Ahura geschaffenen Erde stehen, wenn die Hunde nicht wären, die fürs Vieh und fürs Dorf gehören." Darum war es strenge Pflicht den Hund gut zu pflegen, zu nähren, in Krankheiten zu heilen und vor jeder Mißhandlung zu schützen. Für tragende Hündinnen sorgte man wie für schwangere Frauen, ein todter Hund erfuhr dieselbe sorgliche Behandlung wie ein menschlicher Leichnam. Das Schlagen oder Tödten eines Hundes konnte nur durch die schwersten Bußen und durch eine Reihe guter und nützlicher Handlungen gesühnt werden. „Wer den Wasserhund erschlägt," heißt es im Vendidad, „der verdirbt das Wachsthum von Getreide und Futter und nicht eher wird Gedeihen über seine Aecker und Weideplätze kommen, bis er für die fromme Seele des Wasserhundes drei Tage und drei Nächte hindurch Opfer gebracht hat mit gebundenen Ruthen, mit erhobenem Haoma." Menschlichkeit gegen den Hund wird als Tugend mit himmlischem Lohne, Grausamkeit als Sünde mit göttlichen Strafen vergolten. Dem Sterbenden pflegte man einen Hund vorzuhalten, damit er sein brechendes Auge auf ihn richte. Was der Hund unter den vierfüßigen Thieren, war der Hahn unter den Vögeln. Er verkündet den Anbruch des Tages und das Weichen der Finsterniß. „Er erhebt seine Stimme," heißt es im Vendidad, „bei jeder göttlichen Morgenröthe und ruft: Stehet auf, ihr Menschen, preiset die beste Reinheit, vertreibet die Daeva." Auch der in den Sagen und Dichtungen der Parsen vielgefeierte Vogel Simurg (Sinamru), der Adler, war dem Auramazda geweiht, daher ihn auch Kyros und die Achämeniden zum Feldzeichen wählten.

Der Stier. (Mithrassteine.) Der Hund. Der Hahn. Der Vogel Simurg.

Kampf der beiden Prinzipien. Der griechische Schriftsteller Theopompos aus Chios, ein Zeitgenosse des Aristoteles, berichtet bei Plutarch, daß nach der Lehre der Parsen im Anfang Ormuzd 3000 Jahre geherrscht habe, dann Ahriman eben so lange; die Herrschaft des letztern habe durch Zoroaster's Offenbarungslehre ihr Ziel erreicht; von dem Zeitpunkt an lägen die beiden Prinzipien im Streite gegen einander und jedes suche wieder die Gewalt über die Erde und den Menschen zu erlangen. Je mächtiger und siegreicher Ormuzd (durch das gute Gesetz) aus dem Kampfe hervorgehe, desto größer werde die Erbitterung und Anstrengung Ahriman's, daher dem endlichen Siege des guten Prinzips unerhörte Plagen und Schrecken für die Menschheit vorangehen würden; Hungersnoth und Pest würde eintreten und die Erde würde erzittern, „wie ein Schaaf vor dem Wolf". Endlich aber würde Ahriman mit seinen Dews erliegen und eine Zeit der reinsten Glückseligkeit anheben. Dann würden die Todten wieder auferstehen mit verklärten Leibern, die keiner Nahrung mehr bedürften und keinen Schatten würfen; die Erde würde frei sein von allem Unreinen und Schädlichen und eben und gleichförmig, d. h.

Sieg des Lichts.

ohne Klüfte und Löcher für die unreinen Thiere und Daeva, und es würde ein Staat und eine Sprache und eine Lebensweise der glücklichen und gleichredenden Menschen sein. Diese von den spätern Griechen, namentlich Plutarch, noch weiter entwickelte Lehre von den letzten Dingen, womit auch der Bundehesch übereinstimmt, kommt in den vorhandenen Bruchstücken der heiligen Bücher nicht vor. Entweder war also die eschatologische Glaubenslehre in den verlornen Schriften des Avesta enthalten oder, was wahrscheinlicher ist, sie kam erst in Westiran unter dem Einflusse der semitischen oder griechischen Anschauungen zur Ausbildung. Die Lehre von dem Ende der Welt, von einem Siegesheld Sosiosch (Messias), der aus dem Geschlechte Zoroaster's hervorgehen und Gericht halten werde über die Seelen der Gestorbenen, von dem läuternden Feuerstrom, der alles Unreine verzehre, und von dem seligen Zustande der Gläubigen trägt eben so den Charakter jüdisch-christlichen Ursprungs, wie die Lehre von der Zervana akarana, der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit als oberstem Prinzip an griechische Speculation erinnert.

3. Aus der Lehre von dem guten und bösen Prinzipe und von dem endlichen Ausgange des Kampfes beider Mächte ergibt sich als sittliche Lebensaufgabe des Menschen das Streben, mit Ormuzd's Lichtreiche in Verbindung zu bleiben und den bösen Geistern keine Gewalt über sich einzuräumen. Wenn der Inder Körper und Geist ganz auseinanderhielt, nur dem letztern wahres Sein beilegte, die materielle Welt dagegen als Schein und Sinnentrug erklärte und folglich die Ertödtung des Leibes, das Absterben der Sinnenwelt als den einzigen Weg zum wahren ewigen Leben erfaßte, so schied der Iranier die Naturwelt in zwei Theile, in eine gute, wo Licht, Leben und Lauterkeit walten, und in eine böse, wo Finsterniß, Tod und die verderblichen Mächte der Unreinheit ihre Herrschaft üben. Nach der Vorstellung der Iranier ist also nicht die ganze materielle Welt dem Bösen verfallen, sondern nur ein Theil derselben, der Mensch hat demnach nicht seine ganze Natur abzuthun, sondern, wie Duncker richtig bemerkt, sich der guten Seite derselben zu freuen, dieselbe in sich und um sich zu stärken und nur gegen die schlimme Seite sich vertheidigend und abwehrend zu verhalten. Das dem Gott auf Erden Wohlgefälligste, heißt es in den heiligen Büchern, ist ein weiser Mann, der seine Opfer bringt, das Zweite ein heiliger und wohlgeordneter Haushalt mit Allem was zu demselben gehört, das Dritte die Stelle, „wo am meisten durch Anbau erzeugt wird an Getreide, Futter und Früchte tragenden Bäumen, wo man trockenes Land bewässert und allzu feuchtem Lande das Wasser entzieht". Die Bekämpfung der Ahrimanischen Macht und die Mehrung des Lichtreiches durch Beförderung des Guten und Vertilgung des Bösen in der äußern Natur wie in der eigenen Seele ist demnach der Inbegriff der iranischen Pflichten- und Sittenlehre. Das Lichtreich aber ist das Reich des Reinen, darum ist die Reinigkeit der Kern und Mittelpunkt aller Tugend. Das Avesta ist unermüdlich in Geboten der Reinheit; man soll die Erde rein halten durch fleißige und sorgfältige Bebauung, durch gute Bewässerung, durch Pflanzung von Fruchtbäumen. „Wer Feldfrüchte anbaut," heißt es im dritten Fargard des Vendidad, „der baut die Reinheit an und befördert das gute Gesetz. Die Erde ist nicht froh, die lange unbebaut daliegt. Der Erde ist es angenehm, wenn ein heiliger Mann sich auf ihr eine Wohnung baut versehen mit Feuer, mit Weib und Kindern und mit guten Heerden; wenn man Getreide, Futter und Speise tragende Bäume auf ihr zieht, wenn man trockenes Land bewässert und allzufeuchtem Land das Wasser benimmt." Man soll Haus und Körper rein halten, durch Beseitigung alles Schmutzes und Unrathes, durch Enthaltung von unreinen Speisen, durch Vermeidung aller Dinge, deren Berührung als verunreinigend galt, wie Leichname u. A. Das System der Reinhaltung und Reinigungen ist in Iran fast noch ausgedehnter als in Indien. Speichel, Excremente, Haare, Nägel u. A. galten für unreine Dinge und mußten sorgfältig vergraben werden, jeder Schmutz am Körper oder im Hause, jede unreine Speise gibt den Daeva's Macht über den Menschen. Daher die vielen Gesetze der Wohlanständigkeit, welche die Griechen an den Persern bewunderten. Die Frau, die ihre

Sittenlehre.

Die Reinheitsidee. a) In Bezug auf die Erde.

b) In Bezug auf Körper und Haus.

Zeiten hat, muß strenge gemieden werden; eine Wöchnerin soll sich durch Waschen mit Wasser und Kuh-Urin reinigen. Stirbt ein Mensch, so muß zuerst durch Gebete und Beschwörungsformeln das Todtengespenst Naçus gebannt werden, daß es die Bewohner des Hauses nicht verunreinigt, sondern abfällt „wie ein abgeschossener Pfeil, wie Gras, das seit einem Jahre abgestorben ist". Dann müssen die heiligen Geräthschaften, Mörser, Schaale, Ruthenbündel, nebst dem Feuer und dem Haoma aus dem Hause entfernt werden, im Winter 9 Tage, im Sommer einen Monat lang. Der Leichnam durfte weder verbrannt noch begraben werden, weil sonst das Feuer oder die Erde entweiht worden wären. An einem trockenen, baumlosen Orte wurde eine Vertiefung gegraben und mit Steinen, Ziegeln und Staub ausgefüllt; auf dieser Todtenstätte wurde der von zwei Männern auf einer mit Steinen und Staub bedeckten Bahre herbeigetragene nackte Leichnam so niedergelegt, daß sein Angesicht dem Aufgang der Sonne zugekehrt war, und er den Hunden und den Vögeln des Himmels zur Speise diente; und damit nichts von den Knochen zu den Bäumen oder dem Wasser komme, mußte der Leichnam an den Füßen und Haaren befestigt werden. Nach der Bestattung brachten die Priester und Anverwandte des Gestorbenen vorgeschriebene Gebete dar, je nach dem Grade der Verwandtschaft mehr oder weniger, besonders an dem Feste aller Seelen. Erst wenn alle Ueberreste aufgezehrt oder zu Staub verwes't waren, durfte die Grabstätte geebnet werden, bis dahin galt sie als der Versammlungsort und Tummelplatz der Daeva. Dieses Ebnen der Todesäcker (Dakhma), diese „Vernichtung des Todes selbst" war nach dem Gesetzbuch eine der verdienstvollsten Handlungen. „Wer von diesen Dakhmas nur so viel einebnet, als sein Körper beträgt," heißt es im Vendidad, „der hat bereut und gesühnt alle Sünden, die er durch Denken, Sprechen und Handeln begangen; und nicht werden um diesen Mann die beiden himmlischen Mächte einen Kampf beginnen bei seinem Vorwärtsschreiten zum Paradiese." Wessen Leichnam am schnellsten von den Hunden und Vögeln verzehrt ward, den hielt man für glücklich und selig. Diese Bestattungsart scheint jedoch nicht in allen Landschaften Sitte gewesen zu sein; schon das Vendidad stellt es als Wirkung der Daevas dar, daß man in Arachosien und Ragha die Todten beerdigt und verbrannt habe, und die noch vorhandenen Felsengräber der persischen Könige in Pasargadä und Persepolis setzen in Westiran eine Bestattungsart voraus, wie sie bei den semitischen Völkern üblich gewesen. Daß aber in Bactrien, Hyrcanien und in andern Landschaften, wo Zoroaster's Gesetz besonders in Ansehen stand, die Leichname nackt den Hunden und Vögeln zum Verzehren ausgesetzt worden, wird nicht nur von griechischen und römischen Schriftstellern ausdrücklich versichert, es geht auch noch aus der heutigen Sitte der Parsen in Indien hervor. — Da nach dem Avesta nichts so sehr verunreinigte, als die Berührung der Todten, so waren für die Leichenträger die strengsten Reinigungen durch Waschen mit Wasser und Ochsenurin und mit vielen Ceremonien und Gebeten vorgeschrieben, damit die bösen Geister ausgetrieben würden. Selbst die Erde, worauf die Leiche eines Menschen oder Hundes gelegen, galt für unrein und durfte ein Jahr lang nicht angebaut oder mit Wasser begossen werden. Kleider und Geräthschaften von geringem Werth durften, wenn die Leiche damit berührt worden war, nicht weiter gebraucht werden, silberne und goldene Werkzeuge und Gefäße dagegen und werthvolle Kleidungsstücke konnten nach einer kürzern oder längern Frist, wenn die vorgeschriebenen Reinigungen damit vorgenommen worden, wieder in Gebrauch kommen. Die Wege, über welche die Todten getragen wurden, mußten durch Beschwörungen, Gebete und allerlei Ceremonien geweiht werden, ehe man sie wieder betrat. Die Unterlassung oder Uebertretung dieser peinlichen Vorschriften wurden mit schweren Bußen an Vieh oder mit Peitschenhieben bestraft. Die Erzählung Herodot's, daß Dareios Bedenken getragen habe, durch das Thor von Babylon zu fahren, weil sich das Grab der Königin Nitokris über demselben befunden, beweis't, daß die Achämeniden den Vorschriften des Avesta nicht zu widerstreben wagten.

Leichenbestattung.

Reinigung von der Befleckung durch Todtenberührung.

c) In Bezug auf die Seele.

Mit nicht geringerem Nachdruck als auf die Reinheit des Körpers drang das Gesetz-

buch auf die Reinheit der Seele. Nur der Mensch, der seine Seele rein hält von Laster und Sünde, der Lug und Trug, Falschheit und Verleumdung meidet, der Trägheit und Unzucht flieht, in dem können die bösen Geister keine Wohnung nehmen, und seine Seele geht nach dem Tode in Ormuzd's Reich zum ewigen Leben ein; denn nur die Seele, die bei der Prüfung durch die Todtenrichter auf der Brücke Tschinavat ohne Flecken erscheint, darf die Reise nach den lichterfüllten Himmelshöhen fortsetzen. Nur der Mensch, der rein ist in Gedanken, in Worten, in Werken, findet Wohlgefallen vor dem lichtstrahlenden Antlitze Auramazda's. „Rein in Gedanken, rein in Worten, rein in Thaten bete ich zu dir," sagt Zoroaster im Yaçna, „laß meines Herzens Reinigkeit zu dir, o Ormuzd, dringen! Gib mir Festigkeit im Guten, daß ich zur Heiligkeit der Thaten kommen möge, die ein Quell der Freuden und des Segens für mich seien." Ist eine Verunreinigung eingetreten, so vermag nur Reue und die im „guten Gesetze" für die einzelnen Fälle vorgeschriebene Buße und Strafe den Zustand der Reinheit herzustellen. „Denn das gute Gesetz nimmt hinweg alle Sünden, die man thut," heißt es im Vendidad, „Betrug, Mord, Begrabung der Todten, unaussühnbare Handlungen, hochaufgelaufene Schuld; es nimmt hinweg alle schlechten Gedanken, Worte und Handlungen eines reinen Mannes, wie der starke, schnelle Wind den Himmel von der rechten Seite her reinigt; das gute Gesetz schneidet vollkommen alle Strafen ab." Diese Buß- und Reinigungsvorschriften bestehen hauptsächlich in Gebeten und Verwünschungsformeln, die zu bestimmten Tageszeiten unter gewissen genau zu beobachtenden Ceremonien und Gebräuchen verrichtet werden müssen, und in Abwaschungen mit Kuh- oder Ochsenurin, Wasser u. A. Die kräftigste Reinigung, welche jede Befleckung aufhebt, ist die „Reinigung der neun Nächte", eine höchst complicirte Ceremonie, die nur von einem reinen, des Gesetzes genau kundigen Manne vollzogen werden kann, und nur dann von Wirkung ist, wenn der Reiniger für seine Mühe zu seiner Zufriedenheit belohnt ist. Durch solche und ähnliche Vorschriften und Gebräuche war das Leben des Iraniers in Fesseln geschlagen, die jede freie Bewegung hemmten und sein Gemüth mit ängstlicher Scheu vor irgend einer Befleckung erfüllen mußten. Für jede Tageszeit, für jede Verrichtung, für alle Tritte und Schritte, für alle Vorkommenheiten des Daseins waren bestimmte Gebete und Ceremonien, bestimmte Religionspflichten und Weihungen vorgeschrieben und das ganze Leben durch einen furchtbaren Gesetzesdienst geknechtet.

Reinigungsgesetze.

Von den Opfergebräuchen der Perser berichtet Herodot (I, 131) Folgendes: Bildsäulen und Tempel und Altäre zu errichten ist bei ihnen nicht Brauch, ja sie legens denen als Thorheit aus, die das thun, weil sie nicht wie die Hellenen glauben, daß ihre Götter von Menschenart sind. Wenn sie opfern wollen, so errichten sie keinen Altar und zünden kein Feuer an, sie spenden auch nicht des Weines; Flöten und Kränze und geröstete Gerste haben sie nicht; sondern wenn einer sein Opfer will darbringen, so führet er das Thier an eine reine Stätte und betet zu dem Gott, die Tiare bekränzet in der Regel mit Myrtenzweigen. Für sich allein darf aber der Opfernde kein Heil erflehen, sondern er betet für alle Perser und für den König. Wann er nun das Opferthier in Stücke zerschnitten und das Fleisch gekocht hat, streut er das zarteste Gras unter, gemeiniglich Klee, darauf legt er alles Fleisch. Ist dieses geschehen, so tritt ein Magier hinzu und stimmt an den Gesang der Götterzeugung, wie sie den Zauberspruch nennen; denn ohne einen Magier dürfen sie nicht opfern. Nach einiger Zeit trägt dann der Opferer sein Fleisch von dannen und braucht es wozu er Lust hat.— Strabo berichtet von den Opfergebräuchen der Perser: Es gibt auch einige merkwürdige Gemächer, genannt Pyräthien, in deren Mitte ein Altar sich befindet, worauf viel Asche ist, und wo die Magier ein ewiges Feuer unterhalten. Am Tage gehen sie hinein und beten fast eine Stunde, indem sie den Stabbündel vor das Feuer halten; auf dem Kopf haben sie Tiaren von Filz, die auf beiden Seiten herabgehen und Lippen und Kinnbacken verhüllen. — Sie opfern an einer reinen Stelle, nachdem sie gebetet, und das Opferthier, das sie hinstellen, ist bekränzt. Der

Die Opfergebräuche der Perser nach den Griechen.

Magier, der das Opfer verrichtet, vertheilt das Fleisch; dann nimmt Jeder sein Stück und geht fort, ohne den Göttern etwas davon übrig zu lassen. Denn die Gottheit, sagen sie, bedarf blos der Seele des Opfers und nichts anderes; nach Einigen werfen sie etwas Fetthaut ins Feuer. Wenn sie dem Wasser opfern, gehen sie zu einem Teich, einem Fluß oder einer Quelle, graben eine Grube und schlachten in dieser, wobei sie sich in Acht nehmen, daß nicht das nahe Wasser durch Blut befleckt werde und dadurch unrein würde. Dann legen sie die Fleischstücke auf Myrten- oder Lorbeerzweige, zünden es mit dünnen Stäben an und singen Zauberlieder dazu, indem sie Oel, mit Milch und Honig vermischt, als Opfer ausgießen, aber nicht ins Feuer, auch nicht ins Wasser, sondern auf den Boden. Die Zauberlieder machen sie lange, wobei sie einen Bündel von dürren Myrtenstäben in der Hand halten.

3) Sitte und Recht.

Ost- u. West-iran im Avesta. Stände.

Daß das Avesta in seiner dermaligen Beschaffenheit aus verschiedenen Zeitaltern herrührt und von verschiedenen Völkerschaften den Bedürfnissen gemäß umgestaltet worden, geht aus der Ungleichartigkeit der Sitten, Lebensweise und Culturstufen hervor, welche die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes darbieten. Während die ältern dem Osten angehörenden Theile uns ein Volk vorführen, das noch nicht lange aus dem Nomadenstande herausgetreten ist, bei dem der Ackerbau noch nicht so fest begründet und ausgebildet erscheint, daß nicht noch ganze Stämme auf den grasreichen Bergabhängen der Viehzucht und dem wandernden Hirtenleben zugethan wären; lassen andere Theile einen in politischer und socialer Beziehung vollkommen entwickelten Zustand erkennen mit einem ausgebildeten unumschränkten Königthum, mit einem gegliederten Beamtenorganismus, mit einer Scheidung des Volks in erbliche Stände, wenn auch nicht mit der ganzen Strenge der Kastenstaaten. Während in den ältern Landschaften des Ostens Verhältnisse bestanden, die dem Namen und der Beschaffenheit nach an die Zustände am Indus erinnern, die neben dem patriarchalischen Königthum nur noch Priester, Krieger (Kschathra) und Ackerbauer (Vastrja oder Vanço) aufweisen, die dem Haus- und Familienvater eine bevorzugte Stellung einräumen, wo dem Feldbau mit den zu demselben erforderlichen Hausthieren, namentlich den Ochsen, den Pferden und den Hunden, eine große Bedeutung beigelegt wird, wo der Preis einer Sache und der Betrag der Strafsummen und Bußen noch hauptsächlich durch die Zahl und den Werth der Thiere bestimmt wird, wo die Kleidung noch aus einfachen Naturstoffen besteht, tritt uns in dem westiranischen Reiche ein orientalischer Despotismus entgegen, wo der Krieger- und Priesterstand die erste Stelle einnimmt und um den Herrscherthron geschaart erscheint, wo die dem Landbau und der Wartung des Viehes obliegende Volksklasse hinter dem bürgerlichen Gewerb- und Handelsstande der königlichen Städte zurücksteht, wo nicht nur geprägtes Geld, sondern auch silberne und goldene Geräthschaften in Menge vorhanden sind, wo statt ländlicher Wohnungen mit Viehhürden prachtvolle

Paläste mit Säulen, Fenstern und Zinnen glänzen, wo stolze Gewänder, Teppiche und Geschmeide den äußern Luxus ankündigen, wo der erbliche Priesterstand der Magier nicht blos dem prunkenden Religionscultus vorstand, sondern auch die Wissenschaften pflegte und die Heilkunde, auf welche die heiligen Bücher große Bedeutung legen, eifrig betrieb und ausbildete. Alle diese Zustände, von denen wir aus den Berichten der Griechen über Medien und Persien genauere Kunde erhalten, lassen sich in einzelnen Andeutungen des Avesta wenigstens in ihren Keimen erkennen. Sie liefern den Beweis, daß die zoroastrische Lehre in dem gebildeteren Westen eine andere Gestalt annahm, als in dem einfachen Osten, woraus sich auch die nationale Eifersucht zwischen beiden Landestheilen erklären läßt. Der unterjochte Osten, der im Besitz der echten und lautern Lehre zu sein glaubte und die heilige Tradition und Religionsurkunde in ihrer ursprünglichen Gestalt und Reinheit am treuesten festgehalten haben wird, sah mit dem Stolz der Rechtgläubigkeit auf den „Sitz des schlechten übergroßen Zweifels" im Westen und rächte sich dadurch für die politische Abhängigkeit, in die er zu Medien und Persien gerathen war, und für die Geringschätzung, womit ihn die siegenden Stämme behandelt haben mögen.

Lassen sich in den noch vorhandenen Bruchstücken des Avesta verschiedene Zeitalter der Abfassung und verschiedene Entwickelungsgrade im Staats- und Culturleben, wenn auch nur in einzelnen dürftigen Andeutungen erkennen, so darf man schließen, daß auch über das bürgerliche und häusliche Leben, über Sitten und Rechtsverhältnisse, worüber die geretteten Bücher nur spärliche, mehr für die einfachen Lebensformen des Ostens als für die verwickelteren Zustände des Westens passende Gesetze und Vorschriften darbieten, die verlornen Theile die ergänzenden Bestimmungen und Satzungen enthalten haben werden. Die Strafbestimmungen des Vendidad gegen Rechtsverletzungen und Schädigung an Gut und Eigenthum tragen ganz den Charakter einfacher roher Naturgesetze, wie sie sich für Völker eignen, die erst die untersten Stufen der Cultur erstiegen haben; außer Entschädigungsstrafen an Vieh oder Geld bildet nur die größere oder geringere Anzahl von Peitschenhieben oder Stockschlägen den Unterschied zwischen den einzelnen Vergehen und Verbrechen. *Gesetze und Rechtsbestimmungen des Avesta.*

In den vorhandenen Bruchstücken der heiligen Schriften ist die Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Gesetzgebers besonders auf Beschützung des Eigenthums, auf Sicherung des Zusammenlebens und auf Erhaltung und Hebung des Hausstandes und Familienlebens gerichtet. Der Diebstahl erscheint als ein höchst verabscheuungswürdiges Laster, zu dessen Unterdrückung alle Mittel der Wachsamkeit und Strafe empfohlen werden; die Diebe, die ihre verderblichen Anschläge besonders in dunkler Nacht auszuführen pflegen, erscheinen als Genossen der schwarzen Daeva. Nicht minder streng sind die Aussprüche des Gesetzbuches gegen Betrug, Ableugnung eines Darlehns und ähnliche Vergehen, die als die ärgsten Sünden dargestellt und mit schweren Strafen *Schutz des Eigenthums.* *Diebstahl.* *Betrug.*

und Züchtigungen, welche sich sogar auf die Angehörigen des Schuldigen erstrecken sollen, belegt sind; und damit die Quelle aller derartigen Laster verstopft werde, wird die Lüge als eine große Versündigung wider den Alles sehenden Lichtgott und als tief eingreifende Verunreinigung dargestellt. Wer Unwahrheit redet, wer die Treue des Handschlags und Wortes bricht, wer verleumdet, wer falsche Lehren verbreitet, wer gegen den König und die Obrigkeit gehässige Gerüchte ausstreut, der wird als ein Diener des Lügengeistes dem allgemeinen Abscheu und der härtesten Bestrafung überantwortet. Wahrhaftigkeit und Treue galten als der Angelpunkt der zoroastrischen Sittenlehre, und daß diese Tugenden auch in Westiran das Fundament des staatlichen Zusammenlebens gebildet haben, geht aus den Schilderungen der griechischen Schriftsteller, des Herodot und Xenophon, hervor, die alle bezeugen, daß bei den Persern das gegebene Wort und der Handschlag als heilig gegolten, daß Wahrhaftigkeit für die erste Tugend, Lügen und Schuldenmachen für die größte Schande gehalten worden und daß man die Kinder im Reiten, Bogenschießen und in der Wahrhaftigkeit unterrichtet habe; was nicht zu thun erlaubt sei, sollte auch nicht zu reden gestattet sein. Lüge und Treubruch durch das Wort und Veruntreuung durch die That waren nach den Ansichten des Iraniers die entehrendsten Laster und Verbrechen; darum werden auch neben der Wahrhaftigkeit besonders Gastfreiheit, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit als hohe Tugenden gepriesen, eine Anschauung, die dem iranischen Volke so zur andern Natur wurde, daß Xenophon als allgemeinen Charakterzug der Perser rühmen kann, ihnen sei geben lieber als nehmen.

Lüge. *Wahrheitsliebe der Perser.*

Nicht minder sorgfältig wie für das Eigenthum war das Avesta für die Erhaltung und Sicherheit der Person bedacht. Tödtung und körperliche Verletzung war mit ähnlichen Strafen bedroht wie in Manu's Gesetzen. Damit hängt auch die große Bedeutung zusammen, welche die Religionsbücher der Heilkunde beilegen, eine Bedeutung, die in Persien eine hohe Ausbildung der Arzneikunst und medicinischen Wissenschaft zur Folge hatte. In Bactrien, wo Krankheit, Tod und Zerstörung als Erzeugnisse des Angromainju galten, mußten die Aerzte, deren heiliger Beruf es war, das Leben zu erhalten und zu wahren und es dem Tode zu entreißen, als Diener des Auramazda erscheinen, daher auch die Heilkunst in der innigsten Verbindung mit der Religion stand und von den Priestern gelernt und geübt wurde. Der Drachentödter Thraëtaona war zugleich der erste Heilkundige, ein Beweis, wie enge schon die Mythe die Erhaltung der leiblichen Gesundheit mit der Pflege der Seele verband. Der Vendidad gibt die genauesten Vorschriften über die Art der Heilung und über die Preise, die dem Arzt für die einzelnen Fälle zukommen.

Schutz des Lebens. *Heilkunde.*

So heißt es im siebenten Fargard, die Krankheiten würden geheilt durch Kräuter, durch das Messer und durch das heilige Wort (Manthra-çpenta), und wenn Aerzte zusammenkämen, die mit dem Messer, die mit Kräutern oder die mit Segenssprüchen

heilten, so seien die letzteren als die heilsamsten zu betrachten. Und in der That finden sich viele Stellen, wo die Krankheit durch Besprechung, Verwünschung, Zauberformeln und geheime Anrufungen abgewendet werden soll. Auch Thiere sollen von den Aerzten curirt werden. Der medicinische Grundsatz: experimentum fiat in corpore vili findet sich schon im Avesta: „Wenn Verehrer Auramazda's Aerzte werden wollen, so sollen sie zuerst an den Anbetern der Daeva schneiden. Haben sie dreimal an solchen geschnitten und ist der Anbeter der Daeva jedesmal gestorben, so sind sie für immer unfähig zu heilen. Haben sie aber drei Daevaanbeter geheilt, so sind sie fähig zu heilen die Verehrer Auramazda's und sie können es an ihnen nach Belieben versuchen." Der Lohn für die Heilung besteht nach dem Range des Genesenen in größerem oder kleinerem Vieh.

Gesetze gegen Unzucht.

Nicht blos das existirende Leben nimmt das Avesta in seine heilige Obhut, auch den Lebenskeim sucht es zu schützen und zu erhalten, damit keine Lebenskraft verloren gehe. Darum das strenge Verbot jeder unnatürlichen Sünde und die genauen Reinigungsvorschriften und schweren Bußen, womit unerlaubte Annäherungen der Geschlechter gesühnt werden sollen. „Welcher Mann, der über fünfzehn Jahre ist, Unzucht treibt ohne Gürtel und Band," heißt es im Gesetzbuch, „und die mit Körper begabte Welt des Reinen tödtet, über den erhalten die Daeva Macht und magern ihn ab an Zunge und Fett." Unnatürliche Laster, Knabenliebe, Schädigung der Leibesfrucht werden als unsühnbare Handlungen bezeichnet, durch die der Schuldige die Beute der bösen Geister wird. Bei dem Werthe, welchen das Gesetzbuch auf die gesicherte Fortpflanzung des Lebens legt, muß es naturgemäß und folgerichtig auf rechtzeitige Verheirathung dringen und den Familienvater in der bürgerlichen Gesellschaft bevorzugen. Der Hausherr hatte nach Zoroaster's Lehrsystem dieselbe Autorität über die Frauen und unverheiratheten Familienglieder, wie in Indien, und die Sitte, die Herodot von den Persern anführt, „daß jeder von ihnen viele ordentliche Frauen habe, aber noch viel mehr Kebsweiber, weil es nächst dem Muth im Streit für ungemein wacker gelte, wenn einer recht viele Kinder erzielet, und wer die meisten erziele, dem sende der König alljährlich ein Geschenk", war eine natürliche Consequenz der im Avesta ausgesprochenen Tendenzen. Heirathsfähigen Mädchen wird die Verehelichung als Pflicht vorgeschrieben und freiwillige Ehelosigkeit mit den längsten Höllenstrafen bedroht. Eheliche Verbindungen sollten nur unter Rechtgläubigen (Mazdanaçnas) stattfinden und Verheirathungen unter Blutsverwandten, selbst unter Geschwistern waren erlaubt und kamen häufig vor; dagegen waren Ehebündnisse mit Daevaverehrern unter den schwersten Androhungen und Strafen verboten.

Ehegesetze.

„Ein Mann, der den Samen der Frommen und Unfrommen, der Daevadiener und Ormuzdverehrer vermischt," heißt es im Gesetzbuch, „der läßt durch diese Sünde ein Drittel des feuchtfließenden Wassers vertrocknen, der vernichtet das Wachsthum von einem Drittel der emporwachsenden, schönen, mit goldenen Früchten versehenen Bäume, ein Drittel der Bekleidung der heiligen unterwürfigen Erde vernichtet er, er vernichtet ein Drittel der reinen Männer, welche viel Gutes denken, reden und thun, welche stark, siegreich und sehr rein sind."

Die solche Verbindungen mit Sündern und Daevadienern eingehen, sind eher zu tödten als giftige Schlangen, als Wölfe mit Klauen, als dürstende Eidechsen, die zum Wasser kriechen.

Erziehung. Bis zum fünften oder siebenten Jahre bleiben die Knaben bei den Frauen; bis zum fünfzehnten lernen sie die Gebete und heiligen Lehren bei den Priestern; dann erfolgt unter Hersagung des Glaubensbekenntnisses, unter dreimaligem Ablegen des Gelübdes, dem Gesetze Zoroaster's gehorsam zu sein, und unter allerlei Ceremonien und Reinigungen, die Umgürtung mit der heiligen Schnur, die, aus Kamelhaaren oder Wolle bestehend, für alle Stände gleich war, bei Tag und Nacht nicht abgelegt werden durfte, und als sicherstes Schutzmittel gegen die Macht der Daeva galt. „Erst nach Anlegung dieser Schnur," sagt Duncker, „ist der junge Mann für seine Handlungen verantwortlich, vorher sind die Sünden, welche er begeht, Sünden der Eltern."

4) Die Traditionen der Parsen.

Nicht blos das Religionssystem, auch die mythisch-historische Sagenwelt, wie sie sich in echt nationaler Färbung bei Firdusi erhalten hat, ist in Ostiran, in Bactrien, Sogdiana und im alten Arierlande zur Entfaltung gekommen; und es scheint, als ob die dichterische Phantasie des Volkes, die in den symbolischen und allegorischen Götterwesen ohne klare Gestaltung und mythische Geschichte keinen Halt und Bildungsstoff fand, ihre ganze schöpferische Thätigkeit der Heldensage zugewendet und diese mit um so kräftigeren, lebensvolleren Gestalten erfüllt hätte. Den iranischen Völkerschaften in den Bergschluchten des Paropamisus war nicht wie dem indischen und griechischen Volke das Glück beschieden, daß die dichterischen Erzeugnisse und poetischen Heroensagen schon im Alterthum durch einen umfassenden Dichtergeist zu einem Nationalepos wären verbunden worden; Kriegsstürme und Fremdherrschaft haben frühzeitig den vaterländischen Schatz verschleudert und das Volksleben in seinen edelsten Erscheinungen geknickt. Doch sind auch hier nicht alle Spuren geistiger Volksthätigkeit, poetischer Phantasiegebilde untergegangen; die Traditionen erhielten sich in dem abgeschlossenen Lande von Geschlecht zu Geschlecht, bis sie um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung von einem vaterländisch gesinnten und für die alte Religion und Sagenwelt Irans begeisterten Dichter, Abul Kasim Mansur, genannt Firdusi, d. i. der Paradiesische, unter dem Beistande eines kunstliebenden Herrschers (Mahmud des Ghasnaviden) gesammelt und mit möglichster Treue und Anhänglichkeit an die ursprüngliche Ueberlieferung, vielleicht auch unter Benutzung schriftlicher Denkwürdigkeiten aus der alten Königsgeschichte aufgezeichnet wurden. Denn um die Mitte des 6. Jahrhunderts, als die Herrschaft der Sassaniden auf dem Höhepunkt der Macht und des Ruhmes gestanden, hatte der erste Chosru Nuschirvan die Sagen und Ueberlieferung des Volkes und der

Priester sammeln und aufzeichnen lassen, die dann durch die Pietät der Perser während der Herrschaft der Araber gerettet und bewahrt worden waren. Firdusi faßte nun den gesammten Bestand der Tradition zusammen und verherrlichte den alten Glauben an Auramazda von Neuem. Aus einer Vergleichung des ersten Theiles des Schahname (Königsbuchs) mit den Büchern des Avesta ergibt sich, „daß die epische Sage von Iran ihrem Kerne und ihren Hauptumrissen nach eben so alt ist, wie die im Vendidad aufbewahrte Religionslehre und gleich dieser in die Zeit vor Gründung des medischen und persischen Reichs hinaufsteigt". Den Bekennern des Feuercultus, sagt Fr. v. Schack, wurden die Thaten der alten Könige und Helden von Iran durch die zahlreichen Hinweisungen und Beziehungen ihrer heiligen Bücher auf dieselben stets in der Erinnerung erhalten; an den Namen, die sie in ihren Gebeten täglich auszusprechen hatten, entzündete sich ihre Phantasie, um die schon an sie geknüpfte Tradition zu bereichern und zu ergänzen, und so reifte an den Strahlen des heiligen Lichtes, die das Antlitz der Betenden beschienen, die Sonnenblume des iranischen Epos. Was nicht in den Umkreis der zoroastrischen Bücher fiel, berührte die Dichtung nicht, daher sind die Thaten der großen persischen Könige, des Kyros, Dareios, Xerxes, in der Volkstradition verschwunden, während die älteren, in der Geschichte unbekannten Namen in dem Gedächtnisse fortlebten und im Liede verewigt werden konnten. Noch jetzt führt ein altes Gemäuer am Demavend beim Volke den Namen „Sohaks Schloß", und die Rustemdenkmale sind in Persien so verbreitet, wie in einigen Ländern Europas die Rolandssteine; Paläste, Brücken, Dämme, Schleusen u. s. w. prangen mit dem Namen dieses iranischen Helden aus Sejestan. Aus diesen und vielen andern Zeugnissen geht deutlich hervor, daß wir in den Heldensagen des Firdusi dem Stoffe nach echt nationale Dichtungen aus Irans grauer Vorzeit besitzen, daß die geschilderten Thaten und Heroengestalten dem Mythenkreise der zoroastrischen Glaubenslehre angehören, daß die darin zur Anschauung gebrachten Sitten und Lebensverhältnisse als ein treues Abbild der alten Zustände gelten können, und daß in denselben symbolische und mythische Elemente zu einem lebensvollen Ganzen zusammengewachsen sind. Um so geringer ist die geschichtliche Ausbeute; denn Niemand wird mythische Personen für historische nehmen wollen. Indessen geben uns diese Ueberlieferungen gewisse Fingerzeige für die untergegangene Geschichte Ostirans. Der Glanz der königlichen Majestät wird so oft hervorgehoben, daß man auf ein mächtiges Königthum in diesen Gegenden schließen muß. Die Verwandlung der Geister des Himmels in Heroen läßt auf eine Zeit schließen, wo kriegstüchtige Adelsgeschlechter den königlichen Thron umgaben. Die beständigen und gefährlichen Feinde der Könige von Bactrien sind die Turanier. Die Söhne der unwirthlichen Steppe sahen mit begehrlichem Blicke nach den bessern Gebieten von Bactrien und Sogdiana. Wie die Achämeniden und die spätern Könige werden schon die ältesten Herrscher mit der Abwehr die-

ser Stämme zu thun gehabt haben. Noch in persischer Zeit hat Bactrien eine eigenthümliche Sonderstellung. Sein Statthalter ist halb unabhängig, und sein trotziger Adel vertheidigt jede einzelne seiner Felsburgen mit Zähigkeit gegen Alexander den Großen.

Die Sagen Irans nach dem Schahname des Firdusi.

Der Erste, der die Krone auf Erden trug und sich die königliche Binde ums Haupt wand, war **Kajumors**, der Urmensch. Er schlug seinen Wohnsitz in den Bergen auf, kleidete sich und sein Volk in Tigerfelle; sonnengleich strahlte er auf seinem Throne und Thiere und Menschen gehorchten ihm. Aber Ahriman sah mit Neid seine Herrschergröße, er sandte einen **Div** wider ihn aus und Kajumors' Sohn, der tapfere **Siamek** fiel im Kampf; aber Huscheng, sein Sohn, schlug die Dive, rächte den Tod des Vaters und bestieg den Thron des Kajumors. Er entdeckte die Kunst, das Feuer aus dem Stein zu locken, zündete die heilige Flamme an und erbaute den ersten Feueraltar; zugleich lehrte er die Menschen Eisen schmieden, den Boden bewässern und aus Thierfellen sich Kleider bereiten. Nach Huscheng's Tod bestieg **Tamuhras**, der Divbändiger, den Thron in Iran; unter ihm wurde die Kunst des Spinnens und Webens, des Gesanges und der Zähmung der Thiere den Menschen bekannt. Von Serusch, dem Boten Gottes, mit einem Fangstrick ausgerüstet, zog er hoch zu Roß, die Keule und den Strick in der Hand wider die Divs aus und schmetterte sie zu Boden. Nach Tamuhras regierte **Dschem** oder **Dschemschid** (im Avesta **Jima** genannt) mit königlichem Glanze. Er theilte die Menschen in vier Klassen, Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibende; er errichtete mit Hülfe der Dive, die als Sclaven gegürtet um seinen Thron standen, prachtvolle Bauten, holte aus den Bergen die Metalle und baute das erste Schiff. Alles huldigte dem Gewaltigen; man brachte ihm Kleinodien und feierte ihm zu Ehren ein jährliches Fest, den neuen Tag. Diese Verherrlichung machte ihn übermüthig; er sandte sein Bildniß zu den Völkern und verlangte, daß sie ihm göttliche Ehre erwiesen. Da wich der Glanz Gottes von ihm, die Könige und Großen standen wider ihn auf und dem Bösen ward wieder Macht auf Erden. — Damals lebte im Lande der Thasi in der Wüste ein Fürst Namens **Sohak** voll Herrschbegier und unreiner Triebe. Zu diesem trat Iblis, der böse Geist, und sagte, „über die Sonne will ich dein Haupt erhöhen, wenn du einen Bund mit mir machst". Sohak schloß den Bund, tödtete mit Hülfe des Div seinen Vater und bemächtigte sich des Throns. Nun verwandelte sich Iblis in einen schönen Jüngling, trat als Koch in die Dienste des Sohak und nährte ihn mit Blut wie einen Löwen, damit er ihn herzhaft mache, und gab ihm köstliche Speisen, um seine Gunst zu erwerben. Dann bat er sich die Gnade aus, einen Kuß auf Sohak's Schulter drücken zu dürfen. Dieser gewährte den Wunsch, da wuchsen plötzlich an der Stelle, die der Jüngling geküßt, zwei schwarze Schlangen empor. Umsonst ließ der bestürzte Sohak sie an der Wurzel abschneiden; wie Baumzweige sproßten sie von Neuem auf. Nun näherte sich ihm der Böse wieder in Gestalt eines Arztes, und rieth ihm, sie mit Menschengehirn zu füttern. Dadurch hoffte er die Erde von Menschen zu entleeren. — An diesen Sohak wenden sich nun die mit Dschemschid unzufriedenen Iranier und rufen ihn zu ihrem Herrscher aus. Auf die Nachricht von Sohak's Ankunft entflieht Dschemschid, überläßt Krone und Thron dem fremden Eroberer. Nach hundert Jahren kommt er im fernsten Osten am Meere von Tschin (China) wieder zum Vorschein, wird von Sohak gefangen und mit einer Säge durchschnitten. Sohak herrscht nun tausend Jahre über Iran, Frevel auf Frevel häufend. Täglich werden seinen Schlangen zwei Menschen zur Speise gegeben, reine Jungfrauen werden in den Palast geschleppt und zum Bösen erzogen; nur auf Blut steht der Sinn des Tyrannen. Alle Abkömmlinge des Dschemschid, deren er habhaft werden kann, läßt er ermorden, da ihm ein Traumgesicht verkündet hatte, ein könig-

licher Jüngling, von Wuchs einer Cypresse gleich, würde ihn mit einer eisernen Keule in der Form eines Stierkopfs erschlagen. Aber Feridun (Freduna, der altiranische Nationalheld Thraëtona), ein Urenkel Dschemschid's, entgeht den Nachstellungen Sohak's durch die Vorsicht seiner Mutter, die ihn bei einem Einsiedler auf dem Waldgebirg Elburs in Sicherheit bringt. Als er sechzehn Jahre alt war, steigt er nieder vom Berge und durch seine Mutter von seiner Herkunft und dem Schicksale seines Hauses belehrt, zieht er aus, um Rache zu nehmen an dem Tyrannen. Ein Schmied, Namens Kawa, dessen sechzehn Söhne die Schlangen des Sohak verzehrt hatten, zieht, sein Schurzfell an eine Lanze befestigend und als Banner schwingend, an der Spitze der Unzufriedenen zu Feridun. Dieser läßt sich eine Keule schmieden mit einem Stierkopf, zum Andenken an die Kuh Purmaje, die ihn anfangs im Walde genährt hatte. Er überwindet den Sohak und schmiedet ihn, da ihm der heilige Çraosha (Serosch) verboten hatte, denselben zu tödten, auf dem Berge Demavend in einer Höhle von grauenvoller Tiefe an den Felsen.*) — So hatte sich im Laufe der Zeit die alte Mythe von der dreiköpfigen Schlange Dahaka, die der Heros Thraëtona, der Sohn des Atwja, des zweiten Sterblichen, erlegt hatte, umgestaltet. Aus dem Ungeheuer des Angromainju, geschaffen die Welt der Reinheit zu verwüsten, ist ein Tyrann geworden mit einem Menschenhaupt und zwei Schlangenköpfen, aus dem mythischen Heros, der durch Erfindung der Heilkunde Krankheit und Tod bezwungen, ein menschlicher Siegesheld.

Fünfhundert Jahre herrscht Feridun über Iran mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aber die Macht des Bösen wirkt in seinem Stamme fort. Als er von Alter gebeugt sein Reich an seine Söhne Selm, Tur und Iredsch vertheilte, glaubten sich die zwei ältern Söhne hinter dem jüngern, dem tapfersten und edelmüthigsten, zurückgesetzt. Umsonst legt ihnen dieser die Krone von Iran zu Füßen und erklärt, zu Gunsten der ältern Brüder auf jeden Besitz verzichten zu wollen, ergrimmt über die Stimme der Völker, die Iredsch für den würdigsten erklären, ermorden die beiden ältern Brüder den gottgeliebten Jüngling; ein Fluch, „der gleich dem Gluthauch der Wüste die Missethäter verzehren soll", bricht aus dem Munde des greisen Vaters und fordert Rache. Sein Wunsch wird erhört; Iredsch' Enkel Minodscher erschlägt die beiden Mörder und sendet ihre Häupter an Feridun, der jammernd über das Geschick seines Hauses von hinnen scheidet. Ein furchtbarer Kampf entzündet sich jetzt zwischen den feindlichen Geschlechtern; neue Unthaten mehren die Macht des Bösen; ein Nachkomme Tur's, der schreckliche, von wilden Leidenschaften durchglühte Afrasiab (Fragharscha), König von Turan, siegt im blutigen Völkerkrieg über das Sonnenland Iran und pflanzt sein Banner auf dem Throne Dschemschid's auf. Aber der Held Rustem aus dem Nachbarlande Sejestan (Drangiana), der Sprößling des hochsinnigen Sal und der Königstochter Rudabe von Kabul, deren Jugendliebe eine anmuthige Episode in dem gewaltigen Strome des kriegathmenden Epos bildet, zerschmettert die Feinde und setzt den Kai-Kobad (Kava Kavad), einen Abkömmling Feridun's, als König über das herrenlose Land. Afrasiab flieht besiegt über den Oxus, und Rustem vertheidigt unter Kava Kavad und seinen drei Nachfolgern Kava Uç (Kai Kawus), Kava Çyavarsna (Siavakusch) und Kava Huçrava (Kai Khosru) das Lichtreich Iran gegen die Macht der Turanier. Auf dem blitzschnellen Rosse Reksch, dessen Kraft allein bei der Probe der starken Faust des Helden widerstanden, mit dem Fangstrick (Lasso) und der Stierkeule in der Hand, um die Schultern das Tigerfell, zieht Rustem zum Kampfe aus und Niemand besteht vor dem Gewaltigen. „Wie Erz ist sein Körper, einem Berge gleich seine Gestalt, breit und hochgewölbt seine Brust, überschwenglich seine Stärke und Lebenskraft, Entsetzen verbreitet schon sein Anblick unter den Feinden;" selbst die Divs vermögen nichts wider ihn. Voll Wuth über das Glück Irans sinnt Ahriman auf neue Mit-

*) J. Görres hat seine Bearbeitung des Heldenbuchs von Iran im J. 1820 dem Freiherrn vom Stein gewidmet, „dem Mann der zuerst mit starkem Arm die Keule ausgeschmiedet, die den neuen Sohak hat erschlagen".

tel, die Gottesstreiter zu verderben. Er erweckt in der Seele des Kai Kawus Hochmuth, Habgier und vermessenen Dünkel, daß er sich den Himmlischen gleich stellt und den Göttern die Ehre versagt. Er schreitet in Ueberschätzung seiner Kräfte von einer thörichten Unternehmung zur andern und fordert die Geschicke heraus; dreimal droht das von dem Argsinnenden angestiftete Verderben über Iran hereinzubrechen, aber jedesmal hält Rustem's starker Arm die feindlichen Gewalten ab, bis endlich der König, durch das Unglück gewarnt, Besonnenheit und Mäßigung lernt. Erzürnt, daß das feindliche Vorhaben vereitelt worden und die Sonne von Neuem ihr helles Licht über dem beglückten Lande leuchten ließ, wendet Ahriman seinen Grimm gegen den Helden selbst, der alle seine Pläne vereitelt hat, und bewirkt, daß der eigene in der Fremde geborene Sohn Sohrab sich an der Spitze der Turanier zum Kampf wider Iran erhebt und unerkannt von der Hand des Heldenvaters im Streite erschlagen wird. Unnennbarer Schmerz erfüllt die Seele Rustem's, als er in dem mannhaften Jünglinge, dem sein eigener Dolch den Tod gegeben, den Sohn erkennt, welcher ausgezogen war, den Vater zu suchen. Allein obgleich furchtbar erschüttert durch das harte Verhängniß, bleibt er dennoch der Schirm und Hort des heiligen Landes Iran. Aber Ahriman's Groll sinnt auf neues Verderben. Sijawusch („der Braunäugige"), der Sohn des Kai Kawus, rein von Seele und schön von Gestalt und von Rustem in alle Rittertugenden eingeweiht, ist das nächste Opfer, das er sich ausersehen. Zuerst sucht seine Stiefmutter Rudabe, beleidigt, daß er ihre Liebe verschmähte, ihm durch Ränke und Verleumdungen den Untergang zu bereiten; aber seine Unschuld zerreißt das Netz der Lüge und der Falschheit. Da bricht ein anderes Unheil über ihn herein. Der König Afrasiab von Turan hatte aus Furcht vor Rustem und Sijawusch Friede mit Iran gemacht; Kai Kawus aber, von bösem Rath verführt, will den Krieg aufs Neue beginnen und muthet dem Sohne zu, einen Wortbruch zu begehen. Entrüstet weis't dieser das Ansinnen zurück und geht, als der Vater auf seinem Verlangen besteht, zu Afrasiab über. Dieser nimmt ihn mit Freuden auf, gibt ihm seine Tochter zum Weibe und beschenkt ihn mit Land und Leuten. Aber nicht lange lächelt ihm das Glück in dem von Rosengärten und schattigen Baumpflanzungen umgebenen Lustschloß, das er sich erbaut. Gersiwes, des Afrasiab Bruder, neidisch auf die Tugenden und Vorzüge des iranischen Helden, füllt des Königs Seele mit Argwohn, als stehe dieser mit den Feinden in Verbindung und beredet zugleich den Sijawusch, unter Vorspiegelung von Gefahren, die ihm drohen, zur Flucht. Auf dem Wege wird er von einer aufgestellten Schaar Turanier gefangen und sein Haupt von Gersiwes Hand gefällt. Diese neue Blutschuld entzündet einen heftigen Rachekrieg; zornentbrannt gürtet Rustem sein Schwert um; Afrasiab wird geschlagen und zur Flucht ans Meer von Tschin getrieben, sein Sohn stirbt den gleichen Tod wie Sijawusch, Turan wird furchtbar verwüstet. Noch gewaltiger gestaltet sich der Kampf, als Kai Khosru, der nachgeborne und im Verborgenen unter den Hirten aufgewachsene Sohn des Sijawusch, den Thron in Iran besteigt. Ein Völkerkrieg von unerhörter Heftigkeit entbrennt; zahlreiche Fürsten mit ihren Heeresschwärmen ziehen den Turaniern zu Hülfe, ganz Hochasien hat sich gegen Iran erhoben; Kai Khosru scheint unter der Wucht seiner Gegner erliegen zu müssen. Da schirmt Rustem abermals das Reich; er schlägt eine vierzigtägige Schlacht; die Feinde stäuben vor ihm auseinander wie Wolken vor dem Sturmwind, Afrasiab vermag dieser Gewalt nicht zu widerstehen, nach vielen Kämpfen und Nöthen fällt endlich das Schwert der Rache auf sein Haupt und der Verräther Gersiwes folgt ihm im Tode. Siegreich kehren die Helden in die Heimath zurück, wo bald nachher der gerechte Kai Khosru in der Einsamkeit des Waldes der Erde entrückt und den himmlischen Sonnenhöhen zugeführt wird, nachdem er den Lohrasp (Aurvataçpa) zu seinem Nachfolger auf dem Throne Dschemschid's eingesetzt. Lohrasp baute in Balkh prachtvolle Paläste und Feuertempel und überläßt nach kurzer Regierung das Reich seinem Sohne Gustasp (Vistaçpa, Pferdebesitzer), unter welchem die Offenbarung des neuen gereinigten Lichtgesetzes durch Zarathustra (Zertuscht) den Sieg der Gotteskämpfer

über die finstern Mächte besiegelt. Ueberall findet die neue Lehre Eingang, überall werden Feueraltäre errichtet und zum Gedächtniß des herrlich vollbrachten Werkes pflanzt Zertuscht die heilige Cypresse von Kischmer. Da raffen die feindlichen Mächte noch einmal alle ihre Kräfte zusammen, um den neuen Glauben, der ihrer Herrschaft auf immer Vernichtung droht, zu vertilgen. Zuerst reizen sie Afrasiab's Enkel Ardschasp von Turan zum Krieg wider Gustasp, als dieser sich weigert den heiligen Religionsstifter zu verbannen und zum alten Glauben zurückzukehren; aber durch die Tapferkeit von Gustasp's Sohn Isfendiar (Çpentodata), dem zweiten Lieblingshelden des iranischen Volkes, den der weise Prophet durch einen Zauber unverwundbar gemacht hatte bis auf die Augen, wird das turanische Heer überwunden. Nun wendet sich der Groll des Bösen gegen den Gottesstreiter selbst. Dem Vater wird Argwohn ins Herz geflößt, so daß er ihn zu tollkühnen Unternehmungen aussendet, die ihm den Tod bringen sollen. Aber glücklich überwindet der Jüngling alle Gefahren, er besteht, wie einst Rustem auf dem Zug gegen Masenderan, sieben Abenteuer, und besiegt abermals den Herrscher von Turan, der wieder in Balkh eingefallen und die Feueraltäre zerstört hatte. Nun versöhnt sich Gustasp mit dem Heldensohn und verspricht ihm Krone und Reich abzutreten, wenn er zuvor den alten Helden Rustem, der sich in Sejestan als unabhängiger Fürst betrug und die Vasallenpflicht versäumte, gebunden nach Iran bringe. Isfendiar leistet dem Befehle des Vaters Gehorsam, wenn auch mit widerstrebender Seele und von düstern Ahnungen erfüllt; und da Rustem die Schmach nicht über sich ergehen lassen will, so erfolgt auf einer entlegenen Waldstätte ein Zweikampf, worin die beiden Gewaltigen sich Tage lang mit wechselndem Glück bestreiten. Verwundet rettet sich Rustem auf eine Anhöhe; hier saugt der Vogel Simurg das Blut aus der Wunde und entführt den Helden an das Meer von Tschin, wo die Ulme steht, an welche Isfendiar's Leben gebunden ist. Rustem reißt von dem Schicksalsbaume einen Zweig, der ihm als Pfeil dienen soll und beginnt am folgenden Tag den Zweikampf aufs Neue. Er trifft den königlichen Jüngling, der vom Streite nicht ablassen will, mit dem Geschoß an die einzige verwundbare Stelle seines Körpers und gibt ihm den Tod. Damit ist aber zugleich das Todesloos für Rustem gefallen. Zarathustra hatte auf Isfendiar den Zauber gelegt, daß, wer ihn tödte, bald nach ihm sterben müsse; nun umschweben die Todesgeister mit dunkelm Fittig sein Haupt, er muß dem getödteten Königssohne nachfolgen in das kalte nächtliche Reich. Wie Iredsch fällt er durch den Verrath des eigenen Bruders Scheghad. Auf der Jagd in Kabulistan stürzt er in eine mit aufgerichteten Schwertern und spitzigen Lanzen gefüllte Grube, die ihm auf des neidischen Scheghad Rath der König von Kabul hinterlistig hat bereiten lassen. Der greise Sal ermannt sich noch zu einem Rachezug gegen die Mörder des Heldensohnes und stirbt dann wehklagend über den Untergang seines Hauses. „So pflanzt das persische Epos mit tieftragischem Geiste über den Gräbern seiner Lieblinge die Trauerfahne auf und singt dem herrlichen Dasein, das dem unerbittlichen Geschick zum Opfer gefallen, den Todtengesang." Die Sagen und Namen Firdusi's haben sich in der Bevölkerung Irans durch alle Jahrhunderte lebendig erhalten. Mit allen großen Bauwerken sind die Namen Dschemschid, Rustem, Sohak verknüpft.

3. Das Reich der Meder und Kyros' Anfang.

1) Land und Volksstämme von Medien und Persien.

Medien hat von den Pässen des Zagros, dem Grenzgebirge gegen Assyrien, bis an die kaspischen Pforten eine Ausdehnung von hundert Meilen; gleich groß ist die Entfernung von Süden nach Norden. Es umfaßt die heutigen Provinzen Aserbeidjan und Ghilan, den Westen von Masenderan und ganz Irak-Adjem, und ist ein Medien.

von Armen des Taurus und Antitaurus umgebenes oder durchschnittenes Gebirgsland voll grasreicher Weidestrecken und fruchtbarer Thäler mit üppigen Wein- und Maulbeergärten. Das nördliche Land (Klein-Medien oder Atropatene) auf der Westküste des kaspischen Meeres mit dem Araxes, einem Nebenflusse des Cyrus (Kur), als Nordgrenze, wird als ein rauhes Bergland mit waldbedeckten Höhen geschildert, von denen sich viele Gewässer herabstürzen und in dem großen Salzsee Spauta (h. Urmia) sammeln. Natürliche Grotten, künstlich erweitert und labyrinthisch verbunden in verschiedenen Stockwerken über einander und kreisrunde Gewölbräume deuten noch auf ein altes Culturleben, das einst hier zur Entfaltung gekommen sein muß. Von einem Kreise mächtiger Hochgipfel eingeschlossen, enthielt das Land in den höhern Gegenden treffliche Bergweiden und grüne Wiesen nebst reichlichen Naphthaquellen, in seinen Ebenen und Thälern mannichfache Erzeugnisse; die Abwechselung von schneebedeckten Berghöhen und reizenden Thalgegenden voll üppiger Vegetation verlieh dem Lande den Charakter einer wilden und lieblichen Alpengegend. Der nördliche Theil war von den räuberischen Kadusiern (eigentlich Gelen, daher Ghilan) bewohnt, einem in Felsklettern und Wurfspießwerfen geübten Volke, dessen Sitze sich bis zur Meeresküste ausdehnten; an sie schlossen sich die Marder und Tapuren an, verwandt in Sitten und Lebensweise. An der schroffen Felswand des medischen Berges Bagistan befindet sich die große Keilinschrift von Bisutun, etwa 1000 Zeilen enthaltend, nebst einigen Abbildungen von Trabanten und Gefangenen, welche die Königsgestalt des Dareios umgeben, Reste einer großartigen Gartenanlage, welche die Sage der Semiramis beilegte. Die Kadusier scheinen von Kyros bezwungen worden zu sein. Um sie im Gehorsam zu halten, legte er die Stadt Kyropolis in ihrem Lande an. Das südliche Land (Groß-Medien) wird von den alten Schriftstellern gerühmt wegen seiner Fruchtbarkeit, seiner herrlichen Weidetriften und seines Reichthums an Pferden und anderm Vieh. Die Höhen waren von prächtigem Hochwald bedeckt und in den geschützten Thälern wuchsen Orangen und Citronen, Feigen und Wein in großer Menge, und an Honig und wohlriechendem Silphium war Ueberfluß. In der reizendsten Umgebung am Berge Orontes (Elvend), da wo die heutige Stadt Hamadan unter ihrem ewig jungen Baumwuchs malerisch emporsteigt, lag die uralte Hauptstadt der medischen Könige Hagmatana, Agbatana bei Herodot und den Aelteren, später Ekbatana mit der prachtvollen Königsburg, der Schatzkammer des Reichs und einer siebenfachen Ringmauer, von aufsteigender Höhe nach Innen, eine Stadt, von deren Reichthum und Fülle an Gold und Silber, an Schmuckwerk und Verzierung die alten Schriftsteller fabelhafte Schilderungen machen. Von noch größerem Umfang war die weiter nach Osten gelegene Stadt Rhagä, von deren einstiger Größe und Herrlichkeit noch heute die südöstlich von Teheran sich ausbreitenden Ruinen von Rey Zeugniß geben. Unweit der reizenden Landschaft Rhagiana mit ihren fruchttragenden Bäumen lagen die nisäischen Gefilde, wo die herrlichsten Pferde Asiens gezogen wurden. Die Zahl der Rosse, die dort vor Alters geweidet haben sollen, wird von Diodor auf 160,000 angegeben.

Susiana. Südwestlich von Medien lag **Susiana** (h. Khusistan), eine große, im Westen mit Babylonien zusammenhängende, von den übrigen Nachbarländern dagegen durch hohe Gebirge getrennte Ebene zwischen den westlichen Randgebirgen Persiens und dem Tigris. Den heißen Süd- und Westwinden zugänglich, vor den kühlenden Nord- und Ostwinden dagegen durch das hohe Gebirge abgeschlossen, leidet das Flachland an der Küste an unerträglicher Hitze, so daß nach Strabo Schlangen und Eidechsen, wenn sie im Sommer zur Mittagszeit über die Wege wollten, verbrannt liegen blieben, und hingestreute Gerste wie im Ofen geröstet wurde, die nördlichern Striche am Fuße der

Berge dagegen haben ein gemäßigtes Klima, die Gebirgsregion selbst ist rauh und kalt. „Die Küste ist sehr flach," heißt es bei Forbiger, „und es ziehen sich längs derselben viele sumpfige Untiefen hin, weshalb sie nur wenige Landungsplätze darbietet und das Land wenig zur Schiffahrt geeignet ist. Daher war auch diese Küste den Alten nur sehr wenig bekannt." Das übrige Land war sehr fruchtbar und reich an Getreide, Reis und Wein; auch enthielt es viele Naphthaquellen. Die Susischen Pässe führten über den höchsten und engsten Theil des Gebirges nach Osten. Susiana war von mehreren Nebenflüssen des Tigris bewässert, unter denen der von den nordöstlichen Gebirgen herabströmende Choaspes, der bei der Hauptstadt vorbeifließt, durch sein klares, reines Wasser berühmt war, so daß die persischen Könige einen Vorrath davon auf allen ihren Reisen in silbernen Gefäßen mit sich zu führen pflegten. Sein einheimischer Name ist Ulai, griechisch Euläos. Außerdem führten zahlreiche Kanäle der Ebene hinreichende Bewässerung zu. Der einheimische Name der Bewohner ist Afarti; die Babylonier nennen das Land Ilam (in den hebräischen Büchern Elam), die Perser Hûzha. Dieser Name stammt von dem wilden räuberischen, durch Alexander den Großen bezwungenen Stamme der Uxier. Die Griechen gebrauchen den Namen Elymaïs theils für das ganze Land, theils für die streitbaren Stämme des Südens, die als geschickte Bogenschützen berühmt und gefürchtet waren. Der in den Keilinschriften auftretende Name der Kassi ist möglicherweise identisch mit den Kissiern Herodot's und dem gegen die medischen Grenzgebirge zu wohnenden Volke der Kossäer. Auf dem östlichen Ufer des Choaspes lag in länglicher Gestalt die mauerlose Stadt Susa mit der „goldgeschmückten Burg der Kissier", wo gut geschützt und wohl verwahrt der Palast und das reiche Schatzhaus der Könige sich befand. Nach Strabo waren die Mauern, Tempel und Paläste in Susa wie in Babylon aus Ziegelsteinen und Erdpech erbaut, auch pflege man die Dächer der Häuser zwei Ellen hoch mit Erde zu beschütten, um kühler zu wohnen. Die Könige von Elam, welche uns jetzt durch die assyrischen wie durch einheimische Inschriften dem Namen nach bekannt sind, haben seit uralter Zeit auf die Geschicke Mesopotamiens eingewirkt. Völlig unterworfen wurden sie erst um das Jahr 650 durch den Assyrerkönig Assurbanipal.

„Das heutige Territorium von Shuster," erzählen neuere Reisende, „sei der schönste Theil von Susiana, durchschnitten und befruchtet durch vier ansehnliche Ströme und viele kleinere, welche seine Oberfläche nach allen Richtungen hin zu bewässern im Stande wären, wenn nicht der Fluch der Unwissenheit und der Habsucht persischer Herrschaft hart auf solchen Boden zurückwirkte und überall Ruinen und Wüsteneien hervorriefe, wo Culturlandschaften und Wohlstand verbreitet sein könnten. Zu Strabo's Zeiten war Susiana so gesegnet und getreidereich, daß Gerste und Weizen im Durchschnitt hundertfältigen, zuweilen sogar zweihundertfältigen Ertrag gab; dasselbe Land war zur Zeit des Khalifats reich an Baumwolle, Zuckerrohr, Reis und Korn, während es jetzt fast nur als Wüste erscheint, wenige bebaute Stellen ausgenommen." (Ritter.) Da wo die Flüsse Dizful und Kerkha beim Austritt aus der Gebirgswelt sich am nächsten kommen, liegen die Ruinen von Susa, fast von einem Ufer zum andern reichend. Zwei hohe Schuttberge in der grasigen von wilden Raubthieren bewohnten Ebene, einzelne Marmorstücke und Steinplatten mit Keilinschriften und die Reste verfallener Kanäle bezeichnen die Stätte, wo einst die stolze Stadt Susa sich erhob und wo vielleicht noch die Trümmer der Königsburg vergraben liegen.

Persis (h. Fars oder Farsistan) zwischen der karamanischen Wüste und dem persischen Meerbusen, im Westen durch den kleinen Fluß Oroatis (Aurvaiti, d. h. die Schnelle, h. Tab) von Susiana, im Osten durch den Bagrada von Karamanien getrennt, war nach Strabo's zutreffender Schilderung in seinen nördlichen Theilen (von Persis.

den Griechen Parätakene genannt) eine wilde Berglandschaft voll steiler Höhen und tiefer Schluchten, dazwischen weidereiche Triften mit Futter für Kamele; auch im Westen schied ein rauhes, steiles, von räuberischen Stämmen bewohntes Gebirgsland Persien von dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris; das mittlere Land war eine fruchtbare mit Seen und Flüssen angefüllte Landschaft, welche die besten Heerden nährte, wogegen der in eine Wüste auslaufende flache Süden sehr heiß und sandig und arm an Früchten und Bäumen, mit Ausnahme einiger Palmen, war. Diese mittlere Landschaft enthielt die fruchtbaren mit Weinreben, Obstbäumen und Blumenfeldern geschmückten Thäler von Kasrun, Schiras und Merdascht, die noch heute als der „Rosengarten Irans", als das Land des Weins und der Nachtigallen gepriesen werden. In dem weiten Thale von Merdascht lag die „Perserstadt" Persepolis, deren berühmte mit dreifacher Mauer umgebene Burg den Palast, das Erbbegräbniß und die Schatzkammer der Könige enthielt, und südöstlich davon, im „hohlen Persien" am Fluß Kyros (Bendemir), nahe der Grenze von Karamanien die ältere Hauptstadt Pasargadä, die in einem schönen Park das Grabmal des Kyros bewahrte, eine Stufenpyramide von weißen Marmorblöcken, von einer Säulenhalle umgeben. Die alte Herrlichkeit der Ebene Merdascht liegt längst in Schutt und Trümmer; aber noch immer erregen die Prachtruinen von Persepolis, die wir im zweiten Bande näher kennen lernen werden, die Bewunderung der Reisenden. Zahllose Mauerreste von geglätteten Quadersteinen, zertrümmerte und aufrechtstehende Säulen von fremder Ordnung, zerbrochene Relief-Statuen in altpersischer Tracht und demüthiger Haltung; Sculpturwerke von Wunderthieren und seltsamen Gestalten, Felsterrassen mit Thorhallen und mächtigen Marmortreppen, unterirdische Gewölbe und künstliche Grotten geben noch Zeugniß von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit der alten Heimath und Todtenstadt der persischen Könige.

Von der Ebene Merdascht, wo einst die stolze Persepolis lag, gibt Ritter folgende Beschreibung ihres heutigen Zustandes: „Aus einer einst überaus fruchtbaren Landschaft, wie dies die zahlreichen Reste der Kanäle und Bewässerungsanstalten und hie und da noch die Kornfelder, Tabakspflanzungen, Gartenanlagen, Weinberge beweisen, ist dieser Distrikt, der überall die Spuren der stärksten einstigen Population aufzuweisen hat, in eine fast entvölkerte Wildniß zurückgesunken, die den größten Theil des Jahres als Einöde erscheint, aber, wo menschlicher Fleiß sich nur regt, alsbald wieder in die reichsten Gärten und Felder sich verwandelt und mit Bewohnern füllt."

2) Mediens alte Geschichte.

Medien unter assyrischer Herrschaft.

Die alte Geschichte Mediens ist durch die griechischen Historiker, insbesondere Ktesias und Herodot in entstellter sagenhafter Gestalt auf die Nachwelt gekommen, in welcher der wahre Sachverhalt kaum mehr zu erkennen ist. Nach diesen durchaus ungeschichtlichen, aus Traditionen und epischen Gedichten geschöpften Angaben waren die Volksstämme der Meder schon im 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unter der Obergewalt eines Königs vereinigt, als der Assyrier Ninus das medische Reich mit großer Heeresmacht überzog. Der Mederkönig begegnete ihm, verlor aber in einer großen Schlacht die Mehrzahl seiner Truppen und wurde als Gefangener nebst seiner Gattin und sieben Kindern ans Kreuz geschlagen. So berichtet Ktesias. Nach Herodot

standen die Meder 520 Jahre lang unter der Herrschaft der Assyrier; eine merkwürdige Heerstraße über das nordwestliche Randgebirge, angeblich von Semiramis angelegt, verband das unterworfene Land mit der Hauptstadt Ninive. Später erhoben sich die Meder und erkämpften „als tapfere Männer" ihre Freiheit und Unabhängigkeit (736 v. Chr.). Ein einheimisches Herrscher- Medien wird unabhängig. geschlecht trat an die Spitze. Aber im Beginn trat Unordnung, Gesetzlosigkeit und ein anarchischer Zustand ein; Leben und Eigenthum war in Gefahr und Gewalt ging über Recht. Da wählten die Meder den Dejokes, der sich als Dejokes 708—655. gerechter und kluger Richter einen guten Namen und viele Freunde gemacht hatte, zum König. Dieser umgab sich sofort mit einer Leibwache von Lanzenträgern, stellte durch strenges Gericht, wobei er sich Späher und Horcher bediente, die Ordnung und den Gehorsam wieder her und begründete eine erbliche Militär-despotie, indem er die Meder zwang, ihm die neue Hauptstadt Ekbatana in Ekbatana erbaut. einer kühlen Gebirgsgegend zu erbauen und mit sieben in verschiedenen Farben glänzenden Ringmauern, wovon die innerste, mit vergoldeten Zinnen versehene, die Königsburg und das Schatzhaus schirmte, zu umgeben. Dann schloß er sich vom Volke ab, ertheilte seine Befehle und Urtheilssprüche schriftlich oder durch Boten und erschwerte nach Art orientalischer Gewaltherrscher den Zutritt zum Palast durch Gesetze des Anstandes und durch Formen äußerer Ehrerbietung. Von der Pracht und Herrlichkeit der aus Cedern- und Cypressenholz erbauten, mit Gold- und Silberblech getäfelten und mit versilberten Dachziegeln bedeckten Königsburg in Ekbatana, von der Größe und Festigkeit der nach der Zahl der obersten Lichtgeister mit einem siebenfachen Mauergürtel eingefaßten Stadt unter den Abhängen des Orontes (Elvend), von der Schönheit des mit vergoldeten Säulen geschmückten Tempels der Anahita, des weiblichen Genius der heiligen Ardviçuraquelle, erzählen die alten Schriftsteller Wunderdinge; und die Quadersteine und Cylinder mit Keilinschriften, die schlanken Säulen mit lotusförmigen Knäufen und Untersätzen, die man unter den Trümmern bei Hamadan noch heute findet, geben den Beweis, daß diese Schilderungen von der medischen Hauptstadt, wie sie durch Dejokes und seine beiden Nachfolger zur Vollendung kam, nicht übertrieben sind. Auf dem heiligen Berg Elvend, hoch über den blumenreichen Matten und Schneefeldern ist die felsgehauene Platform eines Altars sichtbar, zu welchem Stufen hinaufführen. Dort brachten die alten Meder auf der reinen Berghöhe ihre Feueropfer dar. Durch seine kluge und gerechte Regierung verlieh Dejokes dem Königthum Kraft und Festigkeit, dem Reiche Einheit und Stärke, so daß sein Sohn Phraortes (Fravartisch) die Grenzen Phraortes 655—633. erweitern und das kräftige stamm- und glaubensverwandte Volk der Perser, Die Perser unterworfen. das in sieben Stämme getheilt als Ackerbauer und Hirten, als Jäger und Krieger ein abgehärtetes, mäßiges Leben führte, unter seine Herrschaft bringen konnte. Gestützt auf die vereinte Kraft der Meder und Perser, über welche letzteren er den Achämenes (Hakhamanis), aus dem edeln Kriegergeschlecht der Pasar-

gaden, als Unterkönig einsetzte oder gegen Zinspflicht und Heeresfolge in seiner schon vorher bekleideten Würde als Oberhaupt der sieben Stammfürsten bestätigte, unterwarf nun Phraortes auch die Bactrer und Parther und dehnte seine Macht über ganz Ostiran aus. Die unterworfenen Völker mußten den Medern Tribut entrichten und ihre Fürsten oder Statthalter die Oberhoheit des medischen Königs anerkennen, behielten aber ihre alten Rechte, Gesetze und Religionsformen, was auf innere Verwandtschaft und Gleichartigkeit deutet. Gebieter von ganz Iran unternahm Phraortes einen Kriegszug gegen die Assyrier, um Vergeltung zu nehmen für die frühere Knechtschaft des Volks. Aber „Assyrien war damals noch in gutem Stand". Phraortes verlor im Felde Ragau in einer großen Schlacht Sieg und Leben (633). Daß diese Berichte nicht geschichtlich seien, lehren die assyrischen Keilinschriften. Gerade in die Epoche der angeblichen Erhebung Mediens fällt die größte Machtausdehnung des assyrischen Reichs auch nach Osten. Tiglatpilesar II. (745—727) rühmt sich das Land Nisaa und die Städte des Landes Medien unterworfen zu haben. Sein Nachfolger Sargon, welcher die Israeliten nach Medien verpflanzte, baute dort vier Zwingburgen. Auch seine Nachfolger berichten von Tribut, den sie von den Medern empfingen. Die Assyrier kennen auch kein centralisirtes Königthum, sondern nur zahlreiche Häuptlinge in Medien. Wir können somit, sagt Duncker, dem Bericht Herodot's nicht mehr zugeben, als daß zu den Zeiten König Sanherib's und Asarhaddon's, Dejokes, des Phraortes Sohn, unter den Häuptlingen der Meder ein umfänglicheres Gebiet, ein größeres Ansehen, als andere Häuptlinge der Meder erworben hat, und wir haben schwerlich Grund seine Herrschaft anderswo, als bei Ekbatana zu suchen. Seinem Sohne, dem Phraortes muß es etwa um das Jahr 640 gelungen sein, die Häuptlinge der Meder unter seiner Herrschaft zu vereinigen und sich mit den Stämmen der Perser, bei welchen eben damals das Geschlecht der Achämeniden eine hervorragende Stellung erreichte, zur Behauptung der Selbständigkeit gegen Assyrien zu verbinden. Wahrscheinlich in der Abwehr eines assyrischen Angriffs fiel Phraortes, dann konnte aber

Kyaxares 633—593.

sein Sohn Kyaxares (Uwakhschathra) schwerlich sogleich einen Angriff gegen Ninive, den Tod des Vaters durch Zerstörung der Stadt zu rächen, unternehmen; seine nächste Aufgabe war vielmehr, weitere Fortschritte der Assyrier zu hemmen. Diesen Kampf hat er auch glücklich bestanden. Möglich ist, daß seine Erfolge ihn schon unter die Mauern Ninive's führten. Aber Ninive's Stunde war noch nicht gekommen. Ein mächtiger, bisher noch nie gesehener Feind von wilder Kraft erschien an Mediens Grenze und rief den König Kyaxares auf einen andern blutigen Schauplatz. Dadurch erhielt das assyrische Reich noch eine kurze Frist der Rettung.

Die Skythen in Medien und Syrien.

Von den wilden Hirten- und Reitervölkern, welche die weiten Steppenländer am Don und an der Wolga und im Osten des kaspischen Meeres durchstreiften und von den Griechen mit dem gemeinsamen Namen der Sky-

then belegt wurden, waren einige streitbare Stämme unter kriegerischen Führern durch die östlichen Pässe des Kaukasus in Medien eingefallen, Raub, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Sie warfen sich zuerst auf die stammverwandten Kimmerier und Treren, die hundert Jahre früher von der Nordküste des schwarzen Meeres aus Kleinasien mit Verwüstung heimgesucht und sich dann in der Gegend niedergelassen hatten, wo in der Folge die griechische Stadt Sinope erbaut wurde, nahmen einen Theil derselben in ihre Reihen auf und drängten die übrigen abermals nach Westen, zu einem neuen Verheerungszug wider Sardes und die griechischen Küstenstädte. Als sie die Grenzen des medischen Reiches bedrohten, brach König Kyaxares aus seinem Lager vor Ninive auf und zog dem unbekannten Feinde entgegen. Aber er verlor die Schlacht; die Skythen eroberten Medien, drückten das Volk mit harter Botmäßigkeit und beugten ganz Vorderasien unter ihre Zwingherrschaft. Alles zitterte vor den kriegerischen Wanderhorden, die mit ihren schnellen Rossen raubend und verwüstend in die Länder einbrachen. Einige Zeit nachher wandte sich ein großer Schwarm südwärts nach dem Lande Kanaan, dem entkräfteten Reiche Juda Untergang und Verderben drohend. „Ein Volk kommt vom Lande des Nordens," rief damals der junge Jeremias aus, der in ihrer Erscheinung eine ähnliche Zuchtruthe und Gottesgeißel für Juda's Frevelthaten und Abfall zum Götzendienst erblickte, wie Jesaja in den Assyrern: „Ein Volk kommt vom Lande des Nordens und eine große Nation steht auf vom Aeußersten der Erde. Bogen und Wurfspieß führen sie; grausam sind sie und ohne Erbarmen; ihre Stimme brauset wie das Meer und auf Rossen reiten sie, gerüstet wie Männer zum Streite. Ein starkes Volk ist es, ein Volk von Alters her, dessen Sprache du nicht kennest. Sein Köcher ist wie ein offenes Grab, alle sind Helden. Wider Israel lassen sie ihre Stimme erschallen und machen das Land zur Wüste; die Städte werden verbrannt, leer von Bewohnern. Nach Jerusalem kommen Hirten und ihre Heerden, schlagen um sie Zelte ringsum, weiden ab ein jeglicher seinen Bereich." Verheerend durchzogen die skythischen Wanderhorden das syrische Land, beschatzten und beraubten Völker und Städte und füllten Alles mit Angst und Schrecken. Ammon und Moab wurden wie Sodom und Gomorra „Nesseln-Besitz und Salzgruben und ewige Wüste", nach der Schilderung des Propheten Zephanja. An der Grenze Aegyptens kehrten sie um, bewogen durch die Bitten und Geschenke des Königs Psammetich, und wandten sich ostwärts nach den reichen Landschaften Babyloniens, Alles raubend, was nicht durch feste Mauern geschützt war. Aber einige Schwärme Nachzügler weilten noch eine Zeitlang in dem Küstenlande Philistäa's, plünderten den Tempel der Derketo (Uranischen Aphrodite) in Ascalon und schlugen die Städte und ihre Bewohner mit der Schärfe des Schwerts also, daß der Strich am Meere, einst so blühend und volkreich, „zu Angern" ward, „zu Triften der Hirten und Schaaf-Hürden", wie Zephanja schon bei dem ägyptischen Kriegszug verkündet (S. 192).

Noch lange erhielt sich im hebräischen Volke die Erinnerung an den „Gog und Magog" des Nordens.

Achtundzwanzig Jahre lang waren die Skythen die Geißel Mediens und Vorderasiens „und machten Alles wüst und öde durch Gewalt und Uebermuth"; erst als sie sich nach der Art wilder Völker in mehrere Schaaren getrennt hatten, gelang es dem König Kyaxares, sein Land von ihnen zu befreien, indem er, wie Herodot erzählt, einen Theil von ihnen trunken machte und erschlug. Die übrigen streiften noch bis zum Jahr 605 in Vorderasien umher. Dann kehrten alle in ihre Heimath zurück, wo ein neuer Kampf ihrer wartete. Die skythischen Weiber hatten nämlich während der Abwesenheit der Männer die Sclaven geheirathet, und ein junges Geschlecht war aus diesen Ehen hervorgegangen. Als nun die Skythen heimkamen, zogen die Sclaven mit ihren Söhnen ihnen entgegen und schlugen sie mehrmals zurück, bis diese, Wurfspieße und Bogen bei Seite legend, mit Peitschen auf sie zugingen und sie durch die Erinnerung an die frühere Knechtschaft so in Schrecken setzten, daß sie flohen und überwunden wurden.

Nach dem Abzug der Skythen bekamen die Meder ihre Herrschaft wieder über alle Völker, denen sie zuvor geboten hatten, über die Hyrkanier, Parther, Bactrer und Kyaxares gewann Zeit, das Heerwesen zu verbessern und auf neue Eroberungen auszuziehen. In dichterischen Sagen, deren Spuren sich noch in einzelnen Erzählungen der Griechen erhalten haben, wurden die Kämpfe gegen die Kadusier am Ufer des kaspischen Meeres, gegen die Saken und die Völker Ostirans gefeiert und romantisch ausgeschmückt. Nachdem der König, wie Herodot berichtet, sein Kriegsvolk, das bisher aus ungeordneten Haufen bestanden, in Lanzenträger, Reiter und Bogenschützen getheilt hatte, griff er Armenien an, jenes nordwestliche Gebirgsland, wo sich von dem sagenreichen Ararat, dem schneebedeckten Quellgebiete des Tigris und Euphrat, um den reizenden See von Wan ein fruchtbares, an Wein, Oel und Pferdetriften reiches Stufenland ausbreitet, und ein terrassenförmiges Randgebirge, über dessen untere Stufen der Tigris brausend hinabstürzt, den südlichen Grenzwall bildet gegen das Tiefland von Mesopotamien. Dieses, von einem einfachen, gastfreien Volke bewohnte Armenien, das bisher den Assyriern gehorcht hatte, wurde von den Medern, mit denen die Einwohner in Sitten und Sprache viele Aehnlichkeit gehabt haben sollen, leicht unterworfen, so daß Kyaxares seine Waffen noch weiter nach Westen, gegen Kappadokien und Lydien tragen konnte. Von der einstigen Herrschaft der Assyrier in Armenien zeugen noch merkwürdige Reste von Säulen und weitverzweigten Grottenwerken, die als Gräber der Könige gedient zu haben scheinen, und vor Allem die unbekannten Inschriften in Keilform auf der geglätteten Felswand, welche die Feste der heutigen Stadt Van trägt und zu der ein halbzerstörter Stufengang bis auf die obere Felsplatte hinanführt. Sie sollen von der prächtigen Königsstadt „Schamiramagerd" herrühren,

Armenien unterworfen.

welche einst der Sage nach die mächtige Beherrscherin von Ninive durch assyrische Werkleute habe erbauen lassen, um dort in der kühlen Berggegend am blauen Wasserspiegrl des reizenden Sees die heißen Sommertage zu verleben. — Der Krieg zwischen Kyaxares und dem Lyderkönig Alyattes, welcher nach der Vertreibung der Kimmerier alle Völkerschaften bis zum Halys unter seine Herrschaft gebracht hatte, zog sich mit abwechselndem Erfolge fünf Jahre lang ohne Entscheidung hin. Erst im sechsten Jahre, als in Folge einer (von dem Jonier Thales vorher verkündigten) Sonnenfinsterniß (30. Sept. 610, nach andern Berechnungen 28. Mai 585) während einer Schlacht unweit des Halys „aus Tag mit einem Mal Nacht ward" und die Soldaten vor Schrecken vom Kampfe abließen, kam unter Vermittelung des babylonischen Königs Nabopolassar und des „Syennesis" von Cilicien ein Friede und ein Freundschaftsbündniß zu Stande. Nun wendete Kyaxares im Bunde mit Babylonien seine Waffen abermals gegen Assyrien, das den vereinten Kräften nicht zu widerstehen vermochte. Im dritten Jahre des Krieges fiel Ninive in die Hände der Belagerer, welche die Stadt zerstörten und das Reich unter sich theilten (606). Das assyrische Stammland auf dem linken Ufer des Tigris kam an die Meder, die nunmehr über alle Völker vom Indus bis zum Tigris und zum nördlichen Halys geboten. Mit Recht konnte Herodot sagen, daß Kyaxares viel mächtiger gewesen sei als alle seine Vorfahren.

Krieg mit den Lydern.

Ninive erobert 606.

Als Kyaxares nach einer vierzigjährigen wechselvollen Regierung zu seinen Vätern versammelt wurde, folgte sein Sohn **Astyages** als Herrscher über das größte Reich in Asien. Aber des Vaters kriegerischer Geist war auf den Sohn nicht übergegangen. Astyages verbrachte seine Tage in den Palästen von Ekbatana in Weichlichkeit und Ruhe und entfremdete sich durch Schwäche und Grausamkeit die Gemüther seines Volks. Durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit den Königen von Babylon und Lydien verknüpft und daher vor Angriffen von den beiden mächtigsten Reichen Westasiens geschützt, überließ er sich sorglos seiner schlaffen Natur, bis er unerwartet aus seiner Sicherheit aufgeschreckt wurde.

Sinken des medischen Reiches.

Astyages 593—558.

3) Astyages und Kyros.

Astyages hatte keine männliche Nachkommen, erzählt Herodot nach einer persischen Ueberlieferung, sondern nur eine Tochter Mandane. Diese gab er, durch die Deutung eines Traumgesichts erschreckt, nicht einem Meder zum Weibe, sondern einem vornehmen Manne aus dem unterworfenen Volke der Perser, Namens Kambyses. Mandane war noch kein Jahr verheirathet als der Vater abermals ein merkwürdiges Traumgesicht hatte. Er sah aus dem Schooße der Tochter einen Weinstock emporwachsen, welcher ganz Asien beschattete. Die Traumdeuter wiederholten die frühere Auslegung, daß der Sohn seiner Tochter an seiner Stelle einst regieren werde. Um diesem

Astyages und Kyros nach Herodot.

Schicksale zu entgehen, ließ Astyages seine Tochter nach Ekbatana kommen und gab, als sie hier den Kyros zur Welt brachte, das Knäblein dem Harpagos, einem treuen und vertrauten Manne, daß er es in seinem Hause tödte. Dieser aber gedachte, daß Astyages alt und ohne Erben sei, daß das Reich einst an Mandane fallen und diese den Tod ihres Sohnes an ihm rächen würde. So wollte er wenigstens die Schuld des Mordes auf einen Andern wälzen. Er gab den Knaben einem königlichen Hirten Mithradates, d. i. vom Mithras gegeben, und befahl ihm im Namen seines Herrn, das Kind auszusetzen, wo das Gebirge am wildesten sei. Der Hirte aber, verwundert, den Knaben mit Gold und bunten Kleidern geschmückt zu sehen, ließ sich durch die Bitten seines mitleidigen Weibes Spako, d. i. Hündin, bewegen, ihr eigenes todtgebornes Kind an des Kyros Statt auszusetzen, diesen dagegen als seinen Sohn zu erziehen. So wuchs Kyros bis in sein zehntes Jahr unter den Hirten auf und wurde ein großer und schöner Knabe. Da geschah es, daß er in einem Knabenspiel zum König gewählt ward. Nun setzte er jedem sein eigenes Geschäft. Die Einen wählte er zu Lanzenträgern, die Andern zu Thorwächtern, diesen machte er zum Auge des Königs, jenem gab er das Amt die Botschaften herein zu bringen. Alle folgten seinen Geboten, nur der Sohn eines vornehmen Meders weigerte den Gehorsam. Und als ihn Kyros ergreifen und mit Geißelhieben züchtigen ließ, eilte der Knabe nach der Stadt und erhob Klage bei seinem Vater. Dieser ging voll Zorn mit seinem Sohne zum König und erzählte die unwürdige Behandlung, die derselbe von dem Knaben des Rinderhirten erhalten habe. Astyages beschied hierauf den Hirten mit dem Kyros vor sich und fragte diesen, wie er es habe wagen können, den Sohn eines edlen Meders so schmählich zu behandeln? Kyros aber antwortete: „Herr, dem ist nichts als sein Recht geschehen; hab' ich darum Strafe verdient, siehe, hie bin ich.“ Weil der Knabe so redete, da erkannte ihn Astyages auf einmal. Denn die Züge des Gesichtes däuchten ihm wie seine eigenen, und die Antwort war wie eines Edlen. Er nahm den Hirten allein und brachte ihn durch Androhung von Martern zum Geständniß der Wahrheit. Nun warf er seinen ganzen Zorn auf Harpagos, weil dieser seinen Befehl nicht vollzogen, und beschloß ihn schwer zu züchtigen. Er stellte sich erfreut über die Rettung seines Enkels und forderte ihn auf, seinen Sohn zu demselben zu schicken und dann selbst zur königlichen Tafel zu kommen. Harpagos that Alles, wie es der König befohlen. Astyages aber ließ den Knaben beim Eintritt in das Schloß ergreifen und schlachten; dann setzte er das gekochte und gebratene Fleisch des Kindes dem Vater zur Speise vor, während die andern Gäste Hammelfleisch aßen. Als Harpagos ohne alle Ahnung von dem vorgelegten Fleische gegessen hatte, fragte ihn Astyages, wie ihm das Gericht geschmeckt hätte, und als der andere versicherte, es hätte ihm sehr gut geschmeckt, brachten die Diener des Königs in einem verdeckten Korbe den Kopf nebst den Händen und Füßen des getödteten Sohnes und hießen ihn nehmen was ihm beliebte. Harpagos entsetzte sich nicht, sondern unterdrückte sein Gefühl und sagte, was der König thue, das sei wohlgethan. Danach ging Astyages mit denselben Magiern, die ihm die früheren Traumgesichte ausgelegt, zu Rathe, ob Kyros am Leben bleiben solle oder nicht. Als diese den Hergang erfahren hatten, waren sie der Meinung, daß des Königs Träume bereits in Erfüllung gegangen wären, da ja Kyros von den Knaben des Dorfes zum König eingesetzt worden und daß Astyages nun nichts mehr von ihm zu fürchten habe. Damit war der Mederkönig zufrieden und schickte nun den Kyros zu seinem Vater in das Land der Perser. Und als Kyros heranwuchs und wacker und beliebt ward vor allen seinen Gespielen, lag ihm Harpagos an und sandte ihm Geschenke, weil er groß Verlangen trug, Rache zu nehmen an dem Astyages. Er trat heimlich mit den medischen Großen in Verbindung und gewann sie

für den Plan, den Astyages vom Thron zu stoßen und den Kyros an seine Stelle zu setzen. Als er diesem so den Weg bereitet, schickte er einen als Jäger verkleideten Diener zu Kyros mit einem Hasen und ließ ihm sagen, er möge denselben in Niemandes Gegenwart aufschneiden. Im Bauche des Hasen aber lag ein Brief, worin Kyros aufgefordert wurde, die Perser zur Empörung zu bringen und Rache zu nehmen an seinem Mörder Astyages; in Medien sei Alles bereit, ihn als König anzuerkennen. Kyros beschloß der Aufforderung zu folgen und ersann folgende List. Er versammelte die Perser und gab vor, Astyages habe ihn in einem Schreiben zum Obersten bestellt; nun befehle er ihnen, daß sich Jeder einstelle mit einer Sichel. Als sie kamen, gebot er ihnen, ein mit Dornen bewachsenes Feld von 18 oder 20 Stadien an einem Tage auszuroden. Als nun die Perser ihr Tagewerk vollendet, sagte ihnen Kyros, sie sollten sich baden und am andern Tage sich wieder einstellen. Da brachte Kyros zu Hauf alle Ziegen und Schaafe und Rinder seines Vaters und schlachtete und bereitete sie zu, daß er der Perser Heer bewirthete, dazu Wein und Speisen auf das Herrlichste. Und als die Perser sich einstellten am andern Tage, mußten sie sich lagern auf den Rasen und schmauseten. Und als sie gegessen, fragte sie Kyros, was ihnen besser gefiele, wie sie's gestern gehabt, oder wie sie's heute hätten. Sie aber sagten, da sei ein gewaltiger Unterschied, denn gestern hätten sie's sehr schlecht, heute hingegen sehr gut gehabt. Diese Rede nahm Kyros auf und offenbarte ihnen die ganze Sache und sprach: „Also steht es mit euch, o Perser! Werdet ihr mir folgen, so sollt ihr's immer so gut haben, und noch zehntausend Mal besser, ohne Knechtsarbeit; wollt ihr aber nicht, so warten euer Müh' und Arbeit ohne Zahl der gestrigen gleich. Folget mir also und macht euch frei. Denn ich bin geboren durch die göttliche Schickung, daß ich dies Gut in euere Hand soll bringen. Auch halt' ich euch nicht für schlechtere Leute, denn die Meder, in keinem Stücke, vor Allem aber im Streit." Die Perser folgten ihm mit der größten Bereitwilligkeit, denn schon längst war ihnen der Meder Herrschaft ein Greuel.

Astyages brachte nun alle Meder unter die Waffen und setzte, als wär' er von Gott geschlagen, den Harpagos zu ihrem Anführer. Als es nun zum Streit kam, ging Harpagos mit denen, die um die Sache wußten, zu den Persern über, die andern wurden überwunden und flohen. Da ließ Astyages die Magier, die ihm gerathen, den Kyros gehen zu lassen, ans Kreuz schlagen, und bewaffnete dann alle Meder, die in der Stadt waren, Alt und Jung, und führete sie hinaus. Aber er verlor die Schlacht und ward selber gefangen. Als nun Astyages gefangen saß, trat Harpagos zu ihm und spottete sein und sagte, das sei der Lohn für jenes grausige Mahl, Knechtschaft statt eines Königreichs. Astyages aber erwiederte: wenn das sein Werk wäre, so sei er der einfältigste und thörichtste aller Menschen, der einfältigste, weil er einem Andern die Macht in die Hände gegeben, da er doch selbst hätte König werden können, der thörichtste, weil er jenes Mahles wegen die Meder zu Knechten gemacht. So nahm die Herrschaft der Meder nach einer Dauer von etwas mehr als 150 Jahren (558 vor Chr. G.) ein Ende. Dem Astyages that Kyros weiter kein Leides und behielt ihn bei sich bis an seinen Tod.

Andere Erzählungen über den Fall des Mederreichs.

In dieser Erzählung der Jugendschicksale des Kyros ist Herodot derjenigen Tradition gefolgt, die ihm am wenigsten wunderbar, d. h. durch poetische Sagen entstellt vorkam, und seinem naiven Pragmatismus von der göttlichen Strafgerechtigkeit, die jeden Uebermuth zu Fall bringe und jede Frevelthat die entsprechenden Folgen finden lasse, am angemessensten war. Sowohl aus

Herodot's eigener Angabe (I, 95), als aus den ganz abweichenden Darstellungen des Xenophon und Ktesias, des Deinon und Nicolaus von Damascus geht deutlich hervor, daß des Kyros Jugendzeit in ähnlicher Weise durch Sagen und poetische Ausschmückung ins Mythische gerückt worden, wie die wunderbaren Schicksale des Romulus bei den Römern. Wie bei diesem der Kriegsgott Mars und die Wölfin eingeflochten ward, so bei den Ormuzddienern der Gott Mithra, „der die Rinderpaare vermehrt", und das heiligste Thier des Lichtgottes, die Hündin. Bei Xenophon, der in seinem ganz ungeschichtlichen Lehrroman Kyropädie den Kyros als das Musterbild eines Herrschers sowohl an Tapferkeit, Fähigkeit und Verstand als an Gerechtigkeit, Treue und Milde verherrlichen will, eine Tendenz, wozu der Abfall und Verrath des Helden schlecht gepaßt haben würde, ist Kyros der Sohn des Königs von Persien, Kambyses, und der Mandane, der Tochter des Astyages. Er verbringt seine Jugend ruhig bei seinen Eltern in Persien, unterstützt nach Astyages Tod dessen Sohn und Nachfolger Kyaxares II. im Kampfe gegen Armenier, Assyrier, Lyder, heirathet dessen einzige Tochter und wird, als sein Oheim und Schwiegervater ohne männlichen Nachkommen starb, nach natürlichem Erbrecht König von Medien. — Bei Ktesias ist Kyros kein Verwandter des Astyages; er überwindet ihn im Krieg, nimmt ihn gefangen, behandelt ihn aber nicht als Feind, sondern macht ihn zum Statthalter einer entlegenen Provinz und vermählt sich mit seiner Tochter Amytis. Als nun in der Folge die Tochter Verlangen trug, den Astyages wieder zu sehen, gibt Kyros Befehl ihn nach Persien zu führen. Aber Oebaras, durch dessen Rathschläge der Perserfürst seine Erfolge errungen, fürchtete Gefahr von der Rückkehr. Er stiftete daher den Eunuchen Petesakas, der den Astyages aus Hyrkanien herbeiholen soll, auf, den ehemaligen Mederkönig auf dem Wege an einem wüsten Orte zurückzulassen, damit er dort verschmachte. So sei es geschehen. Der Eunuche aber sei auf Amytis Betreiben zur Strafe geblendet, geschunden und ans Kreuz geheftet worden. Aus Furcht vor einem ähnlichen Loose habe Oebaras seinem Leben durch Enthaltung aller Speisen ein Ende gemacht. — Nach Deinon, der in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. schrieb, war Kyros Oberster und Stabträger des Astyages, dann der erste der Waffenträger und stürzte, von dem König nach Persien entlassen, die medische Herrschaft durch glückliche Empörung; nach Nicolaus von Damascus, einem Zeitgenossen des Augustus, hütete Kyros mit seiner Mutter die Ziegen, während sein medischer Vater Atradates (d. h. Feuergabe) auf Raub auszog. In der Folge begab er sich nach Ekbatana, wurde im königlichen Palaste zuerst Auskehrer, dann Lichtträger und endlich Mundschenk. Durch seine Geschicklichkeit und Schönheit erwarb er sich die Gunst des Königs, so daß dieser seinen Vater zum Statthalter in Persien machte und ihn selbst mit einer schwierigen Mission zu den Kadusiern betraute. Auf dem Wege dahin begegnet ihm Oebares, ein persischer Knecht, der von einem Meder miß-

Xenophon. Ktesias. Deinon. Nicolaus von Damascus.

handelt worden war. Auf den Rath dieses klugen und entschlossenen Mannes faßte Kyros den Plan, den Astyages vom Thron zu stoßen und selbst die Herrschaft zu gewinnen, wie ihm schon vorher ein babylonischer Traumdeuter geweissagt hatte. Unter dem Vorwande, ein Gelübde zu erfüllen, erbat sich hierauf Kyros die Erlaubniß, nach Persien zu gehen. Eine Lautenspielerin verspottete darob den König, daß der Löwe den Eber auf die Weide entlassen habe, wo er sich mästen und stärken werde, um ihn zuletzt zu besiegen. Besorgt schickte nun Astyages dem Kyros eine Reiterschaar nach, die dieser jedoch niedermachen läßt und dann die Fahne der Empörung aufpflanzt. Allein der Aufstand hatte anfangs schlechten Erfolg. Die Perser wurden dreimal von den Medern besiegt und bis nach Pasargadä zurückgedrängt, wo die Weiber und Kinder versammelt waren. Da stürzten die Frauen den Fliehenden entgegen und die Kleider aufhebend schrien sie: „ihr Feiglinge, wollt ihr in den Schooß eurer Mütter zurückweichen?" Beschämt erneuerten die Perser den Angriff und gewannen den Sieg. So erlangte mit Hülfe des Oebares Kyros zuletzt die Krone und brachte die Herrschaft von den Medern zu den Persern.

Ursachen der dichterischen Sagengebilde.

Aus diesen verschiedenen Erzählungen geht hervor, daß der Uebergang der Herrschermacht von den Medern zu den unterworfenen Persern und die Gründung des Reiches durch Kyros frühe durch Sagen und poetische Ausschmückung entstellt und in das Gebiet der Dichtung und Mythe gezogen wurde. Denn schon Herodot, der nicht ein volles Jahrhundert nach Kyros seine Geschichten verfaßt hat, war außer Stande, unter den vier Traditionen, die er in Persien hörte, die historische Wahrheit mit Sicherheit herauszufinden. Zu dieser frühen Entstellung trugen mancherlei Umstände bei. Die Meder glaubten die Schmach ihrer Niederlage und ihres Falles zu mindern, wenn sie den Sieg der Feinde der Falschheit und dem Verrath zuschrieben und so den Sturz des einheimischen Königsgeschlechts von der Untreue medischer Großen ausgehen ließen, und suchten sich für den Verlust zu trösten, indem sie das persische Herrscherhaus durch die Bande der Blutsverwandtschaft an die medische Dynastie anknüpften; die Perser dagegen waren beflissen, den Gründer ihres Reiches als einen Mann hinzustellen, der vom Hirtenknaben von Stufe zu Stufe emporsteigend seine Erfolge sich selbst und den Göttern zu verdanken gehabt. Je nachdem also die griechischen Schriftsteller medischen oder persischen Traditionen folgten, gingen ihre Darstellungen aus einander. Ein zweiter Grund lag in der imposanten Gestalt und Erscheinung des Gründers der persischen Herrschaft und in der schöpferischen Kraft und Thätigkeit einer jugendlichen Volksphantasie. Die Dichtkunst ist der Schrein, in den jugendliche Völker ihre Gefühle und Anliegen niederlegen und daß sich diese Dichtkunst der Heldengestalt des Kyros schnell bemächtigte, seine Erscheinung als eine höhere Schickung des iranischen Lichtgottes darstellte und mit religiöser Weihe umgab, geht nicht nur aus den dichterischen Spuren hervor, die sich in allen Erzählungen entdecken lassen und

wovon bei Deinon und Nicolaus ausdrückliche Zeugnisse enthalten sind, es ergibt sich auch aus der Analogie anderer Völker, aus dem poetischen Halbdunkel der Wundersagen, womit das Leben und die Jugend aller hervorragenden Helden und Staatenstifter der Vorzeit verhüllt ist, aus dem Interesse sämmtlicher Völkerschaften Irans den großen Nationalheros, der die Diener des Lichtgottes zur Herrschaft geführt und ihrem heiligen Glauben eine weite Verbreitung gegeben, in dem Glanze einer besondern göttlichen Obhut und Gnade auftreten zu lassen. Selbst die Armenier wollten Theil haben an der Heldengestalt des Kyros, indem sie in einer einheimischen Tradition denselben in Verbindung brachten mit ihrem letzten freien König und Nationalheros Dikran (Tigranes).

Geschichtliche Ergebnisse. — Geschichtlich wird so viel feststehen, daß **Kyros** dem Herrschergeschlechte angehörte, das seit dem Mederkönig Phraortes in Persien regierte, aber in einem Verhältniß der Unterordnung zu den Medern, daß er durch einen gelungenen Aufstand nicht nur sein angestammtes Königreich von der Zinspflicht und Fremdherrschaft befreite, sondern auch durch Tapferkeit und Kriegsglück Medien selbst unterwarf und somit, da er im Laufe der Jahre auch die übrigen Völkerschaften im Osten und Norden mit Gewalt oder durch Verträge zur Anerkennung brachte, der Begründer des persischen Reiches wurde. Einen wichtigen historischen Beitrag über den Untergang des Mederreiches liefern die neu entdeckten Annalen Nabonets: „Istuvegu's (Astyages) Armee empörte sich gegen ihn und nahm ihn gefangen und überlieferte ihn an Kuras (Kyros). Kyros (zog) in das Land von Agamtunu (Ekbatana) der Königstadt. Silber, Gold, Geräthe, Kostbarkeiten nahm er; von Ekbatana führte er alles fort und brachte nach Ansan (Susiana) die Schätze und Geräthe, die er erbeutet." Die Stammtafel der Achämeniden, wie sie sich aus Herodot und den Keilinschriften ergibt, läßt Kyros, den Sohn des Kambyses, als den vierten Nachfolger des erwähnten von Phraortes zum Obersten der Perser eingesetzten Achämenes erkennen.*) Daß Kyros als der Sohn eines Unterkönigs vielleicht in seiner Jugend die Dienste eines Mundschenken bei Astyages versehen, streitet nicht mit den Sitten des Morgenlandes. Bei dem Tode des Kambyses mag Kyros von Astyages entlassen worden sein, um die väterliche Würde in Persien in Besitz zu nehmen; daß dann Astyages, wie die Traditionen melden, gewarnt vor dem unternehmenden Geiste

*) Stammtafel der Achämeniden.

Achämenes (Hakhamanis)
|
Teispes (Tschaispis)

Kyros (Kurus)	Ariaramnes (Arijaramna)
Kambyses (Kambudschija)	Arsames (Arsama)
Kyros (Kurus)	Hystaspes (Vistaçpa)
Kambyses (Kambudschija)	Dareios (Darajavus).

des Königssohnes, seinen Schritt bereut und den Kyros zurückgerufen habe und daß die Weigerung des letztern, dem königlichen Befehle zu folgen, einen Kriegszug und einen Aufstand zur Folge gehabt, hat durchaus nichts Unwahrscheinliches. Auch die Erzählung von den anfänglichen Niederlagen der Perser und der Entscheidungsschlacht bei Pasargadä entspricht sicherlich mehr dem geschichtlichen Hergang, als der leichte Sieg bei Herodot. Das Ende des letzten Mederkönigs wurde von der dichterischen Thätigkeit, die den Fall des medischen und die Errichtung des persischen Reiches mit poetischen Gebilden umgab, mitberührt. Doch stimmen alle Berichte darin überein, daß Astyages von dem neuen Herrscher mit Milde behandelt worden, und Ktesias fügt bei, daß Kyros die Tochter desselben, Amytis, zum Weibe genommen, nachdem er ihren Gatten Spitamas, der sich als Lügner erwiesen, habe tödten lassen, eine Angabe, die um so glaubwürdiger lautet, als es ganz des Kyros Staatsklugheit gemäß war, den berechtigten Thronfolger in Medien zu beseitigen und sich selbst durch die Heirath die Legitimität beizulegen. Erst auf die Kunde von dieser Vermählung hätten sich dann die Bactrer dem neuen Herrscher unterworfen.

Der Charakter der Dichtung, der auf Kyros Jugendleben und Thronbesteigung liegt, umgibt auch die ganze Geschichte seiner 29jährigen Herrschaft. Die Erscheinung des Mannes, der in wenigen Jahren ein Reich gründete, das alle früheren an Umfang und Größe weit übertraf und die ältesten Culturstaaten neben einfachen Naturvölkern umfaßte, war von so überwältigender Macht, daß sich die Poesie seiner bemächtigte und seine Thaten und Lebensgeschicke in das Bereich der Wunder und Mythen rückte. Nicht blos die griechischen Historiker erwähnen verschiedener Sagen, aus denen jeder die wahrscheinlichsten oder seiner Natur entsprechendsten auswählte, auch die an Babels Wasserbächen trauernden Juden sahen in „Koresch“ den von Gott gesandten Erretter aus den Leiden der Verbannung. So kam es denn, daß wir von dem geschichtlichen Gange seiner Unternehmungen wenig Zuverlässiges erfahren, und daß die Schriftsteller des griechisch-römischen Alterthums hauptsächlich diejenigen Begebenheiten in ausführlicherer Darstellung behandelten, die in Dichtung und Sage besonders verherrlicht waren. Nur aus einigen verlornen Andeutungen geht hervor, daß der persische Kriegsheld nicht ohne mancherlei Kämpfe in den Besitz des medischen Reiches gekommen ist, daß er die ersten Jahre seiner Regierung auf die Unterwerfung solcher Völkerschaften verwenden mußte, welche das Verhältniß der Zinspflicht, in dem sie zu den Medern gestanden, durch den Wechsel der Herrschaft für gelös't hielten und daß er auf seinem Siegeslauf „ein Volk nach dem andern bezwang und keines vorüberging“. Dieser Widerstand würde wohl noch hartnäckiger gewesen sein, wenn nicht die Perser in Religion und Sitten den Medern und Ostiraniern verwandt gewesen wären, und Kyros nicht die ganze Reichsordnung, wie er sie vorfand, die Einrichtungen und Regierungsformen, das Hofleben und die Ver-

hältnisse der Stände hätte bestehen lassen, so daß das Reich eben so gut das medische als das persische genannt werden konnte. Das Gefallen an fremden Sitten, das Herodot als eine Eigenthümlichkeit der Perser hervorhebt, erleichterte die Vermischung; die Sieger fügten sich schnell in die Lebensweise der früheren Gebieter, die ihnen wohl auch an Bildung überlegen waren. — Auch die Kriegszüge des persischen Königs nach dem fernen Osten, wo er am Einfluß des Kabul in den Indus das Volk der Açvaka (Assacener) tributpflichtig machte und auf dem Rückzug in der Wüste Gedrosiens mit seinem Heere in große Noth gerieth, aus der ihn nur, wie oben erwähnt, die rechtzeitige Zufuhr der Ariasper, fortan „Wohlthäter" genannt, errettete, sind nur in dunkeln kurzen Sagen zu uns gelangt. Wir werden den Verlauf seiner Geschichte, wie er den reichen Krösos bezwang und Kleinasien bis zum griechischen Inselmeer seiner Herrschaft unterwarf, wie er Babylon eroberte und die phönizischen Handelsstädte am Libanon erwarb und wie er endlich im fernen Turan, im Kampf gegen die wilden Söhne der Steppen am Jaxartes, die Saken, Derbier und Massageten, seinen Untergang fand, weiter unten kennen lernen, wenn uns zuvor die Völker bekannt sein werden, die in dem persischen Weltreich die wichtigste Stelle einnahmen. So mächtig wirkte die Erscheinung des gewaltigen Mannes noch auf die kommenden Geschlechter, daß anderthalb Jahrhunderte später ein Weiser und Feldherr im schönen Hellas, der Athener Xenophon, ihn als ideales Musterbild eines Herrschers aufstellen konnte. Kyros war in den Augen der Hellenen eine monumentale Königsgestalt wie später Dareios.

Semitische Völker.

A. Babylonier und Assyrier.

Quellen und wissenschaftliche Hülfsmittel: 1) Die Schriften des Alterthums, insbesondere Herodot, Xenophon, Diodor, Strabo. 2) Berosus, Historiae Chaldaeorum quae supersunt ed. Richter und C. Müller, Fragmenta Hist. Graec. II, S. 495. Movers, die Phönizier. Gumpach, Abriß der babylonisch-assyrischen Geschichte. A. H. Layard, Niniveh and its remains Lond. 1849. 2 voll. und A second series of the monuments of Niniveh. Auch deutsch von Meißner (Leipz. 1854). — Die Schriften des Alten Testaments in der Uebersetzung von de Wette 3. Aufl. 3) Die schon erwähnten Werke von Heeren, Duncker, Geschichte d. Alterth. Bd. 1, 2 der 5. Aufl.; Maspero, Gesch. der morgenländischen Völker im Alterthum, übers. von Rich. Pietschmann; so wie die Geschichte der Baukunst von Kugler, die Kunstgeschichte von Schnaase; die Erdkunde von Ritter und das Handbuch der alten Geographie von Forbiger u. a. W. — Unter den zahlreichen Arbeiten, welche die wissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu Tage gefördert haben und durch welche die assyrisch-babylonische Geschichte in ein ganz neues Licht getreten ist, sind hervorzuheben: Botta et Flandin, monuments de Niniveh I—V, Paris 1849, 50. Jules Oppert, expédition scientifique en Mésopotamie T. I u. II, 1859, 1863; empires de Chaldée et d'Assyrie. G. Smith, the annals of Asurbanipal, translated from the cuneiform inscriptions, London 1871. E. Schrader, die Keilinschriften und das Alte Testament, Gießen 1872. F. Lenormant, la langue primitive de la Chaldée et les idiomes touraniens, Paris 1875; les premières civilisations, Paris 1874; les sciences occultes en Asie: I la Magie chez les Chaldéens et les origines accadiennes, Paris 1874; II la divination et la science des présages chez les Chaldéens, Paris 1875; les origines de l'histoire d'après la bible et les traditions des peuples orientaux, Paris 1880. G. Smith, Assyrian discoveries, London 1875; the chaldean account of Genesis, London 1876, (deutsch von H. Delitzsch mit Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Fr. Delitzsch, Leipzig 1876); the Assyrian eponym Canon, London. A. v. Gutschmid, Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland, Leipzig 1876; E. Schrader, Keilinschriften und Geschichtsforschung, Gießen 1878. J. Ménant, annales des rois d'Assyrie; la Chaldée et la Babylonie; inscriptions de Hammourabi, Paris 1865. E. Schrader, die Höllenfahrt des Istar, ein altbabylonisches Epos nebst Proben assyrischer Lyrik, Gießen 1874. J. Oppert, l'immortalité de l'âme chez les Chaldéens, Paris 1875; Inscriptions Susiennes. (Extrait B des Mémoires du Congrès international des Orientalistes T. II, Paris 1875.) V. Floigl: Cyrus und Herodot nach den neugefundenen Keilinschriften, Leipzig 1881.

1. Das Stromgebiet des Euphrat und Tigris und Babylons Urzeit.

Die Natur des Landes. Zwischen dem iranischen Ländersystem im Osten und der syrisch-arabischen Welt im Westen, von der Bergkette des Zagros bis zu den felsigen Höhen des Libanon und der syrischen Wüste liegt das Stromgebiet des Euphrat und Tigris, ein Land, das sich von den Bergreihen Armeniens, wo die beiden Flüsse ihren Ursprung haben, allmählich bis zu der Tiefebene abstuft, die sich zwischen der Vereinigung derselben und ihrer Mündung in den persischen Meerbusen in unabsehbarer Weite ausbreitet. Die obern durch ein hochgelegenes, mitunter fruchtbares Steppenland sich durchwindenden Flußthäler sind von Höhen umgeben, wo Platanen- und Cypressenwälder mit grünen Wiesen abwechseln und sich ein üppiger Blumen- und Pflanzenwuchs in mannichfaltiger Farbenmischung zeigt. Diese Thäler erweitern sich mit der zunehmenden Abflachung des Bodens zu fruchtbaren Ebenen an den Ufern, wogegen die breite Fläche in der Mitte der beiden Ströme immer öder und baumloser wird und endlich in eine Wüste übergeht, wo nur hie und da einzelne Wanderhirten mit ihren Heerden weilen und Schwärme von Straußen, Trappen und wilden Eseln eine ergiebige Jagd gewähren. Dies ist das bekannte „Stromland der Mitte" (Mesopotamien), das etwa hundert Meilen oberhalb der Mündung, da wo die beiden Flüsse am nächsten zusammentreten und ihre Ufer von der sogenannten medischen Mauer berührt wurden, sich zu einer breiten Ebene mit brauner und fetter Bodenerde ausdehnt.

Babylonien. Diese durch ihre ungewöhnliche Fruchtbarkeit wie durch ihre historische Bedeutung berühmte Tiefebene, das „Land Sinear" der Semiten, von den Griechen Babylonien genannt, ist eben so regenlos wie Aegypten und würde zu einer Sandwüste austrocknen, wenn nicht Natur und Menschenhand für reichliche Bewässerung gesorgt hätten. Im Frühling nämlich, wenn auf den Bergen Armeniens der Schnee schmilzt, treten die beiden Flüsse über ihre Ufer und tränken das dürstende Land. Bei dem sanft fließenden Euphrat geht diese Ueberfluthung eben so regelmäßig und ruhig von Statten wie bei dem Nil; die breite, auf höherer Sohle fließende Wasserfläche findet an dem niedrigen Gestade keinen Widerstand; sie ergießt sich über die Ebene und setzt wie der Nil eine fette Schlammerde ab; und damit auch die entlegeneren Gegenden an der befruchtenden Bewässerung Theil hätten, kam man der Natur durch künstliche Wasserleitungen und Dämme zu Hülfe. Dagegen wirft der Tigris, der in einem schmäleren, häufig durch Felsgebirg verengten oder versperrten Bette brausend dem Meere zueilt und die von den östlichen und nördlichen Gebirgen herabfließenden Bergströme in seinen Schooß aufnimmt, oft verheerende Fluthen über das Land, entführt den Feldern die leichte lockere Fruchterde und verwandelt die Ebene in ein weites mit hohem

Schilf- und Rohrland überdecktes Sumpf- und Wasserland. Die Bewohner hatten also die doppelte Aufgabe, durch Dämme der Gewalt des Stromes Einhalt zu thun und die verheerende Ueberfluthung zu verhindern, und durch Kanäle und Wasserbehälter, die hie und da an Umfang einem See glichen, der befruchtenden Flüssigkeit einen sichern Lauf zu bereiten. Darum war die babylonische Ebene mit einer solchen Menge von kleinen und großen Kanälen, Dämmen und Gräben versehen, daß die kunstvollen Wasserbauten und Bewässerungsanstalten im ganzen Alterthum Bewunderung und Erstaunen erregten.

Diese nach allen Richtungen gezogenen und sich durchschneidenden Kanäle, die immer kleiner wurden, bis sie sich in bloße Rinnen verloren, waren zugleich mit einer unzähligen Menge Maschinen und Pumpwerken besetzt, durch welche das Wasser ausgeschöpft und über den Boden verbreitet ward. Viele dieser Kanäle, die stets durch sorgfältige Reinigung und Ausleerung vor Verstopfung durch den Schlamm und die weggeschwemmte Erde bewahrt werden mußten, verloren sich im Sande, andere ergossen ihre Wasser in den Tigris, der in demselben Grade wuchs, je mehr er sich dem Meere näherte, als der Euphrat in Folge der großen Verluste durch die Kanäle an Wassermenge abnahm. Doch behielt auch dieser Strom seine eigene Mündung ins Meer, während er jetzt vor dem Ende seines Laufes mit dem Tigris zusammenfällt. Oberhalb Babylon war nach Westen der noch jetzt vorhandene Kanal Narsares abgeleitet, der eine Zeitlang neben dem Hauptstrom herlief und dann wieder ostwärts in denselben einlenkte; 20 Meilen unterhalb der Stadt lief der Kanal Palakopas vom Euphrat aus in die chaldäischen Seen an der Mündung, ohne wieder in den Fluß zurückzukehren. Bei hohem Wasserstand leitete er den Ueberfluß ab, bei niedrigem wurde er geschlossen, damit er nicht alles Wasser in jene Seen und Sümpfe entführe. Den Euphrat und Tigris verband der von Nebukadnezar angelegte „Königskanal" mit seinen zahllosen Graben und Rinnen.

Dieser natürlichen und künstlichen Bewässerung ist es zuzuschreiben, daß die syrische Wüste ihren verdorrenden Gluthhauch nicht bis an das medische und persische Gebirgsland erstreckte, sondern daß zwischen den Bergketten und der Wüste ein getreidereiches, hie und da von Palmen, Cypressen und Obstbäumen beschattetes Land sich ausdehnte, das vom Schicksal berufen war, der Cultur eine glänzende Wohnstätte zu bereiten und ein Staatsleben zur Entfaltung zu bringen, das wie ein Phönix aus allen Zerstörungen und Zeitstürmen immer wieder verjüngt emporstieg.

Von der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes, wo Weizen und andere Getreidearten wild wachsen, machen die alten Schriftsteller die glänzendsten Schilderungen. Xenophon preis't die Fülle an großen und schönen Datteln; und noch jetzt geben die Palmenwälder, welche den untern Lauf der beiden Flüsse begleiten und die Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen, Datteln in großer Menge, wenn gleich unter der rohen Türkenherrschaft die ehemalige Blüthe gänzlich geschwunden und „der alte Gottesgarten zu einem weiten Raubfelde geworden ist". Vor allen aber rühmt Herodot den natürlichen Reichthum des Landes: „Unseres Wissens ist Babylonien von allen Ländern am besten geeignet zum Getreidebau; es trägt immer zweihundertfältige und in recht guten Jahren wohl dreihundertfältige Frucht. Die Weizen- und Gerstenblätter werden allda leicht vier Finger breit, und zu welcher Größe die Hirsen- und Sesamstaude wächset, ist mir zwar ebenfalls bekannt, ich will es aber lieber gar nicht sagen; denn ich weiß recht gut, wer nicht in Babylon gewesen ist, glaubet schon

das nicht, was ich von den Früchten gesaget. Bäume gibt es wenige, keinen Feigenbaum, keinen Weinstock, keinen Oelbaum. Sie haben kein ander Oel, als was sie aus Sesam bereiten. Palmbäume aber wachsen überall im Lande und davon tragen die meisten und die Frucht wird gegessen; so machen sie auch Wein und Honig daraus." Dieses reiche Land ist gegenwärtig eine dürre wüstenähnliche Einöde, ohne Anbau und Vegetation; eine Ruinenwelt, deren thurmartige Erhöhungen die einzige Abwechselung in der weiten Ebene darbieten. „Ersteigt man diese Erhöhungen," heißt es in Ritter's Erdkunde, „so erblickt man in der ewig feierlichen Stille dieser Trümmerwelt den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, der voll stiller Majestät jene Einsamkeit durchwandert, wie ein königlicher Pilger durch die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten sind alle in Schutt und Graus zerfallen, statt der hängenden Luftgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten, und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen, einzelnen Weiden hie und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme ertönt."

Assyrien. Nicht von so ausgezeichneter Fruchtbarkeit als Babylonien, aber durch die höhere Lage mit einem kräftigern Klima und mit erfrischender Luft begabt ist Assyrien, ein Gebirgsland zwischen dem Tigris und dem westlichen Randgebirge von Iran. Wie die südliche Tiefebene selten von Regen befeuchtet, ist es dennoch theils durch zahlreiche Flüsse, die von Osten und Norden dem Tigris zuströmen, theils durch Kanäle und Wasserleitungen gut bewässert und bei fleißigem Anbau theilweise sehr fruchtbar. Während der Süden, wo nur einzelne Palmbäume und Cypressen die weiten Getreidefelder unterbrechen, sich der Natur des babylonischen Tieflandes nähert, erheben sich in der mittleren Landschaft, Aturia und Arbelitis, da wo der große Zab oder Lycus seine blauen Wogen in den Tigris ergießt, fruchtbare Hügel mit geschützten Thälern, in welchen Wein, Korn und Sesam wächst, wo Feigen, Oliven und Granatäpfel gedeihen, und wo ergiebige Naphthaquellen das geschätzte Erdöl zu Tage fördern; und weiter gen Norden an den Grenzen von Armenien und Medien steigen Gebirgslandschaften empor, deren Höhen mit Wäldern von Eichen, Nadelholz und Nußbäumen gekrönt sind. Die östlichste Landschaft am Fuße des Zagros, Chalonitis, wird besonders gepriesen wegen ihres Reichthums an Palmen, Obstbäumen und Oliven, und die Gegend Arphachsad (Arrapachitis) an den gordyäischen (chaldäischen) Bergen galt für die ursprüngliche Heimath Abrahams. Von hier stieg er hinunter in das Stromland der Mitte

Mesopotamien. und besetzte die Weideplätze von Haran. Das Hirtenland Mesopotamien, dessen weite Ebenen in der Folge häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe wurden und wo Völker und Königsgeschlechter das Gedächtniß ihrer vorübergehenden Herrschaft durch Gründung von Städten zu verewigen suchten, die nun größtentheils spurlos verschwunden sind, trägt in den nördlichen Landschaften den Charakter des assyrischen Hügellandes, geht dann allmählich in die

Natur grasreicher Steppen über, bis es im Süden, wo wandernde Araber die öde wasserlose Fläche durchstreifen, zur Wüste wird.

So weit die Sagen und Erinnerungen der Menschen hinaufreichen, wohnten im Stromgebiet des Euphrat und Tigris bildungsfähige Völker semitischer Abkunft, anfangs in natürlicher Ungebundenheit als Hirten und Jäger, dann in geordneteren Lebensformen mit Gesetzen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Sowohl die einheimischen Mythen, die in der macedonischen Zeit der Priester Berosus nach chaldäischen Geschichtsbüchern aufgezeichnet hat, als die hebräische Tradition vom Thurm zu Babel, den die Gottheit unwillig über die Vermessenheit des Menschengeschlechts durch die Verwirrung der Sprache gehindert habe, stellen das Land Sinear an den beiden weltberühmten Strömen als die erste Wohnstätte der Menschen nach der großen Fluth dar. Hier, wo das Wasser sowohl in seiner wohlthätigen als in seiner zerstörenden Macht einen überwältigenden Eindruck machte und auf das ganze menschliche Dasein so bestimmend einwirkte, mag auch die uralte Ueberlieferung von der Sündfluth ihre Heimath gehabt haben. Dem frommen König Xisuthrus, meldet die babylonische Sage, habe der Gott Bel, der Schöpfer Himmels und der Erde und der Erhalter des Weltalls durch das belebende Sonnenlicht, verkündet, daß die in Laster und Gottlosigkeit versunkene Menschheit durch eine Ueberschwemmung vertilgt werden würde, und habe ihm geboten, die heilige Kunde des Oannes und der andern Fischmenschen, die unter den früheren Herrschergeschlechtern von Zeit zu Zeit in das Fluthenland Babylonien gekommen und die Bewohner den Anbau des Feldes, die Künste des menschlichen Lebens, die Ereignisse der vergangenen Zeit und den Dienst der Götter gelehrt hätten, zu vergraben und sich mit seinen Angehörigen, Verwandten und nächsten Freunden und mit einzelnen Paaren von allen Thiergattungen in einem großen Schiffe zu retten. Xisuthrus habe gethan, wie ihm befohlen worden, worauf eine große Fluth über das babylonische Land gekommen sei. Als sich das Wasser verlaufen, sei das Schiff auf die gordyäischen (chaldäischen) Berge in Armenien getrieben worden; da sei der fromme König mit den Seinigen ausgestiegen, habe den Göttern ein Dankopfer gebracht und sei bald darauf von diesen in den Himmel erhoben worden. Von dort aus habe er den Gefährten zugerufen, sie sollten wieder nach Sinear hinabziehen, die heiligen Schriften der Fischmenschen ausgraben und nach diesen ihr Leben und den Dienst der Götter einrichten. Diese hätten dem Befehle Folge geleistet; sie wären in das Tiefland hinabgestiegen, hätten Babylon wieder aufgebaut, den Göttern Tempel errichtet und in Allem den Lehren und Vorschriften der heiligen Bücher nachgelebt. Nach der Fluth hätten 86 Könige über 34,000 Jahre in Babylon geherrscht, die ersten noch zweitausend und mehr Jahre, bis dann allmählich die Lebensdauer sich vermindert und dem menschlichen Maße mehr und mehr genähert hätte.

Babylons Sagengeschichte.

Die babylonische Schöpfungs- und Fluthsage nach Berosus.

In dem ersten Buch erzählt Berosus, ein chaldäischer Priester, der sein Werk dem syrischen König Antiochus Soter gewidmet hatte, die Kosmogonie und die älteste Mythengeschichte der Babylonier bis auf die große Fluth. Im Anfang, heißt es darin, war Alles Finsterniß und Wasser. In demselben wurden wunderbare und außerordentlich gestaltete Thiere erzeugt, Menschen mit zwei, einige mit vier Flügeln und doppeltem Antlitz. Sie hatten nur Einen Körper, aber zwei Köpfe und waren zugleich Mann und Weib. Andere Menschen hatten Bocksschenkel und Hörner; andere waren Pferdefüßler, und hatten die hinteren Theile vom Pferde, die vorderen vom Menschen, wie die Gestalt der Hippokentauren. Da wurden auch Stiere erzeugt mit Menschenköpfen, Hunde mit vier Leibern und Fischschwänzen; Menschen und andere Gestalten mit Pferdeleibern und Köpfen und mit Fischschwänzen; auch andere wunderbare Geschöpfe von absonderlicher Gestalt. Ihre Abbildungen werden im Tempel des Belus aufbewahrt. Allen diesen Geschöpfen stand ein Weib vor, Homoroka (Marcaia) oder Thalath (Lebensmutter). Darauf habe Bel das Dunkel mitten durchgeschnitten, Himmel und Erde von einander geschieden, die Welt geordnet und Thiere gebildet, die Luft und Licht ertragen konnten, diejenigen dagegen, so die Kraft des Lichts nicht hätten ertragen können, wären umgekommen. Als Bel nun die Erde wüste, jedoch fruchtbar gesehen, habe er einem der Götter geboten, seinen eigenen Kopf abzuschneiden, Erde mit dem herausströmenden Blute zu vermischen, und daraus Menschen zu bilden; diese seien daher der göttlichen Vernunft theilhaftig. Derselbe Belus habe auch die Gestirne, die Sonne, den Mond und die fünf Planeten geschaffen. — Lange hätten die Menschen in Babylonien dahingelebt gleich den Thieren ohne alle Erkenntniß; da sei aus dem Meere ein Wundergeschöpf aufgestiegen, mit einem Menschenkopf und einer menschlichen Stimme, unten aber wie ein Fisch gestaltet. Dieses im Tempel des Bel abgebildete Wundergeschöpf, Oannes genannt, wäre am Tag ans Ufer gestiegen und habe die Menschen gelehrt, Tempel und Städte und den Acker zu bauen, zu säen und die Frucht zu ernten, und Alles was zum menschlichen Leben gehöre, und habe ihnen die Gesetze, und alle Künste und Kenntnisse offenbaret, auch die Feldmessung; bei der Nacht aber sei es wieder in das Meer hinabgestiegen. Darauf hätten die in allen göttlichen und menschlichen Dingen unterrichteten Menschen dem Alorus die Herrschaft übertragen; dieser habe zwölf Saren oder 43,200 Jahre regiert und acht Nachfolger gehabt, die ebenfalls viele Jahrtausende geherrscht hätten; unter diesen seien noch sechs andere Fischmenschen erschienen und hätten fortgefahren zu lehren wie Oannes, und weiser und besser als diese Lehren sei in der Folge nichts mehr erfunden oder erdacht worden. Der letzte unter diesen Herrschern sei Xisuthrus gewesen, unter dem die große Fluth über die Erde gekommen. Von Alorus bis auf Xisuthrus rechneten die Babylonier 120 Saren, oder 432,000 Jahre. Die Geschichte des Xisuthrus erzählt dann Berosus folgendermaßen:

Kronos (Bel) offenbarte dem Xisuthrus im Traume, am 15. Tage des Monats Daisios werde die Fluth beginnen, in welcher alle Menschen untergehen würden. Er solle alle Bücher in der Stadt des Helios, Sippara (Sepharwaim) vergraben, und ein Schiff bauen, fünf Stadien (3125 Fuß) lang, zwei Stadien (1250 Fuß) breit, für sich, seine Kinder und nächste Verwandte, solle sich mit Eß- und Trinkvorrath versehen, und alle Thiere, Gevögel und vierfüßige, mit sich nehmen. Als Xisuthrus gefragt: wohin er schiffe? habe er geantwortet: zu den Göttern, mit dem Gebete, daß es den Menschen wohl ergehen möge. Xisuthrus habe demgemäß Alles gethan.

Die Fluth kam: sobald sie nachließ, sandte Xisuthrus Vögel aus. Sie fanden nirgends weder Speise noch Ruheort, und kehrten in das Schiff zurück. Nach einigen Tagen sandte er andere Vögel aus, welche ebenfalls zurückkamen mit Lehm an den Füßen. Zum dritten Male sandte er nach einigen Tagen Vögel aus, die kamen nicht wieder. Da erkannte Xisuthrus, daß das Land wieder zum Vorschein gekommen sei. Nun nahm er einige der Balken heraus, und als er sah, daß das Schiff auf einem Berge angelaufen sei, stieg er aus mit seinem Weib

und einer Tochter und dem Baumeister, warf sich nieder zur Erde, betete an, errichtete einen Altar und opferte auf demselben.

Nach dem Opfer verschwanden die Ausgestiegenen. Darauf stiegen die Zurückgebliebenen auch aus, suchten ihn und riefen ihn bei Namen, aber vergebens; endlich rief eine Stimme ihnen zu aus der Luft: er sei wegen seiner Gottesfurcht zu den Göttern aufgenommen, gleicher Ehre sei seine Frau und Tochter und der Steuermann theilhaftig geworden. Sie sollten nach Babylon zurückkehren und die in Sippara verborgenen Bücher den Menschen mittheilen. Der Ort, wo sie sich befänden, sei in Armenien. — Hierauf hätten auch jene den Göttern geopfert und seien dann zu Fuß nach Babylon gegangen. Von dem in Armenien angelaufenen Schiffe seien auf den gordyäischen Gebirgen noch Stücke übrig, der von dort geholte Asphalt wende Uebel ab. — Jene nun hätten die Befehle ausgerichtet; sie hätten die heiligen Bücher in Sippara wieder ausgegraben, hätten viele Städte gegründet, Tempel gebaut und Babylon wieder hergestellt.

G. Smith, der glückliche Entdecker, hat nun auch den babylonischen Originalbericht über die Fluth wieder aufgefunden; in der Hauptsache lautet er so: „Mann von Surippat, Sohn des Ubaratutu .. mache ein Schiff .. und bringe hinein allen lebendigen Samen in das Innere des Schiffes .... gehe hinein und drehe um die Thüre des Schiffes. In seine Mitte dein Korn, dein Geräth und deine Habe, deinen Reichthum, deine Dienerinnen, deine Sclavinnen und die Jünglinge, das Vieh des Feldes, die Thiere des Feldes allesammt will ich sammeln und zu dir schicken und sie sollen bewahrt werden in deiner Thüre.“ Atrachasis baut nun das Schiff: „drei Maß Erdpech goß ich über die Außenseite, 3 Maße Erdpech über die Innenseite“ .... Alles was ich hatte nahm ich zusammen; alles was ich hatte an Silber, nahm ich zusammen; alles was ich hatte an lebendigem Samen, nahm ich zusammen; alles brachte ich hinauf auf das Schiff; alle meine Knechte und meine Mägde, das Vieh des Feldes, die Thiere des Feldes, die Söhne des Volkes allesammt brachte ich hinauf. Eine Fluth richtete Samas an und sprach, sagend am Abend: Ich will schwer regnen lassen vom Himmel, gehe hinein in das Schiff und schließe zu deine Thüre. Jene Fluth brach herein .... Ich ging hinein in das Schiff und schloß zu meine Thüre. Zu verschließen das Schiff gab ich Buzur=saburabi, dem Bootsmann, den Palast sammt dessen Gütern .... Bin donnerte in der Mitte des Himmels und Nebo und Sarru gingen voran, die Thronträger schritten über Berge und Thäler, der Zerstörer Nergal stürzte um, Adar schritt hervor und warf nieder, die Geister brachten Vertilgung; in ihrer Herrlichkeit fegten sie den Erdboden; die Fluth des Gottes Bin stieg himmelan. Die lichte Erde ward zur Wüste .... Der Bruder sah nicht den Bruder, nicht erkannten einander die Menschen. Im Himmel fürchteten sich die Götter vor dem Sturm und suchten Zuflucht: sie stiegen hinauf zu dem Himmel Anu's; die Götter streckten sich hin in Haufen gleich Hunden. Sprach Istar wie eine Mutter ... Alles ist in Verderben verkehrt und damals prophezeite ich in Gegenwart der Götter Böses; wie ich in Gegenwart der Götter Böses prophezeite, dem Bösen war geweiht mein ganzes Volk, und ich prophezeite also: Ich habe geboren mein Volk, und wie die jungen Fische füllen sie das Meer ..... Sechs Tage und Nächte vergingen, Wind, Fluth und Sturm überwältigten. Am siebenten Tage in dessen Verlauf legte sich der Sturm und all die Fluth, welche verheert hatte gleich einem Erdbeben, ließ nach. Das Meer ließ er trocknen und Wind und Fluth nahmen ein Ende. Ich durchschiffte das tosende Meer, während die ganze Menschheit zu Schlamm geworden war; wie Schilfrohr schwammen die Leichen. Ich öffnete das Fenster und Licht fiel auf mein Antlitz; ich zuckte zusammen und setzte mich nieder und weinte, über mein Antlitz flossen meine Zähren. Ich gewahrte das Ufer an der Grenze des Meeres, zwölf Maße hob sich das Land. Nach dem Land Nizir trieb das Schiff; der Berg Nizir hemmte das Schiff, und drüberhin zu fahren war ihm nicht möglich .... Am siebenten Tage in dessen Verlauf sandte ich aus eine Taube(?) und sie flog fort; die Taube(?) flog hin und her und einen Ruheplatz fand sie nicht und kehrte wieder. Ich sandte aus eine Schwalbe und

sie flog fort: die Schwalbe flog hin und her und einen Ruheplatz fand sie nicht und kehrte wieder. Ich sandte aus einen Raben und er flog fort: der Rabe flog und sah die Abnahme des Wassers und fraß, schwamm und wanderte fort und kehrte nicht wieder. Ich ließ aus die Thiere nach den vier Winden, goß ein Trankopfer aus, baute einen Altar auf dem Gipfel des Berges. Die Götter sammelten sich bei seinem Duft. Die Götter schaarten sich gleich Fliegen über dem Opfer." Hierauf wird in einer ergötzlichen Rathsdebatte der Götter das Urtheil gefällt, daß mit dieser Fluth den Menschen entschieden zu viel geschehen sei, und endlich schließt Bel mit Atrachasis einen feierlichen Bund und segnet ihn.

Die Keilschrift.

Die gelungene Enträthselung der Keilinschriften hat ungeahntes Licht über die Urgeschichte des Zweiströmelandes verbreitet. Obgleich auf diesem schwierigen und dunkeln Gebiete Vorsicht noch überaus geboten ist, lassen sich doch einige wichtige Hauptresultate bereits zusammenstellen.

Die Entzifferung nahm ihren Ausgangspunkt von den persischen Keilinschriften. Die Perserkönige haben ihre Erlasse dreisprachig redigirt, persisch, babylonisch und in einer dritten scythisch oder tatarisch genannten Sprache. Nach Oppert's vielleicht richtiger Annahme ist es die Sprache der medischen Urbevölkerung. Die persische Schrift ist eine fast ausschließliche Buchstabenschrift von 38 Zeichen. Niebuhr, der Vater, hatte schon die einzelnen Zeichen gesondert, und Münter erkannte, daß die Schrift von links nach rechts laufe. Den ersten folgenreichen Schritt zur Enträthselung that aber Grotefend, welcher kraft seiner glücklichen, wahrhaft genialischen Divinationsgabe aus den persischen Monumenten die Königsnamen Dareios und Xerxes herauslas. An diesen fruchtbaren Ausgangspunkt anknüpfend, haben dann gleichzeitig und unabhängig von einander E. Burnouf in Paris und H. Rawlinson in Bagdad das Schriftsystem nahezu vollständig enträthselt. Die persischen Keilinschriften werden jetzt mit völliger Sicherheit gelesen.

Ganz anders aber verhält es sich mit der historisch ungleich wichtigeren Gattung der assyrisch-babylonischen Keilschrift. Hier hatte man es mit einer Schrift von c. 400 Zeichen zu thun. Offenbar mußte das eine Art Hieroglyphen oder Bilderschrift sein. Allein durch die Entzifferung der persischen Texte war man von vornherein in einer günstigern Position. Man erkannte, daß die beiden Paralleltexte lediglich Uebersetzungen waren; denn die Zeichengruppen, welche den Eigennamen der persischen Inschrift entsprechen, kehrten genau an derselben Stelle und genau so oft in den beiden anderen wieder. Durch dieses Mittel ist es gelungen, den Lautwerth einer ganzen Reihe assyrischer Keilzeichen endgültig festzustellen. Die dreisprachigen Texte bilden jederzeit das Fundament für eine methodisch sichre Erklärung der assyrischen Texte. Allein eine vollständige in allen Einzelheiten feststehende Lesung wurde damit nicht erreicht; dies hat seinen Grund in dem eigenthümlichen Charakter der Schrift. Aus einer ursprünglich reinen Bilderschrift ist das spätere assyrische Schriftsystem, wie wir jetzt wissen, gleichzeitig eine ideographische und eine Silbenschrift geworden. Durch Heranziehung der persischen Parallelcolumne sind wir daher häufig in der Lage, den Sinnwerth eines assyrischen Zeichens mit absoluter Sicherheit zu bestimmen; allein sein Lautwerth, eben weil die Schreibung eine bildliche ist, bleibt uns dunkel.

Hier treten nun als zweite Quelle die Parallelinschriften ein. Die Könige der Assyrer betrachteten es als eine der wichtigsten Regierungspflichten, ihre Großthaten dem Andenken der nachgebornen Geschlechter möglichst treu und vollständig zu überliefern. Die Grundsteine der Tempel, die Wände der Paläste, die thürhütenden Stierkolosse und ausgezeichnete Felswände enthalten die Berichte ihrer Thaten. Diese assyrischen Kriegsannalen sind uns deshalb nicht selten in mehrfachen Exemplaren erhalten; der häufig ganz identische Text weis't auf eine einheitliche Redaction hin; nur finden

sich hie und da rein graphische Verschiedenheiten. Gerade diese sind für den Entzifferer von höchstem Werthe; denn Worte, welche man bisher nur durch ein Bild geschrieben vorgefunden hatte, zeigen sich auf einmal in einem solchen Paralleltexte nach ihrem Lautwerthe geschrieben, und so hat diese zweite Quelle unsere Kenntniß der assyrischen Sprache und Schrift mächtig gefördert. Eine dritte hochwichtige Quelle sind endlich die Syllabare. Die Bibliothek Asurbanipal's enthält eine Reihe Thontäfelchen, welche die einzelnen Zeichen zukommenden Werthe feststellen, und so, da schon die Assyrer der spätern Zeit nur mit Mühe den schwerfälligen und unpraktischen Apparat ihres Schriftsystems bewältigten, einreißender Vergeßlichkeit vorbeugen sollten. Die Tafeln sind bald zwei-, bald dreispaltig. Es sind Wörterbücher oder Chiffrenschlüssel. Mit Recht sagt E. Schrader: „Wir können nicht genug das glückliche Geschick preisen, daß uns diese Syllabare erhalten worden sind. Ohne sie würde der Assyriolog in einer Reihe von Fällen einfach rathlos seinem Texte gegenüberstehen." Die Entzifferung selbst wurde mächtig gefördert durch die folgenschwere Entdeckung des Dr. Hincks 1849, daß die assyrische Schrift, soweit sie nicht mit Bildern schreibt, keine alphabetische, sondern eine syllabarische sei, d. h. daß der Konsonant und der ihn zum Tönen bringende Vokal durch ein gemeinsames Zeichen ausgedrückt werden. Die Schwierigkeit der Entzifferung wird aber erhöht durch die Polyphonie der einzelnen Zeichen. Viele Zeichen haben neben einander ganz verschiedene Werthe, welche man nur allmählich aus einanderhalten gelernt hat. Daß die assyrische Sprache endlich eine semitische sei, wird jetzt von Niemand mehr bezweifelt. Ihr ganzer Bau, Lautlehre, Wortbildung und Flexion erweisen sie als eine solche und dazu kommt das Lexikon. Der Vater heißt abu, Gott ilu, wie im Hebräischen, das Thor bab wie im Arabischen, das Haus bit wie in allen semitischen Sprachen u. s. f. Dagegen sind mittelst der assyrischen Texte auch in hohes Alterthum zurückreichende Schriftstücke enträthselt worden, welche einem total anderssprachigen Volke angehören. Diese alte Sprache gehört sicher weder der indogermanischen, noch der semitischen Gruppe an. Es ist die Sprache der Erfinder der Keilschrift, des ältesten Culturvolks der babylonischen Tiefebene, welchem die später dort ansässigen Semiten fast ihre ganze Gesittung verdanken. Seit J. Oppert nennt man sie Sumerier.

Die ältesten Ansiedelungen der Sumerier sind am untern Euphrat. Hier liegen ihre uralten, nur in der Vorgeschichte bedeutsamen Priesterburgen Ritu (Abu Sharein), Ur (heute Mugheir, das Ur Kasdim Abraham's), Arku (Warka), Larsam (Senkereh) u. s. f. Erst einer spätern Epoche gehört die Bedeutung von Babylon und seinen Nachbarstädten an. Diese allmähliche Ausbreitung von Süden nach Norden scheint auf eine Einwanderung der Sumerier aus südlichen Wohnsitzen zu deuten. So erzählten denn auch die babylonischen Priester, daß täglich dem erythräischen Meere der fischgestaltete Gott Anu (Oannes) entstiegen sei, welcher die Völker die Schrift, gesetzliche Ordnung und jede Wissenschaft lehrte. Die Anfänge Babyloniens.

Aus dem Dunkel der Jahrtausende ragt als eine historische Gestalt zuerst der König Likbagas (die Lesung ist ganz unsicher) von Ur hervor. Die Ruinenhügel von Mugheir sind die Ueberreste der großartigen Tempelbauten, welche Likbagas dem Gott Sin, dem Himmelslichte, Bel's ältestem Sohne, seinem König errichtet hat. Ganz ebenso hat er in den andren Cultuscentren Südbabyloniens große Tempel aufgeführt. Aehnliche Ziegelinschriften in den Ruinen-

stätten des Südens melden eben solche Bauten seines Sohnes Dungi. Wir kennen jetzt die Namen von ziemlich zahlreichen Priesterfürsten, welche ebenfalls in Südmesopotamien in Karrak, in Larsam, in Nipur residirten. Fast alle Inschriften melden in ermüdender Einförmigkeit nur religiöse Bauten. Eine auch nur annähernde chronologische Fixirung dieser Herrscher ist nicht möglich.

Einfall der Elamiten.

Dieses hierarchische Stillleben wurde unterbrochen durch den Einfall der südöstlichen Nachbarn, der Elamiten. Asurbanipal meldet uns, daß „Kudur-Nanchundi, der Elamite, welcher die großen Götter nicht verehrte, und in einer schlechten Gesinnung auf seine eignen Kräfte sich verließ, Hand an die Tempel von Akkad (Südchaldäa) legte und das Land Akkad unterdrückte". König Asurbanipal meldet, daß dies Ereigniß 1635 Jahre vor seiner Zeit (650) sich begab; wir können also den Einbruch der Elamiten um 2280 fixiren. Unter seinen Nachfolgern „den Kuduriden" ist am bekanntesten Kudur-Mabuk, welcher sich „Herr des Westlandes" nennt. Da die Keilschriften unter diesem Namen Syrien und Palästina zu begreifen pflegen, so hat man wohl mit Recht vermuthet, daß er bereits bis zum Mittelmeer vorgedrungen sei. Vielleicht gehört dieser Dynastie auch der biblische Kedor-Laomer an, der ausdrücklich König von Elam genannt wird, und mit seinen mesopotamischen Unterkönigen einen Zug nach Palästina unternimmt. Die babylonische Cultur haben diese Fürsten völlig angenommen. Sie erscheinen auf den Denkmälern als eifrige Verehrer des Mondgottes Sin und der „großen Göttin Himmels und der Erden" Nana.

Die Dynastie von Agani.

Ganz unbedeutend ist in dieser ältesten Periode das nachher so glänzende Babylon (Babilu, Thor d. h. Tempel des Gottes Ilu). Dagegen wurde das Centrum einer mächtigen Dynastie die nördlich von Babylon gelegene Stadt Sippara (Sepharvjagim der Schrift, heute Sufeirah). Auch Sippara ist bis in die späteste Zeit ein wichtiger Mittelpunkt chaldäischer Weisheit geblieben. Die Stadt lag auf beiden Ufern des Euphrat; den Mittelpunkt der Westhälfte bildete der Tempel des Sonnengottes Samas, daher „Sipar sa Samas", den der Osthälfte „Sipar sa Anunit" das hochgefeierte „E Ulbar", das Heiligthum der Göttin Anunit. Diese Osthälfte führte auch den Namen Agani oder Akkad; von ihr ging eine Dynastie aus, welche sicher semitisch ist. Als ihr Begründer gilt der von sagenhaftem Glanze umflossene Sargon I. Die dichtende Volkssage liebt es, die großen Reichsgründer, wie Kyros oder Ardeschir Babekan, aus geringen und dürftigen Verhältnissen zur höchsten Machtfülle emporsteigen zu lassen. So meldet eine Inschrift, welche wahrscheinlich ein in späterer Zeit errichtetes Standbild dieses Heldenkönigs zierte: „Sarru-kinu, der mächtige König, der König von Agani, ich. Meine Mutter hat mich empfangen ohne Theilnahme meines Vaters, während der Bruder meines Vaters das Land unterdrückte. Sie empfing mich in der Stadt Azupirani, welche am Ufer des Euphratstromes liegt. Meine Mutter ward schwanger, und sie gebar mich an einer verborgenen Stätte; sie legte mich in einen Weidenkorb; sie überstrich ihn mit Erdpech und setzte mich auf den

Strom, der mich von ihr forttrug. Ich schwamm auf dem Strome, welcher mich zu Akki, dem Wasserträger, brachte. Akki, der Wasserträger, liebte und erzog mich. Akki, der Wasserträger, nahm mich zu seinem Gehülfen, und Istar gab Gedeihen meiner Arbeit u. s. f." Es folgen nun allerdings fragmentarisch die Berichte von seinen Kriegszügen. Sargon hat aber nicht allein als großer Eroberer, der angeblich bis nach Elam im Osten und bis zum Mittelmeer im Westen vordrang, im Andenken der Spätern fortgelebt; er soll auch seine semitischen Kriegsschaaren mit der hoch entwickelten Cultur der Sumerier bekannt gemacht haben. Auf seinen Befehl wurden die Hymnen und religiösen Gesänge, die magischen und astronomischen Tafeln des Urvolks in das semitische Idiom übersetzt. Die große, angeblich von Sargon gestiftete Bibliothek befand sich in der alten Priesterstadt Arku, und daher haben die Gelehrten Asurbanipals ihr Material geholt. Wie Sargon I. wird auch sein Sohn Naram-Sin als großer Eroberer gefeiert. Diese Namen bezeichnen den Glanzpunkt altchaldäischer Herrlichkeit. Zu ihrer zeitlichen Fixirung geben die Quellen keinen Anhalt.

Den letzten Wendepunkt der altbabylonischen Geschichte bezeichnet der Name Hammu-rabi's, des Königs der Kassi. Die Kassi, wohl Herodot's Kissier, auch einer der zahlreichen und kriegerischen Stämme des elamitischen Hochlandes, wiederholten mit Glück das Beispiel Kudur-Nanchundi's. Siegreich warfen die tapfern Bergstämme die Herrscher der Ebene nieder, und in einer Reihe harter Kämpfe gelang es den elamitischen Eroberern Nord- und Südchaldäa unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Der Gründer der Dynastie ist Hammu-rabi. Seine Inschriften sind theils in sumerischer Sprache abgefaßt, theilweise in einem Idiom, welches einfach das Assyrisch der Folgezeit ist. Die Dynastie der Kassi nahm ihren Regierungssitz definitiv in der altheiligen Tempelstadt Babylon, welche von da an das glänzende Reichscentrum Mesopotamiens wurde. Die Eroberung durch die Kassi bezeichnet keine Unterbrechung in der Culturentwickelung des Zweiströmelandes. Sprache und Gesittung der Unterworfenen haben die neuen Herrscher bald genug angenommen. Hammu-rabi hat sich aber noch ein ganz besonderes Verdienst um sein Land erworben. Schon frühere Fürsten hatten durch ein ausgedehntes Kanalsystem die Fruchtbarkeit des Landes gehoben; auf dieses culturfreundliche Werk richtete der neue Herrscher sein Hauptaugenmerk. Darüber gibt seine jetzt im Louvre befindliche Inschrift Auskunft; der Text lautet nach Menant's Uebersetzung: „Wir sagen: Gott Ilu und Gott Bel haben mir die Gewalt gegeben über die Völker von Sumir und Akkad; sie haben meine Hände mit ihren Tributen gefüllt. Ich habe den Fluß Hammu-rabi gegraben, das Glück der Menschen für die Völker Babyloniens und die Wasserleitung für das Volk von Sumir und Akkad. Ich habe seine vielgekrümmten Ufer bis in die Wüste geführt; ich habe Wässerungsgräben gezogen; ich habe immerfließende Wasser dem Volk von Sumir und Akkad verschafft. Ich habe die Menschen des Landes Sumir und Akkad über weite Flächen vertheilt. Ich

Die Dynastie der Kassi.

habe das Wasser gleichmäßig auf die Fruchtgefilde und die öden Flächen vertheilt; ich habe sie getränkt durch den Nuchus und den Canal; ich habe sie wohnen lassen an einem angenehmen Orte.... Gemäß den unveränderlichen Willensäußerungen, welche Merodach offenbarte, habe ich hohe Mauern gezogen auf großen Dämmen, deren Haupt sich erhebt, wie gewaltige Berge, an der Mündung des Flusses Hammu-rabi, des Glücks der Menschen." Andere Inschriften melden von seinen Tempelbauten, und in ähnlicher Weise hat auch sein Nachfolger Canäle gezogen und die Tempel Babyloniens mit frommen Weihungen bedacht. Die nachfolgenden Jahrhunderte werden ausgefüllt durch die Kämpfe des alternden Babyloniens mit dem mächtig emporstrebenden nördlichen Nachbarstaate Assyrien, bis endlich Babylonien seine Unabhängigkeit definitiv einbüßte.

2. Culturleben und Handelsthätigkeit in Babylon.

Unter den chaldäischen Königen gelangte Babylon schon in uralter Zeit zu einer hohen Blüthe innerer Cultur und äußeren Wohlstandes, wo Reichthum und Pracht mit Kunstsinn und Gewerbthätigkeit verbunden war. Viele der großartigen Werke und Prachtgebäude, auf welche das ganze Alterthum mit Bewunderung blickte, wie die Ringmauern, die Königsburg, der Beltempel, sind schon in dieser Zeit altbabylonischer Herrlichkeit entstanden. Die Hauptsorge war zunächst dem Anbau des Landes gewidmet; zu dem Zweck wurde das Kanal- und Bewässerungssystem, von dem oben die Rede war, zur Ausführung gebracht. Diese Werke, die zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb der Stadt begannen und eben so weit südwärts von derselben sich ausdehnten, wo sie mit dem großen Ableitungskanal Palacopas ihr Ende erreichten, hatten theils die Beschützung der Felder gegen die reißende Ueberschwemmung, theils die Befruchtung der höher gelegenen Gegenden, theils die Entwässerung der Sümpfe oder auch die Förderung der Schiffahrt und des Handels zum Zweck; sie boten dem fleißigen und regsamen Volke eine günstige Gelegenheit zur Ausbildung technischer Fertigkeiten und waren ein Sporn für Erfindungen. Da die Könige wie Hammu-rabi in diese Anlagen ihre Ehre setzten, so war das ganze Land von Dämmen und Deichen, von Kanälen und Gräben nach allen Richtungen durchschnitten.

Kanalsystem.

Nicht minder groß war die Sorgfalt, welche Herrscher und Volk auf die Mauern und Bauwerke der Stadt verwendeten. Dabei waren viele Schwierigkeiten zu überwinden, weil Babylonien keine Felsenberge und Steinbrüche wie Aegypten besaß, daher auch die Tempel und Paläste der Euphratstadt nicht so der Zeit zu trotzen vermochten, wie die Bauwerke des obern Nillandes. Doch hatte die Natur den Mangel an Bausteinen durch eine andere Gabe ersetzt.

Baumaterial.

Schon in der hebräischen Sage vom Thurm zu Babel heißt es: „Und sie sprachen unter einander: Wohlan, lasset uns Ziegel streichen und brennen. Und sie nahmen Ziegel zu Steinen und Harz zu Mörtel." Es fand sich nämlich in der Umgegend ein unerschöpflicher Vorrath trefflicher Ziegelerde, die theils an der Sonne getrocknet, theils in Oefen gebrannt, eine große Festigkeit und Härte erhielt; und einige Tagereisen stromaufwärts, bei dem Flüßchen Is, dem heutigen Hit, gab es reiche Lager von Asphalt oder Erdharz, welches als Cement und Mörtel gebraucht wurde. Dieser Bindungsstoff verlieh dem Mauerwerk aus Ziegelsteinen eine unzerstörbare Dauerhaftigkeit, namentlich da man in Betracht des zerbrechlichen Materials demselben eine um so größere Dicke und Stärke zu geben pflegte. Bauholz lieferten die Palmbäume, womit das Land bedeckt war. Der Gyps und die Kalksteinplatten, mit denen die Wände der Paläste und Tempel bekleidet waren, mußten dagegen aus weiter Ferne herbeigeschafft werden.

Nach Herodot's Beschreibung hatte die im Viereck gebaute und in der Mitte vom Euphrat durchströmte Stadt Babylon einen Umfang von 480 Stadien oder 12 Meilen (nach Diodor von 360 Stadien oder 9 Meilen), und war von einem tiefen Graben und einer 50 Ellen breiten und 200 Ellen hohen Mauer umgeben, eine Angabe, die nur durch die Bauart orientalischer Städte einigermaßen glaubwürdig wird, worin sich umfangreiche Paläste mit weiten Höfen und Gärten und Ackerland zwischen den einzelnen Häusern befanden, groß genug, um bei langen Belagerungen bestellt zu werden und einer Hungersnoth vorzubeugen. Darum konnte auch Aristoteles sagen, daß Babylon eher den Umfang eines Staats als einer Stadt habe. Die Burg der alten Könige auf der Westseite der Stadt hatte einen Umkreis von 60 Stadien ($1^1/_2$ M.) und war durch dreifache sich über einander erhebende Ringmauern und Thürme eingeschlossen, innerhalb welcher viele mit den mannichfaltigsten Sculpturwerken bedeckte Palastgebäude aufgeführt waren. Diese Sculpturwerke befanden sich in Relief auf steinernen Platten, womit die Wände bekleidet waren, und sollen besonders reich an Thierfiguren aller Art und an Jagdstücken gewesen sein. Noch kunstreicher und merkwürdiger war der viereckige von einer hohen Mauer mit ehernen Thoren umschlossene Tempelbezirk, den die Chaldäer ihrem höchsten Gott Bel erbaut hatten. In der Mitte desselben erhob sich auf einem quadratischen Grundbau von Ziegelsteinen mit Asphaltmörtel der Thurm des Gottes mit acht verjüngten Stockwerken in pyramidalischer Form zu einer Höhe von 600 Fuß. Auswärts um diese Thürme führte eine mit Absätzen und Ruhebänken versehene Wendeltreppe bis zum obersten Thurm, wo sich ein heiliger Tempelraum befand mit einem Altar und einem schön bereiteten Ruhebette, aber ohne Bildniß. „Dort übernachtet Niemand," berichtet Herodot, „ohne je zuweilen ein inländisch Weib, das sich der Gott selber von allen auserkoren, wie die Priester aussagen." Dieses Weib soll nie mit einem Manne Gemeinschaft haben. Am Fuße des Thurms befand sich eine zweite Tempelhalle mit einer goldenen Bildsäule des Gottes auf einem goldenen Throne sitzend, die Füße auf einen goldenen Schemel stützend. Vor demselben stand ein goldener Altar, auf welchem die Chaldäer an dem großen Feste des Gottes jährlich tausend Pfund Weihrauch verbrannten. Im Vorhof waren zwei Opferaltäre, ein größerer für die ältern Thiere und ein kleinerer für die säugenden. Das Gewicht des Goldes soll, ohne die Weihgeschenke, 800 Pfund betragen haben. — Dies war der Thurm von Babel, der nach der Tradition der Hebräer

Die Stadt Babylon.

Königsburg.

Belustempel.

bis in den Himmel reichen und dem Volke von Sinear einen Namen machen sollte, aber die Eifersucht Jehovah's weckte und zur Scheidung und Verwirrung der Sprachen Veranlassung gab. Vielleicht lag in der heiligen Sage noch eine Erinnerung der ehemaligen Stammverwandtschaft und der Trennung des hebräischen Volkes von den chaldäischen Stammgenossen. An diesem Tempel hat noch Nebucadnezar gebaut; er berichtet: „Den Tempel des Fundaments der Erde, den Thurm von Babylon errichtete ich und vollendete ich und aus Ziegeln und bedeckendem Kupfer setzte ich darauf seine Spitze." Diesem Tempel werden mit Recht die im Norden der Königspaläste am Ostufer des Euphrat liegenden noch bis 40 Meter hohen Reste einer solchen Stufenpyramide zugeschrieben. Die Araber nennen sie heute noch Bâbil. Dagegen der früher fälschlich dafür gehaltene Birs-Nimrûd liegt nicht in Babylon selbst, sondern in der durch ihre astronomische Schule berühmten Vorstadt Barsip, griechisch Borsippa. Dieses berühmte Bauwerk wird als unvollendet schon in den alten Gesängen erwähnt. Auch hier griff Nebucadnezar ein: „Wir verkünden solches: Der Tempel der sieben Leuchten der Erde, der Thurm von Borsippa, welchen ein früherer König errichtet hatte, — man berechnet ihn auf 42 Ellen, — dessen Spitze er aber nicht aufgesetzt hatte, war seit vielen Tagen verfallen. Es hatte keine richtige Besorgung der Abzugskanäle für das Wasser desselben statt. Regen und Unwetter hatten fortgespült seine Backsteine, die Ziegel seiner Bedachung waren geborsten; die Backsteine des Gebäudes waren fortgeschwemmt zu Trümmerhaufen. Ihn herzustellen trieb der große Gott, Merodach, mir den Sinn an; seinen Ort beschädigte ich nicht, nicht änderte ich seine Grundmauern. In einem Monate des Heils, an einem günstigen Tage besserte ich die Backsteine seines Gebäudes und die Ziegel seiner Bedachung zu festverbundnem Mauerwerk aus, erneuerte sein Balkenwerk und brachte die Schrift meines Namens an dem Kranze seiner erneuerten Mauern an. Es zu vollenden und seine Spitze aufzusetzen, erhob ich meine Hand; wie vor Alters gründete, erbaute ich den Thurm, wie in jenen Tagen errichtete ich des Tempels Spitze."

Luxus und Lebensweise. Mit dem Reichthum, dem Kunstsinn und der Pracht, die sich an den öffentlichen Gebäuden kund gab, stimmten die Einrichtungen der Privathäuser und das ganze Leben der Babylonier überein. Die chaldäischen Könige umgaben sich mit einer glänzenden Hofhaltung, wo das ganze Ceremoniel orientalischer Despotien mit allen Einrichtungen eines verweichlichenden Luxus und einer entnervenden Wollust zur Anwendung kam, und ein zahlloses Gefolge von Trabanten und Palastdienern, von Aushorchern und Spähern den Glanz und die Sicherheit der königlichen Machtfülle erhöhte. Solche Despotien befördern die Ueppigkeit und Genußsucht, denen die Herrscher fröhnen, auch im Volke, damit dasselbe über der Befriedigung der Sinnenreize und der Bequemlichkeit des Lebens die höheren Güter verlerne und sich willig in das Joch der Knechtschaft füge. Daß diese der despotischen Königsmacht im Allgemeinen anhaftenden Verhältnisse auch in Babylon obwalteten, geht aus den Schilderungen der Alten von dem Reichthum, der Pracht, den weichlichen und wollüstigen Sitten, der Eleganz in Kleidung und Einrichtung u. dgl., wie aus dem unkriegerischen Geiste der Bewohner hervor. Die Beschreibung, die Herodot von ihrem Anzuge und ihrer äußern Erscheinung entwirft und mit der auch der Prophet Hesekiel übereinstimmt, stellt sie als ein in Ueppigkeit lebendes Volk

dar. In dem heißen Klima trugen sie ein dreifaches Gewand, erst ein leinenes Hemd, das bis auf die Füße ging, dann einen wollenen Rock, der um die Lenden mit einem Gürtel gegürtet war, und darüber einen kleinen weißen Mantel. Sie salbten sich den ganzen Leib mit Myrrhen und trugen lange mit einer herabhängenden Binde umwundene Haare. Jeder führte einen Siegelring und einen künstlich geschnitzten Stab, der oben mit einem Apfel, einer Rose, einer Lilie, einem Adler oder einer andern Verzierung versehen war. In ihren Häusern hatten sie Teppiche von bunten Farben mit eingewobenen Figuren von Greifen und allerlei Wunderthieren, wie auch ihre Bildwerke aufweisen. Der Luxus und das Wohlleben hatten indessen auch eine gute Wirkung; sie förderten die allgemeine Bildung, spornten zur Gewerbthätigkeit und erzeugten einen blühenden Handel. Der Kunstfleiß und die Fertigkeit der Babylonier in Bereitung feiner Webereien aus Wolle und Baumwolle, prächtiger Fußdecken und werthvoller Gewänder, Sindones genannt, waren im ganzen Alterthum gepriesen und ihre Erzeugnisse wurden in die fernsten Länder ausgeführt. Nicht minder berühmt war ihre Geschicklichkeit im Steinschneiden, im Verfertigen zierlich geschnitzter Handstöcke und in der Bereitung wohlriechender Wasser und Salben. Eine große Masse von geschnittenen Steinen, von Glas und Bronzestücken, von Gemmen, Ringen und schön verzierten Cylindern, die unter den Trümmern der babylonischen Städte gefunden wurden, geben noch heute ein glänzendes Zeugniß von dem Kunstfleiß der Chaldäer. Ein lebhafter Verkehr nach allen Richtungen zur See und zu Land lieferte ihnen die Rohstoffe, die sie zu ihrer Industrie brauchten und verschaffte ihren Waaren Absatz. Vom Indusgebiet zogen sie das Gold, das Elfenbein und die edeln Steine, die sie zu kostbaren Siegelringen und Schmuckwerk verarbeiteten, so wie die rothe Lackfarbe für ihre Buntwirkerei. Der Euphrat führte ihnen die Produkte Armeniens, namentlich den Palmwein, zu;*) auf den Handelsstraßen über Circesium und Damascus, über Thapsacus und Thadmor trugen große Karavanen ihre Gewebe und Kunsterzeugnisse nach Syrien und in die phönizischen Hafenstädte am Mittelmeer, wo sie die Erzeugnisse des Westens eintauschten. Schon zu Josua's Zeit gab es „schöne Mäntel aus Sinear" in Kanaan. Das wichtigste Handelsgebiet der Babylonier aber war der für die Schiffahrt äußerst günstige persische Meerbusen mit seinen zahlreichen Inseln. Auf der arabischen Küste gegenüber den Bahrem-Inseln lag in einer salzreichen Gegend am Rande der Wüste die reiche Handelsstadt Gerrha, eine alte Colonie der Babylonier, wohin der Weihrauch und Myrrhen des glücklichen Arabiens

Kunstfleiß u. Handel.

*) „Die Armenier," erzählt Herodot, „bauen schildförmige Fahrzeuge verschiedener Größe aus Weidengeflecht, mit Leder überzogen und mit Stroh gefüllt; auf diesen bringen sie den Palmwein in die Stadt und verkaufen ihn sammt dem Holzwerk und Stroh des Schiffes; die Felle aber laden sie auf die mitgebrachten Esel und kehren mit ihnen heim, weil der reißende Strom die Fahrt aufwärts nicht zuläßt."

gebracht und über Babylon in alle Welt geführt ward. In der Nähe jener Inseln befanden sich die Bänke von Perlenmuscheln, das eifersüchtig erstrebte Ziel babylonischer und phönizischer Gewinnsucht; von der Insel Tylos zogen die Bewohner der baumarmen Euphratebene das Holz zu ihren Schiffen und zu ihren Stöcken; und die Gegend der nachmals so berühmten Stadt Ormus war schon in den ältesten Zeiten der Stapelplatz der indischen und arabischen Producte, des Zimmet, des Elfenbeins, der Baumwolle, des Sandel- und Ebenholzes, der Perlen und der übrigen kostbaren Waaren des fernen Osten. Auf einer Insel des persischen Meerbusens oder an einer der Küsten lag wohl das Land Daden oder Dedan, dessen ausgedehnten Handel mit Horn, Elfenbein, Ebenholz und Wolle die Propheten Juda's rühmten. Der Handel war so sehr das Lebenselement der Babylonier, daß der Prophet Hesekiel in einer Gleichnißrede von der Wegführung der gefangenen Judäer sagt: „Ein großer Adler kam auf den Libanon und nahm den Wipfel der Ceder. Das oberste ihrer Reiser brach er ab und brachte es in ein Kaufmannsland, in eine Handelsstadt setzte er es!" Von dem großen Ansehen der Babylonier in den Handelskreisen der alten Welt gibt der Umstand Zeugniß, „daß Münzen, Maaß und Gewicht der Babylonier bei den Syrern wie bei den Persern, bei den Phöniziern wie bei den Hellenen und den Römern in Gebrauch gekommen sind". Das babylonische Talent und Längenmaaß, dessen Grundlage das Gewicht und die räumliche Ausdehnung eines Kubus Regenwasser bildete, ging mit geringen Abänderungen von den Phöniziern zu den Griechen in den Colonien und im Mutterlande und von diesen zu den Römern über.

3. Religionswesen. Sternkunde. Priesterschaft.

Religionswesen. Die Religion der Babylonier und Chaldäer, welche von den Assyriern angenommen wurde, ist in ihren Grundideen der aller heidnischen Völker gleich. Aus einem göttlichen Allwesen sind die zahlreichen von den einzelnen Stämmen und Städten verehrten Gottheiten emanirt. Die Chaldäer, schon von der Natur zur Betrachtung des gestirnten Himmels hingedrängt, haben in den Sternen und vor Allem in den Planeten die Hauptoffenbarungen der Gottheit erkannt. Der oberste Gott ist Ilu „der Gott" in ausgezeichneter Bedeutung. Er heißt in den Keiltexten „der Eine" und „der Gute". Indessen diese Vorstellung gehört der spätern priesterlichen Schule an. Im alten Chaldäa trat seine Gestalt zurück. Wir finden keinen ihm speciell geweihten Tempel, obschon Babylon ihm seinen Namen verdankt.

Der Weltschöpfungsbericht der heiligen Bücher Babylons, dessen Entdeckung wir G. Smith verdanken, zählt so die ersten göttlichen Emanationen auf: Als droben nicht kund that der Himmel, drunten die Erde einen Namen nicht nannte, war der

offene Ocean ihr Erzeuger, das Chaos der Urwasser (Mummu-Tiamat) hat sie erzeugt in ihrer Gesammtheit. Ihre vereinigten und gesammelten Wasser erhoben sich nach oben; kein Schilfrohr war emporgesproßt; keine Blume brachte ihre Frucht hervor. In dieser Zeit war noch kein Gott hervorgetreten; sie hatten keine verschiedenen Namen, und Ordnung war noch nicht. Damals wurden die Götter geschaffen. Lakhma und Lakhama gingen hervor und wuchsen. Dann wurden Sar und Kisar erzeugt. Eine lange Reihe von Tagen und es wurden erzeugt Anu (Bel und Êa).

Diese kosmogonischen Potenzen erhielten keinen Platz im officiellen öffentlichen Cult. Nur die letztgenannten figuriren als solche. Anu „der Erstgeborne, der Alte unter den Göttern, der Vater der Götter, der Herr der Finsterniß" ist der Himmelsgott, sein Herrschaftsgebiet der unbewegliche Fixsternhimmel. Êa ist die schöpferische Kraft der Gottheit, Bel der Schöpfer der himmlischen Welt, welcher den Sternen ihre Bahnen weis't. Das Verhältniß dieser drei ist nicht immer gleichartig; Bel heißt bald Bruder, bald Sohn von Anu. Jede dieser Gottheiten hat eine weibliche Ergänzung. Anat oder Nana ist Anu's Gattin, Belit die Bel's, Davkina die Êa's. Allein diese drei werden nur wenig scharf unterschieden; sie repräsentiren alle das feuchte und fruchtbare Element und ihnen allen gilt die Bezeichnung: „göttliche Gebieterin, Herrin der Welt, Mutter der Götter, Frau der großen Götter, Königin der Erde, Königin der Fruchtbarkeit." Diese Grundeinheit der weiblichen Gottheiten des chaldäischen Pantheons wird mit großer Schärfe in einem, der Bibliothek Asurbanipal's entstammenden Texte präcisirt, welcher das Venusgestirn also bezeichnet:

Das weibliche Gestirn ist der Planet Venus; er ist weiblich bei Sonnenuntergang; das männliche Gestirn ist der Planet Venus; er ist männlich bei Sonnenaufgang; der Planet Venus bei Sonnenaufgang, Samas ist der Name seines Gebieters und seines Sprößlings; der Planet Venus bei Sonnenuntergang, Adar ist der Name seines Gebieters und seines Sprößlings. Der Planet Venus bei Sonnenaufgang, sein Name ist Göttin von Agani; der Planet Venus bei Sonnenuntergang, sein Name ist Göttin von Arku; der Planet Venus bei Sonnenaufgang, sein Name ist Istar unter den Sternen; der Planet Venus bei Sonnenuntergang, sein Name ist Belit unter den Göttern.

Hier finden wir den vollständigen Göttersynkretismus, wie ihn das spätere Heidenthum wieder aufnahm, schon in den alten Hymnen der chaldäischen Priester.

Bei Herodot heißt die Göttin Babylons Mylitta; sie ist die empfangende Mylitta. und gebärende Natur mit dem dunkeln Mutterschooße, der die Erde und das Wasser geheiligt war und die als Mondgöttin mit ihrem sanften Lichte den nächtlichen Himmel erheiterte. In der Erde mit ihrer gebärenden Kraft, in der Feuchtigkeit, die der Pflanzenwelt Wachsthum und Fruchtbarkeit verleiht, und in der stillen Anmuth des vegetativen Naturlebens glaubten die Babylonier die Kraft und Wirkung dieser empfangenden und ausbildenden Gottheit zu erkennen. Darum befand sich innerhalb der Ringmauer, die ihren Tempel zu Babylon umgab, ein heiliger Hain, und ein Wasserbehälter deutete symbolisch auf den Urquell der Fruchtbarkeit; die Fische, die Thiere der starken Fortpflanzung,

und die Tauben, die Vögel der Ueppigkeit und der Liebesgier waren ihr heilig; auf ihrem Altare im Vorhof wurden nur unblutige Opfer gebracht. Da das Wesen dieser beiden obersten Gottheiten auf der Idee der Zeugung beruhte, so wurde der Geschlechtsprozeß ein heiliger Akt des Cultus. Jede Frau in Babylon mußte ihre völlige Hingabe an die weibliche Naturmacht dadurch bethätigen, daß sie sich einmal im Leben einem Fremden, der ihrer begehrte, preisgab. Zu dem Ende saßen denn, nach Herodot's Versicherung, die Töchter Babylons an den Festen der Mylitta in langen Reihen im Hain des Tempels, einen Kranz von Stricken um das Haupt, „denn sie waren der Göttin gebunden". Die Töchter der Reichen fuhren nach dem Tempel in bedeckten Wagen mit zahlreicher Dienerschaft. Hier mußten sie nun sitzen und harren, bis einer der Fremden, die der Göttin zu dienen kamen, ihr ein Geldstück in den Schooß warf mit den Worten: Im Namen der Göttin Mylitta. Dann mußte sie ihm folgen und ihm zu Willen sein und durfte ihn nicht abweisen. Das Geld gab sie in den Tempelschatz und war ihrer Pflicht gegen die Göttin ledig. „Und fortan," fügt Herodot hinzu, „konnte man ihr noch so viel bieten, sie thats nicht wieder." Die nun hübsch aussahen und gut gewachsen waren, kamen bald wieder nach Hause; die Häßlichen aber mußten lange Zeit sitzen und warten und konnten das Gesetz nicht erfüllen, ja manche blieben wohl drei bis vier Jahre. Diese Angabe Herodot's findet ihre Bestätigung im Briefe des Jeremias (Baruch 6, 42. 43.), wo es heißt: Die Weiber sitzen mit Stricken angethan an den Wegen und räuchern mit Kleie (einem Liebe erweckenden Zaubermittel), und die, welche von einem Vorübergehenden weggeführt wird, spottet ihrer Nachbarin, daß sie nicht auch wie sie selbst gewürdigt und ihr Strick zerrissen worden. — In allen semitischen Religionen war der Gebrauch herrschend, der Gottheit das Liebste und Theuerste zum Opfer zu bringen. Diese Vorstellung lag auch offenbar der nach unsern Begriffen so anstößigen Sitte der Babylonier zu Grunde. Das Werthvollste, die weibliche Keuschheit, sollte als Opfer der Liebesgöttin, welche der fruchtbringenden Verbindung der Geschlechter vorsteht, hingegeben werden. Eine ähnliche symbolische Bedeutung hatte auch die Selbstentmannung, welche die Priester der Cybele in Kleinasien im heiligen Taumel an sich verübten. In der spätern Zeit der Entartung gesellte sich dann zu der heiligen Handlung noch die sinnliche Lust und Begierde und erzeugte den wollüstigen Hang, der den Babyloniern im ganzen Alterthum zugeschrieben wird, der aber, wie aus der obigen Bemerkung Herodot's hervorgeht, ursprünglich fern war. Auch in Phönizien und auf Cypern waren diese Opfer der Ueppigkeit herrschend. „So wurden also durch die Macht einer fanatischen Religion die ehernen Schranken durchbrochen, die sonst die asiatische strenge Sitte unerbittlich um die Frauen zog," sagt Creuzer in seiner Symbolik.

Sterndienst. Aus der ersten männlichen Göttertrias emanirt dann eine zweite, deren einzelne Gottheiten nicht mehr den unbestimmten und verschwommenen Charakter

der ersten besitzen, sondern bestimmten Himmelserscheinungen entsprachen. Es sind Sin der Mondgott, Bel's Sohn, der leuchtende „der welcher die Erde beschirmt und erwärmt". Bin oder Raman (der Rimmon der Syrer) der Gott der Atmosphäre und ihrer Manifestationen, des Regens, des Donners, des Blitzes, endlich Samas, der Sonnengott, „der Herr des Himmels," Sin's Sohn. Denn im altchaldäischen System hat der Mond vor dem Sonnengott den Vorrang. Auf diese drei Himmelsgottheiten folgen die fünf Planetengottheiten: Adar oder Ninip (Saturn) ganz dem Herakles entsprechend, Marduk (Jupiter), Nergal (Mars) der Kriegsgott, der Gott der Schlachten und der Vernichtung, Istar (Venus) und Nebo (Mercur). Alle diese Götter haben ihre weibliche Ergänzung, Istar als Gatten den Dûzi (Adonis). Die beiden Göttertriaden, die 5 Planetengötter und Belit „die Mutter der großen Götter" bilden das Zwölfgöttersystem, die oberste Rangstufe in der göttlichen Hierarchie Chaldäa's. Sie werden so officiell aufgezählt z. B. auf dem schwarzen Obelisk Salmanasser's zu Nimrud. Natürlich existirten neben diesen 12 Obergöttern noch ganze Legionen niedern Ranges, deren Verehrung meist nur eine locale war. Ebenso hat jeder Obergott außer seiner Gattin zahlreiche Geliebte; die Genien bilden seinen Hofstaat. Marduk hat vier Jagdhunde, ebenso zwei Thürhüter und zwei Diener in seinem Haupttheiligthum zu Babylon u. s. f. Diese in den Keilinschriften uns entgegentretenden mythologischen Vorstellungen sind durchaus keine ursprünglichen, einem primitiven Volke eigenthümlichen. Sie sind vielmehr die Dogmatik der Priesterschaft und bilden den Abschluß einer langen Entwicklung. Wie in Indien, verstanden es auch in Chaldäa die Priester, ihre Speculationen an die Stelle des ursprünglichen Volksglaubens zu setzen. Dieses System konnte erst Platz greifen, als Babylonien politisch geeint war. Es war das Bestreben der Könige, die religiösen Anschauungen ihrer Unterthanen einander näher zu bringen. Man baute zu einem kunstreichen System zusammen, was ursprünglich local getrennt war und in gar keinem innern Zusammenhang stand. Anu z. B. und seine Gattin Nana sind die Götter von Arku; Bel, Belit und Adar die von Nipur; Sin und Nana wurden in Ur verehrt. Sippara ist die Heimath von Samas und Anunit u. s. f. So lange nun die Fürsten von Ur herrschen, ist ihr Localgott Sin der König des Pantheons; er macht dann dem Sonnengott Platz, als eine Dynastie, welche aus der Sonnenstadt Larsa stammt, die politische Suprematie erringt. Daher erklärt es sich, daß die Naturbedeutung vieler dieser Gottheiten ursprünglich identisch ist; sie existirten neben einander als Localgottheiten der einzelnen chaldäischen Städte; erst das System der Priester hat ihnen ihre Specialcompetenz begrenzt.

Sardanapal's Bibliothek.

Fast alle unsere Kenntniß des babylonischen Pantheons geht zurück auf die große Bibliothek des Königs Asurbanipal. Dieser, ein Freund der Gelehrten und der altchaldäischen Weisheit, ließ für seinen Palast die alte Bibliothek Sargons I. zu Arku (Erech der Bibel) copiren. Bei einer Bibliothek, welche

aus Chaldäa der Urmutter der Zauberei und Astrologie stammt, versteht es sich von selbst, daß ein großer Theil derselben magisch-astrologischen Inhalts ist. Man hat aus ihren Trümmern noch ein sehr umfangreiches Werk, 200 Tafeln magischen Inhalts zusammengeordnet.

Die Magie. Dem Magismus liegt der Glaube zu Grunde, daß gewisse Formeln und geweihte Worte Gewalt auch über die Götter und Geister ausüben können. Diese übermenschliche Kraft des Menschen oder Priesters kann aber nach chaldäischer Auffassung eine doppelte sein. Entweder erhält der Priester seine Macht von den obern Göttern; dann wirkt er Heil. Seine Beschwörung entfernt Unglück, vernichtet Krankheit und bekämpft den Einfluß der bösen Geister. Oder aber der Magier steht in Verbindung mit den Dämonen; dann ist seine Kunst gottlos und verflucht. Natürlich enthält das officielle Religionsbuch nur Formeln der ersten Gattung; mit Abscheu werden die anderen zurückgewiesen und verwünscht. Von den drei Büchern der Sammlung enthält das erste Beschwörungen gegen die bösen Geister, das zweite abwehrende Segenssprüche gegen Krankheiten; denn die Arzneiwissenschaft ist nur ein Theil der Magie; jede Krankheit ist ein Werk der Dämonen, der Kranke selbst gilt als besessen. Das dritte Buch umfaßt hymnenartige Anrufungen an die Götter. Diese Formeln sind meist außerordentlich eintönig. Man zählt die Geister auf, welche die Beschwörung bezwingen soll; man schildert ihre Macht und ihre Wirkungen. Es folgt ein Gebet, welches vor ihnen bewahrt und sie zurücktreibt. Endlich kommt die regelmäßige Schlußformel:

„Geist des Himmels, beschwöre;
Geist der Erde, beschwöre."

Sehr viel ist in dieser sonderbaren Sammlung die Rede von Amuletten, den sogenannten Mamiti. So heißt es in einem solchen Zauberspruch: „Talisman, Talisman, Grenzwehr, die nicht gehoben wird, Grenzwehr, welche die Götter nicht überschreiten, Grenzstein Himmels und der Erden, unverrückbar, dessen Tiefe kein Gott erforscht, welchen weder Gott, noch Mensch ergründen können, Riegel, den man nicht zurückschiebt, Riegel, der das Böse abhält, ihr bösen Geister alle (folgen ihre Namen), ihr schadenbringenden Genien weicht! Guter Gott! nahe mit dem Geist der Erde! Anrufung des Gottes, des starken, des starken, des starken: So sei es." Die zahlreichen Geisterschaaren dieser magischen Formulare gehören dem ältesten Theile der sumerischen Religion an. Sie sind meist doppelsprachig abgefaßt im sumerischen Idiom und in angefügter assyrischer Uebersetzung. Geisterverehrung scheint die älteste Religion des Landes zu sein. Man dachte sich das Universum von zahlreichen Genien belebt und bevölkert. Diese alte Geisterlehre ist grundverschieden von der spätern Staatsreligion. Als jene durch die priesterliche Doctrin und die politische Centralisation zur Herrschaft kam, flüchtete sich dieser alte Glaube in die Mysterien und die geheimen Riten der Magier. Man hat den Magusnamen

vergebens aus dem arischen, wie aus dem semitischen erklären wollen. Zuerst erscheint er in Babylonien. Und in der Sprache von Sumir lautet das Wort: im-ga, ehrwürdig, augustus. Die Magier sind die Priesterkaste Chaldäas. Die letzten Könige des freien Babylons waren Vorstände des Magierordens. Von Babylon aus drang der magische Cult als ein ursprünglich fremdes Element zu den Medern und Persern.

Eine andere mit dem Magismus in der Regel engverbundene Super- Astrologie.
stition, die Astrologie, ist gleichfalls in Babylon zu Hause. Nicht von Anfang an, aber dann mit großer Entschiedenheit hat sich der religiöse Glaube des assyrischen Volkes als Gestirndienst gestaltet. Der achtstrahlige Stern ist in der Keilschrift das Bild für Gott, wie für Stern. Bei dem weitreichenden Horizont der babylonischen Ebene konnte man den Sonnenlauf, die leuchtenden Bahnen der Planeten, den höhern oder niedrern Stand gewisser Fixsterne beobachten. Nicht nur die Aenderung der Jahreszeiten, Dürre und Fruchtbarkeit, die periodischen Ueberschwemmungen der Ströme, sondern das gesammte menschliche Leben in all seinen Geschäften steht nach chaldäischer Auffassung unter ihrem Einfluß. In diesem sehr complicirten Priestersystem nehmen die 7 Planeten die erste Stelle ein. Jeder war einem Gotte geweiht, und dem, welchem die erste Stunde nach Mitternacht zukam, gehörte der ganze Tag. Sonnabend, mit dem die semitische Woche beginnt, war dem Adar (Saturn) geweiht, der zweite Tag gehört dem Samas (Sonne), der dritte Sin dem Mondgotte. Es folgt Nergal (Mars), dessen röthlicher Feuerschein als besonders unglückbringend galt. Mittwoch war dem Nebo (Mercur), Donnerstag dem Merodach (Jupiter) heilig. Der letzte Wochentag gehörte Istar, dem Venusgestirn. Diesem System verdankt die siebentägige Woche ihre Entstehung, eine der chaldäischen Erfindungen, welche Erbtheil der gesammten gebildeten Menschheit geworden ist. Jedem dieser Planeten war eine Farbe besonders geheiligt; in zahlreichen Tempeln wurden sie gemeinsam verehrt. So hatte jedes der 7 Stockwerke des Thurms von Borsippa die Farbe des Gottes, dem es geweiht war, wie Rawlinson aus den Trümmern desselben nachgewiesen hat. Dieser Sternenglauben hat das Thun und Lassen der Babylonier, wie der Assyrer, vollständig beherrscht. In einem Monat des Heils, an einem günstigen Tage unternimmt Sardanapal seinen Feldzug gegen Aegypten; in einem Monat des Heils, an einem günstigen Tage bessert Nebucadnezar die Bedachung des Birs Nimrud aus. Umgekehrt konnte eine eintretende Sonnenfinsterniß oder ein ähnliches Unglückszeichen eine im Marsch befindliche Armee zur schleunigen Umkehr veranlassen. Asurbanipal's Bibliothek enthält auch eine Sammlung astrologischen Inhalts mit dem Titel: „Erleuchtung Bel's“ oder „Auge Bel's“. Das ganze Werk zerfällt in zwölf Bücher, deren sonderbarer Inhalt nur sehr bruchstückweise enträthselt ist. Einige Tafeln enthalten ein kalendarisches Verzeichniß aller Sonnen- und Mondfinsternisse für das ganze Jahr. Meist sind es alte Beobachtungen, die für des assy-

rischen Königs Palastbibliothek nur neu copirt wurden. Der werthvollste Theil von Asurbanipal's Bibliothek sind aber die sogenannten Izdubarlegenden. Sie bilden ein höchst merkwürdiges mythologisches Epos; die zwölf Thaten des Izdubar entsprechen den Wanderungen der Sonne, durch die zwölf Zeichen des Thierkreises.

Auf der ersten Tafel wird die Eroberung einer Stadt berichtet; Götter und Geister verwandeln sich aus Angst in Thiere. Auf der zweiten gewinnt Izdubar die Hülfe des Heabani, eines im Walde hausenden Satyrs mit Ochsenfüßen und Hörnern, welcher wunderbare Kenntnisse der Natur besitzt. In den folgenden Gesängen besiegt er mit Hülfe Heabani's im Pinienwald das Ungeheuer Chumbaba und gewinnt dadurch die Liebe der Göttin Istar, welche sich ihm als Gemahlin anträgt. Allein sie wird wegen der Treulosigkeit gegen ihre vielen Geliebten von Izdubar mit herbem Hohne zurückgestoßen; darauf erdenkt sie allerlei Qualen und Abenteuer für den Helden, welche dieser aber siegreich überwindet. Die uns schon bekannte Erzählung von der Fluth bildet nur eine Episode dieses Mythenkreises.

Ein andres episches Fragment ist das von der Niederfahrt der Göttin Istar ins Schattenreich, von wo sie ihren Liebling Dûzi (Adonis) heraufholen will:

Nach dem Lande Aral, dem Gebiete der Verbannung, Istar, Sin's Tochter, ihren Sinn fest richtet. Und Istar, Sin's Tochter, richtete ihren Geist nach der Bitte des Sohnes, nach dem Hause der Ewigkeit, der Wohnung Irkalla's, nach dem Hause, dessen Eingang ist ohne Ausgang, nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr, nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist, einem Orte, da Staubes Menge ihre Nahrung, ihre Speise Lehm, wo Licht nimmer geschaut wird, wo im Finstern sie wohnen, wo die Geister gleich Vögeln herum schwirren, auf der Thür und dem Getäfel Staub. Istar, da sie nach Aral kam, sprach aus ihren Wunsch dem Wächter der Pforte: Hüter der Unterwelt, öffne dein Thor! öffne dein Thor, daß ich eintrete. Wenn du nicht öffnest dein Thor und ich nicht eintrete, werde ich zertrümmern die Pforte, zerbrechen die Riegel, ich zerbreche die Riegel, durchschreite das Thor. Ich laß ausgehen die Seelen der Todten in der Gestalt von Wehrwölfen und mit der Zahl der Lebendigen werden sich verbinden die neubeseelten Todten.

Der Wächter unterhandelt nun mit Allat, der Herrin des Todtenreiches, und Istar ruft dieser zu:

Herrin der Unterwelt, nicht streiten will ich mit dir. Ich möchte mich selbst verzehren, wie Brod. Ich möchte mein Blut trinken, wie Bäche. Laß mich weinen um die Helden, deren Burgen ich verrathen habe; laß mich weinen um die Gattinnen, deren Gatten sie verlassen haben. Laß mich weinen um den holden Gott Sprößling, der vor der Zeit dahingerafft ward.

Nun erhält der Wächter die Erlaubniß ihr die Pforte zu öffnen: das erste Thor ließ er durchschreiten sie, ergriff sie und nahm ihr die große Krone vom Haupt. „Warum, o Wächter, nimmst du mir die große Krone vom Haupt?“ Tritt ein, Göttin; denn so verlangen es die Satzungen der höllischen Fürstin. So durchschreitet sie sieben Thore und unter denselben Formeln beraubt er sie ihrer übrigen Schmuckgegenstände. Nachdem die beiden Göttinnen sich gegenüber getreten, brechen sie in gegenseitige Schmähungen aus und Istar wird in das Gewahrsam abgeführt.

Als Istar eingeschlossen war im ewigen Heiligthum, besprang der Stier nicht mehr die Kuh, der Esel wollte nichts mehr von der Eselin, der Herr näherte sich nicht mehr der Sclavin, der Krieger widerstand den Geboten seines Vorgesetzten, und die Gattin widerstand in den Armen ihres Mannes.

Auch im Olymp ist man in Unruhe; der Gott des Urwassers schafft Uddusnamir (die Erneuerung des Lichtes) den behenden Burschen:

Geh, Uddusnamir, lenke deinen Geist zur Höllenpforte, und die sieben Thore von Aral werden sich öffnen vor dir. Allat möge dich sehen und deinem Antlitz sich zeigen, aus ihrem Busen wird der Trotz schwinden und sie nicht mehr schaden. Vollführe die Aufträge; lenke deinen Geist auf den Schlauch des Lebenswassers, wecke die Göttin; sie löse die Knoten des Schlauchs und trinke das Wasser des Lebens.

Allat ist über die Botschaft heftig erzürnt und spricht einen schweren Fluch über den Boten aus; allein Istar wird entlassen und durch die sieben Thore geführt, wo ihr Schmuck sich allmählich wieder zusammenfindet. Der verstümmelte Rest scheint sich auf die Wiederbelebung des Gottes Sprößling zu beziehen; offenbar ist es die allbekannte „Auferstehung des Adonis".

Auch die Fabel findet sich bereits in der assyrischen Literatur. G. Smith theilt ein Bruchstück einer solchen vom Adler, der Schlange und dem König Etanna mit. Ein anderes Stück enthält Reste eines Dialogs zwischen Ochs und Pferd, wo jedes Thier die Vorzüge seines Lebens preist.

Endlich enthält diese Bibliothek auch eine Reihe liturgischer Gesänge zum Theil von großer Schönheit. Ein solcher ist der an Nannar, den Mondgott:

O Herr! Führer der Götter, welcher im Himmel und auf Erden allein erhaben, Vater Nannar, Herr der himmlischen Heerschaaren, Führer der Götter, Vater Nannar, Herr, großer Gott, Führer der Götter, Vater Nannar, Herr, Gott Sin, Führer der Götter u. s. f. Barmherziger Erzeuger von Allem, das bei den lebenden Wesen eine hellglänzende Wohnung aufrichtet, Vater, Erbarmer, Wiederbringer, dessen Hand des ganzen Landes Leben hält, O Herr! Deine Gottheit gleich dem fernen Himmel, dem weiten Meer ist ehrfurchtgebietend .... des Landes, Stützer der Tempel, Verkünder ihres Namens. Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, der du die Wohnung erhöhst und gründest Alles, was gut ist, der du zur Herrschaft berufst, das Scepter verleihst, der bis in ferne Tage das Schicksal bestimmt u. s. w. Im Himmel wer ist erhaben? Du allein bist erhaben! Auf Erden wer ist erhaben? Du allein bist erhaben! Dein Befehl wird im Himmel verkündet — die Engel werfen nieder ihr Antlitz. Dein Befehl wird auf Erden verkündet — die Genien der Erde küssen den Boden u. s. w.

4. Assyriens alte Geschichte.

Gründung u. Urgeschichte des assyrischen Reiches.

Gegenüber der heutigen Stadt Mosul auf dem östlichen Ufer des Tigris, „in den Ebenen Aturiens" lag Ninus oder Ninive, die zweite Wunderstadt des mesopotamischen Stromgebietes, die riesige Metropole des assyrischen Reiches. Die Gründung dieses Reiches, dessen Bewohner als das erste erobernde Volk in Vorderasien auftraten und mit der Schärfe des Schwertes die Völker nahe und ferne unterjochten, ist von einem dichten Dunkel umgeben, auf das nur unverbürgte Sagen einige unsichere Streiflichter werfen. Vor der Entzifferung der Keilschriften beruhte unsere Kenntniß der assyrischen Geschichte in der Hauptsache auf den Nachrichten des griechischen Arztes Ktesias, welcher eine lange Reihe von Großkönigen aufzählte und sie eine mehr als tausendjährige Herrschaft über Oberasien ausüben ließ. An der Spitze steht das große Herrscher-

paar Ninus und Semiramis, welche die Eroberungen allesammt schon vollziehen und gar weit über den Umfang hinaus, welchen jemals assyrische Herrscher besessen haben. Ihre Nachfolger bis Sardanapal führen ein unwürdiges Schlemmerleben in den Palästen und der letzte erliegt 884 dem gemeinsamen Angriff von Medien und Babylonien. Dieser ganze Bericht ist ohne historischen Werth. Ninus und Semiramis sind vermenschlichte Götterfiguren des assyrischen Pantheons, und die Namen der spätern Könige, wie sie bei den Chronographen vorliegen, sind fast ausnahmslos erdichtet. Schon die Assyrer besaßen mythische Berichte über ihre Urgeschichte. Bel-kapkapu gilt als Gründer des Königthums und Bel-pisaqti als Erbauer Ninive's. Sargon II. (um 720) weiß von 350 Fürsten, welche seine angeblichen Vorfahren waren. Auch diese Nachrichten gehören der Sage an. Wir werden die Erzählungen von dem angeblichen ersten Herrscherpaare Ninus und Semiramis in den Ausführungen mittheilen. Ninus ist offenbar nur eine Personification der Hauptstadt; Semiramis aber, die angebliche Tochter der Göttin Derketo von Askalon im Philistäerlande, ward durch die dichtende Phantasie so sehr in das Gebiet der Mythe gerückt, daß es unmöglich erscheint, den historischen Kern von der poetischen und symbolischen Umhüllung zu scheiden, wenn man auch annehmen muß, daß eine so lebensvolle Gestalt, die in dem Volksbewußtsein des Morgenlandes in erster Linie steht und an die sich tausend Erinnerungen und Sagen anlehnen, nicht ein mythisches Fabelwesen, eine bloße symbolische Figur gewesen sein kann. Religiöse Mythen und Symbole, dem Glaubenskreis und den Cultusgebräuchen der semitischen Völker entnommen, dichterische Sagenbildungen, die alles Große und Wunderbare auf einen einzigen berühmten Heldennamen häuften, und historische Erinnerungen, im Volksbewußtsein fortgeführt und im Laufe der Jahrhunderte ins Maßlose vergrößert, haben die Semiramis zu einer idealen Gestalt verklärt, in welcher die am meisten bewunderten Eigenschaften des Morgenländers, weibliche Schönheit und männliche Thatkraft, unwiderstehlicher Liebreiz und kriegerische Kühnheit vereinigt waren. So ging aus verschiedenartigen Elementen durch die schaffende Phantasie ein Charakterbild hervor, in dem das ganze geistige und geschichtliche Leben des assyrisch-babylonischen Volkes seinen Ausdruck fand. Nicht nur die Kriegsthaten und Eroberungszüge der alten Zeit wurden ihr zugeschrieben, auch alle großen Werke der Baukunst in ganz Vorderasien, auf welche die späteren Geschlechter mit Bewunderung blickten, trugen den volksthümlichen Namen der assyrischen Heldenkönigin, und die Gründung vieler bedeutenden Städte sollte von ihr herrühren.

Die Sagen von Ninus u. Semiramis.

Ninus, so lautet die Erzählung bei Diodor, ein kriegerischer nach Thaten dürstender Mann, versammelte die kräftigsten Jünglinge um sich und übte sie lange in den Waffen und in Ertragung der Beschwerden und Gefahren des Kriegs. Dann brach er in Verbindung mit Ariäus, König von Arabien, gegen **Babylon** auf, nahm den König mit seinen Kindern gefangen, und ließ ihn tödten. Als Ninus dieses Land mit leichter Mühe bezwungen hatte,

wandte er sich gegen die Armenier, und brachte deren König zu freiwilliger Unterwerfung. Von hier zog der assyrische Eroberer gegen die Meder, besiegte auch diese und schlug ihren König mit seinem Weibe und sieben Kindern ans Kreuz. Nachdem er einen seiner Freunde zum Statthalter über Medien eingesetzt, führte er noch siebenzehn Jahre Krieg und unterwarf außer den Babyloniern, Armeniern und Medern auch die Perser, die Völker Kleinasiens und die Stämme vom Tanais bis zu den kaspischen Thoren. Nach diesen Kriegszügen beschloß er eine Stadt zu erbauen, welche an Größe und Umfang alle vor ihm gegründeten übertreffen sollte und der auch schwerlich jemals eine der nachgebornen Geschlechter gleichkommen würde. In diese Stadt, welche er nach seinem Namen Ninus nannte, versetzte er die mächtigsten Assyrier und wer von den andern Völkern Lust hatte und theilte denen, welche sich hier niederließen, einen großen Theil des benachbarten Landes zu. Nach Erbauung dieser Stadt brach Ninus wider die Bactrer auf, welche er in den früheren Kämpfen nicht hatte überwältigen können und führte 1,700,000 Fußgänger, 210,000 Reiter und wenig unter 10,600 Streitwagen gegen sie ins Feld. Aber auch dieser Macht widerstanden die Bactrer anfangs mit Glück; sie besiegten in der ersten Schlacht die Assyrier, die ihr Heer getheilt hatten, und konnten erst durch die vereinte Kriegsmacht der Feinde gezwungen werden, sich in ihre Städte einzuschließen. Diese wurden allmählich eingenommen, bis auf die Hauptstadt Bactra, die sehr befestigt war und eine langwierige Belagerung aushielt. — Da bekam Onnes, ein Befehlshaber des Ninus, Sehnsucht nach seinem Weib Semiramis, die er sehr liebte, und ließ sie ins Lager kommen. Diese war die Tochter der Fischgöttin Derketo von Askalon im Lande der Philistäer. Als Kind war sie ausgesetzt worden, aber die Tauben ihrer Mutter hatten sie mit ihren Flügeln bedeckt und mit Milch und Käse, die sie mit ihren Schnäbeln aus den nahen Höfen herbeitrugen, ernährt, bis sie von Hirten gefunden und von diesen dem Oberhirten Simmias übergeben ward, der ihr den Namen Semiramis beilegte, was auf syrisch Taube bedeutet. Als sie herangewachsen war, geschah es, daß einst Onnes, Statthalter von Syrien, die königlichen Heerden musterte; er erblickte die Jungfrau, verliebte sich in sie und erhielt sie von Simmias zum Weibe. Semiramis folgte nun dem Rufe ihres Gatten nach Bactrien; sie wählte für die Reise ein Kleid, das ihr Geschlecht nicht verrieth, für die Reise wie für alle Geschäfte sehr zweckmäßig war und ihr so gut stand, daß es von da an bei Medern und Persern in Gebrauch kam. Hier gewahrte sie bald, daß die Bactrer die Mauern und Zugänge der Stadt wohl vertheidigten, die Burg aber, im Vertrauen auf die feste Lage derselben, wenig bewachten. Sie sammelte daher eine im Klettern geübte Schaar, erstieg mit dieser aus einer tiefen Schlucht die Akropolis und gab, während sie einen Theil derselben besetzte, dem Heere in der Ebene das Zeichen zum Sturm. Den Bactrern entfiel der Muth, da sie die Burg besetzt sahen, und die Stadt wurde eingenommen. Der König ehrte die kühne Frau mit reichen Geschenken, aber von ihrer Schönheit gefesselt, faßte er eine heftige Liebe zu ihr und begehrte sie von ihrem Manne zum Weibe; als dieser sich weigerte und sogar das Anerbieten des Königs, ihm seine eigene Tochter Sosane dafür zur Ehe zu geben, von sich wies, drohete dieser, ihm die Augen ausstechen zu lassen, wenn er nicht einwillige. Da gab denn Onnes nach; Semiramis wurde die Gemahlin des Königs; ihr erster Gatte aber erhenkte sich aus Trauer und Verzweiflung. (Nach andern Erzählungen war Semiramis eine Buhlerin, in welche sich Ninus verliebt hatte. Da habe sie sich von Ninus die Gnade ausgebeten, fünf Tage über Asien zu herrschen, und diese Zeit benutzt, den König ins Gefängniß werfen oder ermorden zu lassen und sich dann selbst des Reiches zu bemächtigen.) —

Die angeblichen Bauwerke der Semiramis.

Bald nachher starb Ninus und hinterließ seiner Gemahlin, die ihm einen Sohn Namens Ninyas geboren, die Herrschaft. Semiramis bestattete den König in seiner Hauptstadt und ließ ihm einen Grabhügel errichten, der 10 Stadien (6000 Fuß) im Umfang und 9 Stadien (5400 Fuß) in der Höhe hatte, und viele Meilen weit sichtbar war. Hernach ließ sie den Felsenweg nach Medien anlegen, Städte bauen und viele merkwürdige Bauwerke errichten

und regierte mit solchem Ruhme, daß nicht nur viele Wasserleitungen, Paläste, Brücken und die berühmten „hängenden Gärten" in Babylon ihr zugeschrieben wurden, sondern daß überhaupt alle großartigen Anlagen, alle Wunderwerke, alle kühnen Unternehmungen der Vorzeit unter ihrem Namen gingen. Die fabelhaften Angaben bei Diodor, nach denen nicht blos die Stadt und Mauern von Babylon, sondern alle großen Werke darin, die Brücke, die beiden Königsburgen, der Thurm des Belus, ein 130 Fuß hoher Obelisk, ferner das große von Nebucadnezar herrührende Bassin bei Sepharvajim, die Straße über das Zagrusgebirg, die Königsburg und die Bewässerung von Ekbatana und vieles Andere von ihr herrühren sollten, sind wahrscheinlich der Volksüberlieferung entnommen. Auch Strabo schreibt die sogenannte medische Mauer vom Euphrat zum Tigris, die Bauwerke Babylons und viele Erdhügel und Dämme, feste Burgen und Gänge, Gebirgsstraßen, Kanäle und Brücken in ganz Asien der Semiramis zu. Selbst in Kappadocien lag die Stadt Tyana und in Pontus Zela auf einem Walle der Semiramis. Besonders ist der Zug der Semiramis gegen das reiche Indien in der Sage gefeiert. Nachdem sie 3 Jahre lang im ganzen Reiche hatte rüsten lassen, brach sie mit einem Heer, das Diodor nach Ktesias auf 3 Millionen Fußgänger, eine halbe Million Reiter und 100,000 Streitwagen angibt, von Bactra auf. 100,000 Kamele, mit den zusammengenähten Häuten schwarzer Stiere bedeckt und jedes von einem Kriegsmann bestiegen, sollten den Indern den Eindruck von Elephanten machen. Für den Uebergang über den Indus wurden 2000 Schiffe gebaut, die in einzelnen Stücken auf Kamele geladen wurden. Sie brachte den indischen König Stabrobates zum Weichen, ließ aus den mitgebrachten Schiffen eine Brücke schlagen und drang in das Indusland ein. Stabrobates wich absichtlich zurück, um das assyrische Heer ins Land zu locken; plötzlich machte er einen Angriff; seine Reiterei entfloh vor den verkleideten Kamelen, aber mit seinem Fußvolk und seinen Elephanten brachte er die Assyrier zur Flucht und verwundete, auf dem besten Thiere sitzend, mit seiner Lanze die Königin in den Arm und in den Rücken. Semiramis entfloh zu Pferde, erreichte die Brücke und ließ sie unter dem dichtesten Gedränge der Inder abbrechen; aber ihr Heer erlitt eine solche Niederlage, daß nur der dritte Theil (nach Andern nur 20 Mann) in die Heimath zurückkam. Bald nachher übergab sie die Herrschaft ihrem Sohne Ninyas und verschwand dann von der Erde zu den Göttern, oder flog, in eine Taube verwandelt, mit einem Schwarm von Tauben aus dem Palaste, nachdem sie 62 Jahre gelebt und 42 Jahre regiert hatte. Nach andern Erzählungen wurde sie von ihrem Sohne Ninyas ermordet, als sie ein unzüchtiges Verlangen an ihn gestellt.

Bedeutung der Semiramis-Sage. In den ältesten Sagen mögen die historischen und dichterischen Elemente vorgewaltet haben, daher auch die Gestalt der Semiramis, welche ihren Gatten Ninus an Ruhm weit überstrahlt, im Volksbewußtsein so frisch und lebensvoll dasteht. Aber im Laufe der Jahre traten immer mehr symbolische und mythische Bestandtheile hinzu und verhüllten das Menschliche und Geschichtliche. Solche religiöse Mythen liegen besonders den Sagen vom Ursprung und Verschwinden der Semiramis zu Grunde. Wie Ninus der Sohn des Bel, der männlichen erzeugenden Urkraft, genannt wird, so ist Semiramis die Tochter der empfangenden und gebärenden Göttin Mylitta-Derketo, der die Tauben und die Fische geheiligt sind, der die Töchter Babylons ihre jungfräuliche Ehre zum Opfer brachten. Tauben hatten sie als Kind in der Wüste genährt, als Taube entflog sie bei ihrem Tode aus dem Palaste. Auf religiöse Mysterien deutet die Sage, daß sie zuerst die Verschneidung der Männer eingeführt. „Damit ihr Geschlecht nicht durch den hohen Ton der Stimme und die bartlosen Wangen verrathen würde, habe sie sich mit gleichen Genossen umgeben", eine Sage, die mit der Sitte der Selbstentmannung zu Ehren der Astarte bei den Phöniziern im Zusammenhang steht. Auf dichterischen und religiösen Mythen beruhen die Ueberlieferungen von dem verführerischen Liebreiz der Semiramis; alle Männer entbrennen in Liebe zu ihr, aber allen ist diese Liebe verderblich; sie wählt ihre Liebhaber aus den Schönsten ihres Heeres und läßt sie, nachdem

sie ihre Liebe genossen, tödten oder lebendig begraben. Die über Asien verbreiteten Semiramiswälle wurden von der Volkssage als Gräber ihrer Liebhaber bezeichnet. Zugleich übertrifft sie an Kühnheit und Heldensinn alle Männer ihrer Umgebung und vereinigt somit die Eigenschaften beider Geschlechter, weibliche Schönheit und männliche Thatkraft, wollüstige Liebesbegier und kriegerischen Unternehmungsgeist in ihrer Person. Zu dieser männlichen Königsgestalt im Anfang der Geschichte bildet dann am Ende derselben der letzte König Sardanapal einen merkwürdigen Gegensatz. Wie Semiramis in der Volkssage als Mannweib erscheint, so Sardanapal als weibischer Mann, offenbar eine Uebertragung symbolischer Religionsvorstellungen und Cultusgebräuche auf wirkliche Personen, denn bei den Semiten in Vorderasien wurde, wie Duncker richtig bemerkt, und wie wir unten bei Phönizien näher sehen werden, die Verehrung der androgynen Gottheiten eifrig betrieben und die Culte, bei welchen die Männer in Weibertracht und die Weiber in Männertracht erschienen, waren häufig. In dieser Beziehung erscheint Semiramis als Symbol sinnlicher Schönheit, geschlechtlicher Liebe und Ueppigkeit, wie männlicher Kraft und Heldenstärke.

Die geschichtlichen Anfänge des assyrischen Reiches sind äußerst bescheiden und unscheinbar. Am obern Tigrislauf, etwas oberhalb der Einmündung des kleinen Zab in den Hauptstrom, 15 Meilen südlich von Ninive, erhebt sich heute der Ruinenhügel von Kileh-Schergat. Das ist die alte Hauptstadt Asur, welche sich um den Tempel des gleichnamigen assyrischen Hauptgottes bildete. Fürstliche Oberpriester, wahrscheinlich unter babylonischer Lehnshoheit, geboten hier über die umliegenden Völker. Von Nimrod, dem babylonischen Götterkönig, heißt es in dem Sagenbericht der Genesis: Anfang seiner Herrschaft war Babel, Erech, Akkad, Kalneh im Lande Sinear; von diesem Lande zog er nach Asur. Dieser mythischen Notiz scheint die richtige Thatsache zu Grunde zu liegen, daß, wie assyrische Schrift und Religion in Babylon zu Hause sind, so auch das Volk eine Colonie des Unterlandes sei, welche nordwärts Wohnsitze suchte. Das älteste Datum assyrischer Geschichte überliefert uns König Tiglathpileser I. (um 1120); er berichtet, daß 641 Jahre vor seiner Zeit Samsi-Ramman, der Sohn Ismi-Dakans, der Priesterfürst von Asur, dem Anu und dem Bin einen Tempel erbaut habe. Dieses priesterliche Stillleben wich bald einem kriegerischen Heldenzeitalter. Am obern Tigris und in den angrenzenden Gebirgsthälern hausten Stämme von angestammter Tapferkeit und ungezügelter Kriegslust. Ein energisches, hochbegabtes Geschlecht gewann hier die Herrschaft, errang die Unabhängigkeit von der babylonischen Suprematie und stellte sich dem alternden Reiche des Unterlandes als ebenbürtiger, bald als überlegener Nebenbuhler zur Seite. Die sogenannten Synchronismentäfelchen, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten die gleichzeitigen assyrischen und babylonischen Herrscher aufzählen, erwähnen in trockner, annalistischer Manier ihre gegenseitigen Kriege und Friedenstractate, die Heirathen, welche die beiden Dynastien an einander knüpfen sollten u. A. Die Macht der Babylonier war stark im Niedergang. Asur-ubalid (um 1400 nach dem approximativen Ansatz von G. Smith) hatte seine Tochter an den König von Babylon verheirathet. Kara-hardas, der Sohn dieser Ehe, fiel durch eine Revolution des herrschenden Stammes, der Kassi. Ein Usur-

Die ältere Geschichte Assyriens.

pator bestieg den Thron. Der assyrische König zog gegen die Rebellen zu Felde und setzte Kurigalzu, einen Sprößling des legitimen Königshauses, auf den wankenden Thron von Babylon. Im Frieden wurde auch die Grenze beider Reiche regulirt und bei dem heutigen Akar-kuf unweit von Bagdad die Grenzfestung Dur-Kurigalzu angelegt. Tuklat-Adar endlich (um 1290) unterwarf Babylonien seiner Herrschaft. Auf einem Siegel desselben, das Sanherib 693 in Babylon fand, heißt er: „Eroberer von Kar-Dunias" (das südchaldäische Küstenland). Er zuerst unter den assyrischen Herrschern nahm den Titel eines Königs von Sumir und Akkad an, was der officielle Ausdruck für die Herrschaft über ganz Chaldäa ist. Diese Oberhoheit war eine schwankende und von kurzer Dauer. Ein folgender König fiel im Kampf mit den Babyloniern, und diese drangen bis vor die Mauern der Reichshauptstadt Asur. Dagegen Adar-palbitkur (c. 1220) „machte der Ohnmacht Asur's in seinem Lande ein Ende" und warf die Feinde aus dem Lande zurück. Aus dieser ältern Periode der assyrischen Geschichte sind uns nur die Annalen eines Fürsten erhalten, Tiglathpileser des Ersten (assyrisch Tuklat-habal-Asar). In den Ecksteinen seines Palastes zu Asur fand Layard vier identische Thoncylinder, welche die Annalen seiner fünf ersten Regierungsjahre enthielten. Tiglathpileser's erste Waffenthaten galten dem aufständischen Kummuch (Kommagene) und dessen Bundesgenossen, den fünf Königen der Muskaya, eines kleinasiatischen Volkes. Darauf dringt er nach Armenien vor und errichtete, wie sein Nachfolger Asur-nazir-pal (883—859) berichtet, sein Bild an den Tigrisquellen. Oberst J. Taylor war so glücklich, beim heutigen Subeneh-Su Basrelief und Inschrift des Großkönigs wiederzuentdecken. Ostwärts überschritt er den kleinen Zab und drang in das spätere Medien und die nordwärts gelegenen Distrikte vor. Er kämpfte mit den 60 Königen der Nairi und drang bis zum obern Meere (Van-See) vor. Im Süden unterwarf er Aram, den obern Euphratlauf, seiner Herrschaft, und erreichte das schlachtenberühmte Karkamis (wahrscheinlich Hierapolis, heute Membidsch). Unglücklich kämpfte er aber im Jahre 1111 gegen Marduk-nadin-achi, den König von Babylon; dieser drang in Assyrien ein und schleppte als Trophäe einige Götterbilder fort, welche erst 418 Jahre später Sanherib zurückbrachte. Glücklicher war er in einem zweiten Feldzuge, wo er bis Babylon, Sippara und Upi (Opis) vordrang. Die Nachfolger Tiglathpileser's, welche mittlerweile ihre Residenz nach Kalach verlegt hatten, verstanden es nicht, das große Erbe zusammenzuhalten. Asur-rabamar (c. 1050) verlor die Besitzungen am Euphrat an die Syrier, und auch Babylon behauptete faktisch seine Unabhängigkeit. Die orientalischen Despotien haben den gemeinsamen Charakterzug, daß die höchste Kraftentfaltung oft ohne Uebergang durch ein Zeitalter der Schwäche und des Verfalls abgelös't wird.

Der Eponymenkanon. Endlich mit dem Beginne des neunten Jahrhunderts beginnt für Assyrien wieder eine glänzendere Epoche, und von da bis zum Untergang lassen uns die Monumente nicht mehr im Stich. Die Palastwände dieser Fürsten, geschmückt

mit den Darstellungen und den Beschreibungen ihrer Großthaten, sind ans Tageslicht gefördert und machen diesen Abschnitt zu einem der am besten bekannten der alten Geschichte. Eine wichtige Urkunde muß hier auch erwähnt werden, der Eponymenkanon. Die Assyrier pflegten ihre öffentlichen, wie ihre Privaturkunden nach gewissen Jahresämtern zu datiren, den sog. Limu; diesen Jahrestitel verlieh der Großkönig an verdienstvolle Statthalter und Dignitäre, im 1. und 31. Jahre bekleidete er die Eponymie selbst. Das Verzeichniß dieser Beamten ist uns in vier gegenseitig sich ergänzenden und controllirenden Exemplaren erhalten von 909—665 und bildet so eine wichtige Hülfsquelle zur chronologischen Fixirung sowohl der assyrischen, als auch der gesammten vorderasiatischen Geschichte.

Der erste unter diesen Fürsten des spätern assyrischen Reichs ist Asur-nazir- Asur-nazir-habal
habal (883—858), ein Kriegsherr nach echt orientalischem Zuschnitt. Sein, frei- 883—858.
lich durchaus nicht erreichtes, Ziel war die Herstellung von Tiglathpileser's I. Großreich. — Die Feldzüge dieses Königs gingen zunächst nordwärts in das Quellgebiet des Euphrat und Tigris. Er legte, wie die Inschriften melden, den Bewohnern, die ihre besondern Fürsten hatten, einen Tribut auf, bestehend in Silber und Gold, Wagen und Pferden und allerlei Lieferungen. Gegen Babylonien erzielte er nur unbedeutende Erfolge. Dagegen ist er gegen Westen siegreich vorgedrungen; er erreichte das Orontesthal und das Gebiet des Libanon. Die Fürsten von Sidon, Tyrus, Byblos und Arados brachten ihm ihren Tribut dar. „Wie der Gott der Ueberschwemmung" ergoß er sich über die benachbarten Völkerschaften.

Salmanassar II. (858—823) war der würdige Sohn seines Vaters. Er Salmanassar 858—823.
kämpfte in Armenien (Urarti) und überschritt viermal den Euphrat, um die syrischen Fürsten zu bezwingen. Karchemis und andere Staaten wurden gedemüthigt. Um der drohenden Suprematie Assyriens zu begegnen, schlossen die syrischen Fürsten unter der Hegemonie von Damaskus eine Coalition. Salmanassar berichtet, wie er im Jahre 854 den Euphrat überschritt und im Gebiete von Hamath mit dem syrischen Bunde zusammenstieß. „Von Halvan brach ich auf und rückte gegen zwei Städte des Irchulini von Hamath, die Stadt Argana, seine Königsstadt, nahm ich ein, seine Gefangenen, seine Habe, die Schätze seines Palastes führte ich fort, in seine Paläste warf ich Feuer. Von der Stadt Argana brach ich auf, zog nach Karkar. Karkar zerstörte ich, verwüstete ich, verbrannte ich mit Feuer. 1200 Wagen, 1200 Reiter, 20,000 Mann Bin-idri's von Damaskus, 700 Wagen, 700 Reiter, 10,000 Mann Irchulini's von Hamath, 200 Wagen, 10,000 Mann des Ahab von Israel, 500 Mann des Guaeers, 1000 Mann vom Lande Musri, 10 Wagen, 10,000 Mann vom Lande Irkanat, 200 Mann des Matinbaal von Arados, 200 Mann vom Lande Usanat, 30 Wagen und 10,000 Mann des Adonibaal von Sizan, 1000 Kamele des Gindibuh von Arba, ... 100 Mann des Bahsa, Sohnes des Ruchub von

Ammon: diese 12 Fürsten leisteten einander Hülfe, zogen, um mir Treffen und Schlacht zu liefern, wider mich heran. Unter dem erhabenen Beistande, welchen Asur der Herr leistete, mit der gewaltigen Macht, welche der große Schirmherr, der vor mir einherschritt, verlieh, kämpfte ich mit ihnen. Von der Stadt Karkar an bis hin gen Kirzan bereitete ich ihnen eine Niederlage. 14,000 ihrer Truppen tödtete ich.“ Der Sieg kann nicht von nachhaltiger Wirkung gewesen sein. In den folgenden Jahren kämpfte der König in Armenien und in Babylonien. Er rühmt sich, den Fürsten des Landes Kaldi (Chaldäa) Tribut auferlegt zu haben. Salmanassar und sein Vater sind die ersten Fürsten, welche urkundlich den Namen der Chaldäer gebrauchen. Gegen die Syrer rühmt er sich 850 und 849 und ebenso 846 neue Siege errungen zu haben. Sein Gegner ist wieder Bin-idri von Damaskus. Auch diesmal wird kein nennenswerther Erfolg erzielt. 842 meldet er sodann: „In meinem 18. Regierungsjahre überschritt ich zum 16. Male den Euphrat. Chazailu von Damaskus vertraute auf seine Truppenmacht, versammelte zahllos seine Schaaren und machte das Land Sanir (?), die Gipfel der Berge, welche an der Grenze des Libanongebirges sind, zu seiner Burg. Mit ihm kämpfte ich, brachte eine Niederlage ihm bei; 16,000 seiner Krieger bewältigte ich mit den Waffen; 1121 seiner Wagen, 410 seiner Reiter sammt seinen Vorräthen nahm ich ihm; sein Leben zu retten machte er sich davon, ich verfolgte ihn. In Damaskus seiner Königsstadt belagerte ich ihn; seine Bollwerke vernichtete ich .... In jener Zeit empfing ich den Tribut des tyrischen, des sidonischen Landes, des Jahua (Jehu) des Sohnes Chumri (Omri).“ Hazael scheint nachhaltigen Widerstand geleistet zu haben; denn 839 zog Salmanassar wieder gegen ihn aus. Ebenso unternahm er eine Reihe Feldzüge gegen die streitbaren Stämme des armenischen Hochlandes.

Auf der Burgterrasse von Kalach hatte schon sein Vater sich einen Palast errichtet; hier auch erbaute Salmanassar seine Residenz (den Centralpalast der Entdecker). Unter den Trümmern ist der schwarze Obelisk gefunden worden, welcher seine Thaten berichtet und dessen Reliefs die Tribute der fremden Völker darstellen. Es erscheinen der Elephant, ein zweihöckriges Kamel, ein Rhinoceros, ein Flußpferd und Affen, ferner Elfenbein, Löwen u. s. w. Gegen Ende der Regierung empörte sich sein eigner Sohn Asardaninpal gegen den Vater, ein großer Theil des Reichs, selbst Asur, die alte Reichshauptstadt, schloß sich an. Mit Mühe überwältigte Samsi-Bin (823—810) die Aufrührer. Er und sein Sohn Bin-nirar III. (810—781) bezeichnen den Gipfelpunkt der Machtfülle, welche Assyrien in der ältern Periode erreichte.

Bin-nirar berichtet in seiner Palastinschrift ausführlich über seinen Feldzug nach den Westländern: „Ich unterwarf mir vom Euphrat an das Land der Syrer, das Westland nach seinem ganzen Umfang, (nämlich) Tyrus, Sidon, das Land Omri (Israel), Edom, Philistäa bis zur großen See gegen Sonnenuntergang. Zahlung von Tribut legte ich ihnen auf. Auch gegen das Land

Imirisu (das Reich der Könige von Damaskus) zog ich, gegen Mariah, den König vom Lande Imirisu; in Damaskus, der Stadt seines Königthums, schloß ich wahrlich ihn ein. Gewaltiger Schrecken Asur's, seines Herrn, überfiel ihn, meine Füße umfaßte er, er unterwarf sich. 2300 Talente Silbers, 20 Talente Goldes, 3000 Talente Kupfer, 5000 Talente Eisen, Gewänder von Wolle (?) und Leinen (?) ... seine Reichthümer, seine Schätze ohne Zahl nahm ich in Damaskus, seiner Königstadt, inmitten seines Palastes in Empfang."

Die Regierung seines Sohnes Salmanassar III. (781—771) ist fast ganz mit Feldzügen nach Armenien ausgefüllt. Unter dessen Nachfolgern Asur-danil (771—753) und Asur-nirar (753—746) zeigen sich entschiedene Spuren der Erschlaffung und des Verfalls. Gegen den erstern erhoben sich Unruhen in Arapha, Gozan und sogar der alten Reichshauptstadt Asur. Ebenso empörte sich unter Asur-nirar die Residenzstadt Kalach. Dies erklärt uns die mehrfach unter diesen Fürsten vorkommende Meldung der Verwaltungslisten, sie seien „im Lande" geblieben. Kriege und Eroberungszüge erlaubte der gefährdete Zustand des Reiches nicht.

5. Staat und Leben, Kunst und Religion nach den Bildwerken von Ninive.

Die Stadt Ninive, welche nach der Absicht ihres Gründers alle vorhandenen und künftigen Städte an Größe übertreffen sollte, hatte nach den Angaben des Ktesias denselben Umfang, den Herodot der Stadt Babylon zutheilt, nämlich 480 Stadien oder 12 Meilen. Sie war in einem länglichen Viereck gebaut, wovon die längern Seiten je 150, die kürzern je 90 Stadien betrugen; eine Ringmauer von 100 F. Höhe und von solcher Breite, daß drei Wagen darauf neben einander fahren konnten, bildete in Verbindung mit 1500 Thürmen von 200 Fuß Höhe die Schutzwehr der Stadt. Mag auch bei diesen Angaben, wie in den Nachrichten über Babylon, einige Uebertreibung obwalten, da in dem angegebenen Umfang die Stadt London mit allen ihren Vorstädten zweimal Raum hätte, so geht doch sowohl aus den Schilderungen der Hebräer als aus den neuern Ausgrabungen am Tigris hervor, daß Ninive eine Stadt von wunderbarer Größe und Ausdehnung und von imponirender Majestät gewesen sein muß, und wenn man den Charakter der orientalischen Städte in Anschlag bringt, wo die freien Räume oft größer waren als die bewohnten, wenn man ferner erwägt, welchen Werth die Herrscher des Morgenlandes auf kolossale Bauwerke und Städteanlagen legten und welches Beispiel der assyrische König bereits in Babylon vor sich hatte, so werden jene Angaben weniger fabelhaft erscheinen. Die Stadt Ninive.

Nach dem Propheten **Jonas** war Ninive „eine große Stadt, drei Tagereisen lang, in welcher mehr denn zwölf Myriaden Menschen wohnten, die nicht zu unterscheiden wußten zwischen rechts und links". Nahum versichert in seiner prophetischen Vision von Ninive's Fall: „Die Stadt ist voll Menschen, wie ein Teich voll Wasser. Unendlich sind die Schätze, Fülle von allerlei köstlichen Gefäßen, in dem Hause ihres Gottes geschnitzte und gegossene Bilder. Mehr hast du der Kaufleute, als Sterne des Himmels. Deine Fürsten sind wie die Heuschrecken und deine Kriegs-Obersten wie Grillenschwarm, die sich an Mauern lagern zur Zeit der Kälte." Und Zephanja ruft aus: „Das ist die fröhliche Stadt, die sorglos wohnende, die in ihrem Herzen spricht: „Ich, und außer mir keine mehr!" — Zweihundert Jahre nach der Zerstörung kam Xenophon an der Spitze der Zehntausend in die Gegend, wo das alte Ninive gestanden, und aus seiner Beschreibung, die durch die örtlichen Untersuchungen Layard's und Rawlinson's erst ihr wahres Licht erhalten hat, stellt sich ein Umfang heraus, der von den Angaben des Ktesias nicht wesentlich abweicht. Nachdem das Heer der Griechen den großen Zabatos überschritten, kamen sie an eine große verödete Stadt am Tigris, Namens Larissa (das heutige Nimrud); „die Breite ihrer Mauer betrug 25, die Höhe 100 Fuß, ihr Umfang 2 Parasangen (Stunden). Sie war von Ziegeln erbaut und hatte einen 20 Fuß hohen Unterbau von Bruchsteinen. Neben der Stadt befand sich eine steinerne Pyramide, ein Plethron (100 Fuß) breit und zweimal so hoch; dorthin hatte sich viel Volks aus den benachbarten Dörfern geflüchtet. (Wahrscheinlich das berühmte Grabmal des Ninus, das hier demnach sehr zusammengeschwunden erscheint.) Von da kamen sie in einem Tagemarsch von 6 Parasangen wieder an eine große Mauer einer zerstörten Stadt unweit des Ortes Mespila (das heutige Kujundschick). Der Grund der Stadtmauer bestand aus geglättetem Muschelmarmor und war 50 Fuß breit und eben so hoch. Die Mauer selbst bestand aus Ziegelsteinen und hatte bei gleicher Breite eine Höhe von 100 Fuß und einen Umfang von 6 Parasangen."

Diese großen Mauern, die sechs bis sieben Stunden aus einander lagen und dem griechischen Feldherrn, der von Ninives einstiger Größe und Herrlichkeit wohl keine Kunde hatte, als zwei verschiedene Orte erschienen, waren offenbar die höher gelegenen Punkte der ehemaligen assyrischen Hauptstadt. Wahrscheinlich waren die übrigen Theile der Ringmauer, die einst den ganzen Umkreis umschlossen hatte, durch Zerstörung, Schutt und Verwitterung so unscheinbar geworden, daß sie Xenophon's Aufmerksamkeit entgingen, während die festeren und dichteren Mauern des Tempels und der Königsburg, welche zugleich die Citadelle der Stadt bildeten, der Zerstörung und der Zeit stärkern Widerstand leisteten und dadurch besser erhalten blieben. Jene öde von großen Mauerresten überdeckte Stätte, welche der athenische Feldherr und Weltweise mit dem spartanischen Söldnerheer vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung unter Kämpfen und Mühen und tausend Beschwerden durchzogen hat, unbekümmert um die Vergangenheit, ist in unsern Tagen der Schauplatz der interessantesten und erfolgreichsten Untersuchungen und Entdeckungen geworden. Hier hat die Wißbegierde und der Forschungstrieb hochherziger für die Geschichte und den Entwickelungsgang der Menschheit begeisterter und von europäischer Bildung unterstützter Männer Monumente zu Tage gefördert, deren Bedeutung nicht

hoch genug angeschlagen werden kann. Aus der Lage der Trümmerberge, aus deren Schooße diese Monumente ausgegraben wurden und von denen die beiden am Tigris gelegenen den zerstörten Mauern Xenophon's entsprechen, läßt sich der einstige Umfang Ninives erkennen. Wenn nämlich die drei Orte, wo sich die bedeutendsten Ruinenhügel finden, Nimrud und Kujundschick am Flußufer und Karamles weiter ostwärts im Innern einst, wie es den Anschein hat, zusammengehörten und die hervorragendsten Theile einer und derselben Stadt bildeten, so muß diese einen Umfang gehabt haben, wie er in Berichten und Sagen nur den Städten Ninive und Babylon beigelegt wird.

Layard hält die Ruinen von Nimrud, Kujundschick, Khorsabad und Karamles, die ein längliches Viereck bilden, für Theile einer und derselben Stadt; und da der durch diese Ueberreste begrenzte Raum so ziemlich dem Umfang entspricht, den Diodor der Stadt Ninive beilegt und auch mit den drei Tagereisen des Propheten Jonas übereinstimmt, so ist er geneigt, die Angaben des Alterthums über die Größe und Ausdehnung Ninive's für zuverlässig zu halten und stellt jede Uebertreibung in Abrede. Lage und Größe von Ninive.

Diese vier Ruinenhügel waren nach seiner Meinung Palastgebäude, wovon jedes den Mittelpunkt eines besondern Viertels bildete, das in einem andern Zeitraum erbaut wurde und einen andern Namen hatte. „Jedes Viertel war zu einer Zeit eine königliche Residenz, von einer Mauer und Festungswerken umgeben, und enthielt außer den festen Wohnungen Jagdgründe und Gärten. Sie glichen den Paradiesen und Parks der spätern persischen Könige. Der Zwischenraum wurde von Privathäusern eingenommen, welche in der Mitte von Gärten, Baumfeldern und Kornland standen. Der älteste Theil war wahrscheinlich die Gegend am Einfluß des Zab in den Tigris, wo das heutige Dorf Nimrud steht. Dieser Stadttheil führt in den Inschriften den Namen Kalach; ihr Erbauer ist ein König Salmanassar in unbekannter Zeit. Asur-nazir-habal (883—858) berichtet: „Die alte Stadt Kalach, welche Salmanassar, König von Assyrien, der große, welcher vor mir wandelte, gegründet, diese Stadt verödete und kam herab, diese Stadt erbaute ich von Grund aus neu.“ Nördlich von Nimrud, gegenüber dem heutigen Mosul, liegt jetzt das Dorf Kujundschick. Hier ist der zweite große Ruinenort, das eigentliche Ninive (assyrisch Ninua). Seit Sanherib residirten hier die Fürsten mit Vorliebe. Khorsabad endlich ist das Werk des Königs Sargon (Sarrukin) 722—705, und führt daher in den Inschriften den Namen „Dur-Sarrukin“ die Sargonstadt. Spätere Könige erweiterten die Stadt durch neue Palastbauten; die von Khorsabad und Kujundschick waren jedenfalls die neuesten. Die kleinen, aus getrockneten Backsteinen erbauten Privatwohnungen, welche die Zwischenräume ausfüllten, geriethen schnell in Verfall; das Material, aus dem sie erbaut waren, vermischte sich mit dem Boden, so daß nach Verlauf von wenigen Jahren keine Spur mehr vorhanden war; aber kaum fährt ein Ackersmann mit seinem Pflug über den Boden, ohne die Spuren früherer Wohnungen aufzupflügen.“ Die Größe, fährt Layard fort, welche der Stadt Ninive zur Zeit ihres höchsten Wohlstandes beigelegt wird, kann man nicht für übertrieben halten, wenn man das Wesen der morgenländischen Städte in Betracht zieht. Sie haben in ihrer Bevölkerung nicht dasselbe Verhältniß wie die europäischen Städte. Schon die Absonderung der Frauen in eigenen Frauenhäusern erforderte eine größere Anzahl von Wohnungen. Nicht nur, daß bei den Häusern Gärten und pflugbares Land mit eingeschlossen waren, wir erfahren auch von Diodor und Curtius, daß sogar in dem eingeschlossenen Raum von Babylon Platz genug war, im Fall einer Belagerung hinreichend Getreide zum Unterhalt der Bevölkerung zu bauen, überdieß noch Baumstücke und Gärten. Der Angabe des Jonas, daß viel Rindvieh sich in der Stadt befand, können wir entnehmen, daß auch hinreichend Weideland für dasselbe da war,

und durch die Sculpturen erfahren wir, daß ein großer Theil der Bevölkerung in Zelten innerhalb der Mauern wohnte, — ein Gebrauch, der in Bagdad, Mosul und den andern benachbarten Städten noch vorherrscht; und für solche Lagerstellen ist ein viel größerer Raum erforderlich, als für Hütten und kleine Häuser. Die Städte Ispahan und Damaskus mit ihren Gärten und Vorstädten müssen während der Zeit ihres größten Glückes Ninive an Größe wenig nachgestanden haben.

Die Ruinen von Nimrud, die ältesten und wichtigsten, welche die Ausgrabungen bis jetzt zu Tage gefördert, bestehen außer einigen Grabgewölben hauptsächlich aus drei Palästen mit vielen in einander laufenden Gemächern, Sälen, Hallen und Gängen. Der nordwestliche Palast, der älteste und interessanteste von allen, enthält 28 kleinere und größere Zimmerräume mit Marmor- und Gyps-Platten auf den Wänden und geschmückt mit zahllosen Sculpturwerken in Basreliefs, mit Thier- und Menschenfiguren und mit geflügelten Wundergeschöpfen, zum Theil von erstaunlicher Größe und Kunstvollendung. Er ist erbaut worden durch den eben erwähnten König Asur-nazir-habal. Der Steinhügel, der über diese Königsburg emporragt und einst die Gestalt einer Pyramide hatte, war nach Layard's Ansicht das Grabmal des Ninus, das Xenophon noch in seiner Umhüllung von Steinplatten, womit es einst bekleidet war, gesehen haben mochte. Als die Umkleidung abgefallen oder weggenommen war, mußte das innere aus ungebrannten Ziegelsteinen bestehende Mauerwerk bald verwittern und die Gestalt eines kegelförmigen Erdhügels annehmen, die es jetzt trägt. Der sogenannte Centralpalast ist von Asur-nazir-habal's Sohne Salmanassar erbaut. Es sind deutliche Anzeichen vorhanden, daß einzelne Marmorplatten aus dem Nordwestpalast weggenommen und in dem jüngern südwestlichen aufs Neue verwendet worden. Dieser gehört nämlich einer bedeutend spätern Periode an. Er ist von Sanherib's Sohn Asarhaddon (681—668) erbaut worden. Eine öde, armselige Landschaft, hie und da mit etwas Buschwerk oder wild aufgeschossener Gerste bewachsen, von halbnackten Beduinen durchstreift und mit einigen elenden Hütten überdeckt, ist nun über das unterirdische Labyrinth von Gemächern, über die unendliche Fülle herrlicher Kunstarbeit, über die stillen Gräber ehemaliger Herrlichkeit hingelagert. — Auch in Kujundschick, gegenüber von Mosul, wurden unter einem tiefen, weiten, von Dornen und Gebüsch überwucherten Schutthaufen zwei große Paläste mit vielen Sälen und Gemächern entdeckt, von ähnlicher Structur und Beschaffenheit wie die in Nimrud, nur mehr zerstört durch die Gewalt des Feuers. Der südliche gehört Sanherib, der nördliche seinem Enkel Asurbanipal an. Ein großer Palast mit vierzehn Gemächern und reicher Ausbeute an Bildhauerwerken und Inschriften wurde ferner drei Meilen nördlich von Mosul bei Khorsabad aufgefunden. Er ist das Werk Sargon's. Die Trümmer desselben schmücken jetzt die Säle des Louvre, während die der übrigen fast alle in das brittische Museum gekommen sind. Aehnliche Schätze mögen auch die Ruinenhügel von Karamles und von Husseini

auf dem rechten Ufer des Tigris im Süden enthalten. Alle diese Paläste, deren architektonische Beschaffenheit und kunstvolle Bildnerei in den folgenden Blättern nach Layard's Beschreibung näher dargestellt werden soll, wurden, mit Ausnahme des ältesten Königbaues in Nimrud, durch Feuer zerstört, dessen Spuren noch an den kunstreichen Marmor- und Gypsplatten sichtbar sind.

Als Baumaterial wurde in Ninive wie in Babylon die zähe Erde benutzt, die, in Würfel geformt und zur bessern Verbindung mit etwas geschnittenem Stroh gemischt, an der Sonne getrocknet ward. Auf diese Weise wird noch bis zur Stunde das Baumaterial in jener Gegend bereitet; und daß auch in Aegypten Ziegel aus Erde und Stroh gemacht wurden, lernt man aus der Erzählung der Israeliten. Aus solchem Material bestanden die unscheinbaren Privathäuser, zu Dächern benutzte man die Zweige und Aeste der Palmen und Pappeln am Ufer des Flusses. — Mehr Sorgfalt verwendeten die Assyrier auf die Tempel- und Palastgebäude, die den Göttern und Königen zur Wohnung, der Stadt als Citadelle und der Einwohnerschaft bei Kriegen und Belagerungen als Zufluchtsstätte dienten, und wo zugleich alle denkwürdige Thaten und Lebensverrichtungen in Abbildungen dargestellt und der Erinnerung erhalten wurden. Sie waren auf künstlichen aus Erde und Schutt oder getrockneten Backsteinen aufgeführten Anhöhen errichtet; die Mauern und Wände bestanden aus Balken und Backsteinen von beträchtlicher Stärke, wurden aber mit fußdicken Platten, die 8—10 Fuß hoch und 4—6 Fuß breit waren, überdeckt. Diese Platten wurden aus dem groben Alabaster oder Gyps geschnitten, wovon sich große Lager in den niedrigen Hügelreihen Mesopotamiens befanden; diese Gypsplatten ließen sich leicht mit dem Meißel bearbeiten und hatten eine gefällige Farbe, auf der Rückseite stand der Name und das Geschlechtsregister des königlichen Gründers, auf der vordern Seite waren sie mit Bildwerken und Inschriften versehen und gewöhnlich bemalt; sie wurden durch eiserne, kupferne oder hölzerne Klammern festgehalten und mittelst Fugen in einander gefügt. Die Wände waren meistens parallel und die Gemächer schmal; denn da den Assyriern nicht wie den Syriern und Phöniziern hohe Cedern zu Gebote standen, sondern nur die niedrigern Stämme der heimischen Palmen und Pappeln, so waren ihre Balken nicht über 30—40 Fuß lang; so kam es, daß z. B. im Palaste zu Nimrud die große Halle bei einer Länge von 160 Fuß nur 35 Fuß in der Breite hat. An die Haupteingänge der Gemächer wurden kolossale geflügelte Stiere und Löwen mit Menschenköpfen gesetzt; die kleineren Thorwege wurden von riesigen Figuren von Gottheiten oder Priestern bewacht, und die Spuren von Thürangeln und Löchern zu Bolzen lassen schließen, daß die „ehernen Thore" der Tempel und Paläste in Ninive nicht minder bewunderungswürdig gewesen seien als in Babylon, wo „die Tempel mit Thüren, Schlössern und Riegeln verschlossen waren, damit die Götter nicht von Dieben geraubt werden konnten". (Baruch 6, 17.) Der obere Theil der Zimmer über den Alabasterplatten war mit einem figurenreichen und verzierten Gypsfriese geschmückt. Die Dächer bestanden aus Balken, die auf den Mauern auflagen, und waren mit einem Täfelwerk versehen, das wie zu Babylon und Ekbatana mit Gold- und Silberplatten verziert und mit Schnitzwerk aus feinem Holz oder Elfenbein eingelegt war; hie und da scheinen auch die größern Säle und Hallen in der Mitte ohne Bedachung gewesen und von hölzernen Säulen getragen worden zu sein. Jedenfalls müssen die Dächer Oeffnungen gehabt haben, da man keine Spuren von Fenstern gefunden hat und das durch die Thüren einfallende Licht nicht ausgereicht haben kann. „Diese Oeffnungen im Täfelwerk," sagt Layard, „gestatteten dem Tageslicht den Zutritt, ein lieblicher Schatten wurde über die Sculpturen der Wände geworfen, und gab den menschlichen Zügen der kolossalen Gestalten, welche die Eingänge bewachten, einen majestätischen Ausdruck. Durch diese Oeffnungen sah man das glänzende Blau eines morgenländischen Himmels, in einen Rahmen eingeschlossen." Wie die Wände waren auch die Fußböden der Zimmer und

Bauart der Assyrier.

Säle mit Gypsplatten oder mit gebrannten Backsteinen bedeckt, und mit Inschriften versehen, welche den Namen und das Geschlecht des Königs und die Hauptereignisse seiner Regierung enthielten. Unter den Platten befand sich eine dünne Lage von Erdharz und Sand, um alle Feuchtigkeit abzuhalten. Zwischen den geflügelten Löwen oder Stieren an den Eingängen lag gewöhnlich eine große breite Platte mit Bildwerken und Inschriften. An den Prachtbauten waren auch die äußern Mauern mit Steinplatten belegt oder bemalt. Säulen von Marmor oder anderm Gestein scheinen in Ninive so wenig wie in Babylon angewendet worden zu sein. Die Bildwerke an den Wänden bildeten die „sculptirten Archive des Reichs". Schlachten, Siege, Triumphzüge, Heldenthaten auf der Jagd und religiöse Ceremonien (heißt es bei Layard) waren an den Wänden in Alabaster gehauen und in prächtig glänzenden Farben dargestellt. Unter jedem Bilde standen in Buchstaben, die mit glänzendem Kupfer ausgefüllt waren, Inschriften, welche die dargestellte Scene erklärten. Ueber den Sculpturen hatte man andere Ereignisse abgebildet — den König von seinen Eunuchen und Kriegern umgeben, wie er Gefangene empfängt, oder Bündnisse mit andern Monarchen schließt, oder irgend eine heilige Pflicht erfüllt. Diese Darstellungen hatte man mit bunten Randverzierungen, die fleißig und elegant entworfen waren, umgeben. Der geheiligte Baum, geflügelte Stiere und monströse Thiere traten in diesen Verzierungen besonders hervor. Am obersten Ende der Halle stand die kolossale Figur des Königs anbetend vor der höchsten Gottheit oder von seinen Eunuchen den heiligen Becher in Empfang nehmend. Ihn begleiteten Krieger, die seine Waffen hielten, und Priester oder Gottheiten. Sein langes Oberkleid war, wie die seines Gefolges, mit Gruppen von Figuren, Thieren und Blumen verziert, sämmtlich mit den prächtigsten Farben bemalt.

Die Bildwerke von Ninive und ihre Ergebnisse.

Diese Bildwerke auf den Alabasterplatten von Ninive sind für die Erkenntniß des Hof- und Staatslebens, der Sitten und Bildung der assyrischen Nation von unschätzbarem Werthe. In ihrer großen Menge und Mannichfaltigkeit bilden sie die erwünschteste Ergänzung der schriftlichen Urkunden. Jetzt, da die Entzifferung einen gewissen Grad von Sicherheit erlangt hat, wird das plastische Nebeneinander zu einem historischen Nacheinander, und häufig wird durch diese Reliefs das inschriftlich Erzählte in lebendiger und zuverlässiger Weise bestätigt. Die bildende Kunst ist eine der Hauptformen, in welcher die Thaten, Sitten und Zustände des assyrischen Volkes und seiner Könige dem Gedächtniß erhalten wurden. Darum nennt auch Layard mit Recht diese Palasträume mit ihrer Sculpturfülle die „Archive des Reichs"; sie hatten bereits im Alterthum neben dem ästhetischen Kunstzweck auch noch eine historische und nationale Bedeutung. Diese Hallen und Säle waren Nationalmonumente, wo in Inschriften und Bildwerken die „Chronik des Reichs" dargestellt war. „Wer hier eintrat," sagt Layard, „konnte die Geschichte der Nation lesen und ihren Ruhm und ihre Triumphe erfahren. Zugleich dienten sie dazu, denen, die sich bei Festlichkeiten oder bei der Feier religiöser Ceremonien hier versammelten, die Thaten ihrer Vorfahren und die Macht und Majestät ihrer Götter ins Gedächtniß zu rufen." In ihnen war Tempel und Palast zu einem geheiligten Ganzen verbunden; sie dienten den Göttern und den Königen, den beiden Centralpunkten des innern und äußern Lebens der Assyrier, zur Wohnung; sie waren die festen Burgen und Bollwerke des Volks und der Stadt; mit ihrem Dasein stand und fiel die geschichtliche Existenz der Nation. Welche Sorgfalt die Könige

auf die Herstellung dieser Bildwerke und der begleitenden inschriftlichen Texte setzten, geht auch aus dem Umstande hervor, daß die schwersten Flüche auf ihre Vernachlässigung oder Zerstörung und vor Allem auf die Tilgung des königlichen Namens gesetzt werden. Dennoch ist das vorgekommen. Spätere Fürsten haben mit wenig Pietät Bildwerke und Inschriften ihrer Vorgänger für die eignen Bauten verwandt. Und was erfahren wir aus diesen Bildwerken? Wir erfahren daraus, daß das assyrische Volk unter einem militärischen Despotismus lebte, daß Krieg und Belagerungen und die Wechselfälle des Waffenglücks den Hauptinhalt seiner Thätigkeit und seines nationalen Interesses bildeten; wir lernen daraus, daß sich das ganze Leben um König und Hof drehte, daß Alles, was dieser that, den Charakter einer wichtigen Staatshandlung an sich trug, ob er opferte oder betete, ob er den Freuden der Jagd nachging oder im Kreise von Günstlingen und Eunuchen sich ergötzte, ob er auf dem Streitwagen einherfuhr oder einen Triumph feierte. Wer dem König nahe kommt, trägt die Geberde der Ehrfurcht oder der Knechtschaft. Wir lernen daraus, daß in Ninive Ueppigkeit und Wohlleben mit kriegerischem Handeln und männlichem Wagen zusammen gingen, daß das äußere Dasein von Pracht, Reichthum und Genüssen aller Art umgeben war, die zur Wollust und Weichlichkeit reizen mußten. Wir lernen endlich, daß die Kunstfertigkeit und technische Vollendung sich auf einer sehr hohen Stufe befand, daß das häusliche Leben reich war an Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus, an geschmackvollen Werkzeugen, Geräthschaften und Gefäßen, kurz wir erhalten durch diese Darstellungen das Bild von einem Volke, das in seinen Lebensformen einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte und in seinen häuslichen Einrichtungen an Ueberfluß, Eleganz und Verfeinerung Gefallen fand; das zwar den kriegerischen Sinn und Waffenruhm der alten Zeit nicht vergessen hat und sich noch vorzugsweise am Kriegs- und Jagdleben erfreut, das aber doch schon von seiner männlichen Kraft und seinem Siegesbewußtsein so herabgekommen ist, daß es sich willig unter das Joch eines königlichen Despotismus beugte, der ihm für den Mangel der Freiheit ein ruhiges Genußleben bot.

Charakter der assyrischen Kunst.

Was nun zunächst die assyrische Kunst betrifft, so sind die Formen von denen der babylonischen Kunst nicht verschieden. Hier, wie überall, zeigt sich Assyrien als babylonische Colonie im Ganzen ohne Originalität. In den ältesten Denkmalen, wo der Kunststil am reinsten und einfachsten erscheint, war die assyrische Kunst eine ursprüngliche, die sich durch Natürlichkeit und freiere Bewegung vor den starren, an die Ueberlieferung gebundenen Formen der Aegypter auszeichnete. Daß die Meder, die so lange unter der Herrschaft der Assyrier standen, den Baustil und die Bildnerei von ihren Gebietern angenommen und ihn den Persern zugeführt haben, liegt nicht blos in dem gewöhnlichen Verlaufe geschichtlicher Beziehungen, sondern erhellt auch aus der Kunde, die uns über die Stadt und Burg Ekbatana erhalten ist, und aus den Prachtruinen von Persepolis, wo dieselben geflügelten Wunderthiere, dieselben religiösen und symbolischen Embleme, derselbe Ornamentenstil sichtbar sind. Auch die Keilschrift ging von den Culturstaaten am Euphrat und Tigris zu den Medern und Persern

über. Eben so fand der assyrisch-babylonische Kunststil nach Westen Verbreitung, theils direkt während der Macht des ninivitischen Reiches, theils indirekt unter der persischen Herrschaft; so daß es den Anschein gewinnt, daß die Kunstformen jener großen Culturstätten Mesopotamiens in den ältesten Zeiten für ganz Vorderasien als Muster und Vorbilder gedient und in einigen Zweigen, z. B. in der Ornamentik, selbst Eingang in die hellenische Kunst gefunden haben. Die Blumen- und Blätterverzierung und andere Schmuckbildnerei mag die griechische Kunst immerhin aus Asien angenommen haben; dadurch wird der Ruhm ihrer Originalität nicht geschmälert; denn von dem, was das Wesen der hellenischen Kunst ausmacht, von der Freiheit und Idealität, tragen die geflügelten Thiere mit Menschenköpfen und die typischen Männergesichter mit langen kunstmäßig geordneten und zugespitzten Bärten keine Spur an sich. Eben so wenig lassen sich die dicken massiven Mauern von getrockneten Backsteinen mit Gypsplatten-Ueberkleidungen ohne Fensteröffnungen mit den leichten schlanken von Marmorsäulen getragenen Tempelbauten der Griechen in einen Vergleich setzen. Am kunstvollsten erscheint die assyrische Bildnerei in der Darstellung der Gewänder, der Gefäße, der Waffen, der Geräthschaften in den Palästen und Tempeln, der Thierfiguren, der Wagen und des reichen Schmuckwerks; und da man voraussetzen darf, daß die abgebildeten Gegenstände dem wirklichen Leben entlehnt sind und aus den edelsten und kostbarsten Stoffen bestanden, so können wir daraus einen Schluß auf den Reichthum und die Pracht der Assyrier in ihrer äußern Erscheinung und in ihren Lebenseinrichtungen ziehen. Auch die vollen runden Menschengestalten in ihren verbrämten und buntbemalten Kleidern (mit ihrem sorgfältig gepflegten Haar und Bart) sind mit großer technischer Kunstfertigkeit und richtiger Zeichnung ausgeführt; aber die unnatürliche Verbindung von Thier- und Menschenleibern zu einem phantastischen, kolossalen Wunderbild, wie man sie in unzähligen Figuren antrifft, zeugt von einem niedrigen Kunstgeschmack.

Inhalt der Darstellungen. Am ausführlichsten werden wir in den Bildwerken von Ninive, wie sie Layard beschreibt, über das Leben der assyrischen Könige belehrt. In unzähligen Tafeln sind sie dargestellt in ihren langen wallenden Gewändern, wie sie umgeben und bedient von Eunuchen bald Opferhandlungen verrichten, bald auf die Jagd ausziehen, bald auf Streitwagen an der Spitze der Heere die Feinde bekämpfen oder Triumphzüge feiern. Das Kriegsleben, dem die Assyrier zur Zeit ihrer Größe am eifrigsten oblagen, nimmt auch auf den Bildwerken die erste Stelle ein; Heere in ihren verschiedenen Abtheilungen und Bewaffnungen ziehen zum Kampfe aus, Städte werden belagert, Mauern erstürmt, Häuser geplündert, Gefangene in Ketten weggeführt, Köpfe erschlagener Feinde einhergetragen, Kriegsbeute fortgeschafft. Minder ergiebig sind die Bildwerke für die Kenntniß des Privatlebens der Assyrier, da die Ausgrabungen bisher nur öffentliche Gebäude zu Tage gefördert haben, und die Gräber zu Ninive nicht wie in Aegypten die Dinge enthielten, von welchen der Todte im Leben umgeben war. Doch bestätigen sie die zerstreuten Angaben der Alten von der Pracht, dem Luxus und dem Wohlleben der Assyrier, von ihrer Geschicklichkeit in Bereitung feiner Webereien, Teppiche und Gewänder, von ihrer Kunstfertigkeit in Metallarbeiten aller Art, im Verfertigen schöner Becher von Gold und Silber, in Schnitzwerk von Holz und Elfenbein u. A. m. Auch

das Glas war ihnen bekannt und sie wußten zierliche Gefäße daraus zu formen. Mögen sie auch Manches von den Babyloniern und Phöniziern gelernt haben, an ihrer technischen Uebung und Geschicklichkeit und an der hohen Ausbildung ihrer Industrie ist nicht zu zweifeln. Ueber die Religion der Assyrier verbreiten die Bildwerke von Ninive gleichfalls einiges Licht. Die heiligen Symbole der Sonne, des Mondes und der Sterne, denen man häufig begegnet, beweisen, daß der Sterndienst der Babylonier auch in Ninive zu Hause war. Das babylonische Pantheon kehrt einfach in Assyrien wieder. Nur erscheint als Obergott Asur „der gütige Gott", der nationale Schutzgott des Volkes, der über dem König schwebte, wenn er in den Krieg zog und in dessen siegreichen Kämpfen mit Löwen und andern wilden Thieren die Alles überwältigende Stärke der Nation symbolisch angedeutet war. Die geflügelten Löwen und Stiere mit bärtigen Männerköpfen von ernstem Angesicht, die mit so großer Kunstfertigkeit ausgeführt und an den Portalen der Paläste und Tempel aufgestellt waren, sind die ersten Darstellungen des Löwengottes Nergal (Mars), während vielleicht die Stiere die Urbilder der Cherube in der jüdischen Mythologie sind. Ein Priesterstand stand an der Spitze des Religionswesens, doch ersehen wir aus der demüthigen Haltung, die sie dem König gegenüber einnehmen, daß auch sie sich unter die despotische Gewalt des Herrschers, der die Stelle des Oberpriesters bekleidete und dem sogar die Götter dienstbar waren, beugen mußten. Sie tragen gewöhnlich einen Fichtenzapfen, eine Lotosblume (oder Gaisblatt) und ein viereckiges Gefäß in der Hand, ebenso der König, wenn er in der Handlung des Opferns dargestellt ist.

Ausführungen. In dem Nachstehenden wollen wir die obigen Andeutungen durch einige Auszüge aus Layard noch mehr ins Licht setzen. Der Anzug des Königs bestand aus einem langen, wallenden Gewande, das bis auf die Knöchel herabreichend der Gestalt Würde und Majestät verlieh. Es war äußerst ausgewählt und geschmackvoll gestickt, mit Quasten und Fransen besetzt und mit vielen Figuren von Menschen, Thieren, Blumen u. A. verziert und um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten, dessen Enden in Quasten zu den Füßen herabfielen. Auf dem Haupte trug er eine reichgeschmückte, mit einer Kopfbinde versehene Mitra; Arme und Handgelenk waren mit Spangen und Ringen versehen; an der Seite hingen Dolch und Schwert von höchst kunstvoller Arbeit; zierliche Sandalen schützten die Füße. Häufig hält der König auf den Abbildungen in der einen Hand den Herrscherstab, indeß die andere auf dem mit einem Löwenkopf und andern Figuren verzierten Schwertgriff ruht, öfters begegnet man demselben auch sitzend auf einem Throne, den Becher in der Hand, während Verschnittene den Sonnenschirm, das Zeichen der königlichen Würde, über ihn halten. Diese Throne gleichen dem im 1. Buch der Könige (10, 19. 20.) geschilderten Thronsessel Salomo's: „Sechs Stufen waren an dem Throne, und der obere Theil war gerundet von hinten und Armlehnen waren zu beiden Seiten am Sitze, und zween Löwen standen neben den Armlehnen, und 12 Löwen standen auf den 6 Stufen zu beiden Seiten." Schon aus der Sagengeschichte der Semiramis geht die große Bedeutung hervor, welche Verschnittene bei der assyrischen Hofhaltung hatten, und auch auf den Bildwerken besteht das Gefolge des Königs im Krieg und Frieden aus Eunuchen; die runde volle Form des Angesichts, das bartlose Doppelkinn und die lange reichgestickte Tunica machen sie allenthalben kenntlich;

1. Die Könige.

Eunuchen.

bald sind sie die Waffenträger des Königs, bald halten sie als seine Diener den Sonnenschirm oder Fächer über sein Haupt oder reichen ihm den heiligen Becher; nicht blos die Stellen von Höflingen, Kammerherren, Mundschenken, Stabträgern u. dgl. werden von Eunuchen bekleidet, auch die höchsten Staats- und Ehrenämter sind in ihrer Gewalt; sie sind die Schreiber des Königs, ja bisweilen sehen wir sogar Eunuchen als Kriegsobersten auf Streitwagen einherfahren oder zu Roß commandiren. Die assyrischen Könige fanden großes Gefallen an

Jagd. der Jagd. Die Traditionen von Nimrod und Ninus, den angeblichen Gründern von Babylon und Ninive, machten die Jagd zu einer königlichen Beschäftigung; es galt für eben so verdienstlich, den Löwen und Leoparden zu erlegen, und das Land von wilden Thieren zu befreien, als über die Feinde zu siegen. Darum waren Jagdscenen ein Lieblingsgegenstand der assyrischen Bildhauer, und nirgends zeigte sich ihre Kunst in solcher Vollendung als in den Thierfiguren, namentlich in der Abbildung des Löwen; die Gypsplatten auf den Wänden der Tempelpaläste, wie die langen Gewänder des Königs und seiner Umgebung waren mit Jagdstücken versehen. Oft sieht man den König, umgeben von bewaffneten Kriegern, zu Wagen oder Roß den Löwen oder Stier mit Pfeil und Bogen oder mit dem Wurfspieß verfolgen oder mit triumphirender Miene über dem niedergeworfenen Thier stehen. Auch Gazellen und Hirsche, Hasen und Rebhühner werden als Jagdbeute einhergetragen. Wie bei den Persern und Aegyptern galt auch in Assyrien die Jagd als Kriegsschule, und wurde daher vorzugsweise von den Edlen des Volks zu Pferde und zu Fuß mit Eifer betrieben. —

Religiöser Charakter des Königs. Wie mit dem königlichen Schlosse auch zugleich die Tempel der Götter verbunden waren, so trug auch der König selbst einen religiösen Charakter. Er war mit göttlichen Attributen angethan und wurde als Typus der höchsten Gottheit betrachtet. Alle seine Handlungen, sei es im Krieg oder Frieden, scheinen mit der Nationalreligion verbunden gewesen zu sein und unter göttlichem Schutze gestanden zu haben. Wenn er in der Schlacht vorgestellt wird, schwebt die geflügelte Gottheit über seinem Haupte, spannt den Bogen gegen seine Feinde oder nimmt seine Stellung bei Triumphen an. Hat er seine überlegene Stärke und Weisheit im siegreichen Kampfe wider die Feinde oder im Niederwerfen wilder Thiere gezeigt, immer gießt er Trankopfer aus dem heiligen Becher aus, umgeben von geflügelten Götterfiguren. Alle Stickereien auf seinen und seiner Umgebung Kleidern haben mythische oder symbolische Bedeutung. —

2 Heer- und Kriegswesen. Da die Assyrier eine kriegerische und erobernde Nation waren, so mußte der Krieg auch das wichtigste Anliegen des Königs sein. Er führte nicht nur den Oberbefehl, sondern nahm auch am Gefechte selbst Theil; in seiner Umgebung erscheint gewöhnlich ein großes Gefolge von Weibern und Dienern und die Zelte und Ruhelager prunken von den reichsten Stoffen und dem kostbarsten Schmuckwerk. Sowohl der König als die übrigen Befehlshaber fahren auf Kriegswagen einher; Krieger in schuppigen Waffenröcken bilden seine Umgebung und schützen ihn mit ihren Schilden. Auf den Kriegswagen waren auch die Standarten angebracht: ein Doppelstier oder ein auf einem Stier stehendes und mit dem Bogen zielendes Götterbild. Die assyrische Kriegsmacht bestand wie die ägyptische aus Fußvolk, Reiterei und Kriegswagen. Die Bewaffnung und Kriegskleidung war verschieden, vielleicht weil, wie im persischen Heere, die verschiedenen Volksstämme in ihrer Nationaltracht und mit ihren

Fußvolk. heimischen Waffen und Wehren ins Feld rückten. Auf den Sculpturen zu Kujundschick sieht man die Reihen des Fußvolks in ihren verschiedenen Abtheilungen, als Schwerbewaffnete, Bogenschützen und Schleuderer. Die ersten trugen kegelförmige oder gespitzte Helme oder Eisenkappen mit einem hohen Kamm; die Brustplatten ihrer Rüstungen enthielten Figuren und phantastische Ornamente in getriebener Arbeit; sie führten Lanzen, kurze Schwerter und Dolche und deckten sich mit kreisförmigen oder ovalen Schilden: bei Belagerungen bedienten sie sich großer Schilde, welche die ganze Person gegen die Pfeile der Feinde schützten. Die Bogenschützen kämpften theils zu Fuß, theils zu Wagen, sie sind häufig von

Schildträgern mit blanken Schwertern begleitet, die sie gegen die Geschosse der Feinde decken. Die Schleuderer führen Schlingen und Steine. Auf einem Bildwerke, wo eine Belagerung dargestellt ist, sieht man die Lanzenträger im ersten Gliede knien, im zweiten in gebückter Stellung, um so den in dritter Linie aufgestellten Bogenschützen das Abschießen der Pfeile möglich zu machen. Außerdem bestand die Stärke der assyrischen Heere in den Streitwagen und der Reiterei. Der Kriegswagen war niedrig, nach hinten offen und an den beiden Seitenwänden mit Köcher und Pfeilen versehen. Die Deichsel war mit zwei Pferden bespannt, ein drittes lief als Ersatz neben her, wenn eines getödtet würde. Jeder Wagen faßte gewöhnlich drei Personen, den Bogenschützen mit seinem Schildträger, und den Wagenlenker. Der erste trug ein Panzerhemd, das die Arme frei ließ und statt des Helmes eine einfache Kopfbinde, die das Haar hinten in einem Büschel zusammenhielt. Häufig hängt hinten am Wagen ein kleiner halbmondförmiger Schild. Die Seiten waren mit Thieren und Ornamenten geschmückt und die Geschirre der Pferde reich und kostbar. — Reiter erscheinen häufig auf den Abbildungen; sie sind mit Bogen oder langen Speeren bewaffnet und sitzen bald auf einem Sattel oder Kissen, bald auf dem bloßen Rücken des Thieres. Die Pferde sind wohlgebildet und entsprechen ganz der Schilderung des Propheten Habakuk: „Ihre Rosse sind schneller denn die Leoparden und kühner als die Abendwölfe." Die Heere der Assyrier waren von einer zahllosen Masse von Marketendern, Dienern und Stallknechten begleitet, wie Herodot den Kriegszug des Xerxes beschreibt, zur großen Plage der Länder.

Streitwagen.

Reiter.

Wie die Assyrier im Krieg und besonders bei Belagerungen und Erstürmungen fester Städte verfuhren, lernen wir aus den Sculpturen in Ninive aufs Genaueste, so daß man daraus eine vollständige Kriegsgeschichte herstellen könnte, wüßte man nur bestimmt, welche Völkerschaften überwunden, welche Städte erobert, bei welcher Gelegenheit die Flüsse überschritten oder abgeleitet, die Wälder gefällt, die Felsen gesprengt wurden, die wir in den Abbildungen dargestellt sehen. Auf einem Basrelief aus Nimrud ist der Uebergang des Heeres über einen Fluß abgebildet; Ruderkähne, ähnlich den von Herodot beschriebenen Weidenbooten, führen einen Theil der Mannschaft, in dem größten befindet sich der König in seinem Wagen und mit seinem Gefolge; Andere schwimmen mittelst aufgeblasener Fellschläuche über das Wasser, wie es nach Layard's Versicherung noch heut zu Tage in Mesopotamien gebräuchlich ist. War man in Feindesland, so schritt man zur Belagerung der festen Städte. Oft lagen diese auf Anhöhen; man legte daher zuerst aus Erde, Steinen oder Bäumen eine schiefe Ebene an, die den Gipfel der Anhöhe erreichte und die Belagerer in Stand setzte, ihre Sturmböcke und Maschinen an den Fuß der Mauern zu bringen (vergl. Jes. 37, 33).

Verfahren bei Belagerungen.

Die Eroberung der Städte suchte man auf verschiedene Weise zu bewerkstelligen, bald indem man mittelst Widdern Breschen in die Mauern stieß, bald indem man durch unterirdische Gänge einen Zugang gewann, bald indem man die Thore mit Feuer oder Aexten zerstörte. Die Steinböcke befanden sich theils in dem untern Geschosse eines beweglichen Thurmes, von dem aus zugleich Bogenschützen die Feinde auf den Mauern zu erlegen suchten, theils waren sie in einem auf Rädern befindlichen und mit einem festen Dache versehenen Gerüste, das den Stürmenden zugleich als Schutzdach wider die Gegenanstalten der Belagerten diente, welche Pfeile und Steine auf die Feinde schleuderten, durch Ketten die Wirkung der Mauerbrecher zu lähmen oder durch Feuer die Thürme und Gerüste zu zerstören bemüht waren. Auch hatten die Assyrier Maschinen, mit denen sie große Steine in die Stadt schleuderten. Wurde zum Sturm geschritten, so legte man hohe und breite Leitern an, auf denen mehrere Personen zugleich aufsteigen konnten. Während nun die mit Schwert und Lanze bewaffneten Krieger die Mauern erkletterten, unterhielten die am Fuße der Leitern aufgestellten Bogenschützen einen heftigen Kampf, um die Feinde an der Vertheidigung zu hindern oder von der Brustwehr zu vertreiben. Gewöhnlich leitet der König selbst zu Wagen die Unternehmungen. Auch Belagerungen von Seestädten sind auf den Sculpturwerken von Khorsabad und Kujundschick

Seestädte.

abgebildet, wie man sowohl aus den Fahrzeugen, die dabei in Anwendung kommen, als aus den um die Schiffe herumschwärmenden Fischen, Seethieren und Fischmenschen erkennt. Die Einwohner einer vom Land aus belagerten Küstenstadt fliehen auf ihre Schiffe. Die Burgen an der Meeresküste unterscheiden sich durch oben an den Mauern aufgehängte Schilde, eine Eigenthümlichkeit, die auch Ezech. 27, 11 von den Tyriern erwähnt. „Ihre Schilde hängten deine Söldner an deine Mauern ringsum und machten deine Schönheit vollkommen."

Eroberte Städte. Ist eine Stadt erobert, so erblickt man Frauen auf Maulthieren und Kamelen entfliehen, oder mit Männern gemischt auf den Mauern händefaltend die Gnade der Feinde anflehen. Die Sieger morden und plündern; sie stoßen den Gefangenen den Dolch oder das Schwert in die Brust, sie pfählen sie, sie schlagen ihnen die Köpfe ab und tragen dieselben vor den Kriegsobersten, der sie durch den Schreiber notiren läßt, wie in Aegypten die Hände gezählt wurden. Einige führen die Gefangenen weg, Andere die erbeuteten Kamele, Schaafe und Ochsen, die goldenen und silbernen Gefäße. An den Thoren stehen Schreiber, welche die Zahl der Erschlagenen und Gefangenen und die weggeführte Beute aufzeichnen; die Frauen, von ihren Kindern begleitet und ein Gefäß oder ein gerettetes Stück ihrer Habe tragend, zerraufen sich die Haare und streuen Staub auf ihr Haupt, einige Männer schweben auf Pfählen, die ihnen durch die Brust gestoßen sind. Auf einem offenen Platze innerhalb der Mauern sitzt der König auf einem Throne, umgeben von seinen Eunuchen und Hauptleuten, und läßt die Gefangenen vor sich führen. Sie haben die Hände auf den Rücken gebunden, oder tragen an Armen und Füßen schwere Ketten und Eisenschellen; manche werden durch Schläge und Stöße mit den Speeren und Schwertern vorwärts getrieben, andere an einem Strick geführt, der durch Nase und Lippen geht, wie es im 2. Buch der Könige heißt (19, 28): „So will ich dir einen Ring an deine Nase legen und meine Zügel an deine Lippen." Auf einem Bildwerk setzt der siegreiche König einem gefangenen Fürsten oder Anführer den Fuß auf den Nacken, wie auch Josua den Hauptleuten von Israel befahl; auf einem andern stößt er einem gefesselten Gefangenen den Speer in das Auge. Einige bringen kleine Modelle ihrer Städte als Zeichen der Unterwerfung. Ezechiel's Beschreibung der Zerstörung von Tyrus gibt ein treues Bild von den Scenen, welche die Basreliefs in Ninive darstellen (27, 7—12), „Jehova spricht: Sieh' ich bring' wider Tyrus Nebucadnezar, den König von Babel, von Norden her den König der Könige, mit Rossen und Wagen und Reitern, und einen Haufen und vieles Volk. Deine Töchter auf dem Lande wird er mit dem Schwerte erwürgen, und gegen dich Belagerungsthürme errichten, und einen Wall gegen dich aufschütten, und den Schild gegen dich erheben. Und seine Mauerbrecher wird er richten wider deine Mauern, und deine Thürme niederstürzen mit seinem Kriegsgeräthe. Von der Menge seiner Rosse wird dich ihr Staub bedecken; vom Getümmel der Reiter und Räder und Wagen werden deine Mauern erbeben, wenn er einziehet zu deinen Thoren, wie man einziehet in eine durchbrochene Stadt. Mit den Hufen seiner Rosse wird er alle deine Straßen zerstampfen; dein Volk wird er mit dem Schwerte erwürgen, und die Bildsäulen deines Schutzes werden zu Boden stürzen". Aus einer brennenden Stadt mit mehrstöckigen Häusern sieht man assyrische Krieger mit Vasen, Wagen, Hausgeräth, gezäumten Pferden und andern Beutestücken wegeilen. Auf einem Basrelief ist die siegreiche Heimkehr dargestellt. Der König sitzt auf dem Triumphwagen unter dem breiten Sonnenschirm, den der Eunuche hält; Musik und Krieger ziehen dem Wagen voran.

Die besiegten Städte und Völkerschaften. Aus der Lage der Städte und aus der Art des Kampfes und der Bewaffnung geht hervor, daß bestimmte Völkerschaften und Städte, mithin geschichtliche Begebenheiten auf den Bildwerken dargestellt sind. Eine der eroberten Städte liegt zwischen zwei Flüssen in der Mitte von Palmenhainen. Es ist Susa, das von Asurbanipal erobert ward; andre Darstellungen beziehen sich auf die Kriege mit den Marschbewohnern Südchaldäas; „man sieht die Rohrwälder mit den engen Wasserstraßen, die hindurchgehauen sind; die Assyrier verfolgen die

Flöße der Sumpfbewohner mit geflochtenen, bitumengetünchten Booten". Andere Städte waren von Weinbergen umgeben oder lagen auf Berghöhen von Tannen und Fichten bekleidet, wie sie in den Gebirgslandschaften nördlich von Assyrien zu Hause sind; andere waren an Flußufern erbaut, noch andere am Gestade des Meeres. In dem Palaste zu Nimrud ist der Kampf mit einem Reitervolk dargestellt, das im Fliehen sich umdreht und Pfeile auf die Verfolger abschießt, wie die Parther zu thun pflegten; manche der besiegten Völker tragen Helme, andere blos Kopfbinden, in Kleidung und Anzug herrscht große Mannichfaltigkeit; Bart und Haupthaar sind weniger sorgfältig geordnet, als bei den Assyriern. Unter den als Tribut überbrachten Gegenständen befinden sich Elephantenzähne, feine Gewebe, köstliche Hölzer, selbst Affen, was auf Völkerschaften im Osten, auf Inder oder ihnen benachbarte Stämme zu deuten scheint. Ein anderes Volk, das ein palmenreiches Land bewohnte, zog mit Kamelen ins Feld und war reich an Heerden von Hornvieh, vielleicht waren damit einige arabische Stämme, südwärts von Mesopotamien, gemeint; auch gefangene Judäer sind auf einer Reihe Darstellungen wohl kenntlich. Auch Völkerschaften in Felle gekleidet, wie sie einzelne Stämme am kaspischen Meer trugen, erscheinen auf den Bildwerken.

Auf das Privatleben werfen die bis jetzt ausgegrabenen Denkmale, die alle öffentlichen Gebäuden angehörten, nur einige Streiflichter. Sie bestätigen zunächst die Nachrichten der Alten von dem Wohlleben und der Schwelgerei der Assyrier; bei einer Siegesfeier sitzen die Anwesenden auf hohen Stühlen, die Becher in der Hand, während Diener Früchte, Fleischspeisen und Schaalen hereinschaffen; Spielleute schlagen mit einem Plektron Saiteninstrumente. Große Sorgfalt verwendeten die Assyrier auf den Anzug. Sie trugen bunte Kleider von feiner Weberei reich an eingewirkten Stickereien und Figuren; auf den langen Gewändern der Könige und Vornehmen, besonders auf der Brust waren Gruppen von Figuren, Thieren, sogar Jagd- und Schlachtscenen abgebildet; die Arme und Handgelenke waren mit Spangen und Ringen von eleganten Formen geschmückt, die meistens in Widder-, Löwen- und Stierköpfen endigten. In den Ohren hatten sie kostbare Ringe von kunstvoller Arbeit. Bart und Haupthaar pflegten und ordneten sie auf das Sorgfältigste. Auf der Stirne war das Haar gescheitelt und fiel in reichlicher Fülle von Locken hinter den Ohren über die Schulter herab. Den Bart ließ man zu voller Länge wachsen und bis auf die Brust herabreichend wurde er in zwei oder drei Reihen von Kräusellocken getheilt; wie die Perser scheinen sie Bart und Haar gefärbt zu haben; die Augenbrauen wurden ebenfalls schwarz bemalt. Eine verzierte Kopfbinde, deren Enden auf den Rücken herabfielen, umkreis'te die Schläfe und hielt das Haar zusammen. Die Sandalen waren mit Riemen über dem Oberfuß festgebunden. Ueberall erkennt man die Assyrier, wie sie Ezechiel beschreibt (23, 6) „gekleidet in blauen Purpur, Landpfleger und Statthalter, liebliche Jünglinge sie alle, Reisige, reitend auf Rossen". Die Paläste trugen nicht nur an den Wänden die merkwürdigen Bildwerke, die derselbe Prophet so treffend schildert (23, 14), sondern sie waren auch mit schönem reichverziertem Hausgeräthe versehen, mit Tischen, Stühlen, gepolsterten Sesseln, Ruhelagern u. dgl. m., theils von Metall, theils von geschnitztem Holz mit eingelegtem Elfenbein und kunstreich gearbeiteten Füßen; auch die Vasen, Becher, Trinkgefäße waren von zierlicher Form und mit Figuren geschmückt. Diese Geräthschaften und Schmucksachen so wie die Waffen, besonders die Dolche mit den reichen Griffen in Form eines Löwen-, Stier- oder Widderkopfs, und die Ornamente aus Gold und Silber beweisen, daß die Assyrier in der Bereitung und Verarbeitung der Metalle nicht minder erfahren und geschickt waren, als in der Weberei, in der Anfertigung kunstreicher Teppiche, Gewänder und Decken und in Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein. Alle Künste und Gewerke, die eine geschickte Hand und Sinn für Ebenmaaß, Zierlichkeit und Schönheit erfordern, wurden von den Assyriern zu hoher Vollkommenheit geführt.

3. Privatleben. — *Anzug.* — *Wohnungen und Hausgeräth.*

Daß das Religionssystem der Assyrier wesentlich der babylonische Gestirndienst war, geht aus den entdeckten Monumenten und Cylindern, auf denen man häufig

4. Religionswesen.

Sonne, Mond und sieben Sterne nebst den Zeichen des Thierkreises abgebildet sieht, deutlich hervor. Wo der König religiöse Handlungen vollbringend dargestellt ist, trägt er außer einer gehörnten Mütze, einer zweizackigen Gabel und einer besondern priesterlichen Kleidung die Figuren der Sonne, des Mondes und der Sterne um den Hals. Auch die seltsamen Thiergestalten scheinen größtentheils symbolische Beziehungen zu dem Sonnen- und Sternendienste gehabt zu haben. Auf den jüngern Bildwerken von Khorsabad finden sich auch Spuren des Feuercultus, der aus dem reinen Sterndienst hervorgegangen zu sein scheint und auf eine frühe Verbindung mit Medien und Persien hindeutet. Wo jedoch die erste Heimath des Feuerdienstes zu suchen sei, ist eine schwer zu lösende Streitfrage. Die bärtige Göttergestalt in einem mit Flügeln und einem Fischschwanze versehenen Rade oder Kreise mit adlerköpfigen Figuren und dem Lebensbaum zur Seite, vor welcher der König auf mehreren Basreliefs in betender Stellung abgebildet ist, steht offenbar in einer symbolischen Beziehung zur Sonne, dem Herrn des Himmelskreises. Im Kampfe schwebt diese Göttergestalt über dem König und entsendet Pfeile nach den Feinden; auch auf dem siegreichen Rückzug begleitet sie ihn mit ruhendem Bogen. Auf einem jüngern Basrelief aus dem Südpalast in Nimrud ist ein Zug von Kriegern dargestellt, welche vier Bilder auf ihren Schultern tragen, entweder eine religiöse Feier, wobei die Statuen der heimischen Gottheiten in einer Prozession durch die Stadt getragen wurden, oder ein Triumphzug über eine besiegte Stadt, deren Schutzgötter man wegführte. Die Assyrier scheinen wie andere heidnische Völker häufig die Gottheiten der Länder angenommen zu haben, mit denen sie in Berührung kamen. In der Hauptsache sind aber die assyrischen mit den babylonisch-chaldäischen Göttern identisch. Die Beltis, die „Himmelskönigin", war als die weibliche Seite des Bel wahrscheinlich mit diesem zu einer androgynen Gestalt verschmolzen; sie ist mit der Mylitta der Babylonier, und mit der Astarte oder Asteroth der Phönizier identisch; auf einem Bildwerk trägt sie einen Stern am Haupt (Amos 5, 26). Der Löwe, Stier und Widder, deren Köpfe auf allen architektonischen Verzierungen sich befinden, waren geheiligte Thiere und standen eben so mit dem Religionswesen in Verbindung wie das Gaisblatt und der Fichtenzapfen, denen man ebenfalls auf allen Bildwerken, auf Zierrathen, Waffen, Kleidern und Geräthschaften begegnet. Ueber die Behandlung der Leichen ist bis jetzt nichts Sicheres durch die Ausgrabungen zu Tage gekommen; die zwei in Nimrud entdeckten Gräber waren klein und enthielten außer den Resten eines Skeletts, die alsbald in Staub zerfielen, nur unbedeutende Vasen und einige Glas- und Steinperlen von einem Halsbande.

So war jenes Volk der glänzenden Weltstadt am Tigris beschaffen, von welchem der Prophet Ezechiel (31, 3—10) rühmend sagt: „Assur war eine Ceder auf dem Libanon, schön von Aesten, ein schattendes Dickicht und hoch von Wuchs, und unter dichtbelaubten Zweigen war sein Wipfel. Wasser machte ihn groß, die Fluth ihn hoch; mit ihren Strömen ging sie rings um ihre Pflanzung und ihre Kanäle sandte sie zu allen Bäumen des Feldes. Darum ward sein Wuchs höher als alle Bäume des Feldes, und seine Zweige wurden groß und seine Aeste lang. In seinen Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels, und unter seinen Aesten gebaren alle Thiere des Feldes, und in seinem Schatten wohnten alle großen Völker. Er stand schön in seiner Größe, in der Länge seiner Zweige. Andere Cedern verdunkelten ihn nicht im Garten Gottes, Cypressen kamen nicht gleich seinen Zweigen, und Platanen waren nicht wie seine Aeste; kein Baum im Garten Gottes war ihm gleich in seiner Schönheit. Schön hatt' ich ihn gemacht durch die Menge seiner Zweige, und es beneideten ihn alle Bäume Edens, im Garten Gottes."

6. Assyriens Größe und Untergang.

Tiglath-pileser II. (Tuklat-habal-asur) 745—727.

Mit Tiglath-pileser II. nimmt die assyrische Geschichte einen neuen Aufschwung. Er und seine Nachfolger sind wie die mächtigsten so auch die bekanntesten unter den assyrischen Monarchen. Von dem iranischen Hochlande und Armenien bis nach Kleinasien, Syrien und Palästina beugte sich ganz Vorderasien ihrem Scepter. Tiglath-pileser II. griff auch nachhaltig in die Geschicke des israelitischen Volkes ein. Vor Allem suchte er Syrien definitiv zu unterwerfen. Sein erster Angriff galt der syrischen Stadt Arpad (3 Meilen nördlich von Aleppo, heute Tel Erfad). Vergebens hatten der König von Hamath, Asarja (Usia) von Juda und andere syrische Fürsten eine Allianz geschlossen. Nach dreijähriger Belagerung (742—740) fiel das wichtige Bollwerk in die Hände des Großkönigs. Im Jahre 738 wird unter zahlreichen tributleistenden Fürsten auch Menahem (Minichimmi) von Samaria aufgeführt. In den hebräischen Königsbüchern heißt aber der tributauflegende Assyrier vielmehr Phul, welchen die assyrischen Annalen nicht kennen. H. Rawlinson und dann E. Schrader haben zu zeigen versucht, daß Phul nur ein zweiter Name für Tiglath-pileser ist. Der ptolemäische Kanon führt in den Jahren 731—726 als Könige von Babylon Chinziros und Poros (Phul) auf. In der That meldet uns Tiglath-pileser, daß er 731 einen gewissen Kinzir besiegte. „Kinzir, den Sohn des Amukkan, ihn schloß ich in der Stadt Sapiya, seiner Königstadt, ein; viele seiner Mannschaften tödtete ich vor seinen Thoren. Die Anpflanzungen, die Mastixbäume, welche vor seiner Burg, hieb ich ab, überließ sie den Besitzlosen .... Seine gesammten Städte zerstörte ich, verwüstete ich, verbrannte ich mit Feuer." Der König brachte darauf große Opfer in den Hauptstädten Babyloniens dar und nennt sich ausdrücklich seitdem „König von Babylon, König von Sumir und Akkad". So wird der auf den ersten Blick allerdings auffällige Satz seine Richtigkeit haben, daß der biblische Phul, der babylonische Poros des Ptolemäus und der assyrische Tiglath-pileser ein und dieselbe Person seien. Chaldäa war damals in politischer Auflösung begriffen; eine Reihe Localdynasten geboten in den einzelnen Städten. Sie huldigten jetzt der Reihe nach dem Großkönig. Besonders erfolgreich kämpfte er in Syrien. Damaskus und Israel, welche sich gegen Juda verbündet hatten, erlagen seinem Angriff. 733—731 wurde Damaskus belagert und erobert, sein letzter König Rezin getödtet. Die ausführliche Erzählung, wie auch König Pekach von Israel umkam und das sehr geschmälerte Reich dem Hosea zufiel, werden wir in der israelitischen Geschichte erfahren.

Salmanassar (Schalmanasir IV.) 727—722.

Sargon (Sarrukin) 722—705.

Nach der kurzen Zwischenregierung des vierten Salmanassar bestieg 722 Sargon II. den Thron, fragelos der bedeutendste und kräftigste Fürst unter den Großkönigen. Sargon war kein königlicher Prinz, sondern ein in den Waffen ergrauter Feldherr. Samaria, dessen Belagerung schon sein Vorgänger begon-

nen hatte, nahm er 722 nach dreijährigem Widerstand ein. Kurz berichtet er darüber in seiner Prunkinschrift: „Die Stadt Samaria nahm ich ein; 27,280 ihrer Bewohner führte ich in die Gefangenschaft fort; 50 Wagen schied ich als königlichen Antheil aus, die Menschen, welche meine Hand bezwungen, ließ ich inmitten meiner Unterthanen wohnen.“ Auch Gaza nahm er ein und führte den König Hanno und 9000 Einwohner nach Assyrien. Nachdem Sargon noch Asdod bezwungen und die Götter der Philister fortgeführt, waren die Assyrier Meister des syrisch-phönizischen Küstenlandes. Auch die Könige der Armenier beugten sich seiner Herrschaft und nach der Niederwerfung der Meder legte er zahlreiche Burgen in ihrem Lande an. Am heftigsten aber waren seine Kämpfe mit Merodach-Baladan, der ursprünglich ein Unterkönig am südchaldäischen Küstenstrande, während der Wirrnisse nach Tiglath-pileser's Tod sich auf den babylonischen Thron geschwungen hatte und mit Hülfe arabischer Wanderstämme und anderer Verbündeten lange Widerstand leistete. Erst 709 zog er als Triumphator in Babylon ein und nannte sich seitdem König von Sumir und Akkad. Eine neue Dynastie erfordert im Orient eine neue Hauptstadt. Seine Hauptstadt Dur-Sarrukin ist schon S. 441 bei der Beschreibung von Ninive erwähnt worden.

Sanherib (Sin-achi-irib) 705–681.

Als Sargon im Jahre 705 durch Mörderhand fiel, folgte ihm Sanherib, an Thatkraft und Kriegslust, nicht aber an Glück der echte Sohn seines Vaters. Hiskia von Juda und andere syrische Kleinfürsten hatten gegenüber der drückenden assyrischen Suprematie Schutz bei dem mächtigen Regenten Aegyptens, Thirhaqa (Taharqa) dem Aethiopen gesucht. Bei Altaku (Eltekeh) trafen die asiatische und die afrikanische Großmacht auf einander. Der König berichtet nur, daß er die Wagenlenker und Söhne des Königs von Aegypten sammt dem Wagenlenker des Königs von Aethiopien lebend gefangen nahm; das sonst übliche Beuteverzeichniß und die Todtenliste fehlen ganz. Augenscheinlich haben wir es mit einer officiösen Vertuschung einer Niederlage zu thun; denn diese melden Hebräer und Aegypter übereinstimmend.

Diese Mißerfolge im Westen ermuthigten die Völker Mesopotamiens zum Aufstand. Ein Prätendent Suzub erhob in Babylon die Fahne der Empörung. Um den Preis der babylonischen Tempelschätze ward der Beistand Ummanminan's des Königs von Elam (Susiana) gewonnen. Den Sieg über die an Zahl weit überlegenen Alliirten errang Sanherib nur durch Bestechung des elamitischen Kronfeldherrn, wie er uns selbst naiv berichtet. Babylon ward eingenommen und hart gezüchtigt, dagegen das Bergland Elam verschont. Einem frühern Zuge gegen diese tapfern Bergvölker hatten winterliches Schneegestöber und stark angeschwollene Gebirgsbäche ein klägliches Ende bereitet.

Reichen auch Sanherib's kriegerische Erfolge nicht an die seiner zwei großen Vorgänger, so hat er um so großartiger gebaut. Die Stadt seines Vaters verließ er; das eigentliche Ninive (Ninua), wurde unter ihm Residenz. Sein Palast,

der sog. Südpalast, ist der großartigst angelegte und prächtigste unter den assyrischen Königsbauten. Der Glanz seiner Hofhaltung zu Ninua drang bis zu den Griechen, und der Name Ninos ist der assyrischen Hauptstadt seit Sanherib endgültig geblieben. Als er im Jahre 681 durch die Hand zweier seiner Söhne fiel, folgte ihm der dritte Asarhaddon (681—668), bis dahin Vicekönig von Babylon. Diesem gelang es nicht allein, das Reich zum alten Glanze zu erheben, sondern er gewann sogar noch Aegypten zu den Besitzungen seiner Väter hinzu. Tirhaqa von Aethiopien hatte den König von Tyrus zum Abfall verleitet. Im Nisan 672 überschritt der Großkönig die beiden Ströme und erschien vor Tyrus, das von der Landseite blokirt ward. Ueber Aphaka und Raphia zog er Aegypten zu. Sehr anschaulich beschreibt der assyrische Herrscher den beschwerlichen Marsch durch die große Wüste, wo „zweiköpfige Schlangen und geflügelte Mücken" die Assyrier plagten. Den Wasserbedarf mußten, wie später unter Kambyses, die Kamele der Wüstenaraber herbeischaffen. Endlich erreichten sie die Grenzstadt Makan (Pelusium?) und drangen in das reiche Nilland. In der Feldschlacht besiegt, floh Tirhaqa nach seinem Stammlande Aethiopien. Asarhaddon nahm den Titel eines Königs von Unterägypten (Muzur), von Oberägypten (Paturusi) und Aethiopien (Kusch) an. Das Land selbst theilte er in 20 Bezirke ein, über welche Abkömmlinge der alten Dynastien und Priesterfamilien oder Generale der Söldnertruppen als Herrscher eingesetzt wurden. Necho, der Fürst von Sais, erhielt zugleich die Herrschaft über die Hauptstadt Memphis und den Vorrang unter den „Dodekarchen". Bei der Rückkehr aus dem Nillande ließ der Großkönig an der Mündung des Nahr-el-kelb (in der Nähe von Beirut) eine mächtige Gedenktafel an der Felswand anbringen neben der seines Vaters zum Gedächtniß an seinen Sieg über Taharaka-Tarkuu. Als Asarhaddon seinem Sohne Asurbanipal wegen Altersschwäche und Kränklichkeit die Herrschaft übergab, hinterließ er diesem die schwierige Aufgabe, das unermeßliche Reich in seiner ganzen Ausdehnung zu behaupten. Im Gegensatz zu der hergebrachten assyrischen Politik hatte Asarhaddon die Babylonier an die Reichsdynastie zu fesseln gesucht; ihre Großen wurden unter die assyrischen Würdenträger aufgenommen. Sein zweiter Sohn Sammuges (Samul-sum-ukin) ward als Vicekönig in Babylon eingesetzt.

Asarhaddon (Asur-ach-iddin) 681—668.

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt mußte Asurpanibal gegen das empörte Aegypten ziehen; doch die erste Züchtigung reichte nicht hin. Urdamani, der Aethiope, eroberte Memphis und verlockte Aegypten wiederum zum Abfall. Als der Großkönig nahte, floh der erschrockene Pharao nach Oberägypten. Doch auch dahin drangen die assyrischen Kriegsschaaren. Die hundertthorige Priesterstadt, einst die Residenz der Tuthmosen und Ramessiden, erfuhr das härteste Kriegsloos. Noch ganz erschüttert von dem furchtbaren Strafgericht, ruft Nahum, der jüdische Seher, der frohlockenden Siegerin zu:

Asurbanipal 668—625.

Bist du denn besser, als No-Ammon (assyrisch Nii, Theben), die an den Nil-

strömen thronte, von Wasser umgeben? Aethiopien war ihre Stärke und Aegypten ohne Ende: Arabien und Libyen gehörten zu deiner Hülfsschaar: doch auch sie hat ins Elend, in Gefangenschaft wandern müssen, auch ihre Kinder wurden an allen Straßenecken zerschmettert; über ihre Vornehmen warf man das Loos, und all ihre Großen wurden in Fesseln geschlagen.

Zehn Jahre nach diesem gewaltigen Erfolge trat ein Ereigniß ein, welches das assyrische Reich in seinen Grundfesten erschütterte und die Existenz desselben aufs Aeußerste bedrohte. Sammuges, der eigne Bruder Asurbanipal's, erhob in Babylon die Fahne des Aufruhrs, und so furchtbar verhaßt war die assyrische Tyrannei, daß augenblicklich ganz Chaldäa, Syrien und Palästina, die unterworfenen Araber und Aegypter ihren Beistand erklärten. Selbst die benachbarten Fürsten von Elam zogen mit ihrem Heerhaufen heran. Die letzten Tage des Reiches schienen gekommen zu sein; allein der Großkönig zeigte sich der furchtbar drohenden Situation gewachsen. Mit seinen Kerntruppen zog er gen Babylon, den Revolutionsheerd, und in einer Reihe heißer Schlachten gelang es ihm die Verbündeten zu werfen. Der Aufstand hatte sein Centrum verloren. Aber erst nach dreijähriger Belagerung fiel die Stadt. Die Bewohner hatten das Entsetzlichste durchgemacht. Menschenfleisch war zuletzt ihre Nahrung. Furchtbar war die Rache des Siegers. Sammuges „der ungetreue Bruder" ward in den Feuerofen geworfen und gleichzeitig starben zahlreiche Anhänger und Bürger der Stadt. Auch später fanden noch großartige Massenexecutionen statt. Lebendig wurden die Rebellen in Gruben geworfen und ihre verstümmelten Leichen den Vögeln und Thieren des Feldes zum Fraß ausgesetzt. Die Revolution war im Blute erstickt. Asurbanipal, der bis dahin nur das erworbene Gebiet behauptet hatte, ging jetzt nothgedrungen zur Eroberungspolitik über. Elam, die Zuflucht aller chaldäischen Rebellen, das allein zu den chronisch wiederkehrenden Revolutionen gehetzt hatte, mußte unterworfen werden. Aber das üppige Babylon war schneller besiegt, als die abgehärteten Bergstämme Susianas. Trotz großer Siege wurde das Land nicht unterworfen; denn so groß war der Haß der assyrischen Zwingherrschaft, daß drei Könige nach einander gestürzt wurden, nur weil sie in ihrer Noth und Bedrängniß mit Asur eine Vereinbarung angestrebt hatten. 66 Städte gingen in Flammen auf; Susa, die Hauptstadt, wurde zerstört; die Bilder der Götter und Könige und unermeßliche Schätze, welche dort seit der Urzeit Tagen aufgespeichert lagen, wurden fortgeschleppt, der heilige Orakelhain ward niedergehauen. Die Priester und Vornehmen des Landes wanderten nach Assyrien ins Exil. Die Assyrier hieben nach ihrer Gewohnheit alle Bäume um und verwandelten das blühende Land in eine menschenleere Wüste. Endlich nach neunjährigem Kampfe capitulirten die letzten freien Bergstämme. König Ummonaldas schickte das Haupt seines Gastfreundes, des babylonischen Prätendenten Nabu-bil-sumi nach Ninive. Ein Relief des königlichen Palastes zeigt uns den Großkönig beim Gelage, auf üppigen Polstern gelagert, um ihn die Frauen

seines Harems. An einem Baume hängt das eingesalzene Haupt seines Todfeindes, des Enkels Merodach-Baladans. So feierten die Assyrier ihre Triumphe. Die letzten Jahre seiner Regierung — Asurbanipal hat unter allen assyrischen Monarchen am längsten von 664—625 regiert — verwandte er zum Bau seines Palastes, des Südpalastes von Kujundschick. Seine Reliefplatten — namentlich die trefflich gearbeiteten Jagdscenen — bieten uns das Vollendetste dessen dar, was assyrische Kunst hat leisten können. Asurbanipal, dessen Ruhm als Sardanapalos bis zu den Griechen drang, hat den Untergang des Reiches aufhalten, nicht verhindern können. Seine unaufhörlichen Kriegszüge hatten die assyrische Volkskraft erschöpft; das Großreich ging seiner Auflösung entgegen. Medien hatte sich unabhängig gemacht. Unmittelbar nach seinem Tode befreite sich Babylon. Und während die skythischen Horden Asien durchtobten, wüthete in Asur der Bürgerkrieg. Ein Usurpator Bel-zakir-iskun hielt zeitweise den Thron besetzt. Asurbanipal's Sohn Asur-idil-ili-ukinni fand aber, auf den Thron gelangt, noch Zeit zu Bauten. Sein Werk ist der sehr bescheidene Südostpalast von Nimrud, ein deutliches Merkmal des nahenden Reichsuntergangs. „Ich ließ Ziegel und Balken anfertigen zum Baue des Tempels des Heils," sagt er in einer Inschrift, inmitten der Stadt Kalach, „zum Leben meiner Seele that ich es." Einem Großkönig, der so redet, muß das Wasser schon nahe an die Seele gegangen sein. Neuerdings sind noch dringendere Stoßgebete des wahrscheinlich letzten Königs Asarhaddon II. entdeckt worden. Er fleht zum Sonnengott gegen eine große Coalition. Kastarit, der Stadthauptmann von Karkassî, die kimmerischen, die medischen, die mannäischen (armenischen) Truppen, die Feinde insgesammt haben sich empört. Eine Reihe Städte sind in ihre Gewalt gefallen. Es scheint, daß dieser Kampfbericht ein Fragment aus den letzten Tagen des Reiches sei. Natürlich schweigen die assyrischen Annalen von der Endkatastrophe 606. — Als sich die verbündeten Streitkräfte der Babylonier und Meder um die alte Weltstadt versammelten (609), weissagte **Nahum**, einer der weggeführten Israeliten, der zu Elkosch, nördlich von Ninive, in der assyrischen Gefangenschaft lebte und den Kriegszug des Mederkönigs mit ansah, in kräftigen kühnen Strichen den bevorstehenden Fall der stolzen Assyrerstadt, aus welcher „der Rather des Verderbens für Israel hervorging". Die letzten Großkönige.

„Heranziehet der Zertrümmerer wider dich, Ninive! Bewahre die Festung, erspähe den Weg, gürte die Lenden, rüste dich wacker! Seiner Helden Schilde sind roth, in Karmesin gekleidet die Tapfern; mit der Sicheln Feuer schimmern die Wagen am Tage seines Rüstens und die Lanzen werden geschwungen. Auf den Gassen rasen die Wagen; rennen auf den Plätzen; ihr Ansehn wie die Fackeln, wie die Blitze fahren sie einher. Das Sturmdach wird aufgerichtet, die Thore der Ströme werden aufgethan und der Palast zerfließt. Und bestimmt ist's: Ninive wird aufgedeckt, weggeführt und ihre Mägde seufzen wie die Taube, und schlagen an ihre Brust. Raubet Silber, raubet Gold! unendlich sind die Schätze, Fülle von allerlei köstlichen Gefäßen. Leer und ausgeleert und verheert und zerflossenes Herz und Wanken der Knie und Schmerz in allen Lenden und Aller Angesicht verliert die Farbe. — Schall der

Peitsche und Schall des Rasselns der Räder und jagende Rosse und hüpfende Wagen. Reiter im Anzug und Schwertes Flamme und Speeres Blitz und Menge Erschlagener und Haufen Todter und kein Ende der Leichen. Auf thun sich deines Landes Thore, das Feuer wird dich fressen, das Schwert dich vertilgen."

Und Nahum's Worte gingen in Erfüllung. Zwar widerstand Sardanapal, wie wenigstens Diodor nach den sagenhaften Berichten nicht direkt des Ktesias, wie man gewöhnlich annimmt, sondern des Klitarch und mit falscher Namensangabe des letzten Königs meldet, dem mächtigen Heer der verbündeten Feinde mit Tapferkeit und glücklichem Erfolg, und widerlegte somit durch die That den Ruf von seiner Weichlichkeit und weibischen Natur; er schlug die Belagerer in zwei Schlachten und drängte sie weit nach den östlichen Bergen; auch ein drittes Treffen, welches Kyaxares und Nabopolassar im Vertrauen auf die Aussprüche der Sterndeuter gewagt, entschied wider die Verbündeten; selbst ihr Lager wurde erobert. Nun wendete sich aber das Glück. Als sich die Assyrier sorglos ihrer Siegesfreude überließen und sich an dem Wein und den Speisen ergötzten, die ihnen der König reichen ließ, wurden sie plötzlich überfallen. Nur ein Theil vermochte sich nach der Stadt zu retten, die Uebrigen fanden ihren Tod durch das Schwert oder im reißenden Strome, dessen Wellen von der Masse des Bluts sich geröthet haben sollen. Nun begann die Umlagerung. Aber bei der Festigkeit der Mauern und Thürme und bei den reichen Vorräthen, welche die Stadt in ihrem Schooße barg, war die Eroberung ein schwieriges Werk. Zwei Jahre lang widerstand Sardanapal heldenmüthig allen Angriffen und Stürmen. Eine alte Wahrsagung, daß Ninive nur eingenommen werden könne, wenn der Fluß der Stadt Feind würde, erfüllte ihn mit Muth und Zuversicht. Allein im Frühling des dritten Jahres schwoll der Tigris in Folge heftiger und anhaltender Regengüsse zu einer solchen Höhe an, daß ein Theil der Stadt überschwemmt wurde und auf eine Strecke von 20 Stadien die Mauer einstürzte. „Mit überströmender Fluth bringt Jehova Vernichtung ihrem Wohnsitze," verkündigte Nahum, „und wie dürre Stoppel wird sie verzehrt." Nun hatte sich der Fluß als Feind der Stadt erwiesen und Sardanapal, an seiner Rettung verzweifelnd, ließ die Königsburg anzünden und verbrannte sich mit seinen Weibern und Schätzen. Es war im Jahr 606, daß die Flammen Ninives den Himmel Mesopotamiens rötheten und der Thron des assyrischen Weltreichs über der Leiche seines letzten Fürsten zusammenstürzte.

Die Stadt wurde gänzlich in Asche gelegt, wie sich noch aus den ausgegrabenen Trümmern erkennen läßt. Bei dem Brande sind die Balkendächer verkohlt zusammengebrochen und auf die mit Gypsplatten belegten Fußböden der Zimmer herabgefallen; die obern Theile der Mauern sind dann im Laufe der Zeit unter dem Einflusse von Wind und Wetter eingestürzt und haben die tiefer liegenden Räume unter ihrem Schutte begraben, dadurch aber auch diese Theile sammt den darin befindlichen Inschriften und Bildwerken vor weiterer Zerstörung geschützt und bewahrt. Unermeßliche Beute an Gold und Silber wurde aus der Königsburg von Ninive nach den Haupt-

städten der Babylonier und Meder geführt, die sich nunmehr in das Land theilten und den Tigris zum Grenzfluß ihrer Reiche machten.

So sank die stolze Stadt Ninive, wie die Propheten Juda's geweissagt. „Zerstört ist Ninive," ruft Nahum aus, „und alle, die von dir hören, klatschen in die Hände über dich, denn über wen erging nicht deine Bosheit beständig? Es schlafen deine Führer, es ruhen deine Gewaltigen; dein Volk ist zerstreut auf den Bergen und Niemand sammelt;" und bei Zephanja heißt es: „Jehova streckt seine Hand gegen Norden und vertilget Assyrien und machet Ninive zur Einöde, dürr gleich der Wüste. Und es lagern Heerden in ihr; Igel und Pelikane herbergen auf ihren Knäufen; Stimmen singen im Fenster; Schutt auf der Schwelle; denn die Cedern-Täfelei ist abgerissen. Wie ist sie zur Oede geworden, zum Lager für Thiere! Wer an ihr vorüberzieht, zischet und schwenket den Hut." Assyrien war nur groß in Waffen und Schlachten, seine Wissenschaft und Kunst hatte es von den Chaldäern entlehnt; darum sank es auch rasch der Vergessenheit anheim. „Von dem Tage an," urtheilt Maspero, „an welchem es in der Geschichte auftrat, lebte es ausschließlich dem Kriege und der Eroberung, und mit demselben Tage, an dem seine Bevölkerung so erschöpft war, daß es auf dem Schlachtfelde keine Erfolge mehr erringen konnte, war es auch um sein Dasein geschehen und es war aus mit ihm."

Die Mythengestalt Sardanapal.

Wie die Gründung des assyrischen Reiches durch die Mythe von einem dichten Schleier verhüllt ist, so auch der Untergang, von dem nur die Zeit und die Thatsache feststeht, daß die Zerstörung Ninives von den Medern und Babyloniern ausgegangen. Dagegen ist die Geschichte und die Lebenszeit des letzten Königs so sehr in das Gebiet der Sage gerückt, daß man, um die widersprechenden Angaben nur einigermaßen in Einklang zu bringen, zu der gewöhnlichen Auskunft geschritten ist, zwei oder drei Könige dieses Namens zu statuiren, ein Verfahren, zu dem offenbar der Doppelcharakter Sardanapals, der bald als Kriegsheld und Städtegründer, bald als Wollüstling im Frauenkleide und als Wolle krämpelnder Weibersclave erscheint, Veranlassung gegeben hat.

In den Erzählungen von dem letzten König begegnen wir derselben sagenhaften Uebertreibung und Ausschmückung, wie zu Anfang des Reiches bei Semiramis. Klitarch und nach ihm Diodor (II, 23) berichten nach morgenländischen Angaben: „Sardanapal übertraf alle seine Vorgänger an Vergnügungs- und Genußsucht. Nicht genug, daß er sich außer dem Palast vor Niemand sehen ließ; er lebte auch ganz wie ein Weib. Unter den Kebsweibern seine Zeit hinbringend, spann er Purpur und die feinste Wolle. Er trug ein Frauenkleid, und sein Gesicht und den ganzen Körper hatte er durch Schminke und durch andere Mittel der Buhlerinnen so entmännlicht, daß kein wollüstiges Weib weichlicher aussehen konnte. Auch eine weibliche Stimme hatte er sich angewöhnt. Seine Mahlzeiten bestanden immer nur in solchen Speisen und Getränken, die den Gaumen kitzeln. Den Trieb der Wollust befriedigte er mit Männern sowohl als mit Weibern. Schamlos mißbrauchte er beide Geschlechter. So weit trieb er es in der Schwelgerei und in der schändlichsten Ausschweifung und Unmäßigkeit, daß er auf sich selbst folgende Grabschrift machte:

Sterblich bist du; gedenke daran, und des Lebens dich freuend,
Stille des Herzens Gelüst; kein Wohlsein blühet dem Todten.
Staub nun bin ich, obwohl einst König der herrlichen Ninus,
Nur was der Gaumen, muthwilliger Scherz und die Lieb' an Genüssen
Mir gewährten, ist mein; sonst jegliche Güter verließ ich.
Sei dies weise Ermahnung zum Leben den sterblichen Menschen.

Und nach Strabo trug das Denkmal zu Anchiale in assyrischer Sprache folgende Inschrift: „Sardanapalus, Sohn des Anacyndaraxes, hat Anchiale und Tarsus an Einem Tage erbaut. Iß, trink und liebe, denn das Uebrige ist nicht viel werth."

Mit dieser traditionellen Weichlichkeit und Schwelgerei Sardanapal's bildet die Erzählung von dessen Tapferkeit und kriegerischer Tugend, die er bei der dreijährigen Belagerung Ninive's bewiesen, und von seinem heldenmüthigen Tod durch Selbstverbrennung einen merkwürdigen Gegensatz. Von dieser Seite betrachtet, erscheint Sardanapal als Typus eines antiken Helden, der den Feinden mit aller Macht widersteht und am Ende einen ehrenvollen selbgewählten Tod einem schmachvollen Leben in Knechtschaft vorzieht. In der Art, wie Sardanapal die Kriegsschaaren der Verbündeten bekämpft und die belagerte Stadt vertheidigt, ist keine Spur eines Weichlings zu entdecken. Dagegen trägt die Erzählung von seiner Verbrennung wieder ganz das Gepräge der Sage und der fabelhaften Uebertreibung an sich. In einem 400 Fuß hohen Scheiterhaufen läßt er sich ein Gemach von 100 Fuß Länge und Breite errichten. In dieses werden 150 goldene mit Teppichen bedeckte Ruhebetten, goldene Tische und eine zahllose Menge Schätze und Kostbarkeiten gebracht; darauf nimmt Sardanapal mit seinen Weibern und Kebsweibern Platz auf den Ruhebetten, und läßt durch Eunuchen, die allein von dem Vorhaben Kunde hatten, den Scheiterhaufen anzünden. 15 Tage lang brennt der zu einem Holzberg vergrößerte Scheiterhaufen, ehe die Einwohner es merken; und da sie der Meinung sind, der Rauch in der Königsburg rühre von einem Opfer her, das Sardanapal zur Sühnung der Götter und zur Rettung der Stadt darbringe, legen sie keine Hand an. Daß in den Erzählungen von Sardanapal religiöse Mythen, die mit gewissen Cultusgebräuchen, Symbolen und Mysterien im Zusammenhang standen, mit historischen Traditionen und dichterischen Sagen auf gleiche Weise verbunden sind, wie bei der Königin Semiramis, geht schon aus der Aehnlichkeit der Schilderungen hervor, womit die Sage beide Figuren umgeben hat. Wie Semiramis, das Weib, mit den Eigenschaften ihres Geschlechtes männliche Thatkraft und Kühnheit verbindet, so vereinigt Sardanapal, der Mann, mit männlichem Heldensinn und Tapferkeit die Neigungen und Eigenschaften des Weibes; wie Semiramis in männlicher Tracht auftritt und die Thaten und Geschäfte der Männer verrichtet, so trägt Sardanapal weibliche Kleidung und nimmt an den Handarbeiten der Weiber Theil; und wie die Völker des obern Asiens von der halb männlichen, halb weiblichen Kleidung der ersten Königin ihre Tracht angenommen haben sollten, so sollte der letzte König den Herrschern des Orients die Sitte überliefert haben, sich vor dem Volke abzuschließen und von Schaarwächtern und Eunuchen beschützen und bedienen zu lassen. Wollust bis zum Uebermaaß und zur Raffinerie getrieben wird beiden zugeschrieben. Was wir aber oben von Semiramis behauptet haben, daß unter der mythischen und symbolischen Verhüllung ein historischer Kern verborgen liege und daß eine so lebensvolle Gestalt nicht eine blos mythische Figur sein könne, das Nämliche gilt auch von Sardanapal. In der Erzählung von dem Mannweib Semiramis, die das Reich gegründet, und von dem weibischen Manne Sardanapal, unter dem dasselbe seinen Untergang gefunden, sind symbolische Andeutungen an die männlichen und weiblichen Naturkräfte enthalten, in deren Verbindung die Assyrier die höchste göttliche Macht erblickten. Die Verehrung androgyner Gottheiten, als des symbolischen Ausdrucks für die höchste Naturpotenz, war, wie schon oben bemerkt, bei den Babyloniern und Assyriern allgemein verbreitet und an gewissen Festtagen trugen die Priester Frauengewänder und weiblichen Schmuck. Mit

Recht hat schon O. Müller den weibischen Sardanapal, der Wolle spinnt und sich selbst verbrennt, mit dem assyrischen Sonnen- und Feuergott Sandan oder Sardan und mit dem Herakles von Tarsus, der im Dienste der Omphale ebenfalls Wolle krämpelt und endlich den Tod in den Flammen sucht, in Beziehung gesetzt. Auch Sandan, der Sonnengott in seiner wohlthätigen Erscheinung, wird in der mystisch-symbolischen Gestalt einer mannweiblichen Gottheit als höchster Kraftbezeichnung dargestellt. „Wie Sandan in diesem Sinne das durchsichtige Purpurgewand anlegt, welches die weiblichen Hierodulen trugen," heißt es bei Duncker, „wie er unter den Weibern sitzt und Purpurwolle spinnt, wie die Verehrer Sandan's an gewissen Festen in weiblicher Kleidung erschienen, so sollte wohl auch Sardanapal den Bart geschoren, seine Haut abgerieben und das Kleid der Weiber angelegt haben, weil Sandan ein androgyner Gott war, so sollte wohl auch Sardanapal die Stimme der Weiber nachgeahmt und die Lust des Weibes und des Mannes gesucht haben." Und wie Herakles-Sandan durch den Akt der Selbstverbrennung die verderblichen Kräfte überwindet und geläutert und verjüngt zu neuem Leben emporsteigt, so geht auch Sardanapal aus den Flammen des Holzstoßes nach dem Glauben der semitischen Völker als Heros und Halbgott hervor, und wird göttlicher Ehre theilhaftig. Noch in späterer Zeit, lernen wir aus Lucian, befand sich ein Standbild des Sardanapal neben dem der Semiramis in Hierapolis, und Movers macht auf die große Bedeutung aufmerksam, welche die mit allerlei symbolischen Gebräuchen, Ceremonien und Kleidervertauschungen verbundenen Feste des Scheiterhaufens bei mehreren Völkerschaften Vorderasiens hatten. Nach den bei diesen mehrtägigen Feuerfesten üblichen Gebräuchen, wobei, wie der Verfasser des Schriftchens „über die syrische Göttin" versichert, große Bäume gefällt und im Tempelhof aufgestellt wurden, an welche man dann Ziegen, Schaafe und andere Opferthiere festband, dazu noch Vögel, kostbare Gewänder, silberne und goldene Bildwerke und Gefäße, und dann Alles in einer mächtigen Flamme und Rauchwolke aufgehen ließ, hat dann die Sage auch die Selbstverbrennung Sardanapal's, gegen deren geschichtliche Wahrheit keine gegründeten Zweifel geltend gemacht werden können, ins Fabelhafte und Maaßlose erweitert und ausgeschmückt.

So wurde die geschichtliche Gestalt des letzten assyrischen Königs frühzeitig in das Mythische und Fabelhafte gerückt. Schon die Aehnlichkeit des Namens erinnerte an den Sonnengott Sandan, dessen Feuercult über ganz Vorderasien verbreitet war, und die bei dessen schwelgerischen und unsittlichen Festen gebräuchlichen Ceremonien und symbolischen Handlungen gaben dann wieder Stoff und Gelegenheit, den Charakter, die Lebensweise und das Schicksal des letzten Königs von Ninive nach diesen Cultushandlungen zu entstellen und in dieser ausgeschmückten Form der Tradition zu überliefern. Die Griechen, das orientalische Hofleben nach den persischen Sitten beurtheilend, faßten die historische Figur des Sardanapal als Inbegriff aller Ueppigkeit und Schwelgerei auf, die Mythen und den natursymbolischen Cultus des Sardan aber brachten sie mit ihrem sagenreichen Herakles in Zusammenhang, indem sie entweder das Fremde an eine schon vorhandene Mythe anknüpften, oder die Sage von dem bei der Königin Omphale in Weichlichkeit versunkenen Nationalheros nach orientalischen Vorstellungen ausbildeten. Aus allen diesen Elementen, die in der Folge noch durch Herbeiziehung neuer Mythen und symbolischer Vorstellungen und Gebräuche bereichert wurden, wuchs die Gestalt des Sardanapal zu dem vieldeutigen, mythischen Wesen mit den widersprechendsten Eigenschaften zusammen, als welches es zu uns gelangt ist. Und um die Verwirrung noch vollständiger zu machen, mögen auch noch einzelne Thaten anderer assyrischer Könige, von denen die griechischen Schriftsteller der spätern Zeit keine Kunde hatten, auf Sardanapal übertragen worden sein, wie die Gründung der cilicischen Städte Tarsus und Anchiale mit ihrem räthselhaften Denkmal, die, wahrscheinlich von Sanherib herrührte.

7. Babylons Blüthezeit und Fall.

Nebukadnezar's Regierung 605–561. Während dieser Vorgänge vor Ninive war, wie wir gesehen haben, König Necho von Aegypten, Assyriens Verbündeter, mit Eroberungen im syrischen Lande beschäftigt. Er mochte sich mit stolzen Hoffnungen tragen, als König Josias im Thale Megiddo die Todeswunde empfangen und Jerusalem nebst einem großen Theile des Landes Kanaan in seine Hände gefallen war. Aber
(606.) die Schlacht von Karchemisch vernichtete mit Einem Schlag die Früchte seiner mehrjährigen Anstrengungen. Der Pharao mußte eilig zurückziehen, verfolgt von dem siegreichen Nebukadnezar, Nabopolassar's thatkräftigem Sohne, der binnen Jahresfrist „alles Land vom Bache Aegyptens bis zum Euphrat" in seine Gewalt brachte und wohl auch in das Nilland vorgedrungen wäre, hätte ihn nicht die Belagerung der Philistäerstadt Gaza, damals eine ägyptische Besitzung, so lange aufgehalten, bis die Nachricht von dem Tode seines Vaters ihn abrief. Er selbst eilte auf dem kürzesten Weg durch die Wüste der Heimath zu. Bald folgte ihm auch das Heer unter zuverlässigen Führern, mit dem Gepäck, der Beute und den zahlreichen Gefangenen, Phönizier, Syrier, Aegypter, Judäer, denen er an geeigneten Stellen seines Reiches Wohnsitze anwies. Der Sieg von Karchemisch wurde für Babylon der Anfang einer neuen glorreichen Epoche; er bestimmte das Lebensziel Nebukadnezar's, der nun in der Fülle der Jugendkraft den väterlichen Thron bestieg und als „König der Könige" mit solcher Kraft herrschte, daß der Prophet Jeremia ihn mit dem Löwen verglich, der Alles unwiderstehlich niederwirft, oder einem Adler, der in raschem Fluge seine Beute unentfliehbar erhascht, und daß von seiner Tapferkeit selbst noch zu den spätern Griechen wunderbare Sagen gedrungen sein müssen. Begierig, den alten Ruhm Babels wieder herzustellen und die Macht der Chaldäer an die Stelle der assyrischen zu setzen, richtete der junge König seine Blicke nach Westen, wo kleine Staaten, hadernde Stämme und reiche Städte leichte Siege und große Beute versprachen. Selbst Aegypten war seit der Schlacht von Karchemisch für das aufstrebende babylonisch-mesopotamische Reich kein gefährlicher Feind mehr. In einer Reihe erfolgreicher Feldzüge, die in der Geschichte der Semiten in Kanaan ihre nähere Darstellung finden werden, unterwarf Nebukadnezar Juda und die reichen Handelsstaaten an dem phönizischen Küstenland seiner Herrschaft und errichtete auf den Trümmern der assyrischen Weltmacht ein mächtiges Reich. Nicht minder lag ihm die innere Blüthe des Landes am Herzen. Er benutzte die letzten Friedensjahre seiner Herrschaft, um durch Belebung des Handels und Ackerbaus und durch prächtige Bauwerke und Anlagen den großen Vorfahren nachzueifern und durch Befestigung der Hauptstadt den Gefahren zu begegnen, die von dem mächtig aufstrebenden Mederreiche im Osten früher oder später drohten.

Zu dem Zweck vermehrte Nebukadnezar die Bewässerungsanstalten des Landes durch ein Wasserbecken bei der Stadt der Sipparener (Sepharvaim), das 420 Stadien ($10^1/_2$ Meil.) im Umfang und 35 F. in der Tiefe hatte und durch Schleußen geöffnet und geschlossen werden konnte. Außer diesem mit Bruchsteinen eingefaßten Bassin ließ Nebukadnezar (oder nach Herodot dessen Gemahlin, die Königin Nitokris) noch andere Flußbauten aufführen, die zum Theil mit jenem Riesenwerk im Zusammenhang standen, wie das neue Flußbett bei Arderikka zur Erleichterung der Schiffahrt und der Befruchtung des obern Landes, zum Theil die Bodencultur heben sollten, wie die zur Entwässerung der Sümpfe und zum Schutz gegen Ueberfluthungen angelegten Dämme in den Niederungen unweit der Mündungen der beiden Flüsse, wo auch die neue Hafenstadt Teredon angelegt ward, zum Theil die Beförderung des Verkehrs bezweckten, wie der oben erwähnte selbst für die größten Schiffe fahrbare Königskanal (Naharmalka) aus dem Euphrat in den Tigris, an dessen Mündung in der Folge die Stadt Seleucia angelegt ward und aus dem noch eine Menge kleiner Kanäle in östlicher Richtung behufs der Landesbewässerung dem Tigris zuliefen. Auch die berühmte „medische Mauer" von 20 Fuß Dicke und 100 Fuß Höhe, welche 10 bis 12 Meilen oberhalb Babylon zum Schutze der Stadt gegen nördliche Ueberfälle aufgeführt war und von einem Fluß zum andern reichte, rührte in der Anlage von Nebukadnezar her, wenn sie auch erst unter seinen Nachfolgern vollendet wurde. Wasserbauten.

Nicht weniger großartig und bewunderungswürdig waren die Monumente und Bauten dieses Königs in Babylon selbst. Nicht nur daß er den alten Belustempel, die Stufenpyramide von 600 Fuß Breite und Höhe wieder prächtig herstellen ließ und mit geraubten Tempelschätzen und Beutestücken schmückte, er verschönerte und vergrößerte auch die alte Stadt und legte auf der Ostseite des Stromes, da wo sein Vater bereits einen Palast erbaut hatte, einen neuen Stadttheil an und schmückte ihn mit einer Königsburg und andern Prachtbauten. Eine herrliche Brücke, 5 Stadien in der Länge und 30 Fuß in der Breite, verband die beiden Stadttheile. Diese Brücke ruhte auf steinernen Fundamenten und Pfeilern, die mit eisernen Klammern befestigt und in den Fugen mit gegossenem Blei ausgefüllt waren; sie war mit Balken von Cedern- und Cypressenholz und mit ungemein großen Palmstämmen belegt, die des Nachts abgenommen wurden, und mit Schutzwerken gegen den Andrang der Wogen versehen. Zu beiden Seiten der Brücke erhoben sich die königlichen Residenzen, von denen man die ganze Stadt überschauen konnte, der ältere Palast auf dem Westufer mit seiner dreifachen Ringmauer, von dem schon oben die Rede war, und das neue Königsschloß auf der Ostseite, gleich jenem mit bunt bemalten Sculpturwerken auf den mit Gypsplatten bekleideten Wänden der Mauern, Säle und Hallen reich geschmückt. Kriegs- und Jagdscenen bildeten den Hauptinhalt der figurenreichen Darstellungen. Dort mögen auch jene „Bilder der Chaldäer gezeichnet mit Bergroth" sich befunden haben, von denen Hesekiel spricht (23, 14); jene Männergestalten an der Wand, „gegürtet mit Gürteln um ihre Lenden, mit lang herabhangenden Binden auf ihren Häuptern, von Ansehen wie Wagenkämpfer". Es ging die Sage, daß beide Paläste durch einen unterirdischen Gang unter dem Flußbett hin verbunden gewesen seien. Neben der neuen Königsburg, deren Trümmer noch in dem Ruinenhügel el Kasr (d. i. Schloßberg) vergraben liegen, erhob sich ein Terrassenbau bis zur Höhe der Stadtmauer, 400 Fuß breit und lang. Auf großen starken Pfeilern und Schwibbögen waren Steinplatten gelegt, mit Lagen von Schilfrohr und Erdpech bestrichen, über diesen lag eine doppelte Schicht von Gyps und gebrannten Ziegelsteinen, mit bleiernen Platten bedeckt, um alle Feuchtigkeit abzuhalten. Auf dieser Unterlage war Bauwerke in der Stadt.

Erde aufgeschüttet, hoch genug, daß die größten Bäume darin wurzeln konnten. Der Boden war geebnet und dicht bepflanzt mit Bäumen aller Art, deren Größe und Schönheit einen angenehmen Anblick gewährte. Das Wasser wurde auf künstliche Weise vermittelst eines Pumpwerks aus dem Fluß nach der obersten Terrasse hinaufgeführt und dann durch den ganzen Garten geleitet. Dies waren die berühmten „hängenden Gärten", die das Volk der sagenreichen Königin Semiramis zuschrieb, die aber ein Werk Nebukadnezar's waren, welcher dieselben anlegen ließ, um seine in dem waldigen Berglande Medien erzogene Gemahlin Amytis (Nitokris) durch ein Bild ihrer Heimath zu erfreuen. Ein geschnittener Stein des Berliner Museums zeigt einen Kopf mit der Inschrift in Keilzeichen: Nabukadarusner Fürst von Babylon ich. Die Form des Helmes, die runden und vollen Züge und das bartlose Gesicht zeigen, daß wir es mit einem Kunstwerk der hellenistischen Epoche zu thun haben. Von den inschriftlichen Nachrichten über seine Tempelbauten ist schon gehandelt worden. Von den Mauerbauten erzählt er: „Imgur-Bel und Nimitti-Bel, die große Mauer von Babylon hat Nabopolassar, König von Babylon, mein Vater, der mich erzeugte, begonnen, aber nicht vollendet. Zwei große Gräben wurden ausgehoben, und mit Asphalt und Ziegeln verschalt, aber er vollbrachte das Werk nicht. Ich vollendete die große Mauer von Babylon, außer den Gräben meines Vaters ließ ich zwei andere Gräben ausheben." Von seinem Palastbau berichtet der König: „Ich habe den Aufenthalt meiner Herrschaft, den Sitz meiner Macht in Babylon errichtet. Den Grundstein habe ich tief in Asphalt und Ziegeln gelegt. Große Cedern habe ich von den höchsten Gipfeln des Libanon herbeigeführt, um seine Säulen daraus zu machen. Ich habe eine große Ringmauer errichtet und ein unzerstörbares Haus erbaut. Möge es in Babylon bestehen, möge mein Geschlecht darin seine Wohnung nehmen, sich vermehren und die Tribute der Fürsten der Länder empfangen."

Babels Herrlichkeit. Durch Nebukadnezar's Bauwerke und Anlagen wurde Babylon die Wunderstadt, die nach Herodot's Versicherung alle andern Städte der Erde an Pracht übertraf. Zweihundertundfünfzig Thürme überragten die hohe und dicke Ringmauer, die in einem Umkreis von 360 Stadien von einem breiten tiefen Graben umgeben war. Hundert schöngeschmückte, mit ehernen Pfosten, Flügeln und Schwellen versehene Thorgebäude öffneten den Zugang zu Stadt und Fluß. Die Ufer des Stromes hatten gemauerte Brüstungen und waren wieder durch Mauern geschützt, welche die Stadt in zwei Theile theilten. Am Ende jeder Straße waren eherne Thore angebracht, wovon die einen ins Freie, die andern an den Euphrat führten, zu dem man auf gemauerten Treppen niederstieg. Dies war jenes prachtvolle Babel, welches die Propheten Juda's in so lebendigen Bildern schildern, um ihre spätere Verwüstung in desto schärferem Contrast erscheinen zu lassen, jene „stolze Pracht der Chaldäer", jene „Zierde der Königreiche", jene „goldreiche" Stadt, welche, nach Aeschylus, „Volk in bunter Menge, Schiffsmannen sowohl als pfeiltrotzende Schützen", nach Hellas entsendete. Wohl mochte Nebukadnezar, wenn er von dem neuen Schloß mit dem prächtigen Lustgarten auf hohen Terrassen die volkbewegte Stadt überschaute, wo außer den Palästen und Tempeln die Menge der drei- und vierstöckigen Privathäuser in den geraden, sich rechtwinkelig durchkreuzenden Straßen emporstieg, jenes stolze Wort sprechen, welches ihm nach der

hebräischen Ueberlieferung in den Mund gelegt wird (Dan. 4, 27): „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königssitz erbaut habe, zum Zeichen meiner Herrlichkeit!"

Nach einer glorreichen Regierung von 44 Jahren starb Nebukadnezar in Babylons Fall
seinem prachtvollen Königspalaste. Mit ihm sank die neuerrungene Größe und 561.
Herrlichkeit ins Grab. Schwache und weichliche Könige bestiegen den Thron, und die Laster der Wollust, der Ueppigkeit und der Ränke schlugen am Hofe wieder ihren Sitz auf. Das sinnliche, schlaffe Genußleben der alten Zeit, durch welches Babel bei den nachgebornen Geschlechtern zum Sprichwort geworden ist, kehrte zurück und zerstörte bald die junge Kraft des Reiches. Verschwörungen, Intriguen und Nachstellungen, genährt durch ränkevolle, einflußreiche Weiber, verwirrten Hof und Staat und führten Volk und Reich seinem nahen Untergang entgegen. Die Geschichte der Könige, unter denen die gefangenen Judäer an den Wasserbächen Babylons trauerten, bietet ein Bild orientalischer Entartung, wo Wollust und Schwelgerei mit Despotendruck und Grausamkeit abwechseln. Nebukadnezar's Sohn, Evilmerodach (Illoarudam), fand nach
einer zweijährigen lastervollen Regierung den Tod durch seinen Schwager Neri- 559.
glissar. Nach vier Jahren ereilte auch diesen sein Geschick; er scheint auf einem
Feldzuge gegen die Perser umgekommen zu sein. Sein Sohn Labossorach, 555.
der ihm als Knabe folgte, fiel nach einigen Monaten durch die Hände von Verschwornen, welche sodann den Anstifter der Unthat, Nabonetos (Nabo Nadius), zum Herrscher ausriefen. Dieser behauptete den mit Freveln erkauften Thron 17 Jahre lang unter Angst und Sorgen. Denn Kyros hatte bereits seine Siegeslaufbahn begonnen und seinem Herrschergeist entging der zerrüttete Zustand des reichen Babylon nicht lange. Mit welchen Hoffnungen die gefangenen Judäer damals nach Persien schauten, werden wir unten sehen. In Kyros erblickten sie den von Gott gesandten Rächer und Retter, den der Herr erwählt habe „als die Ruthe seines Zorns und den Stecken seines Grimmes", um den Hochmuth und Frevel Babylons zu strafen. „Siehe ich lasse aufstehen und wider Babel ziehen einen Haufen großer Völker aus dem Lande des Nordens," läßt eine Prophetenstimme Jehova sprechen, „und sie stellen sich wider sie und von dort aus wird sie erobert. Ihre Pfeile sind wie eines würgenden Helden, sie kehren nicht leer zurück. Chaldäa wird zum Raube, alle seine Plünderer werden gesättigt. — Rufet wider Babel Schützen; alle die den Bogen spannen, lagert euch rings um sie; nichts entrinne; vergeltet ihr nach ihren Werken; ganz so wie sie gethan, thut ihr! Ihre Jünglinge sollen fallen in ihren Straßen und ihre Kriegsleute umkommen." (Jer. 50.) Lange mußten die Judäer auf die Erfüllung ihrer Hoffnungen harren. Kyros unterwarf zuerst das lydische Reich und die griechischen Städte Kleinasiens, ehe er seine Waffen wider das Euphratland richtete. Endlich kam die Stunde. Im
neunzehnten Jahre seiner Herrschaft rückte Kyros mit Heeresmacht gegen Ba- 539.

bylon. „Ich halte Koresch (Kyros), meinen Gesalbten, bei seiner Rechten," ruft der babylonische Jesaja aus, „um vor ihm Nationen zu stürzen und der Könige Hüften zu entgürten und vor ihm die Thore zu öffnen. Ich will vor dir hergehen und die Höcker (Wälle) ebnen; eherne Pforten will ich sprengen und eiserne Riegel wegschlagen" (c. 45). Nabonetos, der einen solchen Angriff vorausgesehen hatte, war nicht unvorbereitet. Er hatte die Mauern und Vertheidigungswerke in guten Stand gesetzt und die Stadt mit Lebensmitteln auf viele Jahre versehen.

„Die du wohnest an großen Wassern, reich an Schätzen, es kommt dein Ende, das Maaß deines Raubes ist voll," rief damals derselbe babylonische Jesaja aus. „Ich strafe den Bel zu Babel und nehme ihm was er verschlungen aus dem Munde. Ob Babel gen Himmel sich hübe und machte unübersteiglich die Höhe ihrer Festung, die Mauern, die breiten, sollen geschleift und ihre Thore, die hohen, vom Feuer verzehrt werden. Gegen Babels Mauern richtet ein Panier auf, schärfet die Pfeile, rufet gegen sie die Königreiche Ararat, Minni und Aschenas, bestellet gegen sie Kriegsoberste, laßt Rosse herankommen gleich borstigen Heuschrecken. Alle die den Bogen spannen, lagert euch rings um sie, denn ich vergelte Babel und den Bewohnern Chaldäa's all das Böse, das sie geübt an Zion, spricht Jehova. Ich rolle sie von dem Felsen und mache sie zu einem verbrannten Berge, daß man aus ihr nicht Ecksteine noch Grundsteine holen könne, sondern ewige Wüste soll sie sein." (Jes. c. 50—52.)

Ueber das Ende von Nabonet's Regierung und die Eroberung Babels durch Cyrus hat der von Rassam entdeckte Cylinder mit den Annalen Nabonet's unerwartetes Licht verbreitet. Zum neunten Jahre Nabonet's wird uns berichtet: „Im Monat Nisan, am fünften Tage ist die Mutter des Königs, die in der Festung am Euphrat jenseits Sipar residirte, gestorben. Der Sohn des Königs und seine Soldaten trauerten durch drei Tage und da war Weinen. Im Monate Sivan war im Lande Accad Landestrauer über die Mutter des Königs. Im Monate Nisan sammelte Cyrus, König von Persien, sein Heer und unterhalb Arbela überschritt er den Tigris ... Im zehnten Jahre kommt Cyrus aus dem Lande der Elymäer nach Accad. Besonders wichtig sind die Nachrichten aus dem elften Jahre: Im Monat Tammuz (kam) Cyrus eine Schlacht zu liefern bis Rutum gegen ..... Die Männer von Accad brachen in Empörung aus. (Cyrus') Soldaten nahmen am 14. Tage Sipar ohne Schwertstreich, Nabonet floh. Am 16. Tage kam Ugbaru (Gobryas) der Gouverneur von Gutium und die Armee des Cyrus kampflos nach Babel herab. Danach bekam er in Babel Nabonet, den man gefesselt hatte, in seine Gewalt ..... Im Monat Marcheswan am dritten Tag kam Cyrus nach Babel herab, die Straßen waren vor ihm schwarz. Frieden sprach er für die Stadt aus, versprach Cyrus Babel und all den Seinen. Gobryas bestätigte er als Statthalter, Gouverneure ernannte er ...." Zum Schluß wird der Tod des Königs Nabonet und ein von Kambyses „dem Sohn des Cyrus" angerichtetes Festopfer erwähnt.

Die andre Inschrift faßt Cyrus' Eroberung als einen Sieg des von Nabonet zurückgesetzten Gottes Merodach, des Nationalgottes der Stadt Babel, auf ....." Da bat das Volk von Sumir und Accad, in schwarze Trauer verfallen, Merodach zurückzukehren; er gewährte ihre Bitte, kehrte zurück und erfreute das Land, indem er einen König erwählte, der seinem Wunsche entsprechend, das Volk regieren würde, das er ihm anvertraute. So proklamirte er Cyrus, den König von Ansan (Susiana) zum König über die ganze Welt und allen Völkern verkündete er diesen Titel.... Nach seiner eignen Stadt Babel ermahnte er ihn zu ziehen, und er ließ ihn den Weg nach Babel machen, wie ein Freund und Wohlthäter führte er das Heer..... Ohne Kampf oder Widerstand brachte er sie nach Kalanna und seine Stadt Babel umgab und eroberte er. Nabonet, den König, der ihn nicht verehrte, lieferte er in Cyrus' Hand; es hatte sich all das Volk von Babel, viele von Sumir und Accad, Adel und Priester, gegen ihn empört, sich geweigert, seine Füße zu küssen; sie freuten sich über jenes Herrschaft und wechselten den Lehnseid. Der Gott .... gewährte ihm seine vollste Gnade und verkündigte seine Proklamation: Ich bin Cyrus, der König der Könige, der große König, der mächtige König, König von Babel, König von Sumir und Accad, König der vier Länder, Sohn des Cambyses, des großen Königs, des Königs von der Stadt Ansan (Susa), Enkel des Cyrus, des großen Königs, des Königs von der Stadt Ansan, Urenkel des Sispis (Teïspes), des großen Königs, des Königs von der Stadt Ansan. Die alte königliche Familie, deren Herrschaft Bel und Nebo in der Güte ihres Herzens gestützt hatten, verschwand, als ich siegreich in Babel einzog. Freudig und froh errichtete ich im Königspalast meinen Sitz."

Mit diesen Angaben der Denkmäler sind die Berichte der Griechen zu vergleichen. Berosus der einheimische Belpriester erzählt: „Im 17. Jahre des Nabonet zog Kyros aus Persien mit großer Heeresmacht und nach Unterwerfung des gesammten übrigen Asiens brach er gegen Babylon auf. Als Nabonet seinen Angriff vernahm, zog er ihm mit Heeresmacht entgegen und nach einer schweren Niederlage floh er mit wenigen nach Borsippa, wo er eingeschlossen ward. Kyros aber erreichte Babylon, und nachdem er verordnet hatte die äußern Mauern der Stadt zu brechen, kehrte er, da ihm die Stadt als sehr kriegserfahren und schwer zu bezwingen erschien, nach Borsippa zurück, um Nabonet zur Uebergabe zu veranlassen. Nabonet hielt die Belagerung nicht aus, sondern ergab sich an Kyros. Dieser behandelte ihn freundlich und wies ihn aus Babylonien, indem er ihm Karmanien zum Wohnsitz anwies. Nabonet nun hat die übrige Zeit seines Lebens in jenem Lande verbracht und ist dort gestorben." Die erste Inschrift erwähnt Nabonet's Tod im Widerspruche damit in Babylon selbst kurz nach der Eroberung.

Wie Herodot erzählt, versuchten die Babylonier zuerst das Glück der Waffen. Als sie hörten, daß Kyros mit großer Heeresmacht von Medien aufge-

brochen sei, zogen sie ihm entgegen. Die Perser verweilten lange am Gyndes (h. Djâla) weil der König aus Zorn, daß darin beim Uebersetzen eines seiner weißen Sonnenrosse umgekommen, denselben in 360 Kanäle zertheilen ließ. Wo der Gyndes in den Tigris fließt, erzwang das persische Heer den Uebergang über diesen Fluß und drang in das mittlere Stromgebiet zwischen der Stadt und der medischen Mauer ein. Die Babylonier wollten den Feind zurücktreiben, wurden aber in der Schlacht überwunden und genöthigt, hinter den Mauern Schutz zu suchen. Nun begann die Belagerung. Diese zog sich jedoch so in die Länge, daß Kyros in große Verlegenheit kam, während die Babylonier, im Vertrauen auf ihre Vorräthe und die Festigkeit der Stadt, gutes Muths waren. Endlich fand Kyros einen Ausweg, sei es nun, daß er von selbst darauf verfiel, oder daß ihm ein Anderer den Rath ertheilte, genug, er Nach Herodot. that also, wie Herodot erzählt: Er stellte einen Theil seines Heeres an der Stelle auf, da der Fluß in die Stadt hineinläuft, einen andern Theil weiter unten, wo er wieder aus der Stadt herauskommt, und gebot den Soldaten, wenn sie sähen, daß man das Flußbett durchwaten könnte, so sollten sie durch dasselbe in die Stadt dringen. Hierauf zog er mit dem schlechtesten Theil seines Heeres ab und als er an den See gekommen, machte er's gerade wie jene Königin (Nitokris, eigentlich Nebukadnezar). Er leitete nämlich durch einen Graben den Fluß in den See (bei Sepharvaim), welcher ein Sumpf geworden, und als sich nun das Wasser verlief, konnte man das Bett durchwaten. Als dieses die an dem Ufer aufgestellten Perser wahrnahmen, drangen sie durch den Euphrat, der so weit gefallen war, daß er einem Mann nur ungefähr bis an den halben Schenkel ging, von unten und oben in Babylon ein. Hätten die Babylonier von Kyros' Vorhaben Kunde gehabt oder etwas davon gemerkt, so würden sie die Perser nicht haben so in die Stadt kommen lassen, sondern sie vielmehr schmählich zu Grunde gerichtet haben. Denn sie brauchten nur alle Pforten, die zu dem Fluß führen, zu verschließen und auf die Mauer zu steigen, die an den Ufern des Flusses entlang geht, und sie hätten sie allesammt gefangen wie in einem Käficht. So aber drangen die Perser hinein ganz unvermuthet. Die Stadt ist aber so groß, daß, wie die Leute der Gegend erzählen, die äußersten Theile schon in Feindes Hand waren, ehe die in der Mitte wohnenden Babylonier etwas davon merkten, vielmehr tanzten sie fort; denn sie feierten gerade ein Fest und waren lustig und guter Dinge, bis sie es denn zu ihrem Schrecken inne wurden.

Nach Xenophon u. A. Mit dieser Erzählung stimmt im Allgemeinen Xenophon's Darstellung in der Kyropädie überein, nur daß nach ihm Kyros nicht das Wasser in das alte Bassin ableitete, sondern in große Gräben, die er unter dem Schein einer beabsichtigten Einschließung der Stadt auf beiden Seiten des Flusses habe graben und dann den schmalen Rand in der Mitte in der Eile durchstechen lassen. Auch nach ihm lachten die Einwohner über das Vorhaben einer Belagerung, da sie mit Lebensmitteln auf mehr als zwanzig Jahre versehen seien und von Phrygern, Lydern, Arabern und

Kappadokern bewacht werden sollten, die ihnen alle geneigter wären als den Persern. Da seine Darstellung noch einige ergänzende Züge bringt, so wollen wir sie dem Inhalte nach mittheilen. Nachdem das Erdreich durchstochen und alle Vorrichtungen getroffen waren, benutzte Kyros die Zeit, wo die sorglosen Babylonier ein Fest feierten und die ganze Nacht hindurch tranken und schmaus'ten, um den Befehl zum Angriff zu geben. Er unterrichtete seine Soldaten, welche Vortheile sie vor den Feinden voraus hätten, und gebot ihnen, wenn sie in der Stadt wären und die Einwohner von den Dächern herab kämpfen wollten, dann sollten sie in die untern Häuser Feuer werfen und den Hephästos zum Bundesgenossen machen, denn die Pfosten, Balken und Thüren seien leicht in Flammen zu setzen, da sie aus Palmenholz verfertigt und mit Asphalt bestrichen wären. Als die Perser in der Stadt waren, stießen sie die ersten, die ihnen begegneten, nieder, zugleich stimmten sie, um die Verwirrung zu vermehren, in das Geschrei der Jubelnden ein, als ob sie auch zu den Schmausenden gehörten, und eilten dann, wie ihnen Kyros geboten, nach dem königlichen Schloß, wo sie alsbald die aufgestellten Wächter niedermachten. Als man im Innern das Geschrei und Getöse vernahm, befahl der König die Thore zu öffnen und zu sehen, was es gebe. Kaum aber sahen die Perser die Thore offen, so stürzten sie hinein und die Begegnenden niederstoßend, gelangten sie in das Gemach, wo der König mit gezogenem Schwerte inmitten seiner Getreuen stand. Sie setzten sich zur Wehre, erlagen aber der Mehrzahl. Einige fielen mit dem König im Kampf, andere entflohen. Kyros aber ließ durch einige der syrischen Sprache kundige Männer, die er in Begleitung persischer Reiter durch die Straßen schickte, laut verkünden, daß jeder, der in seinem Hause bleibe, sicher sei, wer aber auf der Straße ergriffen würde, der müsse sterben. Als am andern Morgen die Besatzungen der Thürme hörten, daß die Stadt eingenommen und der König getödtet sei, ergaben sie sich und wurden von Kyros gnädig behandelt.

In den Reihen der gefangenen Judäer wurde der Fall Babels als ein Strafgericht Jehova's für die Zerstörung Jerusalems gedeutet. Diese prophetische Anschauung hat sich im Volke festgesetzt und die historische Ueberlieferung erzeugt, die drei bis vier Jahrhunderte später (um 167 v. Chr.) im Buch Daniel aufgezeichnet wurde. Babels Fall nach dem Buch Daniel.

„Belsazar, der König," lautet die sagenhafte Erzählung, „gab ein großes Gastmahl seinen Tausend Gewaltigen; und als ihm der Wein schmeckte, befahl er die goldenen und silbernen Gefäße herbeizubringen, welche Nebukadnezar, sein Vater, weggenommen aus dem Tempel zu Jerusalem, daß daraus tränken der König und seine Gewaltigen und seine Kebsweiber. Und sie tranken Wein und sangen Loblieder auf ihre Götter von Gold und Silber, Erz, Eisen, Holz und Stein. Im selbigen Augenblick kamen Finger von einer Menschenhand hervor und schrieben dem Leuchter gegenüber auf den Kalk der Wand unbekannte Worte. Als der König dies sah, veränderte er seine Farbe und seine Gedanken erschreckten ihn und die Banden seiner Lenden lös'ten sich und seine Kniee schlugen an einander. Sogleich ließ er die Wahrsager und Chaldäer herbeirufen und versprach ihnen große Ehre und Lohn, wenn sie ihm die Deutung der Schrift eröffneten. Allein Niemand vermochte die Schrift zu lesen und ihren Sinn kund zu thun. Da trat die Königin in den Speisesaal und rieth ihrem bestürzten Herrn, einen der gefangenen Judäer, des Namens Daniel zu berufen, den Nebukadnezar zum Obersten der Zeichendeuter, Beschwörer, Chaldäer und Wahrsager gesetzt habe, weil in ihm Verstand, Einsicht und Weisheit erfunden worden und der Geist der heiligen Götter in ihm sei. Alsdann ward Daniel hereingebracht vor den König. Dieser sprach: Wenn du mir die Schrift lesen und die Deutung kund machen wirst, so sollst du mit Purpur gekleidet werden, und eine goldene Kette um den Hals tragen, und als der Dritte im Reiche herrschen. Daniel sprach: Deine Geschenke behalte, und deine Gaben verleihe einem Andern; aber die Schrift will ich dir deu-

ten, sie heißt: Mene, Tekel, Peres, d. h. du bist gewogen und zu leicht gefunden worden und dein Reich wird den Persern gegeben, weil du gegen den Herrn des Himmels dich erhoben und die Gefäße seines Hauses entweiht hast. In selbiger Nacht ward Belsazar der Chaldäerkönig getödtet." — Daß Darius darauf das Reich erhalten habe, ist ein eben so großer Verstoß gegen die Zeitfolge, wie die Angabe, daß schon unter Nebukadnezar's Sohn Babel gefallen wäre. Die kurze und unruhige Regierung der drei Könige, die zwischen Nebukadnezar und Nabonetos den babylonischen Thron inne hatten, verwischte sich in der Erinnerung; nur das Andenken des Zerstörers und das Bild des Untergangs des Weltreichs haftete in der Ueberlieferung. Belsazar, der Bil-sar-ussur der Inschriften, war der Sohn und Thronerbe des Nabonetos. — Ueberhaupt erschien dem spätern Israel die babylonische und persische Fremdherrschaft in einem so trüben und unerfreulichen Lichte, daß das äußere geschichtliche Leben mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet wurde; man sah den ganzen Zeitraum als einen ununterbrochenen Zustand der Knechtschaft an und gewöhnte sich somit, „die vielen Dareios, Xerxes und Artaxerxes immer weniger genau zu unterscheiden, die Namen vieler dieser fernen Oberkönige zu verwischen und nur wenige fester in der Erinnerung und Erzählung zu behalten."

So fiel das stolze Babel, „die Zierde der Nationen", zwischen dem 5. und 10. August des Jahres 538 mitten im Wohlleben. „Wenn sie erhitzt sind," läßt Jeremia den Jehova sprechen, „will ich ihnen ein Trinkgelage bereiten und sie berauschen, daß sie frohlocken und dann entschlafen zum ewigen Schlafe und nicht wieder erwachen." Das mächtige Reich, das unter wechselvollen Schicksalen zwei Jahrtausende bestanden, ging in die persische Weltherrschaft auf. In den alten Königsburgen wachten persische Besatzungen über die Treue der Einwohner. Doch blieb die Stadt selbst unverletzt, nur die medische Mauer ließ Kyros an einigen Stellen durchbrechen. Von der Zeit an schwindet das babylonische Reich aus der Geschichte. Die Erzählung von mißlungenen Aufständen, deren Unterdrückung den allmählichen Verfall der Stadt herbeiführt, ist die einzige historische Kunde, die aus den nächsten Menschenaltern noch zu den spätern Geschlechtern gelangt ist. Die gefangenen Judäer konnten ihre Schadenfreude nicht bergen, daß „der Hammer der Erde zerhauen und zerbrochen worden", und jene gewaltige Prophetenstimme, die man bald als den „großen Unbekannten", bald als den „babylonischen Jesaja" bezeichnet, gab diesem Gefühle Ausdruck:

Frohlocken der Judäer.

„Wie hat's ein Ende genommen mit dem Dränger, ein Ende mit der Erpressung. Es zerbrach Jehova den Stab der Frevler, den Stecken der Tyrannen, der die Völker schlug im Zorn mit Schlägen ohn' Unterlaß, der im Grimm über Nationen herrschte mit Verfolgung ohne Einhalt. Es ruhet und rastet die Erde, Alle brechen in Jubel aus. Auch die Cypressen freuen sich über dich, die Cedern des Libanon. „Seit du daliegest, kommt Niemand herauf, der uns abhaue." Die Unterwelt drunten geräth über dich in Bewegung, deiner Ankunft entgegen; sie erregt vor dir die Schatten, alle Gewaltigen der Erde, läßt aufstehen von ihren Thronen alle Könige der Völker. Sie alle heben an und sprechen zu dir: „Auch du bist siech geworden wie wir, bist uns gleich geworden." Hinab zur Unterwelt gefahren ist deine Herrlichkeit, das Rauschen deiner Harfen; gebettet ist unter dir mit Gewürm und deine Decke sind Maden. Wie bist du vom Himmel gefallen, Glanzstern, Sohn der Morgenröthe! zu Boden geschmettert, der du die Völker niederstrecktest. Du sprachst in deinem Herzen: „Zum

Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne meinen Thron erhöhen und mich gleich stellen dem Höchsten." Doch zur Unterwelt fährst du hinab, zur tiefsten Gruft. Die dich sehen, schauen dich an und sprechen: „Ist das der Mann, vor dem die Erde bebte, Königreiche zitterten, der den Erdkreis machte der Wüste gleich und seine Städte verheerte und seine Gefangenen nicht entließ nach Hause?" Alle Könige der Völker allzumal liegen mit Ehren, ein jeglicher in seiner Gruft; du aber liegst hingeworfen ohne Grab wie ein verschmäheter Zweig, bedeckt mit Erschlagenen, Schwert-Durchbohrten, wie ein zertretenes Aas."

Babylon in seinem Verfall und in seinen Ruinen.

Von der Zeit an, da Babylon seine eigenen Könige verlor und fremden Herrschern dienen mußte, kam die Blüthe und Bevölkerung der Stadt immer mehr in Abnahme. Unter Kyros noch eine der ersten Städte des Perserreichs, erlitt sie unter Dareios und Xerxes in Folge gescheiterter Aufstände harte Schläge, von denen sie sich nie wieder ganz erholte. Alexander's Absicht, Babylon von Neuem zur Weltstadt zu erheben und den gesunkenen Glanz wieder herzustellen, wurde durch seine Erkrankung im alten Königsschloß und durch seinen Tod in Nebukadnezar's Palast neben den Lustgärten vereitelt; ja die von ihm begonnenen Arbeiten, die nun ins Stocken geriethen, mußten, da sie größtentheils in Niederreißen bestanden, den Verfall der Stadt noch beschleunigen und die Verwirrung vergrößern. In der unruhigen Zeit seiner Nachfolger und unter der Herrschaft der Parther und der Sassaniden gerieth die vernachläßigte Stadt immer mehr in Verfall und die Herrlichkeit ihrer Prachtgebäude sank allmählich in Schutt und Trümmer. Neue Städte, wie Seleucia, Ktesiphon, Vologesia, erhoben sich in ihrer Nähe und entzogen der alten Mutterstadt nicht nur das Interesse und die Bewohner, sondern auch die Kunstwerke, die Stein- und Gypsplatten, den reichen Schmuck an Sculpturen und Verzierungen, um selbst damit zu prunken. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Babylon, wie der heil. Hieronymus bezeugt, schon ein Trümmerhaufen, und wilde Thiere haus'ten innerhalb der ehemaligen Ringmauern, wodurch in Erfüllung ging, was der Prophet verkündigt hatte: „Und so wird Babel umgekehrt werden von Gott wie Sodom und Gomorra. Sie wird nicht bewohnt in Ewigkeit, und nicht bevölkert auf Geschlecht und Geschlecht; nicht zeltet daselbst ein Araber, und Hirten lagern sich nicht daselbst. Es lagern sich daselbst Steppenthiere, und Uhus füllen ihre Häuser; es wohnen daselbst Straußen, und Waldteufel tanzen daselbst. Es heulen Schakale in ihren Palästen, und Goldfüchse in den Lustgebäuden." Aber der Glanz des Namens dauerte fort von Geschlecht zu Geschlecht, und die abendländischen Völker trugen im Mittelalter den überkommenen Namen auf die neue Stadt Bagdad über, welche die Araber unweit der medischen Mauer gegründet hatten, zum Theil, wie auch die übrigen Nachbarstädte Seleucia, Ktesiphon, Kufa und Al Madain, aus dem Baumaterial der alten Weltstadt. „Nicht nur die heutige Hilla, heißt es in Ritter's Erdkunde, ist ganz aus babylonischen Backsteinen construirt, sondern auch weit und breit allen andern kleinern und größern Ortschaften des Euphratlandes, allen Dörfern, Moscheen, Karawanserais haben die Trümmerberge der Babel-Ruinen zu Steinbrüchen gedient, die noch heute alltäglich Schifflasten auf- und absenden und die einzige Anzahl der Menschen nähren, welche auf und zwischen diesen völlig unbewohnt gebliebenen Ruinen als Steinbrecher und Wegweiser gefunden werden." So ist denn das herrliche Gartenland zu einem öden Steinfelde geworden, wo der Fußtritt des Wanderers, der unter den Trümmern einherwandelt, wilde Thiere aufscheucht. Das herrliche Land, dessen Fruchtbarkeit einst die Bewunderung des ganzen Alterthums erregte, ist nun eine dürre Wüste; die Kanäle sind ausgetrocknet, die Dämme eingestürzt, die Bewässerungsanstalten durchbrochen; viele Meilen weit ist die Erde mit Ruinen überdeckt; denn auch die Tochterstädte Babylons sind in Trümmer gefallen und ihre Stein- und Schutthaufen haben die allgemeine Zerstörung und Verwirrung noch vermehrt. „Das Geräusch der Weltstadt ist aus, alle Leidenschaften schlafen, und über die Ebene schreitet zuweilen der Wüstengeist in Gestalt einer Wir-

belsäule von Staub, vor der selbst der beutegierigste Araber ausweicht." Unter den sechs Trümmerbergen, die aus der allgemeinen Ruinenwüste hervortreten, und die in Ritter's Erdkunde einzeln aufgeführt und beschrieben sind, ist der unter dem Namen „Birs Nimrud" bekannte Hügel der größte und wichtigste. Der Umfang der Grundfläche, welche die Form eines länglichen Rechtecks hat, beträgt über 2000 Fuß, und da sich noch deutlich die pyramidale Form so wie einzelne Absätze erkennen lassen, so hat man mit Recht geschlossen, daß in diesem „Nimrudsthurm" die Reste des alten Tempels von Borsippa mit seinen verjüngten Stockwerken enthalten seien. „Furchtbar und großartig ist die Verwüstung," heißt es bei Ritter, „aus welcher dieser einsame Birs sich noch heute majestätisch erhebt, zumal wenn man ihn von der Ostseite des Euphrat, von den Trümmerhügeln der Königspaläste erblickt, und hinter ihm von der Westseite die unabsehbare Dürre der Wüste, südwärts in größter Ferne die Spiegel der Wasserflächen sich ausbreiten sieht, oder wenn man ihn selbst besteigt, wo dann mit jedem Schritt seine Einsamkeit zunimmt, seine riesige alles überragende Höhe wächst und den weitesten Horizont beherrscht. Die gänzliche Verödung, wo kein Gräschen, keine Spur von Kräutern oder Buschwerk sich zeigt, trägt nicht wenig zu dem furchtbaren Eindruck dieser Verwüstung bei. Völliger Mangel jedweder Vegetation ist in Mesopotamien der stete charakteristische Begleiter jeder uralt bebaut gewesenen Wohnstätte, auf denen nie etwas Grünes hervorsproßt, als nur dicht an den Resten der Kanalbauten die Tamariskenbüsche." — Auch der stolze Prachtbau Nebukadnezar's mit den schwebenden Lustgärten, in deren kühlenden Lüften noch Alexander Labung gesucht gegen die Gluth des Fiebers und der Sonne, ist nun ein großer Trümmerhügel, von den Einwohnern el Kasr, d. h. der Schloßberg genannt; Backsteine mit schöner, farbiger Glasur überzogen, Bruchstücke von Steinplatten und Mosaik, auf denen einst Thiere und Jagden, Triumphzüge und Opferfeste und menschliche Figuren mit gekräuselten Bärten gleich denen in Ninive abgebildet waren, Reste von Pferden und Löwen, Thoncylinder und Ziegelsteine mit Keilinschriften, die hie und da entdeckt wurden, und auf denen man die Namen „Nebokadnezar, Nebopolassar's Sohn, König von Babel" zu entdecken glaubte, und ein verstümmelter Löwenkoloß aus Granit neben einem uralten Tamariskenstamm, den die arabische Legende als Ali's Lebensbaum bezeichnet, der noch allein aus den hängenden Zaubergärten der Semiramis gerettet sei, sind die dürftigen Reste der ehemaligen Herrlichkeit. In einem dritten Ruinenberg, weiter südwärts, hat man noch eine Menge irdener Gefäße, Urnen, Cylinder, Geräthe und Schmucksachen von Elfenbein und Metall und kleine Götterstatuen von gebrannter Erde aus dem Kreise des Mylittadienstes entdeckt. Der Anblick der öden Trümmerwelt erinnert an die weissagenden Worte des Propheten Jeremias (50, 23. 51, 37): „Wie ist zum Entsetzen Babel geworden unter den Völkern! Zu einem Steinhaufen, zur Wohnung der Schakale, leer von Bewohnern, und wer vorüberzieht, entsetzt sich."

B. Die Semiten in Kanaan.

Literarische Hülfsmittel: 1) Landesbeschaffenheit und Volksstämme: K. Ritter's Erdkunde t. 14. 15 a. b. t. 16. — Palästina von K. v. Raumer. 3. Aufl. Leipz. 1850. — Forbiger, Handbuch der alten Geographie. t. 2. Leipz. 1844. W. Baudissin, Studien zur semitischen Religionsgeschichte. Heft I, 1876. Heft II, 1878. 2) Ueber Phönizien: Movers, Phönizier t. I. Bonn 1841. t. II. 1. 2. Berl. 1849. 1850. Der durch den Tod des Verfassers unvollendete III. Theil, die Handels- und Industrieverhältnisse, erhält seine Ergänzung durch Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt I, 2. Gerhard, über die Kunst der Phönizier. (Abhandl. der Berl. Akademie Jahrg. 1846.) O. Meltzer, Geschichte der Karthager I. 1879. Außerdem die Werke der Griechen, besonders Strabo und Diodor, und die schon mehrfach erwähnte „Geschichte des Alterthums" von Duncker. — 3) Ueber Philistäa: K. B. Stark, Gaza und die philistäische Küste. Jena 1852. Hitzig, Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Leipz. 1845. — 4) Ueber das Volk Israel: Bezüglich der Erforschung und Darstellung der Geschichte des Volkes Israel liegt zwischen der ersten Auflage dieses Werkes (Bd. I, 1857) und heute eine Krisis, deren Tragweite wir erst jetzt annähernd zu überschauen vermögen. Auf der Tagesordnung steht nämlich die Frage nicht blos über diese oder jene Einzelheit, wie z. B. ob Joel ganz an den Anfang oder ganz an den Schluß der prophetischen Literatur zu setzen sei, sondern es handelt sich überhaupt darum, ob der gesetzliche und religiöse Kern des Pentateuchs, welchen man herkömmlicher Weise unter dem Namen des Mosaismus als Ausgangspunkt zu nehmen gewohnt war, nicht vielmehr als Esraismus zum Schlußpunkt zu machen sei. Auch wo man ein offenes Verständniß besaß für die meist vereinzelten und schüchternen Zweifel, welchen seit dem Juden Aben Esra († 1167) bis herab zu dem englischen Bischof Colenso (1862—71) die unbedingte Geschichtlichkeit des Pentateuchs ausgesetzt war, ja wo man prinzipiell jeden Versuch, denselben wie er ist aus der Feder des Moses abzuleiten, aufgegeben hatte, verblieb man doch hinsichtlich des Ganges der israelitischen Geschichte innerhalb des Rahmens einer Totalauffassung, welche vorzugsweise an dem Pentateuch und an der Folge, in welcher die Geschichtsbücher in unserem Kanon stehen, namentlich aber an der Thatsache orientirt war, daß das sog. Deuteronomium oder fünfte Buch Moses als „zweites Gesetz" oder Zusammenfassung der vier vorangehenden Bücher erscheint. So unterschied man ganz sachgemäß die Patriarchenzeit, den Mosaismus, die Richter- und Königszeit, die Zeiten des getrennten Reiches und des Prophetismus, endlich die Periode der Restauration und des Judaismus.

Auch die gegenwärtige Darstellung wird sich dieses Rahmens noch bedienen. Als eigentliche Quellen kommen für uns in Betracht in erster Linie die Bücher des Alten Testamentes, hier benutzt nach den Uebersetzungen von W. M. L. De Wette (4. Aufl. 1858) und C. C. Jos. Bunsen (Bibelwerk Bd. 1—3, 1858—68) nebst einer großen Anzahl von Commentaren über die einzelnen Schriften, besonders von Fr. Tuch, Knobel, Umbreit, Hitzig,

Ewald, Bertheau, Smend u. A., in zweiter die „Alterthümer" des Flavius Josephus (Antiquitates, ed. Dindorf, Paris 1845—47). Ueber die hebräische Literatur wurden benutzt außer älteren Werken von Herder (Vom Geist der ebräischen Poesie, 1782. 3. Aufl. von Justi, Leipzig 1825) die „Einleitungen in das Alte Testament" von De Wette (1817, 8. Aufl. von Schrader, Berlin 1869) und Bleek (1860, 4. Aufl. von Wellhausen, Berlin 1878), Bunsen's „Gott in der Geschichte" (Bd. 1, Leipzig 1857) und „Urkundenbücher" (Bibelwerk, Bd. 5 und 6, Leipzig 1860—70), Ernst Meier, „Geschichte der poetischen National-Literatur der Hebräer" (Leipzig 1856) und Nöldeke, „Die alttestamentliche Literatur" (Leipzig 1868).

Für die eigentliche Geschichte des Volkes kommen noch immer in Betracht Bertheau, Zur Geschichte der Israeliten (Göttingen, 1842), K. Ad. Menzel, Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda (Breslau, 1853), Kurtz, Geschichte des Alten Bundes (2. Aufl., Berlin 1853—58). Ein erstes umfassendes und für alle späteren Unternehmungen grundlegendes Werk hat H. Ewald geliefert in der „Geschichte des Volkes Israel" (7 Bde., Göttingen, 1843—59. 3. Ausg. 1864—68), wozu als Anhang „Die Alterthümer des Volkes Israel" (3. Ausg. 1866) gehören, während Hitzig's gleichnamiges Werk (Leipzig 1869) durch knappe Haltung und originelle, ja singuläre Ansichten hervorragt. Neuerdings haben sich auch jüdische Gelehrte in umfassender Weise an der Herstellung der älteren Geschichte ihres Volkes betheiligt, wie J. M. Jost, Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes (2 Bde., Berlin 1832) und Grätz, Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (10 Bde., 1853—73).

Der Pentateuch vom Standpunkte der modernen Kritik.

Die vollkommene Umwälzung, welche seither auf dem Gebiete der israelitischen Geschichtschreibung eingetreten ist, hängt so eng mit der veränderten Stellung, welche man zu den Quellen einnimmt, zusammen, daß, um jene begreiflich zu machen, zunächst ein Bericht über diese nöthig wird. Der erste große Schritt zur Erkenntniß der wahren Sachlage war es, daß man sich seit hundert Jahren immer gründlicher und entschiedener von der planmäßig gefärbten Darstellung des spätesten Geschichtswerkes, der sog. Chronikbücher, emancipirte und Augen gewann für tendenziöse Darstellungen, wie sie da und dort auch die früheren Geschichtsbücher durchziehen. Die Entscheidung aber brachte erst der Verlauf, welchen die Kritik des Pentateuchs, als des wichtigsten Momentes für die Gesammtauffassung der Geschichte Israels, genommen hat. Einen soliden Ausgangspunkt, wenngleich zunächst nur in formaler Hinsicht, fand die kritische Betrachtung der sog. fünf Bücher des Moses in der Entdeckung, welche 1753 der französische Arzt Astruc machte, indem er in der Genesis nach dem Wechsel der hier gebrauchten Gottesnamen (Elohim und Jahve) zwei Hauptquellen unterschied. Dies die sog. Documenten- oder Quellenhypothese, welche sofort durch hervorragende Gelehrte, wie den Orientalisten Eichhorn in seiner seit 1780 erschienenen „Einleitung in das Alte Testament" ausgebildet wurde. Ihr trat durch Vater, welcher 1805 den Pentateuch auf eine Unzahl kleiner Erzählungsstücke und Gesetze zurückführte, die sog. Fragmentenhypothese zur Seite. Gleichzeitig eröffnete sich in sachlicher Beziehung der Blick für die allgemeine geschichtliche Situation der Mosesbücher; man bemerkte, daß die Genesis ein episches Gepräge trage, daß das Sinai-Gesetz vielfach schon Ansiedelungen im Lande Kanaan, ja sogar eine fortgeschrittene Cultur voraussetze u. s. w. De Wette's „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament" (Halle, 1806 und 1807) hoben zum erstenmal die auffallende und folgenreiche Beobachtung hervor, daß im Gegensatz zur nachexilischen Chronik die früheren Geschichtsbücher wenig oder gar nichts von jenem levitischen Ceremoniell wissen, wie es in den mittleren Mosesbüchern angeordnet und beschrieben ist. Er wies nach, daß der mosaischen Gesetzgebung und dem Pentateuch, darin sie verzeichnet ist, in den übrigen Theilen der hebräischen Literatur lange nicht diejenige Bedeutung zukomme, welche nach ihrer bevorzugten Stellung in unserem Kanon zu erwarten stünde, und daß überall, wo eine urkundliche Erzählung bis unmittelbar an Er-

eignisse der älteren Geschichte hinführt, die Religion sich in einer viel einfacheren und freieren Form darstellt, als es der Fall sein müßte, wenn jene Gesetzgebung von Anfang an mit der ihr zugeschriebenen göttlichen Autorität die Lehre und den Cultus bestimmt hätte. Dem hieraus sich ergebenden Schlusse, daß die mosaische Gesetzgebung, statt am Anfange der israelitischen Volksgeschichte zu stehen, wie der Pentateuch am Anfange des Kanons steht, vielmehr erst eine spätere, zwischen David und dem Exil liegende, Entwickelung derselben darstelle, wollten spätere, an De Wette sich anschließende Forscher dadurch einigermaßen die gefährlichste Spitze abbrechen, daß sie, wie schon Eichhorn, Bertholdt, Pustkuchen und Munk thaten, altmosaische Gesetzesgruppen im Pentateuch nachzuweisen und dadurch für die mosaische Schriftstellerei wenigstens einen echten Kern zu retten suchten. Nicht minder schlossen sich an De Wette in formaler Beziehung Bleek, Tuch, Lengerke, Renan an, wenn sie die beiden früheren Hypothesen durch eine neue, die sog. Ergänzungshypothese, zu überwinden gedachten. Dieselbe läuft darauf hinaus, daß der sog. Jehovist oder Jahvist zugleich als Ergänzer einer elohistischen Grundschrift gefaßt wird, welche, etwa um 800 entstanden, unter Benutzung von mündlichen Ueberlieferungen, urkundlichen Aufzeichnungen und poetischen Volkserzeugnissen die Urgeschichte Israels in epischer Darstellung enthalten habe. Ein unglücklicher Gedanke war es freilich, wenn Stähelin für diesen Ergänzer den sog. Deuteronomiker hielt (1843), wie auch Bunsen in letzterem den unter Hiskia schreibenden Redacteur der vier früheren Bücher sah (1860). Aber gerade das Deuteronomium wurde von allen übrigen Anhängern der Ergänzungshypothese als ein durchaus eigenthümliches Stück ausgeschieden, auf welches die zunächst von der Genesis abstrahirten Hypothesen keine Anwendung finden könnten, und nur darüber war volle Einheit noch nicht zu erzielen, ob dieses fünfte Buch, wie seit De Wette bis auf Riehm (Die Gesetzgebung im Lande Moab, Gotha 1854) die Meisten annahmen, später als die homogenen Theile des Pentateuchs oder aber, wie zuerst 1835 von Vatke und George behauptet worden war, früher abgefaßt worden sei. Einstweilen suchten nunmehr Ewald (1843) und Knobel (1852—61) durch überaus künstliche Hypothesen festzustellen, daß die weder der Grundschrift noch dem Deuteronomium angehörigen Theile auf mehrere Ergänzer und Bearbeiter zurückgeführt werden müßten, die natürlich nur mit mehr oder weniger Willkür genauer zu bestimmen und von einander zu unterscheiden waren. Als wäre er selbst dabei gewesen, zeigte der Erstgenannte, wie zuerst Moses Einiges geschrieben habe, worauf das „Buch von den Kriegen Jahve's" entstand, dann, auch schon aus dem 13. vorchristlichen Jahrhundert, eine Lebensbeschreibung des Moses dazukam, hierauf zur Zeit Simson's das „Buch der Bündnisse", zur Zeit Salomo's das priesterliche „Buch der Ursprünge" herzuwuchsen, bis dann zur Zeit Elia's die Bücher Genesis, Exodus und Numeri ihre Gestalt gewannen; ihnen hat ein vierter Erzähler noch Einiges beigefügt, ein fünfter die Schlußredaction verliehen, während ein exilirter Ephraimit den Leviticus vervollständigte und ein zu Manasse's Zeiten in Aegypten lebender Jude den Grundstoff zu dem, unter Josia vollendeten, Deuteronomium lieferte. Der Andere der Genannten ließ der zur Zeit Saul's entstandenen Grundschrift ein ephraimitisches Rechtsbuch und ein jüdisches Kriegsbuch folgen, welche drei Quellen unter Hiskia der Jahvist vereinigt habe, während unter Josia der Deuteronomiker auftrat, dem zugleich auch das Buch Josua zuzuschreiben ist.

Unter solchen Umständen hätte man es als eine Befreiung empfinden können, wenn nunmehr Nicolas wieder auf Astruc's Entdeckung zurückging und durch den gesammten Pentateuch einen ephraimitischen Elohisten und einen jüdischen Jahvisten unterschieden wissen wollte; beide Werke seien von einem Compilator vereinigt und unter Josia durch das Deuteronomium bereichert worden (1861). Aber schon 1798 hatte Ilgen die Beobachtung gemacht, daß nicht alle Stücke der Genesis, die den Namen Elohim gebrauchen, derselben Schrift angehören können, und so zeigten jetzt Hupfeld (Die Quellen der Genesis, Berlin 1853) und Eduard Böhmer (Das erste Buch der Torah, Halle 1862), daß ein um 1000 lebender jüdischer und

ein um 800 lebender ephraimitischer Elohist zu unterscheiden seien, zwischen beide aber der gleichfalls ephraimitische Jahvist zu stehen komme, nicht als Ergänzer, sondern als selbständiger, reichhaltiger Erzähler. Das acceptirten 1869 Schrader und Nöldeke mit der Modification, daß sie den Jahvisten auf beide Elohisten folgen ließen, während der Deuteronomiker immer noch zuletzt kam. Zu der Klasse der eben genannten Kritiker gehört auch Dillmann, welcher die „Urkundenhypothese" dahin abrundete, daß der Pentateuch aus mehreren für sich in Umlauf gewesenen Schriften zusammengesetzt, gleichwohl aber von einem schriftstellerischen Plan beherrscht sei (1875 und 1881).

Unter solchen Verhältnissen versagt aber sowohl der Elohist wie der Jahvist als Urkunde für den älteren Mosaismus, und muß die wissenschaftliche Kritik der Quellen für die älteste Zeit des Volkes Israel sich auf den Standpunkt der vorexilischen Propheten und der an sie sich anreihenden älteren Geschichtsbücher stellen. Vermöge der Anwendung dieser Methode hat sich nunmehr als für die gesammte alttestamentliche Kritik entscheidend die Hauptfrage gestellt, ob überhaupt die Mosesbücher ihren herkömmlichen Ort am Anfange der israelitischen Geschichte beibehalten und als Basis für die gesammte geistige und sociale Entwickelung des Volkes gelten können oder ob sie vielmehr als die Frucht einer jahrhundertelangen Arbeit zu betrachten sind, an welcher zehn bis zwanzig Generationen betheiligt sein mögen. In ersterem Falle wäre der Pentateuch die Quelle, daraus das ganze geistige Leben des Volkes geflossen ist, in letzterem der künstlich gefaßte Teich, in welchen der lebendige Strom der israelitischen Geschichte ausmündet, zugleich auch die Magna charta des beginnenden Judaismus, dessen religiöse, rechtliche und cultische Institutionen er darstellt. Von drei Seiten her sah sich die moderne Forschung auf völlig von einander unabhängigen Wegen diesem Ziele zugedrängt. Im Grundsatze gegeben war das Resultat schon mit der bereits verzeichneten Entdeckung der Priorität des Deuteronomiums durch Vatke und George in Berlin 1835. Aehnlich hatte aber auch schon seit 1833 Eduard Reuß in Straßburg gelehrt, dessen Schüler Graf (Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, Leipzig 1865) und Kayser (Das vorexilische Buch der Urgeschichte Israels, Straßburg 1874) dem Gedanken eine greifbare Gestalt gaben, worauf der Meister selbst sie in ausführlicher Darstellung brachte (L'histoire sainte et la loi, Paris 1879. Gesch. der heil. Schriften Alt. Testamentes, 1881). Graf, nach welchem die in Rede stehende Hypothese lange benannt worden war, wollte nur in Ex. 13. 20—23 und 34 vordeuteronomisches Material anerkennen, während er den Leviticus und alle übrigen Stücke, welche man seither als „Priestercodex" zusammenzufassen pflegt, aus dem Exil datirte. Nach Reuß ist der sog. zweite Elohist als ältester Schriftsteller an unserem Pentateuch betheiligt. Sein Werk ist übergegangen in den sog. prophetischen Erzähler, den um 850 schreibenden Jahvisten, welchen Reuß mit Nöldeke für den Ergänzer des zweiten Elohisten hält. Von diesem, ganz in den Jahvisten aufgegangenen, zweiten unterscheidet er als sog. ersten den großen Elohisten, welcher in der chaldäischen Periode eine ideale Vergangenheit beschrieb, um seiner Auffassung der göttlichen Bundesabsichten Ausdruck zu verleihen. An den Jahvisten schloß sich dann das Deuteronomium an, während der Elohist den Priestercodex producirt. Der Hauptsache nach zu ähnlichen Ergebnissen sah sich auch Abraham Kuenen in Leiden gedrängt, als er die Geschichte Israels von dem festen Punkte der vorexilischen Propheten aus rückwärts zu construiren unternahm (Historisch-kritisch onderzoek naar het outstaan en de verzameling van de boeken des ouden Verbonds, 1861 f. De godsdienst van Israel tot den ondergang van den joodschen staat, 1869—70). An ihn zunächst schloß sich Wellhausen an, dessen „Geschichte Israels" (Bd. 1, Berlin 1878) den parallelen Entwickelungsgang von Cultus und Recht einerseits, von Literatur andererseits darthat und mit dieser doppelten Beweisführung den Sieg der neuen Auffassung in Deutschland so gut wie entschieden hat. Auf diesen Standpunkt sind mittlerweile Duhm, Kautzsch, Smend, Friedrich Köstlin u. A. herübergetreten und von ihm aus hat Hermann Schultz eine durchsichtige

Darstellung der „Alttestamentlichen Theologie“ (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1878) geliefert. Daß in der That keine andere Wahl übrig bleibt, mag vorläufig noch folgende allgemeine Betrachtung darthun.

Der herkömmlichen Auffassung zufolge würde der Höhepunkt der Entwickelung gleich von vorn herein wenigstens ideell vorweggenommen. Der nachmosaischen Zeit blieb im Grunde nichts mehr zu thun übrig, als sich in die Gedanken, Einrichtungen, Forderungen des Moses einzuleben. Den Propheten insonderheit war nur dies vorbehalten, die mosaischen Grundideen in zeitgemäßer Weise zu reproduciren; alle eigentlich schöpferische Arbeit war ihnen schon im Voraus abgenommen. Denn der Entwickelungsgang der Nation war durch den Mosaismus fast auf ein Jahrtausend hinaus vorausbestimmt und bestand eigentlich blos noch in einer monotonen Abwechselung von Rückfall und Aufschwung, von Strafe und Besserung. In der exilischen Zeit wären endlich die wesentlichen Grundgedanken des Mosaismus glücklich verwirklicht, einige sogar fortgebildet worden; darum tritt von nun an aber auch absoluter Stillstand ein. Dies das herkömmliche Schema der Darstellung der israelitischen und altjüdischen Geschichte. Dann aber böte nicht blos diese Geschichte selbst so ziemlich das Widerspiel zu den Wegen, auf welchen die Weltgeschichte sonst fortzuschreiten pflegt, sondern es ließe sich auch von Widerspruch zu jeder methodischen Behandlung der Quellenschriften reden. Zu den letzteren gehören jedenfalls in hervorragender Weise die hinterlassenen Reden der Propheten. Waren diese nach der herkömmlichen Auffassung die berufenen Wächter des Gesetzes, so sollte man auch fortwährende Anrufung desselben von ihrer Seite erwarten. Gleichwohl setzen sie ein schriftliches Gesetz erst seit Jeremia voraus, und dann ist es in erkennbarster Weise nicht unser Pentateuch, sondern blos das Deuteronomium. Vorher begegnet der Name des Moses nur zweimal im prophetischen Munde (Hos. 12, 14. Mich. 6, 5). Nicht blos vertheidigt gegenüber dem eindringenden Heidenthum haben sie den Jahvebegriff, sondern sie haben ihn auch wesentlich fortgebildet, versittlicht, vergeistigt, ja sie erscheinen erst als die vollbewußten Vertreter eines wahrhaft universalen Monotheismus, und es ist angesichts der vielen Spuren, welche auf niedrigere, dem Polytheismus verwandtere, Gottesvorstellungen in der Zeit des Moses, der Richter und der ersten Könige schließen lassen, unmöglich, den Prophetismus einfach als den Dolmetscher des Mosaismus für eine spätere Zeit zu fassen. War man einmal bis auf diesen Punkt der geschichtlichen Beurtheilung gelangt, welchen schon das Auftreten Ewald's bezeichnet, so war es unvermeidlich, daß die noch im Reste gebliebene Vorstellung eines Gesetzbuches, welches zwar unter Begleitung der größten Wunder geoffenbart, nichtsdestoweniger aber acht Jahrhunderte lang einfach ignorirt wird, auf die Dauer unerträglich befunden wurde. Ewald noch hatte darin die zur Herrschaft gelangte Meinung einer älteren vorprophetischen Entwickelungsstufe, erst im Deuteronomium dagegen das eigentlich prophetische Gesetz gesehen. Wie sich aber aus sprachlichen und sachlichen Gründen allmählich die Ueberzeugung Bahn brach, daß es ein, mit dem jetzigen Anfang der Bibel zusammenhängendes, Vorurtheil war, daß man die elohistischen Theile der Genesis für älter als die jahvistischen nahm, so fiel auch die Binde von den Augen, welche mit dem verhängnißvollen Titel „Zweites Gesetz“ (Deuteronomium) gewunden war. Daß einem Bericht zufolge, der nur etwa 60 Jahre nach dem Ereignisse abgefaßt ist, dieses Werk um 623 publicirt wurde, darf heut zu Tage als eines der wenigen, bei allen in Betracht kommenden Richtungen der gelehrten Kritik feststehenden Resultate der alttestamentlichen Quellenkritik betrachtet werden. Das Werk ist somit unter oder kurz vor der Regierung des Königs Josia verfaßt. Gleich die Einkleidung (5, 1 f.) ist so gehalten, daß der Verfasser dabei offenbar keinerlei schon redigirte Gesetzgebung voraussetzt. Schwerlich könnte die Forderung der Einheit des Cultus so, wie 12, 8 geschieht, als eine Neuigkeit sich geben, wenn die vier anderen Bücher Moses schon vorher geschrieben worden und längst als Gesetz gegolten hätten. Auch würde unter letzterer Voraussetzung die Zeit der bedeutendsten Propheten gerade mitten in die Zeit zwischen der älteren und der jüngeren Gesetz-

gebung hineinfallen. Unsere ganze Darstellung wird aber den Beweis liefern, daß nicht blos in der Zeit der Richter in Bezug auf Opfer, Feste, Cultusstätten und Bilder nach ganz anderen als den mosaischen Normen gehandelt wurde, sondern auch daß die Repräsentanten der Gottesherrschaft in den Tagen Samuel's, Saul's und David's, die Existenz eines Gesetzescodex ignorirend, lediglich nach den zu ihrer Zeit geltenden Gewohnheiten sich richteten, daß hierauf die salomonische Zeit Cultuseinrichtungen zwar geschaffen, nicht aber restaurirt hat und daß insonderheit die Propheten mit den wesentlichsten Bestandtheilen der pentateuchischen Gottesdienstordnung unbekannt sind. Elia beklagt sich, daß Jahve's Altäre im Nordreich allenthalben zerstört sind, weiß also nichts davon, daß im Priestercodex nur Ein Altar anerkannt wird, daß nur Jerusalem Cultusstätte ist. Des Weiteren können Amos, Micha, Jesaja von dem gesammten Cultusapparat in ziemlich geringschätziger Weise sprechen, ohne befürchten zu müssen, daß man sie im Namen des Moses zur Ordnung rufen oder des frevelhaften Angriffes auf alte Heiligthümer zeihen werde (vgl. Amos 4, 4. 5, 25. Hos. 3, 4. 6, 6. Jes. 1, 11 f. 29, 13). Auch ein Bild wie das Jes. 6 von der Weihe des Propheten im Tempel wäre unmöglich gewesen zu einer Zeit, da das Gesetzbuch das Betreten des Heiligthums nur den Priestern gestattete. Wird gelegentlich einmal (Hos. 8, 12) von aufgeschriebenen Weisungen Gottes gesprochen, so ist dabei an den Dekalog und das Bundesbuch, die fragelos ältesten Bestandtheile der Gesetzgebung zu denken. Dagegen ist erst zu Jeremia's und dann wieder zu Esra's Zeiten von Gesetzbüchern die Rede, deren eines im Tempel gefunden, das andere aus dem Exil mitgebracht worden sein soll. Ist jenes das Deuteronomium gewesen, so kann in diesem nur der mittlere Pentateuch, der sog. Priestercodex, erkannt werden. Dies um so gewisser, als die Geschichte des Cultus während der ganzen Königszeit sich mit der Annahme nicht verträgt, daß es ein Gesetzbuch gegeben habe, welches eine so feste Ausgestaltung der heiligen Sitte bis ins Kleinste vorgeschrieben hätte. Dagegen fehlen im Priestercodex, wenn wir ihn mit dem Deuteronomium vergleichen, fast alle Gesetze gegen Polytheismus und Götzendienst, offenbar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht mehr nöthig waren. Eben so wenig kehren die Drohungen gegen die Kanaaniter wieder. Alles, was die Propheten bis auf Jeremia und sogar Ezechiel in erster Linie beschäftigt hat, das tritt hier fast ganz in den Hintergrund. Andererseits sind diese mittleren Bücher des Gesetzes mit ihren Festordnungen und Pilgerreisen, mit ihrer Cultuseinheit und Concentration auf die Cultusstätte offenbar für ein leicht überschaubares, zum guten Theile noch an einem bestimmten Orte lebendes Volk bestimmt, dessen Angehörige überdies Grundeigenthum und ein darauf sich beziehendes Erbrecht kennen. Das paßt auf den restaurirten jüdischen Staat ebenso gut, als es schlecht stimmt zu den Zuständen, wie sie etwa tausend Jahre zuvor in der Wüste vorauszusetzen sind. Eine bürgerliche und kirchliche Gesetzgebung, wie sie hier begegnet, will schon bestehende Verhältnisse reguliren, nicht aber schaffen. Sie kann nicht als Eigenthum einer Nomadenhorde betrachtet werden, sondern setzt durchaus ein ackerbauendes und seßhaftes Volk, sogar befestigte Städte voraus. Nicht etwa „Zelt", sondern „Haus" ist der Ausdruck für Familie. Die Arbeit, welche am Sabbat verboten wird, ist offenbar die Feldarbeit. Die Agrargesetzgebung ist zugleich aber so theoretisch im Interesse der Gleichheit des Besitzes und der Abwehr des Pauperismus gehalten, sie ignorirt so sehr die erfahrungsmäßigen Ergebnisse eingewurzelter Besitzverhältnisse, daß sie nur zu begreifen ist als einem Volke geltend, das sich erst wieder bilden und neu organisiren sollte. Eben darum befaßt sich diese Gesetzgebung aber auch, abgesehen von den das spätere Synedrium vorbildenden siebzig Aeltesten der Bücher Exodus und Numeri, nirgends mit Constituirung einer obersten Regierungsgewalt und mit der politischen Organisation. Nur Communalautonomie, nicht aber staatliche Unabhängigkeit setzt sie voraus. Das Königsgesetz des Deuteronomiums wird nicht mehr aufgenommen. Feste wie Passah (2. Kön. 23, 22) und Laubhütten (Neh. 8, 14. 17) treten in den Geschichtsbüchern als Neuigkeiten auf, die seit Josua's und der Richter Zeiten unbekannt gewesen seien. Und wie die Geschichtsbücher und die Propheten, so treten auch die poetischen

Bücher im Zeugenverhör auf die Seite der neueren Auffassung. Das Buch Hiob steht der Gedankenwelt des Levitismus gänzlich fremd gegenüber, und unter den Psalmen und Sprüchen weigern sich diejenigen, welche eines geschriebenen Gesetzes Erwähnung thun, am wenigsten auch in den sonstigen Andeutungen über ihre Zeitverhältnisse einer Herabrückung in die nachexilischen Zeiten. So schließt sich denn in Bezug auf die Beurtheilung der Quellen Alles wohl und fügsam zusammen, sobald man die beiden Voraussetzungen der Tradition, daß das fünfte Buch Moses eine Wiederholung und Zusammenfassung der vier ersten, und daß das Gesetz überhaupt den Ausgangspunkt und die Basis der Geschichte Israels bilde, dahin umdreht, daß man im sogen. Deuteronomium vielmehr die Voraussetzung des Priestergesetzes und im Pentateuch überhaupt den Abschluß dieser ganzen Geschichte, den schriftlich fixirten Niederschlag der Sitten, Gebräuche und Gesetze bildenden Thätigkeit von Jahrhunderten erkennt. Bewährt hatte sich somit unter den oben zur Sprache gebrachten Lösungsversuchen im Wesentlichen die Urkunden-Hypothese, theilweise auch die Fragmenten- und die Ergänzungs-Hypothese, jene in Bezug auf die Anhäufung vieler Gesetze im Priestercodex, diese in Bezug auf das Zustandekommen unseres jetzigen, jahvistisch eingefaßten, Deuteronomiums.

Während endlich die herkömmliche Auffassung noch an einer letzten Schwierigkeit krankt, daß sie die Vorstellung eines großen Werkes mit sich führt, welches am Anfang der literarischen Entwickelung steht und Jahrhunderte lang fast ganz ohne Nachfolge blieb, bringt die gegebene Gesammtauffassung auch die Lösung des Räthsels, daß wir bei Jeremia genau einer Sprache begegnen wie im Deuteronomium und bei Ezechiel wie im Priestercodex. Die Voraussetzung, daß beide Gesetzbücher aus der mosaischen Zeit herrühren, würde also überdies auch die weitere Unzuträglichkeit mit sich führen, daß man annehmen müßte, die hebräische Sprache habe ungefähr ein Jahrtausend über keine Geschichte gehabt, keine Entwickelung durchlaufen. Im Uebrigen kann freilich nicht geleugnet werden, daß die Sprache vorläufig immer noch nur als ein untergeordnetes Moment in der Beweisführung in Betracht kommt, daß es mit anderen Worten sehr schwer ist, die Entstehungszeit einer alttestamentlichen Schrift nach ihrer sprachlichen Beschaffenheit bestimmen zu wollen. In dieser Beziehung läßt sich nur sagen, daß schon seit den letzten Zeiten des Reiches Juda das Aramäische einen immer steigenden Einfluß gewinnt. Indessen stellt sich noch der babylonische Jesaja den alten Mustern würdig an die Seite, und selbst Haggai, Sacharja, Maleachi führen noch eine ziemlich reine und correcte Sprache. Gleichwohl verlor das Althebräische seit dem Exil immer mehr den Charakter einer Umgangssprache und nahm den eines feierlichen, mit dem Cultus zusammenhängenden, Idioms an. Es versteht sich also eben sowohl, wenn einzelne Schriftsteller noch ein gutes Hebräisch erschwingen können, als wenn das spätere Geschichtswerk (Chronik, Esra, Nehemia) schon durch sein sprachliches Gewand deutlich auf die syrischen Zeiten hinweist, in welchen es redigirt worden ist.

I. Das syrische Land und seine Bewohner.

Westlich vom Stromgebiet des Euphrat und Tigris zieht sich von Norden nach Süden ein Gebirgsland, das berufen war, in der Geschichte der Menschheit die hervorragendste Stelle einzunehmen. Als syrisches Land im weitern Sinne reicht es von dem amanischen Bergzuge, einem Arme des weitverzweigten Taurus, bis an den Bach Aegyptens und wird im Osten von den Sandwüsten Syriens und Arabiens scharf abgegrenzt. Aber nicht das eigentliche Syrien im Norden, das heutige Land Soristan mit dem Oron-

tesgebiete, sondern der schmale Küstenstrich Phönizien und das Hügelland im Süden des Libanon, Palästina oder Kanaan, waren die gepriesenen Stätten, wo in grauer Vorzeit ein welthistorisches Culturleben zur Entfaltung kam. Syrien im engern Sinne, das Durchgangsland der vorderasiatischen Völker- und Heereszüge von der Ost- zur Westwelt, dessen geschichtliche Bedeutung erst in den spätern Jahrhunderten des Alterthums besonders hervortritt, war im Norden ein von wohlbewässerten Thälern durchzogenes Gebirgsland von großer Fruchtbarkeit an Feigen, Datteln und andern edlen Baumfrüchten; die südlicheren Distrikte am Orontes dagegen gaben nur bei der fleißigsten Bebauung und Bewässerung einen leidlichen Ertrag und weiter östlich nahm das Land allmählich die Natur der Wüste an. Doch hatte die syrische Wüste im Alterthum nicht die Ausdehnung wie in unsern Tagen. Der unverdrossene Fleiß eines thätigen und betriebsamen Volkes wußte den dürren und sandigen Boden durch sorgfältige Bewässerung in fruchtbare Gefilde umzuschaffen, so daß bis über die Säulenstadt Thadmor oder Palmyra hinaus viele blühende Städte gleich Inseln aus dem unermeßlichen Sandmeer auftauchten, die nun alle verschwunden sind. Die jetzt kahlen, im Alterthum aber größtentheils mit schönen Waldungen bedeckten Gebirgsreihen im nördlichen und westlichen Syrien sind Abzweigungen des Taurus, die durch eine Hügelkette mit dem Libanon zusammenhängen.

Syrien.

Cölesyrien.

Der lange Gebirgszug, der sich zwischen den östlichen Sandwüsten und dem mittelländischen Meere von Norden nach Süden hinzieht, gibt dem syrischen Lande seinen Charakter und seine „plastische Gestaltung". Ein merkwürdiges Längenthal, von den Alten das hohle Syrien (Cölesyrien) genannt, theilt das Bergplateau in zwei parallel laufende Hälften, in eine östliche, die von der Sohle des Thales mauerartig aufsteigt und sich nach dem Euphrat und der Wüste zu allmählich abflacht, und in eine westliche, die nach der Meeresküste zu steil abfällt. Da, wo dieses syrische Hohlland in der Nähe der alten Tempelstadt Heliopolis (Baalbek) seine größte Erhebung hat, entsendet dasselbe zwei Flüsse nach verschiedenen Richtungen, den Orontes nach Norden und den Leontes nach Süden; jener, ein klarer, kalter, von Sykomoren beschatteter Bergfluß, durchströmt, nachdem er aus der Erde, in die er sich eine Zeitlang verborgen, hervorgebrochen und einen kleinen See gebildet hat, die lieblichen Fluren von Emesa (Hems) und Apamea (Hamath), bis er sich unweit der Stadt Antiochia plötzlich nach Südwesten wendet und als schiffbarer Fluß dem Meere zueilt. Der Leontes (Litany), der in seinem obern Lauf einst die Gärten und Felder von Baalbek bewässerte und in vielen Kanälen und Rinnen über das heilige, jetzt mit zahlreichen Ruinen bedeckte Tempelgebiet geleitet war, fließt südwärts durch das Längenthal, bis er sich einen Weg durch eine westliche Bergschlucht bricht und dann in Kurzem unweit der Stadt Tyrus mit dem Meer sich vereinigt. Weiter nach Süden, am heiligen schneebe-

deckten Hermon, entspringt aus vielen Quellen der Jordan, die „belebende und gestaltende Ader des Landes". Durch zahlreiche Regen- und Schneebäche genährt, eilt er reißenden Laufes zwischen steilen Felsenhöhen die tiefe Schlucht hinab, durchfließt zwei von den herabrinnenden Bergwassern gebildete Seen, den kleineren, im Sommer fast ganz ausgetrockneten Binnensee von Merom, in dessen dichtem Rohr und Sumpfgewächsen viele Schlangen und wilde Thiere hausen, und den größeren, von einer lachenden Landschaft umgebenen und mit süßem klarem Wasser gefüllten See von Tiberias (Gennezareth, Kinnereth), dann begräbt er sein kühles Bergwasser, von dem die ganze Thalgegend ihre befruchtende Feuchtigkeit empfängt, in die unergründliche Tiefe des todten Meeres weit unter dem Spiegel des Oceans. Während fast alle andere Gewässer des syrischen Landes im Sommer austrocknen, behält der Jordan seine Wasserfülle ungeschwächt. „Mit Recht blickt daher ganz Palästina hinauf zu den reizenden, schneeigen Höhen des Hermon," sagt Ritter, „weil von daher dem Lande seine Befruchtung, sein Segen kommt; der Landmann wie der Hirt, der Sänger wie der Prophet, die Lehre und Poesie nimmt von da ihre schönsten Gleichnisse und Symbole." Kurz vor seiner Mündung in das todte Meer bewässert der Jordan die reizende, von Palmenwäldern und Rosengärten geschmückte Thalebene von Jericho, wo in einem fast tropischen Klima zehn Monate lang Trauben und Feigen reiften und Datteln, Citronen und schmerzstillender Balsam in erstaunlicher Menge gewonnen wurden. — Im todten See bleibt der lebensvolle Strom des Jordan versenkt, aber das Thal, das ihn im Süden wieder aufnehmen sollte, läuft noch bis zum rothen Meer fort; die herabrieselnden Bäche sammeln sich darin, vermögen aber die Erdspalte nicht mehr zu füllen. Der Jordan.

Das östliche Plateauland, von den Einwohnern Aram, das Oberland, genannt, besteht aus vielen von einzelnen wilden Felsenkämmen durchbrochenen Hochflächen, wo trockene Sommer und scharfe Winde nur geringe Fruchtbarkeit und spärliche Ansiedelung zulassen. Der Bergrücken, der im Antilibanon eine Höhe von 10,000 Fuß erreicht, enthält auf seinen obern Abhängen grüne von Ziegen- und Schaafheerden beweidete Triften und Eichenwälder; aber mit der zunehmenden Absenkung nach Osten werden die Höhen öde und kahl und nur für Nomadenwirthschaft geeignet, bis die Landschaft am syrisch-arabischen Grenzsaume den Charakter der Wüste annimmt, wo nur die reizenden Fruchtstellen von Damaskus, Thadmor (Palmyra), Beröa (Aleppo), welche oasenartig die Sandfläche durchbrechen, die Verbindung mit dem Euphratgebiet durch Caravanenstraßen zu erhalten vermögen. Südwärts vom Antilibanon bis zum todten Meere zieht sich das Land Gilead, vom Flußthale des Jabok durchbrochen, mit herrlichen Eichenwäldern und Viehweiden und mit Thälern voll Korn und Oliven und Weinreben an den Geländen. Das aramäische Hochland.

Das westliche Bergland, das die Einwohner im Gegensatz zu dem vorigen Kanaan.

das Niederland, Kanaan, nannten, ist ein Küstenstreif von geringer Breite, seiner ganzen Länge nach von dem steilen Gebirge durchzogen und begrenzt, Libanon. das in den Gipfeln des Libanon eine Höhe von 8000 bis 9000 Fuß erreicht. Wenn „Libanon", wie behauptet wird, „der weiße Berg" bedeutet, so mag diese Benennung eher ihren Grund in dem weißen Kalkstein, woraus er besteht, als in den schneebedeckten Höhen haben; denn obgleich Jeremias schon von den ewigen Schneefeldern des Libanon spricht und Tacitus seine Verwunderung nicht bergen kann, daß die Gipfel trotz des heißen Klimas „kühl und schneehaltig" seien, so ist doch der Schnee nie in solcher Menge vorhanden, daß er als charakteristisches Merkmal zur Benennung hätte dienen können. Der Libanon streift blos mit seinen höchsten Gipfeln und Felsenklüften an die Schneelinie, ohne sie zu überragen. Bis zum Berge Karmel, der seine steilen Felsenriffe weit ins Meer hinein streckt und mit dem Bache Kison einen natürlichen Abschluß bildet, begrenzt dieser Gebirgswall einen langen schmalen Küstensaum, wo heiße, feuchte Niederungen von zahlreichen Quellen, Bächen und Flüssen durchströmt mit Vorbergen und Vorgebirgsklippen in terrassenartiger Abstufung abwechseln. Hier verbreitete eine üppige Vegetation den wohlriechenden Duft, den die Sänger und Propheten in zahllosen Gleichnissen verherrlichen, hier entfaltete die Natur auf kleinem Raume alle Reize der Jahreszeiten, so daß arabische Dichter vom Libanon rühmen konnten, daß er auf seinem Haupte den Winter, in seinem Schooße den Herbst trage und daß zu seinen Füßen der Sommer schlummere. Auf den mäßigen Anhöhen, wo eine erfrischende und stärkende Luft weht, wechselten Rebenpflanzungen mit Maulbeer- und Feigenbäumen ab; auf den höheren Bergzügen prangten Wälder von schlanken Cedern und Cypressen; auf den geschützteren Abhängen dehnten sich grüne Grasplätze mit gewürzduftenden Kräutern aus, wo Heerden von Schaafen und Ziegen weideten; doch fehlte es in den wilden Schluchten auch nicht an reißenden Phönizien. Thieren, an Löwen und Schakals. Dieser Küstensaum war das „Palmenland" Phönizien, wo, wie Ritter sagt, „jede Bucht ihren Bergstrom mit seiner fruchtbaren Mündungsebene, jede Mündung ihren Hafen und ihre Hafenstadt besaß, im Rücken geschützt durch steile Hochgebirge und nach vorn begünstigt durch die vortheilhaftesten Bewegungsverhältnisse von Winden, Lüften und Meeresströmungen, um zur Weltschiffahrt auf die hohe See von der Natur selbst getrieben zu werden". Die zahlreichen Vorgebirge und Felsenriffe, an denen sich die Wogen brechen, bildeten sichere Hafenplätze und schützende Buchten gegen die Gewalt der Brandung.

Südwärts von dem rauhen, zerklüfteten Karmel mit seinem felsigen Vorgebirge nimmt die Natur einen andern Charakter an. Die Berge treten mehr zurück und werden breiter und einförmiger; die Küste erweitert sich und wird flacher, sandiger und ärmer an Buchten und Seehafen. Das Waldgebirg Galiläa. Karmel schließt die fruchtbare Hochebene Esdrelon (Galiläa) ein, in deren

Mitte der kegelförmige, mit dichten Waldungen bewachsene Berg Tabor einsam emporragt, der in einer Höhe von 7000 F. in eine große ovale Ebene ausgeht. Das Gebiet von Samaria oder Ephraim, ein Land voll grüner Samaria. Auen, durch Brunnen und Quellen reichlich bewässert, ist von zwei Bergketten durchzogen, deren Höhepunkte die einander gegenüberliegenden Spitzen, der kahle Felsen Ebal und der bewaldete Garizim bilden, neben welchen einige fruchtbare grasreiche Thäler voll Obstgärten und Olivenwäldern hinziehen. Nordwärts von Joppe beginnt mit der Ebene Saron das vielgepriesene westliche Gelände, dessen Fruchtbarkeit bei der Philistäerstadt Gaza, wo Dattelhaine und Rebstücke, von Feigenbäumen und Cactusgebüsch eingehegt, die Gersten- und Weizenfelder unterbrechen, sich in ihrer ganzen Fülle zeigt. Zwischen Judäa. dem todten See und dem Meerufer hat das Land einen ernsteren und wilderen Charakter. Die Berge sind meist felsig, kahl und öde; kein größeres Flußthal verbindet die sandige Küste mit dem Gebirge, blos unwegsame, steinige, von reißenden Bergwassern ausgewühlte Einschnitte ziehen sich als schmale Thalschluchten gen Westen; der hochgelegene steinige Boden ist zum Anbau wenig geeignet; nur die Gegend von Hebron trägt Trauben, Datteln und Oliven. Die trockenen, verdorrenden Winde der südlichen Wüste, verbunden mit der wasserarmen, von seltenen Regen getränkten Natur haben dem Lande Juda von dem reichen Segen der übrigen Erde nur spärliche Gaben zukommen lassen. Die Vegetation, die sich gegen die Seeküste zu noch hie und da zu einigen Gruppen kümmerlicher Oelbäume und Palmen aufschwingt, verschwindet vollends in der Nähe des todten Meeres, wo, wie Tacitus meldet, die Erde selbst die fruchtbringende Kraft verloren hat, wo alle Pflanzen und Blüthen, mögen sie frei gewachsen oder von Menschenhand gesäet sein, brandig und taub werden und in Asche zerstieben. Nur der emsige Fleiß eines thätigen und einfachen Volkes vermochte dem kargen Boden Judäas nährende Früchte zu entlocken, die aber nicht alle Bedürfnisse deckten. Darum waren die Einwohner bei der Armuth an Getreide für ihren Unterhalt eben so an die Kornkammer Aegyptens gewiesen, wie die nördlichen Syrer an die Fruchtbarkeit Babylons.

Nicht blos die heilige Sage berichtet von Städten (Sodom und Gomorra) in der Nähe Das todte Meer. des todten Meeres, welche ob der Sündhaftigkeit der Bewohner durch einen Feuerregen vom Erdboden vertilgt worden seien; auch Strabo und Tacitus haben von dem Untergang reicher und großer Städte durch Blitzstrahlen oder unterirdisches Feuer gehört, und der letztere ist der Meinung, daß die gänzliche Verödung der Gegend, wo alle Vegetation erstirbt, von den salzigen und schwefeligen Ausdünstungen des Sees herrühre. Daß hier vulkanischer Boden sei, geht aus den Schwefelquellen und Asphaltablagerungen hervor und die großen Salzstücke, die man rings um den See findet, erklären die Sage von Lot's Weib. Noch jetzt steht vor der hochragenden Gebirgswand die 40 Fuß hohe, mit einer Kalkkruste bedeckte Salzsäule, die beim Volke für Lot's Weib gilt; und im Buch der Weisheit heißt es von den verbrannten Städten, „denen, zum Zeugniß der Bosheit, fortfährt zu rauchen die Wüste und Gewächse zu unrechter Zeit Früchte tragen; einer ungläubigen Seele Denkmal stehet die Salzsäule da" (10, 7). Vom See selbst berichtet Tacitus, er sei von weitem Umfang, einem Meere gleich,

an Geschmack noch widriger und durch scharfen Geruch den Anwohnern ungesund; er werde von keinem Winde bewegt und dulde weder Fische noch Wasservögel. Was auf die träge Woge falle, werde wie auf fester Erde getragen; des Schwimmens Kundige und Unkundige würden emporgehoben. Zu bestimmter Jahreszeit werfe er ein schwarzes Harz aus, das, zuerst flüssig, durch aufgegossene Säure sich verdichte und von den Einwohnern gesammelt werde. Es wurde zur Mumienbereitung nach Aegypten ausgeführt.

Charakter des Landes u. der Bevölkerung. Die Beschaffenheit des syrischen Landes hat auf den Entwickelungsgang seiner Bevölkerung den größten Einfluß geübt. Während das eigentliche Syrien am Orontes die natürliche Durchgangsstraße von Osten nach Westen bildete und daher stets eine Beute der größern Reiche ward, die in unaufhörlichen Völkerfluthen über dasselbe hinzogen und jedes naturwüchsige Culturleben erdrückten und durch fremde Pflanzungen ersetzten, war das Land **Kanaan**, Phönizien und Palästina, eine abgeschlossene Welt für sich, schwer zugänglich durch Wüsten und Meer und gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen. Ungehemmt von mächtigen Nachbarstaaten, denen der steile unwegsame Gebirgswall einen Damm entgegenstellte, konnten die Bewohner ihr eigenthümliches Wesen und ihre natürlichen Anlagen zur vollen Entfaltung und Reife bringen, so daß, als fremde Eroberer in der Folge auch in ihre Berge eindrangen, die einheimische Cultur und die nationalen Eigenthümlichkeiten Kraft genug besaßen, allen fremdartigen Einflüssen zu widerstehen. — Aber nicht blos nach Außen war das Land am Libanon geschützt, die eigene Natur bot eine solche Mannichfaltigkeit und Abwechselung dar, daß sich hier die verschiedensten Lebensformen und Beschäftigungen neben einander ausbilden konnten und zu einem großen Reiche mit gleichförmigen Einrichtungen kein Raum vorhanden war. Während der schmale hafenreiche Küstensaum die westlichen Bewohner zur Seefahrt einlud und sie nöthigte, des Lebens Unterhalt in der Ferne zu holen, boten die sonnigen Anhöhen und die breiteren Senkungen der Berge einen herrlichen Boden zur Bestellung des Ackers, zum Wein- und Obstbau und die grasigen Flächen auf den Gebirgsrücken eigneten sich zum Hirtenleben. Die Terrassencultur Kanaans war nicht minder berühmt, als das rege Handels- und Schiffleben der phönizischen Städte; dadurch war es das gepriesene Land, worin „Milch, Honig und Oelbäche" flossen. Dieselbe Landesnatur, welche die Verschiedenartigkeit der Lebensweisen bedingte, begünstigte auch die Entwickelung und Ausbildung abgeschlossener Gemeinwesen von kleinem Umfang, das Sonderleben der einzelnen Stämme, die naturgemäße Entfaltung der geistigen Anlagen, die religiöse Thätigkeit der Seele, und schuf jene mächtigen Gegensätze, deren Kampf und Widerstreit den Hauptinhalt des geistigen und geschichtlichen Lebens jener Völkerschaften bildet. Der Beweglichkeit der Küstenbewohner trat die Beharrlichkeit der Bergbevölkerung entgegen, dem reichen Genußleben der Handelsleute die Genügsamkeit und Einfachheit der Feldbauer und Hirten, dem fleischeslustigen Cultus der Phönizier der strenge Jehovadienst der Israeliten, dem leichtsinnigen Wankelmuth das starre Fest-

halten am Herkömmlichen und Ueberlieferten, der schlaffen Sinnlichkeit der reichen Städtebewohner die gestählte Kraft und Derbheit der Gebirgsmänner. Aus der Berührung und Einwirkung dieser Gegensätze gingen jene mannichfachen Lebensgestaltungen hervor, die das kleine syrische Land so wesentlich unterscheiden von den großen Despotien des Morgenlandes, wo eine gewaltige Hand dem ganzen äußern und innern Volksleben einen gleichförmigen Typus aufdrückte, wo alle Lebensregungen von einem gemeinsamen Impuls ausgehen, wo der Einzelne nur als Glied des Ganzen eine Bedeutung hat. Aus dem physischen und geistigen Widerstreit der verschiedenen Kräfte, Anlagen und Bestrebungen entwickelte sich im syrischen Lande jene individuelle Energie, jene Zähigkeit und Festigkeit des Charakters, im Einzelnen wie in den Stämmen, die in der ganzen Menschengeschichte kaum ihres Gleichen hat. „Auf diesem Boden," sagt Ritter, „sind Natur-, Völker- und Menschengeschicke so innig durchwüchsig und gegenseitig gestaltend geworden, daß die ganze Welt Antheil an dessen Entfaltungen und Entwickelungen zu nehmen hatte."

Dieses syrische Bergland, welches die Israeliten vor ihrer näheren Bekanntschaft mit demselben als Oberland (Aram) und Niederland (Kanaan) bezeichneten, war seit den ältesten Zeiten von vielen getrennten Völkerschaften bewohnt, die entweder, wie die Phönizier an der Küste, als Autochthonen betrachtet werden müssen, da die vagen Angaben von ihrer Einwanderung vom rothen oder persischen Meer in dem heimischen Volksbewußtsein keine Stütze haben, oder, wie die kananäischen Völker, in einer vor aller Erinnerung liegenden Urzeit in einzelnen gesonderten Zügen theils über Syrien von Norden, theils über Arabien von Süden her eingewandert sind, oder, wie die israelitischen Stämme, das Land durch Krieg und Eroberung in Besitz genommen haben. Ursprünglich nach Sprache und Religion, nach Sitten, Lebensweise und Staatseinrichtung getrennt und in zahllose kleine Gemeinwesen mit verschiedenen Oberhäuptern gespalten, die häufig in blutigen Stammfehden gegen einander zu Felde lagen, traten sie mit der Zeit in einzelne Gruppen zusammen, entweder so, daß sich mehrere Stämme, durch innere Verwandtschaft geleitet, zu einem Bunde freiwillig vereinigten, oder daß die mächtigeren oder cultivirteren Völkerschaften die schwächeren oder ungebildeteren zur Unterwerfung und zum Anschluß an die eigene staatliche Gemeinschaft zwangen. Aber die drei Völkergruppen, die Phönizier, die Israeliten und die gemischten Stämme, die mit dem von ihrem Lande entlehnten Gesammtnamen kananäische Völker belegt werden, hatten durch die ganze geschichtliche Zeit ein getrenntes Dasein, waren nie zu einem Nationalganzen verbunden, wenn gleich einzelne vorübergehend eine Vorherrschaft führten, und hatten in ihrer Natur so widerstrebende Elemente, daß nur höchst selten ein friedliches Zusammenleben Wurzel faßte. Völkerstämme.

1) Die Küstenbewohner. Die Herkunft der Phönizier ist ein vielbestrittenes historisches Problem. In der mosaischen Völkertafel sind alle kananäischen Völker, wozu auch die Phönizier gerechnet werden, Abkömmlinge Hams, folglich Stammverwandte der Aegypter und Südländer; der Sprache und Cultur nach gehören sie jedoch zu den Semiten. Dieser Widerspruch der Wirklichkeit mit der hebräischen Ueberlieferung rührt wohl von dem Nationalhaß der Israeliten her, die es liebten, ihre kananäischen Feinde als die fluchbeladenen Abkömmlinge Ham's (Gen. 9, 25) hinzustellen; man müßte denn eine so späte Ansiedelung annehmen, daß die in Ka- Phönizier.

naan bereits herrschende semitische Sprache die eigene Stammsprache der Phönizier hätte verdrängen können. Denn die innige Verwandtschaft der phönizischen und hebräischen Sprache ist nicht zu bezweifeln.

Ueber die Herkunft der Phönizier ist die classische Stelle bei Justin (XVIII, 3, 3). „Das Volk der Tyrier stammt von den Phöniziern ab, welche durch ein Erdbeben gedrängt, ihre erste Heimath am syrischen See verließen und darauf an der Meeresküste sich ansiedelten, wo sie eine Stadt gründeten, welche sie von dem Reichthum an Fischen Sidon nannten." Die erste Heimath am syrischen See ist eine Ansiedelung am todten Meere. Bunsen hat diese Notiz mit der biblischen Sage von der Zerstörung von Sodom und Gomorra combinirt. Es wird eine, sagt v. Gutschmid, den Hebräern mit der übrigen Bevölkerung Kanaans gemeinsame Vorstellung gewesen sein, daß dasselbe zu Völkerscheidungen den Anlaß gegeben habe. Der Widerspruch mit Herodot (welcher meldet, sie seien vom erythräischen Meere eingewandert) liegt nunmehr offen zu Tage; erwägt man, daß das weit im Innern in einem von der Küste aus schwer zugänglichen Lande gelegene todte Meer den Griechen erst sehr spät bekannt geworden ist, so wird es sich vielleicht empfehlen, anzunehmen, daß dem Herodot in Tyrus das Meer von Edôm (des rothen Landes) als Urheimath der Phönizier genannt und von ihm für das Rothe Meer, d. h. den persischen Meerbusen genommen wurde.

Anfangs lebten die phönizischen Küstenbewohner in vielen getrennten und unabhängigen Gemeinwesen, die von den Hauptstädten, in die sie sich frühe zusammenzogen, ihre Namen führten, bis sie allmählich theils durch Gewalt, theils durch Verträge zu Bundesgenossenschaften vereinigt wurden. Nordwärts vom Karmel, unter den Höhen des Libanon, bauten phönizische „Fischfänger" die Stadt **Sidon** und vereinigten die Umwohner zu einem staatlichen Gemeinwesen, das sich bald nach Süden ausdehnte und auch nach Norden und Osten einige Dörfer gewann. Die **Sidonier** galten für die „Erstgebornen" unter den Stammgenossen, weil ihre Stadt die älteste war, daher sie auch frühe eine Vorherrschaft erlangten. Auch die südwärts gelegenen Städte **Sarepta** und **Tyrus** (**Sor** d. h. Fels) gehörten den Sidoniern, wenn gleich die letztere in ihrer spätern Macht das Verhältniß umkehrte und sich als die „Mutter" Sidons geltend machte. Gegenüber der Stadt Tyrus, auf einer Felseninsel, lag der Tempel des Gründers und Schutzgottes **Melkart**, der nach Herodot schon um 2750 Jahre vor unserer Zeitrechnung erbaut wurde. **Aradus** oder **Arvad**, die alte Hauptstadt der Arvadier, auf einer kleinen steinigen Insel, die Strabo einen „wogenumrauschten Fels" nennt, mit einem ausgedehnten Gebiet auf dem gegenüberliegenden Festland und den Tochterstädten Karne und Marathus (Antaradus). Wenn Strabo sagt, daß Aradus von flüchtigen Sidoniern gegründet worden sei, so mag das so verstanden werden, daß die alte Inselstadt von den Sidoniern (um 761 v. Chr.) durch eine Colonie erweitert und ihrer Herrschaft unterworfen wurde. Dadurch wurde die kleine nur sieben Stadien betragende Insel so bevölkert, daß die Häuser dicht neben einander und zu hohen Stockwerken aufgebaut werden mußten. Trinkwasser wurde, da die Insel keine Quellen hatte, vom Festlande eingeführt oder in Kriegszeiten durch künstliche Vorrichtungen aus süßen Wasserquellen in der schmalen Meerenge gewonnen. Noch jetzt sind die in Felsen eingehauenen Ueberreste von Festungswerken sichtbar und auch die gegenüberliegende Küste zeigt noch viele Ruinen und merkwürdige Felsmonumente und Grottengrüfte. Mitten unter den Sidoniern wohnte in den Städten **Byblus** (phöniz. Gybl d. i. Höhe) und **Berytus** das Volk der **Gibliter**, mit einem kleinen Gebiet am Flusse Lycus, einst von eigenen Königen beherrscht. Nordwärts von ihnen bis zu den Aradiern wohnten die kleinen Stämme der **Arkiter** (in Arke), der **Siniter** (in Sin) und der **Sema**-

Sidon. Tyrus. Aradus. Byblus und Berytus.

riter (in Simyra); mehr dem Ackerbau als dem Handel und der Gewerbthätigkeit zugewendet, geriethen sie später in die Abhängigkeit der großen Handelsstaaten Sidon, Tyrus und Aradus, die in dieser Landschaft gemeinschaftlich die Stadt Tripolis anlegten. Noch weit nach Norden bis Hamat am Orontes und in die Gegend des spätern Laodicea waren kananäische Stämme angesiedelt; und im Süden des Karmel galten Dor und Joppe für phönizische Niederlassungen. — Im südwestlichen Küstenstrich wohnten ursprünglich „in Dörfern bis gen Gaza hin" die Aviter (Cheviter), ein Ackerbau treibendes Urvolk von riesiger Gestalt und Stärke. Diese wurden theils unterjocht, theils verdrängt von den Philistäern („Auswanderern"), welche aus Kaftor kommend die fünf Küstenstädte Gaza, Askalon, Asdod, Gath und Ekron in Besitz nahmen. Während die meisten neuern Forscher diese Urheimath Kaftor in Kreta suchen, andere auf Kypros, ist Stark der Meinung, daß ein Theil der Hyksos, die Küstenbewohner des ägyptischen Delta, mit dem Namen Kaphtorim bezeichnet worden. Daß sie den Hauptbestandtheil jener semitischen Hirtenvölker gebildet haben, welche, wie oben erwähnt, fünf Jahrhunderte über das untere Nilland herrschten, scheint außer Zweifel zu sein. Als das Reich der Hyksos zerstört ward, „ist der Kern der wehrhaften, tapfersten Stämme, gleichsam die Ritterschaft, an der Küste fortgezogen und hat nun eine Anzahl selbständiger Burgen oder Festungen besetzt in einer fruchtbaren reichen Landschaft, deren frühere Bewohner als Landbauer in einem abhängigen Verhältniß blieben". Ob ihre Ansiedelung um Askalon und Gaza schon vor dem ägyptischen Einfall stattgefunden und sie nach ihrer Vertreibung in die ursprüngliche Heimath zurückgekehrt seien, oder ob die Niederlassung erst nach dieser Begebenheit eingetreten, ist eine streitige Frage. Sie waren ein kampfbereites kriegerisches Volk, die unter Stammfürsten (Sarnim) ins Feld zogen und in ihren stark befestigten Städten jedem Feind Trotz boten. Zugleich wetteiferten sie in Handel und Gewerbsamkeit mit ihren nördlichern Nachbarn, wie aus der Macht und dem Reichthum ihrer Hauptstädte hervorgeht. Ihre Sprache wich von der hebräischen ab, und die Sitte der Beschneidung war ihnen fremd. Die Philistäer verehrten gleich den Chaldäern die zeugende Naturkraft, der das Wasser und die Fische geheiligt waren und hatten Priester und Wahrsager. Der in Gaza und Asdod verehrte Gott Dagon verband den Leib eines Fisches mit dem Haupt und den Händen eines Mannes, ähnlich gebildet mit Fischgestalt und Frauenkopf war die weibliche natursymbolische Gottheit Derketo, die Göttin der Geburt, deren Tempel in Askalon Herodot für den ältesten erklärt. In der zu Joppe an der meerumbrandeten Felsklippe heimischen Mythe von der Andromeda mag die Erinnerung an den blutigen Cult einer uralten Meergottheit, die durch den mildern Licht- und Sterndienst verdrängt wurde, verborgen liegen. — Wie die Phönizier hatten auch die Philistäer einen Städtebund, anfangs mit Gaza, dann mit Askalon als Vorort. Ein Waffenadel, aus den bevorzugten Geschlechtern bestehend und stolz auf die Reinheit des Bluts und den Ruhm der Ahnen, stand an der Spitze des Kriegswesens, indeß die friedlichen Geschäfte von einem städtischen Rath geleitet wurden. „Obgleich endlich von Israel auf den schmalen Küstenstrich zurückgeworfen," heißt es bei Ewald, „blieben die Philistäer wegen ihrer festen und streitbaren Städte an der Grenze von Afrika den Aegyptern dennoch so wichtig, daß diese das ganze Land nach ihnen Palästina nannten; welcher Name dann durch die hellenische Bildung nach Alexander überall herrschend wurde und den ältern Namen Kanaan völlig verdrängte."

Philistäer.

2) Die kananäischen Völker im innern Lande. Wie die Aviter (Cheviter) von den Philistäern, so wurden die übrigen Urbewohner, unter denen die Choräer (Choriter), die riesenhaften Höhlenbewohner im felsigen Lande Edom jen-

Die Choräer.

seit des Jordans, am längsten fortdauerten, von den eingewanderten semitischen Völkern unterjocht oder verdrängt. Der Dichter des Buches Hiob schildert ihren Zustand, „als sie haus- und rechtlos geworden von den Machthabern in die ödesten und unfruchtbarsten Wildnisse zurückgeworfen waren, hier auf die erbärmlichste Weise ihr gebrechliches Leben fristeten von Allen verachtet und verabscheut, aber bei jedem Unfall, der ihre alten Unterdrücker traf, desto schadenfroher und zerstörungslustiger aus ihren elenden Verstecken unerwartet hervorbrachen, und so noch in ihrem Untergange ihre Herren daran erinnerten, wie sie einst zuerst des Landes Gebieter gewesen" (Ewald). Noch zu Josua's Zeit waren einzelne Reste der alten „Recken" (Refaim) mit ihren riesenmäßigen Gestalten vorhanden; König Og von Basan, dessen ungeheueres eisernes Todtenbett noch den spätern Geschlechtern als Denkmal diente, wird der letzte des Volkes der Refaäer genannt. Auch die Samsummiten und die „Söhne Anak's" in

Chetiter. der Gegend von Hebron gehörten zu den riesenhaften Urvölkern. Später bewohnten die Chetiter (Chittim) das kahle und steinige Bergland um Hebron „in wohlgeordneten

Cheviter. Gemeinden mit Volksversammlungen". Nordwärts von ihnen lebten die Cheviter (Chiväer) in den schönen Gebirgsthälern von Gibeon und Sichem bis nach Hamath hinauf, ein ruhiges, gewerbsames Völkchen. Auf den Berghöhen jenseit des Jordan

Amoriter. von Gilead bis nach Hebron saß der zahlreiche und kräftige Stamm der Amoriter (Amoräer), der „Bergbewohner" in festen Burgen. Kriegerisch und eroberungssüchtig dehnten sie (um 1400) ihre Herrschaft zunächst südwärts über den Grenzfluß Jab-

Ammoniter. Moabiter. bock aus, wo die Ammoniter gewohnt hatten und drängten die Moabiter nach dem südöstlichen Ufer des todten Meeres bis zum Arnon; alsdann überschritten sie etwa hundert Jahre vor dem Einzug der Israeliten auch den Jordan, unterwarfen sich die südliche Berglandschaft zwischen dem todten Meere und dem Gebiete der Philistäer (Judäa) und brachten die friedfertigen Völker der Cheviter und Chetiter in große Noth. Viele von ihnen wurden unterjocht und zu Knechten gemacht, andere wanderten aus; nur in einzelnen Gebirgsgauen und in Gibeon erhielten sie sich in Unabhängigkeit. Das nachherige Judäa führte den Namen „Gebirgsland der Amo-

Jebusiter. riter". Die Jebusiter, welche die Stätte inne hatten, wo in der Folge Jerusalem erbaut ward, waren ein Stamm des streitbaren Amoritervolks. Unter diesen Fehden und Eroberungszügen erstarkten die Stammhäupter der Amoriter und da die Kämpfe das Bedürfniß einer einheitlichen Leitung nöthig machten, so wurde ihnen eine größere Gewalt übertragen, die man als Königswürde bezeichnete. Einunddreißig solcher kleinen Königsherrschaften werden in den Gebirgsgauen erwähnt, welche die Amoriter und ihre Stammgenossen inne hatten. Sie lebten in ummauerten Städten, zogen mit Rossen und Kriegswagen in den Kampf und bauten Korn und Wein. Die Uebervölkerung des Küstenlandes in Folge dieser Verdrängung der Cheviter und Chetiter aus dem mittleren Lande gab den phönizischen Städten einen mächtigen Impuls zur Schiffahrt, zum Piratenleben und zur Anlegung von Colonien. Es scheint, daß die Sidonier damals auf der Insel Cyprus die Städte Amathus (Hamath) und Citium (Chittim) gegründet und mit vertriebenen Kananäern bevölkert haben. Auch Kreta und die Inseln des griechischen Archipelagus haben wahrscheinlich zu dieser Zeit ihre phönizischen Ansiedelungen empfangen und die Philistäer scheinen auch nach ihrer Niederlassung in Kanaan noch Colonisationszüge nach Kreta unternommen zu haben.

Arabische Stämme. Neben diesen Stämmen sind noch einige arabische Zeltvölker zu erwähnen, die nach Art streifender Nomaden von Zeit zu Zeit Einfälle in Kanaan machten und sich bald auf kürzere, bald auf längere Dauer daselbst niederließen. Unter diesen sind

Amalekiter. am bekanntesten die Kadmonäer im Osten und die Amalekiter im Süden. Die

letzteren, die in früheren Tagen einen großen Theil von Kanaan inne gehabt, aber zu Moses Zeit auf einige Orte im tiefsten Süden beschränkt waren, setzten den einwandernden Israeliten hart zu, „den Zug unterwegs beunruhigend und die nachzügelnden Müden und Schwachen abschneidend", daher auch ein von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzender Volkshaß zwischen Amalek und Israel entstand. Von David und Salomo wurden sie ausgerottet bis auf wenige Reste, die sich noch in den Bergschluchten Idumäa's ins 4. Jahrhundert v. Chr. erhielten.

II. Die Phönizier.

1) Geschichte.

Das semitische Volk, das seit unvordenklichen Zeiten den Küstensaum am Libanon bewohnte und sich zahlreiche Städte und Dörfer zu festen Wohnsitzen gründete, folgte frühe dem Winke der Natur, der sie zur Schiffahrt einlud, und dem eigenen kühnen Geist, der sie zu gewinnreichen Unternehmungen in weiter unbekannter Ferne forttrieb. Der Libanon mit seinen dichten Wäldern voll hochstämmiger Cedern und Cypressen, die treffliches Bauholz lieferten, die buchtenreiche Küste, wo zahllose hervorragende Landspitzen die Wogen brachen und den Schiffen eine sichere Zufluchtsstätte gewährten, der geringe Umfang der fruchtbaren Erdstriche, der nur eine kleine Menschenzahl zu nähren im Stande war, diese und andere Ursachen begünstigten das See- und Handelsleben, zu dem die Phönizier noch außerdem durch die eingeborne Neigung und durch das Beispiel der Aegypter und Babylonier ermuntert wurden. Die einzelnen Städte, deren Gründung von den Einwohnern in ein fabelhaftes Alter hinaufgerückt und den Göttern des Landes zugeschrieben ward, waren anfangs alle frei und unabhängig und standen unter Königen, die von den göttlichen Städtegründern ihren Ursprung herleiteten. Aber aus Mythen und uralten Ueberlieferungen geht hervor, daß schon in den ältesten Zeiten einzelne Städte eine gewisse Vorherrschaft geübt und in ähnlicher Weise an der Spitze eines Bundes gestanden haben müssen, wie in der Folge Sidon und Tyrus.

Anfangs scheinen Byblus und Berytus das größte Ansehen besessen zu haben und ihr Landesgott El oder Kronos, den sie als Gründer verehrten, galt zugleich als Ahnherr aller phönizischen Götter. Doch schon im 16. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hatte die Baalstadt Sidon so sehr das Uebergewicht, daß „Sidonier" gleichbedeutend mit „Phönizier" war. Vier Jahrhunderte später ging die Vorherrschaft entschieden auf Tyrus über, wo sich dann das geschichtliche Leben, das ganze Handels- und Colonialwesen der Phönizier wie in einem Brennpunkt concentrirte. Die Gründung Karthago's bezeichnet den Höhepunkt der Macht der Tyrier; bald nach der Entstehung dieser Pflanzstadt trafen innere und äußere Verhältnisse zusammen, die Phöniziens Schwächung und Fall herbeiführten.

Daraus ergeben sich naturgemäß vier geschichtliche Perioden, eine Mythische Periode.

mythische, wo unter der Leitung von Königen und Stammfürsten aus Byblus und Berytus Piratenzüge unternommen und mit benachbarten Inseln und Völkerschaften ein auf die nöthigsten Bedürfnisse beschränkter Tauschhandel getrieben wurde. Vom 16. bis zum 12. Jahrhundert reicht die zweite Periode der sidonischen Vorherrschaft, in welcher die Phönizier die ersten Ansiedelungen an den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres gründeten. Nicht blos Cypern und Kreta erhielten sidonische Colonisten in solcher Anzahl, daß auf der „Insel der Kittier" die semitische Bevölkerung das Uebergewicht hatte, und die Könige, welche an der Spitze dieser kleinen Ansiedelungen standen, nach Sidon Tribut bezahlten; auch in Rhodos, Thera, Melos und Kythera wurden phönizische Niederlassungen und Töchterstädte angelegt, durch welche die Verbindung mit Griechenland vermittelt ward; und auf der nördlichen Insel Thasos waren noch in Herodot's Tagen Spuren phönizischer Colonisten aus uralten Zeiten vorhanden, welche mit ihren Goldgruben einen Berg umgewühlt und auf dem gegenüberliegenden Festlande „im Grubenwald" (Skapte Hyle) nach Gold gegraben hatten. Darum belegten auch die ältesten Griechen die Phönizier mit dem Namen Sidonier, weil sie durch diese „Erstgeborne unter den Städten Kanaans" die erste Kunde von dem „Palmenland" Phönizien und von der „großen Sidon", dem „Markt der Nationen" bekamen. Damals (nach Justin um 1209) mögen auch sidonische Auswanderer nach der alten Stadt Tyrus gezogen sein und dort die Herrschaft erlangt haben, wodurch sich die Behauptung Sidons, daß Tyrus ihre Tochterstadt sei, erklären ließe, ohne daß damit die allgemeine Annahme, wonach Tyrus ein gleiches, wo nicht ein höheres Alter als Sidon anzusprechen habe, einen Widerspruch erführe. Zu diesen Auswanderungen nach dem griechischen Meere haben offenbar die stürmischen Ereignisse beigetragen, von denen das syrische Land in dieser Periode heimgesucht war; nicht nur daß der Einfall der Israeliten in das „gelobte Land" unter die alten Einwohner große Verwirrung brachte und ein Zuströmen nach der Küste bewirkte, wodurch die Ausführung der überflüssigen Bevölkerung nach überseeischen Ländern nothwendig wurde; auch die Babylonier und Assyrier haben nach Movers schon in dieser frühen Zeit kriegerische Einfälle in Syrien und Phönizien gemacht und das westliche Land vorübergehend unterworfen, und daß die Pharaonen auf ihren Denkmälern und Tempelwänden Siege und Eroberungen im Lande „Kanana" abbilden ließen, haben wir bei Aegypten gesehen. Diese Berührungen mit den berühmtesten Culturstaaten der alten Welt sind auch sicherlich nicht ohne großen Einfluß auf die Entwickelung des phönizischen Volkes im Lande selbst geblieben. Handel und Industrie nahmen von der Zeit an einen mächtigen Aufschwung. Von den Babyloniern lernten die phönizischen Städte feine Tücher weben und zierliche Gewänder bereiten, Holz schnitzen und mit Metallblech überziehen, Erz gießen und ehernen Gefäßen schöne Formen geben. Der schmale

Sidonische Vorherrschaft.

Küstensaum, der bei einer Länge von etwa 28 Meilen nur eine Breite von 4 bis 5 Meilen umfaßte, wurde so sehr mit Städten und Ortschaften überbaut, daß er das Ansehen einer „ununterbrochenen Stadt" hatte, die das ganze Ufer und die Inseln einnahm und in Verbindung mit den Häfen und Flotten die höchsten Begriffe von dem Reichthum, der Macht und dem unternehmenden Geiste der Bewohner erwecken mußte. Von dem Einfall der Israeliten in Kanaan scheinen die Phönizier nicht direkt bedroht worden zu sein; es war „die Weise der Sidonier", sich von den Streithändeln ihrer Nachbarn fern zu halten und in stiller Geschäftigkeit Verkehr und Handel zu pflegen. Sie beobachteten eine kluge Neutralität und begegneten den feindlichen Angriffen durch Aufnahme einzelner Stämme, wie Asser, Isaschar, Zebulon, Dan und Naphtali als Zinsbauern und Beisassen im phönizischen Lande. Und es geht aus vielen Andeutungen des Alten Test. hervor, daß diese angesiedelten Hirtenstämme sich als Waarenführer, Lastträger, Taglöhner und Handlanger an dem regen Industrie- und Handelsleben der Phönizier betheiligten und den einträglichen Dienst mit einem ruhigen sichern Auskommen dem mühsamen und ärmlichen Hirtenleben und den gefahrvollen Kämpfen ihrer Stammgenossen vorzogen. Sidons Verhältnisse zu den Israeliten.

Dan war ein Fremdling bei den Schiffen, heißt es im Deboralied (Richt. 5, 17. 18.), Asser saß am Gestade des Meeres und ruhete an seinen Buchten, und in Jacob's Segen (Gen. 49, 14.) wird Isaschar „ein knochiger Esel" genannt, ruhend zwischen Viehhürden; „und er siehet daß gut ist der Ruheort und daß lieblich das Land und er beuget seine Schulter zum Tragen und thut Frohndienste," und „Sebulon wohnt an dem schiffreichen Gestade und seine Seite grenzet an Sidon". Durch Verträge waren sie gegen Druck und Mißhandlung geschützt und vor der Ausführung nach fernen Colonien sicher gestellt, aber als Knechte und Hörige zu Frohndiensten und Abgaben gezwungen.

Südwärts von der Mündung des Leontes, in einer reizenden, quellenreichen und fruchtbaren Gegend, lag die Stadt Tyrus, deren Gründung gleich der von Sidon sich in das graue Alterthum verliert. Die gegenüberliegende Felseninsel wurde gleich anfangs wegen ihrer für Schiffahrt, Handel und Fischfang günstigen und zu Waarenniederlagen und Werkstätten geeigneten Beschaffenheit zu der Küstenstadt beigezogen, und ihr Name Sor d. i. Fels auf diese ausgedehnt. Der uralte Tempel des „Städtekönigs" Melkart mit dem Cederndache war nebst einigen Magazinen und Industrieanstalten das einzige Bauwerk auf dem Eilande, das ohne Trinkwasser und ohne weiches Erdreich zu Wohnhäusern nicht geeignet schien, dagegen mehr Schutz und Sicherheit für Handelsniederlassungen, Waarenlager, Fabriken und Werkstätten bot, als die Küstenstadt „Alttyrus" auf dem Festlande, das häufig der Tummelplatz wandernder Stämme und kriegerischer Hirtenvölker war. Lange dienten die „ambrosischen" Felsen der Küstenstadt „Palätyrus" nur als stolzes Emporium ihres Handels und ihrer Schiffahrt und konnten somit als „Mutter" der fernen Colonien der Tyrier bezeichnet werden; aber im 13. Jahrhundert Tyrus.

vor unserer Zeitrechnung siedelten eine Anzahl reicher Kaufleute aus Sidon auf die Felseninsel über und machten sie durch Aufschütten von Erdreich zum Bauen von Wohnhäusern geschickt. „Wohl die reichsten und vornehmsten Geschlechter waren es," sagt Movers, „die ihre sidonische Heimath verließen, um auf dem Bollwerke im Meere ihre Habe und ihre Heiligthümer zu sichern und hier zugleich eine ruhige Stätte zum Betrieb des gestörten Handels und der Industrie wieder zu gewinnen." Nun entstanden in Kurzem prachtvolle Gebäude, Paläste und Tempel; Hafen- und Wasserbauten von wunderbarer Größe und Festigkeit erregten die Bewunderung des ganzen Alterthums und verdunkelten die Altstadt auf dem Festlande, ehe noch die assyrischen und babylonischen Kriegsstürme über sie hereinbrachen. Die „Tochter Sidons", die an „den Zugängen des Meeres wohnte", wurde anfangs durch zwei von der Mutterstadt eingesetzte Sufeten oder Richter regiert; aber schon im 11. Jahrhundert, zu derselben Zeit, als König David die Stadt Jerusalem zu seinem Herrscherſitz erkor, vertauschte Abibaal, der Vater Hirams, die Sufetenwürde mit dem königlichen Purpurmantel und machte Tyrus nicht nur unabhängig von Sidon, sondern erwarb dem königlichen Handelsstaat bald die Vorherrschaft über ganz Phönizien. Nun gewannen die Handelsunternehmungen und Seefahrten einen großartigen Aufschwung; während die Sidonier, vom politischen Schauplatz verdrängt, dem geräuschlosen Tauschverkehr in den griechischen Gewässern oblagen und sich mit ihren alten Niederlassungen auf den Inseln des Mittelmeers begnügten, richteten die Tyrier ihre Blicke nach dem fernen Osten und Westen, knüpften Handelsverbindungen im persischen Meerbusen und an den Mündungen des Indus an und gründeten in Spanien und Afrika jene großartigen Colonien, welche den Namen der Phönizier bei Mit- und Nachwelt verherrlicht haben. Am schwungreichsten entwickelte sich diese Handels- und Colonisationsthätigkeit, die wir weiter unten näher darstellen werden, unter der glanzvollen Regierung des Königs Hiram, eines Zeitgenossen von Salomo. Um dem zerrissenen Staatswesen der Phönizier einen ähnlichen Halt und Mittelpunkt zu geben, wie die israelitischen Stämme an dem Königssitz in Jerusalem und die aramäischen Völkerschaften an der neuen Residenz des syrischen Königs in Damaskus hatten, verlieh er der Hauptstadt Tyrus einen festen Stützpunkt in der Inselstadt, indem er die beiden Felseneilande durch Dammaufschüttung verband, den dadurch gewonnenen Flächenraum nach Osten mit Dämmen und Wasserbauten ausdehnte und dann die ganze Insel nebst den beiden Häfen mit unübersteiglichen Mauern umgab; ferner stellte er die alten verfallenen Tempel wieder her und gründete neue Heiligthümer, wie sie sich für den prunkvollen Cultus eigneten, den er gleich seinem ältern Zeitgenossen David anordnete; zugleich gab er den Impuls zu den schwungreichen Handelsunternehmungen, die von dieser Zeit an sich immer großartiger gestalteten, so daß Jesajas ausrufen konnte: „Wer sind jene Tarsis-Schiffe, die von den In-

Abibaal, erster König c. 1050.

Hiram c. 1000.

seln daherfliegen, wie die Wolken und wie Tauben zu ihren Häusern; Kamele und Dromedare in Menge kommen von Midian und Epha und bringen Gold und Weihrauch aus Sabäa!" Er brachte das „Land der Kittier" auf Cyprus, das sich der Zinspflicht entziehen wollte, wieder zur Unterwerfung, schloß, wie wir unten sehen werden, mit König Salomo Verträge zur Betreibung des östlichen Handels und zum Tempelbau in Jerusalem und hinterließ so viele Denkmale seiner Herrschaft, daß sein Name neben dem seines ruhmvollen Zeitgenossen in Judäa in allen Sagen und Traditionen des Morgenlandes in erster Linie glänzt, daß Salomo und Hiram zu den gefeiertsten Figuren der geschichtlichen Vorzeit zählen. Hiram und Salomo.

Aus den Nachrichten des A. T. geht deutlich hervor, daß Tyrus eine Doppelstadt war, bestehend aus „Palätyrus" auf einer vorspringenden Landzunge des Festlandes und aus „Inseltyrus". Das Felseneiland, worauf das letztere ruhte, zerfiel in zwei durch einen Meeresarm geschiedene Theile, in die kleinere Insel, welche den alten Tempel des Melkart trug, und in die größere, worauf die Neustadt gebaut war. Hiram verband nun diese zwei Theile zu einem Ganzen, indem er den Zwischenraum durch eine Dammaufschüttung ausfüllen ließ, und erweiterte dann den Flächenraum nach der östlichen Seite durch großartige Anlagen und Wasserbauten und durch aufgeschüttetes Erdreich, so daß der Meeresarm, welcher die Inselstadt von Alttyrus trennte, nur noch 4 Stadien oder 1200 Schritte in der Breite hatte. Dieser neugeschaffene Raum, der den Namen Eurychoros oder Vorstadt führte, enthielt außer einem zu Volksversammlungen dienenden Marktplatz oder Forum einen heiligen Bezirk mit Lustgärten, worin Olivenbäume und Weinstöcke gezogen wurden, und an dem nördlichen und südlichen Ende die beiden geräumigen durch Mauern geschützten Häfen, in deren Nähe noch Waarenlager und Räumlichkeiten für den Handel und die Schiffahrt bestanden haben müssen. Die kleinere „Melkartsinsel", die Hiram mit der größern verband, lag wahrscheinlich nach Westen; sie scheint in der Folge durch Erdbeben und Ueberschwemmung wieder losgerissen worden zu sein, so daß jetzt jede Spur davon verschwunden ist. „Die Dämme," sagt Movers, „welche zum Schutze gegen Ueberschwemmungen dienen sollten, wurden durch die häufigen Erdbeben (um derentwillen Phönizien schon im Alterthum „berufen" war) durchbrochen, der Erdwall, welcher beide Inseln verband, wurde weggespült; schutzlos gegen die wüthenden Elemente wurde das niedrige Felseneiland von den Meereswellen überschwemmt und endlich in Folge einer Katastrophe, wie sie, nach Plinius, auch andere Inseln betroffen hat, die in der vulkanischen Richtung von Phönizien nach Sicilien und Unteritalien lagen, vom Meere gänzlich verschlungen." Dieses Ereigniß kann jedoch erst nach dem dritten Jahrh. unserer Zeitrechnung eingetreten sein, da noch Münzen aus dieser Zeit zwei Felsen darstellen. Die beiden auf dieser Felseninsel gelegenen Tempel, wovon der ältere dem Melkart, der jüngere von den eingewanderten Sidoniern aufgeführte der Astarte geweiht war, vergrößerte und verschönerte Hiram, wozu er auf dem Libanon Cedern fällen ließ, und schmückte das uralte Heiligthum des Melkart mit einer, angeblich von Salomo herrührenden goldenen Säule, welche noch Herodot bewunderte. Wahrscheinlich waren auch die großen Mauern, welche die beiden berühmten Häfen, den sidonischen gen Norden und den ägyptischen gen Süden, einschlossen und vor feindlichen Angriffen schützten, ein Werk Hiram's. Die erstaunlichen Festungswerke dagegen scheinen erst in der Zeit angelegt worden zu sein, wo Tyrus von der assyrischen und babylonischen Kriegsmacht heftig bedroht war. „Die ganze Insel," sagt Movers, „war ringsum (mit Ausnahme der beiden Hafenmündungen an der östlichen Seite, wo zugleich die Ueberfahrt und die einzigen Zugänge waren und die mit Ketten geschlossen werden konnten) mit hohen und dicken Mauern versehen, die un- Insel-Tyrus.

mittelbar am Meere und theilweise auf den Felsen im Meere selbst gebaut waren, so daß für die Belagerer nicht einmal ein Raum am Ufer übrig war, wo sie die Sturmleitern und das Belagerungsgeschütz aufstellen konnten. Die Mauern waren aus großen in Gypsmörtel gelegten Werkstücken aufgeführt und erreichten an der östlichen Seite die enorme Höhe von 150 Fuß;" im Süden dagegen, wo der Königspalast und die Schiffswerfte sich befanden, war die Mauer niedriger, daher auch von dort aus Alexander in die Stadt eindrang. — So großartig indessen diese Anlagen waren und so wichtig die Inselstadt für Handel, Schiffahrt und Colonialwesen immer sein mochte, in der Blüthezeit des phönizischen Staats war die Altstadt Palätyrus. Palätyrus auf dem Festlande doch viel bedeutender. Der gesegnete, durch reiche Quellen und Bewässerungsanstalten höchst fruchtbare Boden und das vortreffliche Klima, welches im Mittelalter sogar das Zuckerrohr zur Reife brachte, „machte die Gegend besonders zu Pflanzungen von Obst- und Weingärten geeignet, so daß sie vom Propheten Hosea an bis auf das Mittelalter oft als ein reizender Garten geschildert ward". Hier stand die alte Königsburg, hier waren die ältesten Tempelanlagen, hier befanden sich die gemauerten Wasserleitungen und Brunnen, der Stolz des alten Tyrus, hier wurden noch unlängst Reste großer Felsengräber entdeckt. Diese Altstadt erstreckte sich nach Norden über die Mündung des Flusses und nach Süden in gleicher Entfernung, so daß ihre am Gestade des Meeres sich hinziehende Ausdehnung über zwei Stunden betrug, bei einer Breite von 1/4 Meile. Und weiterhin die Vorhöhen des Libanon hinauf lagen die Sommervillen der phönizischen Patrizier, umduftet von Blüthenpracht und wundervollem Pflanzenwuchs und mit Springbrunnen, kühlen Grotten und Bädern reich ausgestattet. Diese Doppelstadt, die einen Umfang von mehr als drei Meilen hatte, war das stolze Tyrus, dessen Fürst sprach: „Ein Gott bin ich, auf einem Göttersitze wohne ich inmitten des Meeres."

Parteiung u. Aufstände in Tyrus. Nach Hiram's Tod wurde das tyrische Gemeinwesen von harten Schlägen heimgesucht. Sein Enkel Abdastartus wurde von den vier Söhnen seiner Amme erschlagen, die sich dann mit Hülfe der Söldner, Sclaven und besitzlosen Volksklassen zwölf Jahre lang in der Herrschaft behaupteten; zwar kam nach Ablauf dieser Zwischenregierung der königliche Thron wieder an Hiram's Geschlecht, aber die Verwirrung dauerte fort und mehrte die Auswanderungen und Colonisationen an der Nordküste Afrika's. Dem kräftigen Oberpriester der König Ithobaal c. 900. Astarte, Ithobaal, der dem Königshause Hiram's angehört zu haben scheint, gelang es endlich, die Ruhe wieder herzustellen und während einer langen Regierung die Ordnung aufs Neue zu begründen; durch seine energische Tochter Jezabel wußte er die Königreiche Israel und Juda zu verwirren und in das phönizische Interesse zu ziehen; aber sein Tod gab das tyrische Reich neuen Balezor c. 880. Stürmen preis. Unter der kurzen Regierung seines Sohnes Balezor und Mattan 870. bei der langen Minderjährigkeit seines Enkels Mattan traten heftige Parteikämpfe ein, die alle Leidenschaften weckten. Auch Mattan hinterließ bei seinem Pygmalion. jungen Hinscheiden zwei unmündige Kinder Elissa und Pygmalion, die sich in die Regierung theilen sollten. Die vormundschaftliche Verwaltung führte Sicharbal (oder Sichäus), des verstorbenen Königs Bruder, der als Hohepriester des Melkart und als Haupt der Aristokratenpartei das größte Ansehen hatte und zugleich zum Gemahl der Elissa bestimmt war. Die Volkspartei aber, eifersüchtig auf Sicharbal's Macht, stieß das Testament Mattan's um und bekleidete den jungen Pygmalion mit der Alleinherrschaft in Tyrus. Bei

den dadurch hervorgerufenen Parteikämpfen wurde, wie es scheint, der Hohepriester erschlagen und die Aristokratie zurückgesetzt; daß Pygmalion selbst, lüstern nach den Tempelschätzen, seinen Oheim vor dem Altar oder auf der Jagd ermordet und die Leiche unbeerdigt gelassen habe, gehört mit allen wunderbaren Nebenumständen wahrscheinlich der Sage an, die ihren Ursprung in der leidenschaftlichen Aufregung und Erbitterung der Aristokratenpartei haben mochte. Denn es unterliegt keinem gegründeten Zweifel, daß ein großer Theil des Senats und der vornehmen Geschlechter in Tyrus, ergrimmt über die erlittene Niederlage und die Ermordung des Oberpriesters, unter der Leitung der königlichen Jungfrau Elissa die Heimath verlassen und an der Nordküste Afrika's, da wo diese der Insel Sicilien sich am meisten nähert, die „Neu-Stadt" Karthago (Karthada) gegründet habe. Die Entstehung dieser wichtigen Tochterstadt an einem günstig gelegenen Meerbusen zwischen dem Vorgebirge des Hermes und der reizenden Landspitze, wo die alttyrische Pflanzstadt Utika stand, war für das phönizische Staatswesen der Anfang einer neuen Epoche. Während die früheren Colonien größtentheils von Auswanderern der untern Volksklassen angelegt wurden und daher stets in einem abhängigen Verhältniß zu dem Mutterstaate blieben, gehörten die Gründer Karthago's den edelsten und reichsten Geschlechtern, der priesterlich-aristokratischen Partei an, die unwillig über die in der alten Vaterstadt um sich greifende Demokratie ihre Bildung und Thätigkeit, ihre Reichthümer und Erfahrungen in die Fremde trugen. Daher wurde Karthago bald der Mittelpunkt des westlichen Handels- und Colonialwesens und stieg in demselben Verhältniß, als das geschwächte und zerrissene Tyrus sank. Die Kriegsstürme, die bald darauf über das syrische Land hereinbrachen, trugen zu dieser Schwächung des alten Handelsstaates nicht wenig bei.

Gründung von Karthago. 814.

Die neue Ansiedelung der mit Schätzen reich beladenen Tyrier geschah unter dem Schutze der umherirrenden Mondgöttin Astarte, die auch den Beinamen „Dido" führte, daher in der Folge die königliche Jungfrau Elissa mit dieser zu einer Person verschmolzen und als Schutzgöttin der Stadt verehrt ward. — Die Angaben über die Zeit der Gründung Karthago's auf einer in den Golf vorspringenden Landzunge, die an drei Seiten vom Meer umflossen, nur gegen Westen durch einen niedrigen Landstreifen mit dem Festlande zusammenhing, sind sehr verschieden. Die meisten bestimmen das 9. Jahrh. v. Chr., aber zu verschiedenen Perioden (880. 861. 826. 819. 814); nach Eusebius fand dieselbe bereits um 1025, nach Servius erst um 794 statt. Diese Verschiedenheit hat zu der Annahme von mehreren Einwanderungen geführt. Die Sage, Elissa habe von den libyschen Einwohnern so viel Land gekauft, als mit einem Ochsenfell belegt werden könne, dann aber listig die Haut in schmale Riemen geschnitten und damit einen weiten Raum umgrenzt, entstand wahrscheinlich aus dem Namen des ältesten Stadttheiles Byrsa, welches im Phönizischen Burg, im Griechischen Fell bedeutet. Die weitere Sage, ein benachbarter König sei durch den Ruf von Elissa's Schönheit und Bildung bewogen worden um ihre Hand zu werben, und da sie den Antrag nicht ohne Gefahr für den neugegründeten Staat habe ablehnen können, habe sie sich auf einem Scheiterhaufen selbst den Tod gegeben, um dem verhaßten Ehebund mit einem Barbaren zu entgehen, mag mit karthagischen Religionsgebräuchen zusammenhängen. Der strengen

Die Sage von Dido.

Göttin Dido wurden in einem dunkeln Cypressenhain Menschenopfer dargebracht, indeß ihre Schwester Anna als heitere Göttin der Anmuth verehrt wurde.

Tyrus von Assyrien bekriegt. Die Parteikämpfe, welche die Gründung Karthago's heibeiführten, scheinen in dem Mutterlande noch lange gedauert und die Bande, welche die einzelnen phönizischen Städte zu einem Bundesstaate vereinigten, gelockert zu haben. Nicht genug, daß in jedem Gemeinwesen die Parteistellung immer schroffer und feindseliger ward und die Kräfte lähmte, mehrere Städte und Colonien versuchten auch die Hegemonie von Tyrus abzuschütteln und eine selbständige Stellung zu gewinnen. Zwar behauptete der reiche Handelsort noch ein Jahrhundert lang sein Uebergewicht und seine Seeherrschaft, aber die Bundesverhältnisse waren so gelockert, daß es nur eines kräftigen Stoßes bedurfte, um sie zu zerreißen. Diesen Stoß führten im 8. Jahrhundert die Könige von Ninive. Begierig, ihre Herrschaft bis an die Küsten des Mittelmeers auszudehnen, um in dem bevorstehenden Kampfe mit der Großmacht Aegypten in dem Gebirgslande des Libanon einen festen Stützpunkt und in den Schiffen und Seehäfen der Phönizier eine nachdrückliche Hülfe zu erlangen, überzogen die assyrischen Herrscher von Asur-nasir-habal bis Asurbanipal das syrische Land mit ihren Rossen und Streitwagen. Die Pharaonen, die Nähe des mächtigen Feindes fürchtend, suchten Kanaan zu einem Bollwerk Aegyptens gegen Assyrien zu machen, wozu sie der Hülfe der kleinen Völkerschaften bedurften. Sie schlossen daher Bündnisse mit ihnen, machten ihnen glänzende Versprechungen und mischten sich in die inneren Angelegenheiten ein, wobei sie nicht minder die eigene Herrschaft im Auge hatten als die Abwehr des Feindes. In dieser Lage zwischen zwei eroberungssüchtigen Großstaaten hätten die syrischen, phönizischen und palästinischen Stämme nur durch festes Zusammenhalten und gegenseitigen Schutz sich retten können; statt aber die lockern Bande zu festigen und die Feindseligkeiten unter einander einzustellen, folgten sie den Eingebungen ihrer blinden Leidenschaften, und schwächten sich durch innere Zerwürfnisse und Stammfehden oder vertrauten wohl gar den lauernden Feinden die Schlich-

Tiglath Pilesar. tung ihrer eigenen Streitigkeiten an. Insonderheit hatte Tiglath Pilesar sein lüsternes Auge auf die reichen phönizischen Handelsstädte geworfen, als er Damaskus eroberte und Juda drückte. Was dieser unvollendet ließ, führten seine Nachfolger Salmanassar und Sargon zum Ziel. Letzterer überzog den tyrischen König Eluläus, der kurz zuvor die abgefallenen Cyprier besiegt hatte, mit Krieg, vielleicht auf Veranlassung dieser Insulaner, die sich um dieselbe Zeit der assyrischen Herrschaft unterworfen haben müssen. In Kurzem war die ganze Meeresküste bis nach Asdod im Lande der Philistäer in der Gewalt des kriegskundigen Königs. „Umsonst baute sich Tyrus Festen," sagt der ältere Zacharia (c. 9) „und häufte Silber wie Staub, und Gold wie Koth der Straßen. Der Herr wird sie einnehmen, und schlägt ins Meer ihren Wall und sie wird vom Feuer verzehret. Es erblickt's Askalon und erschrickt, und Gaza und bebet sehr; denn

seine Zuversicht ist zu Schanden; und es schwindet der König aus Gaza und Askalon ist unbewohnt. Und fremder Stamm wohnet in Asdod, und ich tilge den Stolz der Philister." Die phönizischen Städte des Festlandes ließen bald vom Widerstand ab, den sie anfangs im Vertrauen auf Aegypten den Assyriern entgegengesetzt hatten und schlossen Verträge mit dem assyrischen König. 722.
Und als dieser nach Bewältigung des Festlandes die Inselstadt Tyrus zu belagern sich anschickte, unterstützten sie ihn mit Schiffen und Ruderern in der Hoffnung, an dem Vorort Rache zu nehmen für den lang erlittenen Druck. Aber Inseltyrus leistete muthvollen Widerstand; es schlug die feindlichen Angriffe zurück und trotzte, geschützt durch die feste Lage der Felsenstadt, fünf Jahre lang allen Angriffen, obwohl sie, abgeschlossen von allem Verkehr mit der Küste, und durch feindliche Wachposten vom Flusse und von den Wasserleitungen fern gehalten, aus gegrabenen Brunnen und Cisternen das nothwendige Trinkwasser mühsam und spärlich zu gewinnen vermochten.

„Heulet ihr Tarsisschiffe!" rief damals Jesaja aus (c. 23); „heulet ihr Bewohner des Gestades! Ist das eure frohlockende Stadt, deren Ursprung in der Urzeit Tagen?" und ein volksthümliches Spottlied auf eine alte Buhlerin, die ihr Gewerbe nicht mehr fortsetzen kann, auf Tyrus anwendend, fuhr er höhnend fort: „Nimm die Laute, ziehe durch die Stadt, vergessene Buhlerin! rühre baß die Saiten, singe viel der Lieder, auf daß man dein gedenke! Assur errichtet seine Warten und zerstört deine Paläste und macht zu Trümmern deine Veste; denn Jehova sprach: Nicht sollst du fürder frohlocken, geschändete Jungfrau, Tochter Sidons! Zu den Kittäern auf: (nach Cyprus) ziehe hinüber; auch dort wird keine Ruhe dir. Deine Füße tragen dich in die Ferne, um als Fremdling daselbst zu weilen!"

Aber Inseltyrus scheint seine Unabhängigkeit auch noch unter Sanherib behauptet zu haben; die übrigen Reiche und Städte dagegen erkannten die assyrische Oberherrschaft an und leisteten Zins und Schoß. Doch war es nöthig von Zeit zu Zeit in nachdrücklicher Weise die Anerkennung dieser Herrschaft zu provociren. Abdimilkuth von Sidon hatte sich gegen Asarhaddon empört. Er floh geschlagen nach Cypern. Auch dahin wurde er von Asarhaddon verfolgt, und dieser machte ihn zum Gefangenen. Sidon wurde zerstört, seine Vornehmen wurden umgebracht, der König nebst den Einwohnern wurde nach Assyrien geschafft. Etwas später, um 660, unternahm Asurbanipal die Blokade von Tyrus. Der erschreckte König schickte seine Tochter und seine Nichten mit andern Geschenken ins großkönigliche Lager, um sich so Gnade zu erkaufen. Auch Yakiulu, der König von Arvad (Arados), „hausend inmitten der See, welcher den Königen, meinen Vorgängern, sich nicht unterworfen hatte, beugte sich meinem Joche, seine Tochter mit vielen Geschenken als Nebenfrau brachte er nach Ninive und küßte meine Füße". Solche furchtbare Schläge erklären es, daß die großartigen Handelsunternehmungen früherer Jahre ihr Ende fanden, sie erklären auch den Verlust der meisten Colonien, die theils in die Gewalt mächtiger Nachbarvölker kamen, theils Karthago's Oberhoheit anerkannten, theils in den griechischen An-

siedelungen aufgingen, und endlich die Abnahme des vorderasiatischen Handels, der unter der assyrischen Herrschaft eine veränderte Richtung nahm. Während die friedlichen Handelscaravanen, welche die reichen Güter Indiens und Arabiens zum Mittelmeer führten, vor dem gezückten Schwerte und dem gespannten Bogen der assyrischen Raubschaaren in den Wüsten und Waldungen Schutz suchen mußten, erlangten die Handelsstädte Kleinasiens den Vorsprung und nahmen die erste Stelle im Verkehrsleben ein.

Die Herrschaft der Chaldäer. Aber Phöniziens Glück sollte noch tiefer sinken. Es wurde schon früher erzählt, wie die ägyptischen Könige Psammetich und Necho den Kriegssturm, der sich am Ende des 7. Jahrhunderts um Ninive zusammenzog, zu ihrem Vortheil zu kehren bemüht waren, wie sie bald mit Gewalt, bald mit Ueberredung Phönizien und Cypern in ihr Interesse zogen und über Juda wieder-
605. holt eine schutzherrliche Gewalt übten; wie aber die Schlacht von **Karchemis** alle Hoffnungen der Pharaonen, Kanaan zu einer Vormauer zu machen und die syrischen Völkerschaften in ein abhängiges Verhältniß zu bringen, vereitelte und den gewaltigen Nebukadnezar bis an die Grenze Aegyptens führte. Auch der rasche Siegeszug des babylonischen Heerführers im Lande Kanaan und die Wegführung vieler angesehener Gefangener wurde bereits erwähnt.

Nebukadnezar's zweiter Kriegszug. Vielleicht war gerade diese Wegführung, welche die Scheidenden wie die Zurückbleibenden mit dem größten Jammer erfüllen und in allen Familien Kummer und Trauer erzeugen mußte, die Hauptursache, daß sich nach dem Abzuge Nebukadnezar's an der ganzen Seeküste und im Gebirgslande diesseit und jenseit des Jordan ein mächtiger Aufstand vorbereitete, um das chaldäische Joch abzuschütteln. Die Gefühle des Schmerzes und der Erbitterung machten die Gemüther taub gegen die warnende Kassandrastimme des Propheten Jeremias; sie vertrauten aufs Neue den gleißenden Verheißungen der Aegypter, die sie in der Stunde der Entscheidung abermals verließen. Auf die Kunde von dem Abfalle der zinspflichtigen Vasallenkönige von Jerusalem und Tyrus zog Nebukadnezar mit einem gewaltigen Kriegsheere zum zweitenmal in das
586. syrische Land am Libanon, machte dem Reich Juda ein Ende und unterwarf die Städte der Philistäer und Phönizier. Aber Tyrus hatte seinen alten Kriegs-
Belagerung von Tyrus. ruhm noch nicht vergessen. Umsonst ließ Nebukadnezar nach der Eroberung und theilweisen Zerstörung der Altstadt auf dem Festlande vom Ufer aus mühevolle Werke wider die Felseninsel errichten, so daß „jedes Haupt kahl und jede Schulter abgerieben" war (Hes. 29, 18); im Vertrauen auf die feste Lage widerstand Inseltyrus 13 Jahre lang dem übermächtigen Feind und ergab sich dann vertragsweise; und dem Chaldäer und seinem Heer „ist kein Lohn geworden von Tyrus für den Dienst, den er dawider gethan".

Daß die Inselstadt Tyrus erobert und zerstört worden, ist eben so unrichtig, wie die Angabe, daß die Einwohner nach der Zerstörung der Altstadt auf dem Festlande damals erst die Inselveste gegründet hätten. Dieser historische Irrthum beruht, wie **Movers** überzeugend

nachgewiesen, auf dem Bestreben der Schrifterklärer, die Weissagung Ezechiels (26, 4) „Und sie sollen die Mauern von Tyrus zerstören und ihre Thürme abbrechen; und ich will ihre Erde von ihr wegfegen und sie machen zu einem nackten Felsen. Ein Ort zum Ausbreiten der Netze soll sie werden inmitten des Meeres"; als in Erfüllung gegangen hinzustellen.

Die Chaldäer suchten Ersatz in Aegypten, wohin sie nunmehr ihre Waffen wendeten, und wir haben oben gesehen, mit welcher Zuversicht die Propheten in Juda bereits den Fall und die Verwüstung des Pharaonenreichs verkündeten. Aber die Feinde zogen bald unverrichteter Dinge ab, wie es heißt aus Schrecken über die ungewöhnlichen Erdbeben, von denen das Nilland damals heimgesucht war. Nicht lange danach gewanuen die Aegypter von Neuem Einfluß in den phönizischen Städten; sie verschafften sich Anhang bei der demokratischen Partei, indeß die Chaldäer die aristokratischen Geschlechter begünstigten. Dadurch entstanden neue Verwirrungen in Tyrus, wie der Umstand lehrt, daß während der babylonischen Herrschaft bald Könige, bald Richter in schnellem Wechsel daselbst regierten. Zwei dieser Könige wurden aus Babylon geholt, woraus hervorgeht, daß Nebukadnezar nicht blos den König von Jerusalem, sondern auch den Beherrscher von Tyrus mit seinem ganzen Geschlechte in die Gefangenschaft geführt habe. Durch diese Sitte, die in der Folge die Perser nachahmten, suchten sich die Sieger der Treue der unterworfenen Völkerschaften zu versichern. Aus der Bemerkung 2. Kön. 25, 28, „daß Nebukadnezar's Sohn dem König Jojachim von Juda die Freiheit gegeben und seinen Stuhl über den Stuhl der Könige gesetzt habe, welche bei ihm waren zu Babel," erhellt, daß eine große Zahl fürstlicher Häupter in der stolzen Residenz des Chaldäerkönigs gelebt haben müsse. Wie die Judäer wurden auch die phönizischen Gefangenen nach dem Falle Babels von Kyros in ihre Heimath entlassen. Durch diese Großmuth gewann sich der neue Herrscher die Herzen der Völkerstämme am Libanon, so daß diese mit Freuden die persische Oberherrlichkeit anerkannten und keinen Versuch machten, die alte unabhängige Stellung wieder zu erlangen. Die Phönizier traten nun zu den Persern in dasselbe Verhältniß, in dem sie bisher zu den Chaldäern gestanden, und ihre Schiffe bildeten fortan den Hauptbestandtheil der persischen Seemacht. Aber so sehr war unter diesen langjährigen Kriegsstürmen die Macht von Tyrus geschwunden, daß Sidon und Aradus ihr den Vorrang abgewannen, ja daß die alte Meerbeherrscherin vorübergehend unter die Gewalt ihrer cyprischen Töchterstädte gerieth. Diese Ohnmacht kann nicht allein durch die Kriegsschläge herbeigeführt worden sein, sie hatte wahrscheinlich ihren Hauptgrund in der massenhaften Auswanderung während der babylonischen Zwingherrschaft. Den Boden des bedrängten Vaterlandes verlassend wandten sich die Tyrier nach Karthago und dessen Colonialstädten, wo sie große Vorrechte besaßen, und erleichterten somit den Feinden das Streben, die trotzige Macht des alten Hegemoniestaates zu brechen und den kleineren Städten das Uebergewicht

Phönizien unter babylonischer Herrschaft.

Phönizien unter persischer Herrschaft.

Sidon's zweite Hegemonie.

zu verschaffen. Und wie sehr auch im Allgemeinen die Perser anfangs die Phönizier begünstigen mochten, kluge Staatskunst rieth ihnen doch, den Neid und die Eifersucht der schwächern Seestaaten gegen das gebietende Tyrus zu nähren und dadurch ihre eigene Herrschaft fester zu begründen. Zu dem Zweck verliehen sie den Sidoniern wieder die Vorherrschaft, so daß ihr König die phönizische Bundesflotte im persischen Dienste befehligte, und betrieben die Anlegung der neuen Bundesstadt Tripolis, wo unter dem Vorsitz Sidon's die gemeinsamen Angelegenheiten des phönizischen Staatenbundes vertreten werden sollten.

Die Bundesstadt Tripolis. Diese von den drei Städten Sidon, Tyrus und Aradus gegründete und bevölkerte Bundesstadt, die aus drei gesonderten mit Mauern umgebenen Quartieren bestand, wurde der Sitz und Versammlungsort des Nationalrathes (Synedrium), zu welchem die genannten drei Staaten außer ihren Königen je hundert Senatoren abordneten, welche über Krieg und Frieden entscheiden, die höchste Gerichtsbarkeit üben und die allgemeinen Bundes- und Handelsinteressen wahren sollten. Man wählte ohne Zweifel ein neutrales Gebiet, um die Unabhängigkeit der Berathungen zu sichern, ein deutliches Zeugniß des innern Zwiespaltes der einzelnen Staaten. „Da die Könige der drei Bundesstaaten," sagt Movers, „sammt der hohen Aristokratie hier mit großem Gefolge und in Pracht wetteifernd Hoflager hielten, so begreift man bei den Feindseligkeiten der einzelnen Staaten gegen einander, die hier geschlichtet werden sollten, die Theilung der Stadt, etwa zuerst in drei Lager, dann in drei durch Festungswerke geschiedene Stadttheile, und es erklärt sich leicht die große Blüthe von Tripolis, welches zu den bedeutendsten Städten Phöniziens gehörte." Die Stadt stand unter dem Schutze der Kabiren, d. h. der Mächtigen, eines ursprünglich aus Aegypten eingeführten Götterkreises, mit dem jetzt die sieben Hauptgottheiten der phönizischen Städte verschmolzen wurden (s. unten). Aus Allem geht hervor, daß während der persischen Herrschaft Sidon den ersten Rang unter den phönizischen Bundesstädten einnahm, bis es durch seine Empörung, von der später die Rede sein wird, den Zorn der Machthaber reizte und die Zerstörung der Stadt herbeiführte, worauf das alte Byblus in die dritte Stelle als Bundesstaat in Tripolis einrückte.

2) Staat und öffentliches Leben.

Die Gründung der „Dreistadt" (Tripolis) auf neutralem Boden ist die letzte kraftvolle Lebensäußerung des phönizischen Bundesstaats oder Staatenbundes und es scheint darum hier der geeignete Ort zu sein, das innere Verfassungs- und Staatsleben jener regsamen Handelsstädte an der Seeküste des Libanon in seinen Grundzügen darzulegen, so weit es sich aus den spärlichen Nachrichten erkennen und aus den Analogien anderer Staaten, namentlich der phönizischen Colonien, welche die Einrichtungen der Mutterstaaten beibehielten, errathen läßt. Staatenbund und Hegemonie. Aus dem obigen Abriß der äußern Geschichte geht hervor, daß die Städte Phöniziens zu allen Zeiten das Bedürfniß einer Verbrüderung zu gemeinsamer Abwehr der zahlreichen Feinde empfunden und

zu dem Ende Bundesverhältnisse geknüpft haben, die dann von einzelnen Staaten von hervorragender Machtstellung zur Begründung einer Vorherrschaft (Hegemonie) benutzt worden sind. Da die Vereinigung zu einem Staatenbunde nicht aus freier Wahl und Ueberlegung der einzelnen Städte hervorging, sondern theils aus Noth, theils aus Gründen der Verwandtschaft oder Abhängigkeit, so beruhte das Verhältniß nicht auf einer vertragsmäßigen Uebereinkunft, sondern war das Ergebniß des Zwanges. Die kleinern Städte schlossen sich nothgedrungen an die größern an, weil sie der drohenden Macht sich nicht zu erwehren vermochten oder weil sie sonst den äußern Feinden erlegen wären. So wurde Sidon frühe das Haupt eines umfassenden Städtebundes, und indem es klug sein Uebergewicht zu Ansiedelungen der eigenen Bürger in den untergebenen Orten benutzte, verwandelte es diese allmählich in Töchterstädte und schuf somit das Bundesverhältniß in ein Verwandtschaftsverhältniß um. Auf ähnliche Weise verfuhr in der Folge Tyrus, dessen Hegemonie mitunter sehr drückend gewesen zu sein scheint, daher die assyrischen und babylonischen Eroberer in ihren Kriegen wider den meerbeherrschenden Handelsstaat bei den übrigen phönizischen Städten nicht selten Vorschub und Hülfe fanden. Den Tyriern war diese feindselige Gesinnung der unterworfenen Bundesstädte nicht unbekannt; um sich ihrer Treue zu versichern und einem Abfall vorzubeugen, wandten sie wahrscheinlich dasselbe Mittel an, dessen sich später Karthago mit so vielem Erfolg bediente — sie hoben aus den edlen Geschlechtern der Bundesstaaten Truppen aus und benutzten sie zu Besatzungen sowohl in der Metropole als in den Colonien. Darum nennt Ezechiel (27, 11) unter den persischen und lydischen Söldnertruppen der Tyrier auch „die Söhne Arvads“, die ihre glänzenden Schilde zur Sicherheit und Zierde der Stadt wie einen Kranz um die Zinnen der Wachtthürme aufgehängt hätten. Ein solches von Herrschsucht, Habgier und Handelsneid bestimmtes Verhältniß störte das einträchtige Zusammenleben und lähmte die Kräfte des Bundes.

Auch über das innere Staatsleben der einzelnen Gemeinwesen fehlen uns ausführlichere Nachrichten. Aus wenigen spärlichen Andeutungen geht hervor, daß in allen phönizischen Städten eine nach Abstammung, Rechten und Ehren höchst verschiedene Bevölkerung bestand, die zunächst in herrschende Geschlechter und unterwürfige Stände geschieden, mit der Zeit in viele Gliederungen und Rangstufen aus einander ging. Den Kern und Mittelpunkt bildeten die altphönizischen Stämme, die sich in eine Anzahl von Geschlechtern oder Genossenschaften theilten, welche dann wieder in eine größere oder kleinere Zahl von Familien zerfielen. Diese Stämme, Geschlechter und Familien waren die Aristokratie der Altbürger, welche im Besitz des Grundeigenthums und Vollbürgerrechts allein das Staatswesen leiteten, die Priesterwürden und Ehrenämter bekleideten und die großen Handelsunternehmungen ausführten. Das angesehenste Geschlecht aus dieser Erbaristokratie gab dem

Verfassungen.

Königthum. Staate den König und wahrscheinlich auch den Oberpriester des Haupt- und Schutzgottes der Stadt. Mögen auch in einzelnen kananäischen Gemeinwesen theokratische oder republikanische Verfassungen bestanden haben, im Allgemeinen hatten sämmtliche phönizische Staaten Könige, die sich, wenn auch mit einzelnen Unterbrechungen, in Tyrus, Sidon, Aradus, Byblus und Berytus bis in die macedonische Zeit erhielten. Als Söhne und Abkömmlinge der städtischen Schutzgötter und als Glieder des ältesten Stammes hatten sie ihre Würde erblich, doch scheint schon frühe in einzelnen Staaten, namentlich in Tyrus, die Sitte aufgekommen zu sein, daß die Aristokratie irgend ein Glied aus der Herrscherfamilie zum König wählte und den Erkornen durch das Gesammtvolk proklamiren ließ. Die Könige waren Heer- und Flottenführer und Oberrichter, aber sie wurden in ihrer Amtsführung durch die aristokratischen Geschlechter, die nicht nur die meisten Stellen erblich besaßen, sondern auch als die Räthe der Stadt die gesetzgebende Gewalt ausübten, sehr beschränkt. Für die mangelnde Macht sollen gewisse Ehrenrechte einen Ersatz bieten. Dem König stand das Purpurkleid als Zeichen der Herrscherwürde zu, eine Auszeichnung, die den Königen von Sidon und Tyrus zuerst beigelegt worden und von da zu andern Völkern gekommen sein soll. Er wohnt in „Elfenbeinpalästen", umgeben von rauschendem Saitenspiel und dienenden Frauen und Fürstentöchtern. Seine Einkünfte flossen aus den bedeutenden Krongütern, die von Zinsbauern bebaut, reichliche Erträge lieferten, und aus dem ergiebigen Handel, den der „Handelsfürst" auf eigenen Schiffen treiben ließ.

„Wie ein Gott auf einem Göttersitz," sagt Ezechiel (28, 2. 13), „thront der König von Tyrus inmitten des Meeres; in Eden, im Garten Gottes wohntest du, allerlei kostbares Gestein war deine Decke, Carniol, Topas und Diamant, Chrysolith, Onych und Jaspis, Sapphir, Karfunkel und Smaragd und Gold; die Kunstwerke deiner Ringkasten waren an dir, am Tage deiner Geburt wurden sie bereitet;" und in dem 45. Psalm, worin Movers ein Festgedicht bei der Vermählung einer israelitischen Königstochter mit einem Beherrscher von Tyrus erkennen will, heißt es: „Myrrh' und Aloe und Cassia sind all deine Kleider; Königstöchter sind unter deinen Geliebten; es steht dir zur Rechten die Königin in Gold von Ophir; von Goldwirkerei ist ihr Gewand; auf bunten Teppichen wird sie zum Könige geführt; Jungfraun, ihre Gespielinnen hinter ihr her." Wenn es weiter heißt: „Zu Fürsten setzest du deine Söhne in allen Landen", und Jesajas (23, 8) Tyrus die „Kronenspenderin" nennt, „deren Kaufleute Fürsten seien", so soll damit die Sitte angedeutet werden, Söhnen oder Gliedern des Königshauses der Metropole die erste Würde in den Töchterstädten zu übertragen.

Hohepriester. Zu der Zeit, als Inseltyrus mit dem Tempelgebiet noch nicht zur bewohnten Stadt gehörte, stand dasselbe wohl gänzlich unter der Leitung des Hohenpriesters, welcher als Stellvertreter des göttlichen „Stadtkönigs" ursprünglich gleichen Rang mit dem König gehabt haben mag und auch in der Folge noch als „Nächster nach dem König" gegolten hat, daher auch diese Würde, mit welcher der königliche Purpurmantel verbunden war, in der Regel von einem

Bruder oder nahen Verwandten des Königs bekleidet wurde. Tempelgüter und Zehnten verschafften dem Hohenpriester und seinen Untergebenen bedeutende Einkünfte und dem Heiligthum die berühmten Schätze und Reichthümer. In den meisten phönizischen Städten und Colonien war die Priesterwürde das Erbe eines bestimmten Stammes oder Geschlechts, das eine hervorragende Stelle in dem Staatsleben innegehabt zu haben scheint.

Wie in kriegerischen Staaten das Königthum gewöhnlich über die Aristokratie emporsteigt und zum Despotismus ausgebildet alle Staatsglieder mit gemeinsamer Knechtschaft drückt, so erheben sich in Handelsstaaten die aristokratischen Geschlechter, die mit der Herrscherfamilie gleichen Alters und Ursprungs sind, in der Regel zu solchem Ansehen, daß sie das königliche Vorrecht entweder beseitigen und gewählte Vorsteher an die Spitze der Verwaltung und Rechtspflege stellen oder, falls sie die Würde fortbestehen lassen, sich selbst den wichtigsten Theil der Staatsgewalt aneignen und dem Königthum außer der Ehre nur die Vollziehungsgeschäfte zutheilen. Der letztere Fall trat bei den phönizischen Staaten ein. Die Geschlechter und Stämme, deren Ahnherren in dem Küstenlande seßhaft waren, ehe die Einfälle der Amoriter und Hebräer die Städte mit einer Masse fremden Volkes ohne Besitz und Recht gefüllt hatten, nahmen nicht nur an der Regierung und Rechtspflege Theil, sie übten auch vorzugsweise die gesetzgebende Gewalt und gaben bei allen großen Handels- und Colonisationsunternehmungen den Ausschlag. Da der Hauptreichthum weniger auf Grundeigenthum als auf dem Handelsgewinn beruhte, und bei dem Verkehrs- und Industrieleben der König mit den großen Handelsherren auf gleicher Linie stand, so mußte ein Gefühl der Gleichheit unter der bevorrechteten Erbaristokratie entstehen, woraus sich die Formen eines gegliederten Gemeinwesens entwickelten. Die Familienhäupter, die Vertreter der Geschlechter und Stämme bildeten in allen phönizischen Städten den Rath oder Senat, der in größerer oder geringerer Zahl die öffentlichen Anliegen besorgte, den Gang der Regierung und Rechtspflege bestimmte und überwachte und bei allen Fragen von gemeinsamem Interesse gehört wurde. Je nachdem sämmtliche Familienhäupter oder nur die Vertreter der Geschlechter und Stämme beigezogen wurden, schieden sich diese Collegien in größere und engere Räthe und Ausschüsse, so daß neben dem **Könige**, oder, wie in Karthago, neben den beiden **Sufeten**, ein **engerer** und **weiterer Ausschuß** von je zehn oder dreißig Rathsherren und ein **kleinerer** und **größerer Rath** oder **Senat** von je 300 oder 600 Mitgliedern das Staatsleben in den bedeutenderen Stadtgemeinden geleitet haben werden.

Die aristokratischen Geschlechter.

Neben dem König und den edlen Geschlechtern, aus denen die **Senatoren** und **Altermänner** gewählt wurden, wird sowohl in den Metropolen als in den Colonien noch häufig des **Volks** oder der **Volksgemeinde** gedacht, die ursprünglich aus unfreien und rechtlosen Schutzbürgern bestehend,

Die Volksgemeinde.

bei zunehmender Bildung und Wohlhäbigkeit an Bedeutung gewann, so daß sie in den spätern Jahrhunderten keinen geringen Einfluß auf das öffentliche Leben übte. Zur Zeit Alexander's werden in Tyrus Staatsangelegenheiten in der Volksversammlung verhandelt, die als eine turbulente, von den Senatoren nur mit Mühe gezügelte Menge erscheint. Diese Volksgemeinde bestand in den Städten aus sehr gemischten Elementen. Zu der unfreien oder ärmeren Bevölkerung, die seit den Tagen der Gründung vorhanden und durch Eroberung oder Colonisation in ein untergeordnetes oder rechtloses Verhältniß gekommen war, gesellte sich mit der Zeit eine große Menge von Fremden, die angelockt durch die Aussicht auf Gewinn und Erwerb, aus der Nähe und Ferne in den phönizischen Handelsstädten und Emporien zusammenströmten, sich dauernd daselbst niederließen und in besondere Innungen getheilt, sich gewisse Rechte erwarben. Die Zahl dieser Einwanderer, die sich als Händler, Fabrikarbeiter, Handwerker, Matrosen, Steuerleute u. dgl. in den phönizischen Handels- und Seestädten niederließen, muß sehr groß gewesen sein, da die Propheten des Alten Test. sie mehrmals mit Schwärmen von Heuschrecken vergleichen. Diese unteren Volksklassen, aus denen Viele zu Wohlstand, Besitz und Bildung gelangten, vermehrten sich in demselben Verhältniß, als die herrschenden Geschlechter, die gewöhnlich keine Ehebündnisse mit Unebenbürtigen eingingen, an Zahl abnahmen; und es lag daher in dem natürlichen Gang der Dinge, daß die anfangs zurückgesetzten Stände sich nicht nur bürgerliche Rechte erwarben und in den Gemeindeverband aufgenommen wurden, sondern daß sie auch auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß erlangten und an der Regierung Theil nahmen. Wie Viele auch gerade aus dieser Klasse jährlich in die Colonien ausgewandert sein mögen, wo den Regsamen und Besitzlosen bürgerliche Rechte und gewinnreiche Beschäftigung in Aussicht standen, dennoch lehrt die spätere Geschichte von Tyrus und Sidon, daß der städtische, nach den Gewerben in Zünfte, Innungen und Genossenschaften getheilte Demos an Ansehen und Bedeutung mit den Jahren gewonnen habe, und die herrschenden Geschlechter mußten sich um so mehr beeilen, ihre lückenhaften Reihen mit den emporstrebenden Gliedern der Volksgemeinde zu ergänzen, als die beträchtliche Anzahl von Sclaven und Söldnern, die sich in den Mauern der reichen phönizischen Städte aufhielten, nicht selten durch Aufstände und wilde Frevelthaten Leben und Eigenthum gefährdeten und das Gemeinwesen erschütterten. Aus einzelnen dunkeln Andeutungen geht hervor, daß Tyrus durch ähnliche Söldnerkriege und Sclavenempörungen, wie die Geschichte Karthago's sie aufzuweisen hat, furchtbar heimgesucht worden sei, ja auf den meisten edlen Geschlechtern lag der Makel einer ehrlosen Abstammung von Sclaven. Sollen doch, wie gesagt, die Söhne einer Kinderwärterin im königlichen Palaste zwölf Jahre lang über Tyrus geherrscht haben.

Sclaven und Söldner.

Auf solche schreckliche Katastrophen in den Nachbarstaaten scheinen die Aeußerungen in

den sogenannten salomonischen Schriften zu deuten (Koh. 10, 7): „Ich sah Sclaven auf Rossen und Fürsten auf der Erde wie Sclaven gehen.“ (Prov. 30, 21): „Unter einem Knecht, wenn er König wird, bebt das Land;“ und 19, 10: „Nicht ziemt Wohlleben dem Thoren, noch weniger dem Sclaven, daß er über Fürsten herrsche.“

Die ländliche Bevölkerung.

Hatten die untern Stände der städtischen Bevölkerung häufig Gelegenheit, ihre Lage zu verbessern, und gelang es sogar bisweilen den Sclaven und den barbarischen Söldnern, sich durch glückliche Aufstände Freiheit und bürgerliche Rechte zu erwerben, so blieb dagegen die ländliche Bevölkerung stets in der drückenden Lage der Hörigkeit und Leibeigenschaft ohne Aussicht auf Eigenthum, ohne den belebenden Odem der Freiheit, und oft der Gefahr ausgesetzt, durch die unbarmherzigen Handelsherren gewaltsam in die Colonien abgeführt zu werden, um fern von der Heimath, fern von Verwandten und Freunden als Knechte das fremde Land zu bestellen. Aller Grund und Boden in Phönizien gehörte den herrschenden Geschlechtern und bestand theils aus Staatsländereien, woraus die Hofhaltung, die Bedürfnisse des Königs und die Kosten der Regierung bestritten wurden, theils aus Tempelgut, von dessen Ertrag die Priesterschaft ihre Einkünfte bezog und Cultus und Nationalheiligthum unterhielt, theils aus Herrengütern, welche von einer unfreien Bauernschaft bebaut wurden, die nebst einem stehenden Pachtzins ein Drittel oder Viertel von dem Ertrag an Getreide, Wein, Oel und Früchten an die grundherrlichen Eigenthümer abgeben mußte. Die reichen Kaufherren der Stadt, die mit der meistens andern Stämmen angehörigen und in Glauben und Sitten verschiedenen Landbevölkerung durch keine Bande des Bluts oder der Pietät verknüpft waren, suchten diese Verhältnisse so viel als möglich zu ihrem Vortheil auszubeuten und bewiesen hier wie allenthalben jene engherzige und hartherzige Gewinnsucht, jenes Raffen und Haschen nach Einkünften und Reichthümern, die schon das Alterthum rügte und die allen Handelsstaaten ankleben. Diese Hab- und Erwerbsucht, verbunden mit dem Ehrgeiz und dem aristokratischen Dünkel bevorzugter Geschlechter, die in vornehmer Abgeschlossenheit sich in immer engere Grenzen zusammenzogen, alle Ehrenstellen unter sich theilten und die Entstehung und Entwickelung eines regsamen Mittelstandes hinderten, so wie der Neid und die Mißgunst auf jede aufstrebende Kraft, mochte sie sich in einem Staat, in einem Stand oder in einer Persönlichkeit kund geben, haben das phönizische Staats- und Gemeindeleben gelähmt und gebrochen und die in vielen Dingen so bewunderungswerthe Natur des Volkes im innersten Kerne vergiftet.

3) Colonien, Industrie, Handel.

Sidonische Colonien. Der Zudrang der kananäischen Völkerstämme nach der schmalen Seeküste, der schon zur Zeit der Ausbreitung der Amoriter (um 1400) und der Rückkehr der Israeliten aus Aegypten (um 1300) die meerbeherrschenden **Sidonier** bewog, die Ueberzahl der Bevölkerung nach Cypern und den Inseln des ägäischen Meeres zu führen und zu gleicher Zeit an der Nordküste von Afrika, in einer an Oelbäumen und Dattelwäldern, an Feigen und herrlichen Früchten reichen Gegend unter einem lachenden Himmel die Pflanzstädte **Hippo**, **Groß-Leptis** u. a. zu gründen, dauerte in den nächsten drei Jahrhunderten fort und nöthigte die Phönizier, stets auf neue Auswege bedacht zu sein. Die Eroberungskriege und Stammfehden der Israeliten mit den eingebornen Völkerschaften, welche von den Tagen Josua's unaufhörlich fortdauerten, bis die letzten Reste unter Salomo dem Loose der Leibeigenschaft anheimfielen, die Bewegungen, welche durch die Kriegszüge assyrischer und ägyptischer Könige in sehr früher Zeit über das Küstenland am Libanon verbreitet wurden, verbunden mit der lockenden Anziehungskraft, welche das gewinnreiche Handels- und Industrieleben der phönizischen Seestädte auf die dürftige Menge wie auf die unternehmenden Kräfte in der Nähe und Ferne zu allen Zeiten ausübte, schufen periodenweise eine solche Uebervölkerung, daß der enge Boden die Volkszahl nicht zu fassen vermochte und daß schon der Trieb der Selbsterhaltung die Phönizier zur Gründung von überseeischen Colonien anregen mußte. Was die Noth geschaffen, wurde aber bald für das strebsame Volk die ergiebigste Quelle der Macht und des Reichthums; besonders seitdem das unternehmende **Tyrus** Tyrische Colonien. an die Spitze des Bundesstaates getreten war. Die Phönizier besetzten die Sicilien. Küsten von **Sicilien** (Trinakria) und gründeten daselbst blühende Handelsniederlassungen und Factoreien, das westliche **Motye** mit seinen Webereien und Färbereien, östlich **Panormus** (Palermo) und **Solûs** (Solanto). Die zahlreichen in Westsicilien aufgefundenen Münzen mit der phönizischen „Lager der Buntwirker" gedeuteten Inschrift sind jedoch nicht, wie man früher annahm, in Panormus, sondern in Karthago selbst geprägt. Sie machten den trefflichen Hafen von Malta. **Melite** (Malta) zum Mittelpunkt und Stationsplatz der westlichen Schiffahrt; sie bauten auf der gegenüberliegenden Küste, in der reizenden und fruchtbaren Landschaft Zeugitana, wo der Oelbaum und die Palme prangt, das Getreide hundertfältige Früchte trägt und der Weinstock zweimal im Jahr geerntet wer- Utika. den kann, die Handelsstadt **Utika** (c. 1100) auf einer vorspringenden Landzunge, die sie durch einen Kanal inselartig abgruben. Denn die Tyrier liebten es, bei der Anlegung von Töchterstädten die heimische Mutterstadt zum Vorbild zu nehmen und mit einer Inselveste, welche die Burg und das Heiligthum trug und für die Waaren einen sichern Hafen und Lagerungsort bot, die nahe Küste

zu einer Doppelstadt zu verbinden. Auf ähnliche Weise wurde auch wenige Jahre nachher auf einer schmalen langgestreckten Insel außerhalb der vorspringenden Felsenspitzen, die das Alterthum als die „Säulen des Herkules" bezeichnete, die tyrische Pflanzstadt Gades (Cadix) angelegt und mit der Küste in Verbindung gesetzt. Diese Stadt mit dem Heiligthume des tyrischen Schutzgottes Melkart (Herkules) wurde der Stützpunkt und das stolze Emporium des spanischen Handels, wo die von den Propheten Juda's gefeierten „Tarsisschiffe" anlegten, um die Schätze der metallreichen Halbinsel der Heimath zuzuführen. Der unendliche Gewinn, der hierdurch den phönizischen Handelsherren erwuchs, spornte zu neuen Unternehmungen und Wagnissen. Auf der Südspitze von Sardinien wurde Caralis (Cagliari) gestiftet; die Balearen und Pityusen erhielten tyrische Ansiedler; die Südküste Spaniens innerhalb und außerhalb der Meerenge und das gegenüberliegende Gestade von Afrika (Mauritanien) wurden durch Pflanzstädte und Niederlassungen in das Bereich des phönizischen Handels- und Fabriklebens gezogen. Der Mittelpunkt der tyrischen Colonialthätigkeit aber blieb das schöne vom Bätis (Guadalquivir) durchströmte Land, das von dem alten Namen des silberführenden Flusses Tartessus den Namen Tarsis führte, woraus dann die spätere Benennung Turdetanien hervorging. Die zweihundert Städte, die noch in Strabo's Zeit das reiche Land zählte, waren, wie Movers aus den Namen, aus alten Münzen und aus zerstreuten Sagen und Notizen zu beweisen sucht, größtentheils, wo nicht sämmtlich, phönizischen Ursprungs, und die Mündungen der Flüsse nach Morgen und Abend waren im Gebiet phönizischer Colonien. Die zunehmende Bevölkerung des Mutterlandes, wo die Aussicht auf Gewinn und Erwerb eine Menge Volks aus den Nachbarländern anzog und eine turbulente Bewohnerschaft erzeugte, die mit einem bewegten Handels- und Staatsleben nothwendig verbundenen Parteikämpfe und Volksunruhen, die große Zahl rüstiger und trotziger Söldner aus Karien und andern vorderasiatischen Ländern, die unterworfenen und cultivirten Völkerschaften in dem Gebiete der ältern Töchterstädte, diese und andere Volkselemente machten die fortwährenden Colonisationen nicht nur möglich, sondern auch rathsam und nothwendig. Mißwachs und Theuerung, Landplagen und Erdbeben machten die ärmere Klasse, Aussicht auf Gewinn und Wohlstand, auf Rechtsgleichheit und politische Ehren den aufstrebenden, im aristokratischen Mutterlande zurückgesetzten Mittelstand zur Auswanderung willig und geneigt. Anhänglichkeit an den heimischen Boden konnte bei der gemischten und an das Wanderleben gewöhnten Bevölkerung nicht tief Wurzel schlagen.

Gades. Sardinien. Tartessus und „Tarsis". Ursachen der Auswanderung.

Die Bürger von Tyrus und andern phönizischen Städten, die das Unternehmen leiteten, bildeten in den Pflanzstädten, welche die Verfassung der Metropole beibehielten und zu den Schutzgöttern der Heimath beteten, den Rath und bekleideten die obrigkeitlichen Aemter. Die „Mischlinge aus verschiedenen

Stellung der Colonien zum Mutterland.

Völkern", die unter ihrer Führung auszogen, traten dann zu diesen in dasselbe Verhältniß, in dem die Führer selbst zu den aristokratischen Geschlechtern der Vaterstadt gestanden. Nur Karthago machte, wie schon erwähnt, eine Ausnahme und stellte sich gleich anfangs in ein Oppositionsverhältniß zu der Metropole. Doch behielt auch diese große Pflanzstadt, die sehr bald das heimische Tyrus an Macht und Ansehen überholte und selbst an die Spitze der westlichen Colonien trat, sowohl die religiösen Institute und die heimischen Götter als die politischen Einrichtungen und Gesetze bei. Alle phönizischen Colonien verehrten die Nationalgötter der Heimath und richteten ihr Religionswesen, ihre Opfer, Feste, Priesterthum und heiligen Gebräuche ganz auf dieselbe Weise ein; sie steuerten den Zehnten zu dem Melkarttempel in Tyrus und bewiesen bei den großen Nationalfesten durch feierliche Gesandtschaften ihre Pietät und kindliche Ehrfurcht; eben so nahmen sie bei der Einrichtung ihres Staats- und Rechtslebens die Verhältnisse, Gesetze und Rechtsformen des Mutterstaats zum Vorbild; zu welchen Abgaben und Leistungen sie aber verbunden waren und welche Verschiedenheit obwaltete zwischen den Colonien, die unmittelbar vom Staate selbst gegründet und in Abhängigkeit von demselben gehalten wurden, und zwischen solchen, die von Einzelnen oder von Gesellschaften auf eigene Hand und mit eigenen Mitteln ihre Entstehung nahmen, kann bei dem Mangel zuverlässiger Nachrichten nicht mit Sicherheit dargethan werden. Daß aber ein solcher Unterschied bestand und daß die Verhältnisse und Verpflichtungen der Colonien zum Mutterlande auf verschiedenen Rechtsverträgen beruhten, geht aus vielen Andeutungen hervor.

Schicksale der spanischen Colonien.

Im spanischen Tarsislande verfuhren die Tyrier wie im Anfang der neueren Geschichte die Spanier in dem neuentdeckten Amerika. Sie tauschten das Silber, das nach der Versicherung der Alten in solcher Menge vorhanden war, daß die Eingebornen alle ihre Geräthschaften und Werkzeuge aus diesem edlen Metall verfertigt hätten, gegen Waaren von geringem Werthe, gegen „Oel und Spielwerk" ein, bis der Vorrath erschöpft war. Dann legten sie an dem „Bergwalde des Tartessus" Silber- und Erzgruben an und suchten durch Gold- und Silberwäschereien aus dem metallhaltigen Flußsande Schätze zu gewinnen. Zu diesen Arbeiten verwendeten sie die in Unterwürfigkeit gebrachten Einwohner des Landes, die schwach und in viele zwieträchtige Stämme und Völkerschaften gespalten den habgierigen Fremdlingen, die mit zahlreichen rüstigen Söldnerschaaren in ihr Gebiet einrückten, nicht zu widerstehen vermochten. Vier Jahrhunderte (von 1100—700) dauerte die Herrschaft der Phönizier in dem fernen Westlande, während welcher Zeit die Halbinsel auf den Küsten wie im Binnenlande mit Colonien von Tyrus und ihren Töchterstädten bedeckt worden ist. Als aber in Folge innerer Zerrüttungen und äußerer Kriege der Glanz des Mutterstaates erbleichte und dafür das nähere Karthago mächtig emporstieg, rissen sich die kleineren entlegeneren Pflanzstädte nach und nach

los und schlossen sich gezwungen oder freiwillig an Karthago an, oder geriethen in die Gewalt der keltischen Stämme, welche gerade um diese Zeit in der pyrenäischen Halbinsel festen Fuß gefaßt zu haben scheinen. Auf diesen Abfall der spanischen Colonien während der assyrischen Kriegszüge deutet wohl der prophetische Ausruf des Jesajas (23, 10) „Ziehe frei durch dein Land, gleich dem Nile, Tochter Tarsis! Kein Gürtel (keine Banden) mehr!" Am längsten bewahrte Gades, der Stützpunkt und die Zwingveste der westlichen Colonien, seine frühere Stellung; aber gedrängt von den iberischen Völkerschaften und gehaßt von den übrigen Pflanzorten, erkannte endlich auch dieses letzte Bollwerk von Tyrus die glücklichere Tochterstadt als Bundeshaupt an. Doch bewahrten die phönizischen Colonien unter Karthago's Vorherrschaft immer noch einige Selbständigkeit. Sie traten in das Verhältniß von Bundesgenossen und Schutzbefohlenen. Daß aber das phönizische Wesen in keinem Lande feste Wurzeln schlug, lag in der Volksnatur. Die Phönizier, bemerkt ein Historiker unserer Tage, hatten nicht die Kraft, die Völker, mit denen sie in Berührung kamen, zu civilisiren und sich zu assimiliren, wie die Hellenen und auch die Italiker. „Selbst der staatsbildende Trieb ist in ihr Gemüth nicht so gepflanzt, wie er überall bei den Indogermanen uns begegnet. Ihre Colonien sind Factoreien; es liegt ihnen mehr daran, den Eingebornen Waaren abzunehmen und zu bringen als weite Gebiete in fernen Ländern zu erwerben und daselbst die schwere und langsame Arbeit der Colonisirung durchzuführen."

Alle Mythen und Traditionen kommen darin überein, daß schon in vorhistorischer Zeit Völkerströmungen aus dem aramäischen Hochlande, aus Arabien und den Ostländern nach dem westlichen Gebirgslande an der Meeresküste stattgefunden, und daß diese aus verschiedenen Ursachen erfolgten Völkerzüge Anstoß zu weitern Auswanderungen über das Meer und zur Gründung von Niederlassungen auf den nächsten Inseln und Küsten geworden, weil der beschränkte Raum die neuen Ankömmlinge nicht zu fassen vermochte. Diese Andeutungen aus dem Mythenalter sind um so glaubwürdiger, als wir an der Schwelle der geschichtlichen Zeit ähnlichen Völkerbewegungen mit gleichen Folgen begegnen, so daß wir also unbedenklich als erste Veranlassung des phönizischen Colonialwesens die Uebervölkerung des Mutterlandes annehmen dürfen. Wir haben schon oben gesehen, wie durch die Kriegs- und Eroberungszüge der Amoriter und ihrer Stammgenossen mehrere kleine Völkerschaften aus ihren Gebirgssitzen nach der Küste gedrängt und von da, mit sidonischen Auswanderern verbunden, neue Wohnplätze auf den westlichen Inseln gesucht haben. Damit war der Anstoß gegeben und der Weg gezeigt; und es lag daher in der Natur der Sache, daß bei den großen Erschütterungen und Volksströmungen, die in Folge der Einwanderung der Hebräer aus Aegypten nach Kanaan und der Ansiedlung der Philistäer an der südöstlichen Küste des Mittelmeeres entstanden, dieser Weg noch ferner betreten wurde und die Zahl der Pflanzstädte mit der Menge vertriebener und umherirrender Völkerstämme sich mehrte. Wenn jene der Mythenzeit angehörenden Colonien der Phönizier auf Cypern, Melos, Thera, Thasos und im ägyptischen Delta unter der Leitung der Gibliten im uralten Byblus angelegt wurden, so fielen die Wanderzüge der geschichtlichen Zeit in die Periode der sidonischen Hegemonie und förderten nicht wenig die imposante Kraftentfaltung der „großen Sidon", und die großartige Entwickelung ihrer Schiffahrt und ihres Welthandels, wodurch sie zum „Markt der Nationen" wurde. Unter der Führung der Sidonier wurden die altphönizischen Ansiedelungen auf

Ausführungen über die Colonien.

Die ältesten Colonien.

Cypern.

Kypros (Cypern) so erweitert und vermehrt, daß, wie schon oben bemerkt, die semitische Bevölkerung daselbst das Uebergewicht hatte, und der Name „Kittier", der in der Folge nur noch die Bewohner des „Städtchens" Citium bezeichnete, nicht nur alle Cyprier, sondern sogar die phönizischen Colonisten in Karien und Cilicien umfaßte. Außer Citium waren Paphos und Amathus phönizische Töchterstädte und selbst Salamis, die spätere hellenische Hauptstadt der Insel, hatte in der Urzeit sidonische Bevölkerung. Das Kupfererz (aes cyprium) machte die Insel den Phöniziern stets zu einem werthvollen Besitzthum. Als Sidons Macht schwand, gerieth Cypern unter die Herrschaft der Tyrier; aber der Druck der Handelsherren lastete schwer auf der Insel, daher auch wiederholte Aufstände vorkamen, die jedoch größtentheils unterdrückt wurden, bis endlich unter dem Schutze der Assyrier und Babylonier griechische und asiatische Völkerstämme in solcher Menge daselbst einzogen, daß der Charakter der Bevölkerung sich veränderte und die Einwohner von Cypern zu einem Mischvolk der verschie-
Kreta denartigsten Herkunft wurden. Auch auf Kreta und Rhodos befanden sich uralte sidonische Niederlassungen; dort waren die Städte Itanus, Lebena und Lampe oder Lappa angelegt worden, um der westlichen Schiffahrt bequeme Anhaltspunkte und der Purpurfischerei sichere Standorte zu bieten. Auf der hafen- und buchtenreichen Nordküste dagegen bildeten die Altkreter (Eteokreter), wohl dem pelasgisch-ionischen Volksstamme angehörend, den Kern der Bevölkerung, gefürchtet als Seeräuber und zugleich geehrt wegen ihrer Gesetzgebung, die an den Namen Minos geknüpft war. Kreta ist ein kleines Festland für sich, bemerkt Curtius, wohlausgestattet und selbstgenügsam; es hat die wilden Schönheiten eines Alpenlandes, heimlich abgeschlossene Bergthäler zwischen staunenerregenden Felsmassen, und dann wieder jene weitgestreckten Küsten, welche nach Asien, nach Libyen und Hellas hingekehrt sind. In Folge der verschiedenartigen Völkermischung nahmen die gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Insel einen Charakter an, der an die Feudalzustände des Mittelalters erinnert, zumal nachdem, wie wir in der Geschichte des hellenischen Volkes erfahren werden, dorische Zuwanderer aus dem griechischen Festlande eingedrungen waren, denen die städtischen Patrizier und Kaufherren gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienst Landbesitz mit gutshörigen Bauern zuwiesen. — Auf
Rhodos. Rhodos hatten sich neben der karischen Bevölkerung phönizische Auswanderer niedergelassen, die, wie alte Sagen berichten, unermeßliche Schätze erwarben; die Altstadt von Jalysus scheint, wie die Küstenstadt Astyra auf dem gegenüberliegenden karischen Festlande, eine phönizische Colonie gewesen zu sein. Der treffliche Hafen und die günstige Lage machten die Insel zu einem werthvollen Besitz, daher sich auch die Griechen frühe mit Gewalt und List derselben zu bemächtigen suchten. Karer und Phönizier werden ferner als die ältesten Bewohner
Cycladen. der cycladischen Inseln erwähnt, und noch in griechischer Zeit fanden sich zahlreiche Spuren einer uralten Wirksamkeit der Phönizier. „Die Purpurfischereien auf den Inseln Nisyrus, Kos, Gyarus und an der Küste des Peloponnes," sagt Movers, „die Buntfärbereien und Webereien auf Kos und Amorgos, der Betrieb des Bergbaues auf der wegen ihres Reichthums an edlen Metallen berühmten Insel Siphnus dürfen dahin gerechnet werden." Die
Thera. uralte Ansiedelung auf „der schönsten" Insel (Kalliste) wurde in der sidonischen Zeit erweitert und von der Geschicklichkeit der Bewohner in Buntwirkerei mit eingewebten Thiergestalten
Melos. hat die Insel von den Griechen den Namen Thera erhalten; eben so die Colonie auf Melos, deren Färbestoffe und Mineralien (Schwefel, Alaun und das melische Weiß) einen ansehnlichen
Cythera. Handelsartikel bildeten; diese beiden Inseln, so wie Cythera, die von dem Reichthum an Purpurschnecken die „Purpurinsel" hieß und für Schiffahrt, Handel und Industrie im hohen Alterthum von großer Wichtigkeit war, kamen mit der Zeit in die Hände der Lacedämonier.
Paros. Die Marmorbrüche auf Paros und Antiparos (Oliaros) wurden schon sehr frühe von
Thasos. den Sidoniern zu Prachtbauten ausgebeutet und auf der Insel Thasos sah noch Herodot einen Berg, welcher durch die Goldbergwerke der Phönizier ganz umgewühlt war. Diese an Wein, Marmor und Gold reiche Insel gelangte jedoch erst durch die Tyrier zu ihrer wahren

Größe und ihrem ausgedehnten Handel nach dem thracischen Festlande. Der tyrische Melkart oder Herakles blieb auch der griechischen Bevölkerung von Thasos „der vaterländische Gott". Der Ertrag der Goldbergwerke belief sich nach Herodot jährlich auf zwei bis dreihundert Talente. Phönizier aus Thasos gründeten dann wieder einträgliche Ansiedelungen in den goldreichen Gegenden am Hellespont und in Thracien, und in Lemnos und Samothrace weis't der uralte Cultus der Kabiren und des Kadmos auf phönizische Einwanderer hin. Von Abdera bis Amphipolis am metallreichen Berge Pangäus und am Strymon finden sich noch in der griechischen Zeit Spuren altphönizischen Anbaues, und manche der spätern milesischen Pflanzstädte an den Küsten der Propontis und des schwarzen Meeres mögen auf den Trümmern uralter phönizischer Handelsniederlassungen neu errichtet worden sein.

Einen großartigen Aufschwung nahm das Colonienwesen der Phönizier in dem Zeitalter als Tyrus die Vorherrschaft besaß. Das griechische Meer den Sidoniern überlassend wagten sich die unternehmenden Tyrier in die noch wenig bekannten westlichen Regionen und gründeten eine Menge Pflanzstädte, die eben sowohl von ihrem regsamen Unternehmungsgeist als von ihrer Klugheit und Umsicht ein glänzendes Zeugniß ablegten. Indem sie die während der langen israelitischen Eroberungskriege nach der Küste zuströmenden kananäischen Völkerschaften nach dem fernen Westen abführten, legten sie in Afrika und in Spanien, auf Sicilien und den umliegenden Inseln Colonien an, die der Stolz des Mutterlandes, die Quelle unermeßlicher Reichthümer, die Werkstätten der Industrie und die Emporien des Handels wurden. — Die schöne und fruchtbare Insel, die von ihrer Gestalt Trinakria („Dreispitzen") genannt ward, bis sie von den aus Italien eingewanderten Bewohnern den Namen Sicilien erhielt, war wegen der günstigen Lage im Centrum des mittelländischen Meeres frühe das Ziel und der Mittelpunkt phönizischer Handelsthätigkeit. „Die Phönizier," sagt Thucydides, „besetzten in ganz Sicilien die Vorgebirge am Meere und die nahe liegenden kleinen Eilande wegen des Handels mit den Siculern; als aber später die Hellenen in großer Anzahl zur See sie befehdeten, verließen sie die meisten Plätze und zogen sich in den Hauptorten zusammen." Als solche, die gleich anfangs die Stützpunkte der Ansiedelungen bildeten, werden bezeichnet: im Süden das Rus (Cap) Melkart, mit der Stadt, welcher die Griechen später den entsprechenden Namen Heraklea (Minoa) beilegten, im Westen Motye auf einer kleinen durch eine schmale Landenge mit der Küste verbundenen Insel, und im Norden die „Felsenstadt" Soloeis (Solûs) und Machanat d. i. Lager, welchen Namen die Griechen in der Folge mit Panormus (Palermo) vertauschten. Die volle Benennung erklärte man als „Lager der Buntwirker", weil hier und in Motye berühmte Webereien und Färbereien sich befanden. Die Heiligthümer und die unzüchtigen Religionsgebräuche auf dem Berge Eryx deuten auf morgenländische Herkunft. Auf der Ostküste wurden die phönizischen Niederlassungen frühe durch die Hellenen verdrängt, doch treten uns noch die unverkennbarsten Spuren entgegen, versichert Movers, „daß sämmtliche später so bedeutende Handelsstädte, wie Pachynus, Syracus, Leontini, Thapsus und Katana, entweder ihrer ersten Anlage nach phönizische Stiftungen waren oder doch schon vor Ankunft der ersten griechischen Colonisten von Phöniziern und Eingebornen bewohnt wurden". Die günstige Lage für Handel und Thunfischfang mußte die erwerbsüchtigen Kaufleute anziehen; auch in Unteritalien scheinen die Phönizier einige durch Kastelle befestigte Niederlassungen besessen zu haben. Auf der Insel Malta, welche den Verkehr zwischen Sicilien und Afrika und zwischen dem Mutterlande und den spanischen Colonien vermittelte, gründeten zuerst die Sidonier ihrer Göttin Astarte einen Tempel, von dem sich noch Spuren vorfinden, zum Schutz ihrer Colonie an dem trefflichen Seehafen; ihr Beispiel fand Nachahmung bei den Tyriern, die ihrem Stammgott Baal-Melkart ebenfalls ein Heiligthum daselbst weihten und die Industrie förderten. Wie noch heute war schon im Alterthum die sorgfältigste Pflege erforderlich, um den kahlen Kalksteinfelsen in fruchtbares Erdreich umzuschaffen und zum Wohnsitz einer zahlreichen Bevölkerung zu machen. Die Erde soll aus Sici-

Tyrische Colonien.

Sicilien.

Malta.

lien herübergebracht worden sein und an den tiefsten Stellen kaum einen Fuß Tiefe haben. Die Felder müssen allenthalben mit Mauern umgeben werden, versichert Movers, damit ein heftiger Regen das wenige Erdreich nicht wegschwemme; außerdem ist es nothwendig, alle zehn Jahre das ganze Feld umzugraben, um eine feste mörtelähnliche Kruste, die sich in dieser Zeit gebildet, von dem Felsen abzuschaben, damit er von Neuem sich eigne, das Regenwasser einzusaugen und festzuhalten. Die Verfassung der Insel trug einen hierarchischen Charakter; die Jahre wurden nach dem jährlich neugewählten Hohepriester gezählt. Auf der

Gaulos.

nahen Insel Gaulos (h. Gozzo) hat man ebenfalls die Grundmauern eines phönizischen

Sardinien.

Tempels entdeckt. An der Küste von Sardinien haben die Tyrier die Hafenstadt Caralis (Cagliari) gegründet, und Nora und Sulzi waren altphönizische Pflanzstädte, aber sowohl

Balearen.

hier als auf den Balearen (Minorka, Majorka, Iviza (Ebusus) und den Fichteninseln (Pityusen), wo sich gleichfalls phönizische Ansiedler niedergelassen, wurden die wichtigsten Pflanzorte erst später von den tyrischen Töchterstädten in Nordafrika angelegt. Die alten Bewohner der fruchtbaren und metallreichen Insel Sardinien wurden von den libyphönizischen Colonisten theils unterjocht und zu hörigen Zinsbauern gemacht, theils in die Berge gedrängt und zu einem ärmlichen Hirtenleben gezwungen. Die Balearier sollen ihre noch zur Zeit der Römer gepriesene Geschicklichkeit im Steinschleudern von den Phöniziern überkommen haben.

Colonien in Afrika. Die Urbevölkerung Nordafrika's.

Der wichtigste Schauplatz phönizischer Colonialthätigkeit war Nordafrika und Südspanien. Von der ägyptischen Wüste bis über die Säulen des Herkules hinaus lebten zahlreiche Volksstämme von mehr oder minder dunkler Hautfarbe, welche die Alten unter dem Gesammtnamen Libyer zusammenfaßten. Im Norden, vom ägyptischen Delta bis in die Gegend, wo in der Folge Karthago gegründet wurde, wohnten die ackerbauenden Libyer in mehrere Stämme gespalten. Von einem derselben, den Maxyern, sagt Herodot: „Sie lassen auf der rechten Seite des Kopfes das Haar wachsen, auf der linken aber scheeren sie es ab, und den Leib bestreichen sie mit Mennig;" das Land sei voll von Waldungen und wilden Thieren. An die Maxyer stoßen nach demselben Geschichtschreiber die Zaucker, „deren Weiber die Wagen lenkten im Streite", also ein Volk, das Pferdezucht trieb. Als ihre westlichen Nachbarn nennt er die Gyzanten oder Byzanten: „Da machen die Bienen eine große Menge Honig, noch viel mehr aber soll von Menschen verfertigt werden, die sich mit der Kunst abgeben. (Er meint damit den aus Palmen gemachten Honig.) Alle diese Leute bestreichen sich mit Mennig und essen Affen, deren gibt es eine unendliche Menge auf den Bergen." Von ihnen trug das reiche und fruchtbare Land an der kleinern Syrte den Namen Byzacium. Diese Stämme, die noch nicht lange vom Nomadenleben zum Ackerbau übergegangen waren, kleideten sich in Ziegenfelle und ihre frühe Bekanntschaft mit der Bienenzucht, mit dem Gemüsebau und mit der Kunst, Worte in Schriftzeichen zu fassen, rührte wahrscheinlich von den Phöniziern her. — Südlich von ihnen hatten die vielverzweigten Hirtenstämme der dunkelfarbigen Mauren, die einst aus Aethiopien an die beiden Syrten eingewandert zu sein scheinen, ihre Weideplätze. Zu ihnen rechnete man die Garamanten, die den Tempel des widdergehörnten Ammon auf der Oase Siva als Nationalheiligthum verehrten. Mit den libyschen Stämmen vielfach vermischt und gekreuzt haben sie ihre ursprüngliche Natur und Racenverschiedenheit frühzeitig abgeschwächt oder verloren. Am Rande der Wüste endlich, auf den Oasen und in den Gebirgsschluchten des Atlas wohnten die Gätuler, Maziken und Numiden, die Stammväter der heutigen Berber, in vielen Völkerschaften und Mischverhältnissen. Movers hat angenommen, daß lange vor der phönizischen Colonisation aus

Libyphönizier.

der Verbindung dieser Urvölker mit kananäischen Einwanderern das Mischvolk der Libyphönizier hervorgegangen sei, das in der Geschichte des phönizischen Colonialwesens eine so bedeutende Stelle einnimmt, und dessen Stammsitze hauptsächlich in der Gegend der beiden Syrten, in Zeugitana und Byzacium waren. Zu zahlreich, als daß sie aus dem kleinen Lande Phönizien abgeleitet werden könnten, in Sprache und Sitten mit den Phöniziern ver-

wandt, aber mehr dem Ackerbau als der Industrie und dem Handel ergeben, seien diese „Libyphönizier“ nur aus einer Verbindung ausgewanderter Bauernschaften aus dem Binnenlande Palästina's mit den afrikanischen Urbewohnern der Gegend entstanden. Diese Auswanderungen sollen aber nicht, wie die Sage meldet, auf einmal, sondern in dem langen Zeitraum von Josua bis Salomo, vom Anfange des Eroberungskampfes bis zur gänzlichen Verknechtung der kananäischen Volksreste zur Zeit des israelitischen Königthums (1. Kön. 9, 20) geschehen sein. Die Nachricht aber von der angeblichen Einwanderung der Kanaaniter beruht auf Procop, der zwei Säulen bei Tigisis in Numidien erwähnt mit der angeblich phönizischen Inschrift: „Wir sind, die da flohen vor dem Angesicht Jesu, des Räubers, des Sohnes Nave.“ Die Juden haben früh in Nordafrika eine bedeutende Stellung gewonnen. In jüdischen und christlichen Kreisen ist zuerst die Vorstellung aufgekommen, die punische Bevölkerung Nordafrika's seien Ueberreste der von den Israeliten ihrer Wohnsitze beraubten Kanaaniter.

Auch daß die Libyphönizier ein Mischvolk seien, ist wohl erst aus dem Namen von den Griechen erschlossen worden. Nach den gewichtigsten Zeugnissen hat der Name eine rein staatsrechtliche Bedeutung. Er bezeichnet mit Ausschluß von Karthago (und vielleicht von Utica) die afrikanischen Phönizierstädte, welche in politischer Abhängigkeit von der Hauptstadt standen. Wahrscheinlich umfaßt der Name sowohl die altphönizischen Städte als die Colonien von Karthago. Sie nehmen neben der Herrscherstadt eine Stellung ein, wie die Latiner neben den Römern. So besaßen sie die Ehegemeinschaft.

Das Land an den beiden Syrten, so wie die gepriesenen Gegenden von Zeugitana und Byzacium waren die Heimath der ältesten und berühmtesten Colonien der Phönizier. Die Schönheit und üppige Fruchtbarkeit der Landschaft, die schon in der Mythe von den Gärten der Hesperiden angedeutet ist, war im ganzen Alterthum gefeiert. „Außer dem Getreidebau,“ sagt Movers, „blühete hier in seltenem Grade die Obstbaumzucht, besonders die Cultur des Oelbaums, deren Erfindung daher wohl in diese Gegend versetzt wird. Der Landschaft Tripolis, die jetzt nur noch an einzelnen Stellen durch ihre Fruchtbarkeit sich auszeichnet, stand Byzacium wenig nach, wo das Getreide hundertfältige Frucht gab, zweimal im Jahre Weinlese war und überhaupt eine Naturfülle gerühmt wird, wie sie kein anderes Land auszeichnet. — Waren die Seefahrer den öden wasserlosen Steppen des nordöstlichen Libyens entlang geschifft und kamen dann zu dieser in der üppigsten Naturfülle prangenden Gegend, die den Alten als das Paradies des Westens erschien, so mochte wohl kein Land der Erde ihnen zu Ansiedelungsstätten mehr geeignet erscheinen.“ In jenen Gegenden, wo der Reisende jetzt nur eine schauerliche, hie und da von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochene Wildniß antrifft, blühten einst zahlreiche Colonien voll reger Gewerbthätigkeit und mit einem emsigen Geschäfts- und Handelsleben. Soll doch der phönizische Kadmus nach der Sage allein hundert Pflanzstädte an jenem blühenden Küstensaume angelegt haben, und die Ruinen aus dem Alterthume, denen man in zahlreicher Menge noch heute begegnet, sind stumme Zeugen des einstigen Flores jener für Verkehr und Schiffahrt so günstig gelegenen Erdstrecke. Zu den ältesten phönizischen Pflanzstädten der Gegend gehören (Groß-) Leptis und das sidonische Hippo. Jene, in der Folge mit Oea und Sabrata zu einem „Dreistaat“ Tripolis verbunden, lag auf einer Landzunge, welche den Schiffen Schutz bot gegen die brandenden Wogen, in der fruchtbaren Gegend am Kinyps. Durch Mauern und Kastelle, von denen noch Trümmer vorhanden sind, gegen plötzliche Ueberfälle gesichert, gestatteten die Einwohner den nomadischen Stämmen der Maken, mit denen sie großen Handel trieben, im Winter ihre Zeltwagen in der Nähe der Stadt aufzurichten. Die Maken und ihre Nachbarn die „Lotosesser“ waren Hirtenstämme, die sich durch den Haarschnitt von einander unterschieden. Als Vermittler des Caravanenhandels leisteten sie gleich den Nasamonen und Psyllen an der großen Syrte den Seestädten wichtige Dienste. Am Rande der kleinen Syrte, in einer von Oliven- und Dattelwäldern, an Gärten und Zuckerrohrpflanzungen reichen Gegend, so wie auf der gegen-

Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes.

Leptis. (Tripolis).

überliegenden Insel Meninx befanden sich mehrere namhafte Pflanz- und Handelsorte der Phönizier, wie die „Feigenstadt" Thenä u. A. — Die Gründung von Hippo in der sowohl wegen ihrer üppigen Vegetation und Naturfülle, als wegen ihrer günstigen Lage zur Seefahrt ausgezeichneten Landschaft Zeugitana verliert sich ins 13. Jahrh. v. Chr. Ein Alt-Karthago von Sidon begründet, ist eine leere Vermuthung von Movers. Unter den andern Pflanzstätten nahm Utika, d. h. Einkehr, als Stationsort und Mittelpunkt des westlichen Handels die erste Stelle ein, bis Karthago ihr den Vorrang abgewann. Auf dem reizenden und fruchtbaren Küstensaum von Byzacium lagen die blühenden See- und Handelsstädte Thapsus, Kleinleptis, Hadrumet, Mapalis, Curubis u. v. a., welche in langer fast ununterbrochener Kette von dem punischen Grenzwall der Karthager unweit Thenä bis zu dem Vorgebirg des Mercur das Gestade bedeckten und fast sämmtlich tyrischer Abkunft waren. — Die Nordküste Numidiens und Mauritaniens, von Hippo bis zur Meerenge, war gleichfalls mit einer Menge tyrischer Töchterstädte bedeckt, von denen uns nur geringe Kunde erhalten ist, deren Anfangssilbe Rus, d. i. Vorgebirg oder Landspitze, jedoch auf phönizischen Ursprung deutet. Auch Ikosium an der Stelle des heutigen Algier und das frühverschollene Chalke rührten von den Tyriern her. Die Nordwestküste von Afrika, die an Ueppigkeit der Vegetation und an Fülle und Reichthum edler Erzeugnisse den reizendsten Gegenden von Byzacium gleichkommt, daher auch die Gärten der Hesperiden von den Alten immer weiter nach Westen gelegt wurden, als die nähere Kunde des Landes neue Reize zum Vorschein brachte, trug schon frühe tyrische Ansiedelungen, die theils direkt von der heimischen Metropole, theils mittelbar von den spanischen Töchterstädten gegründet wurden. Mauritanien, das heutige Fez und Marokko, von dem schon Strabo sagt, daß es ein reichgesegnetes, mit Flüssen wohlversehenes Land sei, das eine zweifache Ernte trage, wo der Fruchthalm eine Höhe von fünf Ellen und die Dicke eines kleinen Fingers erreiche und einen 240fältigen Ertrag gebe, wo von den ausgefallenen Körnern die zweite Ernte ohne Saat reife und an Wein und edlen Pflanzen Ueberfluß sei, wo der metallreiche Atlas zum einträglichsten Bergbau an Gold und Silber einlud, ein solches Land mußte die betriebsamen Phönizier bald anlocken und zur Anlegung von Pflanzstädten reizen. Mag auch die von alten Schriftstellern gerüchtweise erwähnte große Menge tyrischer Colonien im nordwestlichen Afrika übertrieben sein und auf „phönizischen Lügen" beruht haben, so ist doch nicht mit Grund zu bezweifeln, daß die Phönizier daselbst Handelsniederlassungen hatten, die aber schon frühe den zerstörenden Einfällen der räuberischen Nomadenvölker, die noch in den Zeiten der karthagischen Herrschaft in wilder Ungebundenheit die Gegend durchstreiften, erlegen sein mögen, daß Phönizier den Weinstock dahin gebracht haben und daß der treffliche Seehafen Tingis (h. Tanger), der für die spanischen Pflanzstädte von größter Wichtigkeit war, zur Anlegung einer phönizischen Colonie Veranlassung geworden. Noch bedeutender war die phönizische Pflanzstadt Lix auf beiden Ufern des gleichnamigen Flusses mit einem berühmten Heiligthum des Melkart, der Mittelpunkt der merkantilen Thätigkeit der reichen fruchtbaren Umgegend. Zahlreiche Buchten und breite Flußmündungen erleichterten die Schiffahrt und den Küstenhandel. Von der „Felsenstadt" Sala „nahmen die zahlreichen Purpurfabriken ihren Anfang, die von da an entlang der ganzen südlichen Küste Mauritaniens bis gegenüber den kanarischen Inseln lagen und noch in jüngerer Zeit in Betrieb waren". Die fünf punischen Städte, die gegen Ende des 6. Jahrh. v. Chr. der Karthager Hanno vielleicht an der Stelle früherer phönizischer Ansiedelungen jenseits des Südhorns Soloeis gründete, setzt Movers nach der für den Handel mit dem innern Afrika so günstig gelegenen, durch herrliches Klima ausgezeichneten Landschaft Suse, südwärts des Cap Cantin. „Auf dem ergiebigsten Boden," heißt es in neuern Reiseberichten von dieser Gegend, „gedeihen hier die Produkte, welche sonst nur im hohen Süden fortkommen. Indigo und Zuckerrohr wachsen wild. Tagelang wandert der Reisende in dem Schatten von Olivenhainen und mit einiger Nachhülfe von Seiten der trägen Bewohner

Hippo. Utika. Numidien und Mauritanien. Ikosium. Tingis. Lix. Sala. Landschaft Suse.

würde das ganze Land zu einem einzigen Weinberge umgewandelt werden können. Auch an Metallen aller Art, besonders an Silber, Kupfer, Eisen, Bleierzen ist die Provinz Suse reich und es fehlt nur an fleißigen Händen, um aus den noch von den Portugiesen bearbeiteten Minen reiche Schätze zu gewinnen."

Spanische Colonien.

Die uralte Sage, daß Herkules, worunter der tyrische Stadtgott Baal-Melkart zu verstehen ist, Völker von allerlei Stämmen und Gegenden zu Schiffe nach Spanien geführt und dort gelassen habe, scheint auf frühe Ansiedelungen kananäischer Völkerschaften in der iberischen Halbinsel zu deuten. Doch gebührt den Tyriern allein der Ruhm, jenes silberreiche Land Turdetanien von den Säulen des Herkules bis zum Flusse Anas (Guadiana) colonisirt und das räthselhafte Tarsis, das Peru und Californien des hohen Alterthums, unter ihre Herrschaft gebracht und einer höheren Cultur entgegengeführt zu haben. Eine alte Sage, die Strabo dem Posidonius nacherzählt, aber für eine „phönizische Lüge" hält, meldet über die Gründung von Gades: Ein Orakelspruch habe einst den Tyriern befohlen, nach den Säulen des Herkules (Melkart) Colonien zu senden. Als nun diejenigen, welche in Folge dieses Gebots zur Untersuchung abgeschickt worden, an die Meerenge bei Kalpe gekommen, hätten sie dieses hohe und steile Vorgebirg, so wie das gegenüberliegende nur ein Stadium davon entfernte auf der afrikanischen Seite (Abylyx) für das Ende der bewohnten Erde und für die vom Orakel bezeichneten Säulen gehalten und diesseits der Meerenge dem Herkules ein Opfer gebracht. Als aber die Opferzeichen ungünstig ausgefallen, hätten sie nicht gewagt, eine Stadt zu bauen, sondern seien nach Hause zurückgekehrt. Bei einer zweiten Fahrt seien sie über die Meerenge hinaus bis zu einer dem Herkules geweihten Insel, gegenüber der iberischen Stadt Onoba, geschifft; aber auch diesmal seien sie wegen ungünstiger Opfer unverrichteter Dinge heimgesegelt. Erst bei der dritten Unternehmung, als sie auf einer schmalen Insel, südwärts des Flusses Tartessus (Bätis) gelandet und die dargebrachten Opfer günstig ausgefallen seien, hätten sie auf der Ostseite der Insel dem Melkart einen Tempel errichtet, auf der Westseite aber den Grund zu einer Stadt gelegt, der sie den Namen Gadir d. i. Veste, Mauer gegeben. Eine sehr schmale Meerenge, nicht breiter als ein starker Strom und in jüngerer Zeit mit einer Brücke überbaut, schied die Insel von dem Festlande, von wo aus das Trinkwasser herbeigeschafft werden mußte und wo auch ein Theil der Bürger wohnte. Diese Herkulesstadt Gades, der Stützpunkt des westlichen Verkehrslebens, das Haupt des gegenüberliegenden „Tarsislandes", wurde wenige Jahre nach der Gründung von Utika (1100 v. Chr.) erbaut. Obwohl am Ende der Welt und auf einer schmalen ärmlichen Insel gelegen, ist nach Strabo's Versicherung die Stadt durch die Tüchtigkeit ihrer Bewohner so groß geworden, daß sie nur der Stadt Rom an Bevölkerung nachstand und die meisten und größten Schiffe in das innere und äußere Meer aussandte. Viele Kaufleute befänden sich auf den Schiffen oder auswärts, andere hätten sich auf der gegenüberliegenden Küste angebaut und somit Gades zu einer „Doppelstadt" gemacht. Deshalb sei die in der Stadt selbst anwesende Bevölkerung doch nicht so groß. „Mehr als ein Jahrtausend nach der Stiftung," sagt Movers, „wurde in demselben Heiligthum, welches die Erbauer von Gades gegründet, noch der heilige Dienst ganz so wie ehedem in der Mutterstadt Tyrus gefeiert und noch lange nachher, als Gades nur mehr ein unbedeutender Ort war, wurden noch die Feste des Herakles hier begangen." — Das in den biblischen Schriften so viel gepriesene „Tarsis" oder Tartessus ist das von dem Bätis durchströmte metallreiche Küstenland von Kalpe bis zum Anas, folglich der westliche Theil von Turdetanien. Ueber den Reichthum des Tarsislandes sind alle Schriftsteller des Alterthums einig. Geschlagen Silber wird aus Tarsis gebracht, sagt Jeremias (10, 9), der sicilische Dichter Stesichorus (c. 600) singt von dem Tartessus, welcher „aus unendlichen Quellen mit silbernem Boden entsprungen", ein anderer von dem Lande, das „stromgerolltes Zinn und Gold und Erz zugleich in Menge trage". Und Diodor berichtet (V, 35), nachdem er der von Posidonius gemeldeten Sage erwähnt, daß die Pyrenäen d. i. Feuerberge ihren Namen von einem ungeheueren Brand erhalten

Gades.

Tarsis und Tartessus.

hätten, wodurch das im Schooße verborgene Silber geschmolzen und ganze Bäche von gediegenem Silber entstanden wären: „Da die Eingebornen den Werth des Silbers nicht kannten, so tauschten die handeltreibenden Phönizier dasselbe gegen Waaren von geringem Werthe ein. So weit ging die Gewinnsucht der Kaufleute, daß sie, wenn die Schiffe voll geladen und noch viel Silber vorräthig war, das Blei an den Ankern abschlugen und dessen Stelle mit Silber ersetzten.“ Mögen diese Angaben auch durch die Volksphantasie vergrößert worden sein, so geht doch aus den von Strabo angeführten Berichten des Posidonius, wie aus den eigenen Worten des griechischen Geographen der große Metallreichthum, und die Menge werthvoller Handelswaaren Turdetaniens zur Genüge hervor. Posidonius sagt, er glaube der Sage, daß einst bei einem Waldbrande das Silber und Gold in der Erde geschmolzen und durch das Sieden an die Oberfläche gekommen sei, weil das ganze Gebirg und jeder Hügel Goldmassen darbiete, die ein günstiges Geschick daselbst aufgehäuft habe. Wer diese Gegend kennen gelernt habe, müsse gestehen, das seien Schätze einer immerspendenden Natur oder eine unversiegbare Schatzkammer des Landes; denn die Gegend sei nicht nur reich auf ihrer Oberfläche, sondern auch in ihrem Innern und es bewohne daselbst das unterirdische Reich nicht Hades (Pluto), sondern Plutus. Bei den Artabrern im Nordwesten finde sich über der Erde silberhaltiges Zinn und weißes mit Silber vermischtes Gold, welches die Flüsse herschwemmten, und die Frauen schöpften den Sand mit Schaufeln zusammen und spülten ihn in geflochtenen Sieben, wobei dann das Erz allein zurückbleibe. Nach Polybius wird der von den Flüssen herbeigeführte Sand mehrmals gestoßen und mit Sieben geschlämmt. Strabo nennt Turdetanien eines der gesegnetsten Länder, es sei nicht nur reich an Metallen, an Gold und Silber, an Kupfer und Eisen, sondern auch an Getreide, Oel und Wein; Honig, Wachs und Pech, Scharlachfarbe und Mennig und a. D. könnten aus dem glücklichen Lande ausgeführt werden. Das Gold werde nicht blos gegraben, sondern auch geschlämmt; die Goldwäschereien seien noch häufiger als die Goldbergwerke. Unter dem Goldsande sollten bisweilen Stücke von einem halben Pfund vorkommen, auch an Wolle, Purpurschnecken und Fischen (besonders an wohlschmeckenden Muränen) habe es Ueberfluß. Dieses reiche Land wurde den Phöniziern unterthan und mit einer großen Menge von Städten bedeckt. Aber auch an der Südküste innerhalb der Meerenge gründeten die Phönizier Pflanzstädte. Nicht weit von dem Felsen Kalpe (Gibraltar), der einen der beiden „Säulen“, welche Herkules bei seiner Rückkehr mit den Rindern des Geryon nach der griechischen Mythe im Meer errichtet haben sollte, wurde
Karteja. unter dem Schutze des tyrischen Melkart **Karteja** angelegt; weiter ostwärts lag **Malaca**
Malaca. (Malaga) mit dem einträglichen Fischhandel, eine Tochterstadt von Tyrus, so wie **Six** und **Abderat** (Adra). Auch auf der Ostküste führen sichere Spuren auf alte phönizische Ansiedelungen, die aber in den karthagischen Städten der spätern Zeit untergegangen sein mögen.
Hispalis. Am Bätis selbst war **Hispalis** (oder **Sephela** d. i. Niederung j. Sevilla), bis wohin der Fluß aufwärts für größere Schiffe zugänglich war, eine phönizische Pflanzstadt, weiter ostwärts Nebrissa. Gegenüber von Gades im innern Land: Arci, Ceret, Asido u. v. A. In
Balsa. Portugal entstand das heutige Tavira aus der phönizischen Colonie **Balsa** und an den Mündungen sämmtlicher Flüsse lagen phönizische Pflanzstädte; die auf **ippo** endigenden zahlreichen Städtenamen in der pyrenäischen Halbinsel deuten alle auf phönizischen Ursprung (Hippo); eben so die Städte, in welchen der tyrische Melkart als Schutzgott verehrt ward.

Die Zinninseln. Von Gades aus steuerten die Phönizier gegen Norden und entdeckten in der hohen See die **Kassiteriden** oder **Zinninseln** (die Scilly- und Surling-Inseln bei der Südwestspitze von Britannien), zehn bei einander liegende Eilande, wovon die eine unbewohnt war. „Auf den übrigen,“ erzählt **Strabo**, „wohnen schwarzgekleidete Leute, deren Gewänder bis auf den Boden reichen, einen Gürtel um die Lenden, mit Stäben in der Hand. Sie leben meistens

nomadisch von Viehzucht. Für die Metalle, die sie haben, Zinn und Blei, und für die Häute tauschen sie von den Kaufleuten Kupfergefäße, Salz und Töpferwaaren ein.“ Früher, fährt Strabo fort, hatten die Phönizier diesen Handel von Gades aus allein betrieben, indem sie den Seeweg verheimlichten; und als die Römer einst einem Seefahrer derselben nachschifften, um auch die Fahrt kennen zu lernen, so ließ dieser aus Neid sein Schiff auf einer Untiefe absichtlich stranden, worauf die ihm Nachsegelnden dasselbe Schicksal hatten. Er selbst rettete sich aus dem Schiffbruch und erhielt vom Staat den Werth der aufgeopferten Waaren ersetzt. Diese Erzählung wirft ein helles Licht auf das Verfahren der Phönizier bei ihren Handelsunternehmungen, und liefert den Beweis, daß die Politik handeltreibender Völker zu allen Zeiten dieselbe war. Nicht nur daß die Phönizier andere Nationen mit List oder Gewalt von dem Gebiete ihrer merkantilen Thätigkeit fern zu halten suchten, um den reichen Gewinn mit keinem Genossen theilen zu müssen, sie waren auch bedacht, durch absichtlich verbreitete Märchen und „Lügen“ die Welt im Irrthum zu erhalten, durch erdichtete oder vergrößerte Gefahren, welche dem Reisenden in den fernen Meeren und Gestaden drohten, von Unternehmungen abzuschrecken und durch falsche Angaben die Seewege und Handelsgebiete mit einem geheimnißvollen Schleier zu verhüllen. Von den „Zinneilanden“ gelangten dann die phönizischen Seefahrer an die Küste von **Britannien**, wo sie das geschätzte Metall, das sich auch in Spanien vorfand, in größerer Menge eintauschten. Ob sie jenen **Bernstein** oder **Elektron**, den die Küsten der Ostsee in reichlichem Maaße lieferten und der im ganzen Alterthum so beliebt war, durch direkte Fahrten nach dem baltischen Meere erzielten, oder ob die Bewohner jener entlegenen Gestade Ostpreußens denselben durch Zwischenhändler an die Nordküste von Gallien oder auf der uralten Straße ans Mittelmeer bei Hadria an den Pomündungen lieferten, wo ihn dann die Phönizier kennen lernten und gegen andere Waaren eintauschten, ist ungewiß; sicher aber ist, daß sie schon zu Homer's Zeiten hochgeschätzte Schmucksachen, Hals- und Armbänder, zierliche Ketten u. dgl. daraus zu bereiten verstanden.

Handelseifersucht der Phönizier.

Bernsteinküste.

Im Besitze dieser Colonien und Niederlassungen, die meistens mit guten Seehafen und schützenden Kastellen versehen waren und als Anhaltspunkte und Stationsorte bei weiteren Seefahrten dienten, waren die Phönizier über drei Jahrhunderte vor und nach dem Trojanerkrieg die Gebieter des Mittelmeers, die Meister des Handels, die listigen und kühnen Kaufleute, Freibeuter und Abenteurer. Dem gewinnreichen Gewerbe der Seeräuberei, von dem ihre Schiffahrt ursprünglich ausgegangen, und das in jenen Tagen männlichen Wagens eher zum Ruhm als zur Schande gereichte, blieben die Phönizier auch noch später zugethan, nur daß sie nicht die rohen Wege der Gewalt wählten, sondern die minder gefahrvollen der Verschlagenheit und des listigen Betrugs. Wenn die Phönizier ihre Waaren auf dem Schiffsraume oder unter

Seeraub und Handelslist.

Zelten auf dem Gestade ausgestellt hatten und die Frauen herumstanden und kauften, „danach ihr Herz gelüstete,“ so kam es wohl vor, daß sie auf ein verabredetes Zeichen eilig mit einer Königstochter davonsegelten, oder schöne Frauen und Knaben wegführten und als Sclaven verkauften. So landeten einst Phönizier, „der Seefahrt kundige Männer, trügerische“, auf einer Insel des adriatischen Meeres, „viel mitbringend des Tands im dunkelen Schiffe“. Als sie ein volles Jahr dort verweilt hatten, „viel des erhandelten Guts im geräumigen Schiffe verbergend“, verkauften sie der Königin im Palaste ein Halsgeschmeide von Gold mit Bernstein besetzet und entführten ihr zugleich mit Hülfe einer sidonischen Dienerin den jungen Sohn Eumäos, den dann der greise Laertes von Ithaka kaufte und zum „Sauhirten“ machte. Ein anderer „phönikischer Mann, der Täuschungen kundig“, berichtet Odysseus in einer erdichteten Erzählung, lockte einen in Aegypten weilenden Griechen unter schlauen Verheißungen nach Sidon und entführte ihn dann nach Libya, „unter dem listigen Schein, als braucht' er seiner zur Ladung, daß er ihn dort verkaufte und großen Gewinn sich erwürbe“. Wir haben schon oben bemerkt, daß bei Homer die Phönizier immer als Sidonier erscheinen, woraus man mit Recht gefolgert hat, daß der Kleinhandel in den griechischen Gewässern, wie er in der Ilias und Odyssee sich darstellt, hauptsächlich den Sidoniern überlassen blieb, während die Tyrier ihren Sinn auf großartigere Fahrten und Unternehmungen richteten. Die Gegenstände, die als Werke „kunstreicher sidonischer Männer und Frauen“ in den homerischen Gesängen gepriesen werden, silberne Gefäße voll reichen Kunstwerks; schöne Gewänder, „hell wie strahlende Sterne“, Mischkrüge „von unvergleichlicher Arbeit, ganz aus Silber geformt und mit goldenem Rande gezieret“, Schmucksachen, seltene Kostbarkeiten, Räucherwerk u. dgl., die auf „dunkeln Pfaden des Meeres“ herbeigeführt werden, tragen weit mehr das Gepräge des Hausirhandels, wie ihn „das erzreiche Sidon“ trieb, als des Großhandels von Tyrus. Darum hatte auch im spätern griechischen Alterthum der Name Phönizier die verächtliche Nebenbedeutung von „Krämer“.

Die spanischen und afrikanischen Colonien gaben dem phönizischen Handels- und Fabrikleben den mächtigsten Impuls, einmal, indem sie für die Waaren des Mutterlandes einen einträglichen Markt boten, dann, weil die Naturprodukte, welche die Phönizier hier vorfanden und um geringe Preise einkauften oder eintauschten, ihre einheimische Betriebsamkeit in hohem Grade förderten. Der große Zufluß an Metallen aller Art brachte die phönizische Erzgießerei und die kunstreiche Verarbeitung des Goldes und Silbers, des Kupfers und Zinns in Aufschwung; die Purpur- und Trompetenmuscheln, nach denen sie an den Küsten, Vorgebirgen und Seebänken so eifrig fischten, die Wolle und Baumwolle, die sie aus Spanien und Afrika in großer Menge zogen, setzten sie in Stand, den Webereien und Färbereien eine erstaunliche Ausdehnung zu

geben. Die Purpurgewänder von Sidon und Tyrus waren der Ruhm und Stolz der Phönizier; alle bedeutenderen Colonien hatten Purpurfabriken; es dürfte daher hier der geeignete Ort sein, über die Einrichtung und Beschaffenheit derselben einige Worte beizufügen.

Unter **Purpur** verstand man im Alterthum zunächst alle Farben, die nicht von Färbekräutern, sondern von dem Safte der Seemuscheln gewonnen werden. Nach der Sage soll die Farbe zufällig durch einen Hirten entdeckt worden sein, dessen Hund eine der Purpurschnecken, die sich an der phönizischen Küste finden, zerbissen und durch seinen blutrothen Mund die Aufmerksamkeit seines Herrn erregt habe. Die Farbe wird aus dem Safte gewonnen, der sich in einer Ader am Halse der Purpur- und Trompetenschnecken befindet, zweier Conchylienarten mit gewundenen Schaalen, die theils an den Felsen und Klippen gesammelt, theils in der See gefangen wurden, und besonders an der Küste von Tyrus, Sidon und Sarepta, am Peloponnes, bei Sicilien und an vielen Inseln des ägäischen Meeres, aber auch an dem Gestade von Britannien in großer Menge angetroffen wurden. Doch gibt der Saft nicht immer die nämliche Farbe; so sollen die Muscheln des atlantischen Oceans einen schwarzen, die an den italischen und sicilischen Ufern einen violetten, die an der phönizischen und afrikanischen Küste einen hochrothen Saft haben. Durch die verschiedene Mischung des scharlachrothen Stoffes der Trompetenschnecke (Buccinum) mit dem ausgepreßten Safte der größeren und kleineren Purpurmuscheln, durch Verdünnung und Verdichtung beim Abkochen, durch einfaches oder wiederholtes Eintauchen und durch verschiedene Zusätze bei der Bereitung erhielt man dann Farben mancherlei Art, vom Hellrothen durch alle Schattirungen, durch Violett und Blau, bis zum dunkelsten Schwarz. Der Hauptstoff, den man mit diesem Saft tränkte, war feine **Wolle**, die sowohl Spanien als die benachbarten Hirtenvölker in vorzüglicher Qualität lieferten und die man im rohen Zustande vor dem Spinnen und Weben färbte. Auch Linnen und ägyptischer Byssus wurde zu besondern Zwecken gefärbt. Daher waren mit den Färbereien auch stets Spinnereien und Webereien verbunden. Zu den geschätztesten Zubereitungen gehörte der Amethyst-Purpur, der lakonische und der doppelt gefärbte tyrische, der die Farbe des geronnenen Blutes hatte, und an dem man besonders den schönen in andere Farben überspielenden Glanz und die unverwüstliche Dauer rühmte. „Tyrus," berichtet **Strabo**, „erholte sich durch seinen Seehandel und durch seine Purpurfärbereien nach allen Stürmen bald wieder. Denn der tyrische Purpur wird für den allerbesten gehalten. Auch ist der Fang der Muscheln nahe, und sie haben auch sonst noch allerlei Vortheile in der Färberei. Zum Aufenthalt ist die Stadt wegen der Menge der Fabriken unangenehm; sie zieht aber aus denselben ihren Reichthum;" und Plinius sagt, daß zu seiner Zeit der alte Ruhm von Tyrus nur noch in Muscheln und Purpur bestanden habe. Da man zum Färben von 50 Pfund Purpurwolle 300 Pfund Schneckenmaterie bedurfte, so waren pupurne Gewänder und Zeuge immer sehr kostbar. In den ältesten Zeiten trugen nur Könige, Oberpriester und fürstliche Personen Gewänder aus reinem Pupurstoff, so daß der Purpurmantel im ganzen Alterthum als ein Vorrecht und Kennzeichen der Herrscher galt; nur in reichen Luxus-Städten trugen hie und da, besonders bei festlichen Gelegenheiten, auch vornehme Privatleute, Männer und Frauen ganze Purpurgewänder; gewöhnlich aber begnügte man sich in Griechenland und Rom mit einem Purpurstreifen in Bandform am Saum des Kleides. Die wollenen Purpurstoffe wurden indessen nicht blos zu Gewändern, sie wurden auch zu Decken, Vorhängen, Fußteppichen u. dgl. in den Tempeln und Königspalästen und in den Häusern der Reichen verwendet. An großen Religionsfesten

Purpurfabrikation.

prunkten die Götterbilder und Heiligthümer mit Hüllen und Decken von goldgestickten Purpurzeugen und der große Aufwand, den die Könige von Ninive, Babylon und Susa an Purpurstoffen machten, wird von den griechischen Schriftstellern besonders als Zeichen ihres Luxus und ihres üppigen Lebens hervorgehoben.

Glasbereitung. Wie die Sage die Erfindung der Purpurfarbe von einem Schäferhund herleitete, so läßt sie auch ein anderes wichtiges Erzeugniß des phönizischen Kunst- und Handelsfleißes, das **Glas**, durch das zufällige Zusammenschmelzen von Kieselerde und Salpeter entstanden sein. Nach Tacitus (hist. 5, 7) bedienten sich die Phönizier zur Glasbereitung des Sandes, der sich an der Mündung des kleinen Küstenflusses Belus anhäufte und zur Mischung mit Salpeter besonders geeignet war. In Tyrus, Sidon und Sarepta befanden sich Glashütten, die durch das ganze Alterthum in Thätigkeit waren und durch Verfertigung von Schmucksachen, Gefäßen und Wandverzierungen großen Gewinn erzielten. Darum bewahrten sie auch das Geheimniß der Bereitung mit großer Vorsicht. Doch hat das Glas im Alterthum keineswegs die Bedeutung gehabt wie in unsern Tagen, da man sich keiner Glasfenster bediente und zu Trinkgefäßen meistens Becher oder Schaalen aus Metall und Thon gebrauchte.

Bergbau. „Man bricht einen Schacht fern vom Wohnenden; verlassen vom Fuße hangen sie hinab; fern von Menschen schweben sie. Die Erde, aus welcher Nahrung sproßt, unter sich wird sie umgekehrt wie von Feuer. Sitz des Sapphirs ist ihr Gestein und Goldstaub ist darauf. An Kieselstein legt man die Hand, kehret von Grund aus Berge um. In Felsen bricht man Gänge durch und alles Kostbare sieht dann das Auge. Das Tröpfeln der Ströme hemmet man und Verborgenes bringt man ans Licht." (Hiob c. 28.)

In diesen Worten schildert der alte Dichter, ohne Zweifel nach eigener Anschauung diejenige Kunstthätigkeit, welcher die Phönizier nächst der Bereitung der Purpurstoffe die größte Sorgfalt zuwendeten, — den **Bergbau** und die **Verarbeitung der Metalle**. Schon in den frühesten Zeiten ihrer Geschichte gruben sie am Libanon und auf Cypern nach Kupfer und bei den Colonien haben wir bemerkt, mit welchem Eifer sie auf **Rhodos** und **Thasos**, auf der thracischen Küste und am Hellespont, in Spanien und auf den Zinneilanden nach Gold und Silber, nach Zinn und Erz suchten. „Bergwerke," sagt **Heeren**, „waren die Anlagen, auf welche die Phönizier den ausgezeichnetsten Fleiß verwandten, und keine Gefahr, keine Mühe schien ihnen zu groß, wenn sie zu Ländern oder Inseln kommen konnten, wo Gold- oder Silbergruben ihren Unternehmungsgeist belohnten. Hier war ja der Gewinn auf der Stelle, den man sonst erst durch wiederholten Umtausch der Waaren hätte hoffen dürfen! Hier schien die Quelle des Reichthums geöffnet. Durch diese Hoffnungen belebt, drangen sie durch die arabischen Wüsten und die Klippen des rothen Meeres, bis nach Jemen und den äthiopischen Küsten; und eben dieser Gewinn war es auch, der sie zu den Säulen des Herkules und den Iberischen Ufern führte." Nach Diodor rührten sämmtliche Bergwerke, die zu seiner Zeit

in Spanien bestanden, von den Phöniziern oder Karthagern her, welche Schachten von mehreren Stadien in die Tiefe und Länge mit Stollen und Kreuzgängen angelegt hätten, da die Gold- und Silberadern in der Tiefe an Stärke zunähmen; die Ausbeute, wovon die Bergleute den vierten Theil gezogen, habe in drei Tagen ein euböisches Talent betragen. Auch Strabo rühmt den Fleiß und die Geschicklichkeit der Turdetanischen Bergleute, die tiefe Gänge schräg in die Erde grüben und zur Abführung des wilden Grubenwassers sich ägyptischer Schneckenhäuser bedienten. Das zu Tage geförderte Golderz werde mit gelindem Feuer langsam geschmolzen und mit alaunhaltiger Erde gereinigt, dann die Schlacken noch einmal flüssig gemacht und das Gold ausgeschieden. Die Schmelzöfen für das Silbererz seien hoch, damit der Rauch, der schwer und schädlich sei, in die Lüfte emporsteige. Die große Bedeutung, welche die Phönizier auf edle Metalle und Erz legten, so daß kaum irgend eine durch Gruben- und Bergwerke merkwürdige Insel oder Landstrecke im Alterthum zu finden war, an der nicht Spuren phönizischer Ansiedelungen sichtbar gewesen wären, läßt auf sehr ausgedehnte Erzgießereien und Gold- und Silberwerkstätten schließen, und wenn wir die zerstreuten Andeutungen und Notizen über die Tempelbauten in Jerusalem, Tyrus, Paphos u. a. O. und über die ausgeführten kunstreichen Gefäße und Metallwaaren zusammenstellen, so müssen wir den Phöniziern eine hohe Geschicklichkeit und Gewandtheit sowohl in der Bereitung großer Gußwerke, als in der kunstvollen Ausführung getriebener Arbeiten von schöner Form zugestehen. Die riesigen Erzsäulen mit den zierlich gebildeten Kapitälen am Salomonischen Tempel und das wunderbare Schmuckwerk, die zahllosen Gefäße, Geräthschaften, Krüge, Schaalen aus edlem Metalle mit Figuren und Ornamenten geziert, die im ganzen Alterthum als Werke der erfindungsreichen Phönizier galten, die geprägten Münzen, dies und Anderes gibt Zeugniß von der Industrie und Kunstgeschicklichkeit des thätigen Volkes. Gießkunst.

Aber wie viel von dem zu Tage geförderten Metalle in den phönizischen Städten selbst verbraucht werden mochte; immerhin bildeten die Rohprodukte der Westländer, Silber und Gold, Zinn und Erz, Wolle und Häute, zugleich einen der wichtigsten Ausfuhrartikel nach den östlichen Cultur- und Handelsstaaten und nach Aegypten, um dagegen die Güter dieser Länder einzutauschen. Schon frühe verführten die Phönizier, wie Herodot versichert, ägyptische und assyrische Waaren nach den westlichen Ländern. Dieser Verkehr mit den Völkern des Ostens und Südens auf den beiden Meeren, welche die arabische Halbinsel begrenzen, erlangte seine größte Ausdehnung in den Tagen Hiram's, als König Salomo die Edomiter bezwang und den mit ihm verbundenen Phöniziern gestattete, bei Ezeon-Geber, dem Hafen der Stadt Elath an einem Busen des rothen Meeres, eine Colonie zu gründen und Schiffe zu bauen, um in Gemeinschaft mit den Israeliten die Waaren, die bisher nur auf beschwerlichen Caravanenwegen bezogen worden, zur See herbeizuschaffen. Sie bauten Handelsthätigkeit.

Schiffe, nach Art der Tarsisschiffe. „Und Hiram sandte auf den Schiffen seine Knechte, Schiffsleute, kundig des Meeres, mit den Knechten Salomo's." Nach drei Jahren kamen sie zurück vom Lande Ophir, beladen mit Gold und Silber, mit Edelsteinen, rothem Sandelholz und Elfenbein, mit Affen und Pfauen.

Ophirfahrten. Daß das räthselhafte Land Ophir, welches die Tyrier nach dem Buch der Könige auf dieser kühnen Meerfahrt entdeckt haben und das von dieser Zeit an das Hauptziel des gewinnreichen östlichen Handels geblieben ist, das Land Abhira an den Indusmündungen sei (S. 231), wie Lassen annahm, ist durchaus ungewiß. Sehr viel Wahrscheinlichkeit hat dagegen die Annahme Soetbeer's für sich, daß Ophir auf der arabischen Westküste zu suchen sei. Daß dort Goldminen noch in ptolemäischer Zeit bestanden, wissen wir aus den Berichten der Griechen. Doch blieben die Ophirfahrten stets ein unbestimmter vager Begriff, vielleicht weil die Phönizier absichtlich ein geheimnißvolles Dunkel darüber verbreiteten, um jede Concurrenz zu beseitigen.

Man verstand unter den Ophirfahrten alle Handelsunternehmungen nach den südöstlichen Ländern und Meeren, namentlich den einträglichen Verkehr mit den Küstenländern des südlichen Arabien's und im persischen Meerbusen, wo die Phönizier, wie schon erwähnt, mit den Babyloniern sich in den Handel

Handel mit Arabien. theilten. „Arabien und alle Fürsten Kedar's, sagt Ezechiel, waren zum Verkehr dir zur Hand. Die Händler aus Sabäa und Räma handelten mit dir; mit allerlei köstlicher Spezerei und mit allerlei Edelsteinen und Gold machten sie deine Märkte. Die Söhne Dedan's und viele Inseln gaben dir Elfenbein, Horn und Ebenholz." Von hier aus zogen sie also die edeln Steine, die sie zu fassen und zu schneiden verstanden; von hier das Elfenbein, das Horn und das feine Holz, aus denen sie die zierlichen Schnitzwerke zum Schmuck der Tempel und Paläste, der Thronsessel und Ruderbänke verfertigten; von hier aus endlich bezogen sie das wohlriechende Räucherwerk, dessen Wichtigkeit für den Handel der alten Welt, dessen großer Verbrauch bei den Opfern und Religionsfesten schon früher erwähnt wurde.

„Nach Mittag, im Lande Arabien," sagt Herodot (III, 107), „wächset einzig und allein von allen Ländern Weihrauch und Myrrhen und Kassia und Kinnamon und Ladanon. Den Weihrauch, den die Phönizier nach Hellas bringen, sammeln sie auf Bäumen, nachdem sie zuvor die kleinen geflügelten Schlangen, die sich daselbst aufhalten, mit Storaxrauch vertrieben haben. Die Kassia holen sie aus einem kleinen nicht tiefen See, wobei sie sich durch Verhüllung des ganzen Körpers gegen die geflügelten, den Fledermäusen ähnlichen Insekten schützen; das Ladanon endlich findet sich in dem Barte der Ziegenböcke, wie Schimmel am Holze und ist zu vielen Salben brauchbar, und hiermit räuchern die Araber vornehmlich." Vom Kinnamon berichtet er, daß er von großen Vögeln in ihre Felsennester getragen, und von den Einwohnern durch eine besondere List gewonnen würde, eine Sage, die sich auf der Insel Ceylon findet.

Diese Gewürze und kostbaren Waaren aus Arabien und Indien brachten dann, ehe der Seeweg durch Anlegung von Ezeon-Geber in Gebrauch kam, die benachbarten Hirtenvölker, besonders die Midianiter, Edomiter und Naba-

täischen Araber aus den Seehafen und Stapelplätzen nach Tyrus und den andern phönizischen Städten und führten dafür Wein, Purpurgewänder, Wolle, Kupfer und Zinn, und andere in jenen Gegenden nicht heimische oder seltene Waaren zurück. **Petra** im Lande der Edomiter war ein belebter Stationsplatz für den südlichen Handel. Daß auch mit **Aegypten** von Alters her ein reger Verkehr bestanden habe und in Memphis ein Stadtviertel von phönizischen Kaufleuten bewohnt gewesen sei, wurde schon oben bemerkt. Für Bauholz, Wein und Erz, das sie einführten, empfingen sie Baumwollenzeuge und Kunstwaaren.

Handel mit Aegypten.

Von dieser Verbindung der Phönizier mit Aegypten zeugt die merkwürdige Unternehmung, deren Herodot Erwähnung thut, und die wegen ihrer wunderbaren Kühnheit nicht nur dem Vater der Geschichte, sondern auch den nachfolgenden Geschlechtern unglaublich vorkam, die Umschiffung Afrika's. „König Nekos von Aegypten," erzählt er (IV, 42), „ist der erste, der bewiesen hat, daß Libyen, ausgenommen da, wo es an Asien grenzet, ringsum vom Meer umflossen sei. Er sandte nämlich phönizische Männer zu Schiffe ab, und befahl ihnen, sie sollten den Rückweg durch die Säulen des Hercules in das Nordmeer (Mittelmeer) nehmen und also nach Aegypten kommen. Die Phönizier segelten nun aus dem rothen Meer in das südliche. Und wenn es Herbst ward, gingen sie immer an der Stelle Libyens, wo sie sich gerade befanden, ans Land und besäeten das Feld und warteten die Ernte ab, und wenn sie das Korn eingeerntet hatten, gingen sie wieder zu Schiffe. Und nachdem zwei Jahre um waren, bogen sie durch die Säulen des Hercules herum und kamen so wieder nach Aegypten zurück. Und sie erzählten, was ich aber nicht glauben kann, wie sie um Libyen herumgeschifft, hätten sie die Sonne zur Rechten gehabt. Also ward Libyen zuerst entdeckt." Diese Erzählung trägt ganz das Gepräge der Wahrheit, so wunderbar es auch scheinen mag, daß eine so wichtige Entdeckung wieder verloren gegangen und erst zwei Jahrtausende nachher von Neuem gemacht werden mußte. „Es liegt in dem Wesen der Cultur," bemerkt **Loebell**, „und in den Gesetzen ihres Fortschritts, daß, wenn eine Zeit über ihr Maaß und ihre Entwickelungsstufe in einzelnen Fällen hinausgreift, das so Gefundene keine Wurzeln schlägt und wieder untergeht, bis es in einer spätern Culturepoche, deren Beschaffenheit und ganzen Richtung es entspricht, wieder auftaucht und dann ein für immer Gewonnenes bleibt." Gerade das, was dem Herodot nach seiner Vorstellung von Sonne und Erde unglaublich erscheinen mußte, beweis't die Wahrheit der Umschiffung. Denn sobald die Schiffer über den Aequator hinausgesegelt waren, mußten sie die Sonne im Norden, d. h. zur Rechten erblicken.

Umschiffung von Afrika.

Mit allen Völkerschaften **Palästina's** hatten die Phönizier Handelsverträge; dadurch blieben sie vor feindlichen Angriffen verschont und zogen für ihre Fabrikate und Metallwaaren ihren Bedarf an Weizen, Honig, Wein, Oel und Balsam. Die Städte **Baalbek** (Heliopolis) und **Thadmor** (Palmyra), deren Gründung dem König Salomo zugeschrieben wird, waren wichtige Stationspunkte und Waarenlager für die Handelsgüter, die aus den alten Cultursitzen am Euphrat und Tigris nach der syrischen Küste gebracht wurden. „Sie handelten mit dir in köstlichen Gewändern, in purpurblauen und buntgewirkten Mänteln, in Kisten voll Damaste mit Stricken gebunden," sagt Hesekiel.

Handel mit Palästina.

Handelsstraßen nach Babylon, Assyrien und Armenien.

Die Caravane, die von Baalbek aufbrach, erreichte in drei Tagen die syrische Stadt Emesa, am Saume der Wüste; drei weitere Tage brachten den Zug durch das Sandmeer nach der Palmenoase von Thadmor, von wo aus man in etlichen Tagreisen den Euphrat bei Thapsakus erreichte. Hier schieden sich die Wege; die große Caravanenstraße führte südwärts über Circessium nach Babylon, und traf mit dem andern Wege aus Damaskus zusammen, die andere ging über Nisibis nach Assyrien und Armenien. Aus diesem nördlichen Lande tauschten die Phönizier Sclaven (Circassierinnen?), Pferde und Kupfer gegen die Produkte des Westens und die eigenen Kunstfabrikate ein. So concentrirten sich die Erzeugnisse und Handelsgüter der ganzen cultivirten Welt in den Hafenorten und Waarenlagern von Phönizien; dadurch wurden die Städte der syrischen Küste die Pulsadern des Industrielebens des frühesten Alterthums, die Verbindungsglieder zwischen Morgen- und Abendland, die Vermittlerer und Förderer der Civilisation, der stolze Sitz und Mittelpunkt des Weltverkehrs. Bis ins 7. Jahrh. v. Chr. bewahrten die phönizischen Städte ihre Handelsgröße und Seeherrschaft. Sie suchten die aufstrebenden Griechen niederzuhalten, und in Tarsis ihr Gebiet auszudehnen. Aber während sie sich mühsam der assyrischen und babylonischen Angriffe erwehrten, gewannen die Hellenen im ägäischen Meere und auf Sicilien die Oberhand und erforschten die Handelswege nach Westen, und die spanischen Colonien begaben sich unter den Schutz der mächtigen Tochterstadt Karthago. Um dieselbe Zeit, da der Prophet Hesekiel die Handelsmacht und Industriegröße von Tyrus pries und die Umschiffung der Südküste von Afrika im Auftrage des ägyptischen Königs Necho den Muth und Unternehmungsgeist der phönizischen Seefahrer im glänzendsten Lichte zeigte, sank mit der Freiheit auch der alte Ruhm und die alte Größe ins Grab. Des Propheten glänzende Schilderung (c. 27) war der Schwanengesang für Tyrus.

Fall der phönizischen Handelsstaaten.

„Tyrus, die du wohnest an den Zugängen des Meeres," sagt Hesekiel, „Händlerin der Völker nach vielen Inseln! du sprichst: Ich bin vollkommen an Schönheit! Inmitten der Meere ist dein Gebiet; deine Bauleute machen deine Schönheit vollkommen. Aus Cypressen vom Senir baueten sie dir alles Tafelwerk; Cedern vom Libanon nahmen sie, um dir einen Mastbaum zu machen. Von Eichen aus Basan machten sie deine Ruder, deine Bänke von Elfenbein, gefaßt in Scherbin-Holz aus den Inseln der Chittäer. Byssus mit Buntwirkerei aus Aegypten breitetest du aus dir zum Segel, blauer und rother Purpur aus den Inseln Elisa (Peloponnes) war deine Decke. Die Bewohner Zidons und Arvads waren deine Ruderer; alle Schiffe des Meeres und ihre Seeleute waren in dir, um deine Waaren einzutauschen. Perser und Lydier und Libyer waren in deinem Heere, deine Kriegsleute; Schild und Helm hängten sie auf in dir; sie gaben dir Glanz. Die Söhne Arvad's und deine eigene Kriegsmacht standen auf deinen Mauern und Tapfere waren auf deinen Thürmen. Ihre Schilde hängten sie an deine Mauern ringsum; sie machten deine Schönheit vollkommen. — Tarsis verkehrte mit dir ob der Menge von allerlei Gütern; mit Silber, Eisen, Zinn und Blei machten sie deine Märkte. Javan (Jonien), Thubal und Mesech (am Kaukasus) waren deine Händler; mit Menschen-Seelen und Geräthen von Erz machten sie deinen Tausch. Die vom Hause Thogurma's (Ar-

menien) brachten Rosse, Reiter und Maulesel auf deinen Markt. Die Schiffe waren deine Caravanen in deinem Verkehr und so wurdest du angefüllt und sehr mächtig inmitten der Meere."

4) Religionswesen der Phönizier.

Charakter des phönizischen Religionswesens.

Wie alle semitische Völker in der Urzeit verehrten auch die Phönizier die Leben erzeugenden Lichtmächte des Himmels und die Kräfte der Natur, die sich im Wechsel des Erdenlebens offenbaren. Aber während die Babylonier in ihrer fortschreitenden Cultur sich dem Sterndienst zuwandten, richteten die Phönizier ihre Blicke mehr auf das reale Leben und setzten ihre Religion mit den Interessen des Tages, mit den Anliegen ihres Handels, ihrer Colonien und ihrer Staatsverhältnisse in nähere Beziehung. Aus der Entwickelungsgeschichte aller natürlichen Religionen geht hervor, daß die religiösen Vorstellungen und Cultusformen, die Symbole und Mythen der verschiedenen Völker mit der Natur des Landes, mit der Art der Beschäftigung, mit dem praktischen Leben in innigster Wechselbeziehung stehen, daß nicht nur der höhere oder niederere Grad der Bildung, daß auch die Lebensrichtungen und die Volksnatur auf die Gestaltung des Religionswesens den größten Einfluß üben. Finden wir aber trotz der Verschiedenheit in der äußern Entwickelung dennoch gewisse Grundideen, die allen Religionen gemeinsam sind, welche die unsichtbaren Wurzeln alles religiösen Wachsthums bilden, so rührt dies theils von der Aehnlichkeit der Menschennatur in ihrem innersten Wesen her, theils hat es seine Quelle in dem gemeinsamen Ausgang aller Religionen und in der Erkenntniß einer über allen Erscheinungen des Erdenlebens waltenden höchsten Macht. So blieb also auch den Phöniziern die Sonne und die in der Natur verborgene Kraft in ihrer schaffenden und empfangenden Eigenschaft die allverehrte göttliche Macht; aber über dem unruhigen Treiben des Tages, über dem bewegten Leben der Handelswelt, über den Wechselfällen, denen das Güterleben in Industriestädten ausgesetzt ist, über dem Unterschiede der Lebensgenüsse, der bei merkantiler Thätigkeit zwischen Reichen und Armen zum Vorschein kommt, verloren sie die tiefere geistige und ethische Bedeutung des Gestirndienstes aus dem Auge und faßten die Götter als die Träger des Schicksals, die dem Einen Fülle und Lebensgenuß, dem Andern Mangel und Elend zutheilten, die über die Geschlechter der Menschen wie über ganze Staaten und Völker bald das Füllhorn des Segens ausschütteten und am Sinnen- und Fleischesdienst Gefallen fanden, bald die Hand der Züchtigung und des Unglücks auflegten und zur Buße und Selbstqual aufforderten. Und so sehen wir denn im phönizischen Religionswesen jene der morgenländischen Menschheit tief eingeprägten Gegensätze zwischen Genuß und Entsagung, zwischen sinnlicher Lust und ertödtendem Schmerze, zwischen schlaffer Hingebung und übermenschlicher Anstrengung aufs

Schärfste ausgeprägt; fortschreitend in der Fleischeslust bis zur Unzucht und Lascivität versinken die Phönizier zu andern Zeiten wieder in den finstersten Fanatismus, der sie zur Selbstverstümmelung und zu den gräßlichsten Menschenopfern trieb. Wie das Naturleben in jenen südlichen Regionen von der üppigsten Vegetation zur Erstarrung in Dürre und Winterfrost übergeht; wie in dem bewegten Handels- und Seeleben der reichen Küstenstädte Luxus, Reichthum und Uebermaaß von Genuß abwechselte mit den Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen weiter Meerfahrten, so trug auch das Religionswesen das Gepräge unversöhnter Contraste; ihre Götter waren die Bringer des guten und bösen Geschickes, aber nicht in der ethischen Auffassung, die zur Mäßigung im Genießen und zum männlichen Ausharren in Widerwärtigkeiten anregt, sondern in der fatalistischen Vorstellung des Orients, die von einer widerstandslosen Hingebung an die fleischlichen Triebe und an die sinnliche Lust überschlägt in die finstere Verzweiflung und in die fanatische Selbstpeinigung im Dienste der feindlichen Mächte. Die phönizische Religionsübung war die praktisch gewordene Mythe vom Löwen bändigenden und Wolle spinnenden Hercules, vom Kriegshelden und Weiberknecht Sardanapal.

Religionsmischungen in Phönizien.

In den Städten Phöniziens, wo die verschiedensten Völkerschaften zusammenströmten und eine ununterbrochene Verbindung mit allen Culturstaaten des Alterthums bestand, mußte ein buntes Religionsgemisch entstehen, worin ägyptische und vorderasiatische Vorstellungen und Gebräuche mit den semitischen Ueberlieferungen zusammenwuchsen. Diese Mischung mußte noch bunter und mannichfaltiger werden, als die Griechen, aus deren Berichten wir die Kenntniß desselben hauptsächlich schöpfen, ihre heimischen Namen, Begriffe und Mythen noch hineintrugen und nach ihrer naiven Art das Fremde in die gewohnte Form und Benennung brachten, ohne die Verschiedenheit zu würdigen. Mit den Völkern am Euphrat und Tigris hatten sie die Hauptgötter gemein; von den Aegyptern entlehnten sie nicht nur die Form und Struktur ihrer Tempel und das Priestergewand von Byssus mit der aufrecht stehenden Tiare; auch mehrere symbolische Zeichen und Götterattribute fanden ihren Weg aus Aegypten in die Küstenstädte Palästina's. Am buntesten mußte sich das Religionswesen in den Colonien gestalten, wo mit dem aus dem Mutterlande eingeführten Glauben und Cultus sich noch eine Menge Religionsformen und Götterwesen aus der Nähe und Ferne verschmolzen. In den Mythen von den Zügen und Wanderungen phönizischer Gottheiten, der Astarte, des Melkart-Herakles, des Kadmos u. A. ist die Verbreitung der tyrischen und sidonischen Götterverehrung nach den Pflanzstädten symbolisch angedeutet.

Religiöse Gegensätze.

Der phönizische Naturdienst, in dem sich, wie gesagt, die Gegensätze und Wechselfälle abspiegeln, denen das bewegte Leben der seefahrenden Phönizier ausgesetzt war, trägt einen zwiefachen Charakter. Während der Sonnengott Baal und seine weibliche Seite Aschera (Baaltis), das zeugende und em-

pfangende Prinzip des Naturlebens, Freude und Genuß gewähren und die heitere Seite des Daseins repräsentiren, und der damit verwandte Adonis-cult zu Byblus den Wechsel der Jahreszeiten in Trauer- und Freudenfesten feiert, stellt der zerstörende Sonnen- und Feuergott Moloch und die strenge Astarte (Astaroth) die feindliche Naturmacht dar, die den Menschen Unheil und Verderben bringt und durch grausame Opfer und Selbstqual gesühnt werden muß. Aber wie in der Wirklichkeit Glück und Reichthum den sinnlichen Phönizier zum Uebermaaß von Genuß fortriß, so war auch in seinem Religionsleben mit dem Dienste der heitern, Segen spendenden Naturgötter fleischliches Gelüsten und zügellose Ueppigkeit verbunden. Wenn die kegelförmige Stein- Baal. säule vor den Tempeln und in den Heiligthümern des „alten Baal" ein gigantischer Phallus war, wie hie und da behauptet wird, so wäre dies ein Beweis, daß der Cultus des zeugenden und Leben schaffenden Naturgottes nicht minder zu unzüchtiger Fleischeslust mißbraucht worden sei, als der Dienst der Aschera in den heiligen Hainen am Libanon. Die tiefere Idee, die den natursymbolischen Gottheiten überall zu Grunde liegt, mußte im syrischen Lande und in den Colonien, wohin sich der Cultus verbreitete, einer materiellen Auffassung weichen. Der Aschera, der Göttin des vegetativen Naturlebens, Aschera. der die schlanke Ceder, die immergrüne Cypresse und Fichte, die breitästige Eiche geheiligt waren, der man auf hohen Hügeln und Berggipfeln, unter grünen Bäumen und dichtbelaubten Eichen, unter Pappeln und Terebinthen mit lieblichem Schatten diente und räucherte (Hes. 6, 13. Hos. 4, 13), brachten die Töchter der Phönizier ihre Jungfrauschaft zum Opfer, wie die Babylonierinnen der Mylitta, indem sie sich an den „Hüttenfesten" unter selbstgefertigten Zelten den wallfahrenden Fremden, die der Religionsdienst und die Wollust zum Tempel führte, preisgaben. In den Myrtenhainen zu Paphos auf der Insel Cypern wurde dieser unzüchtige Opferdienst am schrankenlosesten geübt. Sowohl dem Begriff als dem Cultus nach war Aschera, die Göttin des Wachsthums und der Geburt, nahe verwandt mit Astarte, daher auch beider Namen und Vorstellungen in einander übergehen. Beide standen mit dem Akt der Zeugung in symbolischer Beziehung. Verwandt mit dem fleischeslustigen Dienst Adoniscult. des Baal und der Aschera, der zum gerechten Ingrimm der Propheten in Juda für die Kinder Israels so viele anziehende Kraft hatte, war die ursprünglich in Aegypten heimische und von da über die asiatische und griechische Welt verbreitete Verehrung des Adonis, des Sinnbildes der blühenden und verwelkenden Natur im wechselnden Kreislauf des Jahres. Wenn die Regengüsse des Herbstes die rothe Erde ablös'ten, so daß der kleine Fluß Adonis unweit Byblus geröthetes Wasser dem Meere zuführte, da hieß es, der schöne Jüngling Adonis, der Geliebte der Aphrodite, sei im Gebirge auf der Jagd vom Eber (dem Winter) getödtet worden und sein herabrinnendes Blut habe den Fluß geröthet. Dann feierten die Byblier ihr siebentägiges Trauerfest, wobei die Priester das

hölzerne Bild des getödteten Adonis in den Meeresfluthen abwuschen und mit Spezereien salbten und die Frauen mit abgeschnittenen Haaren und zerrissenen Kleidern am Wege sitzend Klagelieder sangen und Schmerzensrufe ausstießen. Zugleich stellten sie „Adonisgärtchen“ auf, irdene Gefäße oder silberne Körbchen mit zarten Pflänzchen (Weizen, Fenchel, Lattich), die während des Festes verwelkten, ein Bild von der Hinfälligkeit des Menschen und aller seiner Herrlichkeit, der da „am Morgen blüht und grünet wie das Gras und die Blume des Feldes, das am Mittag vom Gluthwinde und der Hitze verdorrt“. In dem hangenden Blatt der Pflanze, in dem aufgelös'ten Haare der Frauen, in dem gesenkten Haupte des verblichenen Lieblings erkannte man das Dahinschwinden und Absterben der Vegetation, die Vergänglichkeit alles physischen Lebens. Im Frühjahr, wenn die Erde mit frischem Grün bekleidet ward und die Pflanzen von Neuem zu sprossen begannen, da erwachte der „Herr“ (Adonai) wieder und dann wurde seine „Auferstehung“ mit wilden Freudenfesten und ausgelassener Lust gefeiert. In diesen Adonisfesten spiegelt sich das inhaltleere Geistesleben der Phönizier ab, die nur auf den Genuß des irdischen Daseins und seiner vergänglichen Güter bedacht den Hingang in das dunkle Schattenreich als das größte Uebel ansahen. Der tiefe Glaube an eine den Tod überwindende Fortdauer der Seele war ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen.

Moloch. Anders dienten die Phönizier im Mutterlande und in den Colonien dem Moloch, dem Symbol der versengenden Gluthsonne und des verzehrenden aber zugleich reinigenden Feuers, und der keuschen Astarte, der jungfräulichen Göttin des Mondes. Wenn ein verheerender Krieg das Land heimsuchte, wenn Dürre die Felder verzehrte, wenn eine verderbliche Seuche die Städte und Dörfer entvölkerte, so brachte man dem Moloch Menschenopfer dar, um seinen Groll zu sühnen und das Volk zu reinigen. Diese Menschenopfer waren aber nicht Fremdlinge, nicht Sclaven oder Kriegsgefangene, womit man sonst die feindlichen Mächte gnädig zu stimmen suchte, sondern Kinder oder Jünglinge aus den Reihen der Bürger, der erstgeborne oder einzige Sohn des Herrschers, der für die Schuld des ganzen Volkes einzustehen hatte, die Kinder der angesehensten Familien. Denn nur wenn das Liebste und Theuerste freiwillig als reine Gabe dargebracht wurde, war das Sühnopfer wirksam genug, den Groll des zürnenden Dämons zu brechen. Der Stier in seiner ungebändigten Kraft war ihm heilig; darum trug auch die vor dem Tempel aufgerichtete eherne kolossale Bildsäule des Moloch einen Stierkopf, und in die glühenden Arme, die er wie zum Empfange einer Gabe emporstreckte, legte man die Opfer, die dann in den mit Feuer gefüllten Schlund hinabrollten. Und zu solcher Höhe der Gefühllosigkeit steigerte sich der religiöse Wahn, daß bei den schrecklichsten Qualen der Unglücklichen kein Schmerzenslaut gehört werden durfte, daß die dabeistehende Mutter ihr namenloses Weh tief in den Busen verschließen mußte, daß alle Klagetöne unter dem Geräusche lärmender Pfeifen und Pauken erstickt wurden. War es anfangs

Sitte, daß nur in außerordentlichen Fällen, bei wichtigen Unternehmungen oder bei großen öffentlichen Gefahren und Nothständen dem finstern Moloch ein theueres Opfer in die Glutharme gelegt wurde, um seinen Grimm abzuwenden und die Schuld des Volkes durch ein „Lösegeld" zu tilgen, so wurden in der Folge die Menschenopfer alljährlich zu gewissen Tagen wiederholt, auch wohl die Zahl derselben vermehrt.

Der „Burggöttin" Astarte, der strengen Herrin von Sidon, die in der Rechten die geschwungene Lanze führte und als stiergehörnte Mondgöttin dem Gotte der Sonnengluth verwandt war, wurde mit Keuschheit und fleischlicher Entsagung gedient. Wenn ihr, wie aus einzelnen Angaben hervorzugehen scheint, reine Jungfrauen geopfert wurden, so geschah dies doch sehr selten; im gewöhnlichen Lauf der Dinge begnügte sich die Göttin mit dem Gelübde ewiger Jungfräulichkeit für die Priesterinnen, die in ihren Tempeln das heilige Feuer zu hüten hatten. Dagegen führte ihr Dienst die maßlosen Phönizier zu einer Ausschweifung anderer Art. Damit die fleischliche Lust und die sinnlichen Triebe getödtet würden, verlangte die strenge Herrin, daß ihre Priester und Tempeldiener sich selbst entmannten und den Weibern ähnlich würden. So kam es denn, daß in ihrem Tempelbereiche sich Tausende von verstümmelten Priestern und Hierodulen, Gallen genannt, aufhielten oder in phantastischen Aufzügen bettelnd durch das Land zogen, und daß an den großen Festtagen der syrischen Göttin, wenn der laute Lärm der Cymbeln, Pauken und Doppelpfeifen und das wilde Gebahren der in ausgelassenen Tänzen sich bewegenden Priesterschaar die religiöse Begeisterung zur Extase steigerte, einzelne Jünglinge von heiliger Wuth getrieben sich mit dem Schwerte der Göttin selbst verstümmelten und sich so ihrem Dienste weihten. Durch die Verbindung phönizischer Mythen und Religionsvorstellungen mit den Götter- und Heroensagen der Griechen und anderer Volksstämme in den Colonien wuchsen die Fabeln von der auf einem Löwen oder Stiere reitenden Mondgöttin Astarte zu einem ausgedehnten Mythenkreis zusammen. In den Erzählungen von ihren großen Wanderzügen und Irrfahrten, wobei die Sagen von Io, Europa und Kadmos, Dido u. a. in einander spielen, ist das phönizische Colonialwesen symbolisch angedeutet. Bei dem wechselnden Mondlicht verschwindet sie in Tyrus, gründet auf ihrem Zuge Städte und Colonien und verbindet sich endlich mit dem tyrischen Melkart, der ihr suchend nachfolgte. In dieser Eigenschaft war Dido-Astarte die Schutzgöttin von Karthago, wo ihr inmitten eines reizenden Lusthaines ein prachtvoller Tempel geweiht war. Daß sie auch wegen ihrer inneren Verwandtschaft häufig mit Aschera zu einem und demselben Begriff verschmolzen wurde, ist schon oben bemerkt. Namentlich wurde bei den Hebräern die weibliche Naturkraft in ihrer zwiefachen Gestalt unter Einer Vorstellung und Einem Namen zusammengefaßt. — Baal-Melkart, den die Griechen seiner Wanderzüge und Arbeiten wegen mit Herakles identificirten, war der

Astarte.

Melkart (Herakles) von Tyrus.

Stamm- und Nationalgott der Tyrier, in dem sich das ganze Handels- und Colonieleben jener regsamen Seestadt abspiegelt. Seiner ursprünglichen Idee nach die durch den Himmelsraum schwebende Sonne in der Totalität ihrer Erscheinungen, also die Vereinigung des wohlthätigen, freundlich gesinnten Baal und des verderblich wirkenden feindseligen Moloch, wurde Melkart bei den Tyriern der Inbegriff aller ordnenden und schaffenden Kräfte, die handelnde und wirkende Gottesfigur, welche im Weltraume den Kosmos, im Menschen- und Volksleben die städtische und gesetzliche Ordnung begründet, die ringende und thätige Macht, welche die feindliche Gewalt in sich aufnimmt, überwindet und zum Mitwirken an den heilsamen Werken zwingt, der Repräsentant der tyrischen Volkskraft, dessen Mythenleben in der ruhelosen und doch so wohlthätigen Bewegung der Sonne angeschaut wurde. Er ist der „Stadtkönig" von Tyrus, der Gründer der Colonien, der Schutzgott der Seefahrten und des Verkehrslebens, der persönlich gewordene Geist des geordneten Staatslebens, in dessen Hand die Geschicke der Könige, der Reiche und Städte gelegt sind, der die feindlichen Volksstämme überwindet. Wie die Sonne am Himmelsgewölbe einherzieht und das Naturleben in unwandelbarer ewiger Ordnung und Gesetzmäßigkeit lenkt und beherrscht, so durchwandert Baal-Melkart die Erde, gründet Städte und gibt dem Menschenleben Gesetz und Ordnung. Er hat am Ausgange des mittelländischen Meeres an beiden Seiten die Weltsäulen aufgerichtet, als feste Stützpunkte der Erde, als ordnende Scheidewand zwischen Land und Wasser. Darum standen am Eingange seines Tempels in Tyrus und Gades zwei prachtvolle Säulen; darum verehrten ihn die phönizischen Seefahrer auf der Landspitze von Calpe im fernen Westen und bekränzten und besprengten die Steine, die ihm dort aufgerichtet worden; darum dienten ihm die Tyrier auf dem Vorgebirge Karmel. Hier war es, wo einst Elia zur Zeit der Dürre den Priestern höhnend zurief, sie sollten lauter schreien, daß ihr Gott sie höre, denn vielleicht schlafe er, oder sei auf die Wanderung gegangen. Dem Melkart stifteten die Tyrier in allen Pflanzstädten neue Heiligthümer und sein Dienst war das heilige Band, das die Colonien an das Mutterland knüpfte. Darum schickten auch die Karthager und die andern Tochterstädte alljährlich an den großen Festtagen des Nationalgottes feierliche Gesandtschaften nach Tyrus und steuerten an den Tempel der Mutterstadt den Zehnten des Staatseinkommens, und die Innungen der phönizischen Kaufleute in den fremden Städten sandten an solchen Tagen Abgeordnete mit Opfergeschenken an die heimischen

Kabiren. Altäre. Gleich dem tyrischen Melkart waren auch die sieben Kabiren, d. h. die Mächtigen, die Schutzgottheiten der phönizischen Bundesstadt Tripolis, mit dem Handel, der Schiffahrt und dem Colonienwesen aufs Innigste verbunden. Ursprünglich, wie es scheint, aus dem ägyptischen Religionskreis hervorgegangen, fanden sie ihren Weg nach den phönizischen Colonien, besonders nach den Inseln des ägäischen Meeres, wo sie unter priesterlicher Einwirkung eine

kosmische und mystische Bedeutung erhielten und als Söhne des Hephästos mit dem Bergbau und der Schmiedekunst in Beziehung gesetzt wurden. In Holz geschnitzt wurden sie als „Schiffsgötter" in gedrungener kräftiger Zwerggestalt, den Hammer schwingend, auf dem Vordertheile der Schiffe aufgestellt. Denn den Kabiren schrieb man die Erfindung des Schiffbaues zu. Herodot erzählt (III, 37), Kambyses habe in Aegypten über die Pygmäengestalt der den phönizischen Patäken ähnlichen Kabiren gelacht und ihre Bildnisse verbrennen lassen.

Wir haben schon oben angedeutet, daß bei den Babyloniern, Assyriern und Philistäern die Verbindung der zeugenden und empfangenden Naturkraft zu einer mannweiblichen Figur als der Ausdruck der höchsten Macht und Stärke gegolten habe. Diese dem asiatischen Religionswesen tief inwohnende Idee war auch in den phönizischen Glaubenskreis eingedrungen, und da sie die Folie eines ausgedehnten Dienstes der fleischlichen Lüste und Genüsse wurde, so spielte sie bei der Ausbildung des öffentlichen Cultus eine wichtige Rolle. Bei den meisten Religionsfesten der Phönizier fanden symbolische Ceremonien und Gebräuche statt, die auf eine Vermischung des männlichen und weiblichen Prinzips, auf eine Vernichtung des geschlechtlichen Unterschieds deuteten. Nicht genug, daß sich die Männer im Dienste der Astarte verstümmelten und als geschlechtslose Hierodulen die Tempelräume füllten, auch Baal-Melkart wurde in den hermaphroditischen Cultus hineingezogen. Das Bestreben der Phönizier, verschiedene Gottheiten zu einer einzigen Gestalt zusammenzufassen und diese Theosynkrasie auch in einer Vermischung der Culte und in einer Vereinigung der Attribute anzudeuten, führte zu einer wunderlichen phantastischen Religionsmengerei, zu einem widerwärtigen und unlösbaren Convolut der verschiedenartigsten Vorstellungen, Symbole und Cultusformen. So konnte es geschehen, daß man dem tyrischen Melkart, als Moloch gefaßt, grausame Menschenopfer darbrachte und ihm zugleich, wie dem Baal und der Aschera, mit Unzucht und Fleischeslust diente, daß bei seinen Festen die Priester und Anbeter in durchsichtigen Frauenkleidern erschienen und die Geberden und Stimme der Weiber nachahmten, die Frauen dagegen männliche Gewänder anlegten und Schwerter und Lanzen führten; daß das Bild der Astarte den Bart des Melkart trug und dagegen im Heiligthum dieses Gottes der Opferdienst von reinen Jungfrauen und ehelosen Priestern verrichtet wurde. Maßlose Ausschreitungen bezeichneten das phönizische Religionswesen in allen seinen Theilen; es gebrach ihm nicht nur an einem klaren Gottesbegriff, es fehlte auch die tiefere ethische Grundlage. Diesen Mangel suchten sie zu ersetzen durch prachtvollen Cultus, durch kunstreiche, schöngeschmückte Tempel mit heiligen Hainen, Vorhöfen und Altären, durch feierliche Religionsfeste und durch eine zahlreiche Priesterschaft nebst einem Schwarm von „Geweihten" und Hierodulen beider Geschlechter, Tempeldienern und Verschnittenen. Bei den großen Festen in Tyrus, Sidon,

Hermaphrodismus und Theosynkrasien.

Cultus und Opferfeste.

Byblus, Hierapolis (Mabug) u. a. O. strömten Schaaren von Wallfahrern aus der Nähe und Ferne zusammen; dann wurden die Götterbilder und Idole, die Zelte und Laden, worin man die heiligen Symbole aufbewahrte, in feierlichen Prozessionen umhergetragen. Durch Festgaben und Geschenke, durch Zehnten und Güter wurden manche Tempel außerordentlich reich; Tausende von Priestern, Opferdienern, Hierodulen und Tempelsclaven fanden daselbst einen reichlichen Unterhalt; auch der Erlös von den Opferthieren floß in den Tempelschatz; an einigen Orten war die Priesterwürde erblich; der Hohepriester eines angesehenen Tempels war in der Regel der Nächste nach dem König und öfters, wie in Tyrus, aus der herrschenden Familie. Bei den Opfern, die alltäglich bei Aufgang und Untergang der Sonne unter Gesang und Musik und wohlriechenden Räucherungen dargebracht wurden und von mannichfacher Art waren, als Brandopfer, Sühnopfer, Reinigungsopfer, Wahrsageopfer u. A. m., war gewöhnlich die ganze heilige Genossenschaft des Tempels in Thätigkeit.

Tempel- und Priesterschaft.

Weitere Ausführungen.

Wie die Babylonier in Bel die schaffende, zeugende und erhaltende Kraft, in Mylitta die empfangende und gebärende Seite des Naturlebens darstellten und dann in der Verbindung beider Potenzen zu einer androgynen Göttergestalt, zu einem Mannweib, die höchste Macht und Stärke symbolisch zusammenfaßten, so dachten sich auch die Phönizier die göttliche Urkraft als ein zweifaches Prinzip, als ein aktives männliches, das sie unter dem Namen Baal verehrten, und als ein passives, weibliches, dem sie die Benennung Aschera oder Baaltis beilegten. Die Verbindung dieser beiden Seiten der Gottesmacht zu einem mannweiblichen Wesen oder die Uebertragung der Attribute der einen auf die andre galt auch in Phönizien als der Ausdruck der höchsten Götterstärke. Der Leben schaffende Naturgott Baal war der Herr des Himmels, der alte Gott in der Höhe, dessen gewaltige Kraft sich in den Wirkungen der Sonne kund gibt. Er ist „Träger und Prinzip des physischen Lebens und der zeugenden und fortpflanzenden Naturkraft, die als ein Ausfluß aus seinem Wesen betrachtet wurde". Man verehrte ihn auf den Berghöhen, besonders auf dem Libanon; wo man ihm in Thälern oder Ebenen diente, errichtete man Erdhügel mit Altären und Opferstätten. Ein kegelförmiger Stein oder Spitzsäule war zugleich Abbild und Altar des Gottes; und als man in der Folge über den konischen Steinaltären Tempel errichtete und in den heiligen Räumen Götterbilder aufstellte, bewahrten zwei vor dem Haupteingang aufgerichtete Säulen von Stein, Erz oder Holz noch die überlieferte Idee. — Dem männlichen Naturgott Baal, den die Griechen mit Zeus verglichen, steht die weibliche Gottheit Aschera zur Seite. Sie war den Phöniziern die gebärende Naturkraft, welche die Erde mit Bäumen, Pflanzen und Früchten bekleidet, den dürstenden Fluren die nährende Feuchtigkeit zuführt und Flüsse und Meere mit Fischen füllt. Sie wurde neben Baal in den Waldhöhen des Libanon verehrt, unter schattigen Bäumen, denen die Phönizier, wie die Perser und die alten Germanen, große Verehrung zollten. Die schlankgewachsene Ceder, die üppige Cypresse, die ewig grünende Terebinthe, die starke dicklaubige Eiche, die Pinie mit ihrem immerwährenden Grün, die Pappel oder Bachweide, die auch im heißesten Sommer nicht entblättert wird, solche Bäume, an denen sich die Kraft der Naturgöttin am deutlichsten zu offenbaren schien, waren ihr besonders geheiligt. Sie galten als „Gottes Angesicht", als sichtbare Erscheinung der Gottheit. Unter ihnen flehten die Phönizier um Fruchtbarkeit und Segen, unter ihnen stimmten sie ihre Lobgesänge an, unter ihnen opferten und räucherten sie. Unter dem Bilde eines Baumes, eines Stammes oder einer hölzernen Säule verehrten sie die „große Mutter", mit deren Namen sie die hölzernen Denksäulen und Idole belegten, die sie allenthalben aufrichteten und häufig mit

Baal und Aschera (Baaltis). *Baal.* *Aschera.*

dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, verbanden. Selbst in den Städten befanden sich bisweilen heilige Haine von immergrünenden Nadelhölzern. Der Aschera und dem Baal war der Granatapfel heilig, die saftige, kernreiche Frucht, an der sich besonders die Lebensfülle und Fortpflanzungskraft zu offenbaren scheint und der daher allenthalben Symbol oder Attribut der zeugenden Naturgottheiten war. Da alles physische Leben seinen Keim und Ursprung im feuchten Element hat, so war der Aschera wie der Mylitta das Wasser geweiht, und Seen, Flüsse und Bäche standen nicht minder unter ihrem Schutze, wie Bäume und Haine; in ihren Tempeln befanden sich heilige Seen mit Fischen, die der Göttin geweiht waren und nicht berührt und verletzt werden durften. In der Stadt Bambyce oder Hierapolis (Mabug) scheint die Aschera wie zu Askalon als Fischweib verehrt worden zu sein und den Priestern war der Genuß von Fischspeisen untersagt. Auch andere durch Schönheit, Stärke oder Zeugungskraft hervorragende Thiere waren der Aschera geheiligt, wie der Stier, das Pferd, der Ziegenbock und vor Allem die Taube. In dem berühmten Tempel der cyprischen Göttin befanden sich Taubengehege und Seen mit heiligen Fischen, und neben den Altären, auf denen nur männliche Thiere geopfert werden durften, erhob sich eine kegelförmige steinerne Säule. Mit der Mylitta hatte die Aschera auch den unzüchtigen Geschlechtscult gemein, der unter dem sinnlichen nur auf Genuß und Erwerb bedachten Handelsvolke noch mehr den Charakter der Wollust und lasciver Ausschweifung annahm, als in Babylon. Schon im 2. B. der Könige (23, 7) wird die Unsitte angedeutet, daß die phönizischen Frauen im Tempelbereich Hütten hatten, wo sie sich unter Zelten, die sie zu dem Zweck selbst gewebt, den fremden Wallfahrern preisgaben. Der Naturgottheit, aus deren Schooß Fruchtbarkeit und Wachsthum hervorging, glaubte man kein wirksameres Opfer bieten zu können, als die Jungfrauschaft. Daher überließen sich denn zu gewissen Festtagen die Töchter der Phönizier an geweihten Stätten, in den Tempelräumen und Hainen, den Umarmungen der Fremden, welche im Dienste der Göttin zu den großen „Hüttenfesten" die Wallfahrt unternommen hatten, eine Unsitte, die noch jetzt bei einigen Gebirgsvölkern des Libanon herrschend sein soll. „Die berühmtesten Heiligthümer der Göttin," sagt Movers, „waren auch große Wallfahrtsörter, wohin regelmäßige Festcaravanen aus nahen und fernen Ländern und Städten, besonders an den Festen, welche zu Anfang und Ende des Sommers gehalten wurden, eintrafen und die Hütten und Zelte, welche dann von den Pilgern im Reviere des Heiligthums aufgeschlagen wurden, mögen jene berüchtigten „Hüttenfeste" veranlaßt haben." An allen Tempeln gab es eine Menge Frauen und Jungfrauen, die sich diesem Opferdienst der Göttin geweiht hatten. Die Einen hielten sich an den Cultusstätten selbst auf und boten sich preis. Hosea sagt (4, 14) von den götzendienerischen Juden: „sie gehen bei Seite mit Huren und opfern mit Buhlerinnen"; Andere zogen nach Erwerb im Lande umher, wo sie „an den Wegen sitzend" (Gen. 38, 17) gegen ein Handgeld oder ein Böcklein, als Opfer für die Göttin, sich preisgaben. Den Erwerb lieferten sie an den Tempel ab. Bisweilen ließen sich sogar verheirathete Frauen auf einige Zeit unter die „Geheiligten" des Tempels aufnehmen. Von Byblus, dem ältesten Sitze dieses lasciven Religionsdienstes, kam der Cultus der Aschera, oder wie die Griechen sie nennen, der Aphrodite nach der Insel Cyprus, wo in den Myrtenhainen von Paphos der wollüstige Opferdienst eine sprüchwörtliche Berühmtheit erlangte. Sollen doch die Töchter der Cyprier den landenden Schiffern an den Strand entgegengegangen sein und sich ihren Umarmungen hingegeben haben.

Unzüchtiger Cult.

Byblus war auch der Hauptsitz des Adoniscultus, der sich von Aegypten aus über einen großen Theil Vorderasiens ausbreitete. Unter dem schönen Jüngling Adonis (Herr) dachte man sich das Naturleben zur Zeit der Blüthe und des jugendlichen Wachsthums, die Naturkraft, welche die Erde mit üppiger Vegetation überzieht und in das Pflanzenreich den nährenden und Leben schaffenden Saft gießt. Dieser holde Jüngling findet seinen Tod entweder im Herbst, wenn die Vegetation durch heftige Regenstürme und rauhe Winde dem Ver-

Adonisfeste.

welken und der Vernichtung preisgegeben wird, oder im hohen Sommer, wenn der Gluthwind den Pflanzenwuchs erstickt und die heiße Sonne die Früchte in Gärten und Feldern versengt. Dieses Absterben der grünenden und blühenden Natur versinnlichten die Bewohner des syrischen Landes durch die Mythe von Adonis, der in den Berghöhen des Libanon von dem Eber des feindlichen Gottes getödtet wird, und ordneten zur Feier dieses Jahreswechsels ein großes alljährlich wiederkehrendes Trauerfest an, das an manchen Orten im Sommer, an andern im Herbst gehalten wurde. Das Fest begann mit dem Verschwinden des Adonis und mit dem Suchen der Weiber. War das hölzerne Götterbild in den sogenannten „Adonisgärtchen" gefunden, so wurde es unter Trauerliedern und Wehrufen ans Meer getragen und gewaschen, dann mit Spezereien gesalbt und mit Leinwand oder Wolle umwunden. Wie bei den Leichenfesten naher Verwandten mußten sich die Frauen die Haare abschneiden oder dafür nach dem Fest ihre Keuschheit zum Opfer bringen und das erworbene Geld im Tempel der Baaltis niederlegen. Alles gab sich den ausschweifendsten Schmerzensäußerungen um den verlornen Gott hin. Die Weiber ließen sich neben der Bahre auf die Erde mit zerrissenen Kleidern nieder, zerrauften sich die Haare, zerkratzten sich die Brüste und setzten sich lautklagend und den Weheruf Ailanu! Ailanu! ausstoßend an den Weg. So sah Hesekiel (8, 14) am Eingange des Tempelthores Weiber sitzen, „welche den Thammus beweineten"; und in dem Briefe Jer. (Baruch 6, 30. 31) hat der Verfasser bei der Schilderung des Thammusfestes in Babylon offenbar die einheimische Sitte im Auge: „Und in ihren Häusern sitzen die Priester mit zerrissenen Kleidern, mit abgeschornen Köpfen und Bärten und unbedecktem Haupte. Sie heulen und schreien vor ihren Göttern wie Manche bei den Todtenmahlen." Ein Todtenopfer und Bestattung schloß das Trauerfest.

„Schön war Kypris zu schaun" (heißt es in Bion's Klageton), „als du noch lebtest, Adonis;
Aber es schwand die Gestalt mit Adonis der Kypria, weh! weh!
Allen Gebirgen enttönt und den Waldungen weh! um Adonis
Jeglicher Strom wehklagt den unendlichen Gram Aphrodite's."

Moloch. Der gefürchtetste unter den feindlichen Dämonen, den Mächten des Unheils und Todes, denen die Phönizier mit grausamen Menschenopfern und Selbstverstümmelungen dienten, war Moloch, „der König", der Sonnengott Baal in seiner zerstörenden und vernichtenden Eigenschaft, daher Baal-Moloch genannt. Nach der natursymbolischen Vorstellung der Phönizier war Moloch die Gluthsonne im heißen Sommer oder in der sengenden Mittagsstunde, welche das physische Leben verdirbt und Blumen und Gras verdorren macht, oder auch der wilde Winterfrost, der den schönen Adonis tödtet und den Bäumen ihren Blätterschmuck raubt. Er ist das zerstörende Element des lodernden Feuers, das die Gebilde der Menschenhand vernichtet, das im Gefolge des Krieges einherzieht und Felder und Städte verheert, er ist die schreckliche Naturgewalt, die Mord und Verderben schafft. Aber Moloch ist, wie die Feuerflamme, auch der reinigende Gott; er ist der furchtbare Dämon, der das Menschengeschlecht wegen Sünde und Uebertretungen mit Verderben heimsucht und dessen Groll nur durch reine Sühnopfer abgewendet werden kann. Diese Opfer waren entweder Reinigungsopfer, die alljährlich an bestimmten Tagen sowohl in dem phönizischen Mutterlande als in den Colonien dargebracht wurden, oder Sühnopfer bei großen Unglücksfällen, bei Krieg, Seuchen, Dürre u. dgl. Auch beim Beginne wichtiger Unternehmungen, bei Gründung einer Pflanzstadt, bei einem bevorstehenden Feldzuge suchte man durch Menschenopfer den Gott gnädig zu stimmen. Nur aus den Reihen der Bürger wurden die Opfer gewählt; bisweilen gab der Herrscher eines Landes seinen erstgeborenen Sohn hin, als stellvertretendes Genugthuungsopfer für das ganze Volk, wie wir in der israelitischen Geschichte bei verschiedenen Gelegenheiten sehen werden. Darum läßt der Prophet Micha (6, 7) das seiner Sünde sich bewußte und auf Sühnung bedachte israelitische Volk ausrufen: „Soll ich meinen

Erstgebornen hingeben als Sühnopfer für meine Missethat, meine Leibesfrucht zum Sündopfer meiner Seele?" Unfälle galten als Strafen des Gottes wegen unterlassenen Opferdienstes. Im Kriege gegen Agathokles, erzählt Diodor, hatten die Karthager in Sicilien eine Schlacht verloren; man schrieb es dem Zorn des Moloch (Saturn) zu, dem früher Knaben aus den edelsten Familien der Karthager alljährlich geopfert worden waren, die man aber in letzter Zeit durch angekaufte und untergeschobene Kinder ersetzt hatte. Bei angestellter Untersuchung fand sich, daß mehrere Eltern ihre Kinder verheimlicht hatten, und zur Sühnung wurden nun 200 Knaben aus den angesehensten Häusern auf einmal geopfert; und außerdem gaben sich noch dreihundert, die in gleichem Verdacht standen, als freiwillige Sühnopfer für das Vaterland hin. Unter der Herrschaft der Perser wurden die Kinderopfer untersagt. Bei der Belagerung von Tyrus durch Alexander machten einige Bürger den Vorschlag, den alten Gebrauch zu erneuern, um die Eroberung der Stadt abzuwenden, aber der Vorschlag wurde vom Rath verworfen. Ohne Zweifel war die bei einigen Stämmen Kanaans gebräuchliche Beschneidung das stellvertretende Symbol des alten Molochopfers; dagegen wird die Meinung, daß manchmal ein bloßes Hindurchführen der Kinder durchs Feuer an die Stelle des wirklichen Opfers getreten sei, von Movers widerlegt.

Die weibliche Seite des Sonnen- und Feuergottes Baal-Moloch ist „die große Astarte der Sidonier", die himmlische jeder sinnlichen Liebe abgewandte Jungfrau, die unter dem Bilde des reinen heiligen Feuers verehrt ward, und deren Dienst nur jungfräuliche Priesterinnen besorgten. Wie im Tempel des Moloch brannte auch in ihrem Heiligthum ein ewiges Feuer; auch ihr war der Stier geweiht und häufig erscheint sie mit einem Stierkopf abgebildet oder auch auf einem Stier oder Löwen sitzend. Mit Moloch hatte sie ferner die Beziehung zum Krieg gemein; als Kriegsgöttin führt sie den Speer in der Rechten, wie phönizische Münzen sie darstellen; in Karthago, wo sie unter dem Namen Dido als Schutzgottheit der Stadt verehrt wurde, war sie abgebildet auf einem Löwen reitend, den Speer in der Hand. Auf Astarte als Mondgöttin deuten die Sagen von ihren Wanderungen, die eine Verwandtschaft mit Io erkennen lassen, wie denn der Cultus dieser Göttin unter verschiedenen Namen weit über die asiatische und griechische Welt verbreitet war. Die Zahl der Verstümmelten (Gallen), die sich zu Ehren der Göttin an ihren wilden Festen selbst entmannten, wurde mit der Zeit so groß, daß ganze Banden unter lärmender Musik und in phantastischem Aufzuge bettelnd im Lande herumzogen, in ihrer Mitte ein Esel, welcher das verschleierte Symbol der Göttin sammt dem Bettelsack trug. „Sie waren in buntfarbige, schmutzige Frauengewänder gekleidet," wird von einem alten Schriftsteller erzählt, „Gesicht und Augen gleichfalls nach Frauenweise bemalt, den Kopf mit gelben, leinenen oder seidenen Turbanen umwunden; andere trugen weiße Kleider, vorn mit der rothen, herabhängenden Clava geschmückt. Die Arme waren bis zur Schulter aufgestreift; große Schwerter und Beile, auch die Geißel, dann Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympanen in den Händen, zogen sie mehr tanzend als gehend unter dem Schall einer wilden Musik die Straße. An einem Meierhofe angekommen, stellen sie ihre Gaukeleien an. Ein mißhelliges Geheul eröffnet die Scene. Dann fliegen sie wild durch einander, das Haupt tief zur Erde gesenkt, aber in Kreisen sich herumdrehend, so daß das aufgelös'te Haar durch den Koth schleift; dabei zerbeißen sie sich zuerst die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit den zweischneidigen Schwertern, die sie zu tragen pflegen. Dann beginnt eine neue Scene. Einer von ihnen, der es in der Raserei allen zuvorthut, fängt unter Aechzen und Stöhnen an zu prophezeien (wie die Baalpriester 1. Kön. 18, 29), er klagt sich öffentlich seiner begangenen Sünden an, die er durch die Züchtigungen des Fleisches nun bestrafen will, nimmt die knotige Geißel, welche die Gallen zu tragen pflegen, zerschlägt den Rücken, zerschneidet sich mit Schwertern, bis das Blut von dem verstümmelten Körper heruntertrieft. Das Ende vom Ganzen ist eine Collekte. Einige werfen ihnen Kupfer- auch wohl Silbermünzen in den vorgehaltenen Schooß, Andere bringen Wein, Milch, Käse, Mehl herbei,

Astarte.

Religions-Schwärmerei.

was sie gierig zusammenraffen, in dem dazu bestimmten Säckel neben der Göttin dem Esel auf den Rücken legen, dann bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiter ziehen, wo das ganze Ceremoniel aufs Neue wiederholt wird. Am Abend in der Herberge angekommen, entschädigen sie sich durch einen Schmaus für die blutigen Kasteiungen des Tages." Die Gallen, bemerkt Lucian, leben in Gemeinschaft der Frauen und diese sind ihnen mit besonderer Liebe zugethan. Baal-Melkart ist der Repräsentant der Sonne, deren Wirkungen während ihres jährlichen Kreislaufes er zu einer den Menschen wohlthätigen Gesammtkraft vereinigt. Die Gebräuche und Feste der Tyrier hatten alle eine symbolische Beziehung zu der Sonne in ihrer wechselnden Erscheinung. Wenn in alten Schriftstellern als eine eigenthümliche Sitte erwähnt wird, daß die Tyrier ihrem Gotte Fesseln angelegt hätten, oder daß er entschlafen oder todt sei, so war dies die symbolische Vorstellung eines vom Winter gelähmten und gefesselten Gottes und sie feierten diese Zeit durch das Winterfest des Einschlafens; wenn er dann im Frühjahr zu neuem Leben erstand, so löſ'ten sie seine Fesseln und feierten das Fest des Wiedererwachens (Ende Februar oder Anfang März); wenn die Sonne am höchsten stand und ihre verzehrende Gluth das vegetative Leben bedrohte, dann verbrannte der Baal-Melkart, als Moloch, sich selbst, um dann wieder als mildere Herbstsonne aus dem Verbrennungsprozeß verjüngt hervorzugehen. Zu diesem „Fest des Scheiterhaufens" oder „Fackelfest", von dessen großartigen Feueropfern schon oben bei Sardanapal Erwähnung geschah, kommen, wie Lucian erzählt, Menschen aus Syrien und aus allen umliegenden Gegenden zusammen. Jeder aber bringt sein heiliges Bild mit und ein Gedenkzeichen, welches die Opferhandlung darstellt. Der Sonnengott Melkart, d. i. Stadtkönig, war der eigentliche Nationalgott der Tyrier, der Gründer und Schutzherr ihrer Stadt. Hier hatte er in der Inselstadt jenen von Hiram erbauten oder doch erweiterten und verschönerten Tempel, den schon Herodot bewunderte. „Er war sehr reich verzieret," sagt dieser (II, 44), „mit vielen Weihgeschenken, und waren unter andern in demselbigen zwei Säulen, die eine von lauterem Golde und die andere von Smaragden-Stein, der strahlete des Nachts gar herrlich." Denn wie im Tempel des Moloch brannte auch im Heiligthume des Melkart ein ewiges Feuer auf dem Altare, davon leuchtete das edle Gestein der Säule. Auch in Gades befanden sich in dem Tempel des tyrischen Herakles zwei eherne acht Ellen hohe Säulen, auf denen die Baukosten des Tempels verzeichnet waren. Melkart war der Beschützer des Handels und der Seefahrten; und da der Verkehr und die Colonien nur durch kriegerische Anstrengung erhalten und vergrößert werden konnten, so ward er auch als Kriegsgott, als Lenker des Glücks der Waffen verehrt.

Baal-Melkart.

Taaut.

In den Kreis der aus Aegypten entlehnten Religionsmythen gehört auch die mysteriöse Figur des Taaut, dem die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben wird, die dann von Phönizien aus den Griechen und durch diese den Europäern überhaupt mitgetheilt worden sein soll. Als Gott der Weisheit und Intelligenz galt er für den Urheber der heiligen Bücher und Satzungen, welche die phönizische Priesterschaft eben so als die Quelle ihrer Religionslehren und die Richtschnur des Lebens ausgab, wie die Babylonier die Lehren des Oannes. Was uns freilich als griechische Uebersetzung derartiger uralter Weisheit Herennius Philo aus Byblos in der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts bietet, ist von höchst zweifelhaftem Werth.

Philo's heil. Geschichte der Phönizier.

Dieser Philo gab nämlich vor, die phönizischen Priester hätten die alten Lehren des Taaut verfälscht und entstellt; Sanchoniathon aber habe sie in ihrer echten Gestalt wieder hergestellt; damit nun der Betrug nicht an den Tag käme, hätten die

Priester die Schriften des Weisen verborgen gehalten. Auch Philo's neun Bücher phönizischer und asiatischer Göttergeschichten sind untergegangen, aber aus einzelnen Auszügen, die sich bei Porphyrius, Eusebius und andern Schriftstellern der christlichen Zeit erhalten haben, ersehen wir, daß es ein aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetztes Werk war, in welchem ägyptische, asiatische und griechische Religionsmythen in euhemeristischer Weise gedeutet und mit fremdartigen Zusätzen vermischt worden sind; die offenbare Tendenz des Verfassers, die Götter als Menschen der Vorzeit darzustellen, die wegen ihrer nützlichen Erfindungen und Verdienste um die allgemeine Cultur von der dankbaren Nachwelt zu dem Range der Götter erhoben worden, die ganze Götterlehre mithin als eine menschliche Geschichte aufzufassen, legt den Schluß nahe, daß Philo absichtlich den Namen des alten phönizischen Weisen seinem Werke vorangestellt habe, um demselben größeres Ansehen zu verschaffen. Es soll nicht geleugnet werden, daß seine Angaben theilweise wirklich alter Tradition entstammen; im Ganzen sind sie aber durch seine Verdrehungen, Zusätze und rationalistischen Deutungen nur wenig brauchbar.

Fassen wir das Gegebene zusammen, um daraus die Stellung der Phönizier in der Weltgeschichte zu bestimmen, so werden wir ihre Hauptverdienste mehr in der Vermittelung der morgenländischen Culturen nach den westlichen Ländern als in den eigenen Schöpfungen suchen müssen. Durch ihre Erfindungen und technische Fertigkeit, durch ihre Betriebsamkeit und Industrie haben sie das äußere Leben der alten Völker bereichert und verschönert; durch ihre kühnen Seefahrten haben sie die Weltkunde erweitert und dem Forschungstrieb neue Bahnen geöffnet, dem Unternehmungsgeist folgenreiche Wege geschaffen; durch ihren großartigen Verkehr und Welthandel haben sie die Produkte der fernen Culturländer den minder fortgeschrittenen Volksstämmen zugeführt und diese zu eigenem Schaffen angeregt; und waren auch diese Güter zunächst materieller Art und die Ziele und Zwecke vorzugsweise Befriedigung der Gewinn- und Erwerbsucht des eigennützigen Handelsvolkes selbst, so trugen sie doch die Keime einer gesteigerteren Cultur, ohne welche jene nicht hervorgebracht werden konnten, in sich und forderten zur Nachahmung auf. Die von Josephus erwähnten Geschichtsbücher der Tyrier mit genauer Angabe der Zeitfolge sind wohl nicht ohne Einfluß auf die Israeliten und Griechen geblieben; und die Sagen, daß die Phönizier die Buchstabenschrift den europäischen Völkern zugeführt, die Begründer vieler Religionsformen und Cultusgebräuche gewesen und die heiligen Künste gelehrt hätten, geben Zeugniß, daß mit den materiellen Gütern auch tiefere Culturelemente durch sie vermittelt und gepflegt worden, daß der Handel und Verkehr auch unter ihren Händen eine anregende Macht zur Geistesentwickelung gewesen, daß ihr Blick nicht ausschließlich der Erde und der Realität des Lebens sich zugewendet, sondern auch die idealen Güter zu erfassen gesucht habe. Durch ihre Colonien endlich wurden sie die Schöpfer geordneter Staatsformen und Rechtsinstitute, wodurch der allgemeine Kriegszustand beendigt oder beschränkt ward, die Thatkraft eine Richtung zur Wohlfahrt und zum Heile der Menschheit empfing und die Künste des Friedens einen

Weltstellung der Phönizier.

geeigneten Boden zu ihrer segensvollen Entfaltung fanden. Es ist ganz zutreffend was ein Schriftsteller der römischen Kaiserzeit an ihnen rühmt: „Die Phönizier waren ein rühriges Volk und hoch befähigt für die Werke des Kriegs und Friedens; Wissenschaft und Künste pflegen, die Meere durchsegeln, Seeschlachten schlagen, den Völkern gebieten, Kampf und Herrschaft gewinnen, das haben sie verstanden.“ Damit ist aber auch die Summe ihrer Wirksamkeit erschöpft. Wenn man die Phönizier auch in den höheren Gütern, in der Religionsweisheit, in der Kunst, in der Dichtung als die Vorläufer der Hellenen halten wollte, würde man sie zu hoch stellen. In der Religionslehre waren sie mehr receptiv als produktiv; die natursymbolischen Gottheiten der Babylonier, Aegypter und anderer Culturvölker haben sie sich größtentheils zu eigen gemacht und durch Vermischung verschiedenartiger Vorstellungen und Symbole zu einem formlosen Ganzen die Begriffe verwirrt und in mystisches Dunkel gehüllt; statt das Ueberlieferte durch freie Speculation fortzubilden, oder dem Fremden ein eigenthümliches, nationales Gepräge zu verleihen, verschmolzen sie die überkommenen Grundbestandtheile zu unförmigen, complicirten Ideenconvoluten ohne klare Formen, ohne feste Gestaltung, ohne ethische Unterlage. Die Wechselfälle des Lebens mit merkantilem Geiste erfassend setzten sie ihr Götterwesen mit den Erscheinungen des praktischen Daseins in unmittelbare Beziehung und entweihten die tiefsinnigen Lehren durch materielle Deutung, durch lascive Anwendung, durch grausame Gebräuche. Der süßen Gewohnheit des Daseins hingegeben beklagten sie in Trauerfesten die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, ohne in dem Glauben an Unsterblichkeit, an eine Fortdauer der Seele über den Schranken der Zeitlichkeit Trost zu suchen. — Von einer phönizischen Dichtkunst und Literatur haben sich keine Spuren, keine Erinnerungen erhalten; ihr sinnlicher, durch unzüchtige oder unnatürliche Gebräuche entstellter Cultus war nicht geeignet, in heilige Begeisterung zu versetzen und religiöse Hymnen zu erzeugen; ihre Naturgottheiten waren, den tyrischen Melkart abgerechnet, abgeblaßte symbolische Gestalten ohne Mythengeschichte und Heldenthaten, wie sie zu einem Volksepos erforderlich gewesen wären; und wie sollte bei dem rastlosen Industrie- und Handelsleben Muße und Interesse an Dichtung und Heldensage entstehen? — Aber in der Baukunst und Bildnerei haben doch die Phönizier Großes geleistet? Es ist wahr, daß der Tempel zu Jerusalem von tyrischen Werkführern, Künstlern und Bauleuten aufgeführt worden ist, daß die Tempelbauten in Tyrus und Aradus, in Paphos und Gades, in Karthago und Utika die Bewunderung des Alterthums erregt haben, daß die Uferbauten des Königs Hiram, die Tempelreste auf Malta und Gozzo, die Riesengräber und die kreisrunden „Nuraghen“ auf den Balearen und in Sardinien von architektonischer Geschicklichkeit zeugen, dennoch sind sie hinter den Aegyptern und den Culturvölkern des Euphrat und Tigris weit zurückgeblieben. Wie wir aus einigen Beschreibungen entnehmen können, waren ihre Tempel mehr durch Größe und

Pracht als durch Kunstgeschmack ausgezeichnet. Sie gebrauchten als Materialien hauptsächlich Holz und Metall und aus der Schilderung der Zierrathen, Kostbarkeiten und Ornamente aller Art, wodurch die Prachtbauten der Phönizier sich auszeichneten, geht hervor, daß sie nicht in den großen, vollen Formen einfacher Steinarchitektur, sondern in der reichen Verzierung und in bunter Mannichfaltigkeit ihren Vorzug suchten. Die Struktur der Schiffe scheint auch bei Anlegung ihrer Gebäude angewendet worden zu sein. Jedenfalls können die phönizischen Bauwerke nicht mit den assyrischen verglichen werden, welche die neuern Ausgrabungen zu Tage gefördert haben, und Manches, das man früher den Phöniziern zuschrieb, stellt sich jetzt als ninivitische Kunst heraus; auch im Abendland mögen viele Spuren altphönizischer Werke eher den Etruskern zuzuweisen sein. Noch niedriger muß man die Bildnerei der Phönizier anschlagen. Die von ihnen göttlich verehrten physischen Kräfte, die schaffend in der Natur oder zerstörend über und außer derselben wirkten, konnten nicht zu schönen Gestalten der Kunst geformt werden, wie die „ethischen Mächte des menschlichen Herzens" bei den Griechen. Ihre Patäken waren dämonische Verzerrungen, ihre Götterbildnisse rohe, auf schreckbaren Eindruck berechnete und von Symbolen und Attributen überladene Figuren; die Menschengestalt, der Grundtypus aller organischen Kunst, hat keinen freien, naturgemäßen Ausdruck gefunden und die phantastischen Thierfiguren und Pflanzenverzierungen auf ihren Gefäßen waren den Babyloniern und Assyriern abgelernt. Nirgends reine Form und natürliche Schönheit. „Die Entwickelungsstufe," sagt Gerhard, „der für uns nachweislichen phönizischen Kunstüberreste führt, statt die Phönizier höher zu stellen, ihr künstlerisches Verdienst um das Alterthum auf technische Behandlung einiger Stoffe (Erz, Gold, Elfenbein, Glas und Purpur) und auf den vermittelnden Beistand zurück, durch den sie, zumal für Jerusalem, die höhere Kunst des innern Asiens bald auszuüben, bald zu verbreiten berufen waren. Auf die griechische Kunst haben sie in deren Vorzeit einen bedeutenden, in den Zeiten ihrer Entwickelung aber nur einen geringen Einfluß geübt." Die unkünstlerische Natur und der Mangel an plastischer Anschauung, die allen semitischen Stämmen eigen waren, gaben sich auch bei den Phöniziern kund.

III. Das Volk Israel.

1) Abraham. Moses. Die Richterzeit.

A. Die Erzväter.

1. Die Ueberlieferungen der Hebräer.

Abraham. Terah, der Nachkomme Sem's im zehnten Geschlechte aus dem Stamme Eber's (Heber's) „des Fremden", stieg mit seinen Angehörigen und Heerden von dem heimathlichen Sitze Ur Kasdim (Ur der Chaldäer), im gordyäischen Gebirgslande an der Grenze Armeniens (nach Anderen freilich im südlichen Babylonien) in die weite Ebene von Haran (Karrä) nieder und wohnte daselbst. Er war das Haupt eines Nomadenstammes, der in den grasreichen Triften Mesopotamiens sein gewohntes Wanderleben fortsetzte. Sein Sohn Abraham verließ, fünfundsiebenzig Jahre alt, das Weideland um Haran und zog mit Sara seinem Weibe und seines Bruders Sohn Loth, und mit aller Habe und mit allen Seelen, die sie in Haran gewonnen hatten, nach dem Lande Kanaan, das ihnen ihr Stammgott verheißen. Sein Bruder Nahor aber blieb in den väterlichen Sitzen. Von Sichem wandte sich Abraham gegen das Gebirge und schlug sein Zelt auf zwischen Betel und Ai und bauete daselbst Gott einen Altar. Abraham und Loth waren reich an Heerden und Zelten. Als nun nach vorübergehendem Aufenthalte der Beiden in Aegypten ihre Hirten in Streit geriethen, schlug Abraham eine Trennung vor und überließ dem „Bruder" die Wahl des Landes. Da wählte Loth den ganzen Kreis des Jordans, der wie ein Garten Gottes bewässert war und schlug seine Zelte bis gen Sodom; Abraham aber wohnete unter den Eichen Mamres bei Hebron. Da geschah es, daß die Könige Amraphel von Sinear und Kedorlaomer von Elam mit ihren Verbündeten die Könige von Sodom und Gomorra, welche zwölf Jahre lang dem König von Elam zinspflichtig gewesen, im dreizehnten aber abgefallen waren, mit Krieg überzogen. Sie schlugen im Thale Siddim, wo viele Quellen von Erdharz waren, die Könige von Sodom und Gomorra, trieben sie in die Flucht nach den Gebirgen und führten dann alle Habe nebst Loth und seinen Heerden weg. Als Abraham von einem Entronnenen hörte, was vorgefallen, ließ er seine Geübten und Hausbewohner, 318 an Zahl, ausziehen, überfiel bei Nacht die Feinde und brachte Loth und die geraubte Habe zurück. Dem König von Sodom gab er die Gefangenen wieder und nahm nichts von der Beute. Wohl aber entrichtete er dem Melchizedek, der ihm von seinem Königssitze in Salem entgegenzog und seine Leute mit Brod und Wein bewirthete, den Zehnten. Nachher wohnte Abraham in Gerar; von seinem Weibe Sara aber sagte er, sie sei seine Schwester. Da nahm sie Abimelech, König von Gerar zu sich. Aber Gott ließ nicht zu, daß er sie berührte, und gebot ihm im Traum, die Frau ihrem Ehemann zurückzustellen. Abimelech that, wie ihm geboten war, und richtete mit Abraham einen Bund auf. Eine ganz ähnliche Geschichte war schon früher als in Aegypten zwischen Abraham und Pharao spielend erzählt und wird nachher wieder von Jakob und Rebekka berichtet, wobei Abimelech von Gerar abermals auftritt.

Ismael, Stammvater der Araber. Abraham war lange kinderlos, so daß er bereits fürchtete, sein Erbe werde einst an Elieser von Damaskus, seinen Verwalter, fallen. Aber Gott verhieß seinem frommen Verehrer eine Nachkommenschaft so zahlreich als die Sterne des Himmels. Darauf gebar ihm Hagar, die ägyptische Magd seines Weibes Sara, einen Sohn, den nannte

er Ismael, und einige Zeit nachher, da Abraham schon hundert Jahre zählte, brachte Sara, deren Leib bisher verschlossen gewesen, ebenfalls einen Sohn zur Welt; dem gab Abraham den Namen Isak; und als er acht Tage alt war, beschnitt er ihn, wie ihm Gott geboten hatte. Denn die Beschneidung der Vorhaut sollte das Zeichen des Bundes sein zwischen Gott und seinem Volke, darum war auch Abraham mit Ismael und allen männlichen Leuten seines Hauses ein Jahr vorher beschnitten worden. Am Tage, da Isak entwöhnt ward, bereitete Abraham ein großes Mahl. Aber Sara fühlte Neid auf den Sohn der Hagar und sie sprach zu ihrem Manne: Treibe diese Magd aus und ihren Sohn, denn er soll nicht erben mit meinem Sohne Isak. Dem Abraham mißfiel die Rede, aber Gott gebot ihm ihr zu gehorchen. Da machte sich Abraham des Morgens auf und nahm Brod und einen Schlauch Wasser und legte es der Hagar auf ihre Schulter und schickte sie fort mit dem Knaben nach der Wüste. Aber Gott rettete ihn vor dem Verschmachten und war mit ihm, und er wuchs auf in der Wüste und ward ein Bogenschütze. Und er wohnete in der Wüste und seine Mutter nahm ihm ein Weib aus dem Lande Aegypten; mit dieser zeugte er zwölf Söhne, die wohneten morgenwärts gen Assur hin, von Hevila bis Sur. So wurde Ismael der Stammvater der Araber.

Loth, Stammvater der Moabiter und Ammoniter.

Loth wohnete mit seinem Weib und seinen Kindern in Sodom. Die Stadt aber stand in bösem Ruf wegen ihrer Sündhaftigkeit; nicht zehn Gerechte waren darin zu finden. Darum gebot Gott dem Loth durch zwei Engel, mit allen seinen Angehörigen den Ort zu verlassen, und ließ dann Schwefel und Feuer regnen vom Himmel über Sodom und Gomorra und kehrete diese Städte um und vernichtete alle Bewohner und das Gewächs des Erdbodens. Loth aber wohnete mit seinen beiden Töchtern in einer Höhle auf dem Gebirge und seine zwei dort erzeugten Söhne Moab und Ben Ammi wurden die Stammväter der Moabiter und Ammoniter.

Abraham seinerseits hatte noch eine schwere Prüfung zu bestehen. Als er an dem Orte der „sieben Brunnen" (Bersaba) wohnete, den ihm Abimelech, König von Gerar, vertragsweise abgetreten, befahl ihm Gott, seinen Sohn Isak auf einem Berge im Lande Moria zu opfern. Da machte sich Abraham des Morgens auf, und gürtete seinen Esel und nahm zween seiner Knechte mit sich und Isak, seinen Sohn, und spaltete Holz zum Brandopfer und zog hin an den Ort, welchen ihm Gott gesagt. Dort bauete er einen Altar, machte das Holz zurecht und legte seinen Sohn darauf. Schon hatte er die Hand ausgestreckt, um seinen Sohn zu opfern, als ihm ein Engel zurief: Lege nicht Hand an den Knaben und thue ihm nichts zu Leid, denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest. Und Abraham fand einen Widder und opferte ihn an seines Sohnes Statt.

Rebekka.

Als Abraham alt geworden war, rief er seinen Hausverwalter zu sich und sprach: Ich beschwöre dich bei dem Gott des Himmels und der Erde, daß du meinem Sohne kein Weib nehmest von den Töchtern der Kananiter, unter denen ich wohne, sondern in meine Heimath sollst du ziehen und dort meinem Sohne ein Weib nehmen. Da nahm der Knecht zehn Kamele und allerlei Gut und zog gen Mesopotamien zur Stadt Nahor's. Er erreichte den Ort zur Abendzeit und ließ die Kamele sich lagern außen vor der Stadt am Wasserbrunnen. Da kam heraus eine Jungfrau schön von Ansehen, einen Krug auf ihrer Achsel; und stieg hinab zur Quelle und füllete ihren Krug und stieg herauf. Da lief ihr der Knecht entgegen und sprach: Laß mich doch ein wenig Wasser trinken aus deinem Krug! Und sie sprach: Trinke, mein Herr! und eilend hob sie den Krug hernieder auf ihre Hand und gab ihm zu trinken; und da er genug getrunken, sprach sie: Auch deinen Kamelen will ich schöpfen, goß eilend ihren Krug aus in die Tränke und lief wieder zum Brunnen und tränkete alle seine Kamele. Und der Mann

staunete sie an und als die Kamele alle getrunken, nahm er einen goldenen Ring und zwei Armbänder, und sprach: „Wessen Tochter bist du? sage es mir. Ist in deines Vaters Hause Raum für uns zu herbergen?“ Und sie sprach: „Ich bin Rebekka, die Tochter Betuels, des Sohnes der Milka, den sie dem Nahor geboren. So Stroh als Futter ist genug bei uns, auch Raum zu herbergen.“ Und die Dirne lief und berichtete diese Dinge im Hause ihrer Mutter. Da kam Laban, Rebekka's Bruder, heraus zu dem Manne, der bei den Kamelen an der Quelle stand, und führte ihn ins Haus, und sattelte die Kamele ab und gab ihnen Stroh und Futter und Wasser, seine Füße zu waschen und die Füße der Männer, welche bei ihm waren. Und es wurde ihm Essen vorgesetzt. Er aber sprach: „Ich esse nicht ehe ich meine Worte geredet.“ Und Laban sagte: „Rede!“ Da sprach der Andere: „Ich bin der Knecht Abraham's, und habe meinem Herrn geschworen, ihm für seinen Sohn Isak ein Weib aus seinem Geschlechte zu nehmen. Und nun, wenn ihr wollt Liebe und Treue thun an meinem Herrn oder nicht, so saget mir's, damit ich mich wende zur Rechten oder zur Linken.“ Da antworteten Laban und Betuel: „Siehe, Rebekka steht vor dir, nimm sie und ziehe hin, daß sie werde das Weib des Sohnes deines Herrn.“ Und der Knecht zog silberne und goldene Geschmeide und Kleider hervor, und gab sie der Rebekka und Kostbarkeiten gab er ihrem Bruder und ihrer Mutter. Am andern Morgen standen sie auf, um weg zu ziehen mit Rebekka und ihrer Amme. Und Bruder und Mutter segneten sie. Als Eliezer mit Rebekka und den Kamelen nach Hause kam, trafen sie Isak auf dem Felde. Da nahm Rebekka den Schleier und verhüllete sich, und der Knecht erzählete dem Isak alle Dinge die er gethan, und Isak führte Rebekka in das Zelt Sara's seiner Mutter und nahm sie zum Weib und liebte sie.

Sara starb hundertundsiebenundzwanzig Jahre alt zu Hebron im Lande Kanaan. Nachdem Abraham sie beweint hatte, kaufte er von Ephron dem Hetiter die Höhle Makpela am Ende seines Feldes, morgenwärts von Mamre, und begrub daselbst Sara, sein Weib. Und so ward bestätigt das Feld und die Höhle und die Bäume, die im Umkreis standen, zum Eigenthum-Begräbniß vor allen Hetitern, die zum Thore der Stadt eingingen. Darauf nahm Abraham wieder ein Weib, Namens

Die Midianiter. Ketura. Diese gebar ihm den Midian und fünf andere Söhne; denen gab Abraham Geschenke und ließ sie wegziehen in das Land gegen Osten; dem Isak aber gab er alles, was sein war. Und Abraham starb in dem glücklichen Alter von hundertundfünfundsiebenzig Jahren, alt und lebenssatt und ward gesammelt zu seinem Volke. Und er ward begraben in der Höhle Makpela neben seinem Weibe Sara.

Isak. Rebekka gebar dem Isak nach langer Unfruchtbarkeit zwei Söhne; den ersten nannte sie Esau, den Behaarten, weil er mit röthlichen Haaren zur Welt kam, den zweiten Jakob (Fersehalter), weil seine Hand die Ferse Esau's hielt. Und die Knaben wurden groß und Esau ward ein jagdkundiger Mann, ein Mann des Feldes; Jakob aber ein frommer Mann, der bei den Zelten blieb. Eines Tages kam Esau müde von der Jagd nach Hause und verlangte von Jakob zu essen. Dieser sagte, er solle ihm seine Erstgeburt verkaufen, und als Esau einwilligte, gab er ihm Brod und ein Linsengericht. Und Esau heirathete zwei Töchter der Hetiter, die waren ein Herzeleid für Isak und Rebekka. Und der Segen Gottes ruhte auf Isak und er ward reich an Heerden. Als er alt geworden und seine Augen blöde waren, rief er Esau zu sich und sagte zu ihm: er solle ihm ein Wildpret zum Leckergericht bereiten, daß er ihn segne, ehe er sterbe. Als Rebekka das hörte, hieß sie ihren Sohn Jakob zwei Ziegenböcklein holen; diese bereitete sie zu, zog dem jüngern Sohn die Kleider Esau's an, that ihm die Felle um seine Hände und um seinen Hals, daß er rauh anzufühlen war, wie sein Bruder, und schickte ihn zu dem Vater hinein. Als Isak gegessen und getrunken hatte,

segnete er den Sohn und sagte: „Es müssen dir Völker dienen, und Stämme vor dir sich beugen! Sei Herr über deine Brüder, und beugen sollen sich vor dir die Söhne deiner Mutter!" Als Jakob hinausgegangen war, trat Esau mit dem Leckergericht zu dem Vater. Da erschrak Isak über die Maßen und sagte: „Dein Bruder ist gekommen mit List und hat deinen Segen hinweggenommen." Und Esau weinete und sagte: „Hast du nur Einen Segen, mein Vater, segne mich auch!" Da sprach Isak: „Ohne Fett des Bodens wird dein Wohnsitz sein, und ohne Thau des Himmels von oben her; und deines Schwertes wirst du leben und deinem Bruder wirst du dienen. Aber wenn du dich losreißest, so schüttelst du sein Joch ab von deinem Halse." Und Esau feindete seinen Bruder an wegen des Segens und drohte ihn zu erwürgen. Da sprach Rebekka zu Jakob: „Fliehe zu Laban, meinem Bruder, gen Haran und bleibe bei ihm, bis der Zorn deines Bruders sich wendet." Da zog Jakob aus von Bersaba gen Haran.

Jakob.

Laban hatte zwei Töchter, Lea und Rahel. Lea die ältere hatte blöde Augen, Rahel aber war schön von Gestalt und Ansehen. Und Jakob liebete Rahel und er dienete dem Laban um sie sieben Jahre und sie waren in seinen Augen wie einzelne Tage. Als die Zeit vorüber war, sagte Jakob zu Laban: „Gieb mir mein Weib!" Da versammelte Laban alle Leute des Orts und machte ein Mahl. Aber in der Nacht führte er ihm seine ältere Tochter Lea zu. Als Jakob des Morgens den Betrug merkte, sagte er zu Laban: „Warum hast du mir das gethan?" Da antwortete Laban: „Es geschiehet nicht also an unserm Ort, daß man die jüngere weggibt vor der Erstgebornen. Diene mir andere sieben Jahre, dann sollst du auch Rahel haben." Und Jakob dienete dem Laban weitere sieben Jahre und erhielt dann Rahel zum zweiten Weibe, und Gott segnete um Jakobs willen die Heerden, daß sie gediehen und sich mehrten.

Als Jakob endlich heimkehren wollte und von Laban seinen Lohn verlangte, sagte dieser: „Was soll ich dir geben?" Da sprach Jakob: „Sondere aus deinen Schaafen und Ziegen jedes gefleckte und gesprenkelte Stück aus, und was dann bunt oder gesprenkelt fällt, das soll mein Lohn sein." Als Laban dies gethan, nahm Jakob frische Stäbe von Mandelbäumen und Ahorn und schälete an ihnen weiße Streifen und legte sie zur Brunstzeit in die Rinnen, wohin das Vieh zu trinken kam. Und die Schaafe begatteten sich bei den Stäben und warfen bunte, gesprenkelte und gefleckte, und diese schied Jakob für sich aus. Und der Mann wuchs gar sehr und erwarb viele Schaafe und Mägde und Knechte und Kamele und Esel.

Jakob's Rückkehr nach Kanaan.

Laban und seine Söhne waren darob erzürnt, daher beschloß Jakob in die Heimath zurückzukehren. Als nun Laban auf die Schaafschur gegangen war, lud Jakob seine Söhne und Weiber auf die Kamele und führete heimlich weg all sein Vieh und seine Habe, die er in Mesopotamien erworben. Und er ging über den Strom (Euphrat) und richtete sein Angesicht nach dem Gebirge Gilead. Rahel aber stahl die Hausgötter ihres Vaters und verbarg sie unter dem Kamelsattel und setzte sich darauf. Als nun dem Laban Jakob's Flucht berichtet ward, jagte er ihm nach und ereilte ihn nach sieben Tagereisen. Er machte ihm Vorwürfe, daß er heimlich entflohen, ließ sich aber besänftigen und schloß einen Bund mit ihm. Darauf richteten sie einen Steinhügel als Mal auf und schwuren bei dem Gotte Abraham's und Nahor's, daß sie diese Grenzmarke nie überschreiten wollten einander zum Bösen.

Als Jakob heim kam, sandte er Boten mit reichen Geschenken zu seinem Bruder Esau auf dem Gebirge Seir, daß er Gnade fände vor seinen Augen. Esau aber zog dem Bruder entgegen mit 400 Mann. Da fürchtete sich Jakob sehr und betete zu Gott. Und in der Nacht rang ein Mann mit ihm bis zur Morgenröthe, und von dieser Zeit ab führte Jakob den Namen **Israel** d. i. Gottesstreiter. Als Esau mit

seinen Leuten herbeikam, beugte sich Jakob siebenmal zur Erde. Aber Esau lief ihm entgegen und fiel ihm um den Hals und küssete ihn und sie weineten. Esau wollte die Geschenke anfangs nicht annehmen; als aber Jakob in ihn drang, nahm er die Thiere und kehrte zurück seines Weges gen Seir und wurde der Stammvater der Edomiter. Jakob aber kaufte in Sichem ein Stück Feldes und kam dann zu seinem Vater nach Hebron, welcher hundertachtzig Jahre alt und lebenssatt zu seinem Volke gesammelt ward.

Stammtafel der Semiten.

Noah
- Sem
  - Elam — Elamiter, östlich vom Tigris
  - Assur — Assyrier
  - Arpachsad — Landschaft Arrhapachitis zwischen Armenien und Assyrien?
    - Selah (Entsendung)
    - Heber (der über den Fluß Setzende)
    - Peleg (Theilung)
    - Regu (bei Edessa?)
    - Serug (bei Haran und Edessa?)
    - Nahor (zieht nach Ur Kasdim)
    - Terah (zieht nach Haran oder Karrä)
      - Haran
        - Jiska.
        - Milka.
        - Loth.
          - Ammon.
          - Moab.
      - Nahor (von der Milka)
        - Betuel
          - Laban.
            - Lea.
            - Rahel.
          - Rebekka.
      - Abraham
        - a) von Hagar: Ismael.
        - b) von Sara: Isak
          - von Rebekka
            - Esau (Edom).
            - Jakob (Israel).
              - a) v. Lea: 1. Ruben. 2. Simeon. 3. Levi. 4. Juda. 5. Isaschar. 6. Sebulon. Dina.
              - b) v. Bilha: 7. Dan. 8. Naphtali.
              - c) v. Silpa: 9. Gad. 10. Asser.
              - d) v. Rahel: 11. Joseph. 12. Benjamin.
                - (Joseph:) Ephraim. Manasse.
        - c) von Kethura: 6 Söhne.
  - Lud — Lydien
  - Aram — „das Hochland"?
    - Uz (Nordarabien)

2. Geschichtliche Resultate.

Unter der Voraussetzung, daß die Israeliten die Tradition von den Zügen der Erzväter nicht etwa erst in Kanaan, als sie das Land unter Josua eroberten, vorgefunden und übernommen haben, sondern daß sich in diesem idyllischen Gemälde von reizender Schönheit die wirkliche Urgeschichte des Volkes, wenngleich unter poetischer Hülle verborgen darstellt, sind Abraham und Loth die Repräsentanten eines semitischen Volksstammes, der von den Stromländern allmählich nach Südwesten vordringt, sich im südlichen Kanaan, in der Gegend von Hebron in friedlicher Weise niederläßt und von dort aus seine Wanderungen im Süden bis nach Aegypten und nordwärts bis nach Sichem ausdehnt. Die Hebräer wären dann also nicht etwa Südsemiten von Haus aus gewesen, sondern hätten sich von den Ostsemiten Mesopotamiens abgezweigt, wodurch die verwandten Züge ihrer Religion Erklärung finden. Die „anderen Götter", welchen nach einer Angabe des Buches Josua (24, 1) Terah jenseits des Stromes gedient hatte, wären also die der babylonisch-assyrischen Religion. In der That wur-

den, wie wir uns von der Betrachtung dieser letzteren her erinnern, z. B. in Mugheir, in welchem man jetzt vielfach das Ur der Chaldäer wiedererkennen will, der Mondgott Sin und Nana als Göttin des feuchten und fruchtbaren Elementes verehrt. Und so scheint denn Abraham's Auszug darauf hinzudeuten, daß sich ein noch naturwüchsiger, ein verhältnißmäßig reinerer Stamm von der fremdartigen Cultur des „Landes Sumir und Akkad", welcher die Nordsemiten im Allgemeinen unterlagen, losgerissen hat. Das war die geschichtliche Vorbedingung für das allmähliche Heranreifen des monotheistischen Gedankens im Genius Israels. Jene ursprüngliche Verwandtschaft mit den andern semitischen Stämmen aber, die sich auch in Sprache und Volksnatur erkennen ließ, wird in der oben gegebenen Stammtafel ausdrücklich anerkannt, sofern die Urväter Abraham's im Osten zu suchen sind. Ebenso lebte die Einwanderung noch in der traditionellen Erinnerung fort; aber durch Abraham's Verträge mit den eingebornen Stammhäuptern und durch seine uneigennützigen Dienste, die er ihnen in der Noth bewies, sollte der Besitz als ein rechtlich erworbener erscheinen. Den geschichtlichen Kern der Ueberlieferung bildet sonach ein nomadischer Völkerzug, wie die Geschichte Asiens solche zu allen Zeiten aufzuweisen hat; nur daß in der poetischen Darstellung diese Begebenheit als Familiengeschichte behandelt wird und die Begleiter des Heerfürsten Abraham als seine Knechte und Dienstleute erscheinen. In dem reizenden Damaskus scheint der Wanderzug zunächst einen Ruhepunkt gefunden zu haben. Denn nach einer Stelle des Nicolaus Damascenus bei Josephus (Arch. I, 7, 2) „herrschte Abraham in Damaskus, wohin er mit einem Heere aus den nördlich von Babylon gelegenen chaldäischen Gegenden gekommen war; von hier aus wanderte er mit seinem Volke in Kanaan ein zugleich mit den Vielen, welche von ihm ihren Ursprung ableiten." Aehnliches berichtet auch Justinus, und noch in Josephus' Zeit wurde ein Dorf bei Damaskus als Wohnung Abraham's bezeichnet. Elieser von Damaskus, der als Abraham's Verwalter und Oberknecht auftritt, scheint zu diesem in dem Verhältniß eines Vasallen gestanden zu haben. Vielleicht trennten sich schon hier die Heerhaufen, in so fern Loth's Geschichte auf Schaaren weis't, welche sich gerade südwärts wandten und die Ostseite des Jordan und des todten Meeres in Besitz nahmen, indeß der Hauptzug (Abraham mit seinen Leuten) über den Fluß ging und sich im Süden des Landes Kanaan, in jener Gegend niederließ, die in dem Volksbewußtsein stets als geweihte Stätte galt, wo noch in späten Jahren die an gewisse Orte, Denksteine, Altäre, Brunnen, heilige Bäume u. dgl. geknüpfte Tradition Spuren von dem dereinstigen Walten des Stammvaters zu erblicken glaubte. Loth ließ sich mit den Seinen bei einem sittlich entarteten und unnatürlichen Lüsten ergebenen Volke nieder. Dies konnte nicht ohne verderblichen Einfluß auf die neuen Ankömmlinge bleiben. Zwar war diese Einwirkung nicht so mächtig, daß die kräftige Natur und die angestammte Sitte erlegen wäre; sie ehren die Gastfreundschaft und entgehen darum dem göttlichen Straf-

Ausscheidung der Moabiter und Ammoniter.

gericht, das über Sodom und Gomorra hereinbricht, eine Sage, die, wie es scheint, auf einem wirklichen Naturereigniß dieser vulkanischen Gegend beruht. Aber trotz der Errettung aus dem Untergange Sodom's entartet sofort auch das Geschlecht Loth's. Die Moabiter und Ammoniter, die von Loth und seinen Töchtern ihren Ursprung herleiteten, waren in den Augen der Hebräer unechte Stammgenossen, in Blutschande erzeugt, d. h. durch Entartung und unerlaubte Vermischung mit andern Stämmen befleckt. Dies war die erste Scheidung in der eingewanderten Völkermasse; die zweite war die der Ismaelitischen Araber. Die gemeinschaftliche Abstammung und Blutsverwandtschaft war nicht zu leugnen; ja in der Tradition waren sie die erstgebornen Abkömmlinge Abraham's, die eigentlichen Stammhalter des eingewanderten Urvolkes, die auch das Bundeszeichen der Beschneidung trugen. Nach arabischen Nachrichten war Abraham der Gründer von Mekka und der Erbauer der Kaaba mit dem heiligen Steine. Diese ursprüngliche Zusammengehörigkeit und Stammgenossenschaft der Süd- und der Nord-Semiten war zu lebendig in der Volkserinnerung, als daß dieselbe hätte ignorirt werden können. Aber auch sie sollten einen Makel an sich tragen, um die Reinheit des hebräischen Stammes desto mehr ins Licht zu stellen, darum stammt Ismael wohl von Abraham ab, allein seine Mutter ist eine ägyptische Magd. Sara, an eigner Nachkommenschaft verzweifelnd, veranlaßte die Annäherung Abraham's zur Hagar, verbannt dann aber, als sie selbst Mutter geworden, mit der Eifersucht einer strengen Hausfrau den Sprößling in die Wüste; und streitfertige Wüstenbewohner sind alle seine Nachkommen geblieben. Ismael mit seiner Mutter Hagar, „das Bild des stolzen unbändigen Sinnes der Wüstenaraber", weicht ungern dem bevorzugten Bruder. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den semitischen Völkerschaften des nordöstlichen Arabiens, die als Nachkommen Abraham's und der Kethura in dem gleichen Verhältniß standen, wie die Ismaeliten im Süden und Westen. Eine dritte Ablagerung bildete sich im dritten Geschlechte, als Esau sich von Jakob schied und Stammvater der Edomiter wurde.

Ablagerung der Araber und der Edomiter.

Reinheit des Bluts und der Abstammung der Israeliten.

Aus allen diesen Sagen geht hervor, daß die Israeliten den größten Werth auf die Reinheit des Bluts und der Race legten, eine Eigenthümlichkeit, die das charakteristische Merkzeichen der Nation zu allen Zeiten geblieben ist. Abraham ist gewissermaßen der Collectivname für alles reine und unvermischte Hebräerthum. Vermischung mit fremden Völkern schließt die folgenden Geschlechter von der Gemeinschaft mit Abraham aus, als dessen rechtmäßige Nachkommen allein die Hebräer dastehen. Und damit diese Reinheit des Bluts auch in schwierigen Lagen dem Volke erhalten bleibe, hindert Gott zweimal die Berührung der Sara in der fremden Gefangenschaft und rettet somit den heiligen Ehebund der „Hausmutter" und des „Hausvaters" vor Entweihung. Sowohl in Aegypten, wohin die äußersten Ausläufe der durch den Namen Abraham repräsentirten Hirtenstämme gezogen sein mögen, als in Kanaan selbst war die

Gefahr einer Vermischung mit den „Schwestern“ der Hebräer sehr nahe; die Abwendung dieser Gefahr, die Reinerhaltung des Stammes durch eine höhere Macht ist in der Erzählung von Sara's Rettung aus der Gewalt des Pharao und des Abimelech angedeutet. Daher stammen auch die Mütter der Stammhelden immer aus Terah's reinem Blut. Sara ist Schwester Abraham's, Rebekka Tochter eines Vetters von Isak, Lea und Rahel sind ihre Nichten, während Ismael eine Aegypterin, Esau Kananäerinnen und Ismaelitinnen heirathen.

Der das Gesammtvolk bezeichnende Name **Hebräer**, d. i. die Jenseitigen, von jenseits des Jordan Gekommenen, kann ihnen allerdings erst von den kananäischen Völkern beigelegt worden sein. In der Volkssage aber heißt schon Abraham „der Hebräer“ (Gen. 14, 13), wie denn auf ihn überhaupt alle charakteristischen Züge des Volksthums übertragen werden. Aber fast durchweg geschieht dies so, daß in ihm die Eigenschaften des Volkes zugleich idealisirt erscheinen. Als Repräsentant des Volkes ist Abraham auch Träger und Vorbild aller Sittlichkeit. Mit seinen Heerden und seinem Zeltenvolke in dem Süden Palästinas umherziehend, zeichnet er sich aus durch die Tugenden, die zu allen Zeiten im Morgenlande hohe Geltung hatten, durch Friedfertigkeit, Uneigennützigkeit, Treue, Gastfreundschaft und Gottesfurcht. Er läßt dem „Bruder“ Loth die freie Wahl des Landes, er legt Fürbitte ein für das sündige Geschlecht von Sodom und Gomorra. Er ist nicht blos einfacher Scheich einer Nomadenhorde, er ist Knecht und Freund Gottes, der Repräsentant der prophetischen Frömmigkeit späterer Zeiten. Aber sein friedfertiger Sinn hindert ihn nicht, den Freunden in der Noth auch mit den Waffen beizustehen; doch hat der Kriegszug keinen andern Zweck, als Unrecht abzuwehren; er will sich nicht bereichern am Gute Anderer und stellt die den Feinden entrissene Beute den Eigenthümern zurück. Dies zugleich der einzige Zug im Leben Abraham's, welcher geschichtliche Anhaltspunkte hat (Kedorlaomer, S. 418) und eine begründete Erinnerung darstellt. Denn gerade das kriegerische Element geht sonst dem Cyklus patriarchalischer Sagen ab. Und zwar geht aus dieser Begebenheit deutlich hervor, daß Abraham an Macht hinter den übrigen kleinen Stammfürsten der Gegend nicht zurückstand, da er auf den ersten Wink 318 auserlesene Knechte ins Feld stellen konnte. Eine gleiche Vorstellung liegt auch der Erzählung von den Bündnissen zu Grunde, die er mit den drei kananäischen Königen zu gegenseitiger Hülfeleistung abschließt, ein Verhältniß, worauf in der Geschichtserzählung sichtlich großer Werth gelegt wird, damit die Besitznahme des Landes als eine rechtmäßige, auf Verträge, nicht auf Waffengewalt und Eroberung gegründete erscheine. Diese Völkerschaften lebten in einem geordneten Staatsverbande und waren offenbar an Bildung den neuen Ankömmlingen überlegen; erscheint doch der Herrscher von Salem, Melchizedek, als ein Priesterkönig, der einen Gott als höchsten Schöpfer Himmels und der Erde verehrte. Abraham erwarb sich ihre Freundschaft durch Dienstleistung, ihre Achtung durch seine Rechtschaffenheit, und Weideplätze durch

Abraham, Vorbild der Tugend.

Abraham's Stellung zu den Fürsten Kanaans.

Verträge. Wenn dabei zugleich auf die Verheißungen Gottes Nachdruck gelegt wird, welcher als Herr Himmels und der Erde die Macht habe, zu geben und zu nehmen, wem er wolle, so haben wir darin den Einfluß der späteren theokratischen Anschauungen auf die Gestaltung der Sage zu erkennen. Von derselben Sage wurden auch alle Orte, welche uns später als Stätten des israelitischen Höhedienstes wieder begegnen, an Abraham angeknüpft. Er hat die heiligen Bäume und Haine angelegt, die im Glauben des Volkes besonders verehrt waren, die Terebinthen Mamre's, die Tamariske bei Versaba, die Trauereiche bei Betel; er hat Grenzsteine und Altäre errichtet, aber ohne Inschriften, denn die Schriftkunde fehlte noch; er hat die sieben Brunnen bei Bersaba gegraben, er hat in Hebron, dem Todesorte Sara's, eine Grabstätte erworben; er hat in Betel und auf dem Berge Moria geopfert. In ähnlicher Weise knüpfte die Volkstradition geweihte Orte des mittleren Landes um Sichem an Jakob's Namen, während der Sagenkreis Abraham's mehr im Süden des Landes zu Hause war. Den Mittelpunkt in diesem Sagenkreis bildet aber die Idee des Bundes, d. h. die Grundlage der späteren Weltanschauung der Propheten. Daher auch Abraham selbst, an dessen Namen die Idee des Bundes geheftet wird, als Prophet auftritt (Gen. 20, 7). Seinem Gotte, auf welchen auch der spätere Name Jahve (Jehova) übertragen wird, dient Abraham äußerlich durch Opfer und Anbetung, innerlich durch fromme Gesinnung, durch unsträflichen Wandel, durch Gehorsam und Hingebung, kurz so, wie dann die Propheten es stets vom Volke gefordert haben. Dafür verheißt ihm der Herr eine Nachkommenschaft so zahlreich als die Sterne des Himmels, errichtet einen Bund mit ihm und verspricht ihm und seinem Samen nach ihren Geschlechtern das Land Kanaan zum ewigen Eigenthum. Jahve steht mit dem „Freunde Gottes" geradezu auf persönlichem Fuß. Er erscheint ihm oft, spricht vielfach zu und mit ihm, geht vertraulich mit ihm um, ißt sogar unter seinem Zelte. Dafür wandelt Abraham in allen seinen Geboten und besteht selbst die schwerste Prüfung ohne Wanken. Die Geschichte von Isak's Opferung soll im prophetischen Geist den Menschenopfern entgegenwirken. Sie läßt vermöge der Einwirkung der kananäischen Umgebung eine „Trübung des Gottesbewußtseins" in ihm entstehen, die aber bald der reineren Erkenntniß weichen muß. Jahve will keine Menschenopfer, wie sie dem Moloch dargebracht wurden. Er begnügt sich mit einem Widder und mit der gleichfalls aus späteren Zeiten hier vorweggenommenen Beschneidung der Vorhaut als Zeichen, daß der ganze männliche Theil des Volks, mit dem er seinen Bund aufgerichtet, ihm zum Eigenthum geweiht sei.

Abraham's Bund mit Jahve.

Isak.

Weniger scharf und mächtig als Abraham tritt Isak auf. Er ist das Vorbild des milden, ruhigen Geistes, „welcher die überkommenen Lebensgüter durch anspruchslose Güte der Seele neben beharrlicher Treue schützt", durch rechtschaffenes Leben über die Bosheit schadenfroher Feinde siegt und durch den Segen seines Gottes, dem er in des Vaters Geiste dient, seine Sache herrlich

hinausführt. Als einfacher, schlichter Mann ist er seinem ältern männlichern Sohne Esau mehr zugethan, als dem listigen Jakob, den die Mutter bevorzugt; und wenn auch die natürliche Sinnlichkeit des Erstgebornen, die sich in seiner Verbindung mit den Töchtern des Landes kund gibt, den Eltern Herzeleid bereitet, so schmerzt es den Vater doch, daß der gerade, ehrliche Sohn durch Hinterlist um sein Vorrecht der Erstgeburt betrogen wird. In dem verkleinerten Spiegelbilde dieser Familiengeschichte treten uns die, durch die Eigenthümlichkeit der beiderseitigen Wohnsitze bedingten, im Laufe der Geschichte hervortretenden Verhältnisse beider Völker entgegen. Enge Bande der Natur knüpften allerdings Israel an seinen südöstlichen Nachbar. Daß die Nachkommen Esau's erst in der dritten Generation ausscheiden, hat wahrscheinlich in der wilden, schwer zugänglichen Natur des Gebirgslandes Seir seinen Grund, in welcher sich die Ureinwohner länger gegen den Andrang der terahitischen Völkerschichte halten konnten, als in den ebneren, leichter zugänglichen Theilen des übrigen nördlichen Arabiens. Wegen dieser spätern Ausscheidung erscheinen auch die Edomiter als das den Israeliten am nächsten stehende „Bruder"-Volk. Seir bedeutet „behaart sein", wohl wegen der dichten Waldungen, womit seine Berge gekrönt waren, darum ist auch Esau schon bei seiner Geburt behaart, und da die Edomiter, durch die unfruchtbare Natur ihres Landes genöthigt, ein kriegerisches Berg- und Jagdvolk waren, so erscheint auch ihr Stammvater als ein rüstiger Jäger. Ist nämlich Seir der Name der Gegend, so Edom der Name des Volkes. Und zwar bedeutet Edom „roth". Daher ist Esau roth und ißt rothes Gericht. Den Vorzug der Erstgeburt gibt er leichtsinnig preis, und durch seine Verbindung mit den Töchtern der Hetiter entweiht er die Reinheit des Bluts, welche Jakob und seine Söhne strenge bewahren. Während Edom wild und unstet blieb, nur auf rasche Befriedigung der nächsten Bedürfnisse sinnend, bewahrte Israel seine ererbten Vorzüge treulicher, gelangte dadurch zu größerer Macht und Festigkeit, so daß es ihm gelang, den feindlichen stärkeren Bruder zu unterwerfen. Dieser aber trug das aufgezwungene Joch nur widerwillig, strebte nach Unabhängigkeit und erlangte sie wirklich — ganz wie ihm sein Vater Isak zum Troste verheißen hat.

In der Rückkehr Jakob's und seiner elf Söhne (denn Benjamin wurde in Kanaan geboren und bei seiner Geburt starb Rahel) scheint eine neue Einwanderung des terahitischen Völkerstammes nach Palästina angedeutet zu sein. Dieser jüngste Zweig der Hebräer ist der bevorzugte, auf welchem vornehmlich der Segen Abraham's ruht. Sie vorzugsweise führen den Namen „Israeliten", welcher, anders als der Name „Hebräer", im Munde des Volkes selbst gebräuchlich ist und an die große Vergangenheit desselben, an seine besondere Stellung zu Gott erinnert. Er verhält sich zu dem andern Namen etwa wie Quiriten zu Römern, Eidgenossen zu Schweizern. Verstärkt durch den neuen Zuzug treten die Hebräer in schrofferen Gegensatz zu der alten kananäischen Bevölkerung; sie ermorden die

Jakob.

Männer von Sichem, die sich durch die Beschneidung die Verbindung mit den Töchtern der neuen Ankömmlinge erwerben wollten. In Jakob spiegelt sich die ganze Natur des israelitischen Volkes ab. Stellt Abraham das verklärte Ideal, das wahre, geistige Israel dar, so ist dafür Jakob der Repräsentant des natürlichen Volksgeistes, man kann fast sagen des orientalischen Charakters überhaupt. Listig und fein gewinnt er die Oberhand über den Stärkeren, thätig und fleißig erwirbt er Güter und Heerden, durch Unterwürfigkeit und Demuth erlangt er die Gnade eines mächtigen Widersachers, durch Ringen mit Gott wird sein Inneres geläutert. Klugen und berechnenden Sinnes weicht er mit dem widerrechtlich erworbenen Segen des betrogenen Vaters vor dem mit allem Recht erzürnten Bruder zu Laban. Da kommt der „Listige" erst in die wahre Schule, indem hier List auf List stößt. Laban ist zuerst im Vortheil; unter allerlei Vorwänden und Täuschungen hält er den Schwiegersohn zurück, um seiner nützlichen Dienste länger theilhaftig zu werden; und Jakob ist ein treuer und wachsamer Hirte, der die verzehrende Hitze des Tages und den Frost der Nacht erträgt, dessen Augen der Schlaf flieht, und unter dessen Pflege die Schaafe und Ziegen nicht verwerfen. Als aber Laban eigennützig den Dienstlohn zurückhält oder schmälert, da überlistet Jakob den Listigen. Zwar holt dieser den Entflohenen ein und Jakob's Gefahr wird groß; aber das Bewußtsein des eigenen Unrechts hält Laban von jeder Gewaltthat zurück, die Stimme seines Gottes warnt ihn, Böses wider Jakob zu beginnen. Das einzige Unrecht bei der Flucht hatte Rahel hinter ihres Mannes Rücken gethan, indem sie den väterlichen Götzendienst einzuschleppen versuchte. So war Jakob im Vortheil, Laban schloß einen Bund und zog heim. Mit einem Stecken war Jakob vor 20 Jahren als Flüchtling ausgezogen, und reich an Heerden, an Knechten und Mägden, und mit Weibern und Kindern gesegnet kehrt er zurück. Klug und erfinderisch weiß er durch Geschenke und Unterwürfigkeit den mächtigen Bruder zu versöhnen, trifft aber dabei, da er dessen Gesinnung nicht ganz traut, solche Anstalten, daß er auch einem feindlichen Angriff nicht gänzlich erliegen kann, und lehnt vorsichtig-freundlich die angebotene Bedeckung ab. Die Theilung seiner Heerden und seines Volkes in zwei Lager ist ein Zeugniß, daß Jakob mit nicht geringer Macht in das Land seiner Väter zurückkehrte. Er war auf einen Kampf mit den Edomitern vorbereitet, zog aber die friedliche Uebereinkunft vor. Zurückgekehrt schafft er die fremden Götter in seinem Hause ab und weiht seine Familie ganz dem Gott Abraham's und Isak's. Sein nächtliches Ringen mit Gott bezeichnet den Uebergang in dieses ruhigere, durch Gotteserkenntniß und Gottvertrauen erheiterte Leben. Er führt fortan den Namen Israel, was eigentlich bedeutet „Gott herrscht", also den theokratischen Grundgedanken der Volksgeschichte ausspricht, während die Uebersetzung „Gottesstreiter" auf einer, mit der bekannten Sage zusammenhängenden, Umdeutung beruht. Dennoch bereiten ihm die Frevelthaten seiner Söhne (der Stämme) ein Alter

voll Leiden und Trübsal. Aber zuletzt führt Gottes Gnade den hellsten und glänzendsten Sonnenschein über die letzten Lebensjahre seines bewährten Knechtes herauf. Nur in der hinkenden Hüfte bewahrte die Volkssage symbolisch die Erinnerung an den Grundcharakter des „listigen" Erzvaters.

In dieser Gestalt einer Familiengeschichte faßten die Hebräer die Anfänge ihrer Volksgeschichte auf. „Wie Aeakus, Peleus, Achilles, so reihen sich Abraham, Isak und Jakob an einander, und über die Geschichtlichkeit der Personen dort und hier wird gleichmäßig zu entscheiden sein. Wer aber auch nicht glaubt, daß Achilles wirklich gelebt habe, der leugnet darum noch nicht die nackte Thatsache des trojanischen Krieges. Unantastbarer Besitz bleiben dem Forscher wesentlich nur die Völkerverhältnisse, als deren Spiegelbild die Geschichte der Ahnherrn betrachtet werden muß" (Hitzig). In der That haben wir hier der Hauptsache nach ethnographische Mythen vor uns, und nur unter diesem Gesichtspunkte verschwinden die sittlichen Anstöße, von denen sonst die Patriarchengeschichte erfüllt scheint. Man gab jedem Stamm einen Stammvater, verband die Namen durch eine künstliche Chronologie und Genealogie und belebte ihre Existenz, indem man die Geschichte der Stämme in das Familienleben der Stammväter übertrug. Die Sache liegt demnach hier nicht anders, wie wenn die Hellenen sagen, daß sie von Hellen, dem Sohne des griechischen Noah Deukalion und dem Vater des Aeolus und Dorus, dem Großvater des Jon und Achäus, abstammen. Aber so gewiß es Aeolier und Dorier, Jonier und Achäer gegeben hat, ehe Dorus, Aeolus und Xuthus genannt wurden, so gewiß Hebräer und Israeliten, bevor Heber und Israel bekannt waren. In solchen Mythen, wie sie sich in Palästina an verschiedenen Orten, wie zu Hebron, Sichem, Versaba, gebildet haben, spricht sich die geschichtliche Aufgabe und Lebensrichtung, vor Allem aber das Bewußtsein des Volkes um seine eigene Herkunft und um sein Verhältniß zu den Nachbarvölkern und verwandten Stämmen aus. Vor Allem also erkennen wir darin die Erinnerung einer allmählichen Einwanderung des semitischen Volksstammes der Hebräer in das Land Kanaan. Einige Aeste lösen sich ab und führen unter den Namen Ammoniter und Moabiter, Ismaeliter, Midianiter und Edomiter eine der Naturbeschaffenheit ihrer Wohnsitze entsprechende Lebensweise; der Hauptstamm aber, der sich von jeder Vermischung mit andern Völkerschaften rein erhält und mit der ursprünglichen Heimath in Mesopotamien in Verbindung bleibt, erwirbt sich Wohnsitze im südlichen Theile von Palästina und nimmt, durch neue Zuzüge verstärkt, den Namen Israeliten an. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit und Stammverwandtschaft aller dieser Völkerschaften ergibt sich sowohl aus der Aehnlichkeit der Sprache, Sitten und Volksnatur, als aus der durchgängigen Gliederung nach der Zwölfzahl, die vielleicht mit den zwölf Zeichen des Thierkreises ebenso zusammenhängt, wie die Woche mit den sieben Planeten. Sie wiederholt sich bei den Söhnen Nahor's (Gen. 22, 20—24)

Historische Ergebnisse.

und Ismael's (Gen. 17, 20. 25, 12—16), und in zwölf Stämme zerfällt auch Edom's Geschlecht (Gen. 36, 9—14. 40—42).

B. Die Israeliten in Aegypten.

1. Einzug. Joseph.

Jakob hatte zwölf Söhne, meldet die hebräische Ueberlieferung weiter, von seinen Weibern Lea und Rahel und von ihren Mägden Bilha und Silpa; aber er liebte Joseph, den ihm nach langem Harren Rahel geboren, mehr als die übrigen, weil er der Sohn seines Alters war, und er machte ihm einen Aermel=Rock. Deshalb hasseten ihn seine Brüder und konnten nicht mit ihm freundlich reden. Und Joseph träumte, sie hätten Garben gebunden auf dem Felde, da habe sich seine Garbe aufgerichtet und sei gestanden, die Garben der andern aber hätten sich vor der seinigen geneiget; ein andermal träumte er, Sonne, Mond und elf Sterne beugeten sich vor ihm. Da sprachen seine Brüder: „Willst du etwa König werden über uns?" und hasseten ihn noch mehr um seiner Träume und seiner Reden willen; und auch der Vater schalt ihn, bewahrete aber die Sache.

Eines Tages, da die Brüder in Sichem die Heerden weideten, sandte Jakob seinen Sohn Joseph zu ihnen auf das Feld, um zu sehen, ob Alles wohl stehe. Als sie ihn von ferne sahen, sprachen sie zu einander: „Dort kommt der Träumer, laßt uns ihn erwürgen;" aber Ruben hinderte es und sprach: „Vergießet nicht Blut; werfet ihn lieber in diese Grube in der Wüste." Und sie thaten wie Ruben gerathen; sie zogen Joseph den Aermel=Rock aus und stießen ihn in die Grube, aus welcher ihn Ruben heimlich zu erretten gedachte. Aber noch ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, ward Joseph nach der einen Form der Erzählung von einer midianitischen Caravane gefunden, herausgezogen und mitgenommen. Nach der anderen Form hätten die Brüder, als sie eben im Begriffe waren, ihn zu erwürgen, einen Zug Ismaeliter von Gilead herannahen sehen; ihre Kamele trugen Gewürze, Balsam und Ladanum, das sie nach Aegypten brachten. Und Juda sprach: „Was nützt es uns, daß wir unsern Bruder erwürgen? Laßt uns ihn an die Ismaeliter verkaufen." Und die Brüder gehorchten; sie verkauften ihn an die Ismaeliter um zwanzig Sekel Silber. Dann schlachteten sie einen Ziegenbock, tauchten Joseph's Aermel=Rock in das Blut und brachten ihn ihrem Vater. Und dieser erkannte ihn und sprach: „Ein böses Thier hat Joseph gefressen!" Und er zerriß seine Kleider und legte einen Sack um seine Lenden, trauerte um seinen Sohn und wollte sich nicht trösten lassen. Die Midianiter aber verkauften Joseph nach Aegypten an Potiphar, einen Hämling Pharao's, den Obersten der Leibwache. Aber Gott war mit Joseph und ließ Alles gelingen was er that; darum fand er Gnade in den Augen seines Herrn und dieser setzte ihn über sein Haus und gab Alles was sein war in dessen Hand. Joseph aber war schön von Gestalt und Ansehen, und das Weib seines Herrn warf ihre Augen auf ihn und wollte ihn verführen. Er aber widerstand ihr und sagte: „Wie sollte ich dieses große Unrecht thun und sündigen wider Gott?" Da ergriff sie ihn bei seinem Kleide, er aber ließ das Kleid in ihrer Hand und floh. Sie legte das Kleid neben sich, bis sein Herr nach Hause kam und sagte zu diesem: „Es kam zu mir der hebräische Knecht um Muthwillen mit mir zu treiben, und als ich meine Stimme erhob und rief, da ließ er sein Kleid bei mir und floh hinaus." Als Potiphar diese Rede hörte, entbrannte sein Zorn,

und er legte Joseph in das Haus, wo die Gefangenen des Königs saßen. Aber Joseph fand Gnade in den Augen des Obersten des Gefängnisses. Und es geschah, daß der Obermundschenk des Königs und der Oberste der Bäcker sich gegen Pharao vergingen und in dasselbe Haus gebracht wurden. Zu diesen kam Joseph eines Morgens und fand sie traurig wegen ihrer Träume, die ihnen Niemand auslegen könne. Da deutete ihnen Joseph ihre Träume und wie er vorausgesagt, so geschah es. Drei Trauben hatte der Mundschenk in Pharao's Becher gedrückt, und drei Semmelkörbe hatte der Bäcker auf seinem Haupte getragen, aus deren oberstem die Vögel fraßen. Nach drei Tagen, als Pharao's Geburtstag war, wurde der Bäcker aufgehängt, daß die Vögel sein Fleisch fraßen; der Mundschenk aber wieder in sein Amt eingesetzt, daß er wieder wie früher dem König den Becher in die Hand gab. An Joseph aber gedachte er nicht. Zwei Jahre nachher hatte Pharao ein wunderbares Traumgesicht: sieben fette Kühe stiegen aus dem Nilstrome empor und weideten im Riedgrase, da traten sieben magere Kühe neben sie an das Ufer des Stromes und verzehreten die fetten; desgleichen wurden sieben volle Aehren von sieben dürren verschlungen. Als die ägyptischen Zeichendeuter den Traum nicht zu deuten vermochten, gedachte der Mundschenk des hebräischen Gefangenen und erzählte dem König, wie ihnen derselbe einst im Gefängniß die Träume richtig ausgelegt. Da sandte Pharao nach Joseph und ließ ihn aus dem Kerker holen, und er schor sich und legte andere Kleider an und kam vor Pharao. Und er sagte: „Was Gott thun will, hat er den König schauen lassen: Zuerst werden sieben Jahre des Ueberflusses über das Land kommen und dann sieben Jahre des Hungers. Und nun ersehe sich Pharao einen verständigen und weisen Mann, der möge in den reichen Jahren Speise sammeln und Getreide aufschütten, daß in den Jahren des Mangels Vorrath vorhanden sei und das Land nicht vertilget werde durch Hunger." Die Rede gefiel dem Pharao und er sprach zu Joseph: „Da dir Gott dies Alles kund gethan, so ist keiner so einsichtsvoll und weise wie du. Du sollst über mein Haus gesetzt sein und über das ganze Land Aegypten, und nach deinem Munde soll mein ganzes Volk sich richten; nur um den Thron will ich höher sein, denn du." Und Pharao zog seinen Ring ab von seiner Hand und that ihn an die Hand Joseph's und bekleidete ihn mit Kleidern von Byssus und legete eine goldene Kette an seinen Hals. Und er ließ ihn fahren auf dem zweiten Wagen und man rief vor ihm her: „Diesen hat der König über das ganze Land Aegypten gesetzt." Und er nannte den Namen Joseph's Zephnatpaneach (Retter der Welt) und gab ihm Asnat, die Tochter eines Priesters zu On (Heliopolis), zum Weibe. Und Joseph war dreißig Jahre alt, da er vor Pharao stand. Und Asnat gebar ihm zwei Söhne, die nannte er Manasse und Ephraim. Und das Land trug in den Jahren des Ueberflusses in vollen Bündeln. Da schüttete Joseph Getreide auf, wie der Sand des Meeres, über die Maaßen viel, bis man aufhörete zu zählen. Als nun die Jahre des Hungers kamen, that Joseph die Vorrathshäuser auf und verkaufte den Aegyptern Getreide; und er brachte alles Geld zusammen, das sich in Aegypten fand und that es in das Haus Pharao's und als das Geld ausging und der Hunger noch immer schwer war, da brachten die Aegypter ihr Vieh zu Joseph, und er gab ihnen Brod für die Pferde, Schaafe, Rinder und Esel. Und als auch alles Vieh an Pharao gekommen war und der Hunger noch immer drängte, da sprachen die Aegypter zu Joseph: „Kaufe unser Land für Brod und wir wollen sammt unserem Lande Pharao's Knechte sein." Da kaufte Joseph alles Feld und machte es dem Pharao eigen und sprach: „Hier habt ihr Samen, besäet das Feld, und zur Zeit des Ertrages, so gebet den Fünften an Pharao, und vier Theile sollen euer sein zur Saat und zur Speise für euch und eure Kinder und für die, so in eueren Häusern sind." Und so legte Joseph den Fünften auf das Land der Aegypter

bis auf diesen Tag, nur das Land der Priester ward nicht dem Pharao eigen. Zugleich ließ er das Volk kommen in die Städte von einem Ende Aegyptens bis zum andern.

Auch im Lande Kanaan war der Hunger stark. Da schickte Jakob zehn seiner Söhne nach Aegypten, um Getreide zu kaufen, nur den jüngsten, Benjamin, behielt er bei sich. Und sie kamen vor Joseph und beugeten sich vor ihm mit dem Antlitz zur Erde; und Joseph erkannte seine Brüder und gedachte seiner Träume, aber sie erkannten ihn nicht. Und er verstellete sich und redete hart mit ihnen durch den Dolmetscher: „Kundschafter seid ihr; um die Blöße des Landes zu sehen, seid ihr gekommen." Sie aber sprachen: „Nein! mein Herr, sondern deine Knechte sind gekommen, Speise zu kaufen. Wir sind redliche Leute, zwölf Brüder sind wir, Söhne Eines Mannes in Kanaan; der jüngste ist bei dem Vater, und einer ist nicht mehr." Darauf sprach Joseph: „Wenn ihr redlich seid, so bleibe einer von euch hier gefangen, ihr andern aber nehmet Getreide für die Nothdurft eurer Häuser und ziehet heim und bringet euren jüngsten Bruder, auf daß ich erkenne, daß ihr nicht Kundschafter seid, dann will ich euch euren Bruder zurückgeben und ihr sollt im Lande verkehren. Da sprachen sie unter einander: „Das haben wir verschuldet an unserm Bruder, dessen Seelenangst wir sahen, als er uns um Erbarmen bat, aber wir hörten nicht: darum ist diese Noth über uns gekommen!" Sie wußten aber nicht, daß Joseph es verstand. Und dieser wandte sich ab und weinete; dann kehrete er sich wieder zu ihnen, band den Simeon vor ihren Augen und gebot, daß man ihre Säcke mit Getreide fülle und Zehrung auf den Weg gebe; das Geld aber ließ er einem Jeglichen oben in seinen Sack legen. Und sie luden ihr Getreide auf ihre Esel und zogen von dannen.

Freilich entfiel ihnen schon auf der Reise das Herz, als Einer von ihnen in der Herberge, um sein Thier zu füttern, seinen Sack öffnete und das darin liegende Geld bemerkte. Als vollends Jokob hörete was vorgefallen, sprach er: „Ihr machet mich kinderlos. Joseph ist nicht mehr, und Simeon ist nicht mehr, und Benjamin wollt ihr nehmen: über mich kommt alles Leid." Und er wollte den Knaben nicht ziehen lassen. Als aber im nächsten Jahre das Getreide aufgegessen war, willigte Jakob ein, daß Benjamin mit seinen Brüdern nach Aegypten ziehe, um abermals Speise einzukaufen. Und er hieß sie dem Manne Geschenke bringen vom Preise des Landes, Balsam und Honig, Gewürze, Ladanum und Mandeln und auch das Geld, das sich in ihren Säcken gefunden hatte. Und sie zogen hinab gen Aegypten und traten vor Joseph und beugeten sich vor ihm zur Erde. Und er erkundigte sich nach ihrem Vater, und als er Benjamin sah, den Sohn seiner Mutter, entbrannte sein Herz gegen den Bruder und er ging in das innere Gemach und weinete daselbst. Dann wusch er sein Angesicht und ging heraus und hielt sich zurück und redete freundlich zu ihnen und lud sie zum Essen. Und man setzte für ihn besonders auf und für sie besonders und für die Aegypter, welche mit ihm aßen, besonders; denn die Aegypter dürfen nicht das Brod essen mit den Hebräern, das ist ihnen ein Greuel. Und Joseph ließ Ehrengerichte bringen von sich zu ihnen, und das Ehrengericht Benjamin's war größer als die der übrigen fünfmal. Und sie tranken und wurden trunken bei ihm. Und Joseph gebot seinem Hausmeister: „Fülle die Säcke der Männer mit Getreide und lege eines jeglichen Geld oben in seinen Sack und meinen silbernen Becher lege in den Sack des jüngsten." Und er that, wie ihm gesagt war. Als der Morgen graute, zogen die Männer mit ihren Eseln fort. Joseph aber schickte ihnen nach und ließ ihre Säcke durchsuchen, und da sich der Becher in Benjamin's Sack fand, zerrissen sie ihre Kleider und kehreten nach der Stadt zurück in das Haus Joseph's und fielen vor ihm nieder. Dieser sprach: „Der Mann, in dessen Hand der Becher gefunden worden, der soll mein Knecht sein, ihr aber ziehet in Frieden hinauf zu eurem Vater." Da trat Juda

vor und sprach: „Bitte, mein Herr! laß deinen Knecht ein Wort reden. Als wir auszogen, wollte unser Vater den Knaben nicht mit uns lassen, denn sein Herz hängt an ihm und er sagte: begegnete ihm ein Unfall auf dem Wege, so brächtet ihr meine grauen Haare mit Jammer in die Unterwelt. Und ich sprach zu ihm: Ich will Bürge für ihn sein, von meiner Hand sollst du ihn fordern! Kommen wir nun zu deinem Knechte, unserm Vater, und der Knabe ist nicht bei uns, da doch seine Seele an seiner Seele hängt, so stirbt er und geht mit Jammer hinab in die Unterwelt. Drum so laß mich hier bleiben und dein Knecht sein, der Knabe aber ziehe hinauf mit seinen Brüdern." Da konnte sich Joseph nicht länger halten, er ließ alle Aegypter hinausgehen und erhob seine Stimme mit Weinen und sprach: „Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Aegypten verkauft habt; zu eurer Lebensrettung hat mich Gott erhalten. Eilet und ziehet hinauf zu meinem Vater und berichtet ihm alle meine Herrlichkeit in Aegypten, er solle herabkommen ohne Säumen und bei mir wohnen mit allen den Seinen und mit seinen Heerden und seiner ganzen Habe." Und er fiel seinem Bruder Benjamin um den Hals und küssete alle seine Brüder und weinete an ihnen. Und als das Gerücht kam ins Haus Pharao's, die Brüder Joseph's seien gekommen, sprach dieser: „Nehmet euch Wagen für eure Kinder und für eure Weiber und führet euren Vater her und ich will euch das Beste des Landes geben." Und Joseph gab ihnen Wagen und Feierkleider und viele Geschenke für ihren Vater. Aber Jakob glaubte den Worten der Söhne nicht, bis er die Wagen sah; da lebte sein Geist auf und er sprach: „Genug! noch lebet Joseph mein Sohn! Ich will hinziehen und ihn sehen, bevor ich sterbe." Da machte sich Jakob auf und zog mit seinem ganzen Samen, mit seinen Kindern und Kindeskindern, siebenzig Seelen stark und mit allem Vieh und aller Habe nach Aegypten. Und Joseph fuhr seinem Vater entgegen und weinete an seinem Halse; dann stellete er ihn dem Pharao vor und verschaffte ihm und seinen Brüdern Brod und Wohnung im fetten Weidelande Gosen. Denn alle Schaafhirten sind den Aegyptern ein Gräuel. Jakob aber zählte hundertunddreißig Jahre, als er nach Aegypten kam; und er lebte daselbst noch siebenzehn Jahre. Als er sein Ende nahe fühlte, nahm er die Söhne Joseph's, Ephraim und Manasse, in die Zahl seiner eigenen Kinder auf, segnete alle seine Söhne und starb, nachdem er Joseph hatte schwören lassen, ihn im Lande seiner Väter zu begraben. Und Joseph that, wie er dem Vater gelobt. Er ließ den Leichnam einbalsamiren, und er und seine Brüder brachten ihn in das Land Kanaan und begruben ihn in der Höhle des Feldes Makpela, welche Abraham zum Erbbegräbniß erworben. Und auch Joseph starb, als er hundertundzehn Jahre alt war und sie balsamirten ihn ein und legten ihn in eine Lade in Aegypten.

Beleuchtung der Sage von Joseph.

So lautet die Erzählung von Joseph und dem Einzug der Israeliten aus dem südlichen Kanaan in die Ostmark Aegyptens nach der Ueberlieferung. Auf einer, dem Zehnstämmereich angehörigen, Volkssage beruhend wurde sie unter der geschickten Hand poetischer Geschichtserzähler in jene reizende geistige Hülle gebracht, „worin sie die unvergängliche Lust späterer Leser ward und zu mannichfachen Versuchen, sie in ähnlicher Weise fortzubilden, verlockte". Noch nie sind geschichtliche, staatswirthschaftliche und sittlich-religiöse Elemente zu einem so anmuthigen, reizenden Gemälde vereinigt worden und noch nie ist eine poetische Gestalt, in welcher Wirklichkeit und Dichtung verflochten erscheint, in solcher lebensvollen Klarheit und plastischen Form aufgetreten. Die lieblichste morgenländische Erzählung trägt die Sage von Joseph zugleich das Gepräge einer

gewissen Realität in so fern an sich, als ähnliche Erscheinungen noch heut zu Tage im Orient nichts Ungewöhnliches sind. Noch jetzt geschieht es nicht selten, daß erkaufte Sclaven durch geistige oder körperliche Vorzüge bei orientalischen Herrschern zu großem Ansehen und zu einflußreicher Stellung gelangen; noch jetzt rühren eingreifende Verwaltungsmaßregeln, Gesetze und Reformen nicht selten von Fremdlingen her, die sich aus niedrigem Stande in die Höhe geschwungen, und die Art und Weise, wie Joseph den freien Bauernstand in Aegypten in das Verhältniß von Hörigen und Erbpächtern gebracht und an ein geordnetes Stadtleben gewiesen, entspricht so ziemlich dem historischen Verlaufe, wie sich solche Verhältnisse zu verschiedenen Zeiten in Aegypten, wo in der That aller Grund und Boden zur Krondomäne geworden ist, und andern despotisch regierten Ländern gebildet haben, und stimmt im Wesentlichen mit den Berichten Herodot's und Diodor's über die agraren Zustände Aegyptens überein. Daß besonders das Nilland mit seiner eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit für eine Reichseinrichtung und Besteuerungsweise wie die dem Joseph zugeschriebene geeignet sein muß, geht schon aus dem Umstand hervor, daß ähnliche Ordnungen sich daselbst unter allen wechselnden Dynastien erhalten haben.

Wie die volkswirthschaftlichen Zustände, so beruhen auf richtiger Kenntniß ägyptischer Verhältnisse aber auch Namen wie Asnat (Neith verehrend), die Art der Auszeichnung des Joseph, die Trennung der Stände und die Abneigung gegen alles Ausländische, die Stellung der Viehzüchter unter dem vorzugsweise von Ackerbau lebenden Volke und die Behandlung der Leichen. Wenn endlich die Sage meldet, daß sich Joseph die Gunst seines Gebieters durch Traumdeuten erworben, so hat auch dies nichts Unglaubliches oder Auffallendes, da nach den Begriffen des Orients die Kunst des Wahrsagens und Zeichendeutens als eine besondere Gnade der Götter angesehen ward, die den damit Beglückten ein geheiligtes Ansehen verlieh. Waren doch bei den Persern und bei den meisten Völkern des Alterthums die Wahrsager und Opferdeuter hochgeehrte Personen, die in der Nähe der Könige weilten, weil sie durch die Gunst der himmlischen Mächte vor Andern ausgezeichnet erschienen.

Joseph, Vorbild der Tugend u. Frömmigkeit.

Andererseits spielen schon in den Traumgesichten und ihrer Erfüllung bedeutungsvolle Zahlen wie Drei und Sieben eine Rolle, die auf Sage hinweis't. Und neun Jahre lang hätte Joseph als allmächtiger Minister keine Zeit gehabt, sich nach seinem Vater in dem nahen Kanaan zu erkundigen. Dafür beschäftigt er sich dann persönlich mit jeglichem Detail des Getreideverkaufs. Billig frägt man auch, in wie fern zehn Säcke, wie die Brüder sie nach ihrer ersten Reise mit sich führen, irgend welchen Vorrath für längere Zeit darstellen sollen, zumal wenn schon auf der Reise Einer seinen Sack öffnen muß, um sein Thier zu füttern. Gleichwohl wird eine abermalige Reise erst nächstes Jahr nöthig. Diesmal sind es elf Säcke, und die Aegypter unterscheiden dieselben sofort nach ihren Eigenthümern; sie kennen auch denjenigen des Benjamin, wiewohl dieser ihnen

für seine Person noch gar nicht vorgestellt ist. Und so bleibt durchweg genug übrig, was so, wie die Genesis erzählt, nicht vorgefallen sein kann. Folglich ist Joseph nicht blos eine geschichtliche, sondern auch eine ideale Gestalt. Auf der einen Seite Typus der gesetzgeberischen Weisheit und einer solchen „Reichsklugheit", welche nicht minder für das Wohl der Völker als für die Befestigung und Stärkung der königlichen Macht vorsorglich wirkt, wird er auf der andern zugleich durch sein reines Leben Vorbild aller Sittlichkeit und Tugend, ein „von reinster Liebe erglühender und von unermüdeter Thätigkeit zum Guten für Alle getriebener Held". Nicht nur, daß er selbst alle Prüfungen und Versuchungen siegreich besteht, er wird auch für seine Brüder das Werkzeug einer inneren Läuterung und wirksamen Besserung und gibt durch sein Leben Zeugniß, daß Unschuld und Tugend zuletzt doch aus allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten triumphirend hervorgehen und Standhaftigkeit im Leiden ohne eigene Verschuldung alle Bosheit überwindet. Als Vorbild reiner Sittlichkeit und höherer Liebe wurde Joseph die Lieblingsgestalt des semitischen Orients in Dichtung und Sage.

Sofern ein wirklich Geschehenes den Kern aller Sage bildet, wird zu constatiren sein, daß nach Aegypten Israel der Hunger getrieben hat und daß bei dieser Gelegenheit Joseph nach Aegypten gerieth, um sich daselbst im Dienste Pharao's emporzuschwingen und seinen Gebieter durch Kornwucher zu bereichern. Daß ein wanderndes Hirtenvolk bei einer Hungersnoth in ein benachbartes Land gezogen und sich bei obwaltenden günstigen Verhältnissen bleibend dort niedergelassen, hat eben so wenig Widersprechendes, als daß die Israeliten den Aufenthalt in dem reichen und fruchtbaren Nillande dem mühseligen und unsichern Leben in einem wenig ergiebigen und häufigen Wechseln des Wachsthums unterworfenen Lande vorgezogen. Hatte doch schon Abraham, nach der Ueberlieferung, den Weg gezeigt und war doch schon Isak mit einem ähnlichen Plane umgegangen; und in den Grabmonumenten von Benihassan soll eine ähnliche Begebenheit dargestellt sein. Aber in welchem Verhältniß der israelitische Wanderzug zu den Hyksos gestanden, die ungefähr um jene Zeit in Unterägypten geherrscht haben müssen, ist eine schwer zu lösende Frage. Die von Josephus herrührende Ansicht, daß die Herrschaft der Hyksos über Aegypten und die Einwanderung der Israeliten eine und dieselbe historische Thatsache gewesen, die durch die poetische Einkleidung und traditionelle Entstellung verhüllt worden wäre, entbehrt aller zuverlässigen Stützpunkte. Wenn man auch die Angabe, daß die Israeliten nur 70 Seelen stark nach Aegypten gezogen seien, mit Recht so gedeutet hat, daß darunter nur die Zahl der Häupter des versammelten Volkes verstanden worden und folglich die Menge viel größer gewesen sei, so geht doch aus der oben angeführten Darstellung Manetho's hervor, daß die Hyksos als ein eroberndes, feindliches Volk in Aegypten eingedrungen sind, das Land verwüstet und die Könige zinspflichtig gemacht haben, während die Israeliten

Historische Thatsache.

Verhältniß der Israeliten zu den Hyksos.

als friedliche Hirten einzogen und von den Aegyptern freundlich aufgenommen wurden, aber sicherlich nie zur Herrschaft gelangten. Vielleicht waren die Hyksos nicht einmal Semiten (vgl. S. 94).

Bertheau hat die Ansicht aufgestellt, der Pharao, der die Israeliten aufgenommen, sei ein König der Hyksos gewesen, die durch den langen Aufenthalt im Nilthale die väterlichen Sitten verloren und das Culturleben des beherrschten Volkes sich angeeignet hätten, so daß Joseph der Mann gewesen, „welcher die Wunden der langdauernden Kriege zwischen den Hyksos und den Bewohnern des Landes zu heilen verstanden, langjährige Wirren geendet und die gestörte Ordnung des Staatslebens wieder hergestellt habe". Andere, wie Ewald, nehmen an, ein kleiner Theil des Volkes Israel sei unter seinem Stammhelden Joseph zur Zeit der Hyksos in das ägyptische Niederland eingewandert und habe mit den herrschenden Hirtenschaaren vereint lange Jahre daselbst gelebt; als aber die Hyksos durch die vereinte Macht der Aegypter vertrieben worden, habe sich Joseph mit seinen Leuten von ihnen getrennt und an die siegreichen Aegypter angeschlossen und dann mit Einwilligung des Königs die Stammgenossen aus Kanaan herbeigerufen, damit sie als äußerstes Vorlager gegen die arabische Wüste hin die östliche Grenzmark vertheidigen sollten, wenn die Hyksos einen neuen Einfall versuchen würden, und zugleich als Wehr gegen mögliche Aufstände im Innern gebraucht werden könnten. Dadurch erkläre sich auch die von Joseph begründete neue Reichsordnung, die auf einem wohldurchdachten Plane beruht und den Zweck gehabt habe, das durch die Fremdherrschaft verwirrte Reich auf neuer fester Grundlage wieder aufzurichten.

Gegen die erstere Meinung läßt sich einwenden, daß Joseph's Pharao nach der ganzen Haltung der Erzählung als ein echtägyptischer König auftritt und die Hyksos stets als erobernde Wanderhirten den Aegyptern entgegengesetzt werden; die zweite Ansicht lös't wenigstens das in der Bibel aufgestellte Familienverhältniß auf, indem sie zwischen Joseph's und Jakob's Einwanderung einen sehr großen ereignißvollen Zwischenraum setzt. Geschichtliche Analogien für eine solche Politik lassen sich in dem Verfahren der Römer gegen die germanischen Stämme wohl nachweisen, und sicherlich war es dem neuen ägyptischen Herrscherhause sehr erwünscht, an der Ostmark des Landes ein rüstiges hebräisches Volk als Schutzwehr gegen einen mächtigen auf der Grenze lauernden Feind zu haben. Zur Erklärung der allerdings sehr dunkeln Verhältnisse wäre es indessen nicht gerade erforderlich, die beiden Repräsentanten der israelitischen Einwanderung in Aegypten, Joseph und Jakob, durch so große Zeiträume aus einander zu halten und die Vertreibung der Hyksos dazwischen zu setzen. Die Herrschaft kriegerischer Nomadenvölker in Culturstaaten pflegt nicht von so eingreifender Art zu sein, daß dadurch die alten Formen und Einrichtungen vernichtet würden. In der Regel ist es eine auf das Schwert gegründete Zwingherrschaft, neben welcher das alte nationale Wesen und die alte Bevölkerung fortbestehen, aber in einem Verhältniß von Unterwürfigkeit und Zinspflicht. Die Pharaonen mögen also unangefochten als Vasallen unter und neben den Hirtenkönigen, die sich mit ihren Tributen begnügten, fortbestanden haben, und das ägyptische Culturleben wird von den Fremdlingen eben so wenig gestört und gehemmt worden sein, als sie selbst ihre nomadischen Sitten und Lebensweise verändert zu haben scheinen. Die Israeliten aber können neben den Hyksos in Aegypten gewesen sein; da sie sich aber mehr zu den Eingebornen hielten und einer aus ihrem Volke dem König große Dienste leistete, so wurden sie nicht gleich anfangs in die Vertreibung des fremden Hirtenvolks, bei der sie vielleicht mitgewirkt haben, inbegriffen; sie überdauerten diese Periode, bis andere Könige auf den Thron kamen, die von ihren Verdiensten nichts wußten, und aus angebornem Haß gegen Fremde und Hirten sie bedrückten und dadurch ihre endliche Auswanderung herbeiführten. Daß der Einzug der Israeliten in einem Zeitpunkt vor sich ging, wo die Aegypter sehr auf ihrer Hut sein mußten, geht aus dem Mißtrauen hervor, womit sie alle Fremde als „Kundschafter" betrachteten, wie man aus Joseph's Benehmen gegen seine Brüder ersieht.

Nach Lepsius fand die Einwanderung Jakob's und seiner Söhne erst nach der Vertreibung der Hyksos statt. Unter Sethos I. aus der thebaischen Dynastie wäre Joseph nach Aegypten gekommen, unter Ramses II. Mose am Hofe erzogen worden, unter Menephta der Auszug erfolgt. „Die Darstellung in einem Grabe jener Zeit, in welcher man neben ägyptischen Arbeitern auch asiatische, an Farbe und Gesichtsbildung leicht von ersteren zu unterscheidende Männer mit Ziegelstreichen und Mauerarbeiten beschäftigt findet, deutet, wenn man auch die Fremden nicht gerade für Juden selbst nehmen will, doch auf das Zurückbleiben einzelner Elemente aus den asiatischen Hirtenvölkern in Aegypten hin, wo sie dann natürlich nur unter hartem Druck leben konnten." Die Landschaft Gosen, welche den Israeliten zum Wohnsitze angewiesen ward, ist der nordöstliche Theil Aegyptens, der größtentheils den Charakter der benachbarten arabischen Steppen trägt und nur in den westlichen Gegenden, um den pelusischen Nilarm herum, fruchtbar ist. Hier konnten sie dem Nomadenleben treu bleiben. Neuerdings hält Brugsch den Pharao in der Josephsage wieder für einen Hyksoskönig und führt S. 249 f. aus einem Papyrus eine Erzählung an, die mit der hebräischen in vielen Stücken übereinstimmt. Auch für die mehrjährige Hungersnoth finden sich Beweisstellen in einheimischen Urkunden. Die Einwanderung Jakob's in Aegypten und die Amtsthätigkeit Joseph's fand nach seiner Annahme und Berechnung etwa 1730 vor Chr. G. statt.

Der Jahrhunderte lang währende Aufenthalt der Israeliten in dem ägyptischen Culturlande war von großem Einfluß auf die Sitten und Lebensanschauungen des einfachen und empfänglichen Hirtenvolks. Die heilige Stadt Heliopolis, der Mittelpunkt priesterlicher Weisheit, lag nahe der Gegend, wo sie ihre Heerden weideten. „In der engern Verbindung mit dem schon in jener Urzeit hochgebildeten Volke," heißt es bei Ewald, „empfing Israel gewiß eine Menge der höheren Fertigkeiten und Künste des Lebens, welche es bei dem Auszuge aus Aegypten deutlich besaß und nie wieder ganz verlor." Daß aber mit der Bildung und Verfeinerung nicht auch die sittliche Entartung des Nilvolkes auf die Israeliten überging, verdankten sie ihrer kräftigen, unverdorbenen Natur und dem feindlichen Gegensatz, in den die Aegypter sich bald zu ihnen setzten. Dieser Gegensatz könnte vielleicht auch darin zur Erscheinung kommen, daß die Israeliten sich nicht der sinnlichen Auffassung des Göttlichen hingaben und daß sie die Frage über den Zustand der Seele nach dem körperlichen Tode, die in dem Glaubenskreis der Aegypter so sehr in der ersten Linie stand, fast unberührt ließen. Langes Leben und Segen an Gütern und Nachkommen ist nach hebräischer Vorstellung der Lohn, den die Gnade Gottes der Tugend und Frömmigkeit zutheilt. „Er starb alt und lebenssatt" — das ist der Ausgang des Frommen und Glücklichen nach althebräischer Weltanschauung.

2. Der Auszug. Mose.

Die Kinder Israel waren fruchtbar und mehreten sich, heißt es in der hebräischen Ueberlieferung weiter, und wurden sehr stark und das Land war voll von ihnen. „Da stand ein neuer König auf in Aegypten, welcher von Joseph nichts wußte, und sprach: Das Volk Israel ist größer und stärker denn wir; wohlan! wir wollen klug sein gegen dasselbe, daß es sich nicht mehre und nicht, wenn ein Krieg sich ereignet, Die ägyptische Dienstbarkeit.

sich zu unsern Feinden schlage." Und die Aegypter zwangen das Volk Israel zum Dienst mit Härte. Und sie setzten Frohnvögte über dasselbe, um es zu drücken mit ihren Lastarbeiten; und es mußte dem Pharao Vorraths-Städte bauen, Pitom und Ramses; und sie verbitterten den Söhnen Israel's das Leben mit schwerem Dienste in Thon und Ziegeln und mit allerlei Arbeiten auf dem Felde. Aber so wie sie das Volk Israel drückten, also mehrete es sich und breitete sich aus. Da gebot Pharao seinem ganzen Volke: „Alle Söhne, die den Israeliten geboren werden, sollt ihr in den Nilstrom werfen und nur die Töchter leben lassen."

Mose's Geburt und Rettung. Und es nahm Amram seine Muhme Jochebed, eine Tochter Levi's, zum Weib. Diese gebar einen Sohn und als sie sah, daß er schön war, verbarg sie ihn drei Monden. Und da sie ihn nicht länger verbergen konnte, nahm sie einen Kasten von Rohr und verklebte ihn mit Harz und Pech, und legte das Kind hinein und setzte ihn ins Schilf am Ufer des Nilstromes. Und seine Schwester stellete sich von ferne, zu sehen, was ihm geschähe. Da kam die Tochter Pharao's herab zu baden an den Strom, ihre Diener aber wandelten am Ufer; und sie sah den Kasten im Schilf und ließ ihn holen und öffnete ihn, und als sie ein weinendes Knäblein darin sah, erbarmte sie sich seiner, indem sie sprach: „Von den Kindern der Hebräer ist es." Da trat die Schwester vor und sprach: „Soll ich dir ein säugendes Weib rufen von den Hebräerinnen?" „Gehe!" sagte die Tochter Pharao's, und die Dirne ging und rief die Mutter; und jene versprach ihr einen Lohn, wenn sie das Kind säugete. Und als der Knabe groß war, machte ihn die Königstochter zu ihrem Sohne und nannte ihn Mose.

Mose im Lande der Midianiter. Und es geschah in selbigen Tagen, da Mose zu seinen Brüdern ging und ihren Lastarbeiten zuschaute, daß er sah, wie ein ägyptischer Mann einen Hebräer schlug, und da er Niemand in der Nähe erblickte, so erschlug er den Aegypter und verbarg ihn im Sande. Aber Pharao hörte die Sache und trachtete Mose zu tödten; da floh dieser in das Land Midian. Als er hier an einem Brunnen rastete, kamen die sieben Töchter des Priesters Jetro (oder Reguel), um die Schaafe ihres Vaters zu tränken; die Hirten aber trieben sie weg. Da half ihnen Mose und tränkete ihre Schaafe. Und der Priester nahm ihn in sein Haus, und da es sich Mose gefallen ließ bei ihm zu bleiben, so gab er ihm seine Tochter Zippora zum Weib. Und Mose hütete die Schaafe Jetro's seines Schwiegervaters. Und als er sie einst in die Wüste trieb und an den Berg Horeb (Sinai) kam, da sah er einen Busch mit Feuer, und der Busch ward nicht verzehrt. Mose ging darauf zu, da rief eine Stimme: „Nahe nicht herzu, ziehe deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, worauf du stehest, ist heiliges Land; ich bin der Gott Abraham's, Isak's und Jakob's." Da verhüllete Mose sein Angesicht, denn er fürchtete sich Gott zu schauen. Und Gott sprach: „Gesehen habe ich das Elend meines Volkes in Aegypten, und ihr Geschrei habe ich gehöret wegen ihrer Treiber. Und ich will es erretten aus der Hand der Aegypter und hinaufführen in ein gut und geräumig Land, fließend von Milch und Honig. Und du sollst meinen Willen verkündigen dem Pharao und den Aeltesten in Israel, und wenn sie dich fragen, wie der Gott ihrer Väter, der dich gesandt hat, heißt, sollst du sagen: Ich bin, der ich bin (Jahve). Und es soll jegliches Weib von ihrer Nachbarin und Hausgenossin silberne und goldene Gefäße und Kleider entlehnen, die sollt ihr auf euere Söhne und Töchter legen und so die Aegypter berauben." Und Mose sprach zu Jahve: „Bitte Herr! ich bin kein Mann von Worten, ich bin schwer von Mund und von Zunge." Jahve aber sprach: „Kann nicht Aaron, dein Bruder, der Levite, reden? Er soll für dich sprechen zum Volke und dir Mund sein. Kehre zurück nach Aegypten, denn gestorben sind alle die Leute, die nach deinem Leben trachteten." Da bat Mose den Jetro, ihn ziehen zu lassen, und nahm dann sein Weib und seine Söhne und

kehrete zurück ins Land Aegypten. Aaron begegnete dem Bruder in der Wüste, und als sie nach Aegypten kamen, versammelten sie die Aeltesten des Volkes Israel und verkündeten ihnen, was Jahve zu Mose gesprochen und das Volk glaubete und betete an.

Darauf gingen Mose und Aaron zu Pharao und sprachen: „Laß uns ziehen drei Tagereisen in die Wüste und Jahve opfern, unserm Gott." Aber Pharao sprach: „Warum wollt ihr das Volk los machen von seinem Geschäfte? Gehet hin an eure Lastarbeiten!" Und er gebot den Treibern des Volkes und seinen Vorstehern: „Ihr sollt nicht mehr dem Volke Stroh geben, Ziegeln zu machen, wie gestern und vorgestern; sie sollen selbst gehen und sich Stroh zusammenstoppeln; aber das Maaß der Ziegel sollt ihr nicht verringern; denn sie sind müßig, darum wollen sie ausziehen. Es drücke der Dienst die Leute, daß sie sich nicht kehren an Worte des Trugs." Und die Kinder Israel zerstreuten sich, um Stroh und Stoppeln zu suchen, und als sie den Satz Ziegeln nicht vollendeten, wurden sie geschlagen von den Treibern. Und sie wurden unwillig auf Mose und Aaron, daß sie ihre Dienstbarkeit schwerer gemacht. Da gingen Mose und Aaron wieder zu Pharao und suchten ihn durch Zeichen und Wunder zu bewegen, daß er die Kinder Israel ziehen lasse. Aaron's hingeworfener Stab wurde zur Schlange, das Wasser im Strom verwandelte sich in Blut, und Frösche füllten Land und Fluß. Aber die ägyptischen Zauberer und Zeichendeuter thaten dasselbe, und Pharao's Herz blieb verstockt. Darauf schlug Aaron mit seinem Stab den Staub der Erde, daß er zu Mücken ward, aber auch dieses Wunder, so wie die weitern vier Plagen, die Pest und Beulen, womit Menschen und Vieh heimgesucht wurden, Hagel und Sturm, der die Bäume zerbrach, und die Heuschrecken, die alles Kraut des Feldes verzehrten, blieben ohne Wirkung. Selbst die Finsterniß, die drei Tage lang das Land bedeckte, vermochte Pharao's Sinn nicht ganz zu beugen; er wollte sie ziehen lassen, aber ohne ihre Schaafe und Rinder. Erst als Jahve um Mitternacht auszog und alles Erstgeborne der Aegypter bei Menschen und Vieh schlug, aber an den mit dem Blute des geschlachteten Lammes bestrichenen Schwellen der Hebräer vorüberging, da willigte Pharao in den Abzug. Nun thaten die Söhne Israel nach Mose's Worten und entlehnten von den Aegyptern silberne und goldene Gefäße und Kleider und zogen aus von Ramses nach Suchot, bei sechsmalhunderttausend Mann zu Fuß, die Männer ohne die Kinder. Und eine Menge Fremde zog mit ihnen, und Schaafe und Rinder, sehr viel Vieh. Und sie nahmen die Gebeine Joseph's mit sich und zogen gerüstet und mit starker Hand und aufgehobenem Arm von Suchot über Etam nach der Wüste am Schilfmeere. Mose führte sie aber nicht auf dem nächsten Weg nach dem Lande der Philister, denn er gedachte, es möchte das Volk gereuen, wenn sie den Streit vor sich sähen und sie möchten zurückkehren nach Aegypten. Und Jahve ging vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule und des Nachts in einer Feuersäule, ihnen zu leuchten. Aber Pharao's Herz verwandelte sich und es gereuete ihn, daß er die Kinder Israel hatte ziehen lassen. Darum setzte er ihnen mit sechshundert auserlesenen Wagen und einer großen Zahl Wagenkämpfer und Reiter nach und ereilte sie gelagert am Meere. Und die Kinder Israel fürchteten sich und sprachen zu Mose: „Weil wohl keine Gräber in Aegypten waren, hast du uns weggeführt, um zu sterben in der Wüste?" So die eine, die sog. jahvistische Darstellung, der zufolge nunmehr die Israeliten und hinter ihnen her die Aegypter das Meer zur Zeit der Ebbe durchschritten hätten. Der Engel des Herrn aber und die Wolkensäule stellten sich hinter den Zug der Israeliten, so daß die beiden Heere über Nacht getrennt blieben. Gegen Morgen entsteht aber durch Jahve's Fügung ein Schrecken im Lager der Aegypter; sie fliehen, jagen dem Meere zu und kommen in

Mose vor Pharao.

Wunder und Plagen.

Israel's Auszug und Rettung am rothen Meer.

der, mittlerweile eingetretenen, Fluth um. Dagegen streckt nach dem elohistischen Berichte Mose gleich von vornherein seine Hand aus über das Meer und Gott läßt das Wasser weggehen durch einen starken Ostwind und macht das Meer zu trockenem Boden. Das Gewässer theilte sich, und die Kinder Israel gingen mitten durchs Meer, und das Wasser war ihnen eine Mauer zur Rechten und zur Linken. Die Aegypter aber jagten ihnen nach. Da reckete Mose seine Hand aus und das Meer kehrete zurück an seine Stätte und bedeckte die Wagen und die Reiter Pharao's, die hinter ihnen ins Meer gekommen waren. Das Wunder besteht sonach nach dem ersten Berichte in der rechtzeitigen Verwirrung der Aegypter, die der zurückkehrenden Fluth entgegeneilen, nach dem zweiten in der Eröffnung einer Straße durch das Meer. Trocken kamen so die Kinder Israel ans andere Ufer und Mirjam, die Prophetin, die Schwester Aaron's, nahm die Pauke in die Hand, und die Frauen gingen hinter ihr her und begleiteten den Lobgesang der Kinder Israel mit Pauken und Reigen: „Singet Jahve, denn erhaben ist er; Rosse und Wagen stürzt' er ins Meer! Der Wagenkämpfer beste versanken im Schilfmeer, von Fluthen bedeckt; sie sanken in den Abgrund wie ein Stein. Deine Rechte, o Herr, so herrlich an Kraft, deine Rechte, o Herr, sie brach den Feind! Deines Zornes Lohe fraß sie wie Stoppeln; deine Nase hauchte, daß das Wasser sich staute: Da standen wie ein Damm die Wasserströme; es starrten die Fluthen inmitten des Meeres. Da sprach der Feind: Ich will nachjagen, will sie einholen, die Beute will ich theilen, meinen Muth zu stillen! Will ziehen mein Schwert, daß die Hand sie vertilge! Da bliesest du deinen Hauch, und es deckte sie das Meer; sie sanken wie Blei in die mächtigen Wasser. Wer ist wie du unter den Göttern, o Herr! wer ist wie du so herrlich im Heiligthum!"

Israel's Siegeslied.

Geschichtlicher Hergang.

Daß dieser aus der Ueberlieferung geschöpften Erzählung historische Thatsachen zum Grunde liegen ist außer Frage, so schwierig es auch ist den wahren Sachverhalt herauszufinden. Doch haben wir früher gesehen, daß derartige Vorgänge etwa zur Zeit des Königs Ramses II. und seiner Nachfolger denkbar sind (S. 113). Insonderheit beruft man sich darauf, daß von den beiden Städten, welche die Israeliten nach der Ueberlieferung bauen mußten, Pitom und Ramses, die eine den Namen jenes erobernden Königs trägt, daß derselbe nach Herodot und Diodor große Bauwerke aufgeführt und nach allen Richtungen Kanäle geleitet habe, wobei keine Aegypter verwendet worden, und daß der oben erwähnte Kanal nach den Bitterseen das Land Gosen durchschneiden mußte. Auch bedrohten die Eroberungskriege dieses Königs die Unabhängigkeit der an Aegypten grenzenden kananäischen Völkerschaften, der Midianiter, Edomiter, Moabiter u. A.; es konnte daher leicht in ihnen der Gedanke entstehen, durch eine Verbindung mit den semitischen Stammgenossen der ägyptischen Uebermacht einen Damm entgegen zu stellen; und daß ein Einverständniß zwischen den Völkerschaften des benachbarten Arabiens und den Israeliten bestanden, könnte aus Mose's Verhältniß zu Jetro, dem Midianiter, erschlossen werden. Die Sinaihalbinsel, früher den Pharaonen gehörig, scheint seit dem Einfall der Hyksos von Aegypten getrennt gewesen zu sein, war aber sicherlich das nächste Eroberungsziel der thebaischen Könige. Schon um dieser Verwandtschaft willen mußten den Aegyptern die an der Ostgrenze des Nildelta wohnenden Israeliten,

„die sich im Kriege leicht zu den Landesfeinden schlagen könnten“, ein Gegenstand des Mißtrauens und Aergernisses sein; das Mißverhältniß steigerte sich durch die Vorurtheile und Abneigung der Aegypter gegen das Hirtenleben, dem die Hebräer mit zäher Anhänglichkeit ergeben blieben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die hartnäckige Weigerung derselben, sich einem seßhaften Leben als Ackerbauer und Städtebewohner zu fügen und an die Götter des Landes zu glauben, den Druck zunächst veranlaßt oder doch vermehrt habe. Die von den Israeliten erbauten Städte waren wahrscheinlich für sie bestimmt, und die Anlegung der Kanäle, die ihre Weideplätze in Ackerland verwandeln sollten, hatte wohl zum Zweck, sie dem Nomadenleben zu entreißen. Unter den Bauwerken, wobei man die Fremdlinge zu Frohndiensten gezwungen, erwähnt Herodot eines Tempels des Hephästos (Ptah). Aber diese gewaltsamen Versuche, die väterlichen Sitten und Lebensweise auszurotten, erzeugten eine große Aufregung unter dem Zeltenvolke zu derselben Zeit, als im benachbarten Asien die Furcht vor der ägyptischen Herrschaft eine gährende Bewegung hervorgerufen. Hatten sich früher die Israeliten den Aegyptern in vielen Dingen genähert und Manches von ihnen angenommen, so erzeugte jetzt die deutliche Absicht, sie entweder gänzlich in die ägyptische Lebensweise, in das Staats- und Religionswesen einzuführen, oder sie durch planmäßigen Druck zu schwächen und auszurotten, einen starken Widerstand; das eingeschlummerte Bewußtsein der Stammverschiedenheit erwachte mit neuer Stärke; die Israeliten traten mit den Hirtenvölkern des benachbarten Asiens in Verbindung und nahmen bei dem Auszug „viele Fremde“ d. h. die in ägyptischer Gefangenschaft lebenden Semiten in ihre Mitte auf. Daß sich auch Aegypter dem Zuge angeschlossen, war eine im ganzen Alterthum herrschende Tradition. Wahrscheinlich waren es die Abkömmlinge aus Mischehen, welche der Racenhaß der Aegypter zur Auswanderung zwang, oder Glieder der untern Stände, welche sich der Volks- und Glaubensgemeinschaft angeschlossen.

Religiöser Charakter der Auswanderung.

Den religiösen Charakter der Auswanderung soll wohl auch die Sage ausdrücken, daß Mose und Aaron jenem Stamm Levi angehörten, dem in der Folge die Verwaltung des Religionswesens zufiel. Wo der Glaube bedroht war, schien dieser Stamm an der Spitze der Erhebung stehen zu müssen. Ohne Zweifel war während des Aufenthaltes in Aegypten das religiöse Volksbewußtsein getrübt und verwirrt worden; wenigstens ermahnt Josua in der Folge (24, 14) die Israeliten, die Götter zu entfernen, denen ihre Väter jenseit des Stromes (Euphrat) und in Aegypten gedient, und noch Ezechiel (23, 3) geht von der Voraussetzung aus, daß Israel in Aegypten Götzendienst getrieben habe. Aber die Bemühungen der Pharaonen, die Fremdlinge mit Gewalt zu ihrer Lebensweise und zu ihren religiösen Vorstellungen zu bringen, erweckte die Erinnerung an die anders geartete Andacht der Väter. Was in ihrer Seele dunkel schlummerte, führte Mose zur Klarheit; ihm war am heiligen Berge Sinai, in stiller

Einsamkeit der alte Volksgott offenbar geworden, der auch schon den Erzvätern erschienen war, „dessen Name Jahve ihnen aber nicht bekannt gewesen“ (Ex. 6, 3); und der Glaube, der in seiner Seele lebendig geworden war, wurde bald das Erbtheil des ganzen Volkes, so daß mit der Befreiung von dem zeitlichen Druck und von dem Joche eines fremden Stammes eine religiöse Wiedergeburt verbunden war.

Mose als Prophet.

Dieses Gottesbewußtsein lebte in Mose, dem ersten „Propheten“, in seiner vollen Stärke. Darin besteht unter allen Umständen seine geschichtliche Größe und Bedeutung, so wenig Sicheres sonst von ihm zu sagen ist. Sein Name bedeutet auf keinen Fall den „aus dem Wasser Gezogenen“ (Ex. 2, 10), sondern höchstens denjenigen, „welcher hervorzieht“, herauszieht, rettet. Die wunderbare Weise seiner Rettung aus dem Wasser aber erinnert an die Sage von Sargon I., dem semitischen König von Akkad (S. 418). Vielleicht in die ägyptische Weisheit und Priesterlehre eingeweiht, ohne darin innere Befriedigung zu finden, muß er zuerst durch ruhiges Schauen in einer mächtigen Natur zu einer edleren Gotteserkenntniß geführt und zu einem großartigen Wirken fortgerissen werden. Die äußern Umstände und die Freundschaft Jetro's kommen seinem Vorhaben fördernd entgegen; ein Bund mit den Zeltvölkern des angrenzenden Asiens verspricht der Erhebung der in ihren heiligsten Rechten und Gütern bedrohten Israeliten einen glücklichen Erfolg, und Jetro unterstützte mit weltklugem Rathe das Unternehmen des begeisterten Schwiegersohnes.

Bedeutung der Strafgerichte.

Mose hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es ihm gelang, „das von der Last der Knechtschaft und mehr noch von seines eigenen Geistes Dumpfheit niedergebeugte Volk“ so aufzurichten, daß es sich entschloß, die gesicherte, wenn auch mit Mühsal und Beschwerden verbundene Existenz gegen eine unsichere Zukunft voll Leiden und Kämpfen aufzugeben, und einen mächtigen König zu vermögen, eine große Volksmenge, deren Dienste dem Lande nützlich waren, aus dem Zustande der Knechtschaft zu entlassen. Diese Schwierigkeiten finden in der sinnbildlichen Erzählung von den „zehn Plagen“ ihren Ausdruck. Jahve sendet die Strafgerichte sowohl für die Israeliten, deren Glauben er dadurch stärken wollte, als für die Aegypter, um ihren Widerstand zu brechen; ja er verhärtet absichtlich das Herz des Pharao um seine Allmacht an ihm zu erweisen. Es ist ein Wettkampf zwischen Jahve und den ägyptischen Göttern, ein Ringen zwischen der alten Religion und dem neuen Glauben, um die höhere Kraft und Wahrheit des letztern kund zu thun. Mose und Aaron, in die geheimen Künste der ägyptischen Priester eingeweiht, bekämpfen die Weisheit der Zeichendeuter mit ihren eigenen Waffen und überwinden, mit Jahve's Hülfe, ihre Zaubermacht. In diesen Erzählungen hat das israelitische Volk die Erinnerung an einzelne schreckliche Naturerscheinungen im Nildelta und zugleich den verbreiteten Glauben an geheime Wunderkräfte der ägyptischen Priester niedergelegt. Den Stab in eine Schlange verwandeln ist im Lande der

„Schlangenzähmung", wo die Götter einen Schlangenstab trugen und die Priester nie ohne Stab sich zeigten, im Volksglauben keine zu große Aufgabe; auch Frösche vermögen die klugen Männer aus dem Strome in die Felder und Häuser zu ziehen und das Wasser roth und übelriechend zu machen; beides waren in den sumpfigen Niederungen Aegyptens zu allen Zeiten häufige Erscheinungen, die in der Volksphantasie leicht von geheimen Zauberkräften hergeleitet werden konnten. Auch in den übrigen Plagen, welche nur Mose und Aaron, nicht aber die ägyptischen Weisen über das Land bringen und wieder verschwinden machen können, sind Volkserinnerungen an einzelne Naturschrecken des sumpfigen Nillandes enthalten. Nicht selten steigen Schwärme von Mücken und großen Stechfliegen, wie aus dem Staube hervorwimmelnd, aus der feuchten Erde auf; Heuschreckenschwärme, von den Wüstenwinden aus Osten und Süden herbeigeführt, sind eine gewöhnliche Landplage in Aegypten; Hautausschläge, zu Beulen anwachsend, stellen sich häufig nach der Ueberschwemmung ein; und wenn im Frühjahr die Südwestwinde über die Wüste herwehen, erfolgen nicht nur heftige Hagelschläge, sondern Staub und Wolken verfinstern bisweilen dermaßen die Luft, daß „Tage der Finsterniß und Dunkelheit, Tage des Gewölks und der Wolkennacht" (Joel 2, 2) über das Land hereinbrechen. „Wenn der Chamsin weht," sagt ein neuerer Reisender, „so ist die Sonne blaßgelb, ihr Licht ist verhüllt und die Dunkelheit nimmt zuweilen bis zu dem Punkte zu, daß man glauben sollte, man sei in der schwärzesten Nacht." In der Sage von der Entwendung der Gefäße und Kleider mag eine Andeutung des jüdischen Vergeltungsrechtes enthalten sein: haben früher die Aegypter Israel beraubt durch die erzwungenen Frohndienste, so trägt jetzt Israel Aegyptens Raub davon. Eine religiöse Bedeutung hat auch die Erzählung, Jahve habe alle Erstgeburt vom Thronerben bis zum Erstgebornen der Magd und des Gefangenen im Kerker und bis zu den Thieren des Hauses in der Nacht getödtet. Nach der uralten Vorstellung der Hebräer ist Alles, was zuerst die Mutter bricht an Menschen und Vieh, Eigenthum Jahve's (Ex. 13, 2) und muß ihm entweder geopfert oder durch einen Ersatz gelös't werden. Die Israliten kauften ihm mit der Zeit die menschliche Erstgeburt ab durch das stellvertretende Opfer des Lammes, welches nach alter Sitte der Hausvater in jedem Frühjahr zu schlachten pflegte; und damit Jahve auch gewahr werde, wo der schuldige Blutzoll dargebracht worden, bestrichen sie mit dem Blute die Schwellen und Thürpfosten ihrer Zelte und Häuser. Daher geht in der Sage Jahve an ihren Häusern vorüber, während die Erstgeburt der Aegypter, welche die schuldige Weihung unterließen, dem Tode verfiel. Die Israeliten aber nannten dieses alte Fest Passah, d. i. Vorübergehen Jahve's. Nachdem so mit der Beziehung auf die Lösung der Erstgeburt das Andenken an die Errettung aus Aegypten verknüpft war, genossen sie das Passahlamm als Dankopfer für die mit der Rettung der Erstgeburt verbundene Errettung des Volkes und aßen das gebratene Fleisch als die

Heiligung der Erstgeburt.

Hinwegeilenden, den Reisestab in der Hand, mit gegürteten Lenden und beschuheten Füßen. Das Passah hat demnach eine ähnliche sacramentale Bedeutung wie die Beschneidung. Beide wurzeln in der Vorstellung von Jahve, dem Herrn alles Lebens, dem man die Erstgeburt opfern oder abkaufen müsse.

Daß der religiöse Gegensatz zwischen der Jahvereligion und dem ägyptischen Götterdienst der Auswanderung hauptsächlich zum Grunde gelegen, läßt auch die einheimische Tradition, die Flavius Josephus (contr. Ap. 1, 26—28) aus Manethos mittheilt, durchblicken. Der mit Verachtung gepaarte Haß der Eingebornen gegen die Andersgläubigen und Fremdlinge, die noch dazu einem niedrigen Stande angehörten und verachtete Geschäfte trieben, hat ohne Zweifel die ungünstige und gehässige Färbung in der ägyptischen Volkstradition zur Folge gehabt, von welcher sowohl die Relation Manetho's als die meisten übrigen Berichte des Alterthums, die wir sämmtlich in den Ausführungen mittheilen wollen, Zeugniß geben.

Manethos' Relation von der Auswanderung der Israeliten aus Aegypten.

„König Amenophis (Menephta?) habe Verlangen getragen, erzählt Manethos, die Götter von Angesicht zu schauen und derselben Seligkeit theilhaftig zu werden, die einst einem seiner Vorfahren, dem Horus, zu Theil geworden. Er habe diesen Wunsch einem in göttlichen Dingen kundigen Weisen vorgetragen und von diesem den Ausspruch erhalten, dieses höchste Glück könne er erlangen, wenn er das Land von allen Aussätzigen und Unreinen befreit hätte. Erfreut darüber habe der König alle mit Leibesgebrechen Behafteten, 80,000 an Zahl, aus ganz Aegypten zusammenbringen lassen und in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche geschickt. Unter ihnen seien auch einige angesehene mit dem Aussatze behaftete Priester gewesen, deren harte Behandlung dem König und dem Lande zum Unheil gereichen mußte, weswegen der Rathgeber sich selbst das Leben genommen. Da nun jene eine geraume Zeit in den Steinbrüchen elendiglich gelebt hatten, räumte ihnen der König auf ihre Bitte die einst von den Hyksos bewohnte, nun verödete Stadt Abaris zum Wohnsitz und Obdach ein. Als aber die Unreinen diese „Typhonstadt" besetzt und damit eine Schutzwehr für möglichen Abfall gewonnen hatten, machten sie einen Priester von Heliopolis, Namens Osarsiph, zum Anführer und schwuren ihm Gehorsam. Dieser gab ihnen nun das Gesetz, keine Götter anzubeten, noch sich der in Aegypten als heilig verehrten Thiere zu enthalten, sondern alle zu schlachten und zu verzehren und mit Niemanden als mit den Eidesgenossen Gemeinschaft zu pflegen. Nachdem er ihnen diese und andere den ägyptischen Sitten widerstrebende Gesetze gegeben, befahl er ihnen, mit aller Macht die Mauern der Stadt in Stand zu setzen und sich zum Kriege wider den König zu rüsten. Dann zog Osarsiph noch einige andere Priester und Mitbefleckte zu Rath, und schickte Gesandte zu den Hirten, welche Thutmosis ausgetrieben hatte, nach der Stadt Jerusalem, und forderte sie auf, mit ihnen gemeinsam wider die Aegypter zu Felde zu ziehen; in der Stadt Abaris, dem Sitze ihrer Väter, wolle er ihnen alles für die Mannschaft Nothwendige darreichen und das Land unterthan machen. Diese kamen alsbald, hocherfreut über die Einladung, gegen 200,000 Mann stark, nach Abaris. Wie nun der Aegypterkönig den Einmarsch jener Menschen erfuhr, gerieth er in große Bestürzung, indem er sich der Weissagung seines dahingegangenen Rathgebers erinnerte, daß die Unreinen einst mit Hülfe herbeigerufener Genossen dreizehn Jahre über Aegypten herrschen würden. Er berieth sich mit den Häuptern des Volks und ließ dann die in den Tempeln am meisten verehrten heiligen Thiere nach der Königsstadt bringen und gebot den Priestern, die Bilder der Götter sicher zu verbergen. Seinen fünfjährigen Sohn Sethos aber, der auch den Namen Ramses führte, übergab er der Sorge eines Freundes. Hierauf rückte er mit den übrigen Aegyptern, gegen 300,000 der

streitbarsten Männer, den Feinden entgegen, wagte aber keine Schlacht wider sie, weil er glaubte dadurch gegen die Götter zu kämpfen; vielmehr zog er nach Memphis zurück und begab sich dann mit der ganzen Heeresmacht und den heiligen Thieren nach Aethiopien, dessen König ihm befreundet war. Dieser versah ihn und seine ganze Mannschaft dreizehn Jahre lang mit allem Nöthigen und wies ihnen Dörfer und Städte zum Aufenthalt an. Die Befleckten aber und ihre Verbündeten von Jerusalem bemächtigten sich der Herrschaft und wütheten schrecklich im Lande. Sie verbrannten nicht nur Städte und Dörfer und waren nicht damit zufrieden, die Tempel zu plündern und die Götterbilder zu verstümmeln, sie nährten sich auch von den heiligen Thieren, zwangen Priester und Propheten, deren Würger und Schlächter zu werden, und warfen die widerstrebenden nackt hinaus, so daß Allen, die solche Gräuel mit ansahen, die Tage ihrer Herrschaft als die schlimmste Zeit erschienen. Es heißt aber, der Anführer, der diese Verfassung und Gesetze gegeben, habe nach seinem Uebertritt zu diesem Volke seinen bisherigen Namen Osarsiph, den er von dem in Heliopolis verehrten Gott Osiris getragen, abgelegt und sei Mose genannt worden. Nach dreizehn Jahren, erzählt Manethos weiter, kehrte Amenophis mit seinem Heere aus Aethiopien zurück, lieferte in Verbindung mit seinem Sohne den Unreinen und Hirten eine siegreiche Schlacht, in welcher viele umkamen, die übrigen verfolgte er bis an die Grenzen von Syrien."

In dieser parteiisch gefärbten Ueberlieferung tritt der Religions- und Racenhaß noch stärker hervor, als in der hebräischen Erzählung. In den Augen des ägyptischen Volkes waren die aus niedern Hirten, aus fremden Gefangenen und aus ägyptischen Mischlingen oder Abtrünnigen zusammengesetzten Schaaren nichts als ein verächtlicher Haufen von Aussätzigen, ein den Göttern verhaßter Auswurf unreiner Menschen. Und daß sich eine solche Anschauung in der Volkstradition erhalten habe, unterliegt keinem Zweifel. Doch soll dabei nicht in Abrede gestellt werden, daß nicht auch Aussätzige darunter gewesen sein können. In Folge der langwierigen Leiden und Frohndienste mögen Viele von dieser in Aegypten mehr als anderwärts herrschenden Hautkrankheit befallen worden sein. Auch in der hebräischen Ueberlieferung spielt die „weiße Krankheit" herein. Mirjam, Mose's Schwester, wird mit dem Aussatz bestraft, als sie sich dem Bruder widersetzt, und Mose zieht seine Hand mit einem Ausschlag wie Schnee bedeckt aus dem Busen und sendet Beulen und Pest über das Land. Der Aussatz aber galt als eine göttliche Strafe, daher die davon Befallenen aus der Gemeinde ausgestoßen oder bis zu ihrer Reinigung und Heilung, worüber sich im Leviticus ausführliche Gesetze finden, gemieden wurden. In der Erzählung von der dreizehnjährigen Herrschaft und verheerenden Grausamkeit der Unreinen und ihrer kananäischen Bundesgenossen scheint eine dunkle Erinnerung an die Hyksoszeit und ihre Gräuel nachzuklingen. Auf eine solche Vermischung deutet auch die Hereinziehung der Hyksosstadt Abaris in die Sage. Daß das ägyptische Heer im Kampf wider die Unreinen und Hirten einen großen Unfall erlitten, geben beide Ueberlieferungen zu; wenn aber die ägyptische den überwundenen König nach Aethiopien ziehen und dann den Verlust durch einen neuen Sieg ausgleichen läßt, so hat diese Angabe offenbar ihren Ursprung in der Ruhmredigkeit und in dem Stolze der Nilbewohner und steht an Glaubwürdigkeit der israelitischen Erzählung nach, laut welcher das Heer beim raschen und unvorsichtigen Nachsetzen in den Wellen seinen Untergang gefunden. Der sehr schmale Meerbusen von Suez, wo der Uebergang geschah, kann zur Zeit der Ebbe leicht durchschritten werden und schnelle Ueberschwemmungen der Furth durch Sturmfluthen treten, wie ältere und neuere Augenzeugen versichern, häufig an diesem Orte ein. „Bei Suez," sagt ein englischer Reisender, „finden sich deutliche Spuren, daß dieser Theil des rothen Meeres sich nach und nach ausfüllt. Rings um die Spitze des Meerbusens herum erkennt man unzweifelhaft, daß das Wasser einst viel weiter nach Norden ging und sich wahrscheinlich auch über eine weite Strecke nach Osten hin ausdehnte. Der Boden hat alle Anzeichen, daß er noch immer von Zeit zu Zeit überfluthet wird." Dagegen stimmt die Angabe, daß ein Priester von Heliopolis der Unreinen Führer

Ursprung der Relation des Manethos.

geworden, sie an eine neue der ägyptischen entgegengesetzte Religion und Sitte gewöhnt und ihnen die Verachtung der ägyptischen Götter und Vermeidung alles Umgangs außer mit den Eidesgenossen eingeschärft habe, auch mit der hebräischen Sage, wonach Mose in der heiligen Stadt Heliopolis in die priesterliche Weisheit eingeweiht worden sei. Das Hereinziehen der Stadt Jerusalem in die Sage scheint auf einer Uebertragung späterer Verhältnisse in die Urzeit zu beruhen.

Relation des Chäremon.

Auch Chäremon, der mehrere Menschenalter nach Manethos gelebt haben muß, erwähnt die Verbindung vieler Aussätzigen mit den in Pelusium weilenden Hirten und beider Vertreibung durch den Aegypterkönig. Die größten Entstellungen der Begebenheit kamen zu Tage, als zur Zeit der Ptolemäer die unter dem Namen Septuaginta bekannte griechische Uebersetzung der biblischen Bücher eine weite Verbreitung fand und die zahlreichen Schriftsteller jener Tage die verschiedenen Erzählungen und Traditionen an einander reihten und vermischten, wobei der mehr und mehr einreißende Haß gegen die Juden häufig zu den gehässigsten Darstellungen führte, um die Abkunft und Vergangenheit der Israeliten in der entehrendsten und verächtlichsten Gestalt erscheinen zu lassen.

Erzählung des Hekatäus bei Diodor.

Die merkwürdigste, durch Wahrheit und Unparteilichkeit ausgezeichnete Darstellung gab Hekatäus von Abdera, welcher unter Ptolemäus Lagi eine Geschichte von Aegypten schrieb, aus der sich ein Bruchstück über diese Begebenheit in Diodor's Fragmenten erhalten hat. „Als in Aegypten einst eine Pestseuche ausgebrochen war," heißt es daselbst im 40. Buch, „schrieb das Volk die Ursache des Uebels der Gottheit zu. Da nämlich viele und mancherlei Fremde im Lande wohnten und hinsichtlich des Heiligen und der Opfer sich verschiedener Sitten bedienten, waren die väterlichen Götterdienste in Abgang gekommen, daher die Eingebornen fürchteten, sie würden nie der Uebel ledig werden, wenn sie nicht die Leute fremder Abstammung zur Auswanderung nöthigten. Als diese nun vertrieben wurden, zogen die Ausgezeichnetsten und Kräftigsten unter berühmten Führern wie Danaos und Kadmos nach Hellas; der große Haufe aber begab sich in das nicht fern von Aegypten gelegene Land, welches jetzt Judäa heißt, zu jener Zeit aber leer von Bewohnern war. Diese Auswanderung leitete Mose, ein Mann von großer Besonnenheit und Tapferkeit. Nachdem er das Land in Besitz genommen, bauete er mehrere Städte, darunter Jerusalem, die jetzt die vornehmste ist; auch gründete er das am meisten geehrte Heiligthum, führte die Verehrung der Gottheit und das Sühnopfer ein und bestimmte die Gesetze und die Reichsordnung. Er theilte das Volk in zwölf Stämme, weil er diese Zahl, welche der Zahl der das Jahr vollendenden Monate entspreche, für die vollkommenste hielt. Götterbilder richtete er nicht auf, weil er meinte, die Gottheit habe keine menschliche Gestalt, vielmehr sei der die Erde umfassende Himmel allein Gott und der Herr des Alls. Auch die Opfer und Lebensweise richtete er verschieden von andern Völkern ein; denn weil sein eigenes Volk vertrieben worden war, führte er ein menschenscheues und ungastliches Leben ein. Die angesehensten Männer, die am geeignetsten schienen, dem vereinigten Volke vorzustehen, ernannte er zu Priestern und verordnete, sie sollten sich bei dem Heiligthume aufhalten und mit dem Gottesdienst und den Opfern beschäftigen; zugleich machte er sie zu Richtern und überließ ihnen die Hut der Gesetze und Sitten. Darum sollte nie ein König der Juden sein, sondern die Vorsteherschaft über das Volk demjenigen Priester gegeben werden, welcher an Besonnenheit und Tugend hervorrage. Diesen nennen sie Hohepriester und glauben, daß er ihnen die Befehle Gottes verkündige, daher sie ihm auch mit Ehrfurcht und Gehorsam dienen und vor ihm auf die Erde niederfallen. Am Ende der Gesetze aber ist beigeschrieben: „Solches hat Mose von Gott vernommen und verkündet es den Juden". Auch für die Dinge des Kriegs war dieser Gesetzgeber eifrig besorgt und hielt die Jüngeren an, sich in Stärke und Tapferkeit und im Ertragen aller Beschwerden zu üben. Er unternahm Feldzüge gegen die benachbarten Völker, gewann viel Land und vertheilte es durch das Loos, wobei er den gemeinen Leuten gleiche, den Priestern aber größere Theile zuwendete, damit

sie im Besitze bedeutender Einkünfte ungestört dem Gottesdienst obliegen könnten. Niemanden war es erlaubt, sein Loos zu verkaufen, damit nicht Einige aus Habsucht die Loose an sich kauften und die Bedürftigeren verdrängten und das Land entvölkerten. Er zwang die Bürger für die Erziehung der Kinder zu sorgen und da diese mit wenig Aufwand erhalten werden konnten, so blieb das Geschlecht der Juden immer zahlreich. Auch über die Heirathen und Begräbnisse stellte er ganz andere Gesetze auf, als bei den übrigen Völkern gelten, doch wurden in der Folge unter den persischen und macedonischen Herrschern manche dieser Gesetze und Gebräuche verändert."

Eine von dieser ruhigen Darlegung sehr verschiedene Relation findet sich in einem andern Fragmente desselben Schriftstellers (Buch 34), welche die ägyptische Auffassung, wie wir sie aus Manethos kennen, in aller Gehässigkeit wiedergibt. Als König Antiochus (Soter) die Stadt Jerusalem belagerte, erzählte man ihm von den Vorfahren ihrer Bewohner Folgendes: „Die Aegypter hätten einst, um ihr Land zu reinigen, Alle, welche den weißen Ausschlag oder Aussatz an ihrem Körper gehabt, als Fluchbeladene zusammengebracht und über die Grenze getrieben. Diese Ausgestoßenen hätten dann die um Jerusalem gelegene Gegend in Besitz genommen, und aus ihnen sei das Volk der Juden entstanden, die den Menschenhaß auf ihre Nachkommen fortgepflanzt hätten. Denn unter allen Völkern seien sie die einzigen, welche mit keinem andern Volke Tischgenossenschaft hätten, noch Ehen eingingen, noch ihm wohlgesinnt seien. Man erinnerte ihn auch an den Haß seiner Vorfahren gegen dieses Volk. Antiochus Epiphanes, der die Juden im Kriege bezwungen, sei einst in das Heiligthum ihres Gottes gegangen, das nur der Priester betreten dürfe; da habe er die steinerne Bildsäule eines Mannes mit langem Barte gefunden, auf einem Esel sitzend und ein Buch in der Hand; diese habe er für die Statue des Mose gehalten, der Jerusalem gegründet, das Volk zusammengebracht und die menschenfeindlichen Gesetze gegeben hätte. (Der Esel war, wie wir oben gesehen, das Thier des feindseligen Gottes Typhon, der in der Hyksosstadt Abaris herrschte.) Diese Gesetze habe Antiochus abschaffen wollen, und daher an dem im Freien stehenden Altar ein großes Schwein geschlachtet und die Priester und die übrigen Juden gezwungen, von dem Fleisch zu essen, auch die ewige Lampe im Tempel ausgelöscht und die heiligen Bücher besudelt."

Andere Relation bei demselben Schriftsteller.

Aus der Darstellung des Hekatäus von Abdera scheint auch Strabo (16, 2) geschöpft zu haben, der von den Juden berichtet, daß sie zwar aus ägyptischen, arabischen und phönizischen Stämmen gemischt seien, daß aber die vorherrschende Sage über den Tempel von Jerusalem die Voreltern derselben als Aegypter bezeichne, und dann fortfährt: „Mose, einer der ägyptischen Priester, der einen Theil des Landes besaß, zog von dort hinweg, weil er mit dem Bestehenden unzufrieden war, und mit ihm Viele, welche die Gottheit ehrten. Mose nämlich sagte und lehrte, die Aegypter thäten nicht wohl daran, daß sie die Götter als wilde oder zahme Thiere darstellten, eben so wenig die Griechen, die sie nach der Menschengestalt abbildeten: denn es sei nur ein einziger Gott, der uns Alle und Erde und Meer umfasse, was wir Himmel und Weltall nennen und die Natur der Dinge. Welcher vernünftige Mensch könne es nun wagen, von einem solchen Wesen ein irdisches Abbild zu machen? Man müsse daher alle Bilderverfertigung aufgeben und ihm ein Heiligthum weihend ein würdiges Tempelgemach ohne Bild errichten; auch müsse man, um glückliche Träume zu haben, in dem Heiligthum schlafen, und diejenigen, welche tugendhaft lebten, dürften von der Gottheit immer ein Geschenk und Zeichen erwarten, die andern aber nicht. Durch solche Lehren überredete Mose nicht wenige wohlgesinnte Männer und führte sie an den Ort, wo jetzt Jerusalem steht. Er erlangte das Land leicht, da es nicht so beneidenswerth ist, daß Jemand darüber einen ernstlichen Kampf führen möchte. Denn die Gegend ist steinig und um die Stadt herum trocken und unfruchtbar. Zugleich trug er statt der Waffen das Heilige und die Gottheit zur Schau und versprach, einen solchen Gottesdienst und solche Opfergebräuche ein-

Strabo's Angaben.

zurichten, welche die Theilnehmer weder mit Unkosten, noch mit Verzückungen oder andern abgeschmackten Verrichtungen belästigen sollten. Da ihnen dies gefiel, so errichtete er ein nicht unbeträchtliches Reich, indem die Umwohnenden sich wegen des Verkehrs und der Verheißungen ihm anschlossen. Eine Zeitlang blieb das Volk bei denselben Gebräuchen in Rechtschaffenheit und Gottesfurcht. Hernach aber, als zur Priesterwürde zuerst abergläubische, dann tyrannische Menschen gelangten, entstanden aus dem Aberglauben die Enthaltungen von Speisen und die Beschneidungen und Ausschneidungen und andere jetzt noch bei ihnen herrschende Sitten und Satzungen, aus der Zwangsherrschaft aber die Räubereien; denn Einige fielen ab und beunruhigten das Land und die Nachbarschaft, Andere, welche den Herrschern halfen, raubten im fremden Lande und gewannen viel von Syrien und Phönizien. Gleichwohl bewahrte ihre Hauptstadt, die sie nicht als Tyrannensitz verabscheuten, sondern als Tempel Gottes heilig hielten und ehrten, eine gewisse Würde und Pracht."

Die Relation des Lysimachus. Einer aus ägyptischen und hebräischen Sagen leichtfertig zusammengeworfenen und von Judenhaß parteiisch gefärbten Erzählung, die Josephus aus einem gewissen Lysimachus anführt, würden wir keine Erwähnung thun, wenn sie nicht im Alterthum Eingang und Glauben gefunden und offenbar der bekannten Darstellung des Tacitus zum Grunde gelegen hätte. Nach dieser Auffassung wird die Begebenheit in die Mitte des 8. Jahrhunderts herabgerückt, indem es darin heißt: „Unter dem ägyptischen König Bocchoris sei das Volk der Juden, aus unreinen und aussätzigen Menschen bestehend, in die Tempel geflohen, um Nahrung zu betteln. Als nun darüber Mißwachs entstanden sei, habe Bocchoris bei dem Gotte Ammon nach der Ursache geforscht und den Ausspruch erhalten, die Tempel müßten geweiht, die unreinen und gottlosen Menschen in die Wüste getrieben, die Aussätzigen aber in die Tiefe versenkt werden, als ob die Sonne auf ihr Leben zürne; so werde nach Weihung der Tempel die Erde wieder Frucht tragen. Darauf seien die Aussätzigen an bleierne Platten gebunden und in das Meer versenkt, die Unreinen aber hülflos in die Wüste getrieben worden. Diese wären nun zusammengetreten um Raths zu pflegen und bei anrückender Nacht hätten sie Feuer und Lichter angezündet und mit Fasten die Götter angerufen, sie zu retten. Am andern Tag habe ein gewisser Mose ihnen gerathen, zuversichtlich denselben Weg fortzugehen, bis sie in bewohnte Gegenden kämen, zugleich aber ihnen geboten, keinem Menschen wohlzuthun, jedem immer das Schlechteste zu rathen, die Tempel und Altäre der Götter aber, auf die sie träfen, zu zerstören. Da nun die Andern ihm beistimmten, seien sie unter großen Beschwerden durch die Wüste gezogen, bis sie in bewohntes Land gekommen, die Menschen übermüthig behandelnd, die Tempel beraubend und verbrennend; endlich hätten sie in Judäa eine Stadt gegründet, die ursprünglich Hierolyta (Tempelraub), dann, um den Schimpf zu vermeiden, etwas verändert Hierosolyma genannt worden sei."

Die Darstellung bei Tacitus. Dieser Darstellung folgt im Wesentlichen Tacitus in seinen Geschichtsbüchern. Nachdem er erwähnt, daß Einige den Ursprung der Juden von Kreta, Andere aus Aegypten und Aethiopien, noch Andere von den Assyriern oder Solymern herleiteten, fährt er (V, 3) fort: „Die meisten Geschichtschreiber stimmen überein, daß bei einer Seuche in Aegypten, welche die Leiber scheußlich entstellte, König Bocchoris von dem Orakel Ammon's den Befehl erhalten habe, das Reich zu reinigen und die Angesteckten, als den Göttern verhaßt, in andere Länder zu treiben. So seien die Unreinen zusammengebracht und in der Wüste sich selbst überlassen worden. Als nun Alle trostlos weinten, habe Mose, einer der Vertriebenen, sie ermahnt, sie sollten auf keinerlei Hülfe von Menschen oder Göttern rechnen, da sie von beiden verlassen wären, sondern dem als Führer vertrauen, durch dessen Vorsorge sie sich der gegenwärtigen Noth erwehren würden. Sie willigten ein und traten, durchaus unkundig, aufs Gerathewohl die Reise an. Nichts drängte sie so sehr, als Mangel an Wasser. Und schon lagen sie, dem Tode nahe, auf den Feldern umher, als eine Heerde wilder Esel von der Weide auf einen waldbeschatteten Felsen zulief. Mose folgte der Spur des grasigen Bodens

und fand reichliche Brunnquellen. Daran erquickten sie sich; und nach ununterbrochener Wanderung von sechs Tagen nahmen sie am siebenten ein Land ein, vertrieben die Einwohner und bauten Stadt und Tempel. Um sich des Volkes ins Künftige zu versichern, gab ihnen Mose neue, aller menschlichen Sitte zuwiderlaufende Satzungen. Was bei uns heilig ist, ist bei ihnen unheilig, und was bei uns verboten, ist bei ihnen erlaubt. Das Bild des Thieres, dessen Führung sie von Irrfahrt und Verschmachtung erlös'te, weiheten sie im Heiligthum, schlachteten aber einen Widder, gleichsam dem Ammon zum Trotze. Des Schweines enthalten sie sich zum Andenken der Verheerung, welche einst der Aussatz, dem dieses Thier unterworfen ist, unter ihnen angerichtet. Die Hungersnoth, die sie einst ausgestanden, deuten sie annoch durch häufiges Fasten an, und zur Erinnerung an die geraubten Feldfrüchte ist ihr Brod ungesäuert. Den siebenten Tag bestimmten sie zur Ruhe, weil dieser den Mühseligkeiten ein Ende gemacht, hernach, als die Unthätigkeit behagte, haben sie auch das siebente Jahr dem Müßiggange geweiht. Andere glauben, dieses geschehe zu Ehren des Saturn, weil dieser unter den sieben Gestirnen, welche die Geschicke der Menschen bestimmen, den weitesten Kreis zieht und den größten Einfluß übe, auch die meisten Himmelskörper ihre Kraft und ihren Umlauf in der Zahl Sieben vollenden. Diese Gebräuche, woher sie auch stammen mögen, rechtfertigt ihr Alterthum; andere unheilvolle Satzungen hat schnöde Verderbtheit eingeführt. Denn die schlechtesten Menschen, ihre väterliche Religion verachtend, häuften hier Gaben und Schätze zusammen (die Proselyten und die Juden in der Diaspora); daher wuchs der judäische Staat. Auch herrscht unter ihnen selbst hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle Andern feindseliger Haß. Nie speisen noch verehelichen sie sich mit Fremden, und obwohl der Wollust äußerst ergeben, halten sie sich von ausländischen Frauen fern. Die Beschneidung ist eingeführt als Unterscheidungszeichen; wer zu ihrem Glauben übertritt, muß dasselbe thun; sie unterrichten ihn vor Allem in Verachtung der Götter, Verleugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder, Geschwister. Doch trachten sie auf Vermehrung des Volkes. Es gilt für Sünde, einen Verwandten zu tödten, und die Seelen der im Treffen oder durch Hinrichtung Umgekommenen halten sie für unsterblich. Daher die Liebe zur Fortpflanzung neben der Verachtung des Todes. Die Sitte, die Leichname zu begraben, statt zu verbrennen, haben sie von den Aegyptern angenommen, und sie wenden der Beisetzung dieselbe Sorgfalt zu; dagegen erkennen und verehren sie nur Einen Gott im Geiste, während die Aegypter viele Götter und zusammengesetzte Bilder anbeten. Sie halten es für Gottlosigkeit, Bildnisse von Göttern aus vergänglichem Stoffe, nach menschlichem Gleichnisse zu gestalten; denn die Gottheit sei ein ewiges, unveränderliches und unvergängliches Wesen. Darum dulden sie keine Bilder in ihren Städten, nicht einmal in Tempeln. Weil aber ihre Priester Flöten- und Paukenspiel anwenden, Epheukränze tragen, auch eine goldene Weinrebe im Tempel gefunden ward, haben Einige geglaubt, daß die Juden den Vater Liber, den Bezwinger des Morgenlandes, verehrten, was jedoch keineswegs zu ihren Satzungen paßt. Denn des Bacchus Gebräuche sind festlich und heiter, die Sitten der Juden dagegen widersinnig und finster."

Aus hebräischen und ägyptischen Angaben gemischt ist auch die Darstellung bei Justinus (36, 2), der den Ursprung der Juden von Damaskus herleitet, den Namen von Juda, einem der Söhne Israel's, des Sohnes von Abraham. „Den jüngsten der Brüder Israel's hätten die übrigen an fremde Kaufleute verkauft, die ihn nach Aegypten gebracht. Dort habe er die magischen Künste gelernt, Wundererscheinungen und Träume gedeutet, eine bevorstehende Unfruchtbarkeit des Landes viele Jahre vorausgesagt und dadurch Aegypten vom Untergang durch Hunger gerettet. Sein Sohn sei Mose gewesen, der außer dem Erbe väterlicher Wissenschaft, sich auch durch besondere Schönheit ausgezeichnet habe. Als nun die aussätzigen Aegypter in Folge eines Orakelspruches ausgestoßen worden waren, habe er sich zum Führer derselben aufgeworfen und den Aegyptern die Heiligthümer entwendet. Diese

seien ihnen nachgesetzt, um sie ihnen mit Waffengewalt wieder abzunehmen, wären aber durch widrige Stürme zur Rückkehr genöthigt worden. Nun sei Mose nach seiner väterlichen Heimath Damaskus gezogen und habe den Berg Syna eingenommen, und weil er nach siebentägigem Fasten mit seinem ermatteten Volke dort angekommen, habe er den siebenten Tag, den Sabbat, zum beständigen Fasttag geweiht. Um auch den Bewohnern dieser Gegend, wie vordem ihren ägyptischen Landsleuten verhaßt zu werden, haben sie alle Gemeinschaft mit ihnen gemieden; allmählich wäre ihnen diese Absonderung zu einem religiösen Gesetz geworden.

Resultat. Diese verschiedenen Darstellungen, die wir der Vollständigkeit wegen alle aufgeführt haben, bestätigen die schon oben begründete Annahme, daß der religiöse Gegensatz zwischen den Israeliten und den Aegyptern die Ursache der Auswanderung gewesen. Die Versuche der Pharaonen, die Israeliten dem nomadisirenden Hirtenleben zu entreißen und sie mit den Eingebornen zu einem gleichartigen Volksganzen mit Industrie, Ackerbau und Städtewesen zu verschmelzen und die Widerstrebenden durch Druck und harte Dienstbarkeit zum Gehorsam zu zwingen, brachten das Gefühl der Nationalität und Stammesverschiedenheit zum Bewußtsein und weckten die schlummernden Erinnerungen an den alten Glauben. Mose aber steigerte das Bewußtsein des religiösen Gegensatzes bis zum offenen Kampfe. Viele Aegypter der untern Stände traten den durch langjährige Vermischung und Wechselheirathen mit ihnen verbundenen Israeliten bei und suchten, gleich den zahlreichen Fremden und Sclaven, im Anschlusse an ein neues Volksthum Erlösung von den Leiden des Kastenzwanges und der Knechtschaft. „Aber keine Religion," sagt Ewald, „scheint an dem Orte der Erde siegreich werden zu können, wo sie zuerst ihre jungen Schwingen entfaltet;" der schroffe Gegensatz der Lehre von dem Einen Wesen gegen die vielgestaltige ägyptische Götterwelt führte einen gewaltigen Kampf herbei, der gegen die Anhänger des neuen Glaubens entschied. Sie wanderten aus in die Wüste, um sich eine andere Heimath zu suchen, verfolgt von dem Fluche und dem Haß der Aegypter, welche die Abziehenden als Unreine und Aussätzige brandmarkten und ihr Andenken durch entehrende Ueberlieferungen zu schmähen und in Verachtung zu bringen trachteten, indem sie die Krankheiten, welche die drückende Behandlung und die niedrigen Knechtsdienste über Viele gebracht haben mochten, als Strafe der Götter wegen ihres Frevelsinnes und als Erbtheil Aller hinstellten. Die Rettung des eigenen und der Untergang des ägyptischen Heeres am rothen Meer zerriß vollends das Band zwischen den Ausgewanderten und den Aegyptern und erhöhte bei jenen das Vertrauen auf Jahve's Beistand.

C. Die Israeliten in der Wüste.

1. Der Einzug in die Wüste und die Gesetzgebung am Sinai.

Vom Schilfmeer, erzählt die Ueberlieferung weiter, zogen die Israeliten in die Wüste Sur. Drei Tage lang fanden sie kein Wasser und als sie endlich an das Wasser von Mara kamen, konnten sie es nicht trinken, denn es war bitter, und das Volk murrete. Da warf Mose ein Holz, das ihm Jahve gezeigt, in das Wasser und es wurde süß. Als sie aber schon im zweiten Monat in der Wüste waren, fehlte ihnen Speise und das Volk murrete wieder und sprach zu Mose und Aaron: „Wären wir doch im Lande Aegypten geblieben, wo wir bei den Fleischtöpfen saßen und Brod aßen zur Sättigung, ihr habt uns ausgeführt in die Wüste, um uns durch Hunger sterben zu lassen." Da stiegen Wachteln auf und füllten das Lager und Jahve ließ Thau fallen, der bedeckte wie feiner Reif die Oberfläche der Erde, und die Kinder Israel nannten es Manna und sammelten es Morgen für Morgen, ein jeder so viel er essen mochte, aber für den andern Tag sollten sie nichts aufheben; nur am sechsten Tage durften sie das doppelte Maß sammeln, weil der siebente ein Ruhetag war, da sie nichts herbeischaffen sollten. Das Manna aber war wie weißer Koriandersame und sein Geschmack wie Kuchen und Honig. Und Aaron that davon in ein Gefäß und stellete es vor das Gesetz zur Aufbewahrung für die künftigen Geschlechter. Und als sie weiter zogen, da hatten sie wieder kein Wasser; und das Volk zankte mit Mose, daß er es hergeführt, um Alle sammt dem Vieh verdursten zu lassen; darum nannte man den Ort Massa und Meriba (Versuchung und Zank). Da gebot Jahve dem Mose mit seinem Stab an den Felsen Horeb zu schlagen; und es floß Wasser heraus, daß das Volk trinken konnte.

Zug durch die Wüste.

Als das Volk gelagert war am Berge Gottes in der Wüste, kam Jetro, Mose's Schwiegervater, zu ihnen, und er freuete sich über all das Gute, das Jahve gethan an Israel. Da sah er einst Mose das Volk richten vom Morgen bis zum Abend, und sprach: „Nicht gut ist die Sache, die du thust; erschöpfet wirst sowohl du als auch das Volk. Gehorche meinem Rathe: thue ihnen kund die Rechte und Gesetze und lehre sie den Weg, auf dem sie wandeln sollen, und ersehe dir aus dem ganzen Volke wackere und gottesfürchtige Männer von Treue und ohne Gewinnsucht und setze sie über sie, als Oberste über tausend, als Oberste über hundert, als Oberste über fünfzig und als Oberste über zehn. Und sie mögen das Volk richten zu jeder Zeit und alle großen Händel mögen sie an dich bringen, aber alle kleinen Händel mögen sie selbst richten." Und Mose that wie ihm Jetro gerathen.

Jetro im Lager der Israeliten.

Als das Volk Israel in der Wüste am Berge Sinai lagerte, sprach Jahve durch Mose zu ihm: „Ihr habt gesehen, wie ich euch getragen auf Adlersflügeln und hieher gebracht; und nun, wenn ihr meiner Stimme gehorchet und meinen Bund beobachtet, so sollt ihr mein Eigenthum sein aus allen Völkern, denn die ganze Erde ist mein, und ein Priester-Königreich und ein heiliges Volk." Und das Volk sprach: „Wir wollen thun, was Jahve geredet." Darauf gebot Mose Allen, sich zu reinigen und ihre Kleider zu waschen; dann führete er sie an den Fuß des Berges und umhegete sie ringsum, warnte sie aber, nicht die Höhe zu ersteigen. Und am dritten Tag geschah Donner und Blitz und eine schwere Wolke lag auf dem Berge und Posaunenschall ertönte sehr stark, und es zitterte das ganze Volk im Lager; und der Sinai rauchte und bebete sehr. Und Jahve kam herab auf die Spitze des Berges im Feuer und Mose stieg hinauf. Und Gott machte dem Mose kund alle Gebote, welche die Kinder

Mose am Sinai.

Israel beobachten sollten sowohl gegen ihn selbst als unter einander, wie sie ihm dienen und opfern sollten und seinen Namen preisen und nicht andere Götter anbeten, wie sie den Sabbat heiligen sollten, und die Eltern ehren und den Nächsten nicht in seinem Eigenthum und seinen Rechten schädigen. Und er gab ihm zwei steinerne Tafeln, in welchen die „zehn Worte" des Grundgesetzes vom Finger Gottes eingegraben waren, daß sie ein Denkmal seien des ewigen Bundes, den Jahve mit seinem Volke geschlossen. Und Mose war auf dem Berge vierzig Tage und vierzig Nächte und das Ansehen der Herrlichkeit Jahve's war wie fressendes Feuer auf dem Gipfel des Sinai vor den Augen der Kinder Israel.

Das goldene Kalb.

Als nun das Volk sah, daß Mose verzog herabzukommen vom Berge, versammelte es sich zu Aaron und sprach: „Wir wissen nicht, was dem Manne, der uns aus Aegypten hergeführet, geschehen ist. Auf! mache uns einen Gott, der vor uns hergehe." Und Aaron sprach zu ihnen: „Reißet die goldenen Ringe ab, die in den Ohren eurer Weiber und eurer Söhne und eurer Töchter sind, und bringet sie zu mir." Und als sie die Ringe brachten, nahm sie Aaron aus ihrer Hand und machte daraus ein gegossenes Kalb und bauete einen Altar vor ihm. Und sie sprachen: „Das ist dein Gott, Israel, welcher dich heraufgeführet aus dem Lande Aegypten." Und sie feierten ein Fest und brachten dem Stier Brandopfer und Dankopfer und das Volk aß und trank und stand auf zu tanzen. Mose aber stieg herab vom Berge, die zwei Tafeln des Gesetzes in der Hand, beschrieben auf beiden Seiten mit der Schrift Gottes. Und als er dem Lager nahete und das Kalb und die Reigentänze sah, da entbrannte sein Zorn und er warf aus seiner Hand die Tafeln und zerbrach sie am Fuße des Berges. Und er verbrannte das Kalb, das sie gemacht, mit Feuer und zermalmete es zu Staub und streuete es auf das Wasser. Dann trat er in das Thor des Lagers und sprach: „Zu mir! wer dem Jahve angehöret." Da versammelten sich zu ihm alle Söhne Levi's und er sprach: „Thuet ein jeglicher sein Schwert an seine Seite, gehet hin und her von einem Thor des Lagers zum andern und tödtet ein jeglicher seinen Bruder, und ein jeglicher seinen Freund, und ein jeglicher seinen Nachbar." Und die Söhne Levi's thaten nach dem Worte Mose's und es fielen von dem Volke an selbigem Tage bei dreitausend Mann. Jahve aber zürnte dem Volke wegen des Abfalls und wollte nicht mehr in seiner Mitte wohnen; darum schlug Mose das „Zelt der Zusammenkunft" außerhalb des Lagers auf, und wer Jahve suchte, ging dahin. Und der Herr stieg nieder in einer Wolkensäule und redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet. Das Volk aber trauerte reumüthig und legte allen Schmuck ab, bis es endlich Mose gelang, den Groll Jahve's zu brechen.

Erneuerung des Bundes.

Darauf stieg er wieder hinauf auf den Berg, um den Bund von Neuem zu besiegeln, und sprach zu Jahve: „Vergib unser Vergehen und unsere Sünde und nimm uns an zum Eigenthum." Und Jahve hieß ihn zwei neue steinerne Tafeln hauen, wie die er zerbrochen, und darauf die „zehn Worte" schreiben, als Zeichen des Bundes. Und Mose that, wie ihm der Herr geboten, und als er mit den Tafeln herabstieg, da glänzete sein Angesicht, daß sich die Aeltesten der Gemeinde fürchteten ihm zu nahen. Und er erzählete dem Volke alle Worte Jahve's und alle Gesetze und es antwortete das Volk mit Einer Stimme: „Alle Worte, welche Jahve geredet, wollen wir thun." Da errichtete Mose einen Altar unten am Berge und zwölf Säulen nach den zwölf Stämmen Israel's. Und die Jünglinge opferten Brandopfer und schlachteten Dankopfer. Und Mose nahm die Hälfte des Bluts in einer Schaale und sprengte es an den Altar und las ihnen das Buch des Gesetzes, und als sie abermals Gehorsam gelobt, sprengte er die andere Hälfte auf das Volk und sprach: „Das ist das Blut des Bundes, welchen Jahve schließet mit euch über alle diese Gesetze."

Darauf befahl Mose den Kindern Israel Gaben zu bringen für Jahve, Gold, Silber und Kupfer, purpurne Stoffe, kostbare Felle und Edelsteine, auch Spezereien, Salböl und Rauchwerk. Und es kamen alle, welche ihr Herz trieb und deren Gemüth willig war und brachten Gaben in großer Menge, Nasenringe, Ohrringe, Siegelringe, Gehänge und allerlei goldene Geräthe. Und Mose bestellte Werkleute, um ein Zelt der Gottesverehrung zu bereiten, wie ihm Gott geboten, das ein Heiligthum sein sollte dem ganzen Volke und eine Wohnung für Jahve. Bezaleel und Oholiab und andere Männer verständigen Sinnes und kunstfertiger Hand arbeiteten an dem heiligen Werke. Sie machten eine Hütte aus vergoldeten Brettern von Akazienholz mit silbernen Füßen und von silbernen Riegeln zusammengehalten, darüber legten sie eine Decke von gewebten Teppichen aus Byssus mit eingewirkten Gebilden, in Purpur gefärbt und mit Schleifen versehen und mit goldenen Haken an einander gefügt, über die Teppiche legten sie sodann (zum Schutz gegen die Witterung) eine zweite Decke von Ziegenhaar und rothen Widderfellen und Dachsfellen mit kupfernen Haken verbunden. Und sie trennten das Zelt durch einen Vorhang von blauem und rothem Purpur und Karmesin und gezwirntem Byssus in kunstvoller Weberei von vier Säulen aus Akazienholz getragen und mit Cherubim geschmückt. In den hintern Raum stellten sie die heilige Lade zur Aufbewahrung der Gesetze von Akazienholz verfertigt und mit reinem Golde überzogen und mit Stangen zum Tragen versehen und mit zwei Cherubim auf dem Deckel. Und Niemand als Mose und Aaron durften diesen Vorhang erheben. In dem vordern Theile stellten sie einen Rauchaltar auf aus Akazienholz mit Goldblech belegt zum Verbrennen des wohlriechenden Rauchwerks und einen Tisch mit den zwölf Schaubroden und einen sechsarmigen Leuchter von reinem Golde und getriebener kunstvoller Arbeit, mit einem Schaft in der Mitte zu sieben Lampen, deren Flammen nie alle verlöschen durften. Und sie umgaben das Heiligthum mit einem Vorhof und schlossen ihn am Thore ebenfalls mit Vorhängen von Byssus ab und errichteten darin einen Brandopferaltar von Akazienholz mit Kupfer überzogen und mit kupfernen Hörnern an den vier Ecken versehen und stelleten ein Becken auf von Erz mit Wasser zum Waschen. Dann verfertigten sie die Priesterkleidung aus kunstvoll gewirktem Byssus von blauer und rother Purpurfarbe und mit Gold und Edelsteinen besetzt, so wie die Kopfbinde, den Gürtel und das Schildlein, alles wie es Jahve geboten. Und als die Arbeit vollendet war, ward das heilige Zelt aufgerichtet und Mose weihete es feierlich ein, indem er die Wohnung und die Altäre und alle Geräthe mit dem heiligen Salböl salbte, einen Stier und einen Widder als Brand- und Einsetzungsopfer darbrachte, zum lieblichen Geruch für Jahve, und Aaron und seine beiden Söhne, Nadab und Abihu, mit den heiligen Gewändern bekleidete und zu Priestern weihete. Aber die Söhne Aaron's brachten fremdes Feuer vor Jahve, das er ihnen nicht geboten, da ging Feuer aus von Jahve und fraß sie und sie starben. Und Mose lehrte Aaron den Segen, den die Priester den Söhnen Israel's ertheilen sollten: „Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig! Der Herr erhebe sein Antlitz zu dir und gebe dir Frieden." Und als Mose alles gesalbet und geheiligt hatte, da brachten die Fürsten Israel's, Nahesson von Juda an der Spitze, und die Aeltesten der Geschlechter Opfergaben und Weihgeschenke und Wagen dar. Und die Herrlichkeit Jahve's erfüllete die Wohnung und seine Wolke bedeckete das Versammlungszelt; und wenn sich die Wolke erhob von der Wohnung, so brachen die Kinder Israel auf, und die Leviten, die um das Bundeszelt gelagert waren, brachen das Heiligthum ab und trugen das Geräthe und was dazu gehörte weiter; und wenn sie sich lagerten, richteten sie die Wohnung wieder auf. Und so oft die Bundeslade erhoben ward, sprach Mose: „Steh

Die Stiftshütte.

auf, o Herr! daß sich zerstreuen deine Feinde, und deine Hasser fliehen vor dir!" und wenn sie ruhete, sprach er: „Führe heim, o Herr, die Tausende von den Stämmen Israel's."

Der Wüstenzug. Der zweimonatliche Zug der Israeliten vom rothen Meer bis zum Sinai, der ersten Hauptstation von längerer Dauer, wurde nicht von äußern Feinden gestört, mit Ausnahme eines Angriffs der Amalekiter auf die Nachhut, der jedoch durch Mose's Herrscherstab in der emporgehobenen Hand glücklich abgewehrt ward, hatte aber viele Schwierigkeiten der Natur und des Wüstenlandes zu überwinden. Der erste Lagerungsplatz auf der Ostseite des Meerbusens war ohne Zweifel in der Gegend des heutigen Ayun Musa, d. i. Quellen des Mose, ein Ort, welcher vier Stunden südöstlich von Suez liegt. Von da ging der Zug in der gleichen Richtung drei Tage lang durch die Wüste Sur. Die Sage, daß das bittere Wasser des Brunnens Mara von Mose durch ein hineingeworfenes Holz süß gemacht worden, hat wahrscheinlich ihre Entstehung durch den Namen der Quelle Mara, d. i. Bitterkeit, erhalten. Eine gleiche Bewandtniß hat es wohl mit der Quelle Massa und Meriba (Streit und Versöhnung), die Mose mit seinem Stab aus dem Felsen in der Wüste Raphidim hervorgerufen; Hirten, die um einen Brunnen streiten und sich dann über die gemeinsame Benutzung vergleichen, sind alltägliche Erscheinungen im Nomadenleben der Wüste. Die nächste Station ist Elim, wo 12 Wasserbrunnen und 70 Palmbäume „mit ihren bedeutsamen Zahlen" das Volk zum Rasten einladen. Dann der Wady, d. i. Bachthal Gharandel, von dem man durch den mit Tamarisken und frischem Gesträuch bewachsenen und zwischen steilen Felsen sich hinwindenden Wady Tayibeh in eine „Ebene am Schilfmeer" gelangt. Von da näherten sich die Israeliten, indem sie in das Gebirge einrückten, dem Sinai. Zunächst gelangten sie in die Wüste Sin, wo Jahve dem hungernden Volke Schwärme von Wachteln zur Fleischspeise und Himmelsmanna zum Brod sendet und wo zuerst die Feier des siebenten Wochentages als Sabbat oder Ruhetag zur praktischen Anwendung gekommen sein soll. Das Manna, welches die Araber noch jetzt im Juni in großer Menge einsammeln und theils selbst genießen, theils in den Handel bringen, entsteht auf dem in jener Gegend häufig vorkommenden Tamariskenstrauche (el Tarfah), von dessen Zweigen es in Folge eines Insektenstiches herabträufelt. Es hat den Geschmack von Honig und soll, wenn es auf reine Zweige oder Steine fällt, weiß wie Schnee erscheinen, in der Sonnenhitze aber zerfließen. In der geschichtlichen Sage mag dann diese Naturerscheinung ins Wunderbare gesteigert und poetisch ausgeschmückt worden sein. Auch Schwärme von Zugvögeln, an Gestalt und Größe unsern Wachteln ähnlich, gehören in der Sinai-Halbinsel zu den gewöhnlichen Erscheinungen des Frühlings und haben nicht mehr Auffallendes als die große Zahl Schlangen, die später Jahve unter das Volk sendet. Ebenso findet die Erzählung, daß Jahve Tags in einer Wolkensäule und Nachts in einer Feuersäule dem Heere vorangezogen wäre, ihre natür-

liche Erklärung in dem Feuer, welches sowohl bei großen Handelscaravanen als bei Kriegszügen durch Steppen und Wüsten auf einer hohen Stange von dem dazu bestimmten Wegweiser als Signal der Richtung dem Zuge vorausgetragen zu werden pflegte. Die Ueberlieferung liebt es, die geschichtlichen Begebenheiten und Erinnerungen an gewisse Namen und Merkmale zu knüpfen, die dann in der Folge durch die dichterische Sagenbildung in causalen Zusammenhang gebracht werden. Diese dem ganzen Alterthum gemeinsame Sitte trat in der priesterlichen Geschichtschreibung der Hebräer um so stärker hervor, als hier das Bestreben obwaltete, die führende Hand Jahve's im Einzelnen nachzuweisen und alle im Laufe der Zeit entstandenen Einrichtungen, Satzungen und Gebräuche in die Urzeit hinaufzurücken und als heiliges Vermächtniß der Väter hinzustellen.

Die Aegyptologen haben die Pfade der Kinder Israel von Ramses bis an den Fuß des Sinai verfolgt, ohne zu vollkommen übereinstimmenden Ansichten gelangen zu können. Aber „man wird wohl kaum annehmen dürfen, daß in Betreff der einzelnen Abschnitte des Weges, welchen Israel dem Sinai zu einschlug, wahre Ueberlieferung bis an unsere Berichterstatter hinabgelangt sei; sondern sie lassen diesen Reisezug den gewohnten Pfad der Caravanen gehen und treffen damit wohl das Richtige im Ganzen" (Hitzig). Wahrscheinlich ging sonach der Zug durch die Wadys Mokatteb, Feiran und es-Scheikh nach der Wüste des Sinai. Die durch viele Reisende erforschte Gegend wird folgendermaßen geschildert: Der Sinai.

Der Wady Mokatteb ist durch seine zahlreichen alten Felsinschriften berühmt geworden und verdankt denselben auch seinen Namen (Inschriftenthal). Er zieht sich in einer Breite von 1/4 bis 1/2 Stunde zwischen felsigen Bergzügen in südsüdöstlicher Richtung hin und vereinigt sich dann mit dem Wady Feiran, welcher etwas mehr nach Osten hin sich wendend in etwa 6 Stunden Wegs zu den nördlichen Vorbergen der Serbalgruppe führt. Die „sinaitischen Inschriften" sind „fußgroße, rohe Zeichen mit eben so rohen Abbildungen von Ziegen und Kamelen dazwischen, flach eingehauen und nur durch ihre hellere Farbe auf dem dunkeln Granit erkennbar". Dieselben beweisen, daß der Sinai als ein heiliger Berg — „Berg Gottes" heißt er den Hebräern — auch das Ziel heidnischer (nabatäischer) Pilger von Alters her gewesen ist. Das Feiranthal ist das größte, fruchtbarste, weiteste aller dortigen Thäler, das einzige mit einem noch heute lebendig und auf ein paar Stunden weit laufenden, klaren Bächlein, dessen wahrer Ursprung und Verschwinden unter dem Felsboden noch keineswegs genauer erforscht ist. Es ist die einzige mit zahlreichern Palmenhainen und Fruchtgärten, wie mit Ackerfeldern paradiesisch geschmückte Oasenstelle jener Klippenwüste rings umher. Aus dem obern und fruchtbarsten Theile des Wady Feiran, da wo noch jetzt die Ruinen des alten Pharan Zeugniß ablegen von einer Zeit, welche die Fruchtbarkeit der Gegend besser zu benutzen verstand, als die heruntergekommene Gegenwart, mündet der eine Stunde Weges lange Wady Aleyat und führt als engstes Gebirgsthal zu der Gruppe des majestätisch hohen Serbal, der alle Thäler mit seinen mehr als 6000 Fuß hohen Gipfeln weit überragt. Schon aus weiter Ferne her, von Elim, dient er dem aus Aegypten kommenden Wanderer als hohe Landmarke, hinter der eine Zeitlang die noch höhere aber fernere Gruppe des Sinai verborgen bleibt. Oestlich von den Ruinen des alten Pharan steigt man aus dem Wady Feiran zu dem großen und weiten Wady es-Scheikh hinan, der mit halbkreisförmiger Krümmung auf

etwa zehnstündigem Wege in die Ebene er-Rahah an der Nordseite des Sinaigebirges führt. In diese Ebene münden die beiden Thalschluchten, welche die drei mächtigen Gebirgsstöcke, die den Kern des Sinai bilden, von einander trennen. Diese drei Gruppen sind der zweigipfelige Horeb in der Mitte, der Dschebel ed-Deir im Osten und der Dschebel el-Homr im Westen mit dem höchsten Südpunkte dem Katharinenberg; an diesen stößt die Ebene Sebaye. Der südliche Gipfel des Horeb heißt Dschebel-Musa und ihn dürfen wir mit aller Wahrscheinlichkeit für den Gesetzesberg nehmen. Die Forschungen neuerer Reisenden scheinen in folgendem Resultate sich zu vereinigen: Der Lagerplatz in der Wüste Sinai war die Ebene er-Rahah mit den Thälern und Triften in ihrer Umgebung, der Berg der Gesetzesverkündigung der Dschebel-Musa, und die Stätte, wohin Mose das Volk Gott entgegenführte, die Ebene es-Sebaye.

Die Gesetzgebung am Sinai. Am Sinai legte Mose den Grund zu der Gesetzgebung, welche die ungeordneten, durch Abstammung, Sitten und Glaubensformen weit aus einander gehenden Schaaren zu einem Volke zusammenfassen sollte. Dieser Aufbau konnte selbstverständlich nur auf dem Boden der Religion erfolgen, und da die Israeliten den Kern und die Mehrzahl des Wanderzugs bildeten, so ging Mose sowohl bei den Bestimmungen über Rechtspflege und Staatsordnung als bei Festsetzung des Glaubens und Cultus von den aus den Tagen der Erzväter erhaltenen Erinnerungen aus.

Die Jahve-idee. Es gehört zu den bezeichnenden Zügen des nordsemitischen Religionssystems überhaupt, daß die Götter nicht so bestimmt, wie die arischen, mit einem Einzelding in der Natur verknüpft erscheinen. Die in der ganzen Natur, speciell im Himmel und seinen Kräften verehrte Gottheit zerlegt sich in ihre einzelnen Manifestationen. So entstehen einzelne Götter, deren Bedeutung aber vielfach wechselt, indem die des einen in die eines anderen übergeht und überschwebt, sowie die Erscheinungen des Himmels immer wieder in einander verfließen. Mehr als andere Völker haben die Semiten gewisse Berge oder selbsterrichtete Höhen, wo man der Gottheit näher zu sein glaubte, zu Cultusstätten geweiht. Die wechselnden Luft- und Lichterscheinungen des Himmels konnten dann eben so gut Veranlassung zur Vorstellung verschiedener Gottheiten geben, wie als Offenbarungen einer einzigen Gottheit aufgefaßt werden. Daher schon bei den Babyloniern und Assyriern trotz alles Polytheismus es vorkommt, daß die Suprematie eines einzelnen Gottes die Existenz der anderen fast aufsaugt und wir Kundgebungen der Andacht begegnen, welche ganz monotheistisch klingen (S. 424 f. 431). Diese in der nordsemitischen Religion gegebene Möglichkeit des Monotheismus ist wenigstens in einem einzigen Fall zur Wirklichkeit geworden. Im Hebraismus allein ist eine gewisse monotheistische Disposition, welche neben ganz anders gerichteten Trieben im semitischen Geiste vorhanden war, zur vollen Reife gediehen. Aeußere Factoren mochten diesen glücklichen Verlauf begünstigen. Wären die Hebräer als Südsemiten zu betrachten, hätten sie in Nordarabien ihre nächste Heimath gehabt, so drängte ja schon die Natur der Wüste den Geist auf sich zurück und wies ihn an, seine Hülfsquellen in sich selbst zu suchen. Gehören sie aber, wie sich uns an der Hand ihrer Stammsage als wahrscheinlicher

erwiesen hat, zu den Nordsemiten, so sahen wir sie doch bei Zeiten von den, unter den Einfluß einer noch älteren Cultur und Religion gerathenden, Stammverwandten im Osten sich trennen und einen nomadischen Zug nach Westen unternehmen, dessen Erinnerung sich in jener Sage erhalten hat. Bei allen semitischen Hirtenstämmen wirkten aber Natur und Volksentwickelung zumal in Verbindung mit patriarchalischer Gesellschaftsverfassung auf eine gewisse Einfachheit und Einförmigkeit, aber auch Tiefe und Gesundheit des religiösen Lebens hin. In der That lesen wir von Abraham, Isak und Jakob, daß sie ihrem Gott, den die späte elohistische Quelle mit dem abstrakten, die göttliche Allmacht ausdrückenden Namen El Schaddai bezeichnet, auf Berghöhen gedient und geopfert haben. Dies führt auf die Annahme, daß auch ihre religiöse Anschauung sich in dem Gott der Höhe zusammenschloß, welcher im Himmel wohnt und in den verschiedenen Erscheinungen des Lichtes und des Dunkels, namentlich auch im Feuer und Donner sich ankündigt und offenbart. Bisher Haus- und Familiengott der Patriarchen, Stammgott der Hebräer ist er nun seit Mose's Zeiten ein eigentlicher Volksgott geworden und tritt als solcher in den Mittelpunkt des ganzen sittlichen und bürgerlichen Lebens. Mit seiner Macht und Herrlichkeit können sich weder die kananäischen noch die ägyptischen Götter messen, wenn letzteren auch als solchen das Dasein noch keineswegs abgesprochen war. Andere Völker — so war jetzt das Verhältniß aufgefaßt — hatten viele Götter, deren jeder nur über beschränkte Macht verfügte, Israel einen einzigen von unbeschränkter Macht. Und dieser Eine heißt Jahve oder, nach herkömmlicher aber falscher Aussprache, Jehova. Der Name Gottes ist von Bedeutung; er bezeichnet das göttliche Wesen, wie es für das Verständniß des Menschen Ausdruck gewinnt, das Programm der hebräischen Religiosität. Hat Mose ihn auch nicht geradezu gebildet, sondern vorgefunden, so hat er ihn doch ähnlich zum Eigennamen des Bundesgottes Israel gemacht, wie Jesus den Vaternamen für das Christenthum, Mohammed den Allah für den Islam. Und zwar hat der Name Jahve nichts mit einem angeblichen außerhebräischen Gott Jao, der nirgends existirte, zu thun, sondern ist aus dem Hebräischen zu erklären und bedeutet den Seienden, den Urquell des eigenen Daseins, im Gegensatz zu den Dingen der Erscheinungswelt, die da werden und vergehen. Er wird Ex. 3, 14 erklärt mit „Ich bin, der ich bin". Damit war der bisherige, aus der Mythologie des Nordsemitismus herausgetretene Himmelsgott auf einen bestimmten, den Unterschied von der ganzen Welt, die Erhabenheit über alle Creatur besagenden Ausdruck gebracht. Aus der mythologischen Vorstellung war der Begriff der Gottheit geworden. Allerdings noch nicht ein rein geistiger Begriff. Man merkt dem Jahveglauben auf seiner mosaischen Stufe vielmehr noch an, daß es die Anschauung des Himmels ist, von welcher ausgehend die Hebräer sich der Gottesidee bemächtigten. „Die Analogie der von lebenden Geschöpfen bewohnten Erde führte auf einen lebenden Bewohner des Himmels; die Erscheinung namentlich

des Gewitters, der Donner, die Stimme Gottes, bestätigte diese Annahme." (Hitzig.) Daher offenbart sich Jahve zumeist in den mächtigen Naturerscheinungen: er fährt auf den Wolken einher in seiner Majestät und öffnet die Schleusen des Himmels, daß Regen niederströmt zur rechten Zeit; er fährt nieder mit Donner und Blitz und im Erdbeben; in der Feuerflamme, in der feurigen Wolke zeigt er seine Herrlichkeit und als fressendes Feuer erscheint er den Uebelthätern; aber die sinnliche Naturerscheinung ist nur die äußere Hülle der geistigen Macht, ist nur das Werk und die That einer höchsten persönlichen Gottheit, deren Antlitz der Sterbliche nicht zu erblicken vermag. Daß man ihn im Donner hört, aber gleichzeitig niemals sieht, führte auf die Unsichtbarkeit, und damit war auch der Keim der Geistigkeit Gottes gegeben. Daß aber mit dem Donner der zerstörende Strahl des Blitzes verbunden ist, gab Anlaß zur Vorstellung, daß demjenigen, welcher Gottes Angesicht geschaut, der Tod drohe. Ueberhaupt aber ist Gott als der Himmlische erhaben über das Irdische; im freien Himmelsraum wohnt er, getrennt vom menschlichen Getriebe, vor Allem auch von dessen unreinen und bösartigen Elementen. Ein Lichtwesen ist er, in welchem die Reinheit, welche äußerlich am Himmel wahrzunehmen ist, innerer, persönlicher Besitz geworden. Dies macht den Begriff der göttlichen Heiligkeit aus, neben der Einheit die hervorspringendste Eigenschaft des hebräischen Gottesbildes. Man merkt es dem letzteren an, daß die Unterscheidung von Gut und Bös, das moralische Bewußtsein, früher in Israel erwacht ist, als in anderen Nationen des Orients, wie umgekehrt auch unter den Einwirkungen eines mit sittlichem Gehalte gefüllten Gottesglaubens Gewissen und sittlicher Trieb gesunderes Gedeihen finden und auf solchem Wege Israel mehr und mehr zu wahrhaft menschlichem Bewußtsein erwachen mußte. Ist dieser Gott auf der einen Seite auch echt semitisch und orientalisch „der Herr" (Adonai), welchem gegenüber die Menschen nur als Knechte in Betracht kommen, ein schlechthin souveräner und auf seine allumfassenden Ansprüche eifersüchtiger, ein furchtbar strenger Gott, dem alle Erstgeburt und die Erstlinge aller Früchte dargebracht werden müssen, der die Schuld der Väter an Kindern bis zum vierten Geschlecht heimsucht; so ist derselbe auf der anderen Seite doch auch ein Gott voll Erbarmen und Gnade, voll Huld und Treue allen denen, welche ihn lieben und seine Gebote halten, ein Gott, der Sünde vergibt und seine Verheißungen an Kindern und Kindeskindern herrlich erfüllt.

Diese Gottesidee wurde nun von Mose am heiligen Berge Sinai, wo einst in der stillen mächtigen Natur ihm selbst die Erleuchtung zu Theil geworden war, als starkes Panier in den bevorstehenden schweren Kämpfen aufgerichtet. Jahve, der Erlöser und Heiland, der die Israeliten aus der ägyptischen Knechtschaft gerettet und wunderbar bis hierher geleitet, sollte forthin ihr einziger Führer und Schutzgott von Israel sein. Ein feierlicher Bund sollte sie vereinigen für ewige Zeiten und dieser Bund besiegelt werden durch einen Vertrag.

Dieses besondere Verhältniß Gottes zu seinem Volke ist geradezu der leitende Gedanke der mosaischen Religion. Daß er das Nationalgefühl Israels unauflöslich mit der religiösen Auffassung aller seiner Lebensordnungen verbunden hat: darin besteht die geschichtliche That und Größe des Mose. Was auf ihn mit Sicherheit zurückgeführt werden kann, das ist jedenfalls die Idee eines auserwählten, eines Jahvevolkes. Mose war der politische und religiöse Führer des Volkes zu der Zeit, da es ein Volk eben erst ward. Und so blickten die Israeliten auch in spätern Tagen mit stolzem Selbstgefühl auf diese kräftige Jugendzeit des Volkes zurück, die sie unter dem Bilde einer bräutlichen Liebe auffaßten. „Ich gedenke der Freundschaft deiner Jugend," spricht Jahve noch bei Jeremia, „der Liebe deines Brautstandes, wie du mir nachzogest in die Wüste, in unbesäetes Land. Heilig war Israel dem Herrn, der Erstling seines Ertrages." Und noch bei Hosea sagt Jahve, er habe das Volk in der Wüste angetroffen wie Trauben, wie eine Frühfeige am Baume. Damit ist die Geburtsstunde der Jahvereligion nicht nur, sondern auch der erste, noch unentweihte Glanzpunkt derselben gekennzeichnet. In demselben Maaße als die spätere Entartung im Lande Kanaan und der Abfall zum Götzendienst die strengen Jahvediener mit der Gegenwart unzufrieden machten, verklärte sich dann jene Zeit der Vergangenheit in ihren Augen und erfüllte sie mit den Gefühlen der Wehmuth und der Bewunderung für die große Herrlichkeit in den Zeiten der Väter.

Ausrottung der Götzendiener.

Aber die neue Gottesordnung konnte nicht ohne harte Kämpfe begründet werden. Die ausgewanderten Schaaren waren ein Völkergemisch von verschiedenen Sitten und verschiedener Herkunft; daher ein Rückfall zu dem ägyptischen Heidenthum und ein widerspenstiger Sinn gegen die geistige Gottesidee mit ihren strengen Forderungen sehr erklärlich. Diese widerstrebenden Elemente mußten zuerst vertilgt werden, ehe die Masse zu einem Volksganzen erstarken konnte; und daß dieses Reinigungswerk mit wilder Rücksichtslosigkeit ausgeführt wurde, lehren die Erzählungen von der Vernichtung der Tausende, die das goldene Kalb anbeteten, von der Steinigung des Gotteslästerers, der einen ägyptischen Vater und eine hebräische Mutter hatte, und später der Untergang der Rotte Korah, die sich gegen Mose's Führerschaft auflehnte. In der Verehrung des goldenen Kalbes ist die Nachwirkung des ägyptischen Stierdienstes nicht zu verkennen.

Die zehn Gebote.

Auf Mose selbst führt man herkömmlicher Weise jene „zehn Worte" zurück, welche er am Sinai als Grundvertrag des Bundes zwischen Gott und seinem Volke aufstellte. In ihnen erhebt sich die Jahveidee in ihrer streng nationalen Prägung und Ausschließlichkeit zum Ausgangs- und Mittelpunkt der religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Diese zehn Gebote, die in der kurzen, gebieterischen Form ihrer ursprünglichen Fassung befehlenden Herrscherworten gleichen, müssen in der That ihrem Grundgedanken nach der mosaischen Zeit angehören. Denn die ganze nachfolgende Geschichte spricht für die Realität besonders der ersten

Tafel dieser Gebote. Sie zerfallen nämlich in zwei Hälften, wovon die eine das Verhältniß und die Pflichten des Volks als der Unterthanen, zu Jahve, dem Herrn und Gebieter, feststellt, die andere das Familienleben und die Verhältnisse von Mensch zu Mensch regelt. Sie waren nach ägyptischer Sitte auf zwei Steintafeln eingegraben, welche die Israeliten als Denkzeichen des Bundes stets mit sich führten. Noch zu Salomo's Zeiten und weiterhin sollen sie vorhanden gewesen sein (1. Kön. 8, 9). Ueber die Vertheilung der Satzungen in die Zehnzahl herrscht eine große Verschiedenheit der Ansichten, welche in den ersten Geboten: „Ich bin Jahve dein Gott und Erlöser, du sollst keine andern Götter haben neben mir, du sollst dir kein Gottesbild machen" und in dem Schlußgebot „Laß dich nicht gelüsten deines nächsten Weibes, auch nicht seines Hauses, noch seiner ganzen Habe" ihren Grund hat. Je nachdem man jene auf die Verehrung Gottes bezüglichen Vorschriften zusammenfaßt oder vertheilt, wird auch das Verbot der bösen Lust als eines zusammengefaßt oder in zwei vertheilt werden müssen. Die übrigen Gebote „Du sollst den Namen Jahve's deines Gottes nicht aussprechen zur Falschheit; gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest; du sollst Vater und Mutter ehren; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten; du sollst nicht stehlen" stehen dem Inhalte nach fest, wenn auch in der Begründung und Anordnung einige Verschiedenheiten zwischen den Redactionen obwalten.

Diese Grundgesetze, die in der Folge noch mit jenen Zusätzen und Erweiterungen bereichert wurden, mit welchen sie im Pentateuch Aufnahme gefunden haben (Ex. 20, 2—17. 34, 11—26. Deut. 5, 6—18), bildeten das Fundament des mosaischen Gottesstaates. Freilich tragen die Satzungen und Gebote, die unter Mose's Namen in den heiligen Büchern aufgeführt sind und die weiter unten ihre zusammenfassende Darstellung finden werden, deutliche Spuren an sich, daß sie erst im Laufe vieler Jahrhunderte entstanden und bei der spätern Aufzeichnung mit älteren, vielleicht sogar noch mit echtmosaischen, Rechtsbestimmungen verbunden worden sind. Insonderheit sind die Einrichtungen des Cultus und Opferdienstes in der kunstvollen Ausführung, wie wir sie im zweiten Buch Mose's beschrieben lesen, sicherlich viel später ins Leben getreten, als der Tempel zu Jerusalem der Beschreibung bereits zum Vorbild dienen konnte. Dagegen wissen noch die Propheten recht wohl Bescheid um die Thatsache, daß ein gesetzlicher Gottesdienst in der Wüste nicht bestanden hat (Jer. 7, 22. Ez. 20, 7—26. Am. 5, 25). Gleichwohl sind die späteren Verfassungs-, Rechts- und Cultusordnungen als naturgemäße Entwickelungen der von Mose gepflanzten Keime zu betrachten und tragen mithin das Gepräge des mosaischen Geistes. An die neue Gotteslehre, die durch das strenge Verbot jedes Bilderdienstes in den schroffsten Gegensatz zu dem ägyptischen Heidenthum trat, dem immer noch Viele im Herzen ergeben sein mochten, schloß sich auf jeden Fall auch eine neue Cultusform. Das Volk Israel als „Gemeinde Gottes" mußte ein Heiligthum

Der Cultus und die Stiftshütte.

haben, durch welches die Verbindung und der Verkehr mit Jahve vermittelt werden konnte. Zwar die ganze (elohistische) Darstellung von der sog. Stiftshütte ist nicht blos durch das Stillschweigen des Deuteronomiums und der Propheten genügend als unhistorisch dargethan, sondern auch an sich unmöglich. Während die Israeliten in der Wüste ein armseliges Leben führten und vor Hunger und Durst oft zu sterben glaubten, hätten zur Herstellung jenes tragbaren Tempels Felle präparirt, Teppiche gewebt, Leinwand verfertigt, Balken gesägt, Metall gegossen, Holz geschnitzt, Gold geschlagen werden, es hätte ihnen eine Menge kostbaren Materials, Gold, Silber, kostbare Steine, Eisen, Nägel, Faden, Leder, Purpur, Oel u. s. w. zu Gebote gestanden haben müssen. Wahrscheinlich bleibt nur, daß ein transportables Heiligthum in Zeltgestalt aufgerichtet wurde, wie solches für das wandernde Leben eines Hirtenvolkes geeignet war: eine einfache Bedeckung für die Bundeslade mit den Gesetzestafeln. Die „Stiftshütte" des Pentateuchs ist „ein idealer Ausdruck für den heiligen Ort in Israel", wie er in Wirklichkeit nie bestanden hat. Das uralte gemeinsame Heiligthum bildete dagegen die Bundeslade, das Palladium des Volkes Israel; das Zelt aber, welches sie umgab, war das „Orakelzelt", da Jahve durch den Mund des „Propheten" Mose oder des Hohepriesters Aaron seinen Willen kund gab. Die Darstellung des Buches Exodus verstößt dagegen schon in der Beziehung gegen die Geschichte, daß sie an die Stiftshütte eine Forderung der Einheit des Cultusortes knüpft, wie wir solcher erst in den spätesten Zeiten des Reiches Juda wieder begegnen werden. Mythisch ist auch der ganze weitere Bericht, wonach Jahve den Mose das Urbild des Heiligthums auf dem Berge Sinai sehen ließ und ihm die Einrichtung desselben genau vorschrieb; und als es geweiht war, nahm Jahve seine Wohnung in dem allerheiligsten Raume, den nur einmal im Jahr des Hohepriesters Fuß betreten durfte. In einer Wolke zog er ein und lagerte sich zwischen den Cherubim, jenen Wundergestalten aus Gliedern des Menschen, Löwen, Adlers und Stiers zusammengesetzt, wie sie die Bildwerke von Ninive zu Tage gefördert haben. Nun hat Jahve eine Wohnung in der Mitte seines Volkes, und dieses einen geheiligten Raum, wo es dem Herrn dienen kann. Mittelpunkt dieses Dienstes aber ist der Opfercult, daher auch Vorschriften über die Opfergebräuche aufgestellt werden. Als Hauptstück eines jeden einigermaßen ausgebildeten Gottesdienstes ist das Opfer jedenfalls vormosaisch, wenngleich die ganze ausgebildete Opfergesetzgebung des Leviticus frühestens dem salomonischen, wahrscheinlich erst einem viel späteren Zeitalter angehört und ein in seinen Rechten und Befugnissen bereits festsitzendes Priesterthum zur Voraussetzung hat. Aber Opfer überhaupt hatten schon die Erzväter ihrem Gotte dargebracht, und da alle heiligen Handlungen bald eine feste Form annehmen, die dann mit der Zeit selbst einen heiligen Charakter empfängt, so hatten sich vermuthlich in den einzelnen Familien und Geschlechtern Ueberlieferungen über Opfergebräuche und Ceremonien erhalten, die nun bei dem neuen

Cultus in Anwendung kamen. Nach altem Brauch wurde kein Hausthier anders denn als Opfer geschlachtet, und jede Mahlzeit der Familie war zugleich ein Dankgottesdienst. Der Opfernde ist der Hausvater, der Stifter der Familie. Mose selbst läßt nach Ex. 24, 5 durch Jünglinge unten am Sinai Brand- und Dankopfer darbringen. Allmählich erst wurde dies anders. Nicht Jeder fühlte sich würdig und fähig, die heiligen Bräuche zu vollziehen, besonders da wo im Namen einer Gesammtheit gehandelt werden sollte. Aber in der mosaischen Zeit kann von Einsetzung eines stehenden **Priesterthums**, das in der Familie Aaron's erblich sein sollte, die Rede noch nicht sein. In der Verherrlichung Aaron's gibt sich vielmehr zunächst nur die priesterliche Aufzeichnung der mosaischen Geschichtsbücher kund. Denn obschon er sogar nach ihrer Darstellung von Jahve abfiel und dem Volk ohne Widerstreben das goldene Götzenbild des Kalbes verfertigte, obschon er in Verbindung mit seiner Schwester Mirjam sich Mose's Führerschaft zu entziehen suchte und ihm zürnte, daß er ein äthiopisches Weib heimgeführt, so blieb er doch der erkorene Oberpriester, und unter den 12 Stäben, welche die Fürsten der Stämme vor der Bundeslade niederlegten, damit Jahve sich seinen Priesterstamm auswähle, trieb nur der Stab Aaron's Sprossen, Blüthen und Früchte. Der Stamm Levi, dem Mose und Aaron angehört haben sollen, wird in derselben Ueberlieferung, wenn nicht am Sinai, so doch später in der Wüste Kades zur Wahrung und Beschützung des Heiligthums und zur Verrichtung des Opferdienstes und der Cultushandlungen auserwählt und soll seine Zelte um die Stiftshütte aufrichten.

Priesterthum.

Beschneidung.

Eine Frage für sich bildet das Institut der Beschneidung und sein Verhältniß zur mosaischen Gesetzgebung. Dasselbe kommt nach classischen Schriftstellern auch bei Kolchern, Phöniziern, Aethiopen, nach neueren Reisenden bei vielen afrikanischen Völkerschaften vor. Heut zu Tage eignet die Beschneidung allerdings vorzugsweise den semitischen Völkern und denjenigen, welche durch den Islam in ihren Culturkreis hereingezogen sind. Die Kopten haben sie als Nachkommen der Aegypter beibehalten. Möglich daß sie auch israelitischerseits von den Aegyptern entlehnt worden ist. Wie in diesem Lande die Priesterkaste vermittelst einer solchen Ceremonie zum Dienste der Gottheit geweiht ward, so sollte das ganze Volk Jahve's durch dieses Bundeszeichen seinem Gotte zu eigen werden und auch äußerlich von den Völkern andern Glaubens und anderer Abkunft geschieden sein. „Die Beschneidung war das Zeichen der Weihe zum Eintritt in die Gemeine Jahve's, folglich auch zur Theilnahme an allen Rechten und Pflichten derselben." Ursprünglich mag der Gebrauch der Beschneidung an dem Gliede der Zeugung die Verschneidung vertreten haben, ein stellvertretendes Symbol für das früher übliche Menschenopfer, „eine religiöse Weihe und Hingebung an den Gott des Lebens" gewesen sein. Für die Israeliten war sie jedenfalls eine Art Sacrament, ein Zeichen der Hörigkeit, ein Opfer am eigenen Leib, ein Bekenntniß, daß man im Vertragsverhältnisse zu Jahve stand, also Bedingung

und Symbol des Bürgerrechtes im Gottesstaate. Wann sie aufgekommen, ist schwer zu bestimmen. Bestand sie schon vor der Einwanderung in Aegypten, so könnte die Exod. 4, 24—26 erwähnte Entstehungsart auf eine Erneuerung des Gebrauchs durch Mose hindeuten, nachdem die Sitte während des ägyptischen Aufenthaltes, vielleicht aus nationalem Gegensatz, in Vergessenheit gerathen war. Eine ähnliche Erneuerung wurde nach einer alten Ueberlieferung von Josua am Jordan vorgenommen, nachdem während des Wüstenzuges der Gebrauch an den jüngern Geschlechtern nicht zum Vollzug gekommen war (Jos. 5, 2—8).

Wie die Religionsgebote der Tafeln die Grundlage des neuen Gottesdienstes bildeten, so dienten die Sittengebote als Fundament der Rechtsverhältnisse im Gottesreich. Die einfachen erhabenen Satzungen, die als göttliche Orakelsprüche dem Volke dargeboten wurden und deren Befolgung es feierlich gelobte, trugen die Keime eines kräftigen Familien- und Privatrechts in sich und erzeugten aus sich selbst die ergänzenden Bestimmungen, die der steigende Culturgrad des Volkes nöthig machte und wovon einzelne noch in die Zeiten des Wüstenzugs oder doch an dessen Grenzscheide hinaufreichen mögen. Manches, was später das Gesetz geheiligt hat, ist ohne Zweifel sogar vormosaischer Brauch gewesen, wie eine gewisse Stammeseintheilung, die Gewalt des Familienhauptes, die Lage der Frauen, die Vielweiberei und Ehescheidung, die Blutrache und das Vergeltungsrecht. Die Heiligung des siebenten Tages hängt mit dem ägyptischen Wochencyklus zusammen, wenn sie nicht schon zu der babylonischen Erbschaft der Westsemiten überhaupt zählt. In unserem jetzigen Pentateuch bildet, vom Dekalog abgesehen, den fragelos ältesten Theil das Ex. 24, 7 erwähnte Bundesbuch (Ex. 20, 22—23, 19). Seine Gebote sind ordnungslos an einander gereiht, planlos aufgeschichtet, wie alles Derartige, was direct dem Leben entstammt. Sie setzen noch die einfachsten Cultusordnungen voraus, wissen nichts von Cultuseinheit (20, 24), beziehen sich im Uebrigen fast durchweg auf das gesellschaftliche Leben und regeln vor Allem die Familien- und Hausrechte, wobei sie sich an das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, anschließen. Das väterliche Recht bleibt in seinem alten Umfange bestehen. Der Hausherr kann sogar seine Tochter als Sclavin verkaufen; damit aber dieses väterliche Recht nicht mit Härte und Ungerechtigkeit geübt werde, sind die Gebote der Liebe wiederholt eingeschärft und billige Behandlung namentlich der Sclaven zur Pflicht gemacht. Kein hebräischer Sclave soll gegen seinen Willen länger als sechs Jahre im Knechtsstande verbleiben. Fremdlinge soll man nicht drücken, denn Israel ist selbst Fremdling gewesen in Aegypten. Eben so schließen sich an die Verbote des Todtschlags und Stehlens weitere gesetzliche Bestimmungen über die Sicherheit der Person und des Eigenthums, über Vergeltung und Ersatz, die der mosaischen Zeit angehören mögen. Der leitende Grundsatz dabei heißt: „Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand,

Erweiterung der zehn Gebote.

Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Wunde um Wunde, Beule um Beule." Besondere Schärfe kehrt das Bundesbuch gegen Abgötterei, Zauberei u. dgl. So bildete sich auf der Grundlage der zehn Gebote neben den religiösen Satzungen allmählich ein Familien-, Privat- und Strafrecht aus, das um so heiliger und fester war, als es auf religiösem Boden emporwuchs und seinen Ursprung in Gott selbst hatte. Denn einen wahrhaft göttlichen Ursprung beurkundete die mosaische Gesetzgebung besonders noch dadurch, daß sie auf die Heiligung drang (Ex. 22, 30), durch Verbot der bösen Lust die Quelle aller Uebelthaten zu schließen bemüht war und daß sie Nächstenliebe und Milde gegen Fremdlinge und Untergebene als Pflicht einschärfte. In so fern bildet schon das Bundesbuch die Grundlage für jene beiden Gebote Jahve's „ihr sollt heilig sein, wie ich heilig bin", und „liebe deinen Nächsten wie dich selber", in welchen der spätere Gesetzescodex den Kern alles humanen Rechts zusammengefaßt hat.

Stämme und Geschlechter.

Mose ordnete am Sinai nicht blos Religion, Sitte und Recht; er gab auch den Schaaren, die er aus Aegypten geführt, eine patriarchalisch-demokratische Verfassung, wodurch sie zu einem Volksganzen zusammenwuchsen. Auch bei diesem Verfahren hielt sich Mose an die Ueberlieferung und an die vielen semitischen Völkern eigenthümliche Eintheilung nach der Zwölfzahl. Da die Israeliten den Kern des Wanderzugs bildeten, so wurde ihre auf der Abstammung von Jakob's zwölf Söhnen beruhende oder wenigstens nachträglich so motivirte Geschlechts- und Familiengliederung zur Grundlage der neuen Ordnung gemacht und dabei die Bande der Blutsverwandtschaft und das dem Alter und der Erstgeburt gebührende Vorrecht in Anwendung gebracht. Anknüpfend an die Verwandtschaftsbeziehungen der Israeliten theilte sich im Laufe der Zeit das ganze aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Volk in Geschlechtsverbände und „Häuser", so daß die fremden und namenlosen Familien entweder in die bereits vorhandenen Geschlechter eingereiht oder zu neuen ähnlichen Genossenschaften verbunden wurden. Ein Geschlecht scheint zwölf „Häuser" oder Familien mit einer unbestimmten Zahl von „Vätern" umfaßt zu haben. Zwölf Geschlechtsverbände mögen dann wieder einen „Stamm" gebildet haben, wobei diejenigen Geschlechter sich zu einer gemeinschaftlichen Corporation vereinigten, die ihren Ursprung auf einen und denselben Sohn Jakob's zurückführten, der daher als Stammvater angesehen ward. Das Haupt derjenigen Familie, die von Erstgeburt zu Erstgeburt ihre Abstammung von dem ältesten Sohne des Stammvaters herleitete, war der Fürst des Stammes, der geborne Führer, dem die andern Glieder gehorchen mußten. Mit einer Auswahl von anderweitigen Autoritätspersonen verbunden, bildeten diese Stammfürsten ein Collegium von 70 Aeltesten (abgerundet aus $72 = 6 \times 12$), die Mose auf den Berg führte, auf daß sie Gott schaueten und mit denen er dann das Bundesmahl feierte (Ex. 24, 1. 9—11. Num. 11, 16 f. 24 f.). Aus der Gesammtheit der zwölf Stämme bestand die „Gemeinde", welche nach

Stämmen und Geschlechtsverbänden geordnet und um ihre Führer, Aeltesten und Familienhäupter geschaart in der Volksversammlung ihre Abstimmung durch beifälligen Zuruf oder verwerfendes Geschrei kund that. An Joseph's Statt traten seine beiden Söhne Ephraim und Manasse, die Jakob vor seinem Tod in die Zahl der übrigen feierlich aufgenommen hatte, als Stammhäupter ein, wogegen Levi als der dem Jahve geweihte Stamm, von dem in der Folge sämmtliche Priesterfamilien ihre Herkunft ableiteten, in eine Ausnahmsstellung gedrängt wurde; von der Landesvertheilung ausgeschlossen, sollte er über das ganze Volk zerstreut sein und von den heiligen Gaben der übrigen leben. Nach Duncker's Vermuthung wurden die Aegypter, die sich der Auswanderung angeschlossen, den beiden Stämmen, deren Häupter als Söhne Joseph's und der Priestertochter von Heliopolis galten, zugewiesen, so daß die Tradition von dem gemischten Ursprung der Stammhäupter die Entstehung der Stämme aus hebräischen und ägyptischen Elementen habe andeuten wollen; die übrigen Fremden und namenlosen Geschlechter seien unter die Stämme Dan, Naphtali, Gad und Asser vertheilt worden, deren Stammväter als Söhne Jakob's von den beiden Mägden Bilha und Silpa für unebenbürtig angesehen wurden, eine symbolische Andeutung der gemischten Zusammensetzung dieser Stämme. Die spätere Geschichte der Stämme wird freilich zeigen, daß Vieles von dem, was hier die Sage als ursprünglichen Bestand voraussetzt, erst im Laufe der Jahrhunderte geworden ist. Aber echt alterthümlich und orientalisch ist es jedenfalls, wenn hier Bande des Bluts und Gefühle der Pietät und der Ehrfurcht vor dem Alter als Grundlage der politischen Gliederung und staatlichen Organisation benutzt werden.

Ordnung des Wanderzugs.

Diese Eintheilung kam der Ueberlieferung zufolge zuerst in Anwendung, als das Volk Israel vom Sinai aufbrach, um wider die kananäischen Stämme zu ziehen. Nach diesem, offenbar rein idealen, im Hinblick auf die Gesetze der Symmetrie entworfenen Bilde wäre die Ordnung des Zuges und des Lagers in folgender Weise festgesetzt worden: In der Mitte des Lagers soll die Stiftshütte stehen, damit Jahve in seines Volkes Mitte wohne. Nur Ex. 33, 7—11 findet sich eine Anschauung, wonach das Zelt außerhalb des Lagers steht. Zunächst um die Stiftshütte herum stehen die Zelte des Stammes Levi; Mose, Aaron und dessen Söhne, die Priester, an der Ostseite vor dem Eingange des Heiligthums; an der Südseite das Geschlecht der Kahatiter, das den Sohn Aaron's, Eleasar, zum Stammfürsten hatte und dem die Besorgung und Fortschaffung der heiligen Geräthe oblag, an der Westseite die Gersoniter, welche die zum Heiligthum gehörigen Zeugstoffe, Umhänge, Decken, Tapeten u. A. unter ihrer Obhut hatten, an der Nordseite die Merariter, denen die Bretter, Riegel, Säulen anvertraut waren. Dann erhalten an jeder der vier Seiten je drei Stämme ihre Stellung, so daß jedesmal der mittlere als der vornehmste ein allen dreien gemeinsames Panier führt: auf der Vorder- oder Ostseite steht Juda mit Isaschar und Sebulon; auf der Südseite Ruben mit Simeon und Gad; auf der Westseite Ephraim mit Manasse und Benjamin; auf der Nordseite Dan mit Asser und Naphtali. Beim Zug geht Juda's Panier voran, dann folgt Ruben, hierauf ziehen die Leviten mit dem Zelte; nach dem Zelte zieht Ephraim und am Schluß Dan.

Die drei ältesten Söhne Jakob's von Lea, Ruben, Simeon und Levi, nahmen nicht den ihrem Alter und Geburtsrechte entsprechenden Rang ein, weil, wie die Ueberlieferung im „Segen Jakob's" angibt, sie durch ihre Frevelthaten den Vorzug an Würde und Macht verwirkt hatten. Der Stamm Levi hatte zwar durch seinen Eifer um die Ehre Jahve's diesen Fluch in Segen verwandelt, so daß er berufen ward, sich dem Dienste des Heiligthums zu weihen und für die Erstgeburten aller Stämme bei Jahve einzutreten, die beiden andern aber standen hinter Juda zurück, dessen Stammhaupt Nahesson als der erste unter den Fürsten Israel's galt. Juda ist der zahlreichste der Stämme und sein Banner geht dem Zuge voran, darum wurde auch in der Folge das Heiligthum in dem von ihm besetzten Lande aufgeschlagen und das Herrscherhaus David's gehörte ihm an, ein Vorzug, den die Ueberlieferung schon im Segen Jakob's prophetisch andeuten läßt: „Vor dir neigen sich die Söhne deines Vaters". Wahrscheinlich wurde der Stamm Ruben, „tapfere Männer, die Schild und Schwert führeten, den Bogen spanneten und des Krieges kundig waren" (1. Chron. 5, 18), deshalb aus der ersten Linie gedrängt, weil er auf dem Ostufer des Jordans sich ansiedelte und dem alten Nomadenleben treu blieb, indeß die andern sich dem Feldbau widmeten. Immerhin beweist schon der Umstand, daß dem Stamm Ruben, trotzdem er schon früh zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, doch noch in allen Nachrichten die Erstgeburt zuerkannt wird, für einen geschichtlichen Untergrund aller dieser, auf die Stammeseintheilung sich beziehenden Constructionen.

2. Der Einzug in Kanaan und Mose's Tod.

Das Volk Israel in Kades.

Nachdem die Israeliten das Passahfest gefeiert, brachen sie auf von der Ebene am Sinai und zogen, von Hobab dem Midianiter, dem Schwager Mose's, geleitet, nordwärts nach der Wüste Paran. Trompetenschall rief das Volk zu seinen Ordnungen; zur Nachtzeit leuchtete das helllodernde Altarfeuer des Bundeszeltes, am Tag schwebte eine Wolke über demselben. Und sie lagerten sich zuerst auf der „Brandstätte" (Tabeera) und an den „Lustgräbern" (Kibrot-Taawa), so genannt, weil dort Jahve die Murrenden mit Feuer verzehrte und hier die Lüsternen, die sich nach den Fischen Aegyptens und nach den Gurken und Melonen, dem Lauch und den Zwiebeln sehnten und das Manna verschmähten, im Zorne schlug. Dann kamen sie nach Hazerot und lagerten in der Wüste bei Kades. Von hier sandte Mose auf Jahve's Befehl zwölf Männer aus, einen von jedem Stamme, um das Land Kanaan zu erkunden. Vom Stamme Juda sandte er Kaleb und vom Stamme Ephraim seinen Diener Josua, den Sohn Nun's. Und sie zogen hinauf und kamen nach Hebron und schnitten im „Traubenthal" (Eskol) eine Rebe ab und eine Weintraube und trugen sie an einer Stange zu zwei und auch von den Granatäpfeln und von den Feigen. Und nach vierzig Tagen kehreten sie zurück zu der Gemeinde in der Wüste bei Kades und sprachen zu Mose: „Wir kamen in das Land, wohin du uns gesendet, und wohl fließet es von Milch und Honig, und das ist seine Frucht. Nur daß stark das Volk ist, das im Lande wohnet und die Städte sehr groß und befestigt. Amalek wohnet im Lande gegen Süden, und die Hetiter und Jebusiter und Amoriter wohnen auf dem Gebirge und an der Seite des Jordans und auch die Söhne Enak's, Riesen von großer Länge, wohnen da. Wir können nicht hinaufziehen gegen das Volk, denn stärker ist es als wir. Da erhob die Gemeinde ein Geschrei und weinete und murrete gegen Mose und Aaron und sprach: „Warum führet uns Jahve in dieses Land, daß wir durch's Schwert fallen, unsere Weiber und unsere Kinder zur Beute werden? Ist es nicht

besser für uns zurückzukehren gen Aegypten?" Kaleb und Josua, die Erkunder des Landes, suchten das Volk zu beruhigen und sprachen: „Wenn der Herr uns geneigt ist, so gibt er uns das Land, das fließt von Milch und Honig; wir werden sie überwältigen und das Land einnehmen; denn gewichen ist ihr Schutz von ihnen; nur empöret euch nicht wider Jahve." Aber die Gemeinde gedachte sie zu steinigen. Da erschien Jahve im Versammlungszelt und sprach zu Mose: „Wie lange will mich dieses Volk verwerfen und mir nicht vertrauen? Ich will es schlagen mit der Pest und es vertilgen wie Einen Mann." Aber Mose that Fürbitte und sagte: „Tödtest du nun dieses Volk, so werden die Aegypter sprechen: Weil Jahve sie nicht in das Land bringen konnte, welches er ihnen geschworen, so schlachtete er sie in der Wüste. Vergib doch das Vergehen nach der Größe deiner Gnade." Und Jahve sprach: „Ich vergebe. Aber so wahr ich lebe, alle die Männer, welche meine Herrlichkeit geschauet und meine Wunder, die ich gethan in Aegypten und in der Wüste, und nicht meiner Stimme gehorcht, sie sollen nicht das Land schauen, welches ich ihren Vätern geschworen. Ihre Leiber sollen fallen in der Wüste und ihre Söhne sollen darin weiden vierzig Jahre. Nur Kaleb, meinen Knecht, und Josua, den Sohn Nun's, will ich in das Land bringen, weil ein anderer Geist in ihnen ist. Darum so wendet euch morgen und ziehet in die Wüste nach dem Schilfmeer hin." Da gereuete das Volk sein Ungehorsam und sie zogen gegen Mose's Warnung auf die Höhe des Gebirges; aber die Amalekiter und Kananiter, die da wohneten auf selbigem Gebirge, kamen herab und schlugen und zerstreueten sie bis Horma.

Eine Empörung gegen Mose und sein Prophetenthum, sowie gegen Aaron's Priesterschaft wird in den verschiedenen Quellen verschieden dargestellt. Nach der jahvistischen Erzählung empören sich die Rubeniten Datan und Abiram gegen Mose und werden von der Erde verschlungen. Nach der elohistischen Quelle erhebt sich der Levit Korah mit zweihundertfünfzig Stammesgenossen, um mit Mose und Aaron die priesterliche Würde zu theilen; aber die Frevler werden vom Feuer gefressen. Nach der zusammengearbeiteten Erzählung des Buches Numeri nahmen Korah, Datan und Abiram zu sich zweihundertfünfzig Männer von den Söhnen Israel's, Fürsten der Gemeinde, Berufene der Volksversammlung, Männer von Namen, und standen auf wider Mose und Aaron und sprachen: „Laßt es genug sein! Alle sind heilig, warum erhebet ihr euch über die Gemeinde Jahve's?" Und zu Mose sagten sie: „Ist's nicht genug, daß du uns heraufgeführet aus einem Lande fließend von Milch und Honig, uns zu tödten in der Wüste, daß du dich auch zum Herrscher aufwirfst über uns?" Da gebot Mose der Gemeinde: „Weichet von den Zelten dieser Frevler!" Und sie entfernten sich von den Wohnungen Korah's, Datan's und Abiram's; und die Erde that ihren Mund auf und verschlang sie und ihre Häuser und alle Menschen, welche zu ihnen gehörten, und sie wurden vertilgt aus der Gemeinde. Und es fuhr Feuer aus von Jahve und verzehrte die zweihundertfünfzig Mann, welche im Heiligthum Rauchopfer darbrachten. Und es murrete die ganze Gemeinde am andern Morgen wider Mose und Aaron und sprach: „Ihr habt das Volk Jahve's getödtet." Aber Gott redete zu Mose und seinem Bruder und sagte: „Hebet euch aus dieser Gemeinde, ich will sie plötzlich vertilgen." Und er sandte eine Plage unter das Volk, und es starben daran vierzehntausendsiebenhundert; denn der Zorn Jahve's war ausgegangen. Aber Aaron stand zwischen den Todten und Lebendigen und versöhnte die Gemeinde mit Rauchwerk, und es ward der Plage gewehret. In Kades, wo Mirjam starb und begraben ward, schickte Mose Boten an den König von Edom, ihn zu bitten, er möge das Volk Israel auf der großen Straße durch sein Land ziehen lassen; sie wollten nicht zur Rechten noch zur Linken gehen und für das Wasser, das sie und ihr Vieh trinken wür-

Die Rotte Korah.

den, wollten sie Zahlung leisten. Aber die Edomiter weigerten den Durchzug; darum bog Mose aus gen Süden und kam an den Berg Hor. Hier starb Aaron und wurde zu seinen Vätern gesammelt. Vom Berge Hor führete Mose das Heer wieder nach dem Schilfmeer gen Elat und Ezeongeber, das Land von Edom umgehend, und lagerte in der Wüste, die östlich von Moab liegt gegen Aufgang der Sonne. Und Jahve gab ihnen reichlich Wasser in der Wüste und das Volk Israel sang: „Steig auf, Brunnen! singt ihm zu, Brunnen, welchen Fürsten gruben, den des Volkes Edle bohrten mit dem Herrscherstab, mit ihren Sceptern." Von dannen brachen sie auf und lagerten am Bach Sared, im Osten des todten Meeres, und zogen dann nordwärts an den Fluß Arnon. Zu Hesbon, in dem fruchtbaren Lande zwischen dem

Sieg über die Amoriter.

Arnon und Jabok, wohnete Sihon, König der Amoriter, der früher wider Moab gestritten und ihm sein ganzes Land mit allen Städten abgenommen. Und Israel sandte Boten zu Sihon und sprach: „Laß mich durch dein Land ziehen! Wir wollen nicht ausbeugen in die Aecker und Weinberge, wir wollen kein Wasser aus den Brunnen trinken, auf der Straße des Königs wollen wir ziehen, bis daß wir hindurchgezogen sind durch dein Gebiet." Aber Sihon verstattete nicht den Durchzug, und versammelte all sein Volk und zog Israel entgegen in die Wüste, und kam gen Jahaz, und stritt wider Israel. Da schlug ihn Israel mit der Schärfe des Schwertes und nahm sein Land ein und die Dichter sangen: „Kommet nach Hesbon! Gebauet und befestiget werde die Stadt Sihon's! Denn Feuer ging aus von Hesbon, Flamme aus der Stadt Sihon's, die hat verzehret Ar-Moab, das da beherrschte die Höhen des Arnon. Wehe dir Moab, verloren bist du Kamos-Volk! Seine Söhne gab er preis als Fliehende, und seine Töchter als Gefangene dem Amoriter-König. Verloren ist Hesbon bis Dibon." Darauf zogen sie nordwärts gegen den König Og von Basan, der zu Edrei saß und noch allein übrig war vom Reste der Riesen, und sie schlugen ihn und seine Söhne und all sein Volk, so daß man ihm keinen Entronnenen übrig ließ, und nahmen sein Land ein und alle seine Städte, sechzig an Zahl. Und die Kinder Israel brachen auf und lagerten in den Ebenen Moab's bei Sittim am Jor-

Pinehas tödtet Simri.

dan. Da begannen sie sich zu vermischen mit den Töchtern des Landes, die luden sie ein zu den Opfern ihrer Götter, und das Volk hängete sich an Baal Peor. Und es entbrannte der Zorn Jahve's über Israel, und er sprach zu Mose: „Nimm alle Häupter des Volkes und hänge sie auf für Jahve vor der Sonne, auf daß sich wende die Zornglut Jahve's von Israel." Da sprach Mose zu den Richtern: „Tödte ein jeglicher seine Leute, welche sich gehängt haben an Baal Peor." Da nahm Pinehas, ein Enkel Aaron's, einen Spieß in seine Hand und durchbohrete Simri, einen Fürsten aus dem Stamme Simeon, als er gerade Cosbi, die Tochter eines Midianiterobersten, umarmte; und durchstach sie beide Mann und Weib. Da ward die Plage abgewehret, die Jahve über das Volk geschickt. Hierauf gebot Mose den Kindern Israel Rache zu nehmen an den Midianitern, die in den Ebenen Moab's wohnten und dem König Sihon zinspflichtig gewesen waren. Und sie zogen aus, tausend von jedem Stamm, mit den heiligen Geräthen und den Trompeten zum Lärmblasen, und tödteten alles Männliche, darunter fünf Könige, mit dem Schwert, die Weiber aber und die Kinder nahmen sie gefangen und die Heerden und ihre Habe machten sie zur Beute. Und von dem erbeuteten Golde, Geschmeide, Armbänder, Siegelringe und Ohrgehänge, brachten sie Jahve eine Opfergabe. Bei dieser Gelegenheit kam nach Num. 31, 8 auch Bileam um, der Verführer des Volks nach der elohistischen Quelle, während derselbe nach dem jahvistischen Bericht Num. 22—24 bezahlt war, um das Volk zu verfluchen, dafür aber auf göttlichen Antrieb es segnete und unverletzt wieder in sein Land zog.

Mose's Tod.

Und Jahve sprach zu Mose: „Steige auf diesen Berg und siehe das Land, wel-

ches ich den Kindern Israel gegeben. Und hast du es gesehen, so sollst du gesammelt werden zu deinem Volke so wie Aaron dein Bruder, sintemal ihr widerspenstig waret gegen meine Befehle am Haderbrunnen in der Wüste Zin." Und Mose sprach: „Es bestelle Jahve einen Mann über die Gemeinde, damit sie nicht sei wie die Heerde, die keinen Hirten hat." Da sagte Jahve: „Nimm Josua, den Sohn Nun's, einen Mann, in dem Geist ist, und lege deine Hand auf ihn und stelle ihn vor die ganze Gemeinde, und lege von deiner Würde auf ihn, daß ihm gehorche das Volk Israel. Und gebiete den Kindern Israel: Wenn ihr in das Land der Kananiter kommet und es einnehmet, so sollet ihr sie verbannen, kein Bündniß mit ihnen schließen und euch nicht mit ihnen verschwägern, damit sie nicht euere Söhne abwendig machen von mir und sie verleiten andern Göttern zu dienen." Und Mose that wie ihm Jahve geboten. Dann stieg er von den Ebenen Moabs auf den Berg Nebo, den Gipfel des Pisga, der Jericho gegenüber lieget, und schauete das Land von Gilead bis Dan, den Kreis des Jordan und das Thal von Jericho, der Palmenstadt, bis Zoar. Und so starb daselbst Mose, der Knecht Gottes, im Lande Moab, hundertundzwanzig Jahre alt; sein Auge war nicht blöde geworden, und seine Kraft nicht entflohen. Und die Kinder Israel beweineten Mose dreißig Tage, und es stand hinfort kein Prophet in Israel auf wie Mose, der Jahve kannte Angesicht zu Angesicht. Und kein Mensch weiß sein Grab bis auf diesen Tag.

Geschichtlicher Hergang.

Vom Sinai aus nahm also der Zug den geraden Weg über das Randgebirge und die Wüste Paran nordwärts gen Hebron. Diese Wüste Paran, wo sich nach der Ueberlieferung der Hebräer das Volk Israel viele Jahre aufgehalten hat, ist das zwischen Aegypten, Palästina und dem Gebirge Seir (Edom) gelegene Wüstenplateau, heut zu Tage et-Tih genannt, im Nordosten durch die Wüste Zin vom Gebirge geschieden. Diese „große und schreckliche Wüste" (Deut. 1, 19) ist ihrem Grundcharakter nach eine Hochebene, „auf der nackte Kalk- und Sandsteinfelsen, blendende Kreide- und rothe Flugsandhügel fast die einzige traurige Abwechselung zu den öden, wasserlosen, mit Kies und schwarzen Feuersteinen besäeten Sandflächen bieten. Doch sammelt sich während der Regenzeit in den Wadys so viel Wasser, daß für die vorüberziehenden Heerden eine dürftige Nahrung von Gras und Kräutern aufsprießen kann. Auch fehlt es nicht an einzelnen Brunnen und Quellen mit ausdauerndem Wasservorrath". Tief im Hintergrund steht ein mächtiger Fels mit starkem Quellstrom, rings von der Wildniß umschlossen; dies ist die „Wüste Kades", die bald zur Wüste Paran, bald zur Wüste Zin gerechnet wird. Viele Spuren deuten an, daß dieser Ort lange vor Mose ein Heiligthum auf einer Oase in der Wüste war, in dessen stiller Einsamkeit ein Orakel seinen Sitz hatte. — Von der „Wüste Kades" aus, wo Mose mit der Bundeslade sein Hauptquartier aufschlug, versuchte der Führer von Süden her in das Gebirgsland einzudringen, nachdem er zuvor durch Kundschafter die Gegend hatte ausforschen lassen; aber das Volk, durch die Schilderungen der Abgesandten muthlos gemacht, verzweifelte an dem Erfolg des Unternehmens und wollte sich einen andern Feldherrn wählen, der es nach Aegypten zurückführe. Zwar gelingt es dem Mose, die zaghafte Gemeinde einigermaßen zu beruhigen, aber für einen energischen An-

griff war die Zeit und die Stimmung nicht angethan; es mußten bessere Tage abgewartet werden, und als gegen seinen Rath der muthigste Theil der Mannschaft dennoch über den jetzigen Wady Fikreh einen Angriff in der Richtung auf Hebron wagte, stiegen die Amalekiter und der König von Arad und die Kananiter herab vom Gebirge und schlugen sie zurück bis Horma, im Süden der nachmaligen Landschaft Juda. Nun blieb Mose mit dem Kern des Volkes und mit der Bundeslade „lange Zeit" in Kades, indeß die einzelnen Stämme und Sippschaften sich über das Land ausbreiteten, um die zerstreuten Wassergebiete und Weideplätze aufzusuchen und sich mit ihren Heerden zu erhalten, bis der Anführer sie zu einem neuen Angriff um sich versammeln würde. Wenn dieser Prüfungs- und Läuterungszeit in der Wüste bei der spätern Aufzeichnung eine Dauer von vierzig Jahren beigelegt ward, so ist hier die Absicht nicht zu verkennen, eine unbestimmte Geschichtsperiode, aus der sich nur einzelne spärliche Traditionen und Sagen erhalten hatten, durch eine dem Volksbegriffe nahe liegende Zahl zu begrenzen. Von den 41—42 Stationen, welche aufgezählt werden, kommen 13—14 schon auf die ersten 14 Monate, ihrer 10 dagegen auf das vierzigste Jahr, so daß für mehr als 38 Jahre nur 18 Stationen übrig bleiben. Zieht man die Anfangsstation Ramses und den Endpunkt in Moab ab, so bleiben für 40 Jahre gerade 40 Stationen. Man erkennt daraus die künstliche Mache dieser Angaben, deren Ungeschichtlichkeit auch aus den planlosen Kreuz- und Querzügen hervorgeht, in welchen sich Mose gefallen haben müßte. Vierzig Jahre waren nach hebräischer Berechnung ein Menschenalter; vierzig Tage und vierzig Nächte weilte Mose auf dem Sinai ohne Speise und Trank; vierzig Tage hatten die Kundschafter zu ihrer Reise von Kades nach Hebron und zurück gebraucht. Die Zahl vierzig war demnach in dem hebräischen Bewußtsein eine ähnliche heilige Zahl wie siebenzig. Sie bezeichnete eine unbestimmte Größe, wie bei uns die Zahl hundert. Welche Zeitdauer man dem Wüstenzug beilegen dürfe, ist kaum zu bestimmen; die jetzige Darstellung verbreitet sich höchstens über drei Jahre, über die zwei ersten und über das letzte; daß aber die Ueberlieferung von den dazwischen liegenden 37 Jahren, welche das Volk in der Wüste zugebracht hätte, ganz geschwiegen haben sollte, ist schwer zu glauben. Wahrscheinlich hat der Zug etwa vier Jahre gedauert, welche dann in der Ueberlieferung zehnfach genommen wurden. Wenn die Mosesbücher, wie sich zeigen wird, vom neunten bis zum fünften Jahrhundert erwachsen sind, wer will dann dafür stehen, daß gerade bezüglich des Aufenthaltes in der Wüste eine treue Erinnerung bis in das 13. oder 14. Jahrhundert hinauf gereicht hätte? Aufenthalt in der Wüste Kades, Umgehung des Gebirges Seir und Ankunft im Ostjordanland: dies dürften die am besten verbürgten Data in dieser ganzen Ueberlieferung sein. Wenn dieselbe aber als Grund für die 40 Jahre angibt, Jahve habe diese lange Wanderungszeit über die Kinder Israel als Strafe ihrer Unfolgsamkeit und ihres Mangels an Zuversicht in seinen Beistand auferlegt,

damit die ganze Generation in der Wüste umkäme und erst ihre Kinder das verheißene Land erhielten, so ist in diesen Worten vielleicht die Absicht Mose's ausgesprochen. Die Wüste sollte für das in dem üppigen Nillande erschlaffte und durch die Knechtschaft herabgewürdigte Geschlecht eine Schule der Abhärtung und Erhebung werden; das Wanderleben voll Entbehrungen und Gefahren sollte den Körper stählen und die Seele mit Entschlossenheit und Thatkraft füllen. Die Wiedergeburt des Volkes war allerdings der Zweck des Wüstenlebens, aber diese Wiedergeburt setzt nicht nothwendig eine neue fleischliche Generation voraus. Daß aber die Tage oder Jahre, die Mose mit dem heiligen Zelte in Kades am Fuße des Gebirges Seir, zubrachte, eine Läuterungszeit war, aus der das Volk aus einem mürrischen und feigen zu einem kräftigen und muthvollen wiedergeboren wurde, geht aus dem Gange der weiteren Unternehmungen hervor, als endlich Mose die zerstreuten Schaaren in der heiligen Oase von Kades um sich sammelte und den Eroberungskrieg von Neuem begann. Um die Edomiter, die ihr Geschlecht von Esau herleiteten und die er darum gleich den Moabitern und Ammonitern, den Nachkommen Loth's, zu einem gemeinsamen Bunde wider die andern kananäischen Völkerschaften zu vereinigen suchte, nicht zu beleidigen und zu Feinden zu machen, umgeht der Feldherr mit dem Heere ihr Land, indem er sich südwärts bis an den älanitischen Meerbusen (von Akaba) wendet und dann an dem Saume der arabischen Wüste hinziehend die Amoriter, die mächtigste und streitbarste Völkerschaft im Osten des todten Meeres, angreift und überwältigt. Die Weigerung des Amoriterkönigs, die fremden Kriegsschaaren durch sein Land zu lassen, nöthigte Mose zu diesem Angriff, der das treffliche Weideland von Gilead in seine Gewalt brachte; sonst hätte er sein eigentliches Ziel, das westliche Jordangebiet, zum Schauplatz seiner Kriegsunternehmung gemacht. — Daß mit dem Aufbruch von Kades ein neuer Geist, ein frischer, heiterer Lebensmuth über das Volk gekommen, bezeugen auch die beiden Gedichte, das „Brunnenlied" und das „Siegeslied auf Hesbon" (Num. 21).

Das erstere („ein Schöpfelied, wie etwa die Weiber bei dem oft so beschwerlichen Schöpfen des Wassers aus tiefem Brunnen sich gegenseitig aufmunternd singen, und wobei der eifrige Wunsch, der Brunnen möge aufsteigen, d. i. aus der Tiefe sein Wasser geben, eben im lustigen Singen und Arbeiten am besten in Erfüllung geht") gibt Zeugniß von dem freudigen Vertrauen des Volks in die Fürsten; in dem zweiten will Ewald ein Spottlied erkennen auf die Besiegten von Hesbon, worin der Dichter die entflohenen Einwohner zuerst höhnend aufrufe, in die zerstörte Stadt zurückzukehren, und dann ihren Fall als Schuld ihres früheren Unrechts wider Moab und dessen Gott Kamos darstelle. „Darum bilden denn in der spätern Erinnerung des Volkes neben dem Sinai auch das Gebirge Seir und das Gefilde Edom so wie die Wüste Paran heilige Räume der alten Geschichte, als Oerter, wo es mitten im Mangel dennoch wunderbare Rettungen erfahren und Jahve sich habe erheben sehen, um ihm im Siege voranschreitend die Völker zu erschüttern." Als Jahve dem murrenden Volke die Strafe des 40jährigen Wüstenaufenthaltes auflegte, befand sich das Heer in Kades und gleich nachher wird erzählt, wie Mose von Kades aus die Eroberung Kanaans unter-

nommen. Zur Erklärung dieses Widerspruchs schreiten die Vertheidiger des 40jährigen Zuges zu der Annahme eines zweimaligen Aufenthaltes in Kades und setzen die 37 Jahre, von denen nichts berichtet wird, „weil es nicht in der Aufgabe des Geschichtschreibers gelegen sei, die Jahre des Stillstandes und der Zerstreuung darzustellen, sondern nur von dem Fortschritt zu berichten", zwischen die erste und zweite Lagerung. Aber „der einmalige Aufenthalt in Kades wurde zu zweien aus einander genommen, und der erste nächst dem Anfange der 40 Jahre zurückverlegt, um zwischen beiden möglichst viele, 37 bis 38 Jahre unterzubringen: das Anschwellen der 4 Jahre zu 40 zog die Annahme dieses ersten Verweilens in Kades nach sich" (Hitzig). Uebrigens leiden alle Zahlenangaben in der mosaischen Geschichtserzählung an großer Uebertreibung. Die Menge der Ausgewanderten, die, wenn die streitbare Mannschaft sich auf 603,550 belief, wie die Musterrollen aufführen, zwischen 2 und 3 Millionen Köpfe betragen haben mußte, hätte weder in der Sinaihalbinsel, die gegenwärtig nicht über 6000 Einwohner enthält, neben der alten Bevölkerung längere Zeit existiren können, noch entspricht sie der späteren Volkszahl in den von den Israeliten besetzten Landschaften Kanaans.

Zur Charakterisirung dieser kraftvollen Epoche im Jugendalter des Volkes verwendet die Sage einen später entstandenen Gesang, den sie Bileam, dem Aramäer, in den Mund legt, als er von den Bergen Moabs das Volk Israel gelagert sah nach seinen Stämmen: „Wie schön sind deine Zelte, o Jakob, deine Wohnungen, o Israel! Gleich Thälern breiten sie sich aus, gleich Gärten am Strome, gleich Aloebäumen, die Jahve gepflanzet, gleich Cedern am Gewässer. Er frisset die Völker, seine Feinde, und ihre Gebeine nagt er ab, und ihre Pfeile zermalmt er. Er legt sich zur Ruhe gleich dem Löwen, wer mag ihn aufreizen? Wer dich segnet, ist gesegnet, und wer dich verfluchet, ist verflucht."

D. Besitznahme des Landes Kanaan unter Josua.

Ruben, Gad und halb Manasse lassen sich im Osten des Jordans nieder.

Als Mose, der Mann Gottes, noch am Leben war, traten die Söhne Ruben's, Gad's und die Hälfte des Stammes Manasse vor ihn und sprachen in Gegenwart des Priester Eleasar und der Fürsten der Gemeinde: „Das Land, welches Jahve geschlagen, ist ein Land für Heerden, und deine Knechte haben Heerden; drum so werde dies Land uns zum Eigenthum gegeben, laß uns nicht über den Jordan gehen." Da sprach Mose: „Sollen eure Brüder in den Streit ziehen, und ihr wollt hier bleiben? Warum wollt ihr das Herz der Kinder Israel abwendig machen vom Hinüberziehen ins Land, welches ihnen Jahve gegeben, daß es ergehe, wie zur Zeit eurer Väter in Kades?" Sie aber antworteten: „Schaafhürden wollen wir bauen für unser Vieh hier und Städte für unsere Kinder; wir aber wollen uns eilend rüsten vor den Kindern Israel her, bis wir sie bringen an ihren Ort, und wollen nicht umkehren, bis ein jeglicher seine Besitzungen eingenommen." Darauf sagte Mose zu den Häuptern der Stämme: „Wenn Ruben, Gad und halb Manasse mit allen Gerüsteten zum Streite ausziehen wollen, bis alles Land über dem Jordan von euch unterjocht ist, so gebet ihnen das Land Gilead zum Eigenthum." Und so erhielten die Söhne Ruben's das Gebiet des Königs Sihon von Aroer an, welches am Ufer des Baches Arnon lag, und alles Land um Dibon, Atharot, Hesbon und Eleale und an dem Berge Nebo; die Söhne Gad's das Land im Osten des Jordan, bis zum Fluß Jabok, mit den Städten Suchot, Jaëser, Bethonim, Betharan und den Ortschaften und Weideplätzen auf dem Gebirge Gilead; die Söhne Machir's aber vom Stamme Manasse zogen

nordwärts und wohnten in dem Reiche Og's von Basan, in Edrei und Astarot und in den Dörfern, welche sie den Ammonitern abgenommen. Und sie baueten feste Städte für ihre Weiber und Kinder, und Hürden für ihre Heerden; die streitbaren Männer aber bei vierzig Tausend zogen mit den Andern über den Jordan zum Streit in die Ebene von Jericho.

Josua, der Sohn Nun's, vom Stamme Ephraim, welchen Mose auf Jahve's Befehl zum Heerführer bestimmt hatte, ließ von Sittim aus durch zwei Kundschafter das Gebiet von Jericho ausforschen. Als diese zurückkamen und berichteten, daß die Einwohner des Landes voll Furcht und Zagen seien, es möchte ihnen ergehen wie den Amoritern in Hesbon und Basan, da gab Josua Befehl, mit der Bundeslade aufzubrechen. Und sie setzten über den Fluß und lagerten bei Gilgal, an der östlichen Seite von Jericho; und Josua richtete daselbst zwölf Steine auf, die er aus dem Jordan genommen, zum Zeichen, daß Jahve sein Volk trockenen Fußes über den Fluß geführt, wie einst ihre Väter über das Schilfmeer. Uebergang über den Jordan.

Jericho hatte seine Thore verschlossen und es ging Niemand aus noch ein. Jahve aber gebot dem Heere, sechs Tage hinter einander wie zum Kampfe gerüstet um die Mauern zu ziehen, die Bundeslade in der Mitte und sieben Priester mit Posaunen vor derselben einherschreitend. Und es geschah am siebenten Tage, als die Priester wieder in die Posaunen stießen, da erhob das Volk ein großes Geschrei, und die Mauer stürzte ein und sie erstiegen die Stadt, ein jeglicher gerade vor sich hin. Und sie nahmen Jericho ein und verbanneten (d. h. vernichteten) Alles was darin war, vom Manne bis zum Weibe, vom Knaben bis zum Greise und bis zum Rinde und Schaafe und Esel, mit der Schärfe des Schwertes. Die Stadt aber verbrannten sie mit Feuer, und Alles, was darin war; nur das Silber und das Gold und die kupfernen und eisernen Geräthe gaben sie in den Schatz des Hauses Jahve. Und Josua schwur: „Verflucht sei der Mann vor Jahve, der Jericho wieder aufbauet." Rahab aber, die Buhlerin, welche die beiden Kundschafter vor den Nachstellungen des Königs gerettet hatte, wohnete mit ihren Eltern und Geschwistern fortan unter Israel. Und es nahm Achan, der Sohn Charmi's vom Stamme Juda, etwas von dem Verbanneten und verheimlichte es. Da entbrannte der Zorn Jahve's wider die Kinder Israel, und er ließ es geschehen, daß die Bürger von Ai die Abtheilung des israelitischen Volkes, welche Josua wider die Stadt geschickt, zurückschlugen und ihrer sechsunddreißig tödteten. Da zerfloß das Herz des Volkes, und ward wie Wasser, und Josua und die Aeltesten fielen auf ihr Angesicht und streueten Staub auf ihre Häupter und klagten, daß sie nicht jenseit des Jordans geblieben. Jahve aber sagte: „Ich werde nicht mehr mit euch sein, wenn ihr nicht vertilget das Verbannte aus eurer Mitte". Darauf ließ Josua die Stämme, Geschlechter und Häuser herzutreten, um herauszufinden, wer wider Jahve gefrevelt. Und es fand sich, daß Achan einen Mantel von Sinear und 200 Seckel Silber und eine Goldstange zu sich genommen und in seinem Zelte unter der Erde verborgen habe. Da ließ Josua den Achan mit seiner Beute ergreifen, und das ganze Volk führte ihn und seine Söhne und seine Töchter und seine Rinder und seine Schaafe und Alles, was ihm angehörte, hinauf in das Thal Achor, und sie verbrannten sie mit Feuer und bewarfen sie mit Steinen und errichteten über ihm einen großen Steinhaufen. Da ließ Jahve ab von der Gluth seines Zornes, und er gebot dem Josua abermals wider Ai auszuziehen und einen Hinterhalt zu legen. Da sandte Josua in der Nacht fünf Tausend Mann ab und hieß sie lagern zwischen Betel und Ai, im Rücken der Stadt. Er selbst aber zog mit der übrigen Kriegsmannschaft in die Ebene vor der Stadt, und als die Bürger des Morgens in der Frühe einen Ausfall machten, floh Israel auf dem Wege nach der Wüste. Die Einwohner von Ai jagten Eroberung von Jericho. Fall von Ai.

ihnen nach und ließen die Stadt offen und es blieb kein Mann zurück. Als nun Josua sah, daß sie von der Stadt losgetrennt waren, reckete er den Spieß aus gegen Ai; darauf liefen die, so im Hinterhalt lagen, eilend auf die Stadt zu, nahmen sie ein und zündeten sie an mit Feuer. Und als der Rauch aufstieg gen Himmel und die Nacheilenden den Muth verloren, so kehrete Josua mit dem Volke um, und jene in der Stadt zogen ihnen entgegen, so daß die Männer von Ai mitten zwischen Israel waren, die einen von dieser, die andern von jener Seite. Und sie schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes, so daß man ihnen keinen Entronnenen und Entkommenen übrig ließ. Und es waren alle Gefallenen am selbigen Tage, Männer und Weiber von Ai, zwölf Tausend. Und Josua verbannete alle Bewohner von Ai; nur das Vieh und die Beute nahm sich Israel zum Raube, nach dem Worte Jahve's; darauf verbrannten sie die Stadt und machten sie zum ewigen Haufen der Verwüstung. Und den König von Ai hängete Josua an den Baum bis zur Abendzeit; beim Untergange der Sonne nahmen sie seinen Leichnam herab und warfen ihn an den Eingang des Stadtthores und errichteten über ihm einen großen Steinhaufen.

Die Gibeoniten unterwerfen sich freiwillig.

Als die Heviter hörten, was Josua gethan an Jericho und Ai, erschraken sie, und die Bewohner von Gibeon ersannen eine List, daß sie ihr Leben retteten. Sie nahmen alte Säcke auf ihre Esel und zerrissene und geflickte Weinschläuche und alte und geflickte Schuhe an ihre Füße und alte Kleider auf den Leib, und alles Brod ihrer Zehrung war trocken und schimmelig. Und sie gingen zu Josua ins Lager gen Gilgal, und sprachen: „Aus fernem Lande kommen wir, und nun schließet mit uns einen Bund." Josua und die Fürsten der Gemeinde, der Rede vertrauend, machten mit ihnen Frieden und Bündniß und schwuren, sie leben zu lassen. Als aber die Israeliten nach drei Tagen hörten, daß sie in ihrer Mitte wohneten und ihre Städte Gibeon, Kaphira, Beerot und Kiriat-Jearim in der Nähe wären, so entbrannte ihr Zorn; wegen des Schwures jedoch, so sie ihnen geschworen, ließen sie dieselben am Leben. Aber Josua bestimmte sie zu Holzhauern und Wasserträgern für die Gemeinde und für den Altar Jahve's bis auf diesen Tag.

Kampf wider die Amoriter vor Gibeon.

Als die Amoriter höreten, daß die große Stadt Gibeon mit Israel einen Bund geschlossen, da zogen die fünf Könige von Jerusalem (Jebus), von Hebron, von Jarmut, von Lachis und von Eglon wider sie aus, um sie für den Abfall zu strafen. Da sandten die Männer von Gibeon zu Josua in das Lager gen Gilgal und sprachen: „Ziehe deine Hand nicht ab von deinen Knechten und rette uns aus der Hand der Amoriterkönige, die auf dem Gebirge wohnen." Und Josua zog hinauf von Gilgal die ganze Nacht hindurch, und mit ihm alles Kriegsvolk und alle streitbaren Männer. Und er überfiel sie plötzlich, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an und jagete ihnen nach auf dem Wege nach der Anhöhe von Bethoron durch das Thal von Ajalon. Die Sonne aber neigete sich ihrem Untergang zu, ehe die Niederlage ganz vollendet war. Da rief Josua: „Sonne zu Gibeon, stehe stille und Mond im Thale Ajalon!" „Da stand die Sonne stille und der Mond blieb stehen, bis sich rächte das Volk an seinen Feinden", so heißt es in einem alten Spruche im Buche der Redlichen. Und zugleich ließ Jahve große Steine vom Himmel herabfallen, daß derer, die durch die Hagelsteine starben, mehr waren, als welche die Söhne Israel's erwürgten mit dem Schwert. Und es flohen jene fünf Könige und versteckten sich in die Höhle von Makeda. Als man dies dem Josua berichtete, sprach er: „Wälzet große Steine an die Oeffnung und stellet Leute davor, sie zu bewachen; ihr aber jaget nach euren Feinden und schlaget ihre Nachhut und lasset sie nicht kommen in ihre Städte." Und sie endigten die Niederlage und kehreten glücklich zurück ins Lager bei Makeda, und es spitzte gegen die Kinder Israel Niemand seine Zunge. Darauf

öffneten sie die Höhle und führeten heraus die fünf Könige, und Josua gebot den Anführern der Kriegsleute: „Tretet herzu und setzet eure Füße auf die Nacken dieser Könige." Und sie thaten so und Josua sprach: „So wird Jahve thun allen euren Feinden!" Darauf schlug er sie und tödtete sie und hängete sie an fünf Bäume; und als sie gehangen, bis die Sonne unterging, nahmen sie die Leichname herab und warfen sie in die Höhle, wohin sie sich verstecket, und legten große Steine vor die Oeffnung. Dann zog Josua vor Libna, Lachis und Eglon und nahm die Städte ein und schlug alle Seelen, die darinnen waren mit der Schärfe des Schwertes und ließ keinen Entronnenen übrig. Desgleichen that er an Hebron und Debir. Und so schlug Josua das ganze Land und das Gebirge im Süden; und Alles, was Odem hatte, verbannete er, wie Jahve geboten.

Josua's Kampf am Merom-See.

Als Jabin von Hazor, der mächtigste unter den Amoriterkönigen, die gen Mitternacht wohnten, von diesen Vorgängen hörte, da sandte er zu allen Königen auf dem Gebirge und in der Ebene und forderte sie auf, sich zu versammeln und zu streiten wider Israel. Und sie zogen aus, ein großes Volk, wie der Sand am Ufer des Meeres an Menge, an Rosse und Wagen sehr viel, und lagerten sich an dem Wasser Merom. Da kam Josua und alles Kriegsvolk mit ihm plötzlich über sie, und sie schlugen sie und jagten ihnen nach bis Sidon und bis ins Thal Mizpa gegen Aufgang und ließen keinen Entronnenen von ihnen übrig. Und Josua lähmte ihre Rosse und verbrannte ihre Wagen mit Feuer. Und sie nahmen Hazor und alle Städte jener Könige und verbrannten sie; und alle Beute und das Vieh nahmen sie zum Raube, aber die Menschen schlugen sie mit der Schärfe des Schwerts, sie Jahve verbannend und ließen Nichts übrig, was Odem hatte, wie der Herr durch Mose, seinen Knecht, geboten. Und so nahm Josua alle diese Länder ein, von dem kahlen Gebirge, das da aufsteigt gen Seir bis Baal-Gad im Thale des Libanons, am Fuße des Gebirges Hermon. Lange Zeit führete Josua Krieg mit all diesen Königen. Es war keine Stadt, die sich friedlich ergab an die Kinder Israel, außer den Hevitern, welche zu Gibeon wohneten, alle andern nahmen sie im Streit. Und sie schlugen und tödteten die Könige von Hazor, Achsaph, Megiddo, Kedes, Tirza und viele andere. Und Josua gab das Land den Stämmen Israel's zum Besitz, nach ihren Abtheilungen.

Vertheilung des Landes nach den Stämmen. Kaleb in Hebron.

Dem Kaleb, dem Sohne Jephunne's, dem einzigen, der nebst Josua die Wüstenwanderung überlebt hatte, gab er die Stadt und Umgegend von Hebron zur Besitzung darum, daß er vollkommen Jahve, dem Gott Israel's, nachgefolgt war. Kaleb unterwarf sich die umliegende Landschaft und versprach demjenigen, der ihm Debir erobern würde, Achsa, seine Tochter, zum Weibe. Da gewann Otniel, seines Bruders Sohn, die Stadt und das Weib und Kaleb gab ihr noch die Wasserquellen, die sie begehrte. Das übrige Land, von den Ufern des todten Meeres bis an die Grenzen der Philister und südwärts zu den Bergen von Edom mit allen Städten und Dörfern vertheilte Josua unter dem Stamme Juda nach den Geschlechtern. Die Vertheilung geschah nach dem Loose, wie der Herr geboten. Der Antheil der Söhne Juda's aber war zu groß für sie, darum erhielten die Söhne Simeon's das steinige Land im Süden, mit Bersaba, Molada und Horma und ihre Besitzung war mitten unter den Söhnen Juda's. Und es zog Juda mit Simeon hinauf wider die Kananiter und Pheresiter gen Besek. Und sie stritten wider Adoni-Besek und schlugen ihn und er floh. Aber sie jagten ihm nach und ergriffen ihn, und hieben ihm die Daumen an seinen Händen und seinen Füßen ab. Da sprach Adoni-Besek: „Siebenzig Könige mit abgehauenen Daumen an ihren Händen und Füßen lasen auf unter meinem Tische. So wie ich gethan, also vergalt mir Gott." Und sie brachten ihn gen Jerusalem, welches sie den Jebusitern abgenommen, die in ihrer Mitte wohneten, und er starb

Juda und Simeon.

daselbst. Und Jahve war mit Juda, daß sie das Gebirge in Besitz nahmen, aber die Bewohner der Ebene konnten sie nicht vertreiben, weil sie eiserne Wagen hatten.

Ephraim und Manasse. Dem Stamme Ephraim fiel durch das Loos das Land in der Mitte zu vom Ufer des Jordans bis nahe an die Meeresküste. Zu Silo stelleten die Kinder Israel das Bundeszelt auf, wo sich die ganze Gemeinde zu versammeln pflegte, und zu Sichem, zwischen den Bergen Ebal und Garizim, erneuerte Josua den Bund mit dem Volke unter der Eiche am Heiligthum Jahve's. Auf dem Gebirge Ephraim gen Mittag erhielt Josua von den Aeltesten des Volkes die Besitzung Timnat-Serah, die er selbst verlangt hatte; und er bauete die Stadt und wohnete darin. Auch Pinehas, der Enkel Aaron's, wohnete auf demselben Gebirge in der Stadt Gibea. Nordwärts bis zur Ebene Esdraelon (Jesreel) und zum Bache Kison siedelte sich jener halbe Stamm Manasse an, der nicht jenseit des Flusses geblieben war. Aber im Thallande und in den Städten (Endor, Taanach, Megiddo) wohnten noch Kananiter, welche die Söhne Ephraim's und Manasse's nicht vertreiben konnten. Und es redeten die Söhne Joseph's zu Josua und sprachen: „Warum hast du mir als Besitzung Ein Loos und Einen Theil gegeben, so ich doch ein zahlreiches Volk bin?" Und Josua sprach: „Wenn du ein zahlreiches Volk bist, so ziehe hinauf in den Wald und haue dir aus daselbst im Lande der Pheresiter und der Rephäer, so dir zu eng ist das Gebirge Ephraim", d. h. fälle die hohen Häupter der Feinde und erweitere dein Gebiet durch Kampf. Und die Söhne Joseph's sprachen: „Die Kananiter haben eiserne Wagen und sind mächtig, wir werden ihr Land nicht erlangen." Da sprach Josua (sie höhnend): „Du bist ein zahlreiches Volk und hast große Macht. Das Gebirge soll dir gehören: weil es Wald ist, so haue ihn aus" (d. h. wenn du die Kananiter nicht mit Gewalt zu vertreiben vermagst, so mußt du dich mit dem Gebirgsland begnügen). Als jedoch die Kinder Israel stärker wurden, machten sie die Kananiter frohnpflichtig, aber vertreiben konnten sie sie nicht. Zwischen Ephraim und Juda, da wo unweit Jericho das Volk über den Jordan gesetzt und die ersten Kriegsthaten verrichtet hatte, bekam Benjamin. der kleine Stamm Benjamin unter den Jebusitern seine Wohnsitze. Im Westen der beiden großen Stämme auf den Abhängen des Gebirges gegen das Meer zu erhielten Dan. die Söhne Dan's ihr Loos, konnten sich aber lange nicht behaupten. Späterhin zogen sie hinauf nach dem äußersten Norden und stritten mit der Stadt Lesem oder Lais und schlugen sie mit der Schärfe des Schwertes und nahmen sie in Besitz und wohneten darin und nannten Lesem Dan nach dem Namen ihres Vaters. Denn Lais lag im Thale des oberen Jordan, fern von Sidon, der Mutterstadt, und das Volk war ruhig und sicher gewesen, und hatte nichts zu thun mit Menschen. In den nördlichen Theilen des Landes erloos'ten auch die übrigen Stämme ihre Besitzungen. Zunächst an Ephraim bis zum Berg Tabor auf der grasigen Hochebene von Jesreel ließ Isaschar. sich der Stamm Isaschar nieder, weiterhin im Westen des Sees Genezaret wohnten Sebulon. Asser. Naphtali. die Geschlechter von Sebulon; Asser erwarb sich die fruchtbaren Anhöhen vom Berge Karmel bis nach Kana unweit der Grenzen von Tyrus, und Naphtali, „eine schlanke Terebinthe mit schönem Wipfel", wohnte nach seinen Geschlechtern am obern Jordan und am Ufer des Sees Merom. Das sind die Besitzungen, welche austheileten Eleasar, der Priester, und Josua, der Sohn Nun's, und die Stammhäupter der Kinder Israel durchs Loos zu Silo, vor der Thüre des Versammlungszeltes. Zu-Freistädte. gleich heiligten sie die Freistädte, wohin fliehen könne, wer Jemand aus Versehen erschlagen, daß er nicht sterbe durch die Hand des Bluträchers, und bestimmten dann Levitenstädte. dem Stamme Levi nach seinen Geschlechtern die Städte und Bezirke, die ihnen eigen sein sollten im ganzen Lande. Hierauf entließ Josua die Rubeniten, Gaditen und den halben Stamm Manasse, die ihre Brüder im Kampfe nicht verlassen hatten, in das

Land Gilead, ihr Eigenthum, und segnete sie. Und sie kehrten zurück zu ihren Zelten mit vielem Vieh, mit Silber und Gold und reicher Beute.

Als Josua alt geworden, rief er die Aeltesten von Israel, und die Häupter, Richter und Vorsteher vor sich nach Sichem und sprach: „Ihr habt gesehen, was Jahve, euer Gott, gethan an all diesen Völkern vor euch. Er hat euch ein Land gegeben, welches ihr nicht bearbeitet, und Städte, die ihr nicht gebauet, und Weinberge und Oelberge, welche ihr nicht gepflanzet. Und nun fürchtet Jahve und dienet ihm mit Aufrichtigkeit und Treue und entfernet die Götter, welchen eure Väter gedienet jenseit des Stromes (Euphrat) und in Aegypten. Und gefällt es euch nicht, dem Jahve zu dienen, so wählet euch heute die Götter, denen ihr dienen wollet; ich aber und mein Haus wollen dem Jahve dienen." Da antwortete das Volk: „Fern sei es von uns, Jahve zu verlassen, auch wir wollen ihm dienen, denn er ist unser Gott." Da schloß Josua einen Bund mit dem Volke und stellete ihm Gesetz und Recht zu Sichem und richtete einen großen Stein auf unter der Eiche, welche am Heiligthum Jahve's stand, daß er Zeuge sein solle der Worte, die sie geredet. Darauf starb Josua hundertundzehn Jahre alt und sie begruben ihn in seiner Besitzung zu Timnat-Serah, auf dem Gebirge Ephraim. Und die Gebeine Joseph's, welche die Kinder Israel heraufgebracht aus Aegypten, begruben sie zu Sichem, auf dem Stück Felde, welches Jakob erkauft.

Josua's Ausgang.

In dem Buch Josua wird der rasche Sieges- und Eroberungszug eines von religiöser Begeisterung getriebenen und von einem geschickten Heerführer zusammengehaltenen und in Bewegung gesetzten Volkes dargestellt. Trägt auch die Geschichtserzählung in ihrer jetzigen Gestalt durchweg den Charakter einer im theokratischen Sinne durchgeführten Legende, so läßt sich doch in einzelnen Stellen noch der kräftige volksthümliche Geist der ursprünglichen Ueberlieferung und der Aufschwung einer siegesfrohen, gottbegeisterten und thatkräftigen Zeit erkennen. Von **Gilgal** aus, wo nach dem Uebergang über den Jordan das erste Lager aufgeschlagen wird, wird **Jericho**, die feste Hauptstadt der Gegend, im ersten Sturm erobert; jedenfalls wider Erwarten schnell und vielleicht durch Verrath, worauf die Nachricht von der Unterkunft der Spione bei der Rahab deutet. Der Fluch Josua's über Jericho, das nicht wieder aufgebaut werden soll, ist folgelos geblieben, da die Stadt gleich wieder zur Zeit der Richter eine Rolle spielte. Der Umstand, daß vor Ai das ganze Volk jammert und weint, als 36 Mann gefallen, steht wieder im grellen Contrast zu der Zahlenangabe, wonach die waffenfähige Mannschaft der „großen Armee" Napoleon's gleich gekommen wäre. Uebrigens wurde der Ueberlieferung von dem anfangs gescheiterten Angriff auf **Ai** und dem nachmals mittelst einer Kriegslist erlangten Sieg (auf ähnliche Art soll Domitius Calvinus die etruskische Stadt Luna erobert haben) in der Folge ebenfalls eine Färbung in priesterlichem Interesse gegeben, damit die Pflicht der Tempelgaben recht eingeschärft würde und das Gesetz (Lev. 27, 28), daß Alles, was Jahve geweiht worden, sei es Mensch oder Thier oder Frucht des Feldes, weder verkauft noch gelös't, sondern als göttliches Eigenthum verbannet, d. h. vernichtet werden solle, seine praktische Geltung bekäme. Andererseits erhellt aus dem barbarischen Gericht, welches über die Familie

Geschichtlicher Hergang.

Jericho und Ai.

Achan's ergeht, daß damals die Bestimmung Deuter. 24, 16 noch nicht in Geltung gestanden haben kann.

Gibeon. Beide Städte, Jericho und Ai, wurden zerstört, damit nicht der neue Bundessitz Gilgal Gefahr leide. Der Schrecken hierüber war ein so großer, daß die Heviter in der benachbarten Stadt Gibeon sich um Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit Israel bewarben. Ihr Abfall zu Israel war aber ein zu gefährliches Beispiel für das herrschende Volk, als daß man nicht mit aller Macht hätte versuchen sollen, die Abtrünnigen zu züchtigen. In der priesterlichen Einkleidung wird die freiwillige vertragsmäßige Uebergabe der Gibeoniten, vielleicht gegen gewisse Leistungen an die Israeliten, als eine Ueberlistung Josua's dargestellt, um, da doch nach dem göttlichen Gebot alle Kananäer getödtet werden sollten, ihre Verschonung zu erklären. Von ihrer Verurtheilung als Tempelknechte, wodurch dem göttlichen Gebote einigermaßen Genüge geschehen wäre, findet sich in der Folge keine Spur. Ein rascher Nachtmarsch Josua's rettete sie übrigens jetzt vor der Rache der Amoriter. Die lebendige Darstellung von dem Treffen im Thale Ajalon, östlich von Gibeon, ist einer alten Ueberlieferung entnommen, wie aus dem Volksspruch von dem Stillestehen der Sonne und des Mondes erhellt, worin die Tradition die rasche Entscheidung des Sieges in der Abendstunde angedeutet und dem Gedächtniß überliefert haben mochte. An dieser hebräischen Hyperbel wäre bekanntlich noch fast dreitausend Jahre später beinahe die Entdeckung des Coppernicus gescheitert. Der geschichtliche Hergang scheint folgender gewesen zu sein: fürchtend, daß die Nacht zu frühe eintreten und die Mühen des Tages vereiteln möchte, verdoppelte Josua seine Anstrengungen und die frische Entschlossenheit der letzten Stunde führte eine so rasche Entscheidung herbei, daß es schien, als ob die untergehende Sonne und der im Osten aufgehende Mond so lange warteten, bis der vollständigste Sieg den mühevollen Tag gekrönt hätte. „War aber die letzte Entscheidung so unerwartet und so gewaltig," sagt Ewald, „so kann es nicht sehr auffallen, wenn nun die in aller wilden Hast auf den südwestlichen Abhängen des Gebirges hinfliehenden Feinde sich auch wie von einem Regen großer Hagelsteine und vom Himmel selbst verfolgt fühlten."

Das Treffen im Thale Ajalon.

Die Israeliten in der ersten Zeit der Eroberung. Oft schon hat man die Eroberung des Landes Kanaan mit der dorischen Besitznahme des Peloponnes verglichen. Auf beiden Seiten angebliche alte Besitztitel, daher auch angebliche Rückkehr der Eroberer und angebliche Verloosung des Landes. Auf beiden Seiten allmähliche Unterdrückung der alten Bewohner durch die neuen, die dem Ganzen nunmehr den Stempel ihres Wesens aufdrücken. Auf beiden Seiten die Ergebnisse jahrhundertelanger Kämpfe zusammengedrängt auf die Lebensdauer eines Heroengeschlechtes. Zwar wäre die rasche Eroberung des Landes an sich in der Geschichte nicht ohne Beispiele. Auch die vom Islam begeisterten Araber unterwarfen große Länder im raschen Siegeszug. Aber die ganze folgende Geschichte und die Darstellung im Buche

Josua selbst verräth, daß von einer Unterwerfung des Landes bis über den Merom-See hinauf im ersten Sturm die Rede nicht sein kann. Unwahrscheinlich in hohem Grade bleibt selbst die Annahme, daß es durch das heilige Loos unter die einzelnen Stämme vertheilt worden sei, in der Voraussetzung, daß jeder den ihm zugefallenen Antheil nachgehends mit dem Schwerte zu behaupten oder vollends zu unterwerfen wissen werde. Wenigstens machen die Berichte von der späteren wirklichen Besitznahme der verschiedenen Landestheile durch die betreffenden Stämme durchaus nicht den Eindruck, als ob es sich dabei nur um Eroberung von schon zum voraus in Aussicht genommenen und bestimmt abgegrenzten Landestheilen gehandelt habe. Die so genaue Verzeichnung der Grenzen und Orte in der Gaubeschreibung scheint daher auf einen spätern Ursprung des Vertheilungsplanes nach idealem Maßstab hinzudeuten. Vollends undenkbar wird aber der Bericht, wenn er voraussetzt, daß schon während des siebenjährigen Krieges Josua's sämmtliche Kananäer ausgerottet worden seien. Zwar läßt die blutige Sage bei jeder Gelegenheit solche Radicalmittel in Anwendung treten. Es hat sich aber schon mehrfach herausgestellt, daß die Stärke der israelitischen Heeresmacht bedeutende Uebertreibungen erfahren hat. Nur bei absoluter Uebermacht wäre ein definitiver Sieg mit nachfolgender Ausrottung möglich gewesen. In Wirklichkeit dagegen sind dem Kriegshelden Josua einige erfolgreiche Hauptschläge gegen die Macht der Kananäer gelungen. Damit kann aber zusammenbestehen, daß die am einen Ort Geschlagenen sich am anderen zu um so kräftigerem Widerstande gesammelt haben. Als vollends durch Josua's Tod die vereinigende und concentrirende Kraft dahingeschwunden, erholten sich die kananäischen Völkerschaften wieder allenthalben und begannen, gestützt auf ihre überlegene Kriegführung, den Kampf aufs Neue. Gelang es auch den Israeliten, die Berghöhen zu besetzen, weil die Eingebornen, die mit Rossen und Kriegswagen kämpften, dahin nicht zu dringen vermochten, so blieben dagegen die Ebenen und fruchtbaren Thäler und die Städte großentheils in der Gewalt der Eingebornen und ihrer streitbaren Könige. Die Hebräer, die nur zu Fuß und mit den einfachsten Waffen kämpften, die noch in späterer Zeit einen Widerwillen gegen Rosse, Kriegswagen und Festungen hatten, die den gefangenen Schlachtpferden die Fußsehnen abschnitten und noch lange die Sitte festhielten, auf Eseln zu reiten, waren nicht im Stande, in der ersten Zeit nach der Eroberung die durch das Loos ihnen zugetheilten Landschaften in Besitz zu nehmen oder auf die Dauer zu behaupten. Sie lebten noch lange zerstreut zwischen den fremden Völkerschaften, und manche mochten auch wohl, wie wir oben gesehen, in Dienstverhältnisse zu den reichen Bewohnern der phönizischen Küstenstädte getreten sein. War von jeher der Zusammenhang unter den einzelnen Stämmen ein loser, so daß nur kräftige Führer wie Moses „der Prophet" oder Josua, sein „Diener" und Jünger, die Vereinigung mit starker Hand zu erzwingen vermochten, so löf'te sich jetzt die Gemeinschaft auf, und es blieb bei der allgemeinen

Zerrissenheit jedem Stamm überlassen, sich sein Loos zu erkämpfen und seine Verhältnisse zu ordnen, so gut er vermochte. Zu einer dauernden Eroberung und Abrundung des ganzen Landes aber kam es um so weniger, als auch die Eingebornen, von denen beim ersten Andrang viele nach den phönizischen Colonien ausgewandert sein mochten (s. S. 491, 507), wieder zurückkehrten und, indem sie sich in ihren alten Sitzen neben den Israeliten behaupteten, die Auflösung der Einheit und Stammgemeinschaft der neuen Ansiedler beförderten. Nicht nur die Küstenstädte kamen nie in die Gewalt der Israeliten, die somit vom Meere ganz ausgeschlossen waren, auch im innern Lande blieben die meisten festen Orte in den Händen der Kananäer. Dies gilt vor allen von Jebus (Jerusalem) im Stammlande Benjamin, so daß also die Erzählung von Adoni-Besek in die Urzeit verlegt, was erst unter David Wirklichkeit geworden ist; aber auch von Geser im westlichen Theil von Ephraim; Betsean, Taanach, Dor, Jibleam, Megiddo u. a. in Manasse; Kitron und Nahalol in Sebulon; Achlab, Achsib, Rehob in Asser; Betsemes und Betanat in Naphtali u. a. Asser und Naphtali wohnten „mitten unter den Kananäern".

Ephraim. Ephraim-Manasse war in der ersten Zeit der Eroberung der wichtigste Stamm und zumal in Verbindung mit Juda stark genug, sich in der Mitte und im Süden einen festen Besitz mit grünen Hügeln und Fruchtfeldern, mit Oelbäumen und Rebenpflanzungen zu erkämpfen und einige verwandte Stämme zu einer Gruppe zu vereinigen (Juda mit Simeon, Ephraim mit Manasse und Benjamin). So war denn auch das von Ephraim-Manasse besetzte Land der Mittelpunkt des Reiches. Darum erscheint in der Sage nach Gilgal zunächst Silo als stehender Lagerplatz des Volkes, von wo aus die kriegerischen Expeditionen erfolgen, und zugleich auch als der Sitz der Bundeslade, des Nationalheiligthums. Dieser Ort scheint auf die Entwickelung des israelitischen Volksgeistes eine Zeit lang einen ähnlichen Einfluß geübt zu haben, wie Delphi auf die Bildung des hellenischen Volkes. Hier wurde das Feuer der Religion am treuesten gehütet, während das gleichfalls in Ephraim gelegene Sichem Vereinigungsort der Landsgemeinde und darum mehr von politischer Be-
Juda. deutung war. — Wenn der Stamm Joseph (Ephraim-Manasse) „an alterthümlichem Ruhme und ererbter Würde, an Kenntniß der Künste des Lebens und an gesetzgeberischer Weisheit" lange hervorragte, so hatte Juda-Simeon den Vorzug fester innerer Einheit und strenger Mannszucht. Der weniger üppige, doch nicht unergiebige Boden war geeignet, seine Bewohner zu dem kräftigsten und zähesten Volke Kanaans zu bilden. Als Vorbild dieser kriegerischen Vorzüge kann Kaleb gelten, der Fürst des Gebietes von Hebron, um den sich der Stamm ansiedelte. Die Landschaft um Hebron war durch künstliche und emsige Bebauung des Bodens blühend und reich. Die Erzählung, wie Kaleb's Tochter Achsa, plötzlich vom Reitesel auf die Erde fallend, von dem ängstlich besorgten Vater zu dem dürren Südlande der Stadt Debir auch noch ein fruchtbares Ackerland, „Oberquell" und „Unterquell" genannt, für ihren Mann Otniel als Brautgabe listig erworben habe, erinnert an die erzväterischen Sagen. Entschieden zu kurz kam der Stamm Simeon; erst mit der Zeit erhielt er gemeinschaftlich mit Juda die kleinen unfruchtbaren Bezirke am südlichen Saume gegen Edom hin. Im Süden durch die Wüsten und Berge, im Osten durch das todte Meer geschützt, bildete sich auf solchem Wege Juda-Simeon zu einem abgeschlossenen starken Gemeinwesen und

widerstand der steigenden Auflösung der Stämme durch innere Kraft und Einheit. — Wenn das Gebiet, welches noch Mose selbst nach einigem Bedenken den Stämmen Ruben, Gad und halb Manasse jenseit des Stromes zugetheilt haben soll, an Umfang viel größer erscheint, als die entsprechenden Stammtheile im diesseitigen Lande, so lag die Ursache darin, daß dort der größte Theil des Volkes mehr der Viehzucht und dem Zeltenleben ergeben blieb; Stämme aber, welche Viehzucht dem Ackerbau vorziehen, breiten sich gern weit aus. Ohne Zweifel haben sie ihre Bezirke in Besitz genommen, ohne sich viel um die übrigen Stämme zu kümmern, und es erscheint sehr fraglich, ob sie wirklich je mit über den Jordan gezogen sind. Doch blieben Gad und Manasse mit der Gesammtheit des Volkes stets in näherer Verbindung, während Ruben, mehr und mehr nach der Wüste vorgedrängt, mit der Zeit verwilderte und, der echthebräischen Geschichte entfremdet, endlich als ein „absterbender Stamm" betrachtet werden konnte. In der hebräischen Geschichtschreibung verlor sich mit der Zeit das Bewußtsein der Stammunterschiede bei dem Volke jenseit des Jordans, daher es gewöhnlich als Bewohner des Landes „Gilead" bezeichnet wird. — Dagegen kamen die vier nördlichen Stämme, Asser, Sebulon, Isaschar und Naphtali, erst spät zu einem gesicherten Besitzthum und Dan mußte die Hoffnung, sich mit Hülfe von Juda und Ephraim auf den Gebirgshöhen von Ekron im Philistäerland ein Besitzthum zu erwerben, großentheils aufgeben und sich im äußersten Norden, am Fuße des Hermon, ansiedeln. „Dennoch wußte sich Dan den Ruf eines der kühnsten und streitbarsten Stämme zu bewahren, wovon der leuchtende Widerschein in vollen Strahlen auf seinen großen Helden Simson fällt."

Die jenseitigen Stämme.

Zu den bei der Eroberung des Landes weniger vom Glück begünstigten Stämmen gehört endlich auch Levi. Derselbe scheint bei der Landeseroberung zersprengt worden zu sein, und noch im „Segen Jakob's" tritt diese Besitzlosigkeit als Folge eines Fluches auf und wird, ähnlich wie bei Simeon, aus einem in alter Zeit begangenen Mord erklärt (Gen. 49, 5—7). In unserem Buche Josua wird freilich aus der Noth eine Tugend gemacht, der Fluch in Segen verwandelt: „Dem Stamm Levi gab er keinen Besitz; das Opfer Jahve's, das ist ihr Besitz" (13, 14). Auf keinen Fall aber kam die Bestimmung, daß ihnen außer den Opfern und Zehnten 48 über das ganze Land zerstreut liegende Städte nebst den dazu gehörigen Weidetriften als der von allen Stämmen dem Jahve geweihte Antheil der Beute zugewiesen werden sollten, zur Ausführung. Wie die angebliche Landesvertheilung selbst so scheint auch dieser Plan nur in der Idee bestanden zu haben und ein unbefriedigter Anspruch der levitischen Priesterkaste geblieben zu sein, welche zwar ihren wirklichen Ursprung in dem, unter David aufgekommenen Priestergeschlecht Zadok's besitzt, in der priesterlich beeinflußten Tradition jedoch als Fortsetzung des altmosaischen Stammes Levi gilt. Wie unhistorisch in dieser Beziehung namentlich die Angaben des Buches Josua sind, ersieht man schon daraus, daß die Priester nach Jos. 21 in den Stämmen angesiedelt werden, welche Jerusalem zunächst lagen, als ob dieses bereits Mittelpunkt des israelitischen Cultus, ja überhaupt eine israelitische Stadt gewesen wäre. Auch die Geschichte vom Altar, welchen nach Jos. 22 die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse am Jordan bauen, ist von dem Deuteronomiker im Sinne der Centralisation des Cultus in Jerusalem überarbeitet worden, nachdem der jahvistische Erzähler in einem Altar außerhalb des gelobten Landes den Versuch, sich von Jahve loszumachen, gesehen hatte.

E. Die Zeit der Richter.

Verschiedene Lebensweisen. Die Verbreitung des Volkes Israel über ein ausgedehntes Land und die Ansiedelung der einzelnen Stämme zwischen Völkerschaften, die den Einwanderern an Bildung, Kriegsmacht und bürgerlicher Ordnung weit überlegen waren, hatten den größten Einfluß auf die religiöse und geistige, wie auf die politische und sociale Entwickelung und Ausbildung der Hebräer. Die Natur und Beschaffenheit der neuen Wohnsitze, der Charakter der umwohnenden Völkerschaften und viele andere Umstände führten bei den einzelnen Stämmen verschiedene Lebensweisen herbei. Der Ackerbau, der nach dem später redigirten Gesetz des Mose die ausschließliche Beschäftigung des Volkes bilden sollte, konnte in dem Gebirgslande immerhin nur unvollständig zur Anwendung kommen. In vielen Gegenden war das Volk auf die Wartung der Heerden gewiesen, und die Stämme jenseit des Stromes blieben dem alten Nomadenleben treu. „Warum saßest du zwischen den Viehhürden," ruft Debora dem Stamme Ruben zu, „um zu hören das Flöten der Heerden?" Die Stämme der nördlichen Gruppe dagegen, deren Wohnsitze mehr von kananäischen Völkerschaften durchbrochen waren, fanden Gefallen an dem städtischen Leben, dessen Wirkungen sie in der Nähe erblickten, und dienten in den phönizischen Handelsstädten als Lastträger, Tagelöhner, Schiffleute u. dgl., ein gesichertes Unterkommen in Dienstbarkeit den Mühseligkeiten eines armen Lebens in Freiheit vorziehend. Darum heißt es im Siegeslied der Debora: „Asser saß am Gestade des Meeres und ruhete an seinen Buchten," und von Dan: „warum war er Fremdling auf Schiffen?"

Auflösung der Reichsgemeinschaft. Die nächste Folge dieser Verschiedenheit in den Berufs- und Lebensformen war die gänzliche Auflösung aller Ansätze zur Reichsgemeinschaft, das immer mehr abnehmende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit; die Zersplitterung der Interessen. Israel zerfiel in eine Anzahl von unabhängigen Völkerschaften, von denen jede — die mächtigen Stämme Ephraim und Juda voran — für sich lebte, z. Th. auch wieder in kleinere Gaugenossenschaften mit beschränkten Sonderinteressen aus einander ging. Da sonach jeder Stamm zur Bewältigung der ihm drohenden Feinde und der vielfachen Schwierigkeiten, die in seinen Weg traten, auf die eigene Kraft und Anstrengung gewiesen war, so mußte bald das geschichtliche Leben in das der Stämme übergehen. *Verfall der Religion.* Das religiöse Band, das an das Nationalheiligthum in Gilgal, dann in Betel, später in Silo geknüpft war, wurde immer lockerer. Eine eigentliche Cultuseinheit liegt im ursprünglichen Wesen der Jahvereligion nicht begründet; sie hat auch während der ganzen Richterzeit und noch lange nachher gefehlt. Besonders hohe Berge in ihrer Erhabenheit und Einsamkeit galten als „Gottesorte", zum großen Theil wohl schon bei den Kananäern, und wie die Berghöhen, so galten in den Augen

des Volkes auch weitschattige Bäume als Heiligthümer. Ein einfacher, aus unbehauenen Steinen errichteter Altar genügte dem Cultusbedürfnisse. Einen solchen Altar errichteten schon um Josua's Zeit die Hirtenstämme jenseit des Jordans. Unbefangen wird Jahve selbst auch unter dem Namen Baal verehrt, und israelitische Knaben heißen z. B. Jerubbaal („Fürchtet den Baal"), Isbaal („Mann des Baal"), Meribaal („Mein Herr ist Baal"). Aber die kananäischen Einflüsse sollten bald noch viel tiefer in Herz und Mark des israelitischen Volkes eindringen. „Mosaismus und Heidenthum lagen neben einander; ein Gährungsprozeß, befördert durch mannichfaches Umschütteln in Folge der äußeren politischen Verhältnisse, sollte erst dazu dienen, den lauteren Wein des Mosaismus von der trüben Hefe der Abgötterei zu sondern" (Merx). Die grobe Sinnlichkeit der kananäischen Culte konnte nicht verfehlen, Eindruck auf das noch unerzogene Volk zu machen, welches auch noch viel später fortwährend seine „Steifnackigkeit" in der Anziehungskraft an den Tag legte, welche der Dienst der Naturgottheiten Kanaans auf es ausübten. Weit entfernt davon, sich von der Urbevölkerung abzusondern oder dieselbe gar auszurotten, gingen die Sieger vielmehr unbedenklich mannichfache Verbindungen mit derselben ein, wodurch die Strenge der Volkssitte und Religion abgeschwächt werden mußte. Die nördlichen Stämme insonderheit nahmen mit der Cultur und den Künsten der benachbarten Städte auch das phönizische Religionswesen und den heidnischen Cultus an; und wenn auch der sinnliche Götzendienst noch nicht die weite Verbreitung fand, wie in den Zeiten der Könige, so gewöhnte man sich doch daran, die Gottheit im Bilde zu verehren. Damit war aber der erste Schritt zum Heidenthum gethan, denn den geistigen Jahve der mosaischen Religion vermochte kein Künstler in Körpergestalt zu fassen. Deshalb wurde schon in alter Zeit das Nordland als „Heidenmarke" bezeichnet. Die Erzählung von dem Schnitz- und Gußbilde, welches ein Mann vom Stamme Ephraim, Namens Micha, von einem Goldschmied machen ließ und in seinem Haustempel neben den übrigen Teraphim (Hausgöttern) aufstellte und welches dann die Söhne Dan's auf ihrem Eroberungszuge nach der Stadt Lais raubten, kann als Beispiel dieses Uebergangs zum Bilder- und Götzendienst dienen. „Die tiefern mosaischen Begriffe verloren allgemach ihre Schärfe und Frische, je weiter der helle Tag der mosaischen Zeit in dem fernen Nebel der Geschichte unterging" (Ewald), und wenn auch anfangs das Volk noch meist seinen Jahve „in der Art und Gestalt seiner alten Hausgötter sehen, ihn als schmuckes Bild in seinem Hause aufstellen und so Orakel bei ihm suchen mochte", so wurde doch frühzeitig eine sinnlichere Auffassung herrschend. Der Molochdienst der Kananäer findet sogar in Israel ein Seitenstück, wenn Jephtah seine Tochter dem Jahve zum Opfer weiht. Aber auch die phönizischen Götter selbst fanden allenthalben Aufnahme. Namentlich machten Baal und Astarte dem Jahve immer gefährlichere Concurrenz. Gideon begann seinen Heldenlauf damit, daß er den Altar, den sein Vater in Ophra dem Baal errichtet hatte,

zerstörte und die Bäume der Astarte fällte, zum großen Aerger des Volkes; aber aus der Siegesbeute der Midianiter ließ er dann selbst ein mit Gold überzogenes Gußbild des Jahve machen und stellte es zur allgemeinen Verehrung in seiner Vaterstadt auf; aber „es war dem Gideon und seinem Hause zum Fallstrick“. Wenn sonach die Geschichte von Micha zeigt, wie ein jahvistisches Privatheiligthum zum Stammheiligthum wurde, so das Beispiel Gideon's, wie selbst ein Großer in Israel sich durch Aufstellung eines Gottesbildes bereichert, welches viele Pilger an sich zieht. Aus beiden Erzählungen geht endlich auch hervor, wie wenig die traditionelle Vorstellung von einer abgeschlossenen Priesterkaste, deren ausschließliches Vorrecht der Gottesdienst gewesen wäre, in diese Zeit paßt. Es läßt sich nur beweisen, daß einzelne Uebriggebliebene des Stammes Levi die Ausübung priesterlicher Functionen an sich zu ziehen beginnen. Aber arm und wenig geachtet mußten sie nach Brod gehen und sich dem Willen derjenigen fügen, die bereit waren, ihre Dienste zu lohnen. Daher das im „Segen Jakob's“ angedeutete Umherirren brodsuchender Leviten. Da nämlich noch keineswegs das religiöse Gebot Existenz und Geltung hatte, daß nur Priester sich Jahve nahen dürften, vielmehr auch Laien ihre Ziegenböcke und Schaafe auf den Altären opfern und Jahve durch Looswerfen um Rath fragen konnten, so waren die Subsistenzmittel der Leviten sehr unsicher. Gerade aus der Geschichte Micha's erhellt, daß man einen Leviten, wo er zu haben war, unter Umständen für das Priesteramt vorzuziehen beginnt; nothwendig aber ist er noch lange nicht. Die Hauptverrichtung dieser Priester aber war von Haus aus weniger das Opferritual. Dieses war noch einfach genug, um auch von Ungeübten besorgt werden zu können. Wohl aber bildete das Ertheilen von Orakeln ein Geheimniß der Priesterschaft. Das Wahrsagen durch die Schicksalsloose scheint ihr einträglichstes Geschäft gewesen zu sein. Zu dem Zweck trugen sie eine Tasche mit Loosen auf der Brust, eine Sitte, welche zu den späteren Urim und Thummim („Licht und Recht“), Veranlassung gab. Hieraus erklärt sich zugleich das mit der Zeit sich einstellende Privilegium der Priester. Nicht Jeder traute sich zu, die Zeichen deuten zu können, daraus im speciellen Fall der Wille Gottes zu erkennen war. Und doch bestand bei jeder entscheidungsvollen Unternehmung ein Bedürfniß, diesen Willen zu kennen, ein Orakel zu empfangen. Noch lange führen israelitische Fürsten auf ihren Kriegszügen Priester mit sich, welche nicht blos für sie und das Heer Opfer darbringen, sondern auch den göttlichen Willen erkunden. Denn die hierfür erforderliche Kenntniß und Fähigkeit schien sich nur im Kreise bestimmter Genossenschaften in erblicher Uebung fortpflanzen zu können. Bei den Hebräern insonderheit trat mit der Zeit der, im Uebrigen leer ausgegangene, weil fast vernichtete Stamm Levi in diese Leistungen ein. Sollte wirklich Mose diesem Stamm angehört haben, so wäre es denkbar, daß er hierzu selbst irgendwie die Hand geboten. Später suchten die Priesterschaften an hervorragenden Heiligthümern wie zu Silo, Nob, Versaba,

Gibea, Dan, ihren genealogischen Zusammenhang mit dem Stamm Levi nachzuweisen, und als schließlich das Gesetz redigirt ward, stand die Voraussetzung fest, daß alle Priester und Leviten ihm angehören.

Die Erzählung von Micha's Bilderdienst findet sich Richt. 17 und 18. Micha, ein Mann vom Gebirge Ephraim, hatte ein seiner Mutter anvertrautes erbliches Vermögen von 1000 Silberlingen an sich genommen und damit gewuchert. Als er der Mutter nach einiger Zeit die Summe zurückgab, ließ sie ihm um 200 Sekel Silber vom Goldschmied ein geschnitztes und gegossenes Bild machen. Micha stellte das Bild neben seinen übrigen Teraphim in seinem Gotteshaus auf und setzte zuerst einen seiner Söhne als Priester ein; als aber ein Levit aus Betlehem-Juda an das Haus Micha's kam, nahm er diesen zum Priester an und gab ihm jährlich zehn Sekel Silbers und einen Anzug Kleider und Nahrung. Und der Levit ließ es sich bei ihm gefallen und war ihm wie einer seiner Söhne. Zu derselben Zeit schickten die Söhne Dan's, die noch keine Besitzung zum Wohnen hatten, fünf Kundschafter aus, um das Land im Norden zu erforschen. Sie übernachteten in dem Hause Micha's auf dem Gebirge Ephraim, und der Levite, den sie an der Aussprache erkannten, gab ihnen ein günstiges Orakel für ihr Unternehmen. Sie erforschten Lais, die Stadt der Sidonier und kehrten zu ihren Brüdern zurück und forderten sie auf, gegen die Stadt zu ziehen. Da brachen die Daniten auf, 600 Mann, gerüstet mit Kriegswaffen, und als sie an das Haus Micha's kamen, stiegen die fünf Kundschafter in das Gotteshaus und nahmen das geschnitzte Bild und das überzogene Bild und die Teraphim und das gegossene Bild. Und sie sprachen zu dem Priester: „Schweige und gehe mit uns. Ist es besser für dich Priester zu sein für das Haus Eines Mannes, oder für einen Stamm und ein Geschlecht?“ Da ward das Herz des Priesters froh und er ging mit ihnen. Micha und seine Leute zogen ihnen nach und stelleten sie zur Rede, daß sie ihm die Götter geraubt und den Priester weggeführt hätten; als sie ihn aber bedrohten und er sah, daß sie stärker waren als er, kehrte er zurück in sein Haus. Und als sie die Stadt Lais eingenommen, stelleten sie das geschnitzte Bild Micha's daselbst auf; der Levit aber, der mit ihnen gezogen, war ein Enkel Mose's; und er und seine Söhne waren Priester des Stammes der Daniten. *Micha's Bilderdienst.*

Wenn auch ausnahmsweise und selten, so weckte doch hier und da die Noth in einigen Stämmen wieder das schlummernde Bewußtsein der Verwandtschaft und Nationalität. Im Norden Kanaans scheint eine Zeit lang ein Städtebund bestanden zu haben, der Sichem zum Vororte hatte, wie man aus dem Namen des hier verehrten „Bundesgottes“ (Baal-berit) schließen wollte. Dagegen fehlte jede organische Staatsordnung, jede Art von Bundesobrigkeit, welche dem Auseinanderfallen der Volkstheile hätte steuern und die Gesammtkraft der Nation zu einem gemeinsamen Unternehmen hätte aufbieten können. Jeder Stamm war sich selbst überlassen und focht im Falle eines Angriffes seine eigene Fehde aus. Gelang es bisweilen einem hervorragenden Führer, einzelne Nachbarstämme durch ein Bündniß zu gemeinschaftlichem Handeln zu vereinigen, so zürnten nicht selten die andern, daß man sie nicht beigezogen. Besonders war Ephraim stets mit Neid erfüllt, wenn andere sich durch glückliche Unternehmungen hervorthaten. Gideon konnte nach seinem Sieg über die Midianiter nur durch kluge Vorsicht einen Streit mit Ephraim abwenden und Jephtah mußte wirklich mit ihnen kämpfen, als er die Ammoniter überwunden hatte. Seit der *Auflösung der politischen Bande.*

schweren Niederlage, welche bei dieser Gelegenheit die Ephraimiten erlitten, ging die Hegemonie, wenn bei der allgemeinen Zerfahrenheit von einer solchen zu reden ist, auf Juda über. Auch das konnte vorkommen, daß der kleine Stamm Benjamin und eine Stadt in Gilead sich einem Beschluß der gesammten Volksgemeinde auf einem Landtage in Silo widersetzten, als jene Schandthat in Gibea, die in den Ausführungen ihre Darstellung finden wird, ein kräftiges Einschreiten wider die einreißende Entartung nothwendig machte.

Nicht minder locker war der Zusammenhang der alten Geschlechtsverbände unter den Stämmen selbst. Die mosaische Einrichtung, welche die natürlichen Bande der Blutsverwandtschaft und Pietät zur Begründung einer anerkannten und rechtmäßigen Autorität benutzt hatte, gerieth in den neuen Wohnsitzen in Verfall. Mochten auch diejenigen Stämme, die ein zusammenhängendes Gebiet erworben hatten, wie Ephraim und Juda, noch der alten Ordnung treu bleiben, so wurde dagegen in solchen Stämmen, wo die Wohnsitze unterbrochen waren und sich einzelne Schaaren unter kühnen Führern Besitzungen mit dem Schwerte erwarben, die natürliche Verbindung der Geschlechter und Familien zerrissen und die angeborne Autorität der Aeltesten gebrochen. Diese Führer gründeten mit ihren Angehörigen neue Häuser, deren Glieder mit den Häuptern der alten Geschlechter verbunden einen gemischten Stand von Edlen und Herren bildeten, die, wie es im Deboralied heißt, „auf scheckigen Eselinnen reitend und auf Decken sitzend den Richterstab führten". In Zeiten der Bedrängniß traten diese „Gebieter" und Familienhäupter zusammen, um sich über die Mittel der Abhülfe zu berathen und übertrugen dann dem einen oder andern aus ihrer Mitte, der sich das allgemeine Vertrauen zu erwerben wußte, das Führeramt im Krieg. Genoß Einer eines besondern Rufes als kluger und rechtskundiger Richter, so wählte ihn der eine oder andere Gau, mitunter auch der ganze Stamm zum Obmann und Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten. Aber Alles beruhte auf dem freiwilligen Gehorsam der Gemeinde und dem Vertrauen, das die Persönlichkeit des „Richters" einflößte. Selbst die hervorragenden Männer, die während dieser Zeit der Herrenlosigkeit und Verwirrung an die Spitze des Volkes traten und so mächtig auf das öffentliche Leben einwirkten, daß man die Periode von Josua's Tod bis zur Einsetzung des Königthums als „die Zeit der Richter" bezeichnet, waren ohne feste amtliche Würde. Ihr Ansehen gründete sich in Friedenszeiten auf Alter, Weisheit und Reichthum, in Kriegszeiten auf ihre gottbegeisterte Kraft, wodurch sie dem Volke aufhalfen und wenigstens auf einige Zeit wieder Leben und Einheit in den erschlafften und zertrennten Leib zurückführten.

Die äußern Feinde und die Richter.

Die kananäischen Völkerschaften waren nämlich überhaupt nur theilweise verdrängt worden und versuchten bald genug den neuen Ankömmlingen die verlornen Besitzungen wieder zu entreißen; die Wandervölker im Süden und Osten suchten Kanaan von Zeit zu Zeit mit feindlichen Einfällen heim, und die waffenkundigen Bewohner der Westküste führten mit überlegener Streitmacht einen

Kampf auf Leben und Tod wider Israel. Alle diese Unternehmungen waren gewöhnlich mit Erfolg gekrönt, so daß die meisten Stämme im jüdischen Lande auf längere oder kürzere Zeit unter fremde Botmäßigkeit kamen und unter dem Druck der Knechtschaft und Dienstpflicht seufzten. Da geschah es denn, wenn alle menschliche Hülfe und Rettung verloren schien, daß einzelne Helden aufstanden, in ihren Stammgenossen Muth und Entschlossenheit weckten und sie zum Streite wider die Feinde und Fremdlinge anfeuerten. Ihre Thaten verschafften ihnen Zutrauen und bewirkten, daß sie über die Grenzen ihres Stammes hinaus Anerkennung fanden und als Heerführer und Richter für Israel angesehen wurden. Einzelne hohe Gestalten, wie Gideon, die Heldin Debora, der streitbare Jephtah, glänzen wie helle Sterne aus der dunkeln Nacht jener wirren Zeiten und bilden die hervorragenden Häupter, an welche die Volksgeschichte ihren Faden anknüpfte. Die „Richter" sind die Träger und Repräsentanten des in der Verehrung des Nationalgottes wurzelnden Volksgeistes. Die Geschichte erwähnt ihrer zwölf; doch sind nur einige Heldengestalten, deren sich die Ueberlieferung mit Vorliebe bemächtigte und die sie mit dem Zauber der Dichtung und Sage ausschmückte, ausführlicher behandelt.

Nicht jeder Stamm hatte gleichen Antheil an dem Ruhme, den in dieser Zeit der Auflösung die gotterweckten Streiter über Israel brachten, und namentlich geht Juda, das durch die Natur mehr geschützt ein abgeschlossenes Sonderleben führte, fast leer aus. Die kurze Erwähnung, daß Otniel (S. 602) Otniel von Juda. das Land von der achtjährigen Botmäßigkeit Kusan-Risataim's, Königs von Mesopotamien, befreit habe, fällt durch ihre unbestimmte Haltung neben den übrigen Heldengeschichten der Richterzeit merklich ab. Bedeutender tritt der kleine Nachbarstamm Benjamin hervor, der in den ersten Jahren dieser herrenlosen Zeit sich eben so durch Tapferkeit und Geschicklichkeit im Schleudern und Bogenschießen bemerklich machte, wie er in der Folge wegen böser Sitten und Laster verrufen war. Durch seine entschlossene That befreite der waffenkundige Ehud, Ehud von Benjamin. der in den Listen des Krieges geübt, das Schwert mit der Linken zu führen verstand, sein Vaterland von der Dienstbarkeit Eglon's, des Moabiterkönigs, der über den Jordan gezogen war und von Jericho aus Benjamin und die Umgegend achtzehn Jahre lang mit Tribut gedrückt hatte. Auch die Sage von Samgar, der 600 Philistäer mit dem „Ochsenstecken" schlug, scheint auf eine Erhebung der Landbauern des Südens zu deuten. Aus dem Stamme Naphtali (Gen. 49, 21) stammte die Prophetin Debora, welche in Verbindung mit Debora von Naphtali. Barak die nördlichen Stämme nebst Ephraim, wo sie vor dem Feinde flüchtend unter einer Palme dem Volke Recht sprach, zum Kampfe wider Jabin von Hazor und seinen Kriegsobersten Sisera versammelte und die Zwingherrschaft brach, die dieser mächtige König bis an den Berg Tabor und zum Bache Kison aufrichtete, nachdem er sich von der Niederlage durch Josua's starke Hand erholt und die übrigen kananäischen Fürsten der Umgegend zu einem Heerbunde ver-

einigt hatte. Debora's Siegeslied ist ein herrliches Denkmal der lyrisch-epischen Volksdichtung dieser alten Zeit. Im Jubelton meldet sie darin, wie unter der Herrschaft ihrer Vorgänger die Kananäer „weithinstreifend und beutesuchend die Wege des Landes unsicher und öde gemacht", bis sie selbst als „Mutter" in Israel aufgestanden sei und das Volk sich neue von Jahve bestätigte Führer gewählt habe. Aus Manasse diesseit des Jordans zog der Held Gideon aus zum Streite wider die Wanderstämme der Midianiter und Amalekiter, welche von dem Wüstenlande im Süden und südlichen Osten hervorbrechend gleich Schwärmen von Heuschrecken zur Zeit der Ernte, in Kanaan einzufallen pflegten und das Land mit Raub, Mord und Verwüstung schwer heimsuchten. Erschreckt flüchteten sich die Einwohner auf die unzugänglichen Bergspitzen oder verbargen sich in Höhlen und Schluchten; viele erlagen dem Schwert, darunter die ältern Brüder Gideon's. Da kam der Geist Jahve's über den jugendlichen Streiter, als er gerade Weizen klopfte in der Kelterkufe. Die Pflicht der Blutrache und die Schmach und Noth seines Volkes trieben ihn zu den kühnen Unternehmungen, wodurch die Macht jener Wandervölker auf immer gebrochen wurde. Nachdem er sie durch Kriegslist in der galiläischen Ebene überwältigt, trugen die Ephraimiten jenseit des Jordans am „Rabenfelsen" und an der „Wolfskufe", wo die zwei midianitischen Fürsten Oreb (Rabe) und Seeb (Wolf) erschlagen wurden, einen Sieg davon und endlich brachte Gideon selbst im fernsten Osten ihnen noch die entscheidende Niederlage bei und rächte sich an den Mördern seiner Brüder. Die Würde eines Herrschers über Israel, die ihm die Aeltesten anboten, lehnte er ab. Statt dessen machte er sich Vermögen und ernährte viele Frauen. Aber sein Bastardsohn Abimelech, der über die Leichen seiner siebenzig Brüder nach der Herrschaft von Sichem und dem nördlichen Städtebund schritt, fand bei dem gewaltthätigen Unternehmen einen Untergang, ähnlich demjenigen des Königs Pyrrhus von Epirus. Die Stämme jenseit des Jordans im Gebirgslande Gilead, die dem siegenden Gideon aus Feigheit Brod für seine Leute verweigerten, standen achtzehn Jahre lang unter der drückenden Botmäßigkeit der Ammoniter, die von der syrischen Wüste aus verheerende Streifzüge unternahmen und sogar die Völker von Juda, Ephraim und Manasse auf dem diesseitigen Ufer mit der Schärfe des Schwerts schlugen. In dieser Noth nahmen die Aeltesten ihre Zuflucht zu dem streitbaren Helden Jephtah, dem „verlornen Sohn des Landes", der, seines väterlichen Erbes beraubt, als Anführer einer jener Räuberschaaren, wie sie um jene Zeit diesseit und jenseit des Flusses sich umhertrieben, in den Schluchten und Höhlen des Wüstenlandes ein Freibeuterleben führte, und er befreite sie von dem Drucke. Doch war die Macht der Ammoniter nicht gebrochen; noch unter Saul bedrängten sie Israel mit verheerenden Kriegszügen. — Der eigentliche Held der hebräischen Sage ist der „Nasiräer" (Gottgeweihte) Simson, vom Stamme Dan, von dessen riesenhafter Stärke und muthwilligen Streichen

Gideon von Manasse. — Abimelech. — Jephtah von Gilead. — Simson von Dan.

bei den Philistäern sich die Landleute unterhielten, wenn sie unter dem Schatten der Palmen und Feigenbäume saßen, und die Hirten, wenn sie zur Nacht unter dem Sternenhimmel lagerten". Kein Volk war den Israeliten so furchtbar und verderblich, als das kriegsgewandte, beharrliche, in den Künsten und Listen des Lebens erfahrene Küstenvolk im Philisterland, das über ein Jahrhundert die südlichen Stämme Juda und Simeon mit harter Dienstbarkeit drückte und bald als der eigentliche Erbfeind Israels galt. Die Philistäer waren die „Unbeschnittenen" schlechthin. Der geschlossenen Kraft dieses kleinen, aber in allen wichtigen Angelegenheiten immer einig und eng verbundenen Volkes gegenüber konnte das zerrissene Israel nicht aufkommen, daher auch der Recke Simson, der von seiner Geburt an Jahve geweiht war, dessen Haupthaar kein Scheermesser berührte, nicht durch siegreiche Kämpfe, wie Gideon und Jephtah, in der geschichtlichen Ueberlieferung hervorleuchtete, sondern nur durch ein wunderbares Kraftleben voll unverwüstlicher Heiterkeit und Lebenslust und durch einen großartigen Untergang. Das unfreiwillige Gelübde der Enthaltsamkeit, wozu er von seinen Eltern bestimmt ist, widerstrebt seiner sinnlichen, leichtsinnigen Natur; gutmüthig, launig und kurzen Verstandes gibt er sich der unbesonnensten Frauenliebe hin, die ihm zuletzt zum Fallstrick wird und sein Verderben herbeiführt. In den Erzählungen von dem starken Gotteshelden Simson und seinen zwölf Abenteuern im Philistäerlande hat E. Meier die Urbestandtheile eines Volksepos und die Uebertragung mythischer Elemente aus dem Sagenkreis des phönizischen Herakles, d. h. des kämpfenden und sterbenden Sonnengottes Melkart, auf einen israelitischen Nationalhelden erblicken wollen.

Da die Kinder Israel thaten, erzählt das Buch der Richter, was in den Augen Gottes böse war, so stärkte Jahve Eglon, den König von Moab, daß er versammelte zu sich die Söhne Ammon's und Amalek's, und zog hin und schlug Israel; und sie nahmen die Palmenstadt (Jericho) ein, und die Kinder Israel dieneten dem König von Moab 18 Jahre und brachten ihm jährlich Tribut dar. Endlich erweckte Jahve einen Retter, Ehud, den Sohn Gera's, des Benjaminiten, einen Mann gelähmt an seiner rechten Hand. Dieser wurde einst mit vielen Andern mit Geschenken zu Eglon geschickt. Als sie die Gaben abgeliefert, ließ Ehud dem König sagen: „Ein geheimes Wort habe ich an dich." Da schickte Eglon Alle, die um ihn standen, weg, und Ehud ging zu dem König hinein, der allein im Obergemache der Kühlung saß, und sprach: „Ein Wort Gottes habe ich an dich," worauf jener vom Stuhle aufstand. Da nahm Ehud das Schwert mit zwei Schneiden, das er unter seinem Kleid um seine rechte Hüfte gegürtet hatte, und stieß es in seinen Bauch, daß auch das Heft nach der Klinge hineindrang und das Fett sich hinter der Klinge schloß; denn Eglon war ein sehr fetter Mann. Und Ehud ging hinaus in die Säulenhalle und verschloß die Thüre des Obergemachs hinter sich. Als die Knechte die Thüre verschlossen fanden, sprachen sie: „Gewiß bedeckt der König seine Füße zum Schlaf in der Kammer der Kühlung." Und sie harreten lange, endlich schlossen sie auf, da lag ihr Herr todt auf der Erde. Ehud aber entrann nach dem Gebirge Ephraim und stieß in die Posaune; und es sammelten sich die Kinder Israel um ihn, und sie stiegen hinab und nahmen die Furthen des Jordans ein und schlugen die Moabiter bei 10,000 Mann, alle starke und streitbare Männer, daß nicht Ein Mann entrann. Und das Land hatte Ruhe 80 Jahre. Geschichte Ehud's.

Debora. Als Ehud gestorben war, kamen die Kinder Israel, die im Norden wohnten, unter die Herrschaft Jabin's, Königs von Kanaan, der zu Hazor regierte. Sein Heer-Oberster war Sisera; er hatte 900 eiserne Wagen und bedrückte Israel mit Gewalt 20 Jahre. Bis zum Bach Kison und zum Berge Tabor reichte seine Herrschaft, und diejenigen unter den Kindern Israel, welche die Dienstpflicht nicht tragen wollten, suchten Schutz bei Ephraim und Manasse. Unter diesen war Debora, die Prophetin, das Weib Lapidot's. Sie wohnete unter der Debora-Palme auf dem Gebirge Ephraim und es gingen die Kinder Israel zu ihr hinauf zum Gerichte. Da sandte sie hin zu Barak, dem Sohne Abinoam's von Kedes-Naphtali und sprach zu ihm: „Ziehe auf den Berg Tabor und nimm mit dir 10,000 Mann von den Söhnen Naphtali's und Sebulon's." Und Barak that, wie ihm die Prophetin geboten, und Debora zog zu ihm mit streitbaren Männern von Ephraim, Manasse und Benjamin. Da zog Sisera mit 900 eisernen Wagen und vielem Kriegsvolk über den Bach Kison und begegnete den Kindern Israel im Thale Megiddo. Aber Jahve verwirrete Sisera und alle seine Wagen; er floh zu Fuße und Barak jagte ihm nach; und es fiel das ganze Heer Sisera's durch die Schärfe des Schwertes. Sisera aber floh in das Zelt Heber's des Keniter's, der mit dem König von Hazor Frieden gemacht hatte. Da ging Jael, Heber's Weib, dem Sisera entgegen und sprach: „Kehre ein, mein Herr, bei mir, fürchte dich nicht." Und er kehrete ein zu ihr in das Zelt und sie deckte ihn zu mit einem Teppich. Und er sprach zu ihr: „Gib mir doch ein wenig Wasser zu trinken, denn mich dürstet!" Da öffnete sie den Milchschlauch und gab ihm zu trinken und er sank ermattet in tiefen Schlaf. Jael aber nahm den Zelt-Pflock und den Hammer und trat leise zu ihm und schlug den Pflock durch seine Schläfe, daß er in die Erde drang. Bald darauf kam Barak des Weges gezogen; da ging Jael hinaus ihm entgegen und sprach zu ihm: „Komm, ich will dir den Mann zeigen, den du suchest." Und er ging hinein zu ihr und siehe, da lag Sisera todt und der Pflock in seinen Schläfen. Und sie rotteten Jabin, den König von Kanaan, aus und das Land hatte Ruhe 40 Jahre. Als man die Beute vertheilte, sang Debora ein Siegeslied: „Höret ihr Könige! merket auf ihr Fürsten! ich will dem Jahve singen, will spielen dem Gotte Israel's. Als du einherschrittest vom Lande Edom, da zitterte die Erde und der Himmel troff. Es fehlete an Fürsten, bis ich, Debora, auftrat als Mutter für Israel. Es erwählte neue Götter, da war Streit an den Thoren. War wohl Schild und Lanze zu sehen unter 40,000 in Israel? Damals sprach ich zu Barak, Sohn Abinoam's: Ziehe hinab, Rest gegen Mächtige! Volk Jahve's, ziehe hinab wider die Starken! Da kamen sie von Ephraim, und von Manasse und von Benjamin; und meine Obersten von Isaschar waren mit Debora. An Ruben's Bächen aber war große Berathung. Gilead ruhete jenseit des Jordans, und Dan, warum war er Fremdling auf Schiffen? Asser saß am Gestade des Meeres und ruhete an seinen Buchten. Sebulon aber ist ein Volk, das sein Leben verachtet zum Tode, und Naphtali auf den Höhen des Feldes und Isaschar, Barak's Stütze, stürzt sich ins Thal ihm auf dem Fuße. Wohlan Barak! Führe deine Gefangenen! Die Könige Kanaans stritten bei Taanach am Wasser Megiddo's: Beute Silbers bekamen sie nicht! Der Bach Kison spülte sie hinweg, ein Bach der Schlachten ist der Bach Kison. Tritt, meine Seele, auf die Starken! — Gepriesen vor Weibern sei Jael, das Weib Heber's, des Keniters, mehr als Weiber im Zelte gepriesen! Wasser verlangte er; Milch gab sie: in der Schaale der Vornehmen brachte sie Rahm. Ihre Hand streckte sie aus nach dem Pflock und ihre Rechte nach dem Hammer der Mühseligen; und sie schlägt Sisera, zerschmettert sein Haupt, zermalmt und durchbohrt seine Schläfe. Zwischen ihren Füßen sinkt er, fällt, liegt; da wo er sinkt, da fällt er erwürgt. Aber daheim schauet durch das Fenster die Mutter Sisera's und rufet durch das Gitter: Warum zaudert sein Wagen zurückzukommen? Warum zögern die Tritte seiner Gespanne? Die Klugen unter ihren Edelfrauen antworten ihr: Werden sie nicht Beute finden, vertheilen, ein, zwei Mädchen auf jeden Kopf, Beute bunter Gewänder für Sisera, bunter, gewirkter Gewänder? Also müssen untergehen alle deine Feinde, Jahve! Aber

die ihn lieben, seien wie Aufgang der Sonne in ihrer Kraft!" So lautete das älteste Siegeslied, das die nördlichen Stämme in treuer Ueberlieferung fortpflanzten, bis es Aufnahme in das Buch der Richter fand.

Wie der König von Hazor an der Spitze der kananäischen Stämme von Norden aus die Israeliten beunruhigte und zu langer Dienstpflicht zwang, so die Wanderstämme der Midianiter und Amalekiter von Süden und Osten her. Sie zogen herauf mit ihren Zelten wie Heuschrecken an Menge, und ihrer und ihrer Kamele war keine Zahl, und sie kamen ins Land, wenn das Volk Israel gesäet hatte, es zu verheeren, und verderbten das Gewächs des Landes bis nach Gaza hin und ließen keine Lebensmittel übrig, weder Schaafe, noch Ochsen, noch Esel. Und die Kinder Israel bargen sich vor ihnen in Schluchten, Höhlen und Bergvesten. Einst als sie wieder zur Erntezeit herüberzogen und sich im Thale Jesreel lagerten, klopfte Gideon, der jüngste Sohn des Joas aus dem Stamm Manasse gerade Weizen aus in der Kelterkufe, um ihn zu flüchten vor den Midianitern. Joas aber wohnte unter der Terebinthe zu Ophra und seine ältesten Söhne waren bereits von den Midianitern erschlagen worden. Da kam der Geist Jahve's über Gideon. Er zertrümmerte den Altar des Baal zu Ophra und fällte den Baum der Astarte. Dann stieß er in die Posaune und sammelte um sich die Genossen seines Geschlechtes Abieser und schickte Boten aus durch Manasse, Asser, Sebulon und Naphtali, und es zogen ihm viele Leute zu. Des göttlichen Beistandes aber versicherte er sich durch Ausbreitung einer Wollenschur auf der Tenne. Wie er von Gott gefordert, so geschah es: in der ersten Nacht war die Wollenschur ausschließlich vom Thau benetzt, in der zweiten blieb sie ausschließlich trocken. Darauf wählte er die Tapfersten und Zuverlässigsten aus, 300 an Zahl, solche, „die nur wie Hunde vom Wasser leckten", d. h. stets bereit weiter zu jagen, nie in Genuß vertieft; und er stellte sie auf im Gebirge, das Lager Midian's aber war unten im Thale. Und Gideon ging mit Pura, seinem Knappen, hinab ins Lager und spähete Alles aus. Darauf theilete er seine Mannschaft in drei Haufen und gab Allen Posaunen in die Hand und leere Krüge und Fackeln in den Krügen und sprach zu ihnen: „Von mir sehet es ab, so wie ich thun werde, also thuet auch." Und sie zogen hinunter und umstellten das Lager von drei Seiten und Gideon kam mit seinen Leuten an das Ende des Lagers zu Anfang der mittleren Nachtwache, eben als sie die Wachen aufgestellt. Da stießen sie in die Posaunen, und zerschlugen die Krüge, die in ihrer Hand waren, und die drei Haufen thaten dasselbe und faßten mit ihrer linken Hand die Fackeln und mit ihrer rechten die Posaunen zum Blasen und riefen: „Schwert für Jahve und Gideon!" und stießen in die Posaunen. Da lief das ganze Lager durch einander und schrie und entfloh und Jahve richtete das Schwert des einen wider den andern und sie warfen sich in wilde Flucht. Und Gideon sandte Boten durch das ganze Gebirg Ephraim; da versammelten sich die Männer und besetzten die Furthen des Jordan und fingen zwei Fürsten, Oreb und Seeb, und erwürgten sie. Die Söhne Ephraim's aber haderten gewaltig mit Gideon und sprachen: „Warum hast du uns nicht gerufen, als du in den Streit zogest wider Midian?" Er aber sprach zu ihnen: „Ist nicht die Nachlese Ephraim's besser als die Weinlese Abieser's? In eure Hand gab Gott die Fürsten Midian's, was konnte ich thun, wie ihr?" Die Könige Midian's, Sebah und Zalmuna, die einst Gideon's Brüder erschlagen hatten, waren entkommen. Gideon jagete ihnen nach mit seinen 300 Mann, und als er nach Suchot kam, sprach er zu den Leuten: „Gebet doch Brod dem Volke, welches mir folgt; denn sie sind ermattet." Die Obersten von Suchot aber sprachen: „Hältst du denn Sebah und Zalmuna schon in deiner Hand, daß wir deinem Heere Brod geben sollen?" Und Gideon sprach: „Deshalb, wenn Jahve Sebah und Zalmuna in meine Hand gibt, will ich euren Leib zerdreschen mit Dornen der Wüste und mit Stechdisteln." Und zu den Leuten von Pnuel, die ihm dieselbe Antwort gaben, sagte er: „Komme ich glücklich zurück, so will ich diesen Thurm zerstören." Und Gideon zog hinauf den Weg der Zeltbewohner bis gen Karkor; dort schlug er das Lager und fing die beiden Könige. Darauf sprach er zu den Leuten von Suchot: „Hier

Gideon's Heldenthaten gegen Midian.

ist Sebah und Zalmuna, womit ihr mich verspottet habt." Und er that den Aeltesten der Stadt wie er gedroht und ließ die Leute von Suchot büßen. Und den Thurm von Pnuel zerstörte er und erwürgte die Leute der Stadt. Darauf sprach er zu Sebah und Zalmuna: „Wie waren die Männer, die ihr erwürgtet zu Tabor?" Und sie sprachen: „Wie du waren sie; jeglicher an Gestalt gleich Königssöhnen." Und er sprach: „Meine Brüder, die Söhne meiner Mutter, waren es. Beim Leben Jahve's, hättet ihr sie am Leben gelassen, so erwürgte ich euch nicht." Und er sprach zu Jeter, seinem Erstgebornen: „Auf! tödte sie!" Aber der Knabe zog sein Schwert nicht; er fürchtete sich, denn er war noch jung. Da sprachen Sebah und Zalmuna: „Auf, du selbst stoße uns nieder; so wie der Mann, so seine Kraft." Da erhob sich Gideon und tödtete Sebah und Zalmuna. Als die Beute vertheilt wurde, bat Gideon seine Leute: „Gebt mir die goldenen Ohrringe, die ihr den Feinden abgenommen." Und sie warfen alle Ohrringe auf seinen ausgebreiteten Mantel und das Gewicht betrug 1700 Sekel Goldes. Dazu erhielt er die Purpurkleider der Könige und die Monde und Halsbänder ihrer Kamele. Und Gideon machte daraus ein überzogenes Bild und stellte es auf zu Ophra, seiner Vaterstadt. Und er starb daselbst im glücklichen Alter und ward begraben im Grabe Joas seines Vaters vom Geschlechte Abieser's.

Abimelech. Gideon hatte 70 Söhne; denn er hatte viele Weiber. Und sein Kebsweib, das zu Sichem war, gebar ihm auch einen Sohn, dem gab er den Namen Abimelech. Die Israeliten aber gedachten nicht Jahve's, ihres Gottes, und bauten dem Baal-Berit einen Tempel. Abimelech aber sprach zu den Bürgern von Sichem: „Was ist besser für euch, daß über euch herrschen 70 Männer, oder daß Ein Mann über euch herrsche? Gedenket, daß ich euer Gebein und Fleisch bin!" Und die Bürger von Sichem und von der Burg neigeten sich zu Abimelech und machten ihn zu ihrem König bei der Denkmal-Eiche, und gaben ihm 70 Sekel Silbers aus dem Tempel Baal-Berit's, und Abimelech dingete damit leichtfertige, vermessene Leute, welche ihm nachzogen. Und er kam ins Haus seines Vaters gen Ophra und erwürgte seine Brüder, 70 Mann, auf einem Steine; nur Jotam, der jüngste Sohn, der sich versteckt hatte, blieb übrig. Und er entwich und stellete sich auf den Gipfel des Berges Garizim und rief den Bürgern von Sichem zu: „Ihr habt euch erhoben wider das Haus meines Vaters und zum König gemacht Abimelech, den Sohn seiner Magd, weil er euer Bruder ist. Aber es wird euch ergehen, wie den Bäumen, die einst den Dornbusch zu ihrem König einsetzten und der dann zu ihnen sagte: kommt und vertraut euch meinem Schutze; wo nicht, so soll Feuer hervorgehen aus dem Dornbusche, und die Cedern Libanons verzehren." (In dieser uralten Sage wird das Wesen des Königthums nach dem Begriffe des freien Hebräers verzeichnet. Das Bild vom Stechdorn mit seiner „zwingenden und zugleich schützenden Härte", drückt den strengen, harten Charakter des morgenländischen Herrschers, der sowohl dem Unrecht steuern, als dem Recht Geltung verschaffen muß, vortrefflich aus.) Als Abimelech drei Jahre über Sichem geherrscht hatte, da wurden ihm die Bürger untreu und sie horchten auf die Worte Gaal's, der sie wider Abimelech aufwiegelte. Da sammelte Abimelech viel Volks um sich und stritt wider die Stadt, und das Volk, das darin war, erwürgte er und zerstörte Sichem und streuete Salz auf die Stelle. Die Bewohner der Burg aber flüchteten sich in das Haus des Gottes Baal-Berit; als dies dem Abimelech berichtet ward, ging er mit seinen Leuten auf den Berg und sie hieben Baumäste ab und legten sie an die Festung und zündeten sie an und es starben auch alle Leute der Burg, bei 1000 Männer und Weiber. Darauf zog Abimelech vor Tebez und belagerte es und nahm es ein. Es war aber ein starker Thurm mitten in der Stadt, dahin flohen alle Männer und Weiber und alle Bürger der Stadt und schlossen hinter sich zu und stiegen auf das Dach des Thurmes. Und es nahete sich Abimelech der Thüre um sie zu verbrennen. Da warf ein Weib das Stück eines Mühlsteins auf das Haupt Abimelech's und zerschlug seinen Schädel. Eilend rief Abimelech seinen Waffenträger und sprach: „Ziehe dein Schwert und

tödte mich, daß man nicht von mir sage, Ein Weib hat mich erwürget!" Und so durchstach ihn sein Knappe und er starb.

Die Kinder Israel, welche jenseit des Flusses in Gilead wohnten, wurden 18 Jahre lang von den Ammonitern bedrückt und geplagt. Und diese zogen sogar über den Jordan, um auch wider Juda, wider Benjamin und wider das Haus Ephraim zu streiten. Da erinnerten sich die Aeltesten von Gilead des Jephtah, den sie einst vertrieben hatten vom Erbe seines Vaters, weil er der Sohn einer Buhlerin war, und der sich dann in das Land Tob begeben und leichtfertige Leute um sich geschaart hatte, mit denen er auf Raub auszog. Sie gingen zu ihm und sprachen: „Sei unser Anführer, daß wir streiten wider die Söhne Ammon's." Und Jephtah sagte zu den Aeltesten: „Habt ihr mich nicht gehaßt und vertrieben aus dem Hause meines Vaters? Und warum kommet ihr zu mir nun, da ihr in Bedrängniß seid?" Sie aber antworteten: „Wir wollen dich zum Haupt machen allen Bewohnern Gileads." Da ging Jephtah mit ihnen, und das Volk versammelte sich um ihn im Thale Mizpa. Und er sandte Boten zum König von Ammon und ließ ihn fragen: „Was streitest du wider mein Land?" Dieser antwortete: „Weil Israel mein Land genommen, als es heraufzog aus Aegypten." Jephtah aber sagte: „Nicht wahr, was dir Kamos, dein Gott, in Besitz gibt, das nimmst du ein? Und so was Jahve, unser Gott, uns in Besitz gegeben, das nehmen wir ein." Darauf zog er aus von Mizpa in Gilead wider die Söhne Ammon's. Und er gelobte: „Wenn ich glücklich zurückkehre vom Streite wider Ammon, so soll, was herausgehet aus der Thüre meines Hauses mir entgegen, dem Jahve geweihet sein, und ich will es opfern zum Brandopfer." Und Jephtah schlug die Söhne Ammon's in einer großen Schlacht am Arnon. Und als er gen Mizpa kam zu seinem Hause, da ging seine Tochter heraus ihm entgegen mit Pauken und Reigen; sie war aber sein einziges Kind. Und als er sie sah, da zerriß er seine Kleider und sprach: „Ach, meine Tochter! tief beugest du mich. Ich habe meinen Mund aufgethan gegen Jahve und kann es nicht zurücknehmen." Und sie sprach zu ihm: „Mein Vater! hast du deinen Mund aufgethan gegen Jahve, so thue mit mir, wie es hervorgegangen aus deinem Munde, nachdem dir Jahve Rache verliehen an deinen Feinden, den Söhnen Ammon's. Nur zwei Monde laß ab von mir, daß ich hinabgehe nach den Bergen und beweine mit meinen Gespielinnen meine Jungfrauschaft." Und er entließ sie und sie ging hin mit ihren Gespielen nach den Bergen. Und nach zwei Monden, da kehrete sie zurück zu ihrem Vater, und er that an ihr das Gelübde, das er gelobet. Sie aber hatte von keinem Manne gewußt. Und es ward zur Sitte in Israel: von Jahr zu Jahr gehen die Töchter Israel's hin zu klagen die Tochter Jephtah's des Gileaditen vier Tage im Jahr. Die Männer von Ephraim aber haderten mit Jephtah und sprachen: „Warum hast du uns nicht gerufen, daß wir mit dir zogen wider Ammon?" Und Jephtah antwortete: „Als ich und mein Volk im Streite waren wider die Söhne Ammon's, da rief ich euch, aber ihr halfet uns nicht aus ihrer Hand. Warum ziehet ihr nun herauf um gegen mich zu streiten?" Und er sammelte alle Männer Gileads und stritt mit den Ephraimiten und schlug sie; und sie besetzten die Furth des Jordans und tödteten alle Flüchtlinge aus Ephraim, welche das Erkennungswort Schibbolet, das man sie hersagen ließ, nicht auszusprechen vermochten. Und es fielen von Ephraim zu selbiger Zeit 42,000. Und Jephtah richtete Israel sechs Jahre, da starb er und ward begraben in einer der Städte Gileads.

Jephtah.

Der in der historischen Ueberlieferung gefeiertste Richter ist Simson, der Sohn des Manoah vom Stamme Dan, welchen die Mutter nach langer Unfruchtbarkeit geboren. Ein Engel hatte seine Geburt vorher verkündet und geboten, daß er von Mutterleibe an ein Geweihter Gottes sein und daß kein Scheermesser auf sein Haupt kommen sollte. Als er herangewachsen war, ging er hinunter in das Land der Philister, welche damals über Israel herrschten, um in Timna unter den Töchtern dieses Volks ein Weib zu nehmen. Als er an die Weinberge zu Timna kam, da brüllete ein junger Löwe ihm entgegen, aber Simson zer-

Simson der Starke.

riß ihn, wie man das Böcklein zerreißt. Und er ging hinab und redete mit dem Weibe und sie gefiel den Augen Simson's. Und als er nach einiger Zeit zurückkehrte, sie zu nehmen, bog er ab, um das Aas des Löwen zu sehen und er fand darin einen Bienenschwarm und Honig. Und er nahm ihn heraus und aß davon. Und Simson machte in Timna ein Mahl, wie die Jünglinge zu thun pflegten und lud 30 Gesellen ein. Dann sprach er zu ihnen: „Ich will euch ein Räthsel aufgeben. Wenn ihr es errathet während der sieben Tage der Hochzeit, so gebe ich euch 30 Hemden und 30 Feierkleider. Wenn ihr mir es aber nicht sagen könnet, so gebt ihr mir 30 Hemden und 30 Feierkleider." Und sie sprachen: „Gib dein Räthsel auf, daß wir es hören." Und er sagte: „Vom Fresser kam Fraß, und vom Starken kam Süßigkeit." Und als sie es nicht rathen konnten, sprachen sie zum Weibe Simson's am siebenten Tage: „Berede deinen Mann, daß er uns das Räthsel sage; sonst verbrennen wir dich und das Haus deines Vaters mit Feuer. Um uns arm zu machen, habt ihr uns wohl geladen? nicht wahr?" Da weinete Simson's Weib an ihm und sprach: „Du hassest mich und liebest mich nicht, sonst würdest du mir das Räthsel sagen." Und er sprach: „Meinem Vater und meiner Mutter habe ich es nicht gesagt und dir sollte ich es sagen?" Als sie aber weinete und ihn mit Thränen ängstigte, da sagte er es ihr am siebenten Tage und sie sagte es den Söhnen ihres Volkes. Da sprachen zu ihm die Leute der Stadt am siebenten Tage, ehe die Sonne unterging: „Was ist süßer als Honig? und was ist stärker als ein Löwe?" Und er sprach zu ihnen: „Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt, so hättet ihr mein Räthsel nicht gefunden." Da gerieth über ihn der Geist Jahve's, und er ging hinab gen Askalon und erschlug von ihnen 30 Mann und nahm ihnen ihre Gewänder und gab die Feierkleider denen, die das Räthsel gesagt. Und sein Zorn entbrannte, und er verließ sein Weib und ging hinauf in das Haus seines Vaters.

Nach einiger Zeit kam Simson wieder zur Zeit der Weizenernte und beschenkte sein Weib mit einem Ziegenböcklein. Aber ihr Vater gestattete ihm nicht zu ihr in die Kammer zu gehen und sprach: „Ich dachte, du hassetest sie und so gab ich sie deinem Gesellen. Ist nicht ihre jüngere Schwester schöner als sie? Sie sei dein anstatt ihrer." Da sprach Simson: „Diesmal bin ich schuldfrei von den Philistern, wenn ich an ihnen Uebles thue." Und er ging hin und fing 300 Füchse und nahm Fackeln, und kehrete Schwanz gegen Schwanz und that eine Fackel zwischen die zwei Schwänze in die Mitte. Und er zündete die Fackeln an mit Feuer und ließ sie laufen in die Saaten der Philister und zündete so Garbenhaufen, als Saaten und Oelgärten an. Da ergrimmten die Philister und sie zogen hinauf gen Timna und zündeten das Haus an und verbrannten Simson's Weib mit ihrem Vater. Simson aber schlug sie gewaltig und richtete sie arg zu und ging dann hinab und wohnete in der Kluft des Felsens Etham. Darauf fielen die Philister in Juda ein und lagerten sich bei Lechi, und sprachen zu den Männern von Juda: „Um Simson zu binden, sind wir heraufgezogen." Da gingen 3000 Mann von Juda hinab in die Kluft des Felsens Etham und sprachen zu Simson: „Weißt du nicht, daß die Philister über uns herrschen? warum hast du uns das gethan?" Und er sprach zu ihnen: „Wie sie mir gethan, so habe ich ihnen gethan." Und sie sprachen: „Wir sind herabgekommen, um dich zu binden und in die Hand der Philister zu geben." Simson sagte: „Schwöret mir, daß ihr mich nicht erschlagen wollet." Sie versprachen es, dann banden sie ihn mit zwei neuen Stricken und führeten ihn herauf vom Felsen und brachten ihn nach Lechi. Und die Philister jauchzten ihm entgegen; da gerieth der Geist Jahve's über ihn, und er zerriß die Stricke an seinen Armen wie Fäden, die verbrannt sind, und seine Bande schmolzen ab von seinen Händen. Und er ergriff einen frischen Eselskinnbacken und schlug damit 1000 Mann; dann warf er den Kinnbacken weg und nannte selbigen Ort Ramat-Lechi (Kinnbackenhöhe). Und es dürstete ihn sehr und er rief zu Jahve und sprach: „Soll ich sterben vor Durst und fallen in die Hände der Unbeschnittenen?" Da spaltete Gott eine Höhlung, und es ging Wasser daraus hervor, und er trank und lebete wieder auf. Daher nannte man sie „Quelle des Rufers".

Ein andermal begab sich Simson nach Gaza zu einer Buhlerin. Da lauerten ihm die Einwohner am Stadtthore auf, um ihn am Morgen zu erwürgen. Er aber machte sich schon um Mitternacht auf und hob die Thore aus ihren Pfosten und trug sie auf seinen Schultern auf den Gipfel des Berges, gegenüber von Hebron.

Und es geschah hernachmals, da liebte Simson ein Weib im Thale Sorek, Namens Delila. Da sprachen die Fürsten der Philister zu ihr: „Berede ihn, dir zu sagen, wodurch seine Stärke so groß ist und womit wir ihn überwältigen können, daß wir ihn binden, wir geben dir ein Jeder 1100 Sekel Silbers." Sie fragte ihn und Simson sagte: „Wenn sie mich bänden mit sieben frischen Strängen, die nicht ausgetrocknet sind, so wäre ich schwach und wie irgend einer der Menschen." Da brachten die Fürsten die Stränge und sie band ihn damit und rief dann: „Philister über dir, Simson!" Die Lauerer aber saßen in der Kammer. Da zerriß er die Stränge, wie man die Schnur von Werg zerreißt, wenn sie das Feuer riecht. Und es ward seine Stärke nicht kund. Als sie von Neuem in ihn drang, sagte er: „Wenn du die sieben Zöpfe meines Hauptes verflöchtest mit Garnfaden." Und sie that es, als er schlief, und schlug sie mit einem Nagel an die Wand. Aber er erwachte und riß den Nagel des Geflechtes und die Garnfäden los. Da sprach sie: „Wie kannst du sagen: „Ich liebe dich, so doch dein Herz nicht mit mir ist? Dreimal schon hast du mich getäuschet." Und sie ängstigte ihn mit ihren Reden alle Tage und plagte ihn, und seine Seele wurde ungeduldig bis auf den Tod. Da entdeckte er ihr sein ganzes Herz und sprach: „Kein Scheermesser ist auf mein Haupt gekommen, denn ein Geweiheter Gottes bin ich von Mutterleibe an; würde ich geschoren, so wiche meine Stärke von mir." Da rief Delila die Fürsten der Philister und sprach: „Kommet jetzt herauf, er hat mir sein ganzes Herz entdeckt." Und sie kamen, das Geld in ihrer Hand. Und sie ließ ihn einschlafen auf ihren Knien und schor die sieben Zöpfe seines Hauptes ab, und es wich seine Stärke von ihm. Und sie sprach: „Philister über dir, Simson!" Und er erwachte und wollte sich in seiner Kraft erheben, aber Jahve war von ihm gewichen. Und es ergriffen ihn die Philister und stachen ihm die Augen aus und führeten ihn hinab gen Gaza und banden ihn mit ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängnisse.

Aber es begann das Haar seines Hauptes wieder zu wachsen. Da versammelten sich einst die Fürsten der Philister zu einem Freudenfeste, um dem Dagon, ihrem Gotte, ein großes Opfer zu bringen. Und als ihr Herz fröhlich war, sprachen sie: „Rufet Simson, daß er uns belustige." Und sie holten ihn aus dem Gefängnisse und stellten ihn zwischen die Säulen, worauf der Tempel ruhete, und er belustigte sie. Das Haus aber war voll Männer und Weiber und es waren daselbst alle Fürsten der Philister und auf dem Dache waren bei 3000, welche zusahen. Da rief Simson zu Jahve und sprach: „Herr! gedenke doch mein, und stärke mich nur diesmal, auf daß ich Rache nehme für meine Augen an den Philistern!" Und er bog die beiden Mittelsäulen, worauf sich das Haus stützte, die eine mit seiner Rechten, die andere mit seiner Linken. Und sprach: „Es sterbe meine Seele mit den Philistern!" Und er bog sie um mit Kraft: da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk; und es waren der Todten, welche er tödtete bei seinem Tode, mehr als derer, die er getödtet bei seinem Leben. Und es kamen seine Brüder und sein ganzes Haus und brachten ihn hinauf und begruben ihn im Grabe seines Vaters.

Aus solchen losen Erzählungen besteht die Geschichte des Volkes Israel während der anderthalb bis zwei Jahrhunderte der „herrenlosen" Zeit. Geknüpft an die dichtende Volkssage, an Sprichwörter und Volksgesänge, an Altäre, Denksteine und Orte der Erinnerung, pflanzten sie sich durch mündliche Ueberlieferung fort, geheiligt durch den religiösen Hintergrund und den hehren Namen Jahve's, zu dessen Verherrlichung sie dienten, bis sie in vorgeschritteneren Zeiten

der schriftlichen Aufzeichnung übergeben wurden. Hat auch die gestaltende Thätigkeit der Tradition die einzelnen Ausführungen mit poetischen Zusätzen erweitert, so ist doch an einer geschichtlichen Grundlage der überlieferten Thatsachen nicht zu zweifeln; wie wenig Gestalten der hebräischen Urzeit, tragen die „Richter" einen klaren festen Charakter und ihre Thaten und Schicksale das Gepräge historischer Wahrheit in der reizenden Hülle alter Volkserzählung. Das allen orientalischen Völkern mehr oder weniger eigene zähe Festhalten an dem Ueberlieferten und Herkömmlichen und der feindliche Gegensatz zu den Nachbarvölkern begünstigte die Erhaltung und Fortpflanzung des geistigen Eigenthumes, das sie aus den Zeiten der Väter überkommen, und bewahrte den heiligen Schatz vor der entstellenden Macht fremder Befleckung und Vermischung. Auch die Reihenfolge der Richter und die wachsende Reichsverwirrung läßt sich aus der gegenwärtigen Zusammenstellung der Erzählungen noch erkennen, wenn schon zwischen den Ausführungen große, nur durch einzelne Namen angedeutete, Lücken bemerkbar sind. Debora setzt ältere Richter zwischen Mose und ihrem Zeitalter voraus, Gideon und seine Söhne fallen offenbar in eine weiter entwickelte Zeit, auf welche dann eine Periode der Unordnung und Verwirrung folgt. „Jephtah gehört schon völlig dieser steigenden Verwirrung des Ganzen an; Simson kämpft nur noch als Einzelner, wenn auch mit Riesenkräften, doch umsonst gegen sie." In diese Zeit der Entartung und des Verfalls am Ende der Richterperiode ist auch die oben (S. 608) erwähnte Schandthat in Gibea zu setzen.

Unthat in Gibea und Strafgericht. Einem levitischen Mann, der auf dem Gebirge Ephraim um Lohn diente, entfloh sein Kebsweib und kehrte in das Haus ihrers Vaters nach Betlehem-Juda zurück. Da machte sich der Mann auf und zog mit einem Knappen und zwei Eseln ihr nach, um ihr freundlich zuzureden und sie wieder zurückzubringen. Es gelingt ihm. Der Vater der Dirne kommt ihm freudig entgegen; er bewirthet ihn vier Tage in seinem Hause, und sucht ihn, als er zurückreisen will, von Stunde zu Stunde aufzuhalten, als ahnete ihm nichts Gutes. Endlich läßt sich der Levite nicht länger halten; er zieht mit seinem Kebsweib, dem Knappen und den Eseln fort, als sich schon der Tag zu neigen begann. Am Abend kamen sie in die Stadt der Jebusiter und der Knappe rieth daselbst zu übernachten, aber der Herr wollte nicht einkehren in der Stadt der Fremden, sondern zog weiter nach Gibea, im Stamme Benjamin. Da war aber Niemand, der sie ins Haus aufnahm zum Uebernachten, bis ein alter Mann vom Gebirge Ephraim, der sich als Fremdling in Gibea aufhielt, vom Felde heimkam und sie in sein Haus einführte. Er gab den Eseln Stroh und Futter, und legte den Knappen zu seinen Knechten; dann wuschen sie ihre Füße, aßen und tranken und ließen ihr Herz fröhlich sein. Aber in der Nacht umgaben die Leute der Stadt, nichtswürdige Buben, das Haus, drängeten an die Thüre und verlangten, daß ihnen der Mann ausgeliefert werde. Um sein Leben zu retten, führte der Priester sein Kebsweib auf die Straße, daß sie ihren Muth an ihr kühleten. Und sie trieben Unzucht mit ihr die ganze Nacht, so daß sie beim Anbruch des Morgens todt auf der Schwelle des Hauses niederfiel. Da nahm der Mann die Leiche auf den Esel und zog mit ihr in sein Haus nach Ephraim; dann ergriff er ein Messer und zerstückete sein Kebsweib nach ihren Gebeinen in zwölf Stücke und sandte sie in das ganze Gebiet Israel's. Da sprachen Alle, die es sahen: „Nicht erhört ist eine solche That, seit die Kinder Israel heraufgezogen

aus dem Lande Aegypten." Und es versammelten sich die Häupter des Volks in Mizpa und entboten alle waffenfähigen Männer und sprachen den Schwur aus, wer nicht heraufkäme gen Mizpa, der solle getödtet werden. Da zogen alle Israeliten aus von Dan bis Bersaba, und es versammelten sich aus allen Stämmen 400,000 Mann zu Fuß, welche das Schwert zogen. Nur aus Jabes in Gilead und vom Stamme Benjamin erschien Niemand. Als der Levite seine Klage vorgebracht, schickten sie Männer zu allen Geschlechtern in Benjamin und ließen ihnen sagen: „Gebet die nichtswürdigen Buben zu Gibea heraus, daß wir sie tödten und das Böse aus Israel schaffen." Aber die Söhne Benjamin's wollten nicht gehorchen der Stimme ihrer Brüder; sondern hoben aus ihren Städten aus 26,000 Mann, welche das Schwert führten, und 700 auserlesene Schleuderer. Da schwuren die Männer von Israel in Mizpa: „Verflucht wer seine Tochter an Benjamin zum Weib gibt; wir wollen, daß Niemand übrig bleibe von diesem Stamme!" Hierauf befragten sie Jahve durch das heil. Loos, wer Anführer sein solle, und Jahve sprach: Juda. Nachdem sie die Einrichtung getroffen, daß der zehnte Mann vom ganzen Heer ausgeschieden werde, um für die Zehrung zu sorgen, zogen sie zum Streit aus wider Benjamin und stellten sich in Schlachtordnung vor Gibea. Aber die Söhne Benjamin's machten zweimal Ausfälle und streckten 40,000 Mann vom Volke Israel zu Boden. Da machten sie es wie einst Josua vor Ai. Sie legten einen Hinterhalt und lockten die Feinde durch verstellte Flucht weit von der Stadt weg. Unterdessen drangen die im Hinterhalte Aufgestellten in Gibea ein, schlugen die Zurückgebliebenen mit der Schärfe des Schwertes und ließen eine Rauchsäule aufsteigen, wie sie verabredet, den Andern zum Zeichen. Da wandten sich die Männer von Israel und brachten den bestürzten und verwirrten Benjaminiten eine solche Niederlage bei, daß von ihrem ganzen Heere nur 600 Mann nach der Wüste zum Felsen Rimmon entkamen. Darauf steckten sie die Städte in Brand und tödteten Alles, was sich darin vorfand an Menschen und Vieh. Als nun die Volksgemeinde sich wieder in Betel versammelte, betrübten sie sich über Benjamin, ihren Bruder, und sprachen: „Nun ist ein Stamm ausgerottet aus Israel!" Und da aus Jabes in Gilead Niemand zur Versammlung nach Mizpa gekommen war, so schickte die Gemeinde dahin 12,000 Mann und gebot ihnen, Alles zu schlagen mit der Schärfe des Schwertes und nur der Jungfrauen zu schonen. Und sie thaten, wie ihnen befohlen worden und brachten 400 Jungfrauen aus Jabes nach Silo. Darauf sandte die Volksgemeinde zu den Söhnen Benjamin's, welche auf dem Felsen Rimmon waren und verkündigte ihnen Frieden und sie gaben ihnen die Töchter von Jabes, die sie am Leben gelassen, zu Weibern. Da diese aber nicht für Alle hinreichten und sie doch geschworen hatten, ihnen die eigenen Töchter nicht zu geben, so sprachen sie zu den Söhnen Benjamins: „Gehet hin und lauert in den Weinbergen; und wenn die Töchter Silo's am Feste Jahve's herausziehen zum Tanze in Reigen, so brechet hervor aus den Weinbergen und raubet euch ein jeglicher sein Weib und ziehet mit ihnen heim." Und wenn ihre Väter oder Brüder kommen, um zu rechten mit uns, so wollen wir sprechen: „Schenket sie uns, so habt nicht ihr sie ihnen gegeben." Da thaten also die Söhne Benjamin's, und nahmen Weiber nach ihrer Zahl von den Tänzerinnen und kehreten zurück in ihre Besitzungen und baueten die Städte wieder auf und wohneten darin. So wurde der Schwur umgangen und Benjamin erhalten. Die Söhne Israel's aber zogen von dannen, ein jeglicher zu seinem Stamme und zu seinem Geschlechte.

Diese Begebenheit wirft einen dunkeln Schatten auf die Sitten des Volkes; aber auch sonst mußte eine große Verwilderung als Folge der herrschenden Anarchie und Kriegszeit eintreten. „Die Menge Israel's war ein rohes Bauernvolk, dessen Rechtsgefühl sich blos zum Grundsatze der Wiedervergeltung verstieg (Hitzig). Andererseits ist doch ein alterthümlich einfacher und gesunder Sinn, getragen vom Bewußtsein höherer Kraft und Bestimmung, nicht zu über-

sehen. Zeugniß davon gibt die allgemeine Entrüstung über jene „unerhörte" That, welche ganz Israel zu einem gemeinsamen Strafgerichte waffnet; daher das alte Sprichwort: „So gottlos darf man in Israel nicht handeln". Trotz der anarchischen, ebenso gemüthlichen wie ungemüthlichen Freiheit, „wo Jeder thun konnte, was ihm gut däuchte", sind auch in der Entwickelung zur Cultur und zu veredelten Lebensformen Fortschritte nicht zu verkennen. Je länger desto mehr wenden sich die Israeliten einem seßhaften Leben zu; der Feldbau und die Pflege des Weinstocks und des Obstbaumes wird allmählich zur Hauptbeschäftigung der meisten Stämme; wo die Natur des Bodens der Viehzucht günstig war, blieben einzelne Gaue dem Hirtenleben treu; die Bewohner des Nordens widmeten sich dem betriebsamen Städtewesen; ihre Kriege sind nur Vertheidigungskämpfe zum Schutze ihrer Freiheit und ihres Eigenthums. Auch die zärteren Künste des Lebens fanden zeitweilig Pflege. Witz und Räthsel spielen in Simson's Geschichte eine Rolle; „und blieb auch die Dichtung noch rein lyrisch — sagt Ewald —, so zeigt doch das große Siegeslied Debora's, zu welcher feineren Kunst die Lyrik aufstrebte und welches zartere Schönheitsgefühl sich bereits mitten unter den noch starren und schweren Formen regte". Andererseits beweist dieses Lied und andere Reste, die sich erhalten haben, mit ihrer reinen Gottbegeisterung, zusammengehalten mit dem allenthalben einreißenden Bilder- und Götzendienst, wie die Richterperiode eine widerspruchsvolle Zeit auch in religiöser Beziehung war. Auch noch andere Volkslieder und Gedichte, wie der „Segen Jakob's", mögen schon in diesem Zeitalter ihre Aufzeichnung gefunden haben. Das Beispiel der in der Schreibkunst längst geübten Phönizier wird nicht ohne anregenden Einfluß auf das begabte und empfängliche Volk Israel geblieben sein.

2) Saul. David. Salomo.

A. Gründung des Königthums. Saul.

1. Eli und Samuel

(etwa 1120 bis gegen 1050).

Eli's Tod. Verlust der Bundeslade.

Die Zerrissenheit des Reichs und die Auflösung des Stammes- und Gemeindeverbandes in der Richterzeit hatte die Schwächung Israel's und die Ueberwindung einzelner Stämme durch die kriegerischen Nachbarvölker zur Folge. Die Philistäer, die schon zu Simson's Zeit Juda und Simeon unter ihre Botmäßigkeit gebracht, richteten ihre Angriffe nunmehr auch gegen die mittleren Stämme Ephraim mit Benjamin und Manasse. Das bedrängte Volk suchte einen Halt in der Verbindung des weltlichen Volksrichteramts mit der priesterlichen Würde, indem es Eli, den Vorsteher des Heiligthums in

Silo, zum Richter und Heerführer wider die Feinde erkor. Und Eli scheint in seinen jüngern Jahren die Erwartungen nicht getäuscht zu haben; in den vierzig Jahren, die seiner Herrschaft zugeschrieben werden, stand er als Held und Retter seines Volkes den Feinden kräftig gegenüber und wehrte die fremde Botmäßigkeit von Ephraim ab. Aber als er alt und blind wurde und die Zügellosigkeit und Gewaltthaten seiner Söhne das Vertrauen und die Hingebung des Volkes an Eli's Haus schwächten, da gewannen die streitbaren Feinde mehr und mehr die Oberhand. Bei Aphek siegten sie über Israel und eroberten die Bundeslade. Bei der Kunde gerieth der alte Hohepriester in solchen Schrecken, daß er am Thore von Silo rücklings vom Stuhl fiel und das Genick brach.

Ueber die Sitten der Priesterfamilie in Silo gibt 1. Sam. 2, 12 ff. eine sprechende Darstellung: „Die Söhne Eli's waren nichtswürdige Buben; sie wußten nichts von Jahve. Und die Weise der Priester gegen das Volk war: so oft Jemand ein Opfer opferte, so kam der Knappe des Priesters, wenn das Fleisch gekocht wurde, die Gabel mit drei Zacken in seiner Hand, und stieß in den Kessel oder in den Topf; und was die Gabel heraufbrachte, nahm der Priester; so thaten sie dem ganzen Israel, das nach Silo kam. Auch ehe sie das Fett anzündeten, so kam der Knappe des Priesters und sprach zu dem Opfernden: „Gib Fleisch zum Braten für den Priester; denn er will nicht gekochtes Fleisch von dir nehmen, sondern rohes." Und sprach zu ihm der Mann: „Anzünden werden sie soeben das Fett, dann nimm dir, so wie dein Herz begehret," so sprach er: „Nein, sondern jetzt sollst du geben; wo aber nicht, so nehme ich's mit Gewalt." — Eli aber war sehr alt und hörete Alles, was seine Söhne thaten, und daß sie bei den Weibern schliefen, welche zum Dienste eintraten an der Thüre des Versammlungszeltes. Er führte ihnen den Spruch: Die Sitten der Priesterfamilie in Silo.

So Mensch fehlt gegen Mensch, wird sein Vermittler Gott:
Doch fehlt er gegen Jahve, wer wird für ihn vermitteln?

nebst andern Ermahnungen zu Gemüthe, aber sie blieben in ihrer Zügellosigkeit verstockt.

Einst lagerten die Philister bei Aphek, erzählt der Geschichtschreiber weiter, die Israeliten bei Ebeneser; da entzündete sich ein Kampf, in welchem bei 4000 Mann von Israel auf dem Wahlplatz vor dem Lager fielen. Darauf ließen die Aeltesten die Bundeslade von Silo ins Lager kommen, damit der Herr der Heerschaaren sie errette aus der Hand der Feinde. Die Philister erschraken, aber die Führer sprachen: „Seid fest, und seid Männer, daß ihr nicht den Hebräern dienen müsset, wie sie euch gedienet!" Und die Philister stritten, und Israel ward geschlagen und es fielen an 30,000 Mann und die Bundeslade ward genommen und die beiden Söhne Eli's, Hophni und Pinehas, kamen um. Da lief ein Mann von Benjamin von dem Wahlplatze gen Silo, seine Kleider zerrissen und Erde auf seinem Haupte. Und Eli saß auf dem Stuhle, nach der Straße ausschauend, denn sein Herz war bange wegen der Lade Gottes. Und der Mann sprach zu Eli: „Israel ist geflohen, deine beiden Söhne sind todt und die Lade Gottes ist genommen!" Bei dieser Trauerbotschaft fiel Eli rücklings vom Stuhle an der Seite des Thores und starb. Seines Sohnes Pinehas Weib aber gebar zu früh einen Sohn, welcher den Namen Ikabod d. i. „Ehrlos" erhielt, weil die hohe Ehre Israel's, die Bundeslade, verloren war. Und es war großes Wehklagen in der Stadt. Schicksale der Bundeslade.

Die Philister führten die Bundeslade nach Asdod und stellten sie als Siegeszeichen im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Als sie am andern Morgen hinkamen, lag Dagon auf seinem Angesicht zur Erde vor der Lade Jahve's, sein Haupt und seine beiden Hände abgebrochen auf der Schwelle; nur der Fischrumpf war noch an ihm übrig. Bald darauf wurde Asdod von schweren Plagen heimgesucht; an den Körpern der Leute brachen Beulen aus und die Saaten wurden von Mäusen verwüstet. Dies schien von der heiligen Lade herzurühren,

deshalb führten die Bürger von Asdod dieselbe nach Gath; als sich aber hier dieselben Plagen zeigten, schaffte man sie nach Ekron. Aber die Einwohner dieser Stadt nahmen das unheimliche Geschenk gar nicht auf, daher die Philister nach dem Rath der Priester und Wahrsager beschlossen, die Lade mit goldenen Weihgeschenken versehen auf einen neuen Wagen zu legen, vor denselben zwei junge Kühe, die noch kein Joch getragen, zu spannen und sie frei ziehen zu lassen. So kam der Zug nach Betsemes in Juda, nahe an der Grenze des Philisterlandes; die Betsemiter, gerade mit der Weizenernte beschäftigt, stellten die Lade auf einen großen Stein im Felde und opferten die Kühe dem Jahve. Aber auch hier stellte sich bald ein großes Sterben ein, weshalb die Bewohner die Weiterführung verlangten. Da kamen die Leute von Kiriat-Jearim und holeten die Lade Jahve's hinauf; und brachten sie in das Haus Abinadab's auf dem Hügel, und weiheten Eleasar, seinen Sohn, die Lade Gottes zu hüten. Dort blieb sie zwanzig Jahre stehen, denn unter Saul's Herrschaft „wurde nicht viel nach ihr gefragt" (1 Chron. 13, 3); unter David ward sie nach Jerusalem geführt und in der „Hütte" aufgestellt, die dieser König in seiner neuen Hauptstadt aufrichtete.

Samuel als Richter. 1100.

In dieser Bedrängniß erstand dem Volke Israel ein Retter und gottbegeisterter Priesterheld in Samuel. Seine fromme Mutter Hanna hatte ihn nach langer Unfruchtbarkeit ihrem Eheherrn Elkana von Ephraim geboren und aus Dankbarkeit dem Jahve geweiht. Von Kindheit an im Heiligthum zu Silo erzogen, geliebt von Eli, verabscheute er in gottergebenem Sinn und Wandel die Unthaten seiner Söhne und mied ihre Wege. „Umgürtet mit einem leinenen Schulterkleide" und angethan in „ein kleines Oberkleid", das ihm die fromme Mutter jedes Jahr brachte, wenn sie hinaufzog nach Silo mit ihrem Manne, um das Opfer darzubringen, dienete er lange Jahre als treuer Knecht dem Jahve, bis das Unglück über Eli's Haus hereinbrach und der Feind das geschwächte Volk zu vernichten drohte. Da kam der Geist des Herrn über ihn. Als Eli's Nachfolger im Richteramte anerkannt, berief er die Landsgemeinde zur Versammlung nach Mizpa; und nachdem er sie ermahnt, ihr Herz auf den Herrn zu richten und seinen Geboten allein zu gehorchen, opferte er ein Milchlamm und schrie laut zu Jahve, gerade als die Feinde von Neuem zum Streite heranzogen. „Da donnerte Jahve mit großen Schlägen über den Philistern und verwirrte sie" und sie wurden geschlagen und in die Flucht getrieben. „Und Samuel zermalmte alle Fürsten der Philister" (Jes. Sir. 46, 23). Darauf setzte er einen Stein an die Stelle und nannte ihn Ebeneser, d. i. Stein der Hülfe. Die verlornen Städte kamen wieder an Israel. Von dem an war Samuel aus allen Kräften bemüht, die zerstreuten Keime mosaischer Gesinnung und mosaischen Ernstes zu beleben und zu kräftigen, indem er besonders jüngere Leute anregte und seine Begeisterung ihnen mittheilte, um durch sie in weitern Kreisen zu wirken. Er war und blieb der allverehrte Prophet Jahve's, in dieser Zeit der Noth und Zerrüttung der eigentliche Träger des nationalen Cultus, der Leiter des Staats als Richter und Heerführer.

Religionswesen.

Samuel's Sitz war Silo, wo zwar nicht mehr die Bundeslade, noch viel weniger irgend welche „Stiftshütte", wohl aber ein Gotteshaus stand, wie ähnliche auch an anderen Orten des Landes sich fanden. Auch das Wort für „Höhe",

Bama, bedeutet nicht blos den Berg selbst, sondern an einigen Stellen ersichtlich das tempelähnliche Haus, darin geräuchert und geopfert wurde. Es gab also in Israel Tempel vor und neben dem Salomonischen. Dagegen geschieht auch noch zu Samuel's Zeiten niemals eines mosaischen Gesetzes mit einheitlichem Cultusorte Erwähnung. Man betet und opfert in Betel, Gilgal, Mizpa, Rama, Nob, Gibea, und das Heiligthum der Daniter mit levitischer Priesterschaft, dessen Entstehung wir oben kennen gelernt, bestand noch bis zum Untergange des Königreiches Israel. Eben so wenig gibt es ein Privilegium der Leviten zu opfern. Bis in die erste Königzeit vielmehr erhielt sich die patriarchalische Sitte, daß der Hausvater, der Geschlechtsälteste, das Oberhaupt eines Stammes in eigener Person Opfer darbringen. So thun noch Gideon, Samuel, Saul, wiewohl alle nicht levitischen Stammes. Eben nur vom Standpunkte späterer Gesetzlichkeit aus wird 1. Chron. 6, 19 der Ephraimit Samuel zum Leviten umgestempelt. Das Opfer ist noch stets mit einer Mahlzeit der Opfernden verbunden, durch kein strenges Ritual geregelt. Die Feste schließen sich an die Hauptarbeiten des Landbaues an als naturwüchsige Bauernfeste und werden allenthalben im Lande gefeiert. Aber nicht blos in Bezug auf die Anbetungsstätte, auch in Bezug auf den Gegenstand der Anbetung selbst war damals die Forderung der ausschließlichen Einheit noch nicht erhoben worden, geschweige denn durchgedrungen. Schon von Haus aus haftete dem israelitischen Gottesbewußtsein eine Schranke an, sofern das besondere Verhältniß des Volkes zum wahren Gott auch umgekehrt ein besonderes Verhältniß dieses Gottes zum Volk mit sich brachte und so der Eine Gott doch zugleich auch wieder ein particularer Schutz- und Stammgott wurde, welcher in so fern mit den Göttern der Heiden auf derselben Linie stand. Darin also wirkte noch ein halbes Jahrtausend über Mose hinaus der ursprüngliche Polytheismus nach, daß Jahve nur über Israel Gott war, über andere Völker aber andere Götter als gebietend gedacht waren (Richt. 11, 24). Daran, wie diese andern Götter sich zu Jahve, wenn er doch allein wahrer Gott sein sollte, sich verhalten, dachte man noch nicht. Darum ist von Göttern dieses und jenes Volkes im Ernste die Rede, „auch wenn die Vorstellung von dem Gott Israel's bereits eine derartige war, daß sie consequenter Weise die Annahme anderer Götter ausgeschlossen haben müßte" (Baudissin). Es gehörte erst die ganze, in diesem Bande noch zu schildernde Entwickelung des religiösen und sittlichen Bewußtseins dazu, um die Stellung Jahve's allmählich so zu steigern, daß neben ihm die andern Götter so gut wie völlig verschwanden und das hebräische Wort für Gott, ursprünglich eine Mehrzahl (Elohim), die Vielheit in die Einzahl zusammenfassend zuletzt ihn allein bezeichnete. Vorläufig aber eifern Richter und Propheten wie Samuel nicht sowohl für seine Einzigkeit als für seine Suprematie.

Der Friede, den die Philistäer nach dieser Niederlage mit den Israeliten abschlossen, war schwerlich von langer Dauer. Vielmehr geht aus der biblischen

Erzählung hervor, daß sie noch während Samuel's Richteramt bei Michmas am östlichen Abhange des Gebirgs gegen den südlichen Jordan hin ein festes Standlager errichteten, um die Eroberung des mittleren Landes mit größerer Planmäßigkeit zu betreiben, daß sie die südlichen Gebietstheile in harter Botmäßigkeit hielten und den Bewohnern nicht blos die Waffen wegnahmen, sondern auch in Gibea durch einen Beamten mit militärischer Umgebung Abgaben von ihnen erhoben, ja sie sogar zur Heeresfolge gegen ihre Stammgenossen zwangen. Und diese Entwaffnung wurde von den Philistäern mit solcher Vorsicht durchgeführt, daß sie nicht einmal Schmiede in dem unterworfenen Landstriche duldeten, so daß jeder Hebräer in die Städte der Philistäer hinabgehen mußte, „um seine Pflugschaar und seine Hacke und sein Beil und seinen Spaten zu schärfen"; Schwerter und Spieße aber waren im ganzen Volke nicht zu finden.

Das Volk verlangt einen König. Diese Unfälle brachten das Volk allmählich zu der Ueberzeugung, daß die lose Staatsordnung nicht länger haltbar sei; die Richtergewalt, mochte sie in die Hände streitbarer Heerführer gelegt oder mit der Priesterwürde vereinigt sein, hatte sich als unzulänglich erwiesen; sollte nicht die ganze Nation unrettbar der Fremdherrschaft erliegen, so mußte eine einheitliche Macht geschaffen werden, welche die Gesammtkraft aller Stämme zusammenfassen und wider den Feind kehren konnte. Denn gerade diese nationale Einigung unter waffenkundigen Heerkönigen verlieh den Philistäern und andern Kananäern das Uebergewicht im Felde. Zu dieser traurigen Erfahrung von der Unzulänglichkeit der Richtergewalt im Krieg kam noch die Besorgniß, daß sich nach Samuel's Tod die Lage der Dinge verschlimmern würde; denn auch seine Söhne „wandelten nicht in seinen Wegen, und bogen aus nach Gewinn und nahmen Geschenke, und beugeten das Recht". Immer mehr fand daher die Ansicht Eingang, daß man eines Königs bedürfe, der das Volk zu Kampf und Sieg wider die drohenden Feinde führe. Samuel widerstand diesem Vorhaben aus allen Kräften. Er, der erste Diener des unsichtbaren Königs im Himmel, mußte die Einsetzung eines irdischen Königs, durch den das freie Wirken Jahve's in der Gemeinde beschränkt ward und der mosaische Gottesstaat eine wesentliche Aenderung erfuhr, unbedingt mißbilligen. Darum wird auch in der biblischen Erzählung, wo mehrere abweichende Relationen aus verschiedenen Zeiten neben einander herlaufen, die Sache so dargestellt, als ob Jahve, in dem Wunsche des Volks eine Schmälerung der eigenen Ehre erblickend, gleichsam im Zorne die Erfüllung gewährt und Samuel zum Nachgeben bewogen habe. Er versuchte anfangs durch jene berühmte Schilderung der Leiden und Drangsale, der Bedrückung und Knechtschaft, die ihrer unter der Königsherrschaft warteten (1. Sam. 8, 10—18), die Aeltesten von ihrer thörichten Forderung abzubringen. Aber der Zwang der Umstände und die unausweichliche Nothwendigkeit war zuletzt mächtiger als sein Widerstand.

Diese zwingenden Umstände waren zunächst die Kriegsleiden der Stämme jenseit des Jordans. Jene Hirtenvölker, die einst Jephtah's starke Hand vor den drohenden Einfällen der Ammoniter geschützt, waren seitdem von diesen räuberischen Schwärmen der Wüste wiederholt angegriffen und in ähnliche Noth gebracht worden, wie die diesseitigen Bewohner durch die Philistäer. Eben jetzt drohte dem Lande Gilead ein neuer Sturm durch Nahas, den Ammoniter, der bereits Jabes umlagert hielt. Umsonst boten die Männer von Jabes ihre Unterwerfung an, um gegen Dienstpflicht den Frieden zu erkaufen; Nahas sprach trotzig: „Unter dem Beding will ich mit euch einen Bund schließen, daß ich euch allen das rechte Auge aussteche und damit einen Schimpf lege auf ganz Israel." Da schickten die Aeltesten von Jabes Boten zu den Bruderstämmen auf dem rechten Jordanufer und flehten um Hülfe, und Alle, zu deren Ohren der Nothruf drang, weineten und wehklagten. Saul's Sieg über die Ammoniter.

Damals lebte zu Gibea im Lande Benjamin ein Mann, Namens Saul, der Sohn des Kis, eines wohlhabenden freigebornen Mannes; er war um eine Schulter höher denn alles Volk, und keiner von den Söhnen Israel's war schöner denn er. Saul kam gerade hinter den Rindern her vom Felde; als er die Trauerbotschaft vernahm, entbrannte sein Zorn. Und er nahm ein Joch Ochsen und zerstückete sie und sandte die Stücke in das Gebiet Israel's und ließ sagen: „Wer nicht auszieht hinter Saul her, dessen Rindern wird man so thun." Da fiel der Schrecken Jahve's auf das Volk, und sie zogen aus wie Ein Mann. Und Saul führete sie über den Jordan gegen Jabes und stellete sie in drei Haufen. Und sie drangen in das Lager zur Zeit der Morgenwache und schlugen die Ammoniter bis zur heißen Tageszeit; und die Uebriggebliebenen wurden zerstreut, und es blieben unter ihnen nicht zwei beisammen. Dieser Sieg gab den Ausschlag. Das Volk zog nach Gilgal; daselbst opferten sie Dankopfer und machten Saul zum König; und alle Männer von Israel freuten sich sehr, wenn auch einige „nichtswürdige Buben" sprachen: „Was wird uns der helfen?" und ihn verachteten. Nun widerstrebte auch Samuel nicht länger. Nach der späteren Ueberlieferung hätte auch er im Stillen Saul als den erkannt, der das Vaterland zu retten fähig und berufen sei, und ihn bereits zum König bestimmt. Jedenfalls erklärte er jetzt, da das Volk unter dem überwältigenden Eindruck der rettenden That den entscheidenden Schritt gethan, seine Zustimmung und setzte Saul als König ein. Durch diesen feierlichen Akt legte Samuel, der nunmehr alt und grau geworden, die weltliche Macht in Saul's Hände; in einer Rede an das Volk gab er Rechenschaft über die Führung seines Richteramtes; und als die Versammlung ihm bezeugte, daß er kein Unrecht und keine Gewalt gethan und aus Niemands Hand Geschenke genommen, ermahnte er König und Volk, Jahve zu fürchten und zu dienen und nicht widerspenstig zu sein gegen seine Befehle; dann würde ihnen nie seine Hülfe fehlen. So wurde Saul's Königswahl vom Volke vollzogen und von Samuel noth- Saul wird König.

gedrungen bestätigt. Erst in der Folge, als es zweckmäßig erschien, die Gründung des Königthums von der Priesterschaft ausgehen zu lassen und demselben die heiligende Weihe göttlichen Ursprungs zu verleihen, wurde die einfache Ueberlieferung durch jene Zusätze und Erzählungen im priesterlichen Interesse erweitert und auch Samuel's Theilnahme und Mitwirkung an Saul's Kriegszug beigefügt.

2. König Saul
(1080—1058 oder 1055—1033).

Saul's Kampf gegen die Philistäer.

Die ersten zwei Jahre seiner Regierung benutzte Saul zur Bildung einer auserwählten Kriegsmacht von 3000 Mann Kerntruppen; 2000 befehligte er selbst, das andere Tausend sein tapferer Sohn Jonatan; alles übrige Volk entließ er nach Hause, um ruhig den Acker zu bauen. Das Land aber seufzete immer noch unter dem Druck der Philistäer. Da unternahm Jonatan, um die Schmach der Knechtschaft von Israel abzuwenden, einen Streifzug nach Gibea und erschlug den Beamten oder Rottenmeister, den die Philistäer wohl zur Eintreibung der Abgaben daselbst aufgestellt hatten. Erzürnt darüber sammelten diese ein großes Heer, bei 30,000 Streitwagen und 6000 Reiter und Volk wie Sand am Ufer des Meeres an Menge. Und sie zogen herauf und lagerten zu Michmas. Das Volk in Israel aber verkroch sich in Höhlen und Dornbüsche; in Felsklüfte und in die Thürme und Gruben; Manche flüchteten sich auch über den Jordan in das Land Gad und Gilead. Die Philistäer theilten ihren Verheerungszug in drei Haufen, der eine wandte sich gen Ophra, der andere gegen Bethoron und der dritte zog nach der Grenze, die emporragt über das Thal Zeboim nach der Wüste zu. Saul wartete sieben Tage auf Samuel, daß er das Opfer verrichte und Jahve's Beistand anflehe. Als jener aber zögerte, und das Volk anfing sich zu zerstreuen, da opferte der König selbst, ohne Samuel's Ankunft abzuwarten. Aber noch an demselben Tage kam dieser ins Lager, und als er von Saul, der ihm entgegen ging und ihn ehrerbietig grüßte, das Geschehene vernahm, sprach er: „Du hast thöricht gehandelt, daß du das Gebot Jahve's nicht beobachtet. Jetzt hätte Gott dein Königthum über Israel bestätigt in Ewigkeit, so aber wird es nicht bestehen, und Jahve hat sich einen andern Mann nach seinem Sinne gesucht und ihn geordnet zum Fürsten über sein Volk." Hierauf verließ Samuel das Lager und die frühere Abneigung gegen das Königthum erwachte von Neuem in seiner Brust; und wenn er auch nicht mehr an die Wiederherstellung der alten Ordnung denken konnte, in einem Augenblick, da das Land mehr als je vom Feinde bedroht war, so trug er doch seitdem Groll gegen Saul, in dessen Verfahren er einen vermessenen Eingriff in seine heiligen Priesterrechte erblickte und dessen Herrschersinn nicht die Beschränkung ertragen wollte, die Samuel der königlichen Macht zu setzen gedachte.

Samuel zürnt auf Saul.

Saul und Jonatan siegten bei **Gibea** über die Philistäer und befreiten Israel von dem schmählichen Joche. Dieser erfolgreiche Kampf befestigte Saul's Herrschaft. Er stritt ringsum, wider alle seine Feinde, heißt es in der Ueberlieferung, und wohin er sich wandte, siegte er. Und er übte Tapferkeit und errettete Israel aus der Hand seiner Plünderer, und sah er irgend einen starken und tapfern Mann, so nahm er ihn zu sich. Samuel aber konnte das eigenmächtige Verfahren und den unfolgsamen Sinn des Königs nicht vergessen, und sein Groll steigerte sich, als sich Saul in einem Krieg gegen die **Amalekiter** einer zweiten Uebertretung des im Auftrage Jahve's ergangenen priesterlichen Gebotes schuldig machte. Statt nämlich alles Lebendige, sowohl Menschen als Vieh, „dem Jahve zu bannen", verschonte Saul den gefangenen König Agag und einen Theil der erbeuteten Heerden. Beide Begebenheiten erzählt die hebräische Geschichtschreibung mit großer Lebendigkeit in folgender Weise:

Saul lagerte am Ende von Gibea unter dem Granatbaum mit etwa 600 Streitern. Da machte sich Jonatan heimlich mit seinem Waffenträger auf, um die auf einer felsigen Anhöhe aufgestellte Abtheilung der Feinde zu überfallen. Als die Philister sie sahen, sprachen sie höhnend: „Sehet, Hebräer kommen hervor aus den Löchern, wohin sie sich verkrochen!" und riefen ihnen zu: „Kommet herauf zu uns, wir wollen euch etwas kund thun!" Jonatan, in diesem Rufe ein Zeichen erkennend, daß Jahve ihr Unternehmen begünstige, stieg auf Händen und Füßen die Felsenhöhe hinan und sein Waffenträger ihm nach. Die Feinde, über solche Kühnheit erstaunt, sehen ihm wie gelähmt ins Angesicht; bei zwanzig Mann werden erschlagen, die übrigen fliehen bestürzt und verbreiten Schrecken und Verwirrung im Lager und auf dem Felde. Als Saul die Unordnung im feindlichen Lager wahrnahm, eilte er mit seinen Kriegern alsbald zum Angriff; da wurde der Aufruhr und die Verwirrung noch größer; das Schwert des Einen war wider den Andern; die Hebräer aber, welche gezwungen im Heere der Philister dienten, schlugen sich zu Saul und Jonatan und alle Männer, die sich im Gebirge verkrochen hatten, kamen auf die Kunde von der Flucht der Philister herbei und schlossen sich den Verfolgern an. Schon ging die Flucht der Feinde über Betaven hinaus; da rief Saul, besorgt, seine ermüdeten Krieger möchten sich zerstreuen, um Nahrung zu suchen, und von der Verfolgung ablassen: „Verflucht der Mann, der Brod isset bis zum Abend, ehe ich Rache genommen an meinen Feinden!" Und das Volk gehorchte und als der Zug durch einen Wald ging, wo wilder Honig auf der weiten Fläche ausgebreitet lag, that keiner die Hand zum Munde, aus Furcht vor des Königs Schwur. Nur Jonatan, welcher den Fluch nicht gehört, tauchte im Vorübereilen die Spitze seines Stabes in den Honigseim und erfrischte sich. Dadurch war er Jahve gebannt und er sollte den Tod leiden. Als durch das Looswerfen seine Schuld kund geworden, sprach er: „Ich muß sterben!" Aber das Volk rief: „Jonatan soll sterben, der diesen großen Sieg geschaffet in Israel? Das sei ferne! Beim Leben Jahve's! wo von den Haaren seines Hauptes eins zur Erde fällt; denn mit Gott hat er gethan an diesem Tage." Und so erlösete das Volk Jonatan, daß er nicht starb.

Saul's und Jonatan's Sieg bei Gibea.

In einem Krieg gegen die **Amalekiter**, die von Süden her verheerende Einfälle in das Land machten, befahl Samuel dem König, Alles zu bannen und Nichts zu schonen, weder Menschen noch Thiere. Und Saul's Waffen waren siegreich.

Sieg über die Amalekiter.

Nachdem er die mit dem Feinde verbundenen Keniter zum Abzug bewogen, um ihrer zu schonen, schlug er die Amalekiter in der Nähe ihrer Hauptstadt und nahm ihren König Agag gefangen. Alles Volk verbannte er hierauf mit der Schärfe des Schwerts und alles Vieh, was verächtlich und untüchtig war; aber den König verschonete er und alles was gut war von Schaafen, Rindern und Lämmern; und er zog mit dem Gefangenen und mit der reichen Beute nach Karmel im südlichen Juda, wo er zu einem Siegesdenkmal den Grund legte, und von da nach Gilgal, um das Dankopfer darzubringen. Hier kam Samuel zu dem König; dieser ging ihm entgegen und sagte: „Ich habe das Wort Jahve's erfüllet." Aber der Prophet, von der mangelhaften Ausführung des Vernichtungsbannes unterrichtet, sprach: „Was ist das für ein Geschrei von Schaafen und Rindern, das zu meinen Ohren dringt? Warum hast du nicht der Stimme Gottes gehorcht und bist über die Beute hergefallen? Du hast übel gethan in den Augen Jahve's." Saul sprach: „Ich habe ja der Stimme Gottes gehorcht, aber das Volk hat von der Beute genommen, um es Jahve zu opfern in Gilgal." Da eiferte Samuel und sagte: „Hat Jahve Lust an Brandopfern und Schlachtopfern, so wie am Gehorsam gegen seine Stimme? Siehe, Gehorsam ist besser als Opfer, Aufmerken besser als Fett der Widder, Widerspenstigkeit ist gleich sündigem Heidenthum, Eigensinn gleich Abgötterei und Götzendienst. Darum weil du das Wort des Herrn verworfen, so hat er dich verworfen, daß du nicht mehr König seiest." Saul bereuete seine That und sprach: „Ich habe gesündigt, daß ich den Befehl Jahve's und deine Worte übertreten. Aber nun ehre mich doch vor den Aeltesten meines Volkes und vor Israel, und kehre mit mir um, daß ich anbete vor Jahve, deinem Gott!" Da kehrete Samuel um und sprach: „Bringet zu mir Agag, den König von Amalek!" Als dieser heiter mit dem Ausruf: „Gewichen ist die Bitterkeit des Todes!" vor ihm erschien, rief der Prophet: „So wie dein Schwert Weiber kinderlos gemacht, so sei kinderlos vor Weibern deine Mutter!" und er hieb Agag in Stücken vor Jahve zu Gilgal. Dann kehrte er nach Rama zurück, wo er seine Wohnung hatte.

Saul und Samuel.

Von der Zeit an trat die Entzweiung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht immer mehr hervor. Die Grenzen der beiden höchsten Reichsgewalten waren noch nicht so fest gezogen, daß nicht hie und da Uebergriffe der einen in die andere stattgefunden hätten. Besonders scheint es Samuel schwer gefallen zu sein, die Machtbefugnisse, die er in seinen jüngern Jahren geübt, in seinem Alter mit einem Heerführer zu theilen, dem er nur nach langem Widerstreben eine höhere Weihe verliehen. „Und Samuel richtete Israel sein Leben lang," sagt der biblische Erzähler, und wirft dadurch ein Streiflicht auf das getrübte Verhältniß zwischen König und Oberpriester. Wenn Samuel nicht einmal die richterliche Gewalt ganz an Saul abtrat, mit welcher Eifersucht mußte er die Eingriffe des jüngern Königs in seine priesterlichen Rechte betrachten? Samuel tritt überall mit gebieterischer Autorität auf; selbst im Kriege ertheilt er dem König Vorschriften und Befehle; er tödtet, wie wir eben gesehen, mit eigener Hand den Amalekiterfürsten Agag, den Saul aus Rücksicht auf seine hohe Stellung verschont hatte. Saul, ein einfacher bescheidener Mann, der sich in seines Vaters Hause den geringsten Diensten unterzogen, scheint sich in den ersten Jahren seiner Herrschaft willig unter die leitende Hand des väterlichen Freundes gefügt zu haben, der als Prophet und Jahvegeweihter bei dem Volke in so hohem

Ansehen stand. Er nahte sich ihm stets mit kindlicher Ehrfurcht und demüthiger Ergebenheit. In seinen spätern Jahren aber, als die siegreichen Kriegsthaten wider die feindlichen Grenzvölker im Westen, Osten und Süden sein Selbstgefühl hoben und die Ergebenheit eines streitbaren Heeres ihm seine königliche Herrschermacht zum Bewußtsein brachte, mag diese Hingebung und Unterordnung sich gemindert haben. Samuel und Saul sahen sich selten mehr. Jener lebte zu Rama, mit religiösen Dingen beschäftigt und den Prophetenschulen, die ihm ihre Entstehung oder ihre belebende Umgestaltung und Erweiterung verdankten, seine Sorge und Thätigkeit widmend; Saul in Gibea, sowohl auf die Beschützung des Landes gegen äußere Feinde als auf die Hebung der innern Wohlfahrt bedacht. Er war ein Heldenkönig von patriarchalischer Natur, mit ehrbaren Sitten und häuslichen Tugenden ausgerüstet. Die Zeit, die nicht von Kriegszügen und Waffenthaten ausgefüllt war, verbrachte er auf seiner Hufe zu Gibea in alter Einfachheit, umgeben von seinen vier Söhnen Jonatan, Abinadab, Isboset und Malchisua und seinen zwei Töchtern Merab und Michal, die ihm seine züchtige Hausfrau Ahinoam geboren, und im Umgang mit seinem Heerobersten Abner, dem Sohne seines Oheims, einem tapfern Kriegsmann. Nur eine einzige Nebenfrau, Rizpa, theilte sein königliches Lager. Er war der Retter Israel's in der bedrängtesten Zeit; er zerbrach das Joch der Philistäer im Westen und der Ammoniter im Osten und füllte das Land mit reicher Siegesbeute. Dabei beseelte ihn ein edler Eifer für die Aufrechterhaltung der alten Religion. Er begünstigte Samuel's Prophetenverein und wurde sogar vorübergehend selbst vom prophetischen Hauche angeweht; daher der Volksspruch: „Ist auch Saul unter den Propheten?" Er trieb alle „Todtenbeschwörer und klugen Männer" aus dem Lande und errichtete zu Ehren Jahve's Altäre und Opferstätten. Dieser Tugenden wegen ehrte das Volk den großmüthigen Heldenkönig als den „Gesalbten Jahve's" und blieb ihm in Ehrfurcht und Liebe zugethan, auch als die Tage seiner Herrlichkeit sich trübten.

Besondere Beachtung verdienen die erwähnten Prophetenschulen Samuel's. Schon der kananitischen Religion eignet ein ekstatisches Element. Enthusiastische Erregung, ungezügelter Ausdruck derselben, heilige Raserei gehörte zum Dienst der Naturgötter Baal und Aschera. So treten auch in Israel anfänglich die Propheten als „Rasende" auf. Nackt liegen sie am Boden und weissagen in Verzückung, oder sie ziehen mit Pauken, Harfen und Flöten einher. Solche Vereine von Weissagenden, wenn sie auf dem Uebergang von der Richter- zur Königszeit vorkommen, weisen auf die religiöse Erneuerung und Zusammenfassung hin, welche in jener Zeit eintrat; sie bildeten eine der Formen, in welchen sich die nationale Wiedergeburt vollzog, haben übrigens gleichfalls ihre kananäischen Analogien. Samuel wirkte offenbar klärend und versittlichend auf diese Vereinigungen von Jahvedienern zu intensiverem religiösen Leben ein. Indem er Jünglinge voll Eifers für den Gott der Väter um sich sammelte, legte er den Grund zu den Prophetenschulen, die im Laufe der Zeit sich mehrten und bald die begabtesten und einflußreichsten Männer zu ihren Mitgliedern oder Zöglingen zählten. Diese Anstalten, die „Prophetenhäuser", darin eine Art Vorbildung für den propheti- Die Prophetenschulen.

schen Beruf Statt hatte, sollten anfänglich wohl nur eine Stütze und Bürgschaft für den Bestand der Jahvereligion bilden. Die Musik wurde als eine Art von Medium für Herbeiführung des begeisterten Zustandes gepflegt. Allmählich scheinen daraus Mittelpunkte geworden zu sein, da das hebräische Schriftthum ausgebildet und die volksthümlichen Ueberlieferungen in Religion und Sitte, in Gesetz und Recht, in Sage und Geschichte erhalten und fortgepflanzt wurden, und so erlangten die darin unterrichteten und durch fortgesetzte Uebungen erstarkten Männer leicht ein geistiges Uebergewicht über die Zeitgenossen. Der Begriff eines hebräischen Propheten aber erhellt am deutlichsten aus seinem Namen „Nabi", welches Wort entweder aktiv den „Sprecher" (geheimnißvoller Gottesworte) oder passiv den durch höheren Einfluß ekstatisch Erregten bedeutet, während andere Namen wie Roe und Chose sich auf das visionäre Schauen beziehen.

3. Saul und David.

David am Hofe Saul's. An Saul's Hofe lebte ein junger Kriegsmann, David, des Isai jüngster Sohn aus Betlehem im Lande Juda. Er war kundig des Saitenspiels, ein tapferer Held, beredt und schön von Gestalt, und Jahve war mit ihm. Aufgewachsen als Hirte in der stillen Flur seiner Heimath, hatte er bei den Heerden Fertigkeit in den musischen Künsten, in Gesang und Dichtung, im Lautenspiel und kunstreichen Tanz erworben und im Kampfe mit dem Löwen und dem Bären zur Beschützung der Heerden einen sehnigen Arm und körperliche Kraft und Gewandtheit gewonnen. Schon dienten drei ältere Brüder im Heere, als auch er den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschte und sich im Kampfe mit den Philistäern bald so auszeichnete, daß ihn Saul zuerst zu seinem Waffenträger machte, dann zum Obersten über Tausend setzte. Sein kühner Muth gewann ihm die Freundschaft des tapfern Jonatan, der ihn „liebte wie seine Seele" und zum Bruderbund Waffen und Kleider mit ihm tauschte; seine Kriegsthaten im Terebinthenthal machten ihn zum Liebling des Volks, das in Liedern und Sagen seinen Zweikampf mit dem Philisterriesen Goliat aus Gat und seine siegreiche Verfolgung der Feinde feierte. Noch in späten Jahren lebte im Munde des Volkes der alte Spruch: „Saul schlug seine tausend, aber David seine zehntausend", der Rest und Nachklang eines Siegesliedes, das die Weiber einst mit Pauken und Reigen in den Städten Israel's zu Ehren des Heldenjünglings mit dem röthlichen Haare gesungen. König Saul, obwohl von Neid erfüllt über die wachsende Volksgunst, ehrte David vor allen Hauptleuten. Er setzte ihn zum Obersten der königlichen Leibwache und verlieh ihm den ersten Rang nach seinem Feldherrn Abner; er zog ihn in sein Haus und vermählte ihm seine schöne Tochter Michal. Wohl hatte David Ursache, in Demuth auszurufen: „Wer bin ich und was mein Leben, das Geschlecht meines Vaters in Israel, daß ich der Eidam des Königs werden soll? Bin ich doch ein armer und geringer Mann!"

Saul trachtet Was aber David vor Allen auszeichnete, war seine feste Zuversicht auf

Jahve, für den er als Streiter ins Feld zog und der seine schützende Hand über ihn hielt. Als nun das Verhältniß zwischen Samuel und Saul sich löste und der Zwiespalt zwischen der Königsmacht und der Priesterschaft immer weiter und tiefer wurde, stand David auf Seiten der letzteren. Darum mochte Samuel, als er grollend in Rama saß, nach langen innern Kämpfen auf den Gedanken gekommen sein, den gottesfürchtigen Heldenjüngling als Saul's Nachfolger aufzustellen und das Königthum in Israel auf das Haus Isai von Juda zu übertragen, ein geheimer Plan, den die spätere priesterliche Geschichtschreibung zu Gunsten des Davidischen Herrscherhauses als eine förmliche, im Auftrage Jahve's vorgenommene Salbung und Königsweihe darstellte. Der „böse Geist", der von dem an Saul ängstigte, mochte in dem gestörten Verhältniß zu dem Diener Jahve's und in der Bersorgniß über die seinem Hause und dem Reiche drohenden Stürme und Gefahren seine Geburtsstätte haben, und es war ein tragisches Verhängniß, daß der einzige Mensch, der diesen Geist der Schwermuth und der Gemüthsangst zu bannen vermochte, gerade David war, dessen Saitenspiel und Gesang die von Trübsinn umdüsterte Seele des Königs erheiterte. Neid, Argwohn und der finstere Verdacht, daß David, den er so hoch erhoben, mit der feindlichen Partei zu seinem und seines Hauses Verderben Verbindungen eingegangen, faßten in Saul's Busen mehr und mehr Wurzel. Eine dunkle Ahnung, daß der starke und gottesfürchtige Kriegsmann, auf dem die Liebe des Volks und die Hoffnung und Zuneigung der Priesterschaft ruhte, einst die Königskrone in Israel tragen würde, erzeugte in seiner verdüsterten Seele arge Gedanken. Eines Tages, als David vor Saul auf der Harfe spielte, stieß dieser mit dem Speere nach ihm; er wich aus, so daß der Speer in die Wand drang, und entfloh in seine Wohnung. Da sandte Saul Boten ins Haus David's, ihn zu bewachen und am Morgen zu tödten. Aber Michal, sein Weib, ließ ihn durchs Fenster herab, daß er entrinnen konnte, und legte das menschenähnliche Bild des Hausgottes ins Bett mit einem Teppich bedeckt und einem Geflechte (Fliegennetz) von Ziegenhaaren zu seinen Häupten. Als Saul den Betrug erfuhr, schalt er seine Tochter, daß sie seinen Feind habe entrinnen lassen. David aber begab sich zu Samuel nach Rama und nahm Theil an den Uebungen der Prophetenschule in Najot, nahe bei jener Stadt.

David nach dem Leben.

Nun war David überzeugt, daß er am Hofe nicht länger sicher sei; aber im Vertrauen auf Jonatan, seinen Busenfreund, der ihm die schlimme Meinung über die Absichten seines Vaters auszureden suchte und in dem Thun Saul's nur einen plötzlichen Wuthausbruch, eine Folge seines gemüthskranken Zustandes zu erblicken schien, weilte er noch einige Zeit in der Nähe und erneuerte mit Jonatan den Freundschaftsbund draußen in der stillen Flur des Feldes. Auch darin hat Saul's Schicksal einen tragischen Charakter, daß er das Herz seiner Geliebten auf der Seite seiner Gegner sehen mußte. Sein Zorn entbrannte wider den edlen Sohn, als dieser den Freund vor des Königs tod-

David und Jonatan.

bringendem Argwohn zu retten suchte und er fuhr ihn heftig an: „Weiß ich nicht, daß du den Sohn Isai's liebest, zu deiner und deiner Mutter Schande? denn so lange dieser lebet auf Erden, wirst du nicht bestehen, du und dein Königthum!“ Als kein Zweifel mehr war, daß Saul dem David nach dem Leben trachte, schwuren sich die Freunde ewige Treue und trennten sich unter heißen Thränen und Umarmungen.

Saul wüthet gegen die Priester in Nob.

David begab sich nach Nob, in die Priesterstadt, zu Ahimelech, der für ihn Jahve befragte, ihn mit Zehrung versah und ihm ein geweihtes Schwert gab, nach der Tradition dasselbe, welches David einst dem Riesen Goliat im Terebinthenthale abgenommen; damit floh er nach Gat zu König Achis. Als ihn aber hier die Knechte erkannten und er für sein Leben besorgt war, „verstellte er seinen Verstand vor ihren Augen und that närrisch bei ihnen“, bis er Gelegenheit zum Entrinnen fand. Saul's Argwohn aber wuchs mit jedem Tag; er glaubte sich überall von Spähern und Verräthern umgeben. Als er nun von Doeg, dem Edomiter, dem Aufseher der königlichen Hirten, vernahm, was zwischen David und Ahimelech in Nob vorgefallen, ließ er den Priester und sein ganzes Geschlecht vorladen und hielt strenges Gericht über sie unter der Tamariske auf der Höhe zu Gibea. Zornig fragte er sie, den Speer in der Hand: „Warum habt ihr euch gegen mich verschworen, du und der Sohn Isai's, da du ihm Brod und ein Schwert gabst und Gott für ihn befragtest, daß er wider mich aufstehe?“ Umsonst betheuerte Ahimelech, daß er David nur als Eidam des Königs und als Vertrauten des Hofes gekannt und von Allem, was seitdem vorgefallen, nichts gewußt habe; Saul sprach: „Sterben mußt du Ahimelech und das ganze Haus deines Vaters!“ Darauf befahl er den Leibwächtern, die bei ihm standen, die Priester niederzustoßen; als diese sich aber scheuten, Hand an die Geweihten Jahve's zu legen, erhielt Doeg den Befehl; und dieser „tödtete an selbigem Tage fünfundachtzig Mann, die das leinene Schulterkleid trugen“. Nur Abjatar, Ahimelech's Sohn, entging dem allgemeinen Blutbade; er flüchtete sich zu David und nahm das überzogene Jahvebild, bei dem man in Nob die Orakel eingeholt hatte, mit sich. Nob aber, die Priesterstadt, wurde mit der Schärfe des Schwerts geschlagen und alles Lebendige darin, Menschen und Thiere getödtet.

David in der „Höhle Adullam“.

Von Gat begab sich David „in die Höhle Adullam“, in die hügelige von öden Wüsten durchbrochene Gegend des östlichen Juda, und sammelte Flüchtlinge und verwegene Leute um sich, mit denen er Streifzüge unternahm. Und es kamen zu ihm „alle Bedrängten und wer einen Gläubiger hatte, und wer erbitterten Gemüthes war; und er ward ihr Hauptmann und es waren bei ihm bei vierhundert Mann“. Seinen Vater und seine Mutter aber brachte er der Sicherheit wegen zu dem König von Moab, und sie blieben bei ihm so lange, als David auf der Berghöhe war. Durch neue kühne Freibeuter aus Benjamin und Juda und aus dem Stamme Gad jenseit des Flusses verstärkt, brachte er

seine Kriegsschaar auf sechshundert. Der Neid Juda's, des Erstgebornen, über Ephraim's und Benjamin's hervorragende Stellung und die Hoffnung, nunmehr den ihm gebührenden Vorrang in Israel einzunehmen, führte ihm viele Anhänger zu. Unter ihnen nahmen die drei heldenmüthigen Söhne seiner Schwester Zeruja, Joab, Abisai und Asahel, die erste Stelle ein.

Die Erzählung 1. Chron. 12, 8—19, wo berichtet wird, daß aus dem Stamme Gad elf streitbare Männer zu David in die Berghöhen der Wüste gezogen wären, „gerüstet mit Schild und Spieß, vom Ansehen wie Löwen und wie Gazellen auf den Bergen an Schnelle", wirft einiges Licht auf diese Jahre des Kriegs- und Abenteuerlebens „in der Höhle Adullam". Sie gingen über den Jordan im ersten Mond, da er sein ganzes Ufer anfüllete, jagten in die Flucht alle Bewohner der Thäler und kamen, vereinigt mit andern Genossen aus Benjamin und Juda, zur Berghöhe David's. Dieser trat vor sie und sprach: „Wenn ihr zum Frieden zu mir kommt, mir zu helfen, so ist mein Herz gegen euch geneigt zur Vereinigung; wenn aber, um mich zu verrathen meinen Feinden, so sehe es der Gott unserer Väter und richte!" Da rief Amasai: „Dein sind wir, David, mit dir halten wir's; Heil, Heil dir, und Heil deinen Helfern, denn dir hilft dein Gott." Und David nahm sie und stellte sie an die Spitzen der Schaaren. — In diese Zeit fiel auch das Abenteuer mit Nabal und David's Vermählung mit Abigail. Als David in der Wüste Maon weilte, hörte er, daß Nabal, ein Nachkomme Kaleb's, der dreitausend Schaafe und tausend Ziegen besaß, auf dem Karmel das frohe Fest der Schaafschur feierte. Da ließ ihn David grüßen und ihm sagen: „Wir haben deine Hirten nicht gekränkt und nichts ist irgend von ihnen vermisset worden, so gib uns doch, was dir vor die Hand kommt!" Aber Nabal sprach: „Wer ist David, und wer der Sohn Isai's? Heut zu Tage gibt es viele Knechte, die ihren Herren entlaufen, soll ich mein Brod und Fleisch, das ich hergerichtet habe für meine Scheerer, Männern geben, die ich nicht kenne?" Als die Knechte diese Antwort dem David meldeten, zog er am Abend mit seinen Leuten aus, um Nabal's Haus zu überfallen. Nabal aber hatte ein Weib, Namens Abigail, „klug von Verstand und schön von Gestalt"; die lud Brod und Wein, fünf zubereitete Schaafe und Rosinen- und Feigenkuchen auf Esel und zog David entgegen. Sie fiel ihm zu Füßen, flehte um Schonung und bot ihm die mitgebrachten Gaben an. David nahm von ihrer Hand, was sie ihm gebracht, und sprach: „Beim Leben Jahve's, wärest du mir nicht entgegengekommen, so wäre von Nabal kein Mann übrig geblieben bis zum Anbruche des Morgens." Als Nabal nach einer durchschwärmten Nacht am andern Morgen von dem Vorgang hörte, gerieth er in heftigen Zorn und starb nach zehn Tagen. Da schickte David zu Abigail und begehrte sie zum Weibe. Und sie willigte ein und zog mit fünf Dirnen den Boten David's nach und ward sein Weib, an Michal's Statt, die der Vater einem Andern gegeben.

Saul wider David.

So lange sich David mit seiner Freischaar in den Einöden und Berghöhen am todten Meer umhertrieb, ließ ihn Saul ruhig gewähren; als er aber in die Stadt Kegila herabstieg, sprach Saul: „Gott hat ihn meiner Hand überlassen, da er sich eingeschlossen in eine Stadt mit Thoren und Riegel," und zog aus gen Kegila. Aber David, durch das Orakel belehrt, daß die Einwohner ihn dem König ausliefern würden, wartete dessen Ankunft nicht ab, sondern entwich mit seinen Kriegsleuten wieder nach der Wüste und den Berghöhen Juda's. Schon näherte sich Saul, von den Einwohnern geleitet, den Schlupfwinkeln, wo

David und seine Schaar Schutz gesucht, und traf Anstalten sie einzuschließen, als die Botschaft, die Philistäer seien in das Land eingefallen, den König zum eiligen Abzug nöthigte. So entging David der drohenden Gefahr am „Schicksalsfelsen". Nachdem der Feldzug gegen die Philistäer zu Ende war, setzte Saul die Verfolgung seines Gegners fort. Er zog mit 3000 Mann auserlesener Krieger nach den Berghöhen von Engedi am Ufer des todten Meeres, um dort die feindliche Schaar auf den „Felsen des Steinbocks" aufzusuchen. Da entwich David mit seinem Anhange zu den Philistäern. Spätere Schriftsteller fügten dann noch nach alten Volksüberlieferungen die Erzählungen von David's Großmuth und Saul's Bekenntniß seines Unrechts hinzu. Denn zu den Mißgeschicken des Königs gehörte auch noch die Entstellung seines Charakters und Lebens durch priesterliche Aufzeichnungen im Sinne des siegreichen Herrscherhauses von Juda, das mit der Priesterschaft stets im Bunde war.

David's Großmuth gegen Saul.

Auf dem Zuge nach Engedi, lautet die Erzählung, geschah es einst, daß sich Saul am Eingang einer Höhle, in deren innersten Vertiefungen David mit seinen Genossen versteckt war, zur Ruhe niederließ und „seine Füße bedeckte". Die Männer riethen David, die Gelegenheit zu nutzen, um sich seines Feindes zu entledigen; dieser aber verschmähte es großmüthig, Hand an den „Gesalbten Jahve's" zu legen; er begnügte sich, den Zipfel vom Oberkleide Saul's heimlich abzuschneiden und dem König, als er die Höhle verlassen, das erbeutete Stück als Zeichen seiner Ergebenheit und Treue ehrfurchtsvoll vorzuhalten. Da weinete Saul und sprach: „Du bist gerechter denn ich; denn du hast mir Gutes erwiesen, ich aber habe dir Böses erwiesen. So vergelte dir Jahve Gutes für diesen Tag. Und wenn du einst König sein wirst, so schwöre mir, daß du nicht meinen Samen ausrotten willst nach mir und nicht meinen Namen vertilgen aus meines Vaters Hause!" Und David schwur dem Saul. Nach der zweiten Erzählung, die auch Ewald erst in die Zeit der Volkszerstreuung nach dem Untergang des Reiches zu setzen geneigt ist, beschleicht David mit Abisai des Nachts in der Wüste Siph die Wagenburg, wo Saul neben Abner inmitten seines Volkes zum Schlafe sich niedergelegt. Abisai will ihn mit dem Speere durchstoßen, aber David wehret ihm, Hand an den „Gesalbten Jahve's" zu legen. Er nimmt den Speer und die Wasserschaale, die zu Häupten des Königs lagen, und beide eilen unbemerkt davon. Auf der fernen Höhe zeigt David das Entwendete und höhnet Abner, daß er nicht besser über den König gewacht habe. Saul sieht sein Unrecht ein und scheidet mit dem Ausruf: „Gesegnet seist du, mein Sohn David! Unternehmen wirst du und hinausführen." Bei diesen romantischen Einzelheiten, die außer Verhältniß zu dem Zweck einer Nationalgeschichte stehen, liegt die Vermuthung nahe, daß sie in der Absicht eingeschaltet wurden, für das Thronrecht David's Anerkennung aus dem Munde derjenigen aussprechen zu lassen, welche demselben am entschiedensten entgegen sein mußten.

4. Saul's Ausgang.

David als Lehnsfürst der Philistäer in Ziklag.

Samuel war unterdessen in Rama gestorben; mit ihm war David's stärkste Stütze in Israel gebrochen. Sein Versuch, Juda zum Aufstand gegen Saul zu bringen, war gescheitert, Vergebung konnte er von dem zürnenden König nicht erwarten; so blieb ihm denn nichts übrig, als bei den alten Feinden Israel's, den Philistäern, Zuflucht zu suchen. Er begab sich mit seinen

sechshundert Kriegsgenossen nach Gat zu demselben König Achis, bei dem er gleich anfangs Schutz gefunden. Dieser nahm ihn freudig auf, denn er dachte: „Stinkend hat sich David gemacht bei seinem Volke, und er wird mein Knecht sein ewiglich," und er versprach sich große Hülfe von ihm in den Kriegen wider Israel. Er räumte ihm nach einiger Zeit die Landstadt Ziklag ein, wo David mit seinen Leuten sich häuslich niederließ und als Lehnsfürst des Philistäerkönigs gegen die Zusage bestimmter Leistungen und Kriegsdienste für sich und seine Anhänger Sicherheit und Lebensunterhalt erhielt. In Folge dieses Vasallenverhältnisses unternahm denn David Freibeuterzüge, nach seiner eigenen Aussage bei König Achis, „in den Süden von Juda", nach der biblischen Erzählung aber wider Gesuriter, Girsiter und Amalekiter, die nomadischen Volksstämme der Gegend. Und sie raubten Heerden, Kamele und Gewänder und verschonten weder Mann noch Weib, damit sie nicht wider sie berichteten.

Als David ein Jahr und vier Monde in Ziklag gewohnt, versammelten die Philistäer alle ihre Heere, um einen großen Kriegszug gegen Israel zu unternehmen. Da sprach Achis zu David: „Wissen sollst du, daß du mit mir ausziehen mußt ins Lager, du und deine Männer." Und David sagte: „So sollst du denn erfahren, was dein Knecht thun wird." Als aber die Fürsten und Obersten der Philistäer, die zu Hunderten und Tausenden vorüberzogen, in der Nachhut des Achis David mit seiner Schaar erblickten, sprachen sie: „Was sollen diese Hebräer? laß den Mann zurückkehren nach seinem Ort; er ziehe nicht mit uns in den Streit, daß er uns nicht zum Widersacher werde; denn womit könnte er sich gefällig machen bei seinem Herrn als mit den Köpfen dieser Männer?" Achis sagte: „Er ist schon eine Zeit lang bei mir gewesen und ich habe an ihm nichts gefunden seit seinem Uebergang bis auf diesen Tag." Aber die Obersten beharrten bei ihrem Sinn und so sah sich Achis genöthigt, David zurückzuschicken. „Was habe ich gethan," fragte dieser, „daß ich nicht soll streiten wider die Feinde meines Herrn?" Achis versicherte ihn seines vollen Vertrauens; aber David mußte dennoch umkehren.

Während seiner Abwesenheit beim Heer unternahm eine Schaar Amalekiter aus der Wüste einen Raubzug in das südliche Philistäerland, verbrannte Ziklag und führte die Weiber und Kinder der Hebräer weg. Als David mit seinen Leuten am dritten Tag zurückkam und das Geschehene vernahm, „weineten sie, bis keine Kraft mehr in ihnen war", dann aber ermannten sie sich, jagten den Flüchtigen nach und überraschten sie, da sie zerstreut auf dem Felde lagen. Sie schlugen sie, retteten die Ihrigen und machten große Beute. Und David schickte reiche Geschenke davon an alle Städte und Orte in Juda, die ihm und seinen Gefährten treu und ergeben gewesen. Dadurch mehrte er seinen Anhang.

Saul's Seele war verdüstert, als der große Kampf mit den Philistäern herannahete. Nordwärts vom Stammgebiete Ephraim's, am Gebirge Gilboa, sammelte er seine Kriegsleute um sich; aber sein Herz zitterte und trübe Ahnungen

Saul's Seelenzustand.

ängstigten sein Gemüth. Die Erzählung, wie der König verkleidet durch die Todtenbeschwörerin zu Endor Samuel's zürnenden Geist aus dem Schattenreiche heraufzaubern ließ, um von ihm zu erfahren, was er in seiner Bedrängniß thun solle, da ihn Jahve verlassen und ihm weder durch Träume noch durch die Propheten Antwort ertheile, mag von späterer Priesterhand herrühren; aber sie beruht auf einer überlieferten Sage, und es würde nicht schwer sein, ähnliche Züge aus dem Leben hervorragender Männer in entscheidenden Momenten aufzutreiben. Bedroht von außen und ohne innern Frieden mochte Saul nach einer höhern Erleuchtung sich sehnen, eine Frage an das Schicksal zu richten wünschen. In der angstvollen Unruhe und Unsicherheit suchte er Zuflucht in dem morgenländischen Aberglauben, bei denselben Zauberern und Geisterbeschwörern, die er vorher aus dem Lande verwiesen. Als der zürnende Schatten, wie die Ueberlieferung meldet, im Priestermantel dem König das drohende Verderben kund that, fiel der entkräftete Greis, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, vor Schrecken „die Länge lang" zur Erde, und konnte nur mit Mühe bewogen werden, den ermatteten Leib zu stärken.

Saul's Ende. Die Schlacht am Gebirge Gilboa endigte mit der Flucht und Niederlage der Männer von Israel. Schon waren die drei Söhne Saul's gefallen, als die Bogenschützen der Philistäer auf den König trafen. Da sprach Saul zu seinem Waffenträger: „Ziehe dein Schwert und erstich mich damit, daß nicht diese Unbeschnittenen mich mißhandeln." Als der Waffenträger zauderte, nahm Saul das Schwert und stürzte sich hinein. Der Waffenträger folgte seinem Beispiel. So starb Saul, der erste König in Israel; und wie sehr auch die spätere Geschichtschreibung im Interesse der Priesterschaft und des glücklicheren Herrscherhauses von Juda sein Bild getrübt und entstellt hat, aus den einzelnen Zügen, welche die Ueberlieferung unverwischt bewahrte, leuchtet doch der großartige Heldencharakter hervor.

Eine andere minder glaubwürdige Erzählung berichtet: Ein junger Amalekiter sei auf dem Gebirge dem fliehenden König begegnet, gelehnt auf seinen Speer und von Wagen und Reitern verfolgt; dieser habe ihn gerufen und gesagt: „Tritt doch zu mir und tödte mich, denn der Schwindel hat mich ergriffen"; darauf habe ihn der Amalekiter getödtet und ihm die Krone und die Armspange abgenommen und zu David gebracht. Aber auf David's Befehl sei er niedergestoßen worden, weil er Hand an den „Gesalbten Jahve's" gelegt.

Die Männer von Israel flohen jenseit des Jordans und die Philistäer wohneten in den verlassenen Städten. Als am andern Tage die Feinde die Leichen des Königs und seiner drei Söhne unter den Erschlagenen fanden, frohlockten sie. „Und sie hieben sein Haupt ab und zogen ihm seine Waffen aus und sandten sie ins Land der Philister ringsum, um die Botschaft zu verkünden in den Häusern ihrer Götzen und vor dem Volke. Und sie legten seine Waffen ins Haus der Astarte und seinen und seiner Söhne Leichname schlugen sie an die Mauer von Betsan." Als die Bewohner von Jabes in Gilead, die Saul

einst aus der Hand der Ammoniter gerettet, von der Schmach hörten, welche die Philistäer dem König und seinen Söhnen angethan, da machten sich alle tapfere Männer auf und nahmen in der Nacht die Leichname von der Mauer herab und verbrannten sie in Jabes und begruben ihre Gebeine unter der Tamariske in der Stadt. Die Trauerkunde von Israel's Niederlage und von Saul's und Jonatan's Tod kam bald auch zu David und seinen Männern in Ziklag. Und sie klageten und weineten sehr und fasteten bis zum Abend. Und David, dessen bewegliche, allen Eindrücken sich rasch hingebende Seele von Gefühlen der Trauer und Wehmuth über den Untergang der Helden ergriffen ward, sang ein Klaglied und befahl, es die Söhne Juda's zu lehren, damit auch die Nachgebornen noch den Ruhm der gefallenen Helden priesen. David's Klage um Saul.

„Die Zierde, o Israel, liegt erschlagen auf deinen Höhen! Ach! gefallen sind die Helden! Berichtet's nicht zu Gat, verkündet's nicht in den Gassen Askalon's, daß sich nicht freuen die Töchter der Philister, nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittnen! — Berge Gilboa's! nicht Thau, nicht Regen falle auf euch, noch Erstlingsopfer! Denn dort ward weggeworfen der Schild der Helden, der Schild Saul's. Vom Blute der Erschlagenen, vom Fette der Helden wich Jonatan's Bogen niemals zurück und Saul's Schwert kehrete nie leer heim. — Saul und Jonatan, die sich liebten und hold waren im Leben, sind auch im Tode nicht getrennt. Mehr denn Adler waren sie schnell, mehr denn Löwen waren sie stark! Töchter Israel's, weinet über Saul, der euch kleidete mit Purpur lieblich, der goldenen Schmuck gab auf euer Gewand! Ach! gefallen sind die Helden im Streit, Jonatan ist erschlagen auf deinen Höhen! Leid ist mir um dich, mein Bruder Jonatan! Süß warest du mir sehr, höher deine Liebe mir als Frauenliebe! Ach! gefallen sind die Helden, verloren ihr Kriegszeug!"

5. David in Hebron.

Als Saul nach einer wohl mehr als zwanzigjährigen Regierung seinem tragischen Geschicke erlag, war fast alles Land auf der rechten Seite des Jordan in der Gewalt der Philistäer, und die noch freien Stämme durch Zwietracht gespalten. Die Lage der Dinge verlangte allerdings gebieterisch nach einem Manne von David's Art und Geltung. Dieser befragte daher Jahve, ob er nach Juda ziehen sollte, und als die Antwort günstig lautete, nahm er mit seinen Anhängern seinen Sitz „in den Städten von Hebron". Da kamen die Männer von Juda und salbeten daselbst David zum Könige über das Haus Juda. Isboset (Isbaal) aber, Saul's einziger überlebender Sohn, wurde auf Abner's Betreiben vom Lande Gilead als König anerkannt. Umsonst sandte David Boten zu den Einwohnern von Jabes, belobte sie wegen ihrer Liebe und Treue, die sie ihrem Herrn erwiesen, und meldete ihnen, daß ihn Juda zum König gesalbt, um sie auf seine Seite zu ziehen; die „wackern Männer von Jabes" hielten zu Isboset, der seinen Königssitz in der altehrwürdigen Stadt Machanaim aufschlug. Bald wurden durch Abner's Tapferkeit auch Ephraim, Benjamin David und Isboset

und andere Stammgebiete den Feinden wieder entrissen und der Herrschaft Isboset's unterworfen. Ermuthigt durch diese Erfolge suchte Abner nunmehr Saul's Herrscherhaus auch in Juda wieder in seine Rechte einzusetzen. Darüber kam es zu heftigen Kämpfen mit David, der als Lehnsfürst der Philistäer ruhig zu Hebron lebte und diese Zeit der Dienstpflicht, an welche die Bewohner Juda's mehr als die übrigen gewöhnt waren, zur Verstärkung seines Anhangs vortrefflich zu nutzen wußte. Das Treffen am „Feld der Tückischen" bei Gibeon, das sich aus einem Zweikampf von zwölf gegen zwölf entzündete, und worin Abner David's jüngsten Neffen Asahel, „schnellfüßig wie eine Gazelle auf den Bergen", durchstach, zeugt von der Wuth und der wetteifernden Tapferkeit der Krieger in diesen bürgerlichen Kämpfen. „Und der Streit war lang zwischen dem Hause Saul's und dem Hause David's; David aber war immerfort stärker." Er knüpfte mit angesehenen Häusern Verbindungen an und vermehrte die Zahl seiner Anhänger. Sieben Jahre und sechs Monde lebte er zu Hebron als Lehnsfürst der Philistäer.

Abner's Ausgang. Aber Isboset's Herrschaft neigte ihrem Ende zu. Abner, der ihn allein gehalten hatte, mochte einsehen, daß der schwache, furchtsame Mann auf die Dauer dem unternehmenden und klugen Gegner nicht zu widerstehen vermöge, und daß das zerrissene und geschwächte Reich nur unter einem kräftigen König wieder Frieden im Innern und Macht nach Außen gewinnen könne. Er wünschte daher eine Aussöhnung mit David, wozu ihm ein Streit mit Isboset die gewünschte Veranlassung gab. Abner hatte Saul's Kebsweib Rizpa geheirathet; Isboset, der darin ein Streben nach der Königswürde argwohnte, stellte den Feldherrn wegen dieser That zur Rede. Darüber ergrimmte Abner und sprach: „Bin ich ein Hundskopf, der es mit Juda hält? habe ich nicht dem Hause Saul's alle Liebe erwiesen? und doch rügest du an mir das Vergehen mit dem Weibe heute." Er schwur, den Thron David's zu errichten über Israel von Dan bis Bersaba, und schickte alsbald Boten nach Hebron zum Abschlusse eines Bündnisses. David ging freudig auf Abner's Vorschläge ein, stellte aber als erste Bedingung, daß ihm sein Weib Michal, Saul's Tochter, ausgeliefert werde. Bei dieser Forderung hatte er die doppelte Absicht, durch die Herstellung der Verwandtschaftsverhältnisse mit Saul's Haus seine eigenen Ansprüche zu stärken und sich zugleich durch ein Unterpfand gegen mögliche Wortbrüchigkeit sicher zu stellen. Isboset, der aus Furcht vor Abner's Zorn sich in Alles fügte, ließ die Schwester holen von dem Manne, dem sie der Vater gegeben, und der nun weinend hinter ihr herging, bis ihn Abner zurückschickte. Nachdem Abner sich mit den Aeltesten in Israel besprochen und sie für David günstig gestimmt hatte, begab er sich mit zwanzig Mann nach Hebron und verabredete mit demselben die Bedingungen, unter denen die Vereinigung des ganzen Reiches zu Stande kommen sollte. Er hatte wahrscheinlich absichtlich eine Zeit gewählt, wo Joab, David's Neffe und Feldhauptmann, auf einem

Streifzug abwesend war, weil dieser gegen Abner, den Mörder seines Bruders Asahel, einen tiefen Groll hegte. Kaum aber hatte die Gesandtschaft Hebron verlassen, so kam Joab zurück; als er das Vorgefallene hörte, machte er seinem Oheim heftige Vorwürfe, daß er einen so verdächtigen Mann in Frieden entlassen habe und schickte Boten aus, um Abner zurückzurufen. Als dieser nach Hebron umkehrte, „führte ihn Joab bei Seite unter das Thor, um mit ihm zu reden in der Stille; und daselbst stieß er ihn in den Leib, daß er starb, für das Blut Asahel's, seines Bruders". Es war eine That der Blutrache, darum ließ David sie unbestraft an einem Manne, den er in seiner jetzigen Lage nicht entbehren konnte und der, wie David selbst sagte, mächtiger war als er. Aber er stieß Verwünschungen aus über das Haus Joab; er ging weinend und in Sack gekleidet hinter der Bahre her; er fastete am Tage der Beerdigung bis zum Abend und sang ein Klaglied über Abner: „Mußte Abner sterben, wie ein Frevler stirbt? Deine Hände waren nie gebunden, deine Füße nie in Fesseln. Wie man fällt vor Söhnen der Tücke, bist du gefallen." Es lag nahe, in David den Mitwisser oder geheimen Urheber der That zu argwohnen; darum war er sichtlich bemüht, einen solchen Verdacht, der ihm unter den obwaltenden Umständen Nachtheil bringen konnte, von sich fern zu halten. So sprach er denn zu seinen Knechten: „Wisset ihr nicht, daß heutigen Tages ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?"

Isboset's Ermordung.

Als Isboset von Abner's Ermordung Kunde erhielt, „erschlafften seine Hände und ganz Israel war bestürzt". Da unternahmen zwei Heeresoberste eine schreckliche Bluttat, in der Hoffnung, David's Gunst zu erwerben. Sie gingen in der heißen Tageszeit zum Hause Isboset's, während er die Mittagsruhe hielt. Da die Thürsteherin bei dem Reinigen von Weizen gerade eingeschlafen war, so gelangten sie unbemerkt in das Schlafgemach, tödteten den König und brachten raschen Laufes das abgeschlagene Haupt nach Hebron zu David. Dieser aber sagte: „Sollte ich der frevelnden Männer schonen, die einen gerechten Mann auf seinem Lager ermordet haben?" und gebot seinen Kriegsknechten, sie zu tödten. Diese hieben ihnen Hände und Füße ab und hängeten sie auf am Teiche zu Hebron, das Haupt Isboset's aber setzten sie bei im Begräbniß Abner's.

David als König von Israel anerkannt.

Von Saul's Hause war nun, außer den zwei Söhnen seiner Nebenfrau Rizpa und den fünf Söhnen seiner Tochter Merab, nur noch ein Sohn Jonatan's, Meriboset (Meribbaal), am Leben; der aber war lahm an beiden Füßen, weil ihn, fünf Jahre alt, seine Amme bei der Schreckensbotschaft von dem Tode Saul's und Jonatan's in wilder Flucht hatte aus den Armen fallen lassen. Dieser konnte nicht an die Regierung kommen, und so zogen denn die Aeltesten des Volkes vor, um den verheerenden Stammfehden und den bürgerlichen Kämpfen ein Ende zu machen, mit David ihren Bund zu schließen und ihn als König von ganz Israel anzuerkennen. Es war ein großes Freudenfest

und der Anfang einer neuen Zeit, als die Aeltesten aller Stämme mit zahlreichem Gefolge und reichlicher Zehrung nach Hebron zogen und mit David ihren Vertrag schlossen, worauf dieser in feierlicher Volksgemeinde als König von Israel und Juda begrüßt und von den Aeltesten gesalbt wurde.

Saul's Geschlecht ausgerottet.

Auf Saul's Geschlecht ruhte der Fluch, der den königlichen Ahnherrn bis zum Selbstmord auf Gilboas Berghöhen verfolgt hatte, und David trug wenig Neigung, durch Beschützung der noch übrigen Glieder des gottverhaßten Hauses den Groll der Priesterschaft zu reizen. Auch fühlte er sich auf seinem Throne nicht ganz sicher, so lange noch kräftige Nachkommen aus dem rechtmäßigen Herrscherhause am Leben waren, zumal da die ihm angetraute Tochter Saul's, Michal, kinderlos blieb. Die Heviter in Gibeon, die einst von Josua verschont und zu Frohndiensten verpflichtet worden, hatte Saul „im Eifer für die Söhne Israel's und Juda's" hart behandelt und viele von ihnen getödtet. Seitdem trugen sie großen Haß wider Saul und sein Geschlecht; die beiden Hauptleute, die Isboset ermordeten, gehörten wahrscheinlich diesem unterdrückten Stamme an. Aber ihre Rache war noch nicht gestillt. Eine dreijährige Dürre und Hungersnoth wurde als Strafgericht Jahve's wegen Saul's Blutschuld gedeutet und Sühnung des Frevels verlangt. David fragte nun die Gibeoniter, womit er sie versöhnen könne; diese sprachen: „Es ist uns nicht um Silber und Gold (Wehrgeld), noch um Rache an Israel zu thun, sondern man gebe uns sieben Männer von Saul's Söhnen, daß wir sie aufhängen dem Jahve zu Gibea." Da nahm der König die beiden Söhne Rizpa's, welche sie dem Saul geboren, und die fünf Söhne Merab's, der Tochter Saul's, und lieferte sie in die Hand der Gibeoniten, und sie hängeten sie auf an einem Tage auf dem Berge vor Jahve, in den ersten Tagen der Gerstenernte. Und Rizpa setzte sich auf den Felsen und breitete ihr Trauertuch aus und verscheuchte am Tage die Vögel und des Nachts das Wild von den gekreuzigten Gebeinen, bis ein Regen fiel und der göttliche Zorn vom dürren Lande genommen schien. Als David dies hörte, ließ er die Gebeine Saul's und Jonatan's aus Jabes kommen und sie sammt den Leichen der Gehängten im Erbbegräbnisse zu Zela im Lande Benjamin beisetzen. Die Ermordung der Nachkommen Saul's durch die Gibeoniten wurde von Vielen David's Rachegefühl zugeschrieben, und noch bei seiner Flucht vor Absalom wurde der König gewahr, daß in Benjamin die Erinnerung an den „Blutmenschen und Bösewicht" im Volke nicht erloschen war. — Nur gegen einen einzigen Abkömmling des alten Herrscherhauses erwies sich David gnädig. Dies war Meriboset, der gelähmte Sohn Jonatan's. Die Erinnerung an die alte Freundschaft war noch nicht erstorben in seiner Brust. Er gab ihm die Hufe Landes, die Saul in Gibea besessen, und ordnete an, daß er immer am königlichen Tische essen sollte. Der alte Hausmeier sollte als Erbpächter mit seinen Kindern und Sclaven das Gut bewirthschaften und seinem Herrn von dem Ertrag abgeben.

B. Blüthe des Reichs unter David und Salomo.

1. König David
(1058—1018 oder 1033—993*).

Durch die freie Wahl des ganzen Volkes bestieg David den Thron in Israel. Hafteten wohl auch manche Flecken an seinem bisherigen Leben, einen klugen und gewandten Geist, Kriegsmuth und Tapferkeit und einen entschlossenen, thatkräftigen Charakter hatte er in allen schwierigen Lagen beurkundet. Das Volk erblickte in ihm den Retter aus dem traurigen Zustande der Zerrüttung und Zerfahrenheit, die seit der Schlacht bei Gilboa über das Land hereingebrochen, und die Priesterschaft, die sich allmählich mit der Idee eines Königthums unter der Gottherrschaft zurechtgefunden, kam dem frommen König, der im treuen Festhalten an dem „Felsen Israel's" und seinem „hellen Lichte" das wahre Heil suchte, vertrauend und hülfreich entgegen. Große Hoffnungen wurden auf den dreißigjährigen König von Israel und Juda gebaut, und er hat sie nicht getäuscht. Er hat die dunkeln Seiten seines Jugendlebens mit dem Glanz seines spätern Herrscherruhms überzogen.

Bald nach der Königswahl in Hebron suchte David das schimpfliche Lehnsverhältniß, in dem er bisher zu den Philistäern gestanden, zu brechen. Zu dem Ende sah er sich nach einem geeigneten Königssitz in der Mitte des Reiches um, weil er in Juda den feindlichen Angriffen allzuleicht ausgesetzt war. Nun war unter allen Städten Palästina's keine so sicher und günstig gelegen, als Jerusalem, die Hauptstadt der Jebusiter, eines amoritischen Volksstammes, der sich seit Jahrhunderten auf der Grenzscheide von Juda und Benjamin, mitten unter israelitischer Bevölkerung, frei und unabhängig erhalten hatte. Auf einem breiten Bergrücken erbaut, der durch Thalschluchten wie durch natürliche Gräben abgeschnitten und im Süden durch die emporragende, mit festen Mauern versehene Burg Zion geschützt war, war die Stadt bisher ein Pfahl im Leibe Israel's gewesen; sie galt für eine unüberwindliche Festung, von der das Sprichwort ging, daß Blinde und Lahme zu ihrer Vertheidigung genüg- David erobert Jerusalem.

*) Die seit bald nach 1000 beginnende Berührung der biblischen Königsgeschichte mit der assyrisch-babylonischen hat eine bedeutende Herabsetzung der traditionellen, rein auf biblischen Daten beruhenden Zeitrechnung zur Folge gehabt. Aber weder die alte noch die neue Chronologie hat es zu ganz bestimmten Jahreszahlen gebracht. Die doppelte Reihe von chronologischen Anhaltspunkten, die wir von nun ab bis zum Beginn des babylonischen Exils im Texte geben, will daher nur als Exemplifikation der Differenz dienen, wobei wir auf die Begründung in M. Duncker's „Geschichte des Alterthums" verweisen. Noch um ein Erhebliches weiter herab geht der neueste Versuch von Hommel „Abriß der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte" (1880), wonach Salomo von 960—930, David aber von 1000—960 regiert hätten.

ten. Mit Beziehung darauf gaben die Bewohner dem zur Uebergabe auffordernden David eine höhnende Antwort. Gereizt über die Schmach und begierig, durch eine kühne Waffenthat seiner Regierung einen glänzenden Anfang zu bereiten und den Muth seiner Krieger zu beleben, strengte er alle Kräfte an, die Stadt in seine Gewalt zu bringen. Er bemächtigte sich der Wasserleitungen und erstürmte die Burg, wobei die ganze Besatzung, „alle Blinden und Lahmen" in den Abgrund gestürzt wurden. Auf der südlichen Bergfeste, von nun an Davidstadt genannt, ließ sich der König durch tyrische Bauleute einen Palast von Cedernholz und Stein errichten, in dem übrigen Stadttheil siedelte er seine Krieger an. So hatte David einen trefflichen, durch eigene Thatkraft erworbenen Königssitz, der in der Mitte seines neuen Reiches wie ein Bollwerk emporragte. Und um diesen Herrschersitz in den Augen des Volkes zu heben und dem Königthum eine religiöse Weihe und die Stütze der Priesterschaft zu verleihen, beschloß er die Bundeslade Jahve's von Kiriat-Jearim nach Jerusalem bringen zu lassen. Auf einem neuen Wagen wurde das Nationalheiligthum von der Stätte, wo es nach dem Unfall im Philistäerkriege aufgestellt worden, abgeholt. Usa und Ahio, die Söhne Abinadab's, begleiteten sie in festlichem Zuge. Bei der Tenne Nachon's wankte die Lade und Usa reckte seine Hand aus, um sie zu halten. „Da entbrannte der Zorn Jahve's wider Usa und Gott schlug ihn und er starb vor der Lade." Nun fürchtete sich David das Heiligthum weiter zu schaffen und setzte es nieder im Hause Obed-Edom's von Gat. Erst als die Lade dem Hause des Mannes Segen brachte, wurde sie in festlichem Zuge und unter reichen Opferspenden nach der Hauptstadt geführt. Das Volk begleitete sie und spielete „mit allerlei Cypressenhölzern und mit Lauten und mit Harfen und mit Pauken und mit Schellen und mit Cymbeln", und David tanzete aus allen Kräften vor Jahve her, umgürtet mit einem leinenen Schulterkleide, ohne sich an die Spottreden der stolzen Königstochter Michal, seines Weibes, zu kehren, die den Trotz gegen die Priesterschaft als väterliches Erbtheil in ihrer Seele trug und ihm Vorwürfe machte, daß er vor den Mägden seiner Diener sich so entblöße, „wie einer der Leichtfertigen".

Die Bundeslade nach Jerusalem gebracht.

Es ist hier noch nichts von dem Num. 4, 4 f. beschriebenen Ceremoniell beim Transport der heiligen Geräthschaften zu bemerken. Priester und Leviten glänzen durch Abwesenheit, während David selbst als Priester auftritt, indem er Brandopfer und Dankopfer darbringt. Noch viel weniger gibt es einen Hohepriester. Vielmehr von sich aus setzte der König jenen Abjatar, der einst aus Nob zu ihm geflohen war, und Zadok zu Oberpriestern bei dem Heiligthum ein und gibt zur Feier des Tags einem Jeglichen aus dem Volke, Mann wie Weib, einen Brodkuchen, ein Maaß Wein und einen Rosinenkuchen. Aber auch von einer Stiftshütte ist nicht die Rede, sondern die Lade wird in einem Nothzelte untergebracht. Das Vorhaben, dem Jahve ein stattlicheres Haus zu bauen, kam nicht zur Ausführung; theils die Kriege des Königs, theils der Ausspruch des Propheten Natan, Jahve wolle in dem einfachen Zelte auch fernerhin weilen, hinderten den Plan; die Zeit war noch nicht gekommen, wo der freie Opfer- und Religionsdienst an eine einzige glänzende Stätte geknüpft werden

sollte. Eben so wenig war durch die Ueberbringung der Lade nach Jerusalem etwa anderen heiligen Stätten ihre Bedeutung genommen. David und seine Söhne opfern in Bethlehem und auf dem Oelberg, Absalom insonderheit zu Hebron, Adonia an der Quelle Rogel, Salomo zu Gibeon. Sahen wir doch, wie David selbst seine Hand zu dem gibeonitischen Menschenopfer lieh und sein Weib Michal Hausgötzen (Teraphim) beherbergte. So fern stehen wir noch den Zeiten des gesetzlich geregelten Cultus.

Kaum hatte sich David in seiner neuen Hauptstadt befestigt, so sah er sich von den Philistäern mit Krieg bedroht, denen nur das zwischen Isboset und David getheilte Reich ungefährlich geschienen hatte. „Als die Philister hörten," heißt es in der die Kriegsbegebenheiten nur summarisch behandelnden biblischen Geschichtserzählung, „daß man David zum König über Israel gesalbt, zogen sie alle heran und dehnten sich aus im Thale Rephaim." Da befragte David Jahve, ob er aus der Burg wider die Feinde ziehen solle? Als die Antwort günstig lautete, überfiel und schlug er sie an der Stätte, die seitdem den Namen „Ort der Risse" führte, weil Jahve dort die Feinde zerrissen, wie Wasserfluthen die Dämme zerreißen. Selbst ihre Götzenbilder ließen sie zurück. Bei einem zweiten Einfall der Feinde rieth Jahve dem König, nicht gerade wider sie zu ziehen, sondern sich an den Balsambäumen aufzustellen und wenn er ein Rauschen in den Wipfeln höre, ihnen schnell in den Rücken zu fallen, denn dann gehe Jahve vor ihm her um das Heer der Philistäer zu schlagen. Und David that also und schlug die Feinde bis nach Gaser hin. In dieser Zeit des israelitischen Heldenthums mag sich die 1. Chron. 11, 15 ff. erzählte Begebenheit zugetragen haben. Als David von einer Berghöhe den Angriff auf eine bei Betlehem aufgestellte Truppenabtheilung der Philistäer leitete, fühlte er großes Verlangen nach einem Trunke reinen Wassers aus dem Brunnen am Thore dieser Stadt. Da brachen drei seiner Krieger freiwillig auf, holten das Wasser und brachten es David. Dieser aber goß es dem Jahve als Dankopfer aus und sprach: „Ferne lasse es Gott von mir sein, daß ich das Blut dieser Männer trinke; denn mit Lebensgefahr haben sie es gebracht!" Auch die andere in der geschichtlichen Ueberlieferung angedeutete Kriegsthat scheint eine Episode aus dem Philistäerkriege zu sein. Als David selbst einst sich so weit vorwagte, daß er von Abisai aus großer Lebensgefahr gerettet wurde, sprachen die Kriegsknechte: „Du sollst fürder nicht ausziehen mit uns zum Streite, damit du die Leuchte David's nicht auslöschest."

Krieg mit den Philistäern.

Aber noch viele Kämpfe hatte David mit den kriegesmuthigen Philistäern zu bestehen, ehe er sie beugte, ehe er ihren Wagenlenkern „die Zügel des Vorderarmes" aus der Hand nahm und „ihr Horn zerbrach"; Kämpfe, von denen wir keine Meldung besitzen, deren Großartigkeit wir aber noch aus den zerstreuten Andeutungen und Erzählungen von den Unternehmungen und Wagnissen einzelner Helden und Krieger zu erkennen vermögen. Die Waffenthaten der sechshundert „Helden" (Gibborim), die den Kern der israelitischen Kriegsheere unter David bildeten, an die sich die Volkswehr oder der Heerbann anlehnte, scheinen sich in der mündlichen Ueberlieferung lange erhalten zu haben. Sie standen unter dem Befehle Joab's und Abisai's, und die Namen ihrer Kriegsobersten und Hauptleute sind noch von den spätern Geschlechtern mit Bewunderung genannt und ihre Thaten gefeiert worden. Abisai, Elhanan und Jonatan, des Königs Brudersohn, bewiesen ihre überlegene Kraft in siegreichen Kämpfen mit Philisterriesen, wie David in seiner Jugend gegen

David's Heldenschaar.

Goliat. Nicht zu Roß und Wagen, wie die Heiden, sondern nach althebräischer Sitte zu Fuß, mit Schwert und Lanze bewehrt, zogen die Kriegsmannen von Israel ins Feld. Nur die Führer ritten ausnahmsweise auf Eseln oder Maulthieren. Die Philistäer, im Felde überwunden und in ihre Grenzen zurückgedrängt, schlossen Frieden mit David und standen ab von den verheerenden Einfällen, unter denen Israel so lange zu leiden gehabt. Doch bewahrten sie ihre Selbständigkeit, entrichteten aber feines Getreidemehl und Schlachtvieh an den königlichen Haushalt in Jerusalem. Nur die Stadt Gat mit ihrer Umgebung scheint unter die Herrschaft David's gekommen zu sein. Von dem an widmeten die Philistäer ihre Aufmerksamkeit mehr dem Handel und der Industrie. Viele ihrer streitbaren Männer fanden auch Aufnahme im Heere und unter der Leibwache des Königs von Jerusalem.

Unterwerfung der Moabiter.

Auch mit den übrigen Nachbarvölkern führte David glückliche Kriege und rächte die Leiden und Bedrückungen, die einst Israel von ihnen erfahren. Am härtesten war das Schicksal der Moabiter, zu denen einst David seine Eltern vor Saul's Zorn gerettet, die aber nachher durch besondere nicht überlieferte Vergehungen die Rache des strengen Gebieters geweckt haben müssen. Nachdem sie David im Felde überwunden, mußten sich die Gefangenen sämmtlich auf den Boden legen, worauf sie der Sieger nach der Meßschnur in drei Theile theilte und zwei Theile mit scharfen Dreschwagen überfahren und von Rossen zerstampfen ließ; nur dem dritten Theil schenkte er das Leben und machte ihn zinspflichtig und unterthänig. — Die Unterwerfung der Moabiter scheint die benachbarten Ammoniter mit Groll und Mißtrauen erfüllt zu haben. Als nun David beim Tode des Königs Nahas, wider den einst Saul gekämpft, Gesandte an dessen Sohn und Nachfolger Hanun nach Rabba schickte, um ihm Liebe zu erweisen und zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, ließ der Ammoniterkönig, von seiner Umgebung überredet, als ob dies nur geschehe, um die Stadt auszukundschaften, die israelitischen Botschafter festnehmen, schor ihnen den Bart auf der einen Seite, schnitt ihnen die Kleider bis zum Gürtel ab und wies sie fort. David, von der Schmach unterrichtet, hieß die Männer in Jericho bleiben, bis ihre Bärte wieder gewachsen sein würden, und unternahm einen Rachekrieg gegen die Ammoniter. Diese wendeten sich um Hülfe an den mächtigen König Hadadeser, dessen Reich mit der Hauptstadt Zoba sich vom Orontes bis an die Ufer des Euphrat erstreckte, und der die sämmtlichen syrischen Stämme und Städte dieser Gegenden unter seine Herrschaft gebracht und ihren Königen Zinspflicht und Heeresfolge auferlegt hatte. Es ist nicht recht klar, in welcher Folge die Kriege, von denen sich nun einer aus dem anderen entspann, sich abgespielt haben, und namentlich scheint auch schon vor dem ammonitisch-syrischen Krieg ein Zug David's wider Hadadeser stattgehabt zu haben. Jedenfalls vereinigte Hadadeser alle aramäischen Stämme zu einem großen Waffenbund wider das rasch aufstrebende Israel und schickte unter seinem

Krieg mit den Ammonitern und Syrern.

Kriegsobersten Sobach ein mächtiges Heer ins Feld. Sogar aus dem fernen Mesopotamien kamen Truppen herbeigezogen. Da setzte David selbst über den Jordan und gewann in der heißen Schlacht bei dem sonst unbekannten Orte Helam einen vollständigen Sieg über die Feinde. Unter den Gefallenen war der Feldherr Sobach; die Israeliten machten den übertriebenen Berichten ihrer Geschichtsbücher zufolge 1700 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk zu Gefangenen, erbeuteten 700 Kriegswagen und lähmten die Pferde. Im Zusammenhang mit den Syrerkriegen kam es auch zu Zusammenstößen mit Damaskus im Norden und im Süden mit den Edomitern. Aber stets war der Sieg auf Seiten David's und seiner tapfern Gefährten. Während er selbst nach einem zweiten glücklichen Treffen die reiche Stadt Damaskus eroberte und zinspflichtig machte und in schnellem Siegeslauf die syrischen Reiche bezwang und durch Besatzungen sicherte; gewannen Joab und Abisai im Salzthale unweit des todten Meeres eine entscheidende Schlacht gegen die Edomiter, von denen 18,000 Mann die Wahlstatt deckten. Geschützt durch die Höhlen und Schluchten leisteten die Uebrigen noch sechs Monate lang tapfern Widerstand; als aber Joab den König zur Flucht gezwungen und die ganze männliche Bevölkerung, welche die Waffen wider Israel getragen, getödtet hatte, wurde auch das Land Edom unterworfen und zur Dienstbarkeit gebracht. Israelitische Besatzung bewachte die Städte und statt der einheimischen Könige und Stammfürsten schalteten fremde Amtleute in den unterworfenen Ländern. Nur die Ammoniter trotzten noch hinter ihrer festen „Wasserstadt" dem siegreichen König. Da rückte Joab verheerend in das Land ein und verhängte furchtbare Strafen über die Einwohner; „er legte sie unter Sägen und unter eiserne Dreschwagen und unter eiserne Beile und steckte sie in Ziegelöfen". Als er das ganze Land bis auf die Hauptstadt Rabba unterworfen hatte, rief er den König selbst herbei, damit er die Ehre und den Ruhm der Eroberung davontrage. Da zog David mit Heeresmacht vor Rabba, die feste Stadt wurde eingenommen und zerstört und die Bewohner mit derselben Grausamkeit behandelt, wie die übrige Bevölkerung. Die Krone des Königs, deren Gewicht an Gold und Edelsteinen ein Talent betrug, setzte David auf sein eigenes Haupt und zwang Land und Volk zur Zinspflicht und Unterthänigkeit.

Damaskus und Edom bezwungen.

Unterwerfung der Ammoniter.

Siegprangend zog David in seine Hauptstadt Jerusalem ein, reiche Beute führte er mit sich. Hundert Kriegswagen hatte er dem Hadadeser abgenommen, seinen Kriegsknechten die goldenen Schilde und aus den eroberten Städten eine Menge Kupfer; Thoi von Hamat, ein Unterkönig Hadadeser's, beglückwünschte David und schickte ihm silberne, goldene und kupferne Geräthe. Alle diese kostbaren Beutestücke stellte er dem Jahve als Weihgeschenke am heiligen Orte auf und sang, wie die Sage meldet, in der Freude seines Herzens das in Ps. 18 enthaltene Sieges- und Danklied (2. Sam. 22).

David's Siegeseinzug in Jerusalem.

„Jahve mein Fels, meine Burg, mein Erretter. Mich umringten Wogen des Todes,

Bäche des Verderbens schreckten mich; da rief ich in meiner Bedrängniß zu Jahve, und er vernahm aus seinem Palast meine Stimme. Da wankte und bebte die Erde, die Grundvesten des Himmels zitterten und schwankten, weil er zürnte; und er langte aus der Höhe und faßte mich und rettete mich von meinen Feinden. Du gürtetest mich mit Kraft zum Streite; ich zermalmte meine Widersacher wie Staub des Bodens, wie Gassenkoth zerstampfte ich sie. Du bewahrtest mich zum Haupt der Nationen, Völker, die ich nicht kannte, dienen mir. Darum will ich rühmen Jahve unter den Völkern und deinem Namen lobsingen!"

Das Weib des Uria.

David stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Ruhmes; „Jahve schaffte ihm Sieg überall, wohin er zog." Aber düstere Schatten verdunkelten während des Krieges wider die Ammoniter sein Leben und entstellten seinen Heldencharakter. War schon die schonungslose Grausamkeit gegen das überwundene Volk ein arger Mißton in dem allgemeinen Siegesjubel, so knüpfte sich an diesen Krieg noch eine viel sündhaftere Missethat, das Verfahren gegen Uria.

Als einst David zur Abendzeit auf dem Dache seines Königshauses wandelte, erblickte er ein badendes Weib schön von Ansehen. Er erkundigte sich nach ihr und erfuhr, daß es Batseba sei, das Weib des Hethiters Uria, der mit Joab im Felde stand wider Rabba. David ließ sie holen und lag bei ihr und sie ward schwanger. Darauf schickte er in das Lager und entbot den Mann der Batseba zu sich; als Uria ankam, erkundigte sich David freundlich nach Joab und dem Heer und entsandte ihn dann mit Geschenken nach seinem Hause. Aber Uria legte sich nieder vor der Thür des Palastes mit den Knechten seines Herrn und ging nicht in sein Haus. Als ihn der König um die Ursache fragte, sprach der Kriegsmann: „Meine Kriegsgefährten lagern unter Joab im Felde, und ich sollte nach Hause gehen, essen, trinken und bei meinem Weibe liegen? Bei deinem Leben und bei deiner Seele Leben, wo ich solches thue!" Am folgenden Tage lud ihn David zum Mahle und machte ihn trunken; aber Uria ging auch diesmal nicht nach Hause, sondern nahm sein Lager abermals bei den Knechten seines Herrn. Da schrieb David am nächsten Morgen einen Brief an Joab des Inhalts: „Stellet Uria dem stärksten Streite gegenüber, und wendet euch ab hinter ihm, daß er geschlagen werde und umkomme." Diesen Brief sandte der König durch Uria ins Lager; Joab that, wie ihm darin geboten war, und Uria fiel unter den Streichen der tapfern Streiter, denen man ihn gegenübergestellt hatte. Als Batseba's Trauer um ihren Mann vorüber war, nahm sie David in sein Haus, und sie ward sein Weib und gebar ihm einen Sohn. Jahve aber zürnte auf David; er ließ ihm durch seinen Propheten Natan sein Unrecht vorhalten und schlug das Kind mit einer Krankheit, daß es am siebenten Tag starb. David sah sein Vergehen ein und bereuete es tief; er fastete und lag ganze Nächte auf der Erde, bis ihn Jahve wieder zu Gnaden annahm. Der späteren Ueberlieferung zufolge dichtete David damals den 51. und den 32. Psalm, worin es heißt: „O glücklich der, dem die Missethat vergeben, die Sünde verziehn ist! O glücklich der Mann, dem Jahve die Schuld nicht zurechnet!" Er tröstete sein Weib, und sie gebar ihm einen andern Sohn, den nannte er Salomo und liebte ihn sehr.

Innere Einrichtungen.

Wenn auch David's Königthum im Ganzen noch den patriarchalischen Charakter bewahrte, so erkennt man doch in einzelnen Erscheinungen den allmählichen Uebergang zu den Formen des orientalischen Despotismus. Nicht nur daß er sich von phönizischen Baukünstlern einen stattlichen Palast nach

dem Beispiele seines reichen Zeitgenossen Hiram von Tyrus bauen ließ und glänzend ausschmückte, er hielt sich auch einen von Hämlingen bedienten Harem, umgab sich mit einer aus besoldeten Fremdlingen, Philistäern und Kretern (Kreti und Pleti) bestehenden Leibwache, die ihn überall begleitete und zugleich die Dienste von Läufern und Scharfrichtern versah; er hielt sich einen Hofstaat von Amtleuten, Räthen und Richtern, erwarb sich eine Menge Güter, Heerden nnd Weinberge, über die er königliche Verwalter und Aufseher setzte, und richtete seine Kriegsmacht immer mehr nach Art der orientalischen Herrscher ein. Auch die Musterung und Zählung der gesammten Bevölkerung von Israel und Juda, die Jahve's Zorn reizte, so daß er das Land mit einer Pest heimsuchte, geschah wohl in der Absicht, den Heerbann genauer zu bestimmen und die Kriegsordnung festzusetzen.

In neun Monaten und zwanzig Tagen durchzog Joab mit einigen Kriegsobersten das ganze Land von Dan bis Bersaba und von Sidon bis an den Saum der Wüste und musterte und verzeichnete die ganze waffenfähige Mannschaft, welche übertrieben auf 800,000 Kriegsleute, „die das Schwert zogen“, angegeben wird, und außerdem noch 500,000 in Juda. In der Chronik ist die Zahl noch höher. Die gesammte waffenfähige Mannschaft theilte sodann (nach 1. Chron. 27) David in zwölf Abtheilungen, zu je 24,000 Mann, setzte Oberste und Hauptleute über die Tausende und Hunderte und traf die Anordnung, daß jede Abtheilung einen Monat des Jahres zum Kriegsdienst verpflichtet sei, daß aber in besondern Fällen auch die Abtheilungen mehrere Monate zugleich unter den Waffen gehalten und somit eine größere Truppenzahl aufgestellt werden konnte. Aus dieser Einrichtung würde hervorgehen, daß sich die gesammte Kriegsmacht von Israel und Juda auf etwa 300,000 belaufen habe. Das Volk erkannte in der Zählung und Schatzung mit Recht die Absicht, die Steuerkraft und Kriegswehr des Landes genauer kennen zu lernen und seine Lasten zu mehren. Darum schrieb es den unheilvollen Plan dem bösen Feind zu (1. Chron. 21, 1). Diese Volksstimme wird dann in der biblischen Erzählung zur Gottesstimme gemacht und Jahve läßt dem König durch den Propheten Gad ankündigen, er könne unter drei Leiden, womit der Herr zur Strafe ihn und das Land heimsuchen werde, wählen, zwischen einer Hungersnoth von drei Jahren, einem Aufruhr von drei Monaten und einer Pest von drei Tagen. David wählte das letzte, weil er lieber durch die Hand Jahve's als durch Menschenhand fallen wolle, worauf denn der Würgengel 70,000 Menschen dahinraffte, bis auf das reumüthige Gebet des Königs demselben gewehrt ward. An der Tenne Arnan's des Jebusiters hielt er stille mit dem gezückten Schwert; und David kaufte die Tenne und bauete daselbst dem Jahve einen Altar und opferte Brandopfer und Dankopfer. Daß man übrigens eine Volkszählung als etwas Unheimliches betrachtete, das leicht Unglück im Gefolge haben könne, erhellt auch aus Ex. 30, 12. — Unter den Beamten des Hofes werden Jonatan, David's Neffe, als geheimer Rath und Kanzler und Semaja der Schreiber genannt; als besonders vertraute Räthe erscheinen Ahitophel, Husai und Jehiel, der Erzieher der königlichen Söhne. Eine Anzahl Oberbeamte waren über die innere Verwaltung gesetzt; einer über die Schatzkammer, andere über die Vorräthe in Land und Stadt, andere über die Weinberge, Oel- und Feigenbäume und die daraus gewonnenen Produkte; andere über die Heerden von Rindern, Schaafen, Kamelen und Eselinnen. Benaja, der starke Held, der an einem Schneetag in eine Grube hinabstieg und den darin versteckten Löwen erschlug, war Befehlshaber der Leibwache und Joseb-Bassebet, „der seinen Schaft über 800 Erschlagene auf Einmal schwang“, wird das Haupt der „Wagenlenker“ genannt, woraus hervorgeht, daß David mit der Zeit auch Streitwagen bei seinem Heere eingeführt.

Volkszählung.

Häusliches Ungemach. Aber nicht blos von der Pest war das Volk Israel unter David's Regierung heimgesucht, auch von Hungersnoth und Aufruhr hatte das Land zu leiden. Die erstere diente dem König, wie wir gesehen haben, zur Vernichtung der sieben Nachkommen Saul's, den Aufruhr aber zog er sich durch die Vielweiberei zu, die er sich nach der Sitte der orientalischen Könige im Uebermaaß gestattete. Schon in Hebron hatte er nach und nach sieben Frauen genommen; in Jerusalem mehrte er noch deren Zahl und erzielte zwanzig Söhne und mehrere Töchter. Die gegenseitige Eifersucht der Frauen und Kinder störte den Frieden in seinem Hause, führte zu Laster und Frevelthaten und schuf ihm und dem Reiche eine Fülle von Leid und Ungemach. Als David, von sinnlicher Lust getrieben, das Weib des Uria raubte, verkündete ihm Natan der Prophet, daß Jahve ihm Unheil erwecken werde im eigenen Hause, und daß das Schwert nie weichen solle von seinem Geschlechte, eine Weissagung, die bald in Erfüllung ging. Der Aufruhr seines Sohnes **Absalom** war für den alten König ein harter Schlag. Da diese in den hebräischen Geschichtsbüchern ausführlicher behandelte Begebenheit ein helles Licht auf die Zeit, die Sitten und die handelnden Personen wirft, so scheint eine umfassende Darstellung am Platz zu sein.

Amnon und Absalom. David's ältester Sohn **Amnon**, den ihm Ahinoam von Jesreel gegeben, faßte eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Tamar, seiner Halbschwester. Sie und ihren Bruder Absalom hatte David's dritte Gemahlin Maacha, Tochter des Fürsten von Gesur, in Hebron geboren. Von Natur heftig und ungestüm und als Erstgeborner des Königs übermüthig, lockte Amnon auf den Rath des listigen Jonadab, seines Vetters, unter dem Schein einer Krankheit Tamar in sein Haus, daß sie ihm einen Kuchen backe, und schändete die Widerstrebende in der einsamen Kammer. Nach gestillter Lust erregte das Gefühl der Blutschande in seiner verwilderten Brust einen eben so heftigen Widerwillen, wie vorher seine Liebe gewesen war, und er verstieß die Königstochter aus seinem Hause. Da zerriß sie ihr königliches Gewand, legte Asche auf ihr Haupt und ging weinend zu Absalom, ihrem Bruder. Dieser tröstete sie und sann auf Rache. Nach zwei Jahren veranstaltete er auf seinem Landsitze Baal-Hazor in Ephraim ein ländliches Fest bei der Schaafschur und lud alle Söhne David's dazu ein. Als sie beim Mahle saßen und sich des Weins freuten, überfielen Absalom's Knechte auf Geheiß ihres Herrn den Amnon und erschlugen ihn. Erschreckt entflohen die übrigen auf ihren Maulthieren. Absalom aber, des Vaters Strafe fürchtend, entwich nach Gesur, zu seinem mütterlichen Großvater, und blieb daselbst drei Jahre. Als sich David's Schmerz um seinen Erstgebornen gemindert hatte und die Sehnsucht nach Absalom sich wieder in seinem Herzen zu regen begann, bewirkte Joab durch eine List die Rückberufung des Königssohns. Er selbst führte ihn von Gesur nach Jerusalem in sein Haus. Aber David verzieh dem Sohne nicht ganz. Absalom durfte nicht in dem königlichen Palaste erscheinen, nicht das Angesicht des Vaters schauen. Zwei Jahre ertrug er diese Ungnade; dann nöthigte er den Joab durch eine Gewaltthat, ihn mit dem König vollends auszusöhnen.

Absalom's Streben nach Volksgunst. War Absalom schon früher ungestüm und trotzig, so steigerte der glückliche Ausgang seiner Frevelthaten seinen Uebermuth noch mehr, zumal da er nunmehr als der rechtmäßige Thronerbe galt, seit David's zweiter Sohn Chileab, den ihm Abigail,

Nabal's Witwe, geboren, gestorben oder beseitigt war. Absalom war der schönste Mann in Israel; „von seiner Fußsohle bis zu seinem Scheitel war an ihm kein Fehl", sein schönster Schmuck aber war sein lang wallendes dichtes Haupthaar. Im Vertrauen auf die Gunst des Volkes, das an seinem ritterlichen, männlichen Wesen Wohlgefallen fand, trat er mit seinen ehrgeizigen Plänen immer offener hervor. Er hielt sich Wagen und Rosse und fünfzig Vorläufer, und suchte die Verstimmung des Volkes über unzulängliche Rechtspflege zu seinem Vortheil zu nutzen. David's Königthum hatte noch nicht den patriarchalischen Charakter gänzlich abgelegt, und wenn er auch einen großen Theil der Regierungsgeschäfte seinen Amtleuten und Verwaltern überließ, so war es doch noch herkömmlich, seine Anliegen bei dem König selbst anzubringen und namentlich bei wichtigen Streitsachen seine richterliche Entscheidung einzuholen. Solchen Obliegenheiten vermochte der alternde König bei dem vergrößerten Umfange des Reiches nur mangelhaft nachzukommen, und mancher Rechtsuchende mag nach langem vergeblichen Harren unbefriedigt abgezogen sein. Diesen Umstand machte sich Absalom zu Nutze, um sich die Volksgunst noch in höherem Maaße zu gewinnen. Frühe des Morgens stellte er sich an den Weg zum Thore, und so Jemand einging, der bei dem König Recht suchte, trat er zu ihm, erkundigte sich nach seinem Anliegen und sprach dann: „Deine Reden sind gut und gerade, aber Keiner ist, der dich höret von wegen des Königs. Wäre ich zum Richter im Lande eingesetzt, und es käme Jemand zu mir, der einen Handel oder Rechtsstreit hätte, so würde ich ihm zum Rechte verhelfen." Und wenn Jemand sich vor ihm beugen wollte, so duldete er es nicht, sondern er drückte ihm die Hand und küßte ihn.

Solche Künste verfehlten ihres Eindrucks nicht. David hatte durch seine Fehltritte den Zauber zerrissen, der anfangs auf seiner Herrschaft lag; Vieler Blicke waren auf den hoffnungsvollen Sohn gerichtet. Besonders war in David's Stammlande Juda eine mächtige Partei gegen den alternden König, dessen Streben nach einer festern Reichseinheit, nach einer Verschmelzung aller Stämme unter gleiches Recht und zu gleichem Gehorsam gegen den königlichen Herrscher daselbst mißfiel. Stolz auf seine Erstgeburt und von jeher in freier Selbständigkeit sich bewegend, trug Juda eine erbliche Stammeseifersucht gegen das übrige Israel im Herzen und fühlte sich verletzt und zurückgesetzt, daß es nicht über die andern Stämme herrschen, sondern ihnen gleichgestellt sein sollte. Diese Stimmung blieb Absalom nicht verborgen; waren doch zwei der einflußreichsten Männer Juda's, Amasa, ein naher Verwandter Joab's und David's, und Ahitophel, der klügste und angesehenste Rathgeber des Königs, „dessen Rath galt, als wenn man das Wort Gottes befragte", auf seiner Seite und in seine ehrgeizigen Pläne eingeweiht. Darum beschloß auch Absalom, Juda zum Mittelpunkt seines beabsichtigten Aufstandes zu machen. Nachdem er durch Vertraute an seine Freunde und Genossen in allen Stämmen die Weisung hatte ergehen lassen, daß sie auf das erste Lärmzeichen mit der Posaune ihn zum König ausrufen sollten; ging er mit 200 Mann nach Hebron, angeblich um ein großes Opferfest zu feiern, das er einst während seines Aufenthaltes in Gesur gelobt habe. Dorthin kam auch Ahitophel aus dem benachbarten Gilo, seiner Heimath.

Absalom's Empörung.

Absalom's und Ahitophel's Erscheinen in Hebron gab die Losung zum Ausbruch der lange vorbereiteten Erhebung, die von der alten Hauptstadt Juda's aus wie ein wilder Bergstrom sich mit reißender Schnelligkeit über das ganze Land verbreitete. David scheint bei aller Klugheit, die ihm eigen war, doch von dem frevelhaften Beginnen seines Sohnes vollkommen überrascht worden zu sein; daß ihm ein so weit angelegter und so lange vorbereiteter Plan entgehen konnte, zeugt von der Einfachheit der Formen, in der sich das Königthum noch bewegte, und von der losen Verbindung der

einzelnen Theile und Glieder. Doch verließ ihn auch bei dieser Gelegenheit seine natürliche Schlauheit nicht. Ueberzeugt, daß das übelberathene Unternehmen des ungestümen Sohnes bald scheitern würde, wenn man dem Volke nur Zeit zur Besinnung gebe, beschloß er Jerusalem zu verlassen, theils weil er der Stimmung der Bürgerschaft nicht sicher war, theils weil er die Hauptstadt nicht einem feindlichen Angriff in der ersten Wuth der Empörung aussetzen, keinen Straßenkampf hervorrufen wollte.

David's Flucht. So zog denn David aus seiner Hauptstadt, begleitet von seinem ganzen Haus, von seiner Leibwache und seinen Dienern und von den sechshundert Helden, die ihm in alter Treue anhingen. Nur zehn Kebsweiber ließ er zur Bewachung seines Hauses zurück. Auch die Leviten und die beiden Oberpriester Zadok und Abjatar trafen Anstalten, dem Abziehenden mit der Bundeslade zu folgen; aber David verwehrte es; sie sollten beim Heiligthum bleiben, und ihm durch ihre Söhne sichere Kunde über die Vorgänge in der Stadt zugehen lassen. Als David unter dem Weinen des Volkes barfuß und verhüllteten Hauptes über den Bach Kidron nach dem Oelberg wanderte, kam ihm sein alter Freund Husai von Arek in Ephraim entgegen, mit zerrissenem Kleide und Erde auf seinem Haupte. Diesem gebot David nach der Stadt zurückzukehren und sich durch Dienstbeflissenheit Absalom's Vertrauen zu gewinnen, damit er den Rathschlägen Ahitophel's, den er mehr fürchtete als die aufbrausende Heftigkeit seines Sohnes, entgegenwirken könne; und Alles, was er gewahr werde, solle er ihm durch die Priester und ihre Söhne kund thun. Meriboset, der Sohn Jonatan's, den David allein von Saul's Geschlecht mit Milde behandelt hatte, blieb in Jerusalem zurück, in der Hoffnung, das väterliche Reich zu erlangen; sein Knecht Ziba aber führte dem flüchtigen König zwei mit Brod, Kuchen und Wein beladene Esel zu zur Stärkung der Ermatteten, wofür ihm dieser, im Fall seiner Rückkehr, das Gut seines Herrn versprach. Bei Bahurim sah Simei aus dem Geschlechte Saul's die Fliehenden vorbeiziehen. Und er fluchte und warf Steine nach David und seinen Gefährten und sprach: „Fort, fort, du Blutmensch, du Bösewicht! Jahve bringet auf dich alles Blut vom Hause Saul's, an dessen Statt du König geworden; nun bist du in deinem Unglück, du Blutmensch!" Da wollte Abisai dem Schmähenden den Kopf abschlagen, aber David wehrte ihm und sagte: „Mein Sohn, der hervorgegangen aus meinen Lenden, stehet mir nach dem Leben; wie viel mehr nun ein Benjaminit! Lasset ihn fluchen!" Und sie gingen ermattet weiter.

Absalom in Jerusalem. Bald nach David's Flucht zog Absalom mit großem Gefolge in Jerusalem ein. Husai kam ihm entgegen und rief: „Es lebe der König!" und als ihn Absalom verwundert fragte, warum er nicht seinem Freunde gefolgt sei, antwortete er: „Wen Jahve erwählet und dieses Volk, dem will ich angehören und dienen." Dadurch gewann er das Vertrauen des Fürstensohnes. Nun gab Ahitophel dem Absalom den Rath, ihm zu gestatten, mit einer auserlesenen Mannschaft den Flüchtigen eilig nachzusetzen. Dieses Vorhaben bekämpfte Husai mit Geschick, indem er sagte: „Du kennest deinen Vater und seine Männer, daß sie Helden sind und grimmigen Gemüthes, wie ein der Jungen beraubter Bär auf dem Felde. Geschieht es nun, daß einige deiner Leute gleich anfangs fallen, so wird man sagen, es ist eine Niederlage geschehen unter Absalom's Volke, und auch der Tapfere, der ein Herz hat wie ein Löwe, wird verzagt werden. Versammle vielmehr alles Volk von Dan bis Bersaba, wie Sand am Meere an Menge, und ziehe selbst damit zum Kampfe und lagere dich dem König gegenüber, zahlreich wie der Thau auf den Erdboden fällt, und es wird von ihnen allen nicht einer übrig bleiben." Und Absalom zog den Rath Husai's dem klugen Vorschlage Ahitophel's vor. Damit aber der König vor allen überraschenden Ueberfällen, die Ahitophel auf eigene Hand ausführen könnte, gesichert sei, ließ Husai durch

eine Magd den an der Walker-Quelle sich verborgen haltenden Priestersöhnen Ahimaaz und Jonatan die Meldung zugehen, sie sollten dem König rathen über den Jordan zu gehen. Diese machten sich alsbald aus ihrem Versteck auf; ein Knabe erkannte sie jedoch und zeigte es dem Absalom an, der ihnen Knechte nachschickte. Aber in Bahurim versteckten sie sich in einen Brunnen, und ein Weib breitete eine Decke darüber und streuete Grütze darauf und sagte dann den Verfolgern, sie seien über das Wasserbächlein gegangen. Als diese sich wieder entfernt hatten, stiegen die Priestersöhne aus dem Brunnen und überbrachten dem König ihren Auftrag, und David ging noch in der Nacht mit allen seinen Leuten über den Fluß. Als Ahitophel sah, daß sein Rath nicht ausgeführt ward, verzweifelte er an dem Erfolg, gürtete seinen Esel und zog nach seiner Stadt, bestellete sein Haus und erhängete sich.

David in Gilead und Absalom's Ausgang.

In Mahanaim, dem ehemaligen Herrschersitz von Isboset, sammelte David seine Freunde und Anhänger und bereitete sich zum Kampf mit seinem Sohne vor, der unterdessen Besitz von dem königlichen Palaste und Harem genommen und auf Ahitophel's Rath unter einem Zelte auf dem Dache den zehn Kebsweibern David's vor den Augen von ganz Israel beigewohnt hatte, zum Zeichen, daß er nunmehr Herr und Gebieter in der Königsburg sei. Zum König gesalbt, hatte Absalom sodann den Heerbann des ganzen Landes aufgeboten und Amasa, einen Vetter Joab's, zum Anführer eingesetzt und zog nun mit demselben über den Jordan, um David in Mahanaim anzugreifen. Dieser wich dem Kampfe nicht aus. Im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Streiter und die Ergebenheit des Volkes in Gilead, das nicht blos alle Lebensbedürfnisse nebst Decken, Betten und andern Dingen bereitwillig herbeischaffte, sondern auch zum Kriegsdienst sich einstellte, beschloß David dem überlegenen Feind entgegenzugehen. Er theilte seine Mannschaft in drei Abtheilungen und setzte seine erprobten Feldherrn Joab, Abisai und den treuen Itai von Gat als Anführer darüber. Seinen Entschluß, selbst zum Streite mit auszuziehen, bekämpfte das Volk. So blieb er denn in Mahanaim zurück. Als die Krieger ausrückten zu Hunderten und Tausenden, trat David an die Seite des Thores und gebot den Obersten: „Verfahret mir gelinde mit dem Jüngling!" „Im Walde Ephraim", im Lande Gilead, kam es zum Treffen; und wie groß auch die Ueberzahl auf Seiten Absalom's war, die tapfere und waffengeübte Kriegsschaar David's trug den Sieg davon; zwanzig Tausend Feinde fielen, die übrigen, an einem glücklichen Erfolg verzweifelnd, zerstreuten sich in wilder Flucht, so daß „der Wald mehr fraß als das Schwert". Auch Absalom floh vor den Knechten David's. Als er mit seinem Maulthiere unter den dichten Zweigen einer großen Terebinthe durchritt, blieb er mit seinem langen Haupthaare in den Aesten hängen, während das Maulthier unter ihm weglief; so schwebte er zwischen Himmel und Erde. Als Joab durch einen Soldaten davon Nachricht erhielt, schalt er diesen, daß er ihn nicht sogleich niedergestoßen habe und nahm dann drei Wurfspieße in seine Hand und stach sie durch das Herz Absalom's, worauf seine Waffenträger ihn vollends tödteten. Den Leichnam warfen sie im Walde in eine große Grube und richteten einen mächtigen Steinhaufen über demselben auf.

David's Trauer.

Joab aber verfolgte den Sieg nicht; er stieß in die Posaune und führte das Volk nach Mahanaim zurück. Als David auf dem Dache des Thores die Kunde von Absalom's Tod empfing, verhüllte er sein Angesicht, weinte und sprach: „Mein Sohn, wäre ich doch gestorben statt deiner!" Und es ward der Sieg zur Trauer für das ganze Volk, weil der König wehklagte; und die Krieger stahlen sich in die Stadt wie die Beschimpften, wenn sie fliehen im Streit. Joab aber zürnte, daß sich David den Obersten und Kriegsknechten, die ihm Reich und Leben gerettet, so unfreundlich

erwies. Da machte sich der König auf und setzte sich ans Thor und sprach gütig zu dem Volke.

Unterdrückung des Aufstandes. David's Rückkehr.

Die Niederlage im Walde und Absalom's Tod führte eine Spaltung in dem Insurgentenheere herbei. Die meisten Stämme auf dem rechten Ufer des Jordan, die von Juda in den Aufstand hineingerissen worden, erinnerten sich der früheren Großthaten des Königs und waren geneigt zum Gehorsam zurückzukehren. Der Stamm Juda aber stand noch immer trotzig abseit und hielt unter Amasa sein Heer zusammen. Da sandte David die beiden Priester Zadok und Abjatar zu den Aeltesten von Juda und ließ sie fragen, warum denn gerade sie, seine Anverwandten, die letzten sein wollten, den König zurückzuführen, da doch alle übrigen Stämme ihn schon eingeladen hätten? Und dem Amasa ließ er sagen: „Bist du nicht mein Gebein und Fleisch? So soll mir Gott thun und so ferner, wo du nicht Heeroberster sein sollst alle Zeit anstatt Joab's." Durch diese versöhnliche Botschaft gewann er Aller Herzen und es erging der Ruf an ihn: „Kehre zurück du und alle deine Knechte!" Und die Männer von Juda gingen nach Gilgal dem König entgegen, um ihn über den Jordan zu führen. Unter ihnen befand sich auch jener Simei von Bahurim in Benjamin, der einst den König auf seiner Flucht geschmäht und mit Steinen geworfen. Er setzte über den Strom und flehte David fußfällig, ihm sein Vergehen nicht anzurechnen; habe er früher gesündigt, so sei er jetzt auch der erste vom Hause Joseph, der ihm huldigend entgegengekommen. Abisai fuhr zwar heftig auf: „Sollte dafür Simei nicht getödtet werden, daß er dem Gesalbten Jahve's geflucht?" Aber David sprach: „Du sollst nicht sterben!" und schwur ihm.

Jonatan's Sohn, Meriboset, der in Jerusalem zurückgeblieben war, kam jetzt ebenfalls dem Könige entgegen in schmutzigem Traueranzug und verwirrtem Barte. Demüthig versicherte er, er habe einen Esel besteigen und David folgen wollen, sein Verwalter Ziba aber sei ihm zuvorgekommen und habe ihn bei dem König verleumdet. Da sprach David: „Du und Ziba sollt das Feld theilen!" Nachdem der König von dem achtzigjährigen Greis Barsillai, der ihm in der Noth beigestanden, Abschied genommen und versprochen hatte, die Wohlthaten, die jener seines Alters wegen von sich ablehnte, auf seinen Sohn Chimham zu übertragen, setzte er über den Fluß und kam nach Gilgal. Hier aber brach neuer Streit aus. Die übrigen Stämme fühlten sich beleidigt, daß die Männer von Juda, welche doch den Aufruhr begonnen, nun die Ehre und das Verdienst, den König in sein Reich zurückgeführt zu haben, allein an sich gebracht hätten und ihnen vorgezogen würden. Diese Stimmung benutzend stieß Seba, vom Stamme Benjamin, in die Posaune und rief: „Wir haben keinen Antheil an David und kein Erbe an Isai's Sohne, Jeder zu seinen Zelten, Israel!" Sein Aufruf fand Gehör. Die Unzufriedenen sammelten sich um ihn und zogen weg; nur die Männer von Juda hielten zu David und geleiteten ihn in seine Hauptstadt.

Amasa's und Seba's Ende.

In Jerusalem ertheilte David dem Feldobersten Amasa den Befehl, innerhalb drei Tagen den Heerbann in Juda aufzubieten und gegen Seba zu ziehen. Als dieser aber nicht zur bestimmten Zeit eintraf, schickte der König den Abisai mit den Gibborim, der Leibwache und der Mannschaft, die Joab in der Eile gesammelt hatte, wider die Aufständischen aus, um sie zu verhindern, von den festen Städten Besitz zu nehmen und den Bürgerkrieg in die Länge zu ziehen. An dem großen Steine zu Gibeon stieß Amasa zu den von den beiden Brüdern geführten Kriegsschaaren. Joab ging freundlich auf ihn zu und mit den Worten: „Geht es dir wohl, mein Bruder?" faßte er mit seiner Rechten dessen Bart, um ihn zu küssen; in demselben Augenblick fiel sein Schwert aus dem Gürtel; rasch raffte er dasselbe mit der Linken auf und stieß es dem Amasa in den Leib, daß dieser sogleich an dem einzigen Stoß verschied. Ein

Knecht Joab's schob den Leichnam von der Straße aufs Feld und deckte ein Gewand über ihn. Die Kriegsleute aber, die Amasa herbeigeführt, folgten der Fahne Joab's, der nunmehr mit seiner gewohnten Energie den Aufstand bewältigte. Als das königliche Heer unter dem berühmten Feldherrn durch die Stämme zog, kehrten die Einwohner größtentheils wieder zum Gehorsam zurück und verließen die Sache Seba's. Nur die feste Stadt Abel bei Bet-Maacha im nördlichsten Winkel von Dan bot den Aufständischen Schutz. Als aber Joab einen Wall aufführte und die Stadt ernstlich mit Belagerungswerkzeugen bedrohte, entfiel den Bürgern der Muth. Ein kluges Weib in der Stadt knüpfte mit dem Feldherrn von der Mauer herab ein Verständniß an, und als sie vernahm, daß die Stadt geschont werden sollte, wenn Seba getödtet würde, hieben sie demselben das Haupt ab und warfen es über die Mauer in das Lager Joab's, der dann sogleich in die Posaune stieß und mit dem Heere abzog.

Nach Bewältigung des Aufruhrs scheint David noch etwa zehn Jahre ruhig und in Frieden regiert zu haben. Aus dem Stillschweigen der Geschichtsbücher über diese Periode läßt sich schließen, daß keine wichtigen Ereignisse in den letzten Lebensjahren des großen Königs sich zugetragen haben. Die schöne Betrachtung, die als „David's letzte Worte" im zweiten Buche Samuel's bezeichnet ist, kann als Beweis dienen, daß sein Herz während dieser Zeit hauptsächlich den göttlichen Dingen zugewendet war. „Wer herrscht über Menschen als ein Gerechter und in Gottesfurcht, der ist wie Morgenlicht, wenn die Sonne aufgeht, wie ein Morgen ohne Gewölk. Aber die schlechten Herrscher, wie weggeworfene Dornen sind sie alle: mit der Hand fasset man sie nicht. Und wer sie anrührt, waffnet sich mit Eisen und Speeresschaft, und mit Feuer werden sie verbrannt auf der Stelle."

David's letzte Regierungszeit.

Aber über dem Todtenlager David's erhob sich ein neuer Aufruhr, angeregt durch häuslichen Zwiespalt und durch die Ränke seiner Umgebung. Er war im siebenzigsten Jahre seines Alters ein so kraftloser Greis geworden, daß er sich nicht mehr erwärmen konnte, mit wie vielen Gewändern man ihn auch bedeckte. Da suchten seine Diener eine schöne Dirne, Abisag von Sunam, die ihn pflegte und an seinem Busen lag und ihn warm hielt; aber er erkannte sie nicht. Adonia, seit Absalom's Tod der älteste der königlichen Söhne, und gleich diesem hochfahrend, herrschsüchtig und von schöner Gestalt, betrachtete sich nunmehr als den rechtmäßigen Thronerben und hielt sich Rosse, Wagen und 50 Vorläufer, die Abzeichen der königlichen Würde. Hagit hatte ihn dem David in Hebron geboren; er stand in den kräftigsten Mannesjahren und wurde begünstigt von Joab, dem Feldhauptmann, und Abjatar, dem Priester. Auch die übrigen Söhne David's folgten dem Ruf des Aeltesten. David aber hatte einst der Batseba, jener schönen Frau, die er dem Uria entrissen, die Zusage gegeben, daß ihr Sohn Salomo, obwohl erst der zehnte unter den königlichen Kindern und noch jung an Jahren, sein Nachfolger werden sollte. Auf seiner Seite standen einflußreiche Männer der theokratischen Partei, Natan der Prophet, dem der König in seinen spätern Jahren das größte Vertrauen bewiesen, Zadok

Adonia strebt nach der Herrschaft.

der Priester und der tapfere Benaja, der Oberst der Leibwache, nebst mehreren Kriegsbefehlshabern und den sechshundert Kerntruppen. Adonia, lüstern nach der königlichen Ehre, ehe sie ihm noch gebührte, veranstaltete ein feierliches Opferfest an der Walker-Quelle, lud seine Anhänger und Brüder, außer Salomo, dazu ein und ließ sich von ihnen beim Schmausen der Schaafe, Rinder und Mastkälber zum König ausrufen. Als das Opferfest noch im Gange war, ging Batseba auf Natan's Rath zu David und sprach: „Hast du nicht deiner Magd geschworen, daß Salomo, mein Sohn, einst auf deinem Throne sitzen soll? Und nun ist Adonia König geworden; und es wird geschehen, wenn mein Herr sich leget zu seinen Vätern, so werden ich und mein Sohn büßen.“ Diese Rede, die durch Natan, Benaja und Zadok bestätigt und unterstützt wurde, bestimmte den altersschwachen König zu dem entscheidenden Schritt, den er bisher vermieden hatte; er gebot dem Priester und dem Propheten, den Salomo auf dem königlichen Maulthier nach der andern Stadtseite zu führen, ihn dort zum König über Israel zu salben und ihn unter Posaunenschall durch die Stadt in den Palast zurückzubringen, damit er auf David's Stuhl sich setze. So geschah es. Zadok nahm das Oelhorn aus dem heiligen Zelte und verrichtete die Königsweihe. Und alles Volk zog hinter Salomo her mit Flöten und Jubelgeschrei und rief: „Es lebe der König!“ Als Adonia und seine Gäste den Posaunenschall und den Jubel höreten und von Jonatan, Abjatar's Sohn, die Ursache vernahmen, erschraken sie und standen auf und zogen ihres Weges. Adonia aber floh zum Altar im Heiligthum des Herrn und faßte als Schutzflehender die Hörner. Als dieses dem Salomo gemeldet ward, sprach er: „Wenn er ein wackerer Mann sein wird, so soll von seinem Haare keins fallen auf die Erde; wenn aber Böses an ihm erfunden wird, so stirbt er.“ Darauf verließ Adonia den geweihten Zufluchtsort, huldigte dem jungen König und empfing die Weisung, sich ruhig in seinem Hause zu halten. Als er aber nach David's Tod dessen jungfräuliche Pflegerin Abisag, die Sunamitin, zum Weibe begehrte und diesen Wunsch durch Batseba an Salomo gelangen ließ, sah dieser darin einen Versuch, seine Absichten auf Umwegen zu erreichen, und gab dem Benaja Befehl, ihn zu tödten. Dem Abjatar nahm Salomo sein oberpriesterliches Amt und verwies ihn. „Gehe auf dein Feld,“ sprach er, „denn ein Mann des Todes bist du; aber an diesem Tag will ich dich nicht tödten, weil du die Lade des Herrn getragen vor David, meinem Vater, und weil du geduldet die ganze Zeit, da mein Vater geduldet.“ Von dem weitern Ausgang des greisen Mannes wird Nichts gemeldet. Die bisher getheilte Oberpriesterwürde ward nunmehr dem Zadok allein übertragen; er wurde der erste eigentliche Hohepriester, und bei seinem Hause blieb fortan diese Würde, welche dann die priesterliche Geschichtschreibung bis auf Aaron, den Bruder Mose's, zurückdatirt hat.

Salomo's Salbung und Adonia's Untergang.

David's letzter Rath an Salomo.

In diesem Verfahren gegen seinen Bruder und gegen Abjatar zeigte sich Salomo als den gleichgesinnten Sohn David's, dessen rachsüchtiges Gemüth

häufig unter der Hülle äußerlicher Milde und Versöhnlichkeit versteckt war und sich in den letzten Worten an seinen Sohn in voller Stärke kund that. Als er auf dem Todbette lag, ließ er Salomo vor sich rufen und sprach unter Andern: „Du weißt, was mir Joab gethan, der die beiden Heerobersten ermordete, der Kriegsblut vergoß mitten im Frieden und mit dem Blute der Edlen sich befleckte von seiner Lenden Gürtel bis zu seines Fußes Schuhriemen. So thue nach deiner Weisheit und laß seine grauen Haare nicht in Frieden hinabkommen nach der Unterwelt.“ Ferner empfahl er ihm, den Söhnen Barsillai's aus Gilead Liebe zu erweisen, weil sie ihm genahet, als er vor Absalom geflohen; den Simei aber, der ihm geflucht, nicht ungestraft zu lassen. „Ich schwur ihm, ihn nicht zu tödten; du aber bist ein weiser Mann und weißt, was du ihm thun mußt; so laß denn seine grauen Haare mit Blut hinunterkommen in die Unterwelt.“ Und so legte sich David zu seinen Vätern, nachdem er vierzig Jahre regiert, sieben zu Hebron und dreiunddreißig zu Jerusalem; und er ward begraben in der Stadt David's.

Joab's und Simei's Ausgang.

Diesen Aufträgen kam Salomo genau nach. Auf die Kunde von Adonia's Ermordung und Abjatar's Verweisung floh Joab zu dem Zelt Jahve's und ergriff die Hörner des Altars. Da befahl Salomo dem Benaja, ihn niederzustoßen. Dieser gebot dem Schutzflehenden, das Haus des Herrn zu verlassen; als aber Joab sich weigerte und sprach: „Nein! hier will ich sterben,“ trug Benaja Bedenken, das Heiligthum zu entweihen und meldete Joab's Antwort dem König. Da sagte dieser: „Thue wie er gesagt, stoße ihn nieder und begrabe ihn und schaffe das Blut, das er vergossen, von mir und vom Hause meines Vaters.“ Und so ging Benaja hinauf und stieß ihn nieder; und er ward begraben in seinem Hause in der Wüste, und Benaja erhielt seine Stelle. Darauf gebot Salomo dem Simei von Bahurim, in seinem Hause in Jerusalem zu wohnen und dasselbe nicht zu verlassen; welchen Tages er über den Bach Kidron gehe, müsse er sterben. So lebte Simei drei Jahre in der Stadt; als ihm aber zwei Knechte entflohen, gürtete er seinen Esel und zog aus, sie zu suchen. Dies wurde dem König berichtet und er sprach zu ihm nach seiner Rückkehr: „Du weißt all das Böse, was du gethan an David, meinem Vater, und so kehret Jahve deine Bosheit auf dein Haupt.“ Darauf befahl er dem Benaja, ihn niederzustoßen, daß er starb. So wurde das Königthum in Salomo's Hand befestigt.

David's Charakter.

Ueber keinen Herrscher sind so widersprechende Urtheile gefällt worden, als über David, „den Mann nach dem Herzen Gottes“. Von den Tagen an, da er als Vasall des Philistäerkönigs gegen seine Brüder und Stammgenossen ins Feld ziehen wollte, bis auf die letzten Augenblicke, wo er auf dem Sterbelager noch mit Mord- und Rachegedanken sich befaßte, bietet sein Leben so viele Flecken, daß die nach menschlichem Rechte urtheilende Geschichtschreibung nothwendig über das hohe Lob betroffen werden mußte, welches ihm priesterliche

und kirchliche Schriftsteller jüdischer und christlicher Religion in so überschwenglichem Maße gespendet haben. Man fand in den gepriesenen Heldenthaten, von denen jede nähere Darstellung fehlt, kein entsprechendes Gegengewicht gegen die an den Moabitern und Ammonitern bewiesenen Grausamkeiten, als er die Kriegsgefangenen unter Sägen und Dreschwagen legte oder in Ziegelöfen verbrennen ließ; seine Großmuth und Milde gegen Feinde und Widersacher schien oft nur berechnete Klugheit, um sie in der Folge desto sicherer zu treffen, denn Verschlagenheit und Hinterlist war ein hervorstechender Zug seines Charakters; mit seiner Trauer um Saul und Jonatan bildete die blutige Ausrottung ihres Geschlechtes einen schreienden Gegensatz. Und womit kann die aus sündhafter Wollust hervorgegangene Frevelthat gegen Uria entschuldigt werden? Seine Reue und Buße mochte die Strafgerechtigkeit mildern, aber zu einem sittlichen und gottesfürchtigen Helden konnte sie den Urheber der dunkeln That nimmermehr veredeln. Selbst seine gepriesenste Waffenthat, der Riesenkampf mit Goliat, scheint aus mündlichen Volksüberlieferungen erwachsen und durch die priesterliche Geschichtschreibung auf den Hirtenjüngling mit Stab und Schleuder übertragen worden zu sein, da nach 2. Sam. 21, 19 Elhanan von Betlehem, ein Landsmann Davids, den Riesen Goliat erschlug, „dessen Speeresschaft wie ein Weberbaum war", ein Widerspruch, den der Verfasser des ersten Buchs der Chronik (20, 5) umsonst dadurch zu beseitigen sucht, daß er den von Elhanan erlegten Riesen zu einem Bruder Goliat's macht. — Aber diese dunkeln Seiten, die zum Theil ihre Entschuldigung finden in der semitischen zur Rachsucht geneigten Natur, in den schwierigen Umständen, mit denen David zu kämpfen hatte, in dem Charakter der Zeit und der heißblütigen Bevölkerung der syrischen Erde, in den widerstrebenden Elementen, die der Gründung eines nicht auf dem Boden der Erblichkeit und Legitimität erwachsenen Königthums entgegenstanden, können die hohen Verdienste David's um das israelitische Volk und die edeln Züge seines Charakters nicht ganz entstellen und verhüllen. Er gab der Nation Einheit und feste Gestalt, indem er die gelockerte Stammverbindung wieder knüpfte, das erloschene Gefühl der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit weckte und durch die Aufstellung der Bundeslade in Jerusalem einen religiösen Mittelpunkt schuf; er verlieh dem Volke Kraft und Selbstvertrauen, indem er durch kriegerische Großthaten die benachbarten Völkerschaften überwältigte und sie entweder zur Unterwerfung und Zinspflicht oder zu Friedensverträgen brachte; und durch Belebung und Stärkung des Jahvecultus und des national-religiösen Bewußtseins und Gottvertrauens hauchte er dem Gesammtvolke den geistigen Odem ein und verlieh ihm die sittlich-religiöse Grundlage, die allein seine Zukunft sichern und in der Gegenwart Zuversicht erwecken konnte. Solche Resultate vermag aber nur eine bedeutende und mächtige Persönlichkeit zu schaffen, und eine solche werden wir in David immerhin erkennen müssen. So fehlt es denn auch in der geschichtlichen Ueberlieferung nicht an

Zügen, die uns in David ritterliche und menschlich-edle Eigenschaften erkennen lassen. Sein Freundschaftsbund mit Jonatan, der in allen Verhältnissen fortdauerte; seine Trauer um die gefallenen Feinde, die, wie Saul und Absalom, seinem Herzen einst theuer gewesen; seine waffenbrüderliche Haltung gegen die Kriegs- und Kampfgenossen in Noth und Gefahr; seine treue Anhänglichkeit an den Gott, dem er sein Lebenlang diente, ohne je vor den Götzen der Heiden seine Knie zu beugen; seine Milde und Versöhnlichkeit bei erfahrenen Beleidigungen und Kränkungen, wenn auch staatskluge Berechnung in der Folge diese ersten Regungen zurückdrängte: das sind Seiten und Eigenschaften, die nicht zu gering angeschlagen werden dürfen. David war eine reichbegabte Natur, in welcher, wie bei jedem kräftigen Charakterbild, Licht und Schatten in großer Fülle vorhanden war; der gerechte Historiker wird an beide denselben Maßstab legen, und kann er auch in dem König von Israel und Juda nicht immer den „Mann nach dem Herzen Gottes" erkennen, so wird er doch auch nicht mit Simei einen bloßen „Blutmenschen" in ihm finden. Ein König, der die dichterische Leier mit gleicher Meisterschaft führte, wie das Kriegsschwert des Helden, der die Beschwerden und Entbehrungen eines rauhen Waffen- und Abenteurerlebens eben so gut kannte, wie das stille Glück und den heitern Seelenfrieden, die das geistige Schaffen gewährt, darf mit Recht verlangen, daß ihn die Geschichte in seiner vollen Gestalt und in allen seinen Richtungen und Bestrebungen auffaßt und darstellt; und Einen menschlichen Zug, der den Herrscher besonders ziert, hatte David vor Vielen voraus — die Demuth und Selbsterniedrigung, wo er sich seiner sittlichen Verirrungen bewußt ward, und die Reue und Bußfertigkeit, wenn ihn die sinnliche, von äußern Eindrücken leicht erfaßte Natur auf Abwege geführt. Gar Mancher hat mit David gesündigt, aber nicht Jeder hat mit ihm Buße gethan.

Schließlich ist hier noch der Ort, der schriftstellerischen Hinterlassenschaft zu gedenken, welche uns ein einigermaßen authentisches Bild von dem inneren Wesen des Mannes versprechen könnte. Wir haben schon bei betreffenden Gelegenheiten (S. 637. 639. 645 f. 653) auf diejenigen Lieder hingewiesen, welche ihm von der geschichtlichen Ueberlieferung beigelegt werden. Nur eines von ihnen hat Aufnahme in das Psalmbuch gefunden (18 = 2. Sam. 22). Neuere Forscher haben daher die Meinung ausgesprochen, die meisten Lieder David's, die gleich den bekannten Elegien auf Saul's und Abner's Tod einen vorwiegend weltlichen, volksthümlichen und naturfrischen Ton gehabt und nur sofern religiösen Inhalts gewesen seien, als sich darin David als der Held gefühlt, „der die Schlachten Jahve's schlug und die Feinde Israel's bekämpfte", seien größtentheils als ungeeignet für den Gottesdienst untergegangen oder gänzlich umgestaltet worden, und dafür in der Folge andere mit seinem volksthümlichen Namen geziert in den gottesdienstlichen Gebrauch und in die Sammlung gekommen, und wollen nur solche als echt gelten lassen, die wie Ps. 19 mehr den Charakter allgemeiner Naturlieder an sich tragen. Zwei der anerkanntesten und sachkundigsten Forscher, Ewald und Hitzig, deren jeder dem David eine ganze Reihe von Psalmen zulegt, haben sich doch nur bezüglich der Psalmen 3, 4, 7, 8, 11, 15 und 18 als davidischer vereinigen können, und auch diese sieben Lieder sind nicht ohne Anfechtung geblieben. Daß übrigens David neben David als Psalmendichter.

religiösen auch allgemein menschliche Empfindungen nach Art der Volksdichtung im Liede ausgesprochen, daß er neben der ernsten Seite auch die heitere aufgefaßt, auch Wein und Liebe besungen, stimmt ganz zu der kernhaften Natur dieses beweglichen, kräftig sinnlichen und empfänglichen Mannes und wird auch wohl durch die Strafrede des Amos gegen die Zechbrüder bestätigt (6, 5), „die da klimpern auf der Harfe, wie David sich Saitenspiele ersinnen, die da trinken aus Weinschaalen, und mit dem besten Oele sich salben"; diese haben sich doch wohl nicht in „Klagliedern und Bußpsalmen" versucht. Als man während und nach der Verbannung nur noch in den Erinnerungen an die große Vergangenheit lebte, da trat der Name des theokratischen Königs in aller Glorie hervor; auf sein Haupt wurde der Thatenglanz der ganzen Vorzeit zusammengehäuft. Was war daher natürlicher, als daß der Schatz der religiösen Gesänge, die im Laufe der Zeit in der Priesterschaft entstanden waren und sich als namenloses Eigenthum von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatten, auf den Dichterkönig zurückgeführt wurden? Sobald man ihn aber einmal als den eigentlichen Unternehmer des ganzen Betriebes der Psalmendichtung ansah, sah man sich auch in den geschichtlichen Büchern nach Veranlassungen und Gelegenheitsursachen für einzelne Lieder um und schloß z. B. aus Ps. 63, 2, wo von einem „dürren und lechzenden Lande, da kein Wasser ist", freilich in bildlichem Sinne wie Ps. 143, 6, gesprochen wird, David müsse dieses Lied in der jüdischen Wüste verfaßt haben, wozu freilich dessen übriger Inhalt schlecht genug stimmt. Immerhin aber beweist der Umstand, daß man später besonders beliebte Lieder gern auf David zurückführte, für die Nachhaltigkeit der dichterischen Anregungen, welche von diesem hochbegabten Manne ohne Zweifel ausgegangen sind.

2. Salomo der Weise
(1018—978 oder 993—953).

Abfall einzelner Stammfürsten.

David's Kriegsglück und eiserne Strenge hatte die benachbarten Völker zur Unterwerfung gebracht und im Gehorsam gehalten; ja so groß war die Ehrfurcht vor dem siegreichen König, daß der Ammoniterfürst sich beeilte, mit Geschenken und Lebensmitteln dessen Gunst zu erlangen, zur Zeit, da er als Flüchtling in Mahanaim weilte. Wenn wir nun aus einzelnen zerstreuten Andeutungen erfahren, daß auf die Kunde von David's und Joab's Tod im Süden und Osten kriegerische Bewegungen ausbrachen, um die Herrschaft Israel's wieder zu brechen, so kann dies als neuer Beweis dienen, wie geachtet und gefürchtet der Name des waffengeübten Königs gewesen sein müsse, da selbst in den Tagen seiner Altersschwäche und während der innern Zerrüttungen des Reiches kein solcher Versuch gemacht wurde. Als einst Joab nach der Schlacht im Salzthale die Edomiter unterwarf und die ganze männliche Bevölkerung, welche die Waffen zu führen vermochte, mit der Schärfe des Schwertes schlug, da entging ein junger Sprößling des königlichen Hauses, Hadad, dem allgemeinen Verderben und gelangte mit Hülfe einiger treuen Diener auf Wüstenwegen durch die Sinaihalbinsel nach Aegypten, wo er bei dem Pharao freundliche Aufnahme fand, und von demselben nicht nur Haus, Leibgeding und liegende Güter empfing, sondern auch nach einiger Zeit mit der Schwester der Königin vermählt ward. Sobald nun Hadad hörte, daß David sich zu seinen Vätern gelegt und Joab sein Heeroberster todt sei, bat er den Pharao

um Erlaubniß in sein Land ziehen zu dürfen; und als dieser ihn zurückzuhalten suchte, entfloh er heimlich in die Gebirge seiner Väter und brachte die Bevölkerung der schluchten- und höhlenreichen Gegend unter die Waffen wider Salomo. Ihr Unternehmen wurde unterstützt durch den gleichzeitigen Aufstand des kleinen Reiches der Gesuriter an der Grenze Philistäa's, dem Stammlande von Absalom's Mutter, und durch die Schilderhebung Reson's, eines unternehmenden Häuptlings im Norden, der sich einst von Hadadeser, König von Zoba, während dessen Krieg mit David losgerissen und seitdem in der Wüste ein Freibeuterleben geführt hatte, jetzt aber mit seiner wachsenden Kriegsschaar sich der Stadt Damaskus bemächtigte und sich darin zum König ausrufen ließ. Wir besitzen über die Kämpfe, welche diese Aufstandsversuche hervorriefen, nur einige verlorne Andeutungen, die aber die Annahme nicht ausschließen, daß weder Reson's noch Hadad's Unternehmungen rückgängig gemacht werden konnten. Mit David schließt Israel's Heldenperiode ab. Salomo scheint zur Bewältigung seiner Feinde, soweit sie im Süden ihm gelang, der Hülfe Aegyptens bedurft zu haben. Wenigstens eroberte der Pharao Psusennes, mit dem er in ein Bündniß trat, mit einem ägyptischen Heer Geser, ließ die Stadt in Flammen aufgehen und gab das Gebiet derselben seiner Tochter, die Salomo zum Weibe nahm und in sein Haus auf Zion einführte, als Heirathsgut mit (S. 182). Nach dem Norden unternahm der israelitische König selbst einen Feldzug und überwältigte Hamat, wenigstens nach 2. Chron. 8, 3. Jedenfalls schützte und stärkte er sein Reich und seine Herrschaft sowohl durch Anlegung fester Orte und Waffenplätze, als durch gänzliche Unterwerfung der noch vorhandenen kananäischen Bevölkerung, die er in das Verhältniß der Hörigkeit und Dienstpflicht zu Israel brachte.

Salomo befestigt das Reich und macht die Kananäer zu Knechten.

So umgab er im Norden die Stadt Hazor mit Mauern und Festungswerken, im Süden wurde die von den Aegyptern zerstörte Stadt Geser wieder aufgebaut und befestigt; die Pässe, die von der Meeresküste nach dem Gebirgslande führten, schützte er durch die festen Orte Megiddo, Bethoron und Baalat, die wie ein eherner Gürtel die Grenzen des Reichs wider die Philistäer schirmten. Sein Verfahren gegen die kananäische Bevölkerung schildert die biblische Geschichtserzählung mit den kurzen Worten: „Alles Volk, das übrig geblieben von den Amoritern, den Hetitern, den Pheresitern, den Hevitern und den Jebusitern, welche die Kinder Israel nicht vermochten zu verbannen, die hob Salomo als Frohnarbeiter aus bis auf diesen Tag.“ Diese Unterdrückung der alten Volksreste mochte dann einen Hauptanstoß zur Auswanderung gegeben und von den Phöniziern zur Begründung und Erweiterung ferner Colonien benutzt worden sein.

Die Anlegung von Festungen und Waffenplätzen und die völlige Unterwerfung der kananäischen Volksreste kamen dem Reiche Israel sehr zu Statten; denn wurde dasselbe auch unter Salomo nicht über die Grenzen ausgedehnt, die ihm David gesetzt, so erlangte es dafür größere Einheit, Festigkeit und Wehrkraft. Es erstreckte sich vom Bach Aegyptens bis gegen den Euphrat, von der reichen Handelsstadt Thapsakus bis zur blühenden Stadt Gaza im philistäi-

schen Küstenlande, und um es gegen äußere Feinde sicher zu stellen, wurde die Kriegsmacht des Landes vermehrt und nach ägyptischer Weise durch Reiterei und Streitwagen, wozu schon David den Grund gelegt, verstärkt. „Pharao's Wagen an Salomo's Hof" wurde in Israel eine sprichwörtliche Redensart. Zur Unterbringung der 1400 Kriegswagen aus Aegypten und der 12,000 Reiter, für welche die Pferde ebenfalls aus dem Nillande bezogen wurden, legte Salomo Wagen- und Reiterstädte und Waffenplätze an. Zugleich erweiterte er den Heerbann und verpflichtete die waffenfähige Mannschaft seines Volks zur Landwehr. „Aus den Söhnen Israel's machte Salomo keinen Knecht, sondern sie waren die Kriegsleute und Wagenkämpfer und die Obersten seiner Wagen und Reiter."

Aber nicht sowohl auf Kriegsruhm als auf Prunk und Hoffahrt war es dabei abgesehen, nachdem das Volk einmal seine natürlichen Grenzen erstritten hatte. Die Künste des Friedens traten nunmehr in den Vorgrund, Wohlstand und Bildung waren die hohen Güter, die einem freien und nach außen gesicherten Volke geziemten, und indem Salomo diesen Gütern seine vorzüglichste Sorgfalt zuwendete, beförderte er die Wohlfahrt des Reiches und verschaffte sich zugleich die Mittel, seinem Kunstsinn und seiner Neigung für königliche Pracht nachzuleben. Zunächst widmete der König seine Aufmerksamkeit dem **Handel**, wozu ihn die Lage des Landes inmitten der blühenden Handelsstaaten am Euphrat und Nil und an der phönizischen Küste einlud. Er trat daher mit Aegypten und Tyrus in die innigste Verbindung. Er führte nicht nur durch Handelsverträge einen lebhaftern Verkehr seines Volkes mit diesen an Cultur und Lebensformen weit vorgeschrittenen Staaten ein; unter seinen Frauen wird auch neben der Tochter des Pharao eine Tochter des Königs Hiram von Tyrus erwähnt. Er trug Sorge, durch Anlegung von Handelsstraßen und Gründung geeigneter Standorte für Waarenniederlagen sein Land und Volk in das rege Verkehrsleben jener Zeit hineinzuziehen. In Jerusalem trafen die großen Straßen zusammen, welche die Küstenländer des Mittelmeeres mit der Handelswelt am Euphrat in Verbindung setzten und den Austausch der Güter des reichen Ostens gegen die kunstreichen Erzeugnisse des gewerbsamen Westens vermittelten. Für die Caravanenzüge wurden Stationsorte mit Waarenhallen errichtet und dem Verkehr mit den Wüstenvölkern in **Tadmor** auf der Oase der Palmen ein großartiger Mittelpunkt geschaffen. So wenigstens nach 2. Chron. 8, 4 und Josephus, während es sich nach den älteren und glaubwürdigeren Königsbüchern vielmehr um Tamar (Palme) in Südpalästina handelte. Die Kriegswagen und Streitrosse, welche die syrischen Fürsten und Stammhäupter aus Aegypten bezogen, brachten dem König, der durch eigene Leute den Ankauf und Transport besorgte, großen Gewinn, indem ihm jeder Wagen 600, jedes Pferd 150 Silberlinge abwarf. Noch einträglicher war der Seehandel, den er, wie oben erwähnt, gemeinsam mit den Phöniziern von dem rothen Meer aus nach

Handelsunternehmungen.

dem südlichen Arabien trieb. Des Königs Antheil an dem Gewinn der großen, in Gemeinschaft mit Hiram unternommenen Ophirfahrt soll 420 Talente Goldes betragen haben. So trat jetzt Israel, dessen nördliche Stämme in frühern Zeiten nur die Wolle von ihren Heerden und das Korn von ihren Aeckern in die phönizischen Städte geliefert hatten, in den großen Weltverkehr ein, der vom Nillande und der phönizischen Palmenküste mit Syrien und den Euphratländern unterhalten ward, und wenn auch ein guter Theil des Ertrags in die Schatzkammer des Königs floß, dessen Reichthum aus der Pracht seiner Hausgeräthe und Wohnungen, seiner Waffen und goldgeschmückten Leibkrieger sichtbar war, so gewann doch auch das Volk aus dem lebhaften Verkehr Erwerb, Wohlstand und Lebensgüter aller Art. Noch in späten Jahrhunderten blickte das hebräische Volk mit Sehnsucht auf diese Zeiten des Glücks und des Glanzes unter Salomo's ruhiger und friedlicher Regierung zurück, „da Juda und Israel in Sicherheit wohnete, ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum von Dan bis Bersaba".

Den Glanzpunkt in Salomo's Regierung bilden seine Bauwerke, bei deren Ausführung er nach seines Vaters Beispiel phönizische Künstler und Werkmeister gebrauchte. Das hebräische Hirten- und Bauernvolk, dessen ganze bisherige Lebensthätigkeit, so weit dieselbe nicht durch Kriege in Anspruch genommen ward, dem Anbau des Feldes, der Pflege des Weinstocks, der Wartung der Heerden und den Freuden ländlicher Feste zugewendet war, das erst jetzt anfing, die patriarchalischen Sitten und Einrichtungen der Väter abzulegen und sich an die Formen und Lebensbedürfnisse despotischer Culturstaaten zu gewöhnen, war noch außer Stande, architektonische Kunstwerke und Anlagen auszuführen, wie sie der reiche Salomo nach dem Vorbilde der ägyptischen, phönizischen und babylonischen Herrscher zu errichten beschlossen hatte. Darum schickte der König eine Botschaft zu Hiram von Tyrus, mit dessen Vorgänger schon sein Vater in Verbindung gestanden, und ließ ihm sagen: „Ich gedenke ein Haus zu bauen dem Namen Jahve's, meines Gottes; und nun gebiete, daß man mir Cedern haue vom Libanon, und meine Knechte sollen mit deinen Knechten sein, und den Lohn deiner Knechte will ich dir geben ganz wie du sagest, denn du weißt, daß Niemand bei uns kundig ist Holz zu hauen, wie die Sidonier." Hiram, dessen eigene große Bauwerke in Tyrus die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregten, war der geeignetste Mann, dem benachbarten König mit Rath und That beizustehen. Er ging auf Salomo's Vorschläge freudig ein und schloß mit ihm einen Vertrag des Inhalts: Hiram solle durch seine Knechte vom Libanon Cedern- und Cypressenholz nach Salomo's Begehr fällen und an das Meer bringen lassen, von dort sollten die Baumstämme in Flößen um das Vorgebirge Karmel herum nach Joppe geführt werden, wo israelitische Arbeiter sie in Empfang nehmen und nach Jerusalem hinaufschaffen könnten; dafür machte sich Salomo anheischig, dem tyrischen König Jahr um Jahr 20,000

Salomo's Bauwerke.

1. Vertrag mit Hiram.

Scheffel Weizen und 20,000 Maaß Oel und Wein als „Nahrung für sein Haus" zu liefern. Nach Abschluß dieses Vertrages traf Salomo alsbald Anstalten zu dem Tempelbau. Da bei dem ganzen Unternehmen phönizische Bauverständige und Künstler von Byblos und Sidon hervorragend betheiligt sind, so wäre anzunehmen, daß bei den einzelnen Ausführungen der tyrische Baustil in Anwendung kam. Aber nur sehr theilweise, bezüglich des Gefüges von Stein, Holzgetäfel, Goldbeschlag trifft diese Voraussetzung zu. Im Uebrigen zeigt der Tempel fast mehr Berührungen mit ägyptischen Formen. Wahrscheinlich haben daher die bisherigen Gotteshäuser zu Silo, Nob, Dan und an anderen Orten das Muster abgegeben, und ruht sonach der Grundriß des Tempels auf altnationalen Cultustraditionen, weßhalb der Verfasser der Chronik den Bau in allen seinen Theilen und Geräthen nach einem von der Hand Jahve's selbst gezeichneten Musterbilde, welches David kurz vor seinem Ende dem Sohne nebst dem zur Vollendung erforderlichen Gold und Silber übergeben habe, ausgeführt werden läßt.

2. Vorarbeiten. Um die für die Ausführung so großartiger Bauwerke erforderliche Zahl Arbeiter zu gewinnen, verfuhr Salomo wie einst die Pharaonen in Aegypten; er zwang die noch vorhandenen Reste der unfreien kananäischen Urbevölkerung zu Frohndiensten. „Und Salomo zählete alle Fremdlinge, die in Israel waren," meldet die Chronik, „und machte aus ihnen 70,000 Lastträger (zum Transport des Materials) und 80,000 Steinhauer auf dem Gebirge." Späterhin, als die Bauunternehmungen Salomo's sich mehrten, wurden auch vom Volke Israel gewisse Frohndienste in Anspruch genommen. Alle Fröhner wurden nach den Bezirken ausgehoben und wechselten ab, so daß immer je 10,000 einen Monat auf dem Libanon arbeiteten und zwei Monate in ihrem Hause. Adoniram war der oberste Frohnvogt, unter ihm standen 3600 Untervögte, „das Volk zur Arbeit anzuhalten". Drei Jahre dauerten die Vorarbeiten, das Fällen und Fortschaffen des Cedernholzes, das Brechen und Behauen der Steine auf dem Libanon und in den Bergen um Jerusalem, und das Bearbeiten des Erzes zu den Gefäßen, Geräthschaften und Zierrathen, die der König im Jordan-Kreise zwischen Suchot und Zartan von dem phönizischen Meister Hiram „in dichter Erde" gießen ließ. Dieser Künstler war mütterlicher Seits von hebräischer Herkunft, seine Mutter war eine Wittwe vom Stamme Naphtali, sein Vater ein tyrischer Kupferschmied. „Er war voll Verstand und Einsicht und Kunde zu mancherlei Werk in Erz; auch verstand er zu arbeiten in Gold und Silber, in Stein und Holz, in Purpur und Byssus, und allerlei eingeschnittene Arbeit zu machen und Kunstwerke zu ersinnen." Zum Ort des Tempels wählte Salomo den höchsten Punkt der Stadt, einen nordöstlich von Zion gelegenen Hügel, welcher nach dem Exil den Namen Moria führt, dieselbe „Tenne Arnan's", wo David nach der großen Pest dem Jahve einen Altar geweiht. Mit Vorliebe aber wird das jerusalemische Heiligthum als der „Berg Zion" bezeichnet. Jedenfalls wirkte bei der Auswahl der Stätte noch die alte Anschauung nach, daß Gott in der Höhe wohnte. Durch große Erdarbeiten und kolossale Substructionsbauten wurde die für das große Werk nothwendige Bodenfläche gewonnen. Wo gen Osten der Fels in jähen Klüften nach dem Thale des Baches Kidron sich hinabsenkte, ward dem Berichte des Josephus zufolge eine mächtige Mauer von 400 Ellen Höhe errichtet, die dem aufgeschütteten Erdreich zur festen Stütze diente. Nach Vollendung der Vorarbeiten wurde das heilige Haus von ganzen Steinen, die bereits im Steinbruch ge-

glättet und behauen waren, aufgeführt, und zwar mit solcher Ruhe und Stille, „daß kein Hammer, noch Meißel, noch irgend eisernes Werkzeug dabei gehört ward".

Der Salomonische Tempel bestand aus dem eigentlichen Tempelhaus und den beiden Vorhöfen. Jenes schied sich in einen größern Raum, das Heilige, und in einen kleinern, das Allerheiligste, beide mit Holzgetäfel vollständig bekleidet und mit Bildnerwerk und Vergoldungen aufs zierlichste geschmückt. Das „Allerheiligste" enthielt die Bundeslade mit den zwei steinernen Gesetzestafeln Mose's, auf welchen zwei kolossale Cherubgestalten aus wildem Oelbaumholz geschnitzt und mit Gold überzogen, zehn Ellen hoch, mit ausgebreiteten Flügeln als schützende Genien ruhten, das „Heilige" einen gleichfalls goldüberzogenen Räucheraltar, zehn goldene Leuchter, Schaubrodtische und andere Geräthe. Ueber dem Anbau, der die äußere Seite umgab, verschafften abwärts geneigte Fenster dem Heiligthum Licht, und den östlichen Eingang bildete eine herrliche, reichgeschmückte Vorhalle mit den zwei prachtvollen freistehenden Erzsäulen, dem größten Kunstwerke des ganzen Tempels. An die Vorhalle grenzte der innere, durch eine Mauer abgeschlossene Priestervorhof mit dem kolossalen Brandopferaltar, dem großen kunstvollen Wasserbecken, das „eherne Meer" genannt, zum Waschen und Reinigen der Priester, und den zehn auf Rollgestellen ruhenden Waschkrügen auf beiden Seiten des Altars, zum Reinigen der Opfer; der äußere, gleichfalls mit einer Mauer abgeschlossene Vorhof war der einzige dem Volke zugängliche Raum. Prachtvolle Thore führten von verschiedenen Seiten, namentlich durch das Hauptportal im Osten, in den heiligen Bezirk. Nachdem der stattliche Bau nach mehr als siebenjähriger Arbeit im elften Regierungsjahr Salomo's vollendet war, folgte eine glänzende Einweihungsfeier, wozu alles Volk von Hamat bis zum Bache Aegyptens herbeiströmte.

Der Salomonische Tempel.

Von dem innern Vorhofe des Tempels führte ein prächtiger Stufengang, den nur der König zu betreten pflegte, nach dem zweiten Prachtwerke Salomo's — dem königlichen Schlosse. Es bestand aus drei getrennten Gebäuden, die von geglätteten Quadersteinen aufgeführt und im Innern an Wänden, Decken und Fußböden mit Cedernbalken überzogen waren. Das Hauptgebäude, das, durch Säulen in drei Stockwerke geschieden, die Prunkgemächer enthielt, hatte zwei mit Cedernholz bekleidete und geschmückte Vorhallen, wovon die eine als Gerichtssaal diente und den kunstvollen, mit Löwen gezierten Königsthron von Elfenbein und Gold in sich schloß. Die beiden Flügel dieses Prachtbaues bildeten die zwei Wohnhäuser, die Salomo auf gleiche Art errichten ließ, das eine für sich, das andere für seine ägyptische Gemahlin, die er besonders auszeichnete. Ein weiter Schloßhof war durch eine niedere Mauer, worauf sich hölzerne Staketen befanden, nach außen abgeschlossen. Ausgedehnte Gartenanlagen und Weinberge mit künstlichen Wasserleitungen scheinen sich vom Schloß aus weit nach Süden erstreckt zu haben. Zugleich war Salomo

Der königliche Palast.

Das Millo. für bessere Befestigung der Stadt und des Tempels bedacht, indem er die Schlucht zwischen dem Berg Moria und der „Davidstadt" Zion, im Nordosten der Oberstadt durch ein festes Werk, Millo genannt, schloß und die Unterstadt sammt Ophel mit einer Mauer umgab. — Gleich den andern Königen des Morgenlandes liebte auch Salomo den Wechsel in seinen Wohnungen. Zu dem Landhäuser. Ende legte er im Norden seines Reichs in den romantischen Berghöhen des Libanon ein Landhaus zum Sommeraufenthalt und in einer weinreichen Gegend den berühmten Weinberg Baal-Hamon an. Auch die mit schimmerndem Elfenbein ausgelegten zierlichen Thürme auf dem Antilibanon, wo das Auge die Gegend von Damaskus erblickte, wurden von Salomo errichtet. Zu diesen Landhäusern und Lustgärten reis'te der König, wie das Hohe Lied beschreibt, im schmucken Wagen, umgeben von 60 starken Trabanten der Leibwache, welche das Schwert hielten, oder getragen in der Sänfte von Cedernholz mit lieblich ausgelegtem Boden, „ihre Säulen von Silber, ihre Lehne von Gold, ihr Sitz von Purpur" (3, 10).

Nähere Ausführung. a) Der Tempelbau. Das eigentliche Tempelhaus hatte 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe (die Elle zu 48 Centim. gerechnet) und zerfiel, wie die Stiftshütte, in das „Heilige" und „Allerheiligste", die im Innern durch eine Wand geschieden, aber mit einem gemeinsamen Dache von gleichem Holz mit zierlich geschnitztem Vorsprunge überdeckt waren. Der Eingang im Osten war zu einer glänzenden Vorhalle erweitert von gleicher Breite und Höhe mit dem Haus und 10 Ellen tief. Bei dieser Vorhalle scheint sich die phönizische Kunst am freiesten und glänzendsten entfaltet zu haben; darum wurde auch ihr Eingang mit dem schönsten Prachtwerk des ganzen Tempels geschmückt, nämlich mit zwei mächtigen Erzsäulen, Jachin („er stellt fest") und Boas („in ihm ist Stärke"), dem vielgepriesenen Meisterwerk des Tyriers Hiram. Jede war 18 Ellen hoch, und über ihrem Schafte erhob sich ein zierlich gebildetes Hauptstück (Capitäl) von 5 Ellen Höhe. „Dieses hatte die schöne Gestalt einer aufgegangenen Lilie, nach oben hin breiter werdend und mit überliegenden Blättern; der glatte Kelch davon war aber mit einem Netzwerke von 7 künstlich verketteten Fäden überdeckt und wie festgehalten; und unten wo der Kelch sich schmäler erhob so wie oberhalb des Netzwerkes war je ein Doppelkranz von künstlichen Granatäpfeln angebracht." Beide Schmucksäulen waren entweder freistehend oder, was minder wahrscheinlich ist, sie dienten als Träger des Portals. Das Heilige und das Allerheiligste war von einem Anbau umgeben, der aus drei Stockwerken von zusammen etwa 18 Fuß Höhe bestehend und durch Wendeltreppen verbunden wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, Geräthschaften und Tempelschätze diente. Ueber diesem Anbau waren an den emporragenden Seiten des Tempelhauses die Fenster angebracht, bloße Luftlöcher mit starken Gittern, welche mehr zur Ventilation als zur Beleuchtung dienten; denn „das Schauerliche dunkler Räume liebte das ganze Alterthum in den Tempeln"; das Allerheiligste scheint sogar ganz dunkel gewesen zu sein. Die Hauptwände von Außen in massiver Weise emporgeführt, bestanden aus behauenen Quadersteinen und waren vielleicht mit Cedernholz eingefaßt. Im Innern war das Tempelhaus vollständig mit Holzwerk bekleidet, so daß man keinen Stein sah, mit Cedernholz an Wänden und Decken, mit Cypressenholz der Fußboden; und alles Holzwerk war nicht nur mit Goldblech überzogen, sondern enthielt auch bildnerische Ornamente, Cherubgestalten, Palmen, Koloquinten und aufbrechende Blumen darstellend. Eine Thür mit zwei Flügeln, von wildem Oelbaumholz, 4 Ellen breit, führte aus dem Heiligen in das Allerheiligste, ausgeschnitzt und vergoldet wie das Täfelwerk der Wände; sie bewegte sich in goldenen Angeln und drüberhin lief ein goldenes Kettenwerk. Die Thür aus

dem Heiligen in die Vorhalle war von Cypressenholz mit Pfosten von wildem Oelbaumholz; sie hatte vier Flügel. Auch die nach Außen durch eine Thür abgeschlossene Vorhalle hatte Goldschmuck und Ornamente in Liliengestalt auf den Wänden. Der Tempel hatte zwei Vorhöfe, einen inneren, höher gelegenen, umgeben von einer niedern aus drei Reihen Quadersteinen bestehenden Mauer, worüber ein Geländer oder eine Bedachung von Cedernholz lief, und einen, allerdings erst später ausgebauten, äußern oder „großen" Vorhof, von einer Mauer umschlossen, an welche sich Hallen und mit der Zeit auch zahlreiche andere Baulichkeiten lehnten. Der innere Vorhof war für die Priester, deren Wohnungen sich nahe dabei befunden zu haben scheinen, der äußere für das Volk. Die Hallen und Zellen dienten oft zu Versammlungsorten. Mehrere stattliche Thore schlossen den ganzen heiligen Bezirk nach Außen ab. — In dem innern Priestervorhof stand unweit der großen Säulen ein anderes kolossales Gußwerk desselben Hiram, das sogenannte „eherne Meer", ein Wasserbecken von 30 Ellen Umfang und 10 Ellen Durchmesser am obern Rande, in der Metallmasse eine Hand breit stark. Der Rand war wie der eines Bechers gebildet, und unterhalb desselben liefen, aus einem Guß mit dem Becken selbst, koloquintenartige Verzierungen; es ruhte auf zwölf ehernen Rindern, zu je drei nach den verschiedenen Himmelsgegenden gerichtet. In der Mitte des Vorhofs, vor dem Tempel, erhob sich der erzbekleidete Brandopferaltar 20 Ellen im Gevierte und 10 Ellen hoch. Zum Abwaschen und Reinigen der Opferstücke dienten die auf beiden Seiten des Altars aufgestellten zehn Wasserkrüge, jeder auf einem von vier Rädern getragenen ehernen Gestelle ruhend zum Fortrollen an den Ort, wo das Opferthier geschlachtet wurde. Die Gestelle selbst waren 4 Ellen lang und breit und 3 Ellen hoch und mit mannichfach künstlicher Einrichtung versehen. Die Flächen der Gestelle und Krüge waren mit den Bildern von Löwen, Rindern, Cheruben und Palmen geschmückt. Die große Masse des zur innern Ausstattung des Tempels verwandten Goldes kann als Beweis dienen, welche Reichthümer die Ophirfahrten brachten. „Die Bedeutung der heiligen Stätte," sagt Kugler, „sollte nicht durch Maß und Form, sondern durch unvergleichliche Fülle des werthvollsten Materials bezeichnet werden. Wo aber das Stoffliche so entschieden vorherrscht, läßt sich für künstlerische Entwickelung nur das Geringste erwarten. Die Reliefzierden der Palmen und Blumen, der Flügelgestalten, die mit dem Namen der Cherube bezeichnet werden, der Löwen und Stiere, welche die Innenwände des Tempels, die Thüren, die Flächen der ehernen Gestelle im Priesterhofe schmückten, entsprechen den in der assyrischen Kunst üblichen Decorationen und deuten, wie es scheint, auf den Zusammenhang mit dieser; die Palmen und Blumengebilde darf man sich vielleicht in der Weise jener ornamentischen Composition, welche in den Palästen von Ninive so häufig vorkommt und als „Baum des Lebens" bezeichnet wird, vorstellen."

Der Tempel, von Salomo im vierten Jahr seiner Regierung begonnen und innerhalb 7½ Jahren vollendet, wurde als Einleitung zu dem jährlichen Herbstfeste unter großartigen Feierlichkeiten und zahllosen Opfern, wozu alle Stammälteste und Geschlechtshäupter geladen waren, eingeweiht. Nachdem die Leviten die heilige Lade herbeigeschafft und im „Allerheiligsten" niedergestellt hatten, opferte der König sieben Tage lang eine Menge Rinder und Schaafe; und die Herrlichkeit Jahve's ließ sich in einer Wolke nieder und erfüllete das Haus; die über dem Heiligthum aufsteigende Feuer- und Rauchwolke, die von dem täglichen Opferfeuer sich bildete, galt dem gläubigen Volke als sichtbares Zeichen, daß Jahve's Herrlichkeit in seiner Mitte wohne. Salomo aber sagte: „Jahve hat beschlossen zu wohnen in dem Haus, das ich ihm erbaut zum Aufenthalt für Ewigkeiten." Darauf wendete er sein Angesicht, segnete die ganze Versammlung und sprach in einer Anrede an das Volk seine Freude aus, daß durch ihn ausgeführt worden sei, was Jahve dem David verheißen, und daß der Bund, den ihre Väter mit ihrem Gott geschlossen, nun aufs Neue Stärke und Festigkeit erhalten habe, und flehte, daß der Herr auch in Zukunft seine Gnade über Israel walten lasse, wie bisher. Das schöne Gebet, welches 1. Kön. 8, 27 mit den Worten beginnt: „Siehe der Himmel und der Himmel

b) Die Tempelweihe.

Himmel können dich nicht fassen, geschweige denn dieses Haus, welches ich gebaut habe", und worin Salomo Jahve anruft, daß er sein Auge offen halten möge über diesem Hause Tag und Nacht, der Gerechtigkeit Sieg verleihen, dem Reumüthigen die Sünde nicht anrechnen und alle Gebete, welche die bedrängte Menschheit in den Nöthen und Trübsalen des Lebens daselbst an ihn richten würde, gnädig erhören, geht freilich in Haltung und Vorstellungen über das Begriffsvermögen der Salomonischen Zeit hinaus. Am achten Tage kehrte das Volk zurück zu seinen Zelten „fröhlich und guten Muthes".

c) Der Königspalast. Nach Vollendung des Tempels traf Salomo Anstalten zum Bau eines Königspalastes wie er der Macht, Größe und Herrlichkeit des Reichs entsprach. David's einfaches Haus genügte den gesteigerten Ansprüchen des reichen Sohnes nicht mehr. Wie groß und umfangreich dieses wahrscheinlich auf der südlichen Fortsetzung des Tempelberges errichtete und aus einer Reihe verschiedener Bauten bestehende Königsschloß gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß dreizehn Jahre daran gearbeitet wurde. Das Hauptgebäude, 100 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch, bestand aus drei Stockwerken, von denen jedes auf 15 von Cedernholz überzogenen Säulen ruhte; auch die Gemächer waren an Decken und Wänden mit Cedernbalken belegt, und da somit das ganze Gebäude wie aus hohen Cedern zu bestehen schien, so nannte man es das „Haus des Libanonwaldes". Ein Geländer oder eine Treppe in diesem Königspalast war von Sandelholz, welches durch die Ophirfahrt nach Jerusalem gebracht worden war. Vor dem Hause waren zwei Vorhallen, 50 Ellen lang und 30 breit, mit Säulen geschmückt, welche Laubwerk an den Knäufen trugen und an Wänden, Decken und Fußboden mit Tafelwerk von Cedernholz überzogen waren. Die eine davon diente als Gerichtshalle, und hier stand ohne Zweifel der herrliche Thron, ein Wunderwerk, „desgleichen nicht gemacht worden ist in irgend einem Königreich", von Elfenbein gebildet und mit lauterem Gold belegt. „Er stand auf sechs Stufen, zu deren beiden Seiten in altheiliger Zahl zwölf Löwen prangten, unstreitig weil der Löwe das Fahnenzeichen Juda's war; auch auf jeder seiner beiden Armlehnen prangte ein Löwe und oben lief er in eine runde Krone aus". Neben diesem Hauptgebäude, in dem sich wahrscheinlich die Prunkgemächer nebst den Schätzen, Waffen und Kostbarkeiten des Königs befanden, wurden zwei Wohnhäuser errichtet, das eine für den König, das andere für seine ägyptische Gemahlin, die Tochter Pharao's, die stets den Ehrenplatz unter den königlichen Frauen behauptete. Alle Theile dieses königlichen Schlosses „vom Grunde bis an die Kragsteine" waren von großen Quadersteinen bester Art aufgeführt, die auf beiden Seiten mit der Säge glattgeschnitten und an den Enden gerändert waren. Der ganze Bau war von einem Hofe umgeben und durch eine Mauer und Geländer abgeschlossen. Ein prachtvoller Stufengang führte von dem Palast zu dem etwas höher gelegenen Tempel, wo in dem innern Vorhofe am Ende des „Königseinganges" ein bedeckter Sitz für den König angebracht war. — Zugleich geht aus vielen Spuren hervor, daß Salomo künstliche Wasserbauten aufgeführt und im Süden der Stadt Weinberge und Gärten mit schönen Baumpflanzungen angelegt und mit dem königlichen Schloß verbunden hat. Daher im Prediger Salomo (2, 4—6) die Worte: „Ich baute mir Häuser und pflanzte mir Weinberge; ich machte mir Gärten und Lusthaine und pflanzte darin Bäume von allerlei Frucht; ich machte mir Wasserteiche, um daraus zu wässern den in Bäumen aufwachsenden Wald."

Der Salomonische Tempel das Nationalheiligthum. Der Salomonische Tempelbau war für die Entwickelungsgeschichte des israelitischen Volks und für die Ausbildung des Religionswesens und Priesterthums von größter Bedeutung. Bis jetzt war Jahve an verschiedenen hochgelegenen Orten hin und her im Lande verehrt worden. Die älteren Geschichtsquellen reden noch in unbefangener Weise von diesen Heiligthümern und führen ihre Stiftung auf bekannte Ereignisse im Leben der Erzväter, Gotteserscheinungen u. dgl. zurück. Sollte vor Salomo's Tempelbau überhaupt ein Cultus bestehen, so waren Opferstätten und heilige Räume, wie sich solche in Silo, Gilgal, Mizpa, Rama u. a. O. fanden, unentbehrlich. Daher sich das Verwerfungsurtheil der späteren Geschichtschreibung

nie über die Salomonische Zeit hinaus erstreckt. Sogar Salomo's eigener Höhendienst ist dem Verfasser von 1. Kön. 3, 2 noch unanstößig für die Zeit vor dem Tempelbau. Nun wollte mit letzterem aber auch Salomo selbst keineswegs alle anderen Cultusorte für illegitim erklären. Seine Hauptabsicht war vielmehr darauf gerichtet, durch die an den großen Festtagen zusammenströmenden Volksmassen den Glanz des Königssitzes zu erhöhen und eine gewisse Centralisation auch in religiöser Beziehung anzubahnen. Erst im Laufe der Zeiten vermochte mit den alten Heiligthümern der neue Mittelpunkt des Jahvecultus zu concurriren, und zogen sich dahin die Leviten, zum Theil freiwillig, weil die Opfernden, von denen sie ihren Unterhalt hatten, dem neuen Heiligthum den Vorzug gaben vor den alten Opferstätten, theils berufen, weil der feierlichere Cultus in dem vielbesuchten Heiligthume und die dadurch vermehrten Tempeldienste und religiösen Verrichtungen zahlreichere Kräfte und Hände in Anspruch nahmen. Nun erst, d. h. etwa seit den Zeiten Hiskia's, wurden die Opferhandlungen, die in frühern Tagen zu Gibea und Betel, zu Dan und Bersaba und bei den freien Altären und Denksteinen auf Berghöhen, in heiligen Hainen und unter schattigen Eichen verrichtet wurden, als im Gegensatz zur Jahveverehrung stehend betrachtet; wegen der nicht zu controlirenden Vermischung dieses Cultus mit dem Götzendienst galten sie als verdächtig, ja als Zeichen des Abfalls zu andern Göttern. Nur die Priesterschaft des Tempels von Jerusalem schien eine Garantie gegen derartige Gefahren zu bieten. Daher auch das Opfer, das bisher jeder Israelite, vom König bis zum Hirten, selbst darzubringen pflegte, wenn auch gewöhnlich mit Hülfe eines Leviten, allmählich ein ausschließliches Vorrecht der Priester und Tempeldiener wurde, die seit ihrer Vereinigung an der geweihten Stätte des Nationalheiligthums zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer Zahl und Stärke gekommen waren und die Zeitumstände benutzten, um durch eine neue Priesterordnung die bedeutende Stellung, die sie gewonnen, zu befestigen und sich als Gesammtheit und auserwählten Stand geltend zu machen. Der von priesterlichen Händen besorgten Geschichtsüberlieferung erschien nun aber auch jeglicher, nach der Erbauung des Tempels vorgekommene Höhendienst nachträglich als illegitim. Daher seine Brandmarkung schon in den Büchern der Könige. Dies in kurzem Vorblick der Verlauf der religiösen Entwickelung, zu welcher der Tempelbau Anlaß gab, wenn er auch keineswegs jene vollkommene Centralisation des Cultus, wie sie im pentateuchischen Priestercodex vorausgesetzt ist, mit Einem Schlage geschaffen haben kann.

Als Salomo bald nach seiner Thronbesteigung vor dem heiligen Zelte auf Gibeon opferte, erschien ihm, wie die Ueberlieferung meldet, Jahve in einem nächtlichen Traumgesicht und sprach: „Bitte, was ich dir geben soll." Und Salomo antwortete: „Gib deinem Knechte ein verständiges Herz, dein Volk zu richten, zu unterscheiden zwischen Gutem und Bösem." Diese Rede gefiel Jahve so sehr, daß er ihm nicht nur gewährte, um was er gebeten, Weisheit und Erkenntniß, dergleichen nie in einem Menschen vorher gefunden worden, sondern auch Reichthum, Güter und Ehre. Salomo's Weisheit.

„Und Gott gab dem Salomo Weisheit und ausgebreiteten Verstand wie der Sand am Ufer des Meeres, und seine Weisheit war größer als die aller Söhne des Morgenlandes und alle Weisheit Aegyptens. Er redete dreitausend Sprüche und seiner Lieder waren tausend und fünf. Und er redete über die Bäume von der Ceder auf Libanon bis zum Ysop, der an der Wand herauswächs't, und redete über das Vieh und über die Vögel und über das Gewürm und über die Fische. Und es kamen von allen Völkern und Königen, zu hören die Weisheit Salomo's."

In dieser summarischen Andeutung (1. Kön. 5, 9—14) faßt die heilige Die Spruchdichtung.

Ueberlieferung die Beweise für Salomo's gepriesene Weisheit zusammen; er war der Träger der Bildung seiner Zeit. Er redete in Sprüchen und Liederversen, er gab in Richtersprüchen und im Räthselspiel eine große Gewandtheit und einen schnellen Fassungsgeist zu erkennen. Die Virtuosität, reife Erträgnisse gehäufter Erfahrungen in kurze Schlagwörter, Sentenzen und Sinnsprüche zu bannen, schätzt und liebt das Morgenland noch heut zu Tage. Die Fertigkeit, einen überraschenden Gedanken, eine Lebensregel, eine praktische Erfahrung in einen kurzen Sinnspruch zu fassen, gilt noch jetzt als Kennzeichen eines klugen und gewandten Geistes, und diese Fertigkeit muß Salomo in hohem Grade besessen haben, so daß die Sammlung von Sprüchen und kurzen Weisheitslehren, welche die hebräische Literatur besitzt, den Namen dieses Königs an der Stirne trägt, wenn gleich nur sehr wenige der vorzugsweise die Verhältnisse und Bedürfnisse des bürgerlichen Mittelstandes berücksichtigenden, Privattugenden und Privatglück empfehlenden Maximen und Kernsprüche von dem königlichen Redner herrühren mögen, den wir nicht gerade als eine vorzugsweise sittlich gerichtete Natur kennen. Aber völlig grundlos ist die Verknüpfung seines Namens mit der Spruchdichtung auf keinen Fall. Wie David von den spätern Geschlechtern als Liederdichter gepriesen ward und die Psalmen größtentheils ihm selbst oder seinen Sangmeistern zugeschrieben wurden, so galt Salomo als Vater der gnomischen Spruchdichtung, auf den man alle Erzeugnisse dieser Gattung übertrug.

Salomo war ein geistreicher Mann, der sehr gut zu sprechen wußte und daher auch, zumal als König, viel und gern sprach. Seine Weisheitslehren, Wortspiele, Räthselfragen und witzigen Vergleichungen, wie er sie bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen haben mag, erhielten sich im Andenken des Volkes. Schriftstellerisch thätig ist er selbst aber nicht gewesen, und erst in viel späterer Zeit wird ihm eine derartige Thätigkeit zugetraut, und zwar von einem Schriftsteller, der selbst in seinem Namen schrieb, dem sog. Prediger Salomo (12, 9. 10). In den alttestamentlichen Geschichtsbüchern dagegen wird ausdrücklich gesagt, daß er seine Sprüche „geredet" habe, also nicht niedergeschrieben, und daß aus allen Ländern Leute nach Jerusalem kamen, um seine Weisheit zu „hören", was in solchem Maße nicht leicht geschehen wäre, wenn schriftliche Aufzeichnungen dieser Weisheit vorhanden und verbreitet gewesen wären. Nur von den „tausend und fünf Liedern", die übrigens, auch wenn ihre Anzahl viel geringer war, nicht eben von großem Umfang gewesen sein können, ist zu vermuthen, daß sie niedergeschrieben wurden. Gewisser noch ist, daß sie spurlos verloren sind. Denn die beiden Psalmen, welche Salomo's Namen tragen (72 und 127), stammen sicherlich aus späteren Zeiten. Ueberdies müssen seine Lieder eher weltlichen als geistlichen Inhalts gewesen sein, weßhalb man sich auch nicht scheute, seinen Namen dem ganz weltlichen Hohen Liede vorzusetzen. Jedenfalls aber ist Salomo mehr Redner als Dichter gewesen, und seine Weisheit war nicht sowohl speculativer, als vielmehr praktischer Art. Schon sein Lehrer, der Prophet Natan, ist erfahren in Gleichnissen (2. Sam. 12, 1—4), und so wird auch Salomo's Weisheit, von seinen gleich zu berührenden Urtheilssprüchen und Räthselkämpfen abgesehen, nicht zum mindesten im Erfinnen kluger Fabeln sich bewährt haben, worauf vielleicht die oben er-

wähnte Nachricht weis't, daß er geredet habe von Bäumen und Thieren, wofern die Stelle nicht geradezu von Pflanzen- und Thierkunde zu verstehen ist, wie denn Salomo auch in den Sagen der Morgenländer als Naturkundiger erscheint. Wenn aber insonderheit der gesammte Schatz der hebräischen Spruchpoesie, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte im Volksgedächtniß gesammelt, auf den königlichen Urheber zurückgeführt wurde, so war dies ein Verfahren, wie es in andern Gattungen und bei andern Völkern nicht selten vorkam. Zudem galt Salomo's Regierung als das goldene Zeitalter des israelitischen Königthums, als die glückliche Periode, wo Ruhe und Wohlstand des Volkes mit Glanz und Macht des Thrones und mit geistiger und religiöser Bildung verbunden war, eine Zeit der Blüthe, leider von nur gar zu kurzer Dauer. Es lag darum auch in dieser Beziehung nahe, eine auf richtigem Verständniß praktischer Verhältnisse beruhende Poesie der Reflexion in einem Zeitalter entstehen zu lassen, wo die Lage des Reichs, die neuen Einrichtungen in Staat und Leben, der blühende Zustand nach Innen und Außen den Beweis lieferten, daß man die Lebensweisheit auch in der That und Wirklichkeit begriffen habe, und wo der Verkehr mit andern gebildeten Nationen einen Schatz von Erfahrungen, Anschauungen und Beobachtungen dem empfänglichen Sinne des israelitischen Volkes vorführte, aus dem allein eine solche Gedankenpoesie emporwachsen konnte.

Das Salomonische Zeitalter.

Ohne Zweifel war die Zeit der Salomonischen Herrschaft reich an mannichfachen Bestrebungen; das Volk, im ungestörten Genuß eines fruchtbaren Landes und theilnehmend an dem einträglichen Verkehrsleben der phönizischen Handelswelt, fühlte sich zum erstenmal frei von den Sorgen und Kümmernissen eines kriegsbewegten ärmlichen Daseins und gab sich mit offenem Sinn und heiterer Geisteskraft den Eindrücken hin, die ihm von allen Seiten nahe kamen; die Priesterschaft, aus einer unsichern Existenz und wenig geachteten Stellung zu Ehren, Rang und Ansehen erhoben, benutzte die schönen Sonnenblicke in dem sturmbewegten Volksleben zu geistigen und künstlerischen Thätigkeiten und faßte die einzelnen Strahlen des heiligen Feuers, das in der Seele des Volks Jahrhunderte lang im Stillen fortgeglüht, in bestimmte Formen und mit der Zeit auch in schriftlichen Ausdruck zusammen. Die Bekanntschaft mit der phönizischen Bildung und Schriftsprache lud zur Nachahmung ein. Seither mögen daher in den priesterlichen Kreisen die ersten Aufzeichnungen der geschichtlichen und religiösen Ueberlieferung, der Volkssagen und Lieder entstanden sein, wie dieselben sich in den ältern Theilen der Geschichtsbücher erhalten haben und die epische Poesie ersetzen, die bei andern Völkern aus solchen Elementen erwuchs; und in den Sängerfamilien erweiterte sich der lyrische Gesang allmählich zum dramatischen Singspiel, wie es im „Hohen Liede" vorliegt. Auch dieses, wiewohl frühestens ein Jahrhundert nach der Salomonischen Zeit entstanden, trägt den Namen des gefeierten Königs an der Stirn, weil die frohen Zeiten seiner Regierung und seine eigenen Liebes- und Minnelieder noch darin nachklingen. War doch Salomo der Repräsentant des kurzen goldenen Zeitalters im Reiche Israel, warum sollte nicht der ganze Glanz desselben auf sein Haupt ausgegossen werden? Was die Priesterschaft, was die Sängerzunft, was das

Volk Edles und Dauerndes ins Dasein rief, das wurde als das Werk Salomo's angesehen und demgemäß mit seinem Namen geehrt und geprägt. Nation und König fühlten sich als ein zusammengewachsenes Ganze; es gab noch kein geistiges Sondergut des Einzelnen.

Daß von einem solchen König eine Menge Erzählungen, Sagen und Märchen über seine Weisheit, seinen Reichthum und seinen Ruhm entstehen und in der Erinnerung des Volkes auf die kommenden Geschlechter übergehen mußten, liegt in der Natur jugendlicher Völker, besonders im Morgenlande, dessen Charakter alle diese Erzählungen und Traditionen an sich tragen. Als ein Hauptvorzug eines Königs und Oberrichters gilt dem Orientalen die klare praktische Entscheidung streitiger Rechtsfragen. Mit Bewunderung erzählte man sich daher Salomo's Urtheil in dem Rechtsstreite zweier Weiber, die beide ein lebendes Kind als Eigenthum ansprachen, nachdem die eine das ihrige im Schlaf erdrückt hatte. Er ließ ein Schwert holen und gebot seinen Trabanten, es in der Mitte durchzuhauen und jeder die Hälfte zu geben. Die Mutter des todten Kindes war damit zufrieden; aber die andere, deren Zärtlichkeit für ihren Sohn entbrannte, wehrte ihnen und sprach: „Bitte, gebt ihr das lebendige Kind, aber tödtet es nicht.“ Daran erkannte Salomo die echte Mutter und gab ihr das Kind. Ein anderes vielbewundertes Zeichen tiefer Weisheit und Verstandesschärfe ist dem Morgenländer das Räthselspiel, die Geschicklichkeit, schwierige Fragen zu stellen und geschickt zu lösen. Und in dieser Fertigkeit übertraf Salomo alle seine Zeitgenossen, so daß Fürsten und Edle aus fremden Völkern nach Jerusalem gezogen kamen, um den wunderbaren König von Israel zu sehen, seine Weisheit zu prüfen und seine Herrlichkeit zu bewundern. Besonders rühmte die Volkssage Salomo's Räthselkampf mit der reichen Königin von Saba im südöstlichen Arabien und mit dem weisen König Hiram von Tyrus.

Salomo's Richterspruch.

Salomo's Räthselkunst.

Die Königin von Saba.

Aus dem fernen Saba, so erzählten sich die spätern Geschlechter, kam eine arabische Königin, die von Salomo's Weisheit und Ruhm gehört, nach Jerusalem, um ihn mit Räthseln zu versuchen. Ein glänzender Zug folgte ihr und Kamele reich beladen mit Gold, Spezereien und köstlichen Steinen. Und Salomo sagte ihr Alles, was sie fragte, und lös'te alle ihre Räthsel und Nichts blieb ihm verborgen. Und als die Königin von Saba sah all die Weisheit Salomo's und das Haus, welches er gebauet, und die Speisen und kostbaren Gefäße seiner Tische, seine Räthe und Diener, und die Brandopfer, die er opferte im Hause Jahve's, da rief sie erstaunt aus: „Deine Weisheit und Herrlichkeit übertrifft bei weitem Alles, was das Gerücht mir davon gemeldet. Heil deinen Leuten, die vor dir stehen allezeit und deine Weisheit hören.“ Und sie gab ihm 120 Talente Goldes und Spezereien und köstlicher Steine, wie viel nie nach Jerusalem gekommen, und zog dann wieder heim reich beschenkt, „nach der Weise des Königs Salomo“, der ihr all ihr Begehr, was sie verlangte, gewährte. Mit Hiram von Tyrus, berichtet Josephus ohne Zweifel nach alten Volkssagen, unterhielt Salomo einen fortgesetzten Räthseltausch, so daß der Unterliegende um Geld gestraft wurde; lange habe Salomo den Sieg davon getragen, bis Hiram mit Hülfe eines Tyriers Abdemon endlich seines Gegners Meister geworden wäre.

Nicht minder berühmt als Salomo's Weisheit war der Reichthum und die Herrlichkeit seines Hofes und seiner Hauptstadt. „Und der König machte das Silber zu Jerusalem den Steinen gleich an Menge," heißt es 1. Kön. 10, 27, „und die Cedern den Sykomoren, die in der Niederung wachsen." Mit Erstaunen erzählte man sich von der fabelhaften Pracht seiner Wohnung und Umgebung, von dem herrlichen Thron von Gold und Elfenbein, von dem goldenen Geräthe und Trinkgeschirre „im Hause vom Walde Libanon", von den köstlichen Schilden, welche seine Trabanten bei feierlichen Aufzügen vor ihm hertrugen, 200 große und 300 kleine, die, jene mit 600, diese mit 300 Pfund künstlich verarbeiteten Goldes überzogen waren, wie sie einst Hadadeser, der Aramäerkönig, besessen, von der gold- und purpurgeschmückten Sänfte des reichen Königs, in dessen Tagen „Silber für nichts geachtet war in Jerusalem". Der Ruf von dieser Herrlichkeit und Weisheit auf dem Thron Israel's führte Fremde aus der Nähe und Ferne nach der königlichen Hauptstadt. „Und sie alle brachten Geschenke, silberne und goldene Geräthe und Kleider und Waffen und Spezereien, Rosse und Maulthiere." Diese Geschenke mehrten sich und wurden zu jährlichen Abgaben, als der neue Tempel eine Menge Wallfahrer und Opfernder nach Jerusalem lockte, von denen jeder eine Huldigungsgabe darbrachte. So konnte denn das Buch der Könige bewundernd melden: „Der König Salomo ward größer als alle Könige der Erde an Reichthum und Weisheit" und mit freudiger Erhebung auf das goldene Zeitalter blicken, da Juda und Israel „zahlreich waren, wie der Sand am Meere und aßen, tranken und sich freuten". Aus solchen Erinnerungen und Erzählungen liefen die einzelnen Züge zu dem glänzenden Charakterbilde zusammen, das die orientalische Phantasie im Laufe der Zeit aufgestellt und mit Salomo's Namen geschmückt hat. Er blieb das Ideal für große orientalische Herrscher aller Zeiten. Und so sehr steigerten sich bei den nachgebornen Geschlechtern die Sagen von der übermenschlichen Weisheit, Reichthum und Herrlichkeit des Königs von Juda, des angeblichen Gründers von Tadmor, daß „Suleiman" ihnen als vogelsprachekundiger Zauberer, als Beherrscher der Geister und Dämonen, als Gebieter über die geheimen Kräfte der Natur erschien, in welcher Gestalt er sich unter allem Wechsel der Verhältnisse, Bevölkerungen und Religionen bis zur Stunde in der Märchen- und Fabelwelt des Morgenlandes erhalten und das ganze Gebiet der Poesie durchdrungen hat.

Salomo's Pracht und Herrlichkeit.

Aber auch Salomo's glänzende Regierung ist durch düstere Schatten entstellt, die namentlich in den spätern Jahren immer stärker hervortraten. Je mehr das Königthum in Israel die Formen und Sitten, die Pracht und das Hofleben annahm, wie sie die despotischen Monarchien in Memphis und Babylon ausgebildet, desto mehr kamen auch die Laster und Gebrechen, die Leiden und Drangsale zum Vorschein, die dem Despotismus stets ankleben. David's Königthum hatte die volksthümlichen Grundlagen, auf denen es emporgewachsen,

Steuerdruck u. verschwenderische Hofhaltung.

nie ganz beseitigt, es hatte den patriarchalischen Charakter nie ganz abgelegt; der kriegerische König, der unter schwierigen Verhältnissen durch eigene Kraft und Klugheit sich aufgeschwungen, legte auch auf der Höhe des Glücks nie die einfachen Sitten ganz ab, die er im Feld und im Lager lieb gewonnen. Die Erträgnisse seiner Aecker und Heerden, seiner Güter und Weinberge mögen, verbunden mit den Abgaben und Lieferungen der besiegten Völker im Süden und Osten, zur Bestreitung seiner Hofhaltung und zum Unterhalt seiner Beamten, Krieger und Diener genügt haben; und die Sinnlichkeit, die hervorstechendste Schwäche seines kräftigen Charakters, war nach morgenländischen Begriffen immerhin ein verzeihliches Vergehen, dem auch in dem endlosen Leid, das ihm daraus erwuchs, die Strafe auf dem Fuße nachfolgte. Zudem war David ein frommer Diener Jahve's, der die Priester ehrte, sich willig den Strafreden Natan's, des Propheten, fügte und in die Rechte und heiligen Gebräuche des Volkes nie gewaltsam eingriff. Wie ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse unter Salomo. „Die Heldenzeit," sagt Bunsen, „ist wie ein verklungenes Lied; die asiatische Despotie und der kalte Wollüstling bleiben übrig." Wenn David sieben Frauen und einige Kebsweiber in sein Haus einführte, so vermehrte der Sohn diese Zahl während seiner langen Regierung auf mehrere Hundert, wenn man auch die im Geschichtsbuche (1. Kön. 11, 3) angeführte Zahl von 700 Fürstinnen und 300 Nebenfrauen als eine aus der Volkstradition hervorgegangene Uebertreibung ansehen mag. Die Zahl der Hofleute, Räthe und königlichen Diener in prunkender Hoftracht erregte das Erstaunen der Königin von Saba. Es hat daher nichts Unglaubliches, wenn wir lesen, daß zur Bestreitung des königlichen Haushaltes täglich 30 Maaß feines und 60 Maaß gewöhnliches Mehl, 10 gemästete und 20 von der Weide genommene Ochsen, 100 Stück Kleinvieh und außerdem Wildpret von Hirschen, Gazellen und Damhirschen und gemästete Gänse erforderlich waren. Rechnet man dazu noch die an Hiram zu leistenden Lieferungen an Getreide, Wein und Oel, und die unzähligen Ausgaben, welche die glänzenden Bauwerke herbeiführten, so begreift man, daß trotz des großen Gewinnes, den der schwungreiche Handel zu Land und Wasser in die königliche Schatzkammer lieferte, und trotz der Einkünfte aus den unterworfenen Ländern und königlichen Gütern und der freiwilligen Gaben der Wallfahrer doch das Volk Israel noch bedeutend mit Steuern und Naturallieferungen belastet werden mußte. Um in diese Abgaben und Bezüge größere Ordnung zu bringen, stellte Salomo in den Gebieten der Stämme Israel's zwölf Amtleute oder Haupt-Steuererheber auf, die zunächst die zerstreuten königlichen Güter bewirthschafteten, dann auch andere Gefälle ihres Bezirkes einzogen und von denen jeder einen Monat lang die Bedürfnisse des Königs herbeischaffen mußte. Diese einträglichen Stellen waren meistens königlichen Schwiegersöhnen übertragen, aber als Oberaufseher über alle war Asarja aufgestellt, der Sohn Natan's, der sich bei Salomo's Thronbesteigung

so thätig erwiesen. Und nicht blos Abgaben und Lieferungen, auch Frohndienste wurden dem Volke Israel im Verlaufe der Herrschaft aufgebürdet. Und trotz aller dieser Belastungen der Unterthanen sehen wir den reichen König doch einmal in solcher Geldverlegenheit, daß er dem König Hiram für den Nachlaß seiner Forderungen und für eine weitere Summe von 120 Talenten Goldes zwanzig galiläische Orte an der tyrischen Grenze abtrat, eine Schmach, welche durch den selbstgefälligen Witz der Schmeichler, die den Werth des abgetretenen Landes durch die Benennung Kabul, d. i. „Wie nichts", herabzusetzen suchten, nicht getilgt ward (1. Kön. 9, 10—14).

War schon in dieser gleichmäßigen Besteuerung und Belastung des ganzen Volkes das Bestreben sichtbar, mit den letzten Spuren königlicher Einfachheit auch die Ueberreste republikanischer Freiheit, die alten Stamm- und Volksrechte zu beseitigen und die ganze Nation in das gleiche Verhältniß der Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit unter das absolute Königthum „von Gottes Gnaden" zu bringen, so kam dieses Bestreben noch deutlicher zu Tage, als Salomo mit der Gründung des Tempels zu Jerusalem zugleich den ersten Schritt zur priesterlichen Verfestigung, cultischer Veräußerlichung und kirchlichen Ausgestaltung der alten Volksreligion that. Gewiß sah die ältere Generation zum Theil nur mit Wehmuth die heiligen Stätten und „Höhen", die Altäre und geweihten Bäume, bei denen sie in den Tagen ihrer Jugend gebetet und geopfert und sich mit Hoffnung und Zuversicht gestärkt hatte, nunmehr überboten durch die Goldpracht des Tempels in der Residenz, wohin die Leviten sich schon jetzt zu verziehen anfingen. Der einfache und unverkünstelte Mensch dient seinem Gott mit wahrer Hingebung des Herzens und mit aufrichtiger Andacht nur in der gewohnten Form, nur an der heiligen Stelle, wo seine Vorfahren gebetet und geopfert; das glänzende Heiligthum in Jerusalem schlug den Zeitgenossen Salomo's sicherlich eine tiefe Wunde in ihren innersten Gefühlen; erst jüngere, mit andern Ideen und Gewohnheiten aufgewachsene Geschlechter trugen ihr Herz in den neuen Tempel. Und warum sollte Ephraim, das zuerst die Bundeslade in seinem Schooße verwahrt, das in der ruhmreichen Zeit der Freiheit unter den Richtern stets vorangestanden, dem Stamme Juda weichen, der früher das Joch der Philistäer geduldig getragen und dem nun allein alle Vortheile, welche die religiöse und staatliche Centralisation in Jerusalem mit sich brachte, zu gute kamen? So regte sich der alte Stammesneid und schlug dem noch nicht völlig erstarkten Reichskörper bald eine klaffende Wunde.

Neid der Stämme auf Jerusalem und seinen Tempel.

Aber nicht blos die Stammes- und Volksrechte verletzte Salomo, er gab auch den Anhängern des alten Jahvedienstes großen Anstoß. Wohl scheint der Priesterstand, der dem König seine bevorzugte Stellung, seine gesicherte Existenz verdankte, fest an dem Wohlthäter gehangen zu haben, von dessen freigebiger Hand er reiche Spenden und mancherlei Vorrechte empfing; aber das volksthümliche Prophetenthum, das zu der neuen Königsmacht nicht mehr paßte, wurde

Salomo's Stellung zu den Propheten.

mit sichtbarer Ungunst behandelt. Ganz anders als Gad und Natan dem David standen Ahia und Semaja dem Salomo gegenüber. Sein Streben nach einem absoluten Königthum in ägyptischer Weise vertrug sich nicht mit der Vorstellung einer Gottesherrschaft, die ihre Gebote durch einen andern Mund als den des Königs kund that. In den ersten Jahren, wo das Volk sich in dem neuen Glanze der königlichen Herrlichkeit sonnte und sich der Güter freute, die der Friede und der Handelsverkehr brachte, übersah man die Vernachlässigung und Zurücksetzung der Propheten, aber in der spätern Regierungszeit, da Salomo in andere Bahnen einlenkte, traten die ebengenannten Propheten, gestützt auf die veränderte Volksstimmung, den königlichen Bestrebungen feindlich entgegen. Der Weltverkehr, in den Juda mit den benachbarten Staaten getreten war, legte dem israelitischen König Rücksichten gegen die religiösen Vorstellungen anderer Völker auf, welche die frühern Geschlechter in ihren meist feindlichen Berührungen mit denselben nicht zu nehmen brauchten. Waren doch die angesehensten seiner Frauen der Fremde entsprossen, und sollten sie nicht das Recht haben, auch in Israel dem Glauben zu folgen, der ihnen in den Tagen der Jugend theuer geworden? So wird denn gemeldet, daß, als Salomo alt geworden, die Weiber sein Herz von Jahve ab und andern Göttern zugewendet hätten, und er sei nachgewandelt der Astarte der Sidonier, dem Milkom der Ammoniter und dem Kamos der Moabiter und habe ihnen Altäre auf den Höhen bei Jerusalem erbaut und seinen Frauen gestattet, daselbst ihren Göttern zu räuchern und zu opfern.

Duldung des Götzendienstes.

Von der ägyptischen Gemahlin ist bei Aufzählung dieser Götzenaltäre keine Rede. Wahrscheinlich bestand gegen das ägyptische Religionswesen ein zu großes ererbtes Vorurtheil, daher der König nur den Göttern der verwandten Völkerschaften einen Cultus aufzurichten wagte. Wenn auch in der Ueberlieferung ausdrücklich hervorgehoben wird, daß Salomo jährlich dreimal dem Jahve geopfert habe, also nicht zum Götzendienst abgefallen sei, so ist es doch wahrscheinlich, daß er an den Religionsfesten seiner Frauen Theil genommen und daß die Edlen und Vornehmen des Volkes das königliche Beispiel nachgeahmt haben. War doch das neue Königthum in eine Reihe getreten mit den Reichen in Phönizien und Aegypten, die Salomo bei seiner ganzen Regierungsweise, bei seinem Tempelbau und Hofleben vor Augen gehabt, wie sollte er nicht ihre mannichfaltigen Opferdienste und prunkenden Cultusformen aufnehmen? Wie sollte der Ergründer der Natur und ihrer Wunder und Schönheiten nicht auch die allwaltenden Naturkräfte verehrt haben? Dabei mag immerhin der geistige Jahve der lebendige Hintergrund seiner religiösen Anschauungen geblieben sein.

Erregte diese Toleranz des Königs gegen den Naturdienst der Nachbarvölker bei den eifrigen Jahvedienern Aergerniß, so nahmen Ephraim und die nördlichen Stämme um so mehr Anstoß an dem heidnischen Götzendienst im Süden, als ihre eigenen Altäre und Höhen wahrscheinlich von Salomo, im Eifer für sein neues Heiligthum, mit Mißgunst betrachtet waren. So wirkten verschiedene Umstände zusammen, um gegen das Ende der Regierung Salomo's

das noch wenig befestigte Reich neuen Stürmen auszusetzen und den Samen der Zwietracht zu säen, der nach dem Tod des Königs zur unheilvollen Ernte reifte.

Es war ein großes Unglück für die Nation, daß der Stammesneid und die Leidenschaft mehr vermochten als Vernunft und ruhige Ueberlegung. Waren auch Gründe zur Klage und Unzufriedenheit vorhanden, war es auch natürlich, daß das Streben nach unumschränkter Machtherrschaft bei den meisten Stämmen auf Widerstand stoßen mußte, so hätte die Nation doch aus ihrer traurigen Vergangenheit die Lehre schöpfen müssen, daß sie nur im festen einträchtigen Zusammenwirken ihre Wohlfahrt finden könne, daß Spaltung und Zwietracht zum allgemeinen Verderben führten. Aber die Leidenschaft macht den Geist verstockt gegen jede weise Lehre. Das Volk, durch den langen Frieden verwöhnt, vergaß die hohen Verdienste David's und Salomo's um des Landes Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt, es sah nur den Druck der Amtleute und Frohnvögte, nur die Last der Abgaben und der Zwangsdienste, und blickte zurück mit Sehnsucht auf die Zeiten der Väter, wo die Aeltesten und Stammhäupter in patriarchalischer Weise gewaltet und Recht gesprochen und Jedermann frei auf seiner Hufe unter seinem Weinstock und Feigenbaum gesessen, ohne zu steuern, zu zinsen und zu fröhnen. Ungünstige Volksstimmung.

Als Salomo mit dem Bau des Millo beschäftigt war, bemerkte er unter den niedern Aufsehern der Knechte einen jungen, kräftigen Mann, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn über alle Lastarbeiter des Hauses Joseph setzte. Dieser Mann war Jerobeam, der Sohn einer Wittwe aus Ephraim, damals ein verlassener Jüngling. Zu diesem kam einst, als er sich auf dem Felde befand, der Prophet Ahia, sein Landsmann, aus dem alten heiligen Orte Silo. Der Prophet, schon längere Zeit mit Salomo im Hader, faßte alsbald Jerobeam's neuen Mantel, zerriß ihn in zwölf Stücke und sprach: „Nimm die zehn Stücke, denn also wird der Herr dem Königreich Israel und Juda thun, er wird zehn Stämme dem Hause David's entreißen und dir zutheilen.“ Bald stand Jerobeam unter den Waffen wider Salomo; wir kennen die nähern Umstände dieses Aufstandes nicht; doch erhellt aus dem Verlaufe, daß Jerobeam in den nördlichen Stämmen Anhang und Unterstützung fand und der Kampf gegen ihn nicht leicht war. Endlich siegte Salomo, Jerobeam floh nach Aegypten, wo ihm König Sisak (Sesonchis) aus einer neuen gegen Salomo minder günstig gesinnten Dynastie Schutz und Aufnahme gewährte. Von hier aus unterhielt er Verbindungen mit seinen Gesinnungsgenossen und Anhängern, bis die nach Salomo's Tod zunehmende Unzufriedenheit und aufgeregte Parteistellung ihn zur Rückkehr einluden. Jerobeam.

3) Die Doppelreiche Israel und Juda.

A. Die getrennten Reiche bis zum Bund Ahab's und Josaphat's.

(978 oder 953—900 oder 850.)

Abfall der zehn Stämme.

Als die Kunde von Salomo's Tod durch die Stämme drang, versammelte sich die Volksgemeinde auf der alten Dingstätte zu Sichem in Ephraim, um mit dem neuen König das Recht festzustellen. Einen Hauptbeschwerdepunkt bildete der auf dem Lande lastende Aufwand für die königliche Tafel. Man war es längst müde, die Kosten dafür zu bezahlen. Sie schickten eine Botschaft an Rehabeam, den vierzigjährigen Sohn Salomo's, den ihm die Fürstentochter der Ammoniter geboren, und als er mit seinem Gefolge zu der Versammlung kam, sprachen sie zu ihm: „Dein Vater hat unser Joch hart gemacht; erleichtere uns den harten Dienst, so wollen wir dir dienen." Nur mit großer Klugheit war bei dieser Stimmung der Abfall zu verhüten. Aber Rehabeam, ein verwöhntes Kind der Salomonischen Glanzzeit, benahm sich stolz und trotzig. Nachdem er auf den dritten Tag Antwort zugesagt, versammelte er seine Räthe, um ihre Meinung zu vernehmen. Die älteren, „welche noch vor Salomo gestanden", riethen zur Nachgiebigkeit und Güte; aber die jüngern, die des Königs Gesinnung und Wünsche kannten, waren für strenge Zurückweisung. Der letztern Ansicht stimmte Rehabeam bei. Dem Rathe der Jungen zufolge sprach er am dritten Tag zu dem versammelten Volke die drohenden Worte: „Hat mein Vater euch ein schweres Joch aufgeladen, so will ich noch hinzuthun zu eurem Joche; hat euch mein Vater mit Geißeln gezüchtigt, so will ich euch züchtigen mit Skorpionen," d. h. mit Stachelriemen, welche eine Wunde hervorbrachten wie der Biß des Skorpions. Da erscholl der alte Ruf wieder, den das Volk schon einmal erhoben: „Was haben wir für Theil an David, was für Erbe an Isai's Sohne? Zu deinen Zelten, Israel! Nun sorge für dein Haus, David!" Umsonst sandte Rehabeam seinen Frohnvogt Adoniram ab, um mit dem aufgeregten Volke zu unterhandeln; die ergrimmte Menge steinigte den verhaßten Aufseher zu Tode. Da stieg Rehabeam rasch auf seinen Wagen und floh gen Jerusalem. Die versammelte Gemeinde aber rief alsbald Jerobeam herbei und machte ihn zum König über ganz Israel. Nur Juda und der Theil von Benjamin, wo die Hauptstadt Jerusalem lag, so wie das kleine Gebiet des schon ganz in Juda aufgehenden Stammes Simeon blieben bei dem Hause David's. Rehabeam gedachte anfangs die abgefallenen Stämme mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen und sammelte zu dem Zweck die waffenfähige Mannschaft Juda's um sich; aber er mochte bald einsehen, daß seine Streitkräfte unzulänglich seien und fügte sich in das Unvermeidliche, das ihm der Prophet Semaja als den Rathschluß

Jahve's verkündigte. So wurde die Spaltung des Reiches, die schon nach Saul's Tod einige Jahre bestanden hatte, aber durch David's Klugheit wieder gehoben worden war, auf immer befestigt. Jerobeam wählte anfangs die alte Stadt Sichem, im Stamme Ephraim, zu seinem Herrschersitz; dann zog er weiter ostwärts, nach Tirza.

Schon unter David, noch mehr unter Salomo war der Schwerpunkt der Regierung so sehr nach dem Süden gerückt worden, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn nunmehr das Land in zwei ungleiche Hälften aus einander brach und aus einander gebrochen blieb. Denn eitel erwiesen sich seitdem alle Hoffnungen auf Wiedervereinigung, wie sie noch bei den patriotischen Propheten Hosea, Amos, Jesaja und selbst Ezechiel zu lesen sind. Zunächst erscheint die Trennung als ein nationaler Rückschlag gegen das neue Königthum mit seinem Abgabendruck, seinen Frohndiensten und seinem glänzenden Priestercultus in Jerusalem. Die Volksgemeinde hatte das alte Wahlrecht, das sie einst bei Saul geübt, wieder an sich genommen, um unter einem andern Herrscherhaus nach alter Väterweise zu leben. Aber ihr Vorhaben, die ganze Nation in die Bewegung hineinzuziehen, scheiterte an dem Stammesneid Juda's gegen Ephraim, den Urheber der Erhebung, und an der Vorliebe der Hauptstadt für das priesterlich-monarchische Wesen, das schon zu feste Wurzeln geschlagen. So erfolgte die Trennung. Doch ruhte anfangs das nationale Bewußtsein noch vorwiegend auf dem Reiche der zehn Stämme. In ihm lagen die heiligen Orte, an die sich die stolzesten Erinnerungen der Sage und Geschichte knüpften, Betel, Gibeon, Silo u. a.; im Stammlande Joseph's, in Ephraim, hatte Josua die heilige Lade aufgestellt, als er den großen Eroberungskampf begann; darum führte es auch den nationalen Namen „Israel", während das kleine südliche Gebiet die Benennung des von der Gesammtheit abgelös'ten Stammes „Juda" trug. Mit der äußern Trennung und dem dadurch erzeugten Mangel gegenseitiger Einwirkung nahm auch die innere Entwickelung und Charakterbildung eine verschiedene Richtung. Während sich in dem abgeschlossenen Süden ein starres, streng gesetzliches Leben mit hierarchischen Formen festsetzte und der Ernst der Natur auch düstere Lebensansichten und eine herbere Moral in den Bewohnern schuf, erhielt sich in dem nördlichen Reiche, das seiner geographischen Lage wegen feindlichen Angriffen ausgesetzter, aber auch fremden Culturerträgnissen zugänglicher, überhaupt anmuthiger und fruchtbarer war, ein freierer Geist, eine heiterere Lebenslust, die aber auch rascher zur sittlichen und religiösen Erschlaffung und Entartung führten. Das durch Umwälzung gegründete Reich ist über die Periode gewaltsamer Umwälzungen auch fast nie hinausgekommen, und eine Rechtsbildung war bei so unsicheren Zuständen eine Unmöglichkeit. „Von Jerusalem losgerissen machte sich Ephraim mehr und mehr auch der Bedingungen seiner Geschichte ledig."

Die Reiche Israel und Juda.

Daß der Abfall vom Hause David's ein Sieg der altväterlichen Sitte und

Der Höhendienst.

des religiösen Herkommens über die der Fremde nachgebildeten Einrichtungen
Jerobeam 979—957. war, beurkundeten die ersten Handlungen des neugewählten Königs Jerobeam. Die altehrwürdigen Opferstätten, wo das Volk bisher seinem Stammgott zu dienen pflegte, wurden nunmehr in Gegensatz gegen den neuen Tempeldienst in Jerusalem gebracht. Wie seit den Tagen der Väter der Nationalgott unter den Eichen und Terebinthen der Berghöhen verehrt und auch wohl im Bilde dargestellt worden, so sollte es auch fortwährend gehalten werden, zumal eine solche Religionsweise in ihrer grobsinnlichen Auffassung den Vorstellungen des Volkes mehr entsprach als der von glänzenden Formen umgebene Priestercultus im Salomonischen Tempel. An dieser alterthümlichen Religionsform beschloß Jerobeam um so mehr festzuhalten, als es in seinem Interesse lag, die Kluft zwischen den stammverwandten Reichen zu erweitern und durch die Zerschneidung des religiösen Bandes die Trennung fester und dauernder zu machen. Er ließ daher in Uebereinstimmung mit den Aeltesten im nördlichen Dan, da wo schon seit alten Tagen ein hochverehrtes Jahvebild gestanden, und an der Südgrenze des Landes, in Betel, wo einst Jakob die Himmelsleiter erschaut und das in den Zeiten der Väter stets als eine heilige Stätte gegolten, Gottesbilder aufrichten. Dabei entlehnte Jerobeam entweder wie einst Aaron in der Wüste, die Gottesgestalt aus dem Glaubenskreise der Aegypter, mit dem er während seines Aufenthaltes an dem ihm befreundeten Hofe des Pharao vertraut worden war, oder er hielt sich einfach an die, in den vorderasiatischen Culten weit verbreitete, Rindersymbolik. Jedenfalls errichtete er an den beiden Orten ein Stierbild nebst einem „Höhenhaus" und sprach dann: „Lange genug seid ihr hinaufgezogen gen Jerusalem! Siehe da ist dein Gott, Israel, der dich heraufgeführt aus dem Lande Aegypten." Und das Volk ging hin bis gen Dan. Während aber die Leviten je länger je mehr den Dienst in dem Prachttempel zu Jerusalem vorzogen, appellirte Jerobeam an den Grundsatz des „allgemeinen Priesterthums" und machte Priester „aus sämmtlichem Volke"; „wer Lust hatte, den setzte er zum Höhenpriester ein"; auch verlegte er das große Herbstfest vom siebenten auf den achten Monat.

Wenn die strengen Jahvediener, und namentlich die priesterlichen Schriftsteller die Aufrichtung dieser „goldenen Kälber" als einen Abfall zum Götzendienst ansahen, so waren sie in so weit im Recht, als mit der Zeit dieser „Höhendienst", wie schon oben (S. 667) gezeigt wurde, allerdings zum heidnischen Opfercultus führte; aber Jerobeam hatte bei diesem Verfahren keineswegs die Absicht, irgend welches Heidenthum einzuführen. Eine solche in das innerste Volksleben eingreifende Neuerung, wie sie dann seit Ahab versucht ward, wäre nicht ohne gewaltige Erschütterungen und Volksbewegungen durchzuführen gewesen; es war zunächst blos ein Rückgang auf die rohern sinnlichen Vorstellungen einer einfacheren Zeit, wie sie im ganzen Charakter dieser Umgestaltung begründet war, wo ein noch ungebildetes, im Denken wenig geübtes Geschlecht sich seinen Stammgott Jahve nur unter einem von Menschenhänden geschaffenen Bilde vorzustellen vermochte. Daher das Volk so wenig Anstoß an dieser Gottesverehrung nahm, daß es „wie ein Mann" zu den heiligen Stätten strömte und die

gewohnten Volksfeste beging. Ob die früheren Jahvebilder auch schon hie und da die Gestalt eines Kalbes oder Stiers an sich getragen, läßt sich nicht mehr bestimmen; fremdländischen Culten waren sie jedenfalls entnommen: ein Beweis, wie wenig Phantasie und Ueberlieferung des Volkes eine bestimmte Gottesvorstellung ausgebildet hatten, d. h. wie wesentlich dem Nationalgotte Israels seit der mosaischen Stiftung die Bildlosigkeit eignete. In der Idee des bildlosen Jahve offenbart sich das Eigenthümliche und Ursprüngliche des eben so streng religiösen wie unkünstlerischen Geistes Israel's. Mag man Jerobeam's Stiere für ägyptische oder kananäische halten, so erweis't sich gerade dieser Mangel an eigener Erfindsamkeit schon als Schwäche. Sein Hauptfehler aber war, daß er die Fortschritte, die unter Salomo's glänzender Regierung in der Geistesbildung gemacht worden, nicht in Anrechnung brachte, sondern in der religiösen Vorstellung einen Standpunkt behauptete, dem der gebildete Theil der Nation zu entwachsen begonnen hatte. Es war daher in der Natur seiner Stellung gegeben, wenn Rehabeam seinen Thron vornehmlich durch die aus Israel herüberziehenden Leviten zu stärken suchte.

Krieg mit den kananitischen Völkern.

Die Spaltung des Reiches, die sich bald zu offenen Feindseligkeiten zwischen Israel und Juda erweiterte, erfüllte die unterworfenen Stämme mit der Hoffnung, ihre Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erlangen. Die Ammoniter und Moabiter fielen von Israel, die Edomiter von Juda ab. Zwar gelang es dem Jerobeam, das Land Moab von Neuem der Herrschaft Israels zu unterwerfen, dagegen scheinen die Ammoniter an dem syrischen Reiche, das die schon unter Salomo freigewordene Stadt Damaskus zum Mittelpunkt und Hauptsitz hatte, und bald alle aramäischen Fürsten und Stämme diesseit des Euphrats zum freiwilligen oder gezwungenen Anschluß und zur Heeresfolge brachte, einen Halt gefunden zu haben. Die an der südöstlichen Caravanenstraße gelegene Stadt Pnuel, wohin Jerobeam zuletzt seine Residenz verlegte, sollte wohl als Stützpunkt dienen wider die von dort aus drohenden Gefahren und Angriffe.

Untergang des Herrschergeschlechts von Jerobeam und Baesa in Israel.

Nadab 957—955 oder 927—925.

Baesa 954—932 oder 925—901.

Der Mangel einer legitimen Thronfolge im Nordreiche zog sofort die verderblichsten Folgen nach sich. Als Jerobeam mindestens 22 Jahre regiert hatte, legte er sich zu seinen Vätern, und Nadab sein Sohn ward König an seiner Statt in Tirza. Aber seine Regierung dauerte nur zwei Jahre. Als er wider die Philistäer, welche die Waffen von Neuem gegen das durch die Theilung geschwächte Reich erhoben, bei Gibeton, im nördlichen Stammgebiete Dans, zu Felde lag, fiel er in Folge einer Verschwörung durch die Hand Baesa's, eines der Kriegsobersten vom Hause Isaschar. Darauf bemächtigte sich der Mörder des Thrones und vertilgte das ganze königliche Geschlecht, so daß man sagte: „Wer von Jerobeam stirbt in der Stadt, den fressen die Hunde, und wer stirbt auf dem Felde, den verzehren die Vögel des Himmels." Baesa erhob Krieg wider Juda. Er raubte diesem einige mittlerweile gemachten Eroberungen und bauete in Rama eine Zwingburg, um durch Absperrung alles Verkehrs das kleine Reich aufzureiben. Da erkaufte König Asa, Rehabeam's Enkel, die Hülfe des reichen Königs Ben-Hadad von Damaskus, der alsbald seine Kriegsheere

in das nördliche Gebiet einrücken ließ, alles Land an den Ursprüngen des Jordan besetzte und Baesa von seinem Vorhaben gegen Juda abzustehen zwang. Darauf zerstörte Asa das Werk von Rama und verwendete das Holz und die Steine zur Befestigung von Geba und Mizpa. Auch dem Hause des tapfern Baesa war keine dauernde Herrschaft beschieden. Als er nach einer Regierung von 24 Jahren in Tirza zu seinen Vätern gesammelt ward und Ela sein
Ela und Simri. Sohn an seiner Statt den Thron bestieg, verschwor sich Simri, der Anführer der Hälfte der Reiterei, wider ihn, erschlug ihn bei einem schwelgerischen Mahle im Hause seines Verwalters und vertilgte alle Freunde und Angehörigen, also daß man auf Baesa's Geschlecht denselben Spruch anwandte, wie auf Jerobeam's Haus. Nur die Königin und die übrigen Frauen des Palastes ließ der weibersüchtige Mann am Leben. Auch Simri gedachte die Krone als Lohn seiner blutigen That davonzutragen; aber das Heer, das wiederum gegen die Philistäer bei Gibeton im Felde lag, rief den Kriegsobersten Omri im Lager zum König aus. Dieser zog vor Tirza und brachte Simri bald in solche Noth, daß er sich in den innersten Raum des Palastes flüchtete, die Königsburg anzündete und in den Flammen seinen Tod suchte. Unter wilden Parteikämpfen und mehrjährigen Bürgerkriegen erwarb sich dann Omri mit dem Schwerte Gehorsam und Anerkennung, nachdem das Haupt der Gegenpartei
931 oder 900. Tibni und dessen Bruder Joram in der Schlacht umgekommen. Durch den
Das Haus Omri in Samarien. Krieg und Brand hatte die an Prachtgebäuden reiche Stadt Tirza großen Schaden gelitten; daher beschloß Omri sich eine neue Königsstadt zu gründen.
Omri 931—919 oder 899—875. Zu dem Zweck kaufte der neue Soldatenkönig, welcher ausnahmsweise Sinn und Geschmack für Naturschönheit, eine im Orient nicht eben häufige Sache, besessen zu haben scheint, nordwärts von Sichem eine in eine fruchtbare Ebene auslaufende, weit in die Niederung vorragende Berghöhe und machte sie zum Stützpunkt der neuen, mit starken Befestigungswerken umgebenen Königsstadt Samaria. Vom Krieg mit Juda stand Omri ab und mit Ben-Hadad von Damaskus schloß er Frieden, wobei er ihm einige Städte an der Grenze überließ und ihm gestattete, Handelswege durch Samarien nach dem phönizischen Küstenland anzulegen. Als er nach einer mindestens zwölfjährigen, vielleicht sogar doppelt so
Ahab 919—897 oder 875—853. langen, Regierung zu Samaria ins Grab sank, wurde sein Sohn Ahab an seiner Statt König in Israel. Hatte schon der Vater gesucht, die Wunden zu heilen, welche die innern und äußern Kriege dem Reiche geschlagen, so war des Sohnes Streben vorzugsweise den Künsten des Friedens zugewendet. Nach den vorangegangenen Stürmen bedurfte das Reich vor Allem der Ruhe, der politischen Festigung und des guten Einvernehmens mit den Nachbarn. Seine Vermählung mit Jesebel, der Tochter des tyrischen Königs und Oberpriesters Etbaal oder Itobal, brachte ihn in nähere Verbindung mit dem reichen kunst- und gewerbthätigen Handelsvolke der Phönizier, deren Einfluß sich in dem ganzen Thun dieses Königs kund gibt. Er beförderte den Handelsverkehr, legte Städte

an und errichtete auf einer reizenden Anhöhe in der großen fruchtbaren Ebene von Jesreel einen neuen Palast mit weiten Gartenanlagen, das „elfenbeinerne Haus“ (Ps. 45, 9. 1. Kön. 22, 39), die weitberühmte Zierde seiner Herrschaft. Diese Verbindung mit dem heidnischen Nachbarvolke hatte ähnliche Folgen wie bei Salomo: sie verschaffte dem fremden Religionswesen Eingang in Israel. Jesebel, eine eifrige Verehrerin ihrer heimischen Naturgötter mit ihrem üppigen Götzendienst. und sinnlichen Cultus, bewirkte, daß Ahab dem tyrischen Baal einen großen Tempel errichtete, mit hohen Spitzsäulen vor dem Bildnisse des Sonnengottes, und 450 Priester zu dessen Dienst einsetzte und einen andern ähnlichen Prachtbau mit 400 Opferpriestern für einen Orakelhain der Astarte bei seinem Lieblingssitz Jesreel aufführen ließ.

Wie schon unter Rehabeam Juda gethan, so entsagte nunmehr auch das nördliche Reich um Samaria den altväterischen Sitten und dem kunstlosen Religionsdienst in seiner strengen Abgeschlossenheit, gestattete dem glänzenden der Fremde entlehnten Cultus eine Freistätte und huldigte dem Grundsatz religiöser Duldung. Ahab's Re- Entstehung des „Hohen Lied's“. gierungszeit erinnerte überhaupt in vielen Dingen an das Salomonische Zeitalter; dort wie hier erzeugte der rege Verkehr mit den Nachbarvölkern Wohlstand, Kunstsinn und heitere Lebenslust; daher mag wohl das schwungvolle lyrisch-dramatische „Hohe-Lied“ aus dieser ersten Zeit des getheilten Reiches stammen, da Tirza noch mit Jerusalem an Schönheit wetteiferte (6, 3).

Das kleinere Reich, zu dessen Geschicken wir uns herüber wenden, reichte im Allgemeinen im Norden bis Bethoron und Geba, im Süden bis Versaba. Natürlich waren diese Grenzen veränderlich; bald gehören auch Betel und Jericho zum Südreich. Aus religiösen Gründen wohnten von Anfang an auch Abkömmlinge der nördlichen Stämme in Juda, und schon unter Asa hat sich der Zuzug aus Ephraim und Manasse gemehrt. Die auf der Grenze zwischen Juda und Benjamin gelegene Hauptstadt Jerusalem war fast zu groß für das verkleinerte Reich. Den Hauptpunkt dieser Stadt selbst aber bildete der Tempel, welcher im Bewußtsein der Getreuen im Süden bald zu einem steinernen Zeugen wider den Abfall im Norden wurde. Zunächst aber war der Tempel nur der glänzende Mittelpunkt des Jahvecultus; daneben bestanden unter Rehabeam die „Höhen“, welche gleichfalls von Leviten besorgt wurden. Ja mit der Zeit ging dieser erste König von Juda schon ganz auf die Bahnen ein, welche sein Vater Salomo in seinem Alter gebrochen hatte. Wenigstens erzählt das erste Buch der Könige (14, 23. 24), daß unter ihm Juda sich nicht blos Höhen und Säulen und Astarten auf jeglichem hohen Hügel und unter jeglichem grünen Baum bauete, sondern „es waren auch Buhler im Lande und sie thaten alle Gräuel der kananäischen Völker“.

Dem religiösen Abfall entsprach diesmal sofort politisches Unglück. Wie uns in dankenswerther Ergänzung der hier dürftigen Königsbücher der Chronist berichtet, hatte Rehabeam sein kleines Reich Juda mit einem Gürtel von Juda.
15 Festungen umgeben, hatte sie mit Waffen, Besatzungen und Lebensmitteln Rehabeam 979—962 oder
aufs Reichlichste versehen und seine Söhne zu Befehlshabern eingesetzt. Den- 953—932.
noch wurde im fünften Jahre seiner Regierung Juda von dem König Schaschank 975 oder 949.
(Sisak), dem ägyptischen Bundesgenossen Jerobeam's, eingenommen und ausgeplündert.

Sisak in Jerusalem. Mit 1200 Streitwagen, erzählt die Chronik, und mit 60,000 Reitern und zahllosem Fußvolk aus Aegypten, Libyen und Aethiopien kam Sisak herangezogen; er nahm die befestigten Städte ein, eroberte Jerusalem und raubte die Schätze des Tempels und Königshauses, so wie die goldenen Schilde, die Salomo den Leibwächtern gemacht hatte. Siegreich zog er bis zur Stadt Megiddo, war den Philistäern und Edomitern zur Erwerbung ihrer Unabhängigkeit behülflich, und kehrte, nachdem er Rehabeam zu einem demüthigen Frieden gezwungen, beutebeladen in sein Reich zurück. Rehabeam tröstete sich mit dem Schein; statt der goldenen Schilde ließ er seinen Trabanten eherne machen und wie jene in feierlichem Aufzuge vor sich hertragen. Wir haben in der ägyptischen Geschichte erwähnt (S. 182), wie Schaschank diesen Feldzug an der südlichen Außenwand des großen Tempelbaus von Karnak verherrlichen ließ, wo er 140 überwundene Städte und Landschaften in den symbolischen Gestalten von gefesselten Gefangenen vor Ammon führt.

Abia 962—959 oder 932—929. Rehabeam's Sohn Abia, den ihm Maacha, eine Enkelin Absalom's, geboren, wandelte in des Vaters Wegen. Er führte Krieg wider den nördlichen Asa 959—918 oder 929—873. Bruderstaat und duldete die fremde Religionsübung. Sein Sohn Asa dagegen schlug eine andere Richtung ein. Als man in Israel anfing, den fremden Göttern zu dienen, ging er zu David's Jahvereligion zurück. Er zerbrach die Säulen des Baal und hieb die Astarten um. Seine Mutter beraubte er ihrer königlichen Würde, weil sie für den Hain der Liebesgöttin ein Bildniß gemacht, und verbrannte das Götzenbild im Thale Kidron. Zugleich bildete er sich ein großes streitbares Heer von Speerkämpfern und Bogenschützen aus Juda und Benjamin, und den Freiwilligen aus andern Stämmen. So nach Innen und Außen gestärkt, gewann er einen glorreichen Sieg über die Aegypter und Aethiopier, welche mit Roß und Wagen wider Juda gezogen und bis Maresa vorgedrungen waren. Er trieb die Feinde in die Flucht, eroberte mehrere Städte und führte große Beute nach Jerusalem; 700 Rinder und 7000 Schaafe bluteten auf dem wiederhergestellten Altar als Dankopfer bei der frohen Sieges- und Versöhnungsfeier, womit das Volk unter Jauchzen und Posaunenschall den Bund der Väter mit Jahve erneuerte. Minder glücklich war Asa anfangs in dem erwähnten Kriege wider Baesa von Israel. Um diesen von Rama wegzutreiben, schickte er alles Gold und Silber, das seit dem ägyptischen Raubzug noch im Tempel und Königshause zurückgeblieben oder wieder gesammelt worden war, an den König Ben-Hadad von Damaskus und erkaufte dessen Hülfe. So über Baesa Meister geworden schützte er wider diesen sein Reich durch Anlegung eines großen Grabens. Im Ganzen war die lange und großentheils ruhige Regierung dieses Königs ein Segen für Juda; und noch in späten Jahren blickte man freudig zurück auf die glücklichen Zeiten unter dem gottesfürchtigen König Asa. Als er nach vielen Leiden, die ihm eine Fußkrankheit bereitete, dem Tode erlag, wurde er unter großen Trauerfeierlichkeiten ehrenvoll bestattet.

In gleichem Geiste herrschte Asa's Sohn, Josaphat. Auch er gestattete Josaphat 918—893 oder 873—848. wie in Jerusalem, so auf den Höhentempeln nur die Verehrung Jahve's. Dem freilich sehr unzuverlässigen Bericht der Chronik zufolge sorgte er für gute Rechts-

pflege und religiöse Volksbelehrung, indem er in Jerusalem einen obersten Gerichtshof, bestehend aus Leviten und bürgerlichen Richtern, aufstellte, und geeignete Leute in die Städte des Landes schickte, um das Volk zu unterweisen. Zugleich bauete er Schlösser und Städte mit Vorrathshäusern und brachte das Kriegswesen in gute Ordnung. Da wurde ihm gemeldet, daß die Edomiter, Ammoniter und Moabiter mit großer Heeresmacht in Juda eingebrochen wären und schon die steilen Höhen und Schluchten um Engedi am todten Meere besetzt hielten. Er erschrak anfangs und rief ein Fasten aus über ganz Juda, aber gestärkt durch die prophetische Zusicherung des göttlichen Beistandes rückte er über die Berghöhe, wo man nach der Wüste schauet, wider sie aus und gewann, da die Feinde uneinig und einander mißtrauend ihre Waffen gegen einander kehrten, einen leichten Sieg und unermeßliche Beute. Die Edomiter, die bei dieser Niederlage im Thal Beracha besonders gelitten, mußten von Neuem die Oberhoheit Juda's anerkennen und Josaphat herrschte wieder wie David und Salomo über alles Land bis zum arabischen Meerbusen, wo er „Tarsisschiffe" hielt. Und so groß war Josaphat's Macht und Ansehen, daß ihm die Philistäer Huldigungsgeschenke brachten und die arabischen Hirtenstämme ihm von ihren Heerden zinsten.

B. Die Zeiten Elia's und Elisa's.

(900 oder 850—820.)

Unter Ahab und Josaphat traten die beiden Reiche in eine neue Bahn. Die unaufhörlichen Kämpfe, die während des ersten Jahrhunderts der Spaltung die Bruderstämme getrennt gehalten und jeder gedeihlichen Entwickelung hemmend entgegen gewirkt hatten, nahmen nunmehr ein Ende; an ihre Stelle traten friedliche Verträge und freundschaftliche Verbindungen. Man hatte sich allmählich an den Gedanken eines getrennten Nebeneinanderbestehens gewöhnt, und die traurigen Folgen der gegenseitigen Bekämpfung und Schwächung hatten sich beiden Reichen zu fühlbar gemacht, als daß sie sich nicht nach einem ruhigen und gesicherten Dasein hätten sehnen sollen. Zudem waren Ahab und Josaphat mehr den Künsten des Friedens und dem ruhigen Verkehr mit den Nachbarstaaten zugethan als dem Kriegs- und Waffenleben mit seinen Wechselfällen und Zerstörungen. Zwischen beiden kam daher ein Bund zu Stande, dem die Vermählung Joram's, des Königssohnes von Juda, mit Athalja, der Tochter Ahab's und Jesebel's, Festigkeit und Dauer verleihen sollte. Diese Verbindung bezeichnet zugleich den Anfang eines inneren Kampfes, der einen großartigen geistigen Aufschwung und eine mächtige Läuterung und Veredlung der religiösen Anschauungen zur Folge hatte, aber auch zur Schwächung und Auflösung des Staats und des einträchtigen Zusammenlebens wesentlich beitrug.

Juda und Israel im Bund.

Die Verpflanzung des tyrischen Religionswesens mit seinem glänzenden Cultus und seiner mächtigen Priesterschaft zuerst nach Israel und dann nach Juda fand die heftigsten Widersacher in den Propheten, die um diese Zeit in Elia einen charakterfesten, willenskräftigen Führer und Vorkämpfer erlangten, wie einst in Samuel.

Entwickelung des Prophetenthums.

Dies führt uns wieder auf das Prophetenthum, welches gerade um diese Zeit einen neuen Aufschwung nahm. Von Saul hatte man noch gesagt: „Ist er auch unter den Propheten?" Sein Nachfolger David, den Priestern und den religiösen Dingen sehr ergeben, stand auch mit den Propheten in gutem Einvernehmen, wie die hohe Stellung Natan's beweis't. Salomo scheint von Natan in prophetischer Weisheit erzogen worden zu sein und konnte darum im Gefühl seiner Würde leicht zu dem Glauben geführt werden, ihres Beirathes entbehren zu können, um so mehr, als die zunehmende Volksbildung deren geistiges Uebergewicht verminderte und die große Zahl gering befähigter Propheten, die sich damit begnügten, die Kunst des Wahrsagens zu erlernen und handwerkmäßig zu betreiben, die Bedeutung des ganzen Instituts herabdrückte. Mit der Spaltung des Reiches, die zum Theil ihr Werk war, stieg ihr Ansehen, namentlich im Reich der zehn Stämme. Aber derselbe Ahia, welcher einst in Jerobeam den Mann der Zukunft erkannt hatte, soll auch den Bruch mit dem neuen Könighause vollzogen und auf es denselben Spruch angewandt haben, welchen wir später in dem Munde des Jehu, Hanani's Sohn, wider Baesa und in dem Munde Elia's wider Ahab finden: „Wer davon in der Stadt stirbt, den sollen die Hunde, wer auf dem Felde, den sollen die Vögel fressen." So sehen wir im Laufe eines Jahrhunderts die Propheten wenigstens theilweise auf die Seite einer volksthümlichen Opposition treten. Die mannichfachen Unfälle des Landes, die Gräuel in den Herrscherfamilien, die religiösen Neuerungen erzeugten in den Gemüthern Zweifel und Unruhe und weckten eine Sehnsucht nach Belehrung und Offenbarung. Bei wem aber sollte das israelitische Volk, von seinen Priestern verlassen und bei den äußern und innern Kriegen und fürstlichen Gräueln in seinen Rechten und in heiligen Gütern verletzt, Hülfe und tröstenden Zuspruch suchen, als bei jenen Propheten, die wir schon oben (S. 630) als die eigentlichen Träger der nationalen Ueberlieferungen namentlich in rechtlicher und religiöser Beziehung kennen gelernt haben?

Ueberall im Alterthum, wo man die Geschicke der Welt nicht als durch Zufall oder nach Maßgabe menschlicher Willensbestimmung sich erfüllend betrachtet, begegnet der Glaube an Organe der Gottheit, welche deren Gedanken und Absichten im Zustande der Begeisterung erkennen, offenbaren und dolmetschen. Nur die Erhabenheit des hebräischen Gottesbegriffes über der sinnlichen Naturreligion des Heidenthums bedingt auch den Vorzug des biblischen Prophetenthums etwa vor dem Orakel zu Delphi. Die Wurzel beider Erscheinungen im religiösen Bedürfniß ist aber die gleiche. Der Glaube an weissagende

Wunderkräfte, an Orakelsprüche, welche die Zukunft enthüllen, an geschärfte Seherblicke, denen die kommenden Dinge als gegenwärtig vorschweben, war auch bei dem hebräischen Volke in seine innersten Lebensanschauungen verflochten. Es wurde nichts von Bedeutung unternommen, ohne daß man Jahve befragte, die Loose werfen ließ, bei wahrsagenden Männern und Frauen den Ausgang erforschte; es war also sehr natürlich, daß gerade bei diesem Volke in Zeiten schwerer Noth und Drangsale solche Männer eine hervorragende Stellung gewinnen mußten, welche nicht nur den heiligen Schatz der Volkserinnerungen in Verwahrung hatten, sondern auch, was die innere Stimme ihnen von neuem Heil offenbarte, mit Donnerschall auszusprechen und als Herolde Gottes von den Dächern zu predigen verstanden. Mit der wachsenden Bedeutung stieg auch die Zahl der Propheten. Bei ihnen suchte man Rath in Noth und Krankheit, bei Rechtsklagen und häuslichen Unfällen. Es wird als eine große Versündigung gerügt, daß König Asa in seiner Krankheit zu (fremden) Aerzten seine Zuflucht genommen, statt auf Jahve vertraut habe (2. Chron. 16, 12) und daß Ahasja gar den Fliegengott Baal-Sebub von Ekron um Rath und Hülfe angegangen (2. Kön. 1, 2 ff.).

Zwar scheint auch im Südreich das befriedigende Verhältniß zwischen Königthum und Prophetenthum nicht lange gedauert zu haben. Sogar Asa gerieth schließlich mit dem Propheten Hanani in Conflict und ließ ihn ins Gefängniß legen. Im Nordreiche dürfte noch jener alte Prophet, welcher den ersten, gegen Jerobeam redenden, „Mann Gottes" zu anderen Ansichten bekehrte (1. Kön. 13), als Typus eines Prophetenthums gelten, dem Fürstengunst über Wahrhaftigkeit ging. Zum entschiedenen Widerstand gegen die Königsmacht gestaltete sich aber das Prophetenthum sofort, als der fremde Religionscult mit seiner ausländischen Priesterschaft die heimische Sitte und den Glauben der Väter gefährdete, als der Dienst Jahve's, von dem sie ihre Weissagungen empfingen, verdrängt werden sollte von den fremden Göttern, deren Mund stumm war, und als Elia mit fester Hand das Banner der altväterlichen Religionsweise und Volkssitte vorantrug. Nicht die Stierbilder und Opferfeste in Dan und Betel reizten den Grimm der Volksredner; in diesen althebräischen Andachtsformen erblickten sie so wenig eine Verleugnung des geistigen Jahve, als die katholische Kirche durch all ihre Gnadenbilder und himmlischen Gestalten den Glauben an den Einigen Gott beeinträchtigt sieht; erst die gewaltsame Einführung des sinnlichen und zuchtlosen Baal- und Astartecultus als Landesreligion fachte die heilige Gluth zur lodernden Flamme an. Der Widerstand gestaltete sich um so stärker und heftiger, je mehr das fremde vom Hof begünstigte Religionswesen unter den höheren Ständen Gönner und Anhänger zählte, je mehr es als ein Zeichen feiner Bildung angesehen wurde, statt des einförmigen Opferdienstes in den Heiligthümern Jahve's dem kunstreicheren und prachtvolleren Baal-

und Molochcultus anzuhängen und in den Lusthainen der Aschera zugleich der religiösen Pflicht und den Trieben des Fleisches zu genügen.

Elia wider den Baaldienst. Laut erhoben jetzt die Propheten ihre Stimme gegen die religiöse Neuerung und reizten das Volk zum Widerstand. Erbittert über diese Opposition gab Ahab auf Anstiften seiner leidenschaftlichen Gattin den grausamen Befehl, alle widerstrebenden Propheten zu vertilgen und die Altäre umzustürzen. Schwere Verfolgungen ergingen nun über die Verfechter des alten Glaubens; viele flüchteten sich über die Grenze, andere verbargen sich in Wüsten und Einöden, in Schluchten und Erdhöhlen, unterstützt von ihren Freunden und Anhängern. Hielt doch Obadja, ein königlicher Hausbeamter, in zwei Höhlen je 50 derselben versteckt und versorgte sie mit dem nöthigen Lebensunterhalt. Unter den Verfolgten befand sich Elia aus Tisbe im Lande Gilead, ein Mann, der weder Richter noch Priester, weder Fürst noch Schriftsteller, aber ein entschiedener Knecht seines Gottes gewesen ist, von dem in seiner Weise die Bezeichnung gilt: „ein Prophet mächtig in Wort und That". Dieser flüchtete sich in die Wüste jenseit des Jordans, und hielt sich verborgen am Flusse Krit, wo ihn, wie die Volkstradition meldete, Raben mit Fleisch und Brod nährten. Langes Haar deckte sein Haupt, ein Schurz von Fellen umgab seine Lenden, und ein härener Mantel, mittelst dessen er trocken über den Jordan setzte, hing um seine Schultern. Als aber in Folge der dreijährigen Dürre, womit Jahve das sündige Land heimsuchte, der Bach vertrocknete, fand er in Sarepta, im Lande der Sidonier, Zuflucht und Unterhalt bei einer armen Wittwe. Nachdem er hier dem in Todesschlummer hingesunkenen Sohn der Wittwe den Odem zurückgegeben, machte er sich auf und trat, von Obadja angemeldet, vor Ahab, der ihm umsonst überall nachgeforscht hatte. „Bist du es, der Israel verwirret?" herrschte ihn der König an. „Nicht ich verwirre Israel," antwortete Elia unerschrocken, „sondern du und dein Haus, weil ihr den Götzen nachwandelt." Darauf verlangt er von Ahab, er solle ganz Israel und die Priester des Baal und der Astarte, „die am Tische Jesebel's essen", am Berge Karmel versammeln, dann werde die Dürre ein Ende nehmen. Und der König willfahrte seinem Wunsch. Ein Wettkampf, wie ihn einst Moses mit den Weisen und Priestern des Pharao bestanden, sollte entscheiden, ob Jahve oder Baal-Melkart der mächtigste Gott sei.

Nachdem die Zurüstungen zu der Opferfeier getroffen waren und eine zahllose Volksmenge als Zuschauer sich eingefunden hatte, trat Elia vor das versammelte Volk und sprach: „Wie lange wollt ihr auf beiden Kniekehlen hinken, und zugleich Jahve nachwandeln und dem Baal? Ich bin allein übrig geblieben, ein Prophet Jahve's, der Baalpriester aber sind 450. Man gebe uns zween Stiere, die wollen wir zerstücken und aufs Holz legen, dann rufet den Namen eures Gottes an und ich will den Namen Jahve's anrufen, und der Gott, der mit Feuer antwortet, der sei unser Gott!" Als die Versammlung den Vorschlag guthieß, opferten die Baalpriester den Stier und riefen den Namen Baal an von Morgen bis zum Mittag und sprachen:

„Baal antworte uns!“ und hinketen um den Altar. Da spottete ihrer Elia und sprach: „Rufet lauter, vielleicht ist euer Gott im Nachdenken oder bei Seite gegangen oder auf der Reise; vielleicht schläft er auch, so wird er aufwachen!“ Aber wie laut sie schrien und sich nach ihrem Brauch mit Messern und Pfriemen schnitten, bis das Blut rann und sich wie Rasende geberdeten, dennoch war keine Stimme und kein Antwortender und kein Gehör. Darauf sprach Elia zu dem Volke: „Tretet zu mir!“ Und er errichtete zwölf steinerne Altäre nach der Zahl der Stämme, und zog einen Graben darum und legte Holz auf die Steine und opferte den Stier. Dann rief er: „Jahve, heute werde kund, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht; antworte mir!“ Da fiel Feuer vom Himmel und fraß das Brandopfer und das Holz und die Steine und die Erde, und das Wasser im Graben leckete es. Und als das Volk es sah, fielen sie auf ihr Angesicht und sprachen: „Jahve, er ist Gott!“ Da rief Elia: „Greifet die Propheten des Baal, keiner entrinne von ihnen!“ Und sie griffen sie, und Elia führete sie hinab an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst. Bald darauf erschaute der Diener, den Elia von der Höhe des Karmel aussandte, eine kleine Wolke wie eines Mannes Hand aus dem Meere aufsteigen. Da ließ er Ahab sagen: „Spanne an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht aufhalte!“ Und schnell ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind und es kam ein starker Regen und Ahab setzte sich auf den Wagen und fuhr gen Jesreel. Und Elia gürtete seine Lenden und lief vor Ahab her bis in die Stadt. Als die Königin hörte was Elia gethan, gerieth sie in heftigen Zorn und schwur, ihm am nächsten Tag mit Gleichem zu vergelten. Da floh Elia abermals in die Wüste und legte sich unter einen Ginster-Strauch und wünschte zu sterben; aber Jahve stärkte ihn durch einen Engel mit Speise und Trank; und er machte sich auf und wanderte 40 Tage und 40 Nächte bis an den Berg Gottes Horeb, wo er sich in einer Höhle barg. Und siehe das Wort Jahve's erging an ihn: „Was machst du hier, Elia?“ Er aber sprach: „Ich habe geeifert für Jahve, denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, deine Altäre eingerissen, deine Propheten mit dem Schwerte erwürgt; ich allein bin übrig geblieben.“ Gott aber ließ ihn heraustreten auf den Berg, wo er vor ihm vorübergehen werde. Und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, ging vor Jahve her, und Jahve war nicht im Winde. Und nach dem Winde kam ein Erdbeben, aber Jahve war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber Jahve war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer hörte er „die Stimme einer leisen Stille“ („ein sanftes Sausen“). Als das Elia hörte, verhüllte er sein Angesicht und hörte Jahve reden, der ihn, welcher sich als den allein Treugebliebenen in Israel gerühmt hatte, auf ihrer Siebentausende hinwies, die dem Verderben entrinnen sollten, nämlich „alle Knie, die sich nicht gebeuget vor dem Baal, und alle Lippen, die ihn nicht geküsset.“

In Elia's Heldengestalt erblickten die Zeitgenossen und die spätern Geschlechter den Repräsentanten des altnationalen Jahvedienstes und der echt hebräischen Volkssitte gegenüber dem der Fremde entlehnten und mit tyrannischer Gewalt zum Gesetz erhobenen Religions- und Staatswesen der götzendienerischen Herrscher. Daß er, eine kräftige volksthümliche Natur, die religiösen Neuerungen des Königshauses rücksichtslos bekämpft, Aufruhr im Namen Gottes predigend das Land durchzogen und sich, entflammt von dem heiligen Eifer, das Blut der gemordeten Propheten an den aufgedrungenen Baalspfaffen zu rächen, Verfolgungen von Seiten des diese beschützenden Hofes zugezogen habe, ist eben so glaubwürdig, als daß er das durch eine lange Dürre und Hungers- Elia's Leben.

noth in Verzweiflung gesetzte Volk bei einer feierlichen Opferhandlung zu überzeugen gewußt, die Noth des Landes rühre von dem Zorne Jahve's über den Götzendienst her, und daß dann die aufgereizte Menge in der ersten Wuth Hand an die Priester gelegt habe; daß hierauf der König, betroffen über die durch diese Blutthat zu Tage gekommene Volksgesinnung die Verfolgung der Jahvediener eingestellt und dem Propheten gestattet habe, in der Nähe des Hofes seinen Aufenthalt zu nehmen, bis die Aufregung des Volkes sich gelegt und der Einfluß der tyrischen Königin wieder so weit erstarkt war, um neue Verfolgungen zu bereiten, stimmt gleichfalls mit den gewöhnlichen Erscheinungen aller großen bürgerlichen Parteikämpfe überein und entspricht dem alltäglichen Gange jeder Volkserhebung gegen die Regierung. Aber in dem Auftreten Elia's lag etwas Gewaltiges und Heroisches, das der Volksphantasie imponirte und zur Ausbildung einer Fülle von Traditionen über seine Thaten und Schicksale anregte. Die tiefsinnigste unter ihnen ist die Legende von seiner Gottesschau, besagend, daß der größte Eiferer in Israel doch wie später Saulus eine Stunde fand, da er in seinem Gott über die eigene Schranke hinausgehoben und die schroffe Härte seiner Handlungen durch Hinweis auf Gottes linden Gang gestraft wurde. „Die ganze Erzählung des Lebens des Elia ist ein untrennbares episches Volksgedicht in seiner Ausführung von Anfang bis zum Ende" (Bunsen). In manchen Zügen ist dasselbe offenbar dem Leben des Mose nachgebildet, während sich in dem Leben des Elisa, der Elia's gleichgesinnter Schüler war, die Wunder des Meisters in geistloserer und z. Th. fast märchenhafter Weise wiederholen. Unter allen Umständen aber ist es ganz naturgemäß und den analogen Erscheinungen aller Culturvölker entsprechend, wenn sich in der jugendlichen Volksphantasie das Leben solcher Männer ins Wunderbare verklärte und die von ihnen erhaltenen Erinnerungen und Ueberlieferungen in der traditionellen Fortpflanzung sich mehr und mehr verherrlichten und erweiterten, besonders bei den nördlichen Stämmen, wo ein regeres Gefühls- und Phantasieleben als in Juda heimisch war. Ließ man doch den großen Propheten, welcher nirgends das Loos gewöhnlicher Sterblichen theilen sollte, am Ende seines Erdenwallens von einem feurigen Wagen lebend gen Himmel gehoben sein, um anzudeuten, daß sein Scheiden kein Untergang war, daß er vielmehr starb, wie er lebte, „ein Prophet wie Feuer, und sein Wort brannte wie eine Fackel" (Sir. 48, 1).

Uebrigens wurden Elia's Bestrebungen im Anfange keineswegs von allen Propheten getheilt, vielmehr geht aus der weitern Geschichte Ahab's hervor, daß weit die Mehrzahl derselben auf des Königs Seite gestanden und sich seinen Wünschen willfährig gezeigt habe. Ueberhaupt werden wir die Propheten auch in späteren Zeiten noch öfters unter sich getheilt finden. Sie bekämpfen einander und geben entgegengesetzte Rathschläge, so daß die Hörer eine Wahl treffen und sich für die einen und gegen die anderen entscheiden mußten. In der Regel erfolgte daher die definitive Anerkennung der einen, die Verwerfung der anderen nachträglich, je nach den Früchten, welche die Befolgung oder Ablehnung ihres Rathes getragen, ihre Weissagungen durch

den Erfolg Bestätigung empfangen hatten oder Lügen gestraft worden waren. In letzterem Falle gelten sie fortan als „falsche Propheten", im ersteren treten sie in die Reihe jener echten „Gottesmänner" ein, deren Geschichte die folgenden Abschnitte fortführen werden. Für die eben besprochenen Gegensätze innerhalb des Prophetenstandes selbst aber legt die unmittelbare Weiterentwickelung der Dinge ein sprechendes Zeugniß ab.

Ahab's Kriegsthaten u. Ausgang.

Die letzten Regierungsjahre Ahab's waren durch schwere Kriege beunruhigt. Ben-Hadad von Damaskus, wohl der Sohn jenes Königs gleichen Namens, der einst wider Baesa gestritten, überzog Samarien mit einem großen Kriegsheer, mit Roß und Wagen. Zwei und dreißig zinspflichtige Könige folgten seinen Feldzeichen. Ahab, außer Stande dieser Heeresmacht zu widerstehen, war bereit dem feindlichen Herrscher, wie er verlangte, all sein Silber und Gold auszuliefern und seine Weiber und Kinder als Geißeln zu stellen. Als aber Ben-Hadad, im Uebermuth des Siegers, noch weiter verlangte, daß seinen Kriegsknechten gestattet sein solle, den Palast und die Häuser der Hofbeamten zu durchsuchen und wegzunehmen, was ihren Augen Lust wäre, so rief Ahab die Aeltesten des Landes zusammen und gab dann nach ihrem Rath zur Antwort, was er zuerst versprochen, wolle er halten, aber auf das Andere könne er nicht eingehen. Drohend rief Ben-Hadad: „Bei den Göttern, der Staub des zerstörten Samarias soll nicht hinreichen für die hohlen Hände all des Volkes, das mir folget." Muthig gab ihm Ahab zur Antwort: „Wer das Schwert umgürte, soll sich nicht rühmen, bevor er es wieder gelös't." Darauf musterte er sein Kriegsvolk, 7000 an Zahl, und stellte die Knappen der Obersten der Landschaften, 232, in die Vorderreihe, um den Kampf zu beginnen. Und als Ben-Hadad und die 32 Unterkönige in den Zelten zechten und berauscht waren, machte Ahab einen plötzlichen Angriff, schlug die verwirrten Feinde in die Flucht und richtete eine große Niederlage an. Nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entrann Ben-Hadad den Verfolgern. Aber im nächsten Jahr erschienen die Syrier abermals in Samarien und lagerten sich in der Ebene von Aphek, vermeinend, der Gott Israel's sei nur ein Gott der Berge, im flachen Lande würde er nichts über sie vermögen; statt der vielen königlichen Bundesgenossen aber, die sein Verderben gewesen waren, stellte Ben-Hadad Statthalter zu Anführern über die Heerabtheilungen auf. Die Israeliten besetzten die südlichen Berghöhen, so daß sie den Syriern im Lager wie zwei weidende Ziegenheerden erschienen. Am siebenten Tage machten sie einen Angriff und schlugen die Feinde; hunderttausend, meldet das Königsbuch, fielen im Streite, von den übrigen, welche mittlerweile die Stadt eroberten, fanden Tausende ihr Grab unter den einstürzenden Mauern. Mit wenigen Getreuen floh Ben-Hadad von Gemach zu Gemach, eine Zufluchtstätte suchend. In der Noth beschlossen sie die Gnade des Königs von Israel anzuflehen. Sie gürteten grobes Tuch um ihre Lenden und Stricke um ihre Häupter und baten Ahab um das Leben ihres Königs. Und

dieser sprach: „Lebet er noch? Er ist mein Bruder!" Darauf ließ er ihn zu sich auf den Wagen steigen, und gab ihm die Freiheit, nachdem derselbe versprochen, die Städte, die einst sein Vater von Samarien losgerissen, wieder herauszugeben und den freien Handel nach Damaskus zu gestatten.

Dieser Ausgang, bezeichnend für Ahab's friedliebende und milde Gesinnung, mißfiel manchem unter den Propheten, um so mehr als sie zum Angriff gerathen und durch die zuversichtliche Verheißung des göttlichen Beistandes zu dem Siege wesentlich beigetragen haben mochten. Einer von ihnen trat dem König unter falscher Hülle entgegen, entlockte ihm durch eine erdichtete Erzählung einen Ausspruch, der auf seine eigene Lage bezogen werden konnte, und sprach dann wie einst Samuel zu Saul: „Dieweil du den Mann, den Jahve verbannet, freigelassen, so soll dein Leben haften für sein Leben und dein Volk für sein Volk." Erzürnt ging der König heim und strafte die Propheten aufs Neue mit seiner Ungnade. — Die mangelhafte Erfüllung der Friedensbedingungen von Seiten Ben-Hadad's rechtfertigte nur zu bald den Unwillen der Propheten über Ahab's unzeitige Milde. Er weigerte sich die Stadt Ramot in Gilead herauszugeben, die doch unter der Zahl der abgetretenen Orte war. Da beschloß Ahab von Neuem Krieg wider Damaskus und forderte Josaphat von Juda zur Theilnahme auf. Dieser antwortete: „Ich wie du, mein Volk wie dein Volk, meine Rosse wie deine Rosse," und zog mit seinem Heere nach Samaria. Als hier die beiden Könige eines Tages in voller Rüstung vor einem der Thore auf ihren Stühlen saßen und die Heere musterten, bat Josaphat den König von Israel, die Propheten über den Feldzug zu befragen. Da kamen gegen 400 von ihnen herbei und sprachen: „Ziehe hin gen Ramot, es wird dir gelingen, und Jahve wird es in deine Hände geben." Nur Micha, der Sohn Jimla's, den Ahab als einen Unglückspropheten haßte, den er aber jetzt auf Josaphat's Wunsch vom Felde holen ließ, sprach: „Ich sehe ganz Israel zerstreut auf den Bergen, wie eine Heerde, die keinen Hirten hat," und erklärte die Reden der andern für die Eingebungen eines Lügengeistes. Da gebot Ahab, daß man ihn ins Gefängniß lege und mit Brod und Wasser der Trübsal speise, bis er glücklich zurückkehre. Darauf zogen die Könige zum Streite gen Ramot. Ahab verkleidete sich, weil Ben-Hadad, die erfahrene Großmuth mit Undank vergeltend, seinen Obersten geboten hatte, auf den König von Israel vor allen ihre Waffen zu richten; aber ein Kriegsmann traf ihn mit seinem Pfeil unbekannter Weise zwischen die Fugen des Panzers und verwundete ihn. Er ließ sich aus der Schlacht führen und verbinden, kehrte dann auf einem Wagen in den Kampf zurück, um die Seinigen nicht zu entmuthigen, und hielt sich den ganzen Tag über stehend, obwohl das Blut von der Wunde auf den Boden des Wagens floß, bis zum Abend, da er starb. Alsbald ging der Ruf durch das Lager: „Ein jeglicher nach seiner Stadt und nach seinem Lande." Auch Josaphat kehrte nach Jerusalem zurück; Ahab's Verkleidung hatte ihn in große Ge-

fahr gebracht. Die Leiche des Königs wurde nach Samaria geführt, und als man am Teiche den Wagen abspülete, so meldet die geschichtliche Ueberlieferung, da lecketen, wie Elia, der Prophet, zur Strafe für die frevelhafte Ermordung Nabot's verkündigt hatte, die Hunde sein Blut.

Nabot.

Dieser Nabot hatte einen Weinberg zu Jesreel neben dem Palaste des Königs. Ahab wünschte denselben zu besitzen, um seinen Schloßgarten zu erweitern, und bot dem Eigenthümer einen reichlichen Ersatz in Geld oder in einem bessern Weinberg. Aber Nabot sprach: „Fern sei von mir, daß ich die Besitzung meiner Väter hergebe!" Diese Weigerung reizte und kränkte den König so sehr, daß er sich auf sein Bett legte und kein Brod aß. Da fragte ihn Jesebel: „Warum ist dein Geist so mißmuthig?" Als sie die Ursache erfuhr, tröstete sie ihn und verhieß ihm den Weinberg. Darauf schrieb sie in Ahab's Namen und unter seinem Siegel Briefe an die Aeltesten und Edlen der Stadt und bewog sie, durch nichtswürdige Leute den Nabot anklagen zu lassen, als habe er Gott und den König gelästert. Diese kamen dem Befehl der Königin nach, verurtheilten den Angeklagten zum Tode und ließen ihn steinigen. Ahab aber nahm Besitz von dem Weinberg, den ihm Jesebel verschafft; als ihm aber Elia im Namen Jahve's jenen alten Volksspruch verkündete und ihm drohte, daß einst Hunde sein Blut lecken und Jesebel's Leiche im Stadtgraben zu Jesreel fressen würden, da zerriß er seine Kleider und fastete und ging langsam einher. Um dieser Reue willen beschloß Jahve das Strafgericht erst in den Tagen seines Sohnes in voller Strenge eintreten zu lassen.

Ahasja 897—895 oder 853—851. Joram (in Samarien). 895—883 oder 851—843.

Das gute Einvernehmen zwischen Juda und Israel dauerte auch unter Ahab's Sohn Joram fort, der seinem ältern Bruder Ahasja in der Regierung zu Samaria folgte, nachdem dieser, der es mit Jahve und Baal zugleich hielt, schon im zweiten Jahr in Folge eines Sturzes aus dem Gitterfenster seines Obergemachs ins Grab gesunken war. Als der Hirtenkönig von Moab, der bisher an Israel die Wolle von 100,000 Lämmern und 100,000 Widdern gezinst't, abfiel, zog Joram in Verbindung mit Juda wider denselben. Nach einem siebentägigen Zug durch die wasserlose Wüste gelangte das Kriegsheer in das Land der Moabiter. Und Israel schlug die Feinde und zerstörte die Städte und warf Steine auf die besten Aecker und verstopfte die Wasserquellen und fällte die Fruchtbäume. Der König von Moab suchte Schutz in seiner Festung Kir-Hareset; und als ihn hier die Schleuderer hart bedrängten, „da nahm er seinen erstgebornen Sohn, der König werden sollte an seiner Statt und opferte ihn auf der Mauer. Und es war ein großer Zorn über Israel, und sie zogen von ihm ab und kehreten zurück in ihr Land" (2. Kön. 3, 27). Die Entschlossenheit des Mannes machte einen überwältigenden Eindruck auf die Belagerer; und der in Kanaan herrschende Aberglaube über die Wirkung solcher Kindesopfer, den auch viele unter den Israeliten theilen mochten, raubte dem Heer die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang und brachte die Abziehenden zu zornigen Ausdrücken über die Urheber des mißlungenen Feldzuges. Moab bieb frei und vergalt in der Folge die erduldeten Leiden durch räuberische Einfälle in Israel. Und so sehr schwächte dieses verfehlte Unternehmen das Ansehen Juda's, daß unter Josaphat's Nachfolger Joram, der, um sich die Thronfolge zu sichern, sechs Brüder aus dem Wege räumte, ein Kriegszug wider Edom fehlschlug,

Joram in Juda 893—885 oder 848—841.

Libna abfiel und arabische Hirtenvölker im Bunde mit den Philistäern Jerusalem überfielen und plünderten, die Söhne und Weiber des Königs aber nebst vieler Beute und Gefangenen entführten.

Auf dem Zug durch die Wüste wurden die vereinigten Könige, niedergeschlagen über den herrschenden Wassermangel, durch die prophetischen Aussprüche eines Mannes aufgerichtet, der von nun an in Israel eine bedeutende Wirksamkeit erlangte. Dieser Mann war Elisa, den einst Elia durch Umwerfen seines Mantels zu seinem Jünger erkoren, als er ihn beim Pflügen seiner zwölf Joch Ackerlandes traf, und der seit dem wunderbaren Hingang des Meisters als der galt, welcher „Wasser auf Elia's Hände gegossen". Waren auch mit dem Mantel des Propheten nur zwei Drittheile seines Geistes auf den Jünger übergegangen (2. Kön. 2, 9), so galt er den Jahvedienern doch in der Folge als der „Wagen Israel's und seine Reiter" und die Persönlichkeit des von den Gegnern gehaßten und von losen Buben verspotteten „Kahlkopfs" war von so mächtigem Eindruck, daß sich im Volke eine Menge Wundersagen über ihn bildeten, die in der Ueberlieferung lange fortgepflanzt und erweitert ihren Weg in das zweite Königsbuch gefunden haben. Mit Joram bald befreundet oder doch in gutem Vernehmen, bald tödtlich entzweit, hat Elisa in die Geschicke des Königshauses mächtig eingegriffen. Mochte er in den Schluchten des Karmel und in den Einöden der Wüste unter Mangel und Entbehrung seine Tage zubringen oder in der volkreichen Stadt und in den höchsten Kreisen des Lebens sich bewegen, überall war er eine hervorragende Erscheinung von entscheidender Bedeutung. Der Einfluß so bedeutender Persönlichkeiten, wie Elia und Elisa, war für die Entwickelung des Prophetenthums und des Jahvedienstes von hoher Wichtigkeit. Unter den Hetzjagden, welche zuweilen der abgöttische Hof auf sie und ihre Anhänger veranstaltete, überhaupt unter den furchtbaren Kämpfen, welche zu bestehen waren, läuterten sich sowohl die Begriffe von der Gottheit, in deren Dienst die Propheten standen, als auch die Auffassung der letzteren von ihrem eigenen Beruf. Hatten davon auch noch viele „Prophetenjünger" eine niedrige Vorstellung, wie die eigennützige Gesinnung von Elisa's eigenem Schüler Gehasi (2. Kön. 5, 20—27) beweis't, so mehrte sich doch die Zahl derer, die entweder in stiller Einsamkeit dem Göttlichen nachsannen oder im Anschluß an hervorragende Lehrer sich im religiösen Glauben und Handeln zu stärken suchten. Zugleich gewann der Gottesbegriff durch den heidnischen Gegensatz eine festere Gestalt, ein bestimmteres Gepräge. Von allen Resten des alten Naturdienstes hat sich der Cultus auf Bergen und Höhen in Israel am zähesten erhalten. Wir sahen, wie ihm die Vorstellung des Himmelsgottes zu Grunde liegt, welche nunmehr für die Propheten Anknüpfungspunkt wurde, als sich in ihrem religiösen Bewußtsein der alte mit dem Naturleben verflochtene Stammgott mit der Zeit zum über die Welt erhabenen Gott Himmels und der Erde verklärte. Zunächst stand den Plänen der Propheten das mit den Phöniziern enge verbun-

dene Herrscherhaus Omri im Wege; darum reifte unter ihnen der Plan, dasselbe zu vertilgen und zu dem Zweck zuerst in Damaskus einen ihrem Vorhaben günstigen Thronwechsel zu bewirken und dann in Israel selbst einen strengen Jahvediener von der erprobten Tapferkeit und der rücksichtslosen Energie eines „Wüthenden" auf den Thron zu heben. Schon Elia hatte nach der Erzählung der Königsbücher von Jahve diesen Auftrag erhalten, aber erst seinem Jünger Elisa war die Ausführung beschieden.

Joram und Ben-Hadad.

Der Unfall in Moab scheint den König Ben-Hadad von Damaskus mit der Hoffnung erfüllt zu haben, den früher versuchten Feldzug wider Israel nun mit mehr Erfolg unternehmen zu können. Er belagerte die Hauptstadt Samaria so enge, daß bald alle Lebensmittel aufgezehrt waren und die größte Hungersnoth zu wüthen begann. Ein Eselskopf galt 8 Sekel Silbers und ein Viertel Kab Taubenmist 5 Sekel. Elisa der Prophet befand sich in der Stadt und ermahnte zum Widerstand und zur Ausdauer, und der König hörte auf seine Worte, kleidete sich in ein Bußgewand und diente Jahve. Als ihm aber eines Tages ein klagendes Weib auf offener Straße die entsetzliche Entdeckung machte, daß sie mit einer andern verabredet habe, ihre beiden Kinder zu schlachten und gemeinschaftlich zu verzehren, und wie nun, nachdem sie der Uebereinkunft nachgekommen, die andere ihren Sohn versteckt halte, da legte er Trauerkleider an und schwur dem Propheten, dem Urheber dieses Elendes, den Tod. Aber eine unerwartete Befreiung der Stadt rettete denselben. Die Feinde, durch ein heftiges Getöse in der Luft zu der Meinung gebracht, es nahe ägyptisches und kananäisches Kriegsvolk mit Roß und Wagen zum Entsatz herbei, verließen eilig in der Dämmerung das Lager und zogen in wilder Flucht über den Jordan. Wahrscheinlich war einer der oben (S. 437) berührten Kriegszüge des assyrischen Königs Salmanassar II. gegen Syrien die eigentliche Ursache des plötzlichen Rückzuges. — Zwischen Joram und Elisa trat trotzdem, daß Ersterer die Baalsäulen abgethan und die Cultusformen Jerobeam's wieder hergestellt hatte, Spannung und Feindschaft ein, wahrscheinlich weil seine Mutter Jesebel, die ihren Göttern stets treu ergeben blieb, wieder größern Einfluß gewann. Jedenfalls läßt der Aufenthalt des Propheten in der feindlichen Stadt Damaskus mit der darauf folgenden Katastrophe auf ein solches Mißverhältniß schließen. Elisa, dessen Erfahrenheit in der Heilkunde schon früher den syrischen Heerobersten Naeman veranlaßt hatte, bei demselben Heilung von seinem Aussatze zu suchen, wurde von dem kranken König Ben-Hadad um Rath angegangen. Diese Gelegenheit scheint von dem Propheten zu einer Palastrevolution benutzt worden zu sein, in Folge deren der König von Damaskus auf dem Krankenlager mittelst eines Fliegennetzes ermordet wurde und Hasael, der wahrscheinliche Urheber oder Mittwisser der blutigen That, an seiner Stelle König in Damaskus ward. Hasael, ein streitbarer Fürst, erhob, von Elisa aufgereizt, alsbald Krieg wider Israel. Bei Ramot, der vielumstrittenen Stadt in Gilead, stießen die Heere auf einander; Joram wurde verwundet und kehrte zurück nach der Stadt Jesreel, um sich heilen zu lassen. Aber noch vor seiner völligen Genesung wurde das Haus Omri von dem Herrscherstuhl herabgestoßen.

Jehu's Berufung.

Als der König Joram krank in seinem Palaste zu Jesreel lag und Ahasja, sein Neffe, der kurz vorher seinem Vater Joram in der Herrschaft von Juda gefolgt war, sich zum Besuche bei ihm befand, schickte Elisa einen seiner Prophetenjünger mit der Oelflasche gen Ramot ins Lager, mit dem Auftrage, den

dort befehlenden Kriegsobersten Jehu zum König in Israel zu salben. Die Hauptleute saßen beisammen, als der Jüngling eintrat und zu Jehu sagte: „Ich habe ein Wort an dich, Oberster!“ Darauf führte er ihn rasch in die innerste Kammer des Hauses, goß das Oel auf sein Haupt und sprach: „So spricht Jahve: Ich salbe dich zum König über Israel; und du sollst das Haus Ahab's schlagen und ich will das Blut der Propheten und aller meiner Knechte rächen an Jesebel und will von Ahab vertilgen, was an die Wand pisset; und Jesebel sollen die Hunde fressen auf dem Grundstücke zu Jesreel und Keiner soll sie begraben.“ Dann öffnete er die Thür und entfloh. Die Hauptleute waren anfangs betroffen über die Erscheinung des „Verrückten“; als sie aber aus Jehu's Mund vernahmen, was er gesprochen und gethan, da legten sie ihre Mäntel unter ihn auf die Stufen, stießen in die Posaune und riefen: „Jehu ist König.“

Joram's u. Ahasja's Tod. Nunmehr des Beistandes aller Altgläubigen sicher, brach Jehu, der geschickteste Reiter und Wagenlenker im ganzen Heer, alsbald mit einer Schaar Getreuer gen Jesreel auf, damit keine Botschaft ihm zuvorkäme. Als der Thurmwächter dem König die Ankunft des Kriegshaufens meldete, schickte dieser nach einander zwei berittene Boten ab, um zu erfragen, was sie brächten. Aber Jehu, eben so klug und listig als tapfer, hielt die Kundschafter zurück. Da ließ Joram seinen Wagen anspannen und fuhr, begleitet von seinem Neffen Ahasja von Juda, dem Haufen entgegen. Auf dem Grundstücke Nabot's traf er Jehu und fragte: „Kommst du zum Heil?“ Dieser aber sprach: „Was Heil, während deine Mutter Jesebel Hurerei und Zauberei treibt.“ Da rief Joram seinem Neffen zu: „Verrätherei, Ahasja!“ lenkte um und floh. Jehu aber faßte den Bogen und schoß Joram zwischen seine Arme, daß der Pfeil ihm zum Herzen herausging und er umsank in seinem Wagen. Der König von Juda suchte sich durch eilige Flucht zu retten. Aber Jehu's Leute jagten ihm nach und schlugen ihn auf der Anhöhe Gur bei Jibleam. Schwer verwundet gelangte Ahasja nach Megiddo, wo er starb. Seine Leiche führten die Knechte nach Jerusalem und bestatteten sie bei seinen Vätern in der Davidsstadt.

Jesebel's Ausgang. Rasch zog hierauf Jehu in die Hauptstadt Jesreel ein. Als er an das Thor des Palastes kam, rief ihm Jesebel, im königlichen götzendienerischen Schmuck den Untergang erwartend, zum Fenster heraus zu: „Ging es Simri, dem Mörder seines Herrn, wohl?“ Er aber erhob sein Angesicht nach dem Fenster und sprach: „Wer hälts mit mir?“ und da zwei oder drei Verschnittene erschienen, befahl er ihnen, sie herabzustürzen. Und sie warfen sie herab, und ihr Blut spritzte an die Wand und an die Rosse, und er fuhr über sie hin. Darauf ging er hinein, aß und trank und gebot dann die „Verfluchte“ zu begraben, da sie ja doch eine Königstochter sei. Den Leichnam Joram's aber ließ er durch seinen Wagenkämpfer auf Nabot's Grundstück werfen, damit die Drohung Elia's, die er einst angehört, als er mit Joram hinter Ahab hergeritten, in Erfüllung ginge. Aber das Strafgericht war noch lange nicht vollendet. In

Jehu wüthet gegen das Haus Ahab's.

Samarien befand sich die königliche Familie, siebenzig Glieder an Zahl, nebst den Rossen, Wagen und Waffenvorräthen; diese mußte Jehu vor Allem in seine Gewalt bringen. Deshalb schrieb er an die Aeltesten und Erzieher: „Wenn ihr für mich seid, so nehmet die Köpfe der Söhne eures Herrn und kommt damit gen Jesreel." Zitternd gehorchten sie dem Machtgebote des Gewaltigen und lieferten die 70 abgeschlagenen Häupter in Körben nach der Hauptstadt. Jehu ließ sie in zwei Haufen vor den Eingang des Thores legen und sprach dann zu dem versammelten Volke: „Ihr seid gerecht! Siehe, ich habe mich verschworen wider meinen Herrn und ihn umgebracht, wer aber hat alle diese erschlagen? Erkennet denn, daß nichts auf die Erde fällt vom Worte Jahve's." Noch nicht gesättigt von Blut, tödtete er sodann alle Uebriggebliebenen vom Hause Ahab's zu Jesreel, alle Großen, Vertrauten und Priester, und nicht Einen ließ er am Leben. Darauf machte er sich auf gen Samaria. Beim Bind-Hause der Hirten traf er auf die Brüder Ahasja's, die herabgekommen waren, um nach ihrer Verwandten zu sehen. „Greifet sie!" rief er seinen Leuten zu. Und sie griffen sie lebendig und schlachteten sie bei der Grube am Bind-Hause, und nicht Einer von ihnen blieb übrig. Bald darauf begegnete er dem Jonadab, dem Sohne Rechab's, dem Führer der israelitischen Nomadenhorde der Rechabäer. „Ist dein Herz redlich gegen mich?" fragte er ihn, und als dieser antwortete: „Es ist!" reichte er ihm die Hand und ließ ihn zu sich auf den Wagen steigen, damit er Zeuge sei seines Eifers für Jahve. Und als er gen Samarien kam, vertilgte er auch dort alle Uebriggebliebenen von Ahab.

Jehu wider die Baal-diener.

Nun sollte dem Baaldienst die Axt an die Wurzel gelegt werden. Um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, stellte sich Jehu, als ob er dem unter Joram vernachlässigten Cultus neuen Glanz verleihen wollte, und veranstaltete ein großes Opferfest, bei dem sich alle Priester und Propheten des Baal in ihrer Amtstracht einfinden mußten. Als das Haus gefüllt war von einem Ende zum andern, sprach Jehu zu seinen Läufern und Wagenkämpfern: „Gehet hinein und schlaget sie mit der Schärfe des Schwertes und laßt keinen entrinnen!" Und sie thaten, wie ihnen befohlen; darauf stürzten sie die Säule um, rissen das Haus nieder und verunreinigten die Stätte. So vertilgete Jehu den Baal aus Israel; aber die alten Stierbilder zu Dan und Betel, daran auch jetzt noch die Propheten keinen Anstoß genommen zu haben scheinen, ließ er bestehen. Und Jahve sprach zu Jehu durch den Mund der Propheten: „Weil du gethan was recht ist in meinen Augen und ganz wie es mir im Herzen war, so sollen Söhne des vierten Geschlechts von dir sitzen auf dem Thron Israel's."

Atalja vertilgt Ahasja's Geschlecht.

Wie im Reich der zehn Stämme das Haus des ritterlichen Ahab der frommen Raserei als Opfer fiel, so erlag es in Juda der Herrschsucht eines leidenschaftlichen Weibes. Jehu mochte, als ihm der Zufall den König Ahasja und seine Brüder in die Hände lieferte, sich der Hoffnung hingeben, das südliche Reich mit Hülfe der Jahvediener auf ähnliche Weise zu gewinnen, wie

das nördliche. Aber Atalja, die Mutter des ermordeten Ahasja, auf welche die Willenskraft und Leidenschaft ihrer Mutter Jesebel als Erbtheil übergegangen, ergriff die Zügel der Regierung mit fester Hand; und um nicht durch einen Sohn oder männlichen Anverwandten aus der Herrschaft verdrängt zu werden, vertilgte sie, gleich Jehu, das ganze königliche Geschlecht mit blutiger Grausamkeit. Nur mit Mühe rettete die Schwester Ahasja's den einjährigen Sohn ihres Bruders, Joas, und hielt ihn mit seiner Amme in einem Nebengebäude des Tempels bei ihrem Gemahle, dem Oberpriester Jojada, verborgen.

Jehu 883–855 oder 843–815. Auf blutiger Bahn war Jehu auf den Thron von Samaria gelangt; aber die goldene Zeit, die sich die Propheten und eifrigen Jahvediener unter seiner Herrschaft versprachen, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr war Jehu's 28jährige Regierung eine Zeit der Entkräftung im Innern und der Schwäche nach Außen, ein trauriger Gegensatz gegen die Tage des Glanzes und Sieges unter Ahab. Nicht blos erfuhren wir schon aus der assyrischen Geschichte, daß er dem Salmanassar II. tributpflichtig wurde (S. 438), auch alles Land auf der Ostseite des Jordans, von Aroer am Arnon bis nach Basan, ging an denselben König Hasael von Damaskus verloren, der im Verein mit Jehu für den Jahvecultus
Joahas 855–838 oder 815–798. zu wirken bestimmt war. Unter seinem Sohne Joahas wurden sogar viele Städte diesseit des Stromes von Israel „abgeschnitten“ und die Streitmacht des Reiches war so sehr zusammengeschmolzen, daß dieser König nur noch 50 Reiter, 10 Streitwagen und 10,000 Mann Fußvolk ins Feld führen konnte. „Denn der König von Syrien hatte sie umgebracht, und hatte sie gemacht wie Staub beim Dreschen.“ Eine Zeit lang stand das Reich Israel am Abgrunde der Ver-
Joas 838–822 oder 798–790. nichtung. Erst unter den beiden folgenden Königen, Joas und Jerobeam II., ermannte sich das Volk wieder. Joas schlug die Syrier auf der alten Wahlstatt bei Aphek und gewann die verlornen Städte diesseit des Jordans dem Reiche zurück. Diese glückliche Wendung war nach der biblischen Erzählung das Werk des sterbenden Elisa, der den ihn besuchenden König durch die Verheißung eines dreifachen Sieges aufgerichtet und zum Kampfe ermuthigt habe. Bald nachher starb der Prophet, aber noch im Grabe wich die Wunderkraft nicht von ihm; ein erschlagener Krieger, den seine Gefährten in dieselbe Grube warfen, erlangte durch die Berührung seiner Gebeine die Lebenskraft wieder.
Jerobeam II. 822–761 oder 790–749. Noch erfolgreicher kämpfte Jerobeam II. wider die Moabiter, welche in das entvölkerte Gebiet des Stammes Ruben eingewandert waren, nunmehr aber gänzlich unterworfen wurden. In ihm schickte Jahve dem schwer bedrängten Reiche jenen „Retter“ oder „Heiland“, welcher dem Joahas schon in Jerobeam's Vater Joas verheißen schien (2. Kön. 13, 5). Er eroberte im Norden und Osten Alles zurück, was einst David und Salomo besessen; und sein Verdienst ist es, wenn jetzt selbst Damaskus und Hamat aufhörten, eine bedrohliche Nachbarschaft zu bilden. Seine Regierung war nach langen Jahren der Drangsal, „da die Syrier mit eisernen Schlitten Gilead gedroschen“ (Amos 1, 3), ein heiterer

Lichtblick, wo „die Kinder Israel wieder wohneten in ihren Zelten wie in den Tagen der Vorzeit", und im friedlichen Verkehr mit dem phönizischen Handel- und Gewerblande Wohlstand und Lebensglück erlangten. Aus den Strafreden des Propheten Amos, der unter dieser Herrschaft wirkte, ersieht man, daß die Söhne Israels stattliche Häuser aus Quadersteinen baueten und anmuthige Weinberge anlegten, daß die Vornehmen auf Ruhebetten sich hinstreckten und auf elfenbeinerne Lager, daß sie mit dem feinsten Oele sich salbten, an köstlichen Speisen und Getränken sich labten und bei Harfenklang und Saitenspiel sich ergötzten. Und wenn auch die lange Friedenszeit durch einzelne Unfälle getrübt ward, wenn Jahve drei Monde lang den Regen zurück hielt, daß die Frucht verdorrete, wenn er Heuschrecken sandte, welche die Feigen und Oliven fraßen, wenn er das Land mit Pest und Erdbeben heimsuchte, darum daß sie „das Recht in Gift wandelten und der Gerechtigkeit Frucht in Wermuth", so wurde durch solche vorübergehende Mißgeschicke und Warnzeichen der Natur doch der blühende Zustand des Reichs und der heitere Lebensgenuß des Volkes nur wenig gestört. Aber freilich war nach der Schilderung des Propheten mit dieser Blüthe auch Ueppigkeit und Wohlleben und Schwelgerei verbunden; freilich beugten die Richter oft das Recht, nahmen Geschenke und unterdrückten die Geringen und Schutzlosen; freilich trieben die Reichen und Mächtigen oft schnöden Wucher, indem sie die Kornpreise steigerten und das Maaß verkleinerten oder den Armen um geringer Darlehn willen zum Knechte machten. Sie selbst aber lebten herrlich und in Freuden, vergaßen der alten Zucht und häuslichen Ehrbarkeit, dienten dem Baal und der Aschera, aber „um Joseph's Wunde grämten sie sich nicht" (Am. 6, 6). Wie es scheint, litt das Reich schwer unter jenem Mangel an Rechtsschutz, welcher auch im bestgeordneten orientalischen Staat noch empfindlich genug auffällt. Der Prophet Amos aber erweis't seine wahrhaft göttliche Sendung vor Allem in der mannhaften Art, womit er der Ausbeutung der Armen und Niederen im Volke entgegentritt. Ueber dem äußeren Glanze, womit der große Eroberer seine Herrschaft umgeben hatte, übersah der Prophet nicht die innere Hohlheit derselben, und kühn weissagte er dem Hause Jehu's jenen Untergang mit Schrecken, welcher dann auch bald genug über Reich und Dynastie hereinbrechen sollte.

Leben und Sitten in Israel nach Amos.

In den Tagen Jerobeam's II., als neben äußerem Wohlstand Götzendienst und Sittenlosigkeit in Israel herrschte, wanderte Amos, ein Hirte und Maulbeerfeigenbauer, aus der Wüstentrift von Thekoa in Juda nach Betel, um dem entarteten Volke des Nordreiches die Strafgerichte des Herrn zu verkünden, wenn es in dem sündigen und götzendienerischen Leben verharrte.

Amos.

„Denn wenn der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten, und wenn der Herr ruft, wer sollte nicht weissagen?" „Wer könnte widerstehen, wenn Jahve's Zorn brüllet aus Zion und seine Stimme erschallet aus Jerusalem, daß welken die Anger der Hirten und das Haupt des Karmel verdorret?" In Betel läßt er die scharfen Worte ertönen, worin er die Habsucht, die Bedrückung und das üppige und lastervolle

Leben der Reichen und Mächtigen straft. „Die da häufen Unrecht und Raub in ihren Palästen und in Wermuth wandeln das Recht, die sich auf verpfändete Gewänder hinstrecken und den Wein der Gebüßten trinken, die Vater und Sohn zu Einer Dirne gehen!"

Als Werkzeuge des göttlichen Zorns erscheinen ihm, ohne daß er sie schon ausdrücklich namhaft macht, die Assyrier, deren Uebermacht Amos in der Ferne aufsteigen sieht. Zuerst verkündigt er die Strafgerichte sieben benachbarten Reichen, den Syriern, Philistäern und Tyriern, den Edomitern, Ammonitern und Moabitern und Juda. Nachdem er so den Kreis enger gezogen, kommt er auf sein eigentliches Ziel, das Reich der zehn Stämme, und weissagt dem Staate Zertrümmerung, dem Lande Verödung, dem Volke Verbannung. Mit erschütternder Macht schildert er das Laster und das daraus hervorgehende Elend und Verderben.

„Darum, weil ihr den Geringen mit Füßen tretet und Korngeschenke von ihm nehmet, habt ihr Häuser von Quadern erbauet und sollt nicht darin wohnen; habt anmuthige Weinberge gepflanzet und sollt ihren Wein nicht trinken. Sie liegen auf elfenbeinernen Lagern und strecken sich auf Ruhebetten und essen feiste Lämmer von der Heerde und Kälber von der Mast; sie girren zu dem Klange der Harfe, um Saitenspiele zu ersinnen wie David. Sie trinken aus Weinschaalen und mit dem besten Oele salben sie sich. Höret dies, die ihr die Armen zu verschlingen trachtet und zu Grunde richtet die Elenden, indem ihr sprechet: Wann ist der Neumond vorüber, daß wir Korn verkaufen, und der Ruhetag, daß wir Getreide feilhalten können, damit wir den Scheffel kleiner und den Geldwerth größer machen und die Waage fälschen zum Betrug, daß wir um Silber Dürftige kaufen und einen Armen für ein Paar Schuhe." — Mit einschneidenden Worten beschwört er sodann die Kinder Israel's, Jahve zu suchen, daß er nicht einbreche wie Feuer in Joseph's Haus und es fresse; aber nicht mit Opfern und Festen, sondern mit Reinheit des Herzens und gutem Wandel: „Hasset das Böse und liebet das Gute und stellet im Thore fest das Recht, auf daß ihr lebet und Jahve sich eurer erbarme. Ich hasse und verschmähe eure Feste, spricht der Herr, und mag nicht riechen eure Feiertage. Wenn ihr mir bringet Brandopfer und Speisopfer, so genehmige ich sie nicht und die Dankopfer eurer Mastkälber blick ich nicht an. Thue von mir den Lärm deiner Lieder, und das Spiel deiner Harfen mag ich nicht hören! Aber es ströme Recht wie Wasser, und Gerechtigkeit wie ein Bach unversiegbar! Habt ihr Schlacht- und Speisopfer mir gebracht in der Wüste? Und nun traget ihr die Hütte eures Königs und das Gestell eurer Götzenbilder, den Stern eures Gottes, den ihr euch gemacht. Aber am Tage, wo ich heimsuche die Vergehungen Israel's und die Altäre Betel's abgeschlagen werden und die Hörner des Altars zu Boden fallen, da zerschlage ich das Winterhaus sammt dem Sommerhaus und zu Grunde gehen die Häuser von Elfenbein. Der Dränger wird kommen rings um das Land und reißt herab eure Macht, und eure Paläste werden geplündert. Ein Volk wird aufstehen wider euch vom Hause Israel und wird euch drängen von Hamat bis zum Fluß der Steppe, und man wird euch in Gefangenschaft führen über Damaskus hinaus. Man wird euch fortschaffen an Angeln und eure Nachkommen an Fischerhaken und über Trümmern werdet ihr ins Elend wandern. Ziehet hinüber nach Kalne und schauet und gehet von dannen zur großen Hamat und reiset hinab gen Gat im Philisterland; seid ihr besser als diese Reiche oder ist euer Gebiet größer? Durchs Schwert sollen sterben alle Sünder in Israel, die da sprechen: Uns erreicht und überfällt das Unglück nicht!"

Die Priester zu Betel nahmen Anstoß an den Worten des Propheten, der den Opferdienst angriff; sie klagten ihn daher an, er stifte Aufruhr, weil er sage, Jerobeam werde sterben durchs Schwert und Israel werde weggeführt werden aus dem Lande, und bewirkten seine Vertreibung von Betel. Amos antwortete: „Nicht Prophet

bin ich, noch Prophetensohn, sondern ein Hirte und Maulbeerfeigenbauer, den Jahve von der Heerde hinweggerufen;" aber er mußte nach Juda zurückkehren.

Nachdem er seine Flucht geschildert und in neuen Visionen abermals gegen die Sünden und Laster und deren Quelle und Urgrund, die Abgötterei, geeifert, zeigt er einen idealen Hintergrund, eine Zeit der Versöhnung und der Wiedergeburt aus dem Untergange. Der frische Hauch der Natur, den Amos auf seinen Triften eingesogen, weht uns in seiner prophetischen Dichtung allenthalben entgegen und verleiht ihr ein frisches, farbiges Gepräge. Seine meisten Bilder hat er dem Landleben entnommen und mit malerischer Lebendigkeit gezeichnet.

In Juda behauptete Atalja die mit Blut erworbene Herrschaft sechs Jahre lang, das einzige Beispiel einer weiblichen Regierung bei den Hebräern. Treu der Ueberlieferung ihres Hauses, begünstigte sie den Cultus des Baal und der Aschera. Die Leviten im heiligen Raume auf Zion scheinen dem fremden Religionswesen weniger schroff entgegengetreten zu sein, als die Propheten in Samarien. Aber der Sieg der Jahvediener im letztern Reich blieb nicht ohne Einfluß auf den Bruderstaat Juda. Jojada, der Oberpriester, versammelte die Anführer der Leibwache im Tempel, zeigte ihnen den jungen Königssohn Joas, der bisher im Heiligthum heimlich erzogen worden, und verabredete mit ihnen den Plan zu seiner Erhebung auf den Herrscherstuhl. An einem Sabbat, da viel Volk im Vorhof des Tempels versammelt war, bildeten der Verabredung gemäß zwei Drittel der Leibwächter einen dichten Kreis, indeß das andere Drittel in herkömmlicher Weise den königlichen Palast als Schutzwache umstellt hielt. Nachdem sodann Jojada den Obersten und Hauptleuten die im Tempel aufbewahrten Schilde nebst dem Speer des Königs David überreicht hatte, um sie zum heiligen Kampfe anzufeuern, führte er den königlichen Knaben in ihre Mitte, setzte ihm die Krone auf und ließ ihn feierlich salben. Darauf riefen ihn die Leibwächter unter Posaunenschall zum König aus und die versammelte Menge stimmte in den Ruf ein. Atalja, durch den Lärm aufgeschreckt, eilte kühnen Schrittes in den Tempel; aber aus den Umständen das Vorgefallene ahnend, zerriß sie ihre Kleider und rief: „Verschwörung! Verrätherei!" Darauf ließ Jojada sie aus dem Heiligthume führen und vor dem Eingange am Fahrwege zum Königshause tödten. Das Volk, von dem Oberpriester an den alten Bund mit Jahve erinnert, stürzte in der Aufregung des neuerweckten Religionseifers nach dem Baaltempel, ermordete dort den Priester Mathan und zerstörte das Heiligthum sammt den Bildern und Altären. Jojada aber, welcher nun zum Schutze des Heiligthums eine Tempelpolizei einführte, wurde der Lehrer und Leiter des jungen Königs und trug Sorge, daß dieser dem Dienste Jahve's ergeben blieb und die Priester ehrte. Dennoch gereichte seine Regierung dem Lande so wenig zum Heil, wie dem Reiche Israel die Herrschaft Jehu's und seines Sohnes. Der syrische König Hasael, von den Philistäern in Gat um Hülfe angerufen, siegte im Felde über Juda und bedrängte Jerusalem dergestalt, daß der König sich genöthigt sah, den Abzug des Feindes mit allen

Juda. Atalja 884—878 oder 843—837.

Joas 878—838 oder 837—797.

Schätzen und Kostbarkeiten, die sich im Tempel und Palast angesammelt hatten, zu erkaufen. Der junge König liebte den Frieden und bewies sich lange Zeit über als Zögling der Priester, ja er übertraf noch im Eifer für die Herstellung und Verschönerung des Tempels die Priesterschaft, indem er alle freiwilligen Gaben und Gefälle für den Bau bestimmte und, als die Priester sich bei dem Einsammeln saumselig bewiesen, das Geld durch eigene Aufseher aus dem Levitenstand eintreiben ließ. Nach Jojada's Tod scheint Joas Lust gehabt zu haben, selbständiger aufzutreten. Da zugleich wieder heidnisches Religionswesen Eingang in Jerusalem suchte, trat Jojada's Sohn Sacharja dem König entgegen. Dieser ließ ihn dafür tödten. Das auf diese Weise entstandene Parteitreiben, dem der schwache König nicht mit dem gehörigen Nachdruck begegnete, hat wohl die Verschwörung herbeigeführt, in deren Folge Joas von zwei seiner Hofbeamten im eigenen Hause ermordet wurde. Doch vermochten die Thäter nicht dem königlichen Geschlechte den Thron zu entreißen; vielmehr folgte dem
Amazia 838—809 oder 797—792. schlaffen Joas sein unternehmender Sohn Amazia in einem Alter von 25 Jahren. Nachdem dieser das Blut des Vaters an den Mördern gerächt hatte, ohne jedoch die Strafe auf deren Söhne auszudehnen, zog er, eben so kriegslustig wie der Vater friedliebend gewesen war, wider das treulose Edom ins Feld, eroberte die Stadt Sela und ließ 10,000 Gefangene von den Felsen des Salzthales in die Tiefe stürzen. Stolz über diesen Ausgang forderte hierauf Amazia den König Joas von Israel zum Kampfe heraus: „Komm, laß uns einander ins Angesicht sehen", ließ er ihm sagen. Dieser antwortete ihm, er möge seines Ruhmes über die Edomiter ruhig genießen und zu Hause bleiben, damit es ihm nicht ergehe wie dem Dornstrauch, der sich mit der Ceder auf dem Libanon habe messen wollen und den dann das Wild des Gebirges zertreten habe. Aber Amazia hörete nicht. Da zog Joas heran, schlug Juda bei Betsemes, westlich von Jerusalem, und nahm den König auf dem Schlachtfelde gefangen. Darauf ergab sich die Hauptstadt unter schimpflichen Bedingungen: die Stadtmauer wurde im Norden vom Thore Ephraim bis zum Eckthore 400 Ellen weit geschleift, alles Gold und Silber im Tempel und Palast mußte ausgeliefert werden, und edle Männer folgten dem Sieger als Geißeln für künftiges gutes Verhalten. Unter diesen Bedingungen erhielt der König von Juda seine Freiheit wieder; aber nur um einige Zeit nachher bei einem Aufstande ermordet zu werden.

Usia 809—757 oder 792—740. Nun erhob das Volk Amazia's sechzehnjährigen Sohn Usia (oder Asaria) auf den Stuhl David's. Mit ihm beginnt für Juda eine ähnliche Zeit des Glückes und der Blüthe, wie für Israel unter dessen Zeitgenossen Jerobeam II. Gleich groß in den Künsten des Friedens wie in den Werken des Krieges verlieh Usia dem Reiche Wohlstand im Innern und Macht und Ansehen nach Außen. Am Tempel nahm er prächtige Herstellungen vor und vertrieb daraus gründlich alle Reste des Götzendienstes. Um den feindlichen Ueberfällen zu

steuern, von denen Juda so oft heimgesucht ward, verstärkte er die Festungen und die Kriegsmacht. Nicht blos der unter Amazia niedergerissene Theil der Stadtmauer in Jerusalem wurde wieder aufgebaut, sondern der König errichtete auch Thürme an den drei schwächsten Stellen und versah sie mit Maschinen zum Werfen von Steinen und großen Pfeilen. Aehnlich sorgte er für die andern Festungen des Landes. Den Heerbann brachte er auf mehr denn vierthalbhunderttausend Mann und schaffte dem ganzen Heere Schilde und Speere, Helme und Panzer und Bogen und Schleudersteine an. So geschützt und gerüstet unternahm er Feldzüge nach Süden und Westen. Er unterwarf das Gebiet der Edomiter und einiger arabischer Hirtenstämme, drang bis nach Elat (Ezeon-Geber) am rothen Meer vor und richtete in dieser Hafenstadt, die er ausbauete, die lange unterbrochene Schiffahrt wieder ein. Die Araber züchtigte er für die Befehdung unter Joram, und gleich erfolgreich kämpfte er gegen die Philistäer; er nahm Gat, Asdod und Jabne ein und legte neue Städte auf dem eroberten Gebiete an; seit David hatte kein König die Grenzen des Reiches den Nachbarvölkern gegenüber so sehr erweitert. Und wie er die Ophirfahrten wieder belebte, so war er auch für die Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht bedacht. „Er liebte den Landbau," heißt es in der Chronik (II, 26, 10) „und hatte große Heerden in der Ebene und Ackerleute und Winzer auf den Bergen, und er bauete Thürme („Heerdenwarten") in der Wüste und grub viele Brunnen." Und sein Name ging aus in die Ferne bis nach Aegypten. Aber von jeder Höhe geht es mit Naturnothwendigkeit auch wieder bergab, und die Folgen eines ähnlichen Wohlstandes, wie wir ihn in Israel beobachtet haben, scheinen auch in Juda nicht ausgeblieben zu sein. Propheten wie Amos, Hosea und der große Jesaja bedenken auch das Südreich mit ihren Klagen über Ungerechtigkeit der Richter und Unterdrückung der Armen und Hülflosen; über Abfall zum lüsternen Heidenthum und Vorliebe für fremde Sitten; über Zügellosigkeit der Weiber, über Genußsucht und Ueppigkeit des Volkes, über Leichtfertigkeit des Lebens.

Nach der priesterlichen Geschichtserzählung in der Chronik starb Usia als Aussätziger in einem Siechhause, weil er trotz der Verwarnung der Priesterschaft eigenhändig am Brandopferaltar im Tempel geräuchert. Auf ihn folgte sein tapferer Sohn Jotam, der ganz in des Vaters Fußtapfen trat. Er überwand die Ammoniter, das einzige Volk, welches von Usia noch ohne Züchtigung für frühere Unbill gelassen war, und zwang sie zu einer jährlichen Abgabe von 100 Silbertalenten und 10,000 Maaß Weizen und Gerste. Er baute das obere (nördliche) Thor des Tempels und die südöstliche Mauer aus, gründete auf dem öden Gebirge des südlichen Juda neue Städte mit urbar gemachtem Felde und führte in den Waldhöhen Burgen und Thürme zur Beobachtung des Feindes auf. Die guten Verhältnisse mit dem ägyptischen Hofe und mit dem übrigen Auslande dauerten fort, und das Lob, welches ihm die Geschichtsbücher seiner Zeit in religiöser Beziehung spendeten, wird nur durch einige, vielleicht gleichzeitige, Reden Jesaja's getrübt, aus welchen hervorgeht, wie sorglos man im

Jotam 757–741 oder 740–734.

Vollgenusse des Wohlstandes, welchen die lange Regierung Usia's geschaffen hatte, dahinlebte.

C. Untergang des Reiches der zehn Stämme. Blüthe des Prophetenthums.

Während sich Juda unter Usia und seinem gleichgesinnten Sohne Jotam einer verhältnißmäßig glücklichen und friedlichen Zeit erfreute, wurde das Reich der zehn Stämme nach Jerobeam's II. Tod von neuen Stürmen erschüttert, zu einer Zeit, da im Osten eine gewaltige Kriegsmacht ihre erobernde Hand nach dem syrischen Berglande ausstreckte. Hatten bisher schon die Philistäer und Syrier dem gespaltenen Reiche Unheil gedroht, so war durch die gewaltige Erhebung Assyriens schon seit Ahab's Tagen (S. 437) das Nordreich gefährdet. Der Prophet Hosea, welchen wir gleich näher kennen lernen werden, ist der Erste, welcher Assur geradezu als die Zuchtruthe in der Hand Jahve's nahmhaft macht, durch welche das den Heiden immer ähnlicher gewordene Volk der zehn Stämme für seinen Abfall gestraft werden sollte. Und zwar bekam das Reich diese Zuchtruthe gerade damals empfindlicher zu fühlen, als es überdies durch innere Thronstreitigkeiten zerrissen und geschwächt war. Denn um dieselbe Zeit, als der letzte Sprößling des Hauses Jehu, Sacharja, des kräftigen Jerobeam's II. Sohn, nach einer Regierung von sechs Monaten in Folge einer Verschwörung ermordet wurde, der Urheber der Bluthat aber, Sallum, schon nach einem Monat durch Menahem ein gleiches Schicksal erfuhr, stand Tiglat Pilesar II., welchen die hebräischen Geschichtsquellen auch Phul nennen, mit seiner Kriegsmacht bereits im syrischen Lande. Menahem, gleichfalls ein Blutmensch, der die widerspenstige Stadt Tiphsa mit roher Grausamkeit behandelte, war nicht im Stand, dem zerrütteten Reiche Ordnung im Innern und Sicherheit nach Außen zu verleihen. Die Bande des Gehorsams und der Zucht waren gelös't. Bewaffnete Schaaren zogen raubend und mordend im Lande umher; die Schutzflehenden wurden von der „Bande der Priester" an heiliger Stätte angefallen (Hosea 6, 9). Seit Moab wieder zum Reiche gebracht war, scheint der Schwerpunkt des politischen Wirkens im jenseitigen Theil gelegen zu haben. Aus Gilead waren Sallum und Menahem, welche sich nach einander des Thrones bemächtigten. Gleichwohl fielen jetzt die nördlichen Städte jenseit des Jordans mit Aroer den Syriern von Damaskus als Beute zu und im Südwesten wiederholten die Philistäer die alten verheerenden Streifzüge. Nur mit Mühe hielt sich das Reich unter diesen Stürmen aufrecht. Darum beschloß man, sich auf eine fremde Schutzmacht zu stützen; die Einen riethen zum Anschluß an Aegypten, die Andern an Assyrien. Menahem stimmte den letztern bei und erkaufte sich Phul's Freundschaft und Hülfe um 1000 Talente Silbers

Sacharja 760 oder 749.

Menahem 760–750 oder 748–738.

nebst der Zusage eines jährlichen Tributs. Und doch war das Land so hülflos, daß das Geld nur durch eine Umlage auf die vermöglicheren Familien zusammengebracht werden konnte.

In diesen Tagen der größten Verwirrung, als nach Jerobeam's II. Tod das Reich der zehn Stämme in seinen innersten Grundfesten erschüttert war, als Ordnung und Gesetzlichkeit danieder lagen, sittliche Fäulniß alle Stände und Lebensverhältnisse ergriff und der König Menahem, umringt von innerer Zerrüttung, nach Hülfe von dem aufstrebenden Reiche der eroberungssüchtigen Assyrier sich umsah, da kam der Geist Jahve's über Hosea, den Sohn Beeri's, daß er dem Volke Israel seine Verirrungen vorhalte, es von dem götzendienerischen Cultus zur wahren Jahveverehrung zurückführe und die Zuversicht in ihm erzeuge, daß nur in dem treuen Festhalten an dem Glauben der Väter Heil und Rettung sei. Der Prophet Hosea.

Ueberall an die Gedankenwelt und Cultusweise der altisraelitischen Volksreligion anknüpfend, hat Hosea doch mehrfach umbildend auf dieselbe eingewirkt. Letztere Bemerkung gilt, wenn nicht überhaupt schon von seinem Begriffe Gottes als eines rein geistigen, nicht im Bilde zu verehrenden Wesens, doch jedenfalls von der Vorstellung einer ausschließlichen, d. h. ehelichen, Liebesgemeinschaft zwischen diesem Gott und seinem auserwählten Volke. Wie aber schon der altherkömmliche Begriff des Bundes zu diesem Bilde hin drängte, so ergab sich dasselbe als richtige Bezeichnung für das wahre religiöse Verhältniß andererseits aus der Vergleichung des Abfalls mit Buhlerei und Ehebruch, wie solche zu der stehenden Bildersprache unseres Propheten gehört. Dazu aber hatte wieder jene dämonische Verbindung von Wollust und Religion Anlaß geboten, wie sie den kananitischen und phönizischen Culten, welche der Prophet bekämpfte, eigen war. Bei ihm gehen die Begriffe „Abgötterei" und „Hurerei" fortwährend in einander über, und der so gekennzeichnete Götzendienst gilt als Wurzel und Quelle alles Uebels und aller Laster: „Auf den Gipfeln der Berge opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie unter Eiche und Pappel und Terebinthe, weil lieblich ihr Schatten; darum ist keine Treue, noch Liebe, noch Gotteserkenntniß im Lande, sondern Schwören und Lügen und Morden und Stehlen und Ehebrechen; Gewaltthat wird geübt und Blutschuld reihet sich an Blutschuld." Wie anders stand es einst, als der Bund Jahve's mit seinem Volke noch stark war! „Da Israel jung war, liebte ich es, und aus Aegypten rief ich meinen Sohn; und ich nahm mich seiner an im Lande der Dürre. Wie Trauben in der Wüste fand ich Israel, wie eine Erstlingsfrucht am Feigenbaum in der Frühzeit ersah ich eure Väter. Ich gängelte Ephraim, es fassend an seinen Armen; doch sie merktens nicht, daß ich sie hielte. An menschlichen Banden zog ich sie, an Seilen der Liebe, und nahm das Joch ab an ihren Backen und reichte ihnen Speise. Aber ihre Frömmigkeit war wie das Morgengewölk und wie der Thau, der bald schwindet; sie gingen zum Baal Peor und weiheten sich dem schändlichen Götzen; und machten sich Bilder von Silber nach ihrem Verstand, Werke von Künstlern und sprachen: Wer opfern will, küsse die Kälber! Ich will nachgehen meinen Buhlen, spricht sie (das Volk als abgefallenes Weib Jahve's), die mir geben mein Brod und mein Wasser, meine Wolle und mein Linnen, mein Oel und mein Getränke. Sie aber erkennet es nicht, daß ich ihr gegeben das Getreide und den Most und das Oel, und Silber ihr gemehret und Gold, das sie zum Baal machten! Aber Jahve wird diesen Treubruch nicht ungestraft lassen. Ich mache ein Ende ihrer Freude, ihren Festen, ihren Neumonden und ihren Feiertagen; ich verwüste ihren Weinstock und ihren Feigenbaum, von denen sie spricht: Buhlerlohn sind sie mir; und ich ahnde an ihr die Baalstage, da sie ihnen räucherte und anlegte ihren Ring und ihr Geschmeide und ihren Buhlen nachging, mich aber vergaß. Jahve verwirft dein Kalb, Samarien; ein Künstler hat es gemacht und kein Gott ist's; er wird deine Altäre zertrümmern, deine Säulen verwüsten; und vertilgt werden Bethaven's Höhen, Israel's Sünde; Dorn und Distel wächst auf ihren Altären

und sie rufen den Bergen: Bedeckt uns! und den Hügeln: Fallet über uns! Denn Wind haben sie gesäet und Sturm ernten sie!"

Mit Bitterkeit geißelt der Prophet die oben berichtete Politik des Königs. Statt sich die Freundschaft und die trügerische Hülfe der fremden Mächte zu erkaufen, soll Israel zu seinem Bundesgott Jahve zurückkehren und auf ihn seine Hoffnung setzen, denn er habe Jakob wunderbar erhalten und das Volk durch einen Propheten aus Aegypten geführt. „Da Ephraim seine Krankheit und Juda seinen Schaden merkte, ging Ephraim zu Assur und sandte zum feindlichen König; doch der vermag nicht, euch zu heilen und wird nicht von euch den Schaden nehmen. Ephraim ward wie eine einfältige Taube, ohne Verstand. Aegypten rufen sie an, nach Assur gehen sie hin. So wie sie hingehen breite ich über sie mein Netz aus, wie die Vögel des Himmels ziehe ich sie herab. Zwar ist Samarien fruchtbar unter seinen Geschwistern; doch der Ost kommt, ein Wind Jahve's erhebt sich aus der Wüste, und es versieget sein Born und seine Quelle vertrocknet. Er wird plündern den Schatz alles köstlichen Geräths. Samarien wird büßen; durchs Schwert werden sie fallen, ihre Kinder werden zerschmettert und ihre Schwangern aufgerissen werden."

Aber mit solchen trüben Aussichten will der Prophet nicht scheiden. Jahve ist nicht blos ein zürnender Gott, der den Sündern „begegnet wie ein Bär, seiner Jungen beraubt", er ist auch ein Gott der Liebe, der „Wohlgefallen hat an frommer Hingebung und nicht an Opfern", der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe; und auf diese versöhnende Liebe verweis't der Prophet am Schlusse seiner Strafrede. Vor seiner Seele schwebt die Zeit, „wo die Kinder Israel umkehren und Jahve suchen, ihren Gott, und ihren König David, und hineilen zu Jahve und seinem Segen, in der Folge der Zeiten". Als eine solche Zeit des Segens mochte ihm die Vereinigung der getrennten Reiche unter den Königen von Juda aus David's Geschlecht erscheinen, wie auch Amos von der „verfallenen Hütte David's" spricht, die er wieder aufrichten wolle. Aeußerlich wieder vereinigt und innerlich gestärkt durch Gottesfurcht und religiöse Zuversicht, würden die Kinder Israel der fremden Hülfe entbehren können. Die Hoffnung auf diese frohe Zeit hauchte dem patriotischen Redner die begeisterten Worte ein, worin Volk und Jahve sich aufs Neue versöhnt im Bunde einen.

„Kehre um, Israel (ruft er) zu Jahve, deinem Gott, und sprich zu ihm: Vergib alle Missethat, so wollen wir Opfer unsrer Lippen darbringen. Assyrien soll uns nicht helfen, auf Aegyptens Rossen wollen wir nicht reiten, nicht mehr unsrer Hände Werk unsere Götter nennen, da du der Waise dich erbarmest. Und Jahve wird dann sprechen: Ich will ihren Abfall heilen und sie lieben; ich will ihnen ihre Weinberge geben und das Thal der Trübsal als Pforte der Hoffnung; dort sollen sie singen wie in ihren Jugendtagen und wie zur Zeit, da sie heraufzogen aus dem Lande Aegypten. Ich will sein wie Thau für Israel, es soll blühen, wie eine Lilie, und Wurzel schlagen, wie der Libanon. Es sollen auslaufen seine Sprößlinge und dem Oelbaum gleich seine Pracht sein und sein Geruch gleich dem Libanon. Ich erhöre und schau es gnädig an; ich werde sein wie eine grünende Cypresse; von mir erhältst du deine Früchte. Ich verlobe mich dir auf immer, ich verlobe dich mir in Gerechtigkeit und Recht, in Gnade und Erbarmen."

Wie Amos so hat auch Hosea bei seinen Weissagungen zunächst das Nordreich im Auge. Seine Darstellung ist ohne künstlerische Anordnung voll Sprünge und abgerissener Uebergänge. „Er wirft seine großen Gedanken und dichterischen Bilder nur so hin, ohne sie sorgfältig auszuzeichnen, und damit vernimmt man überall mehr das Wallen und Wogen der Empfindung, mehr das stürmisch erregte Gemüth, als einen klar sich ergießenden Gedankenstrom." Seine Gefühle schwanken immer hin und her

zwischen Klage und Verheißung, Drohung und Lockung, und ein so stetiger Wechsel zwischen Ebbe und Fluth muß natürlich irgendwie den Eindruck des Eintönigen machen. Aber ein Mann von dichterischer Begabung und mehr noch ein Mann von warmem, tieffühlendem Herzen und von religiöser Schöpferkraft ist der Sohn Beeri's gleichwohl. Das Leid Israel's ist ihm durch das eigene Herz gegangen und der Eifer um Gottes verletzten Ehebund hat sein Leben verzehrt.

Wie Hosea es voraus gesagt, so vermochte der fremde Schutz dem neuen Herrscherhaus keine Dauer zu geben. Menahem's Sohn Pekahja, der dem Vater in der Herrschaft folgte, wurde nach zweijähriger Regierung in der Königsburg von Pekah, Remalja's Sohn, einem seiner Obersten, ermordet, worauf der Herrscherstuhl von Samarien dem Mörder als Lohn zufiel. Mit Blut hatte Pekah den Thron erworben, mit Härte und Grausamkeit suchte er sich auf demselben zu befestigen. Auf ihn geht ohne Zweifel die Schilderung des älteren Sacharja von dem „gottlosen Hirten, der die Schaafe verräth, der der irrenden und verschmachtenden nicht achtet, aber das Fleisch der fetten verschlingt und ihre Klauen zerreißt".

Pekahja 750—748 oder 738—736.

Pekah 748—728 oder 736—734.

Die Weissagungen des eben angeführten Propheten, welcher noch vor der Zerstörung des Reiches der zehn Stämme durch die Assyrier auftrat, hat man in der Folge den Reden des nachexilischen Propheten Sacharia beigefügt (Cap. 9—11), vielleicht weil der ältere Prophet, um den es sich handelt, mit dem Jes. 8, 2 genannten Sacharja identisch ist. Er schildert die Strafgerichte, die von Norden her zuerst über Damaskus, Tyrus, Sidon und die Städte der Philistäer, dann aber auch über das sündhafte und götzendienerische Israel und seine ungerechten Machthaber ergehen sollen. Während dieses Strafgerichtes werde das Haus Juda unter seinem Friedensfürsten sicher leben, nicht durch Wagen und Rosse, sondern durch Jahve's starke Hand geschützt. Erst wenn die hohen Bäume (die ungerechten Fürsten) gestürzt und die schlechten Volkshirten, die (wie Pekah) die Brüderschaft zwischen Juda und Israel aufgelös't, vernichtet sind, dann werden auch die Verbannten Israel's aus Aegypten und Assyrien zurückkehren und mit Juda vereinigt wieder mächtig sein und ein siegreiches Kriegswerkzeug in der Hand Jahve's wider alle götzendienerischen Völker.

Der ältere Sacharia.

Die Erwähnung der drei Propheten Amos, Hosea und Sacharja gibt uns Anlaß, dieses neuere Prophetenthum nach seinem Wesen und im Unterschiede zu dem älteren, als dessen gewaltigste Häupter Elia und Elisa dastehen, zu schildern. Letzteres feierte seinen höchsten Triumph, als die Propheten das götzendienerische Haus gestürzt, den Baaltempel zerstört und Rache genommen hatten für den Druck und die Verfolgung der Jahvediener. Aber wie diese That den Höhepunkt ihrer Macht bezeichnete, so bezeichnet sie auch einen vorläufigen Wendepunkt in der Geschichte des Prophetismus. „Der Bogen war zu stark gespannt, er mußte brechen." Könige, die auf gewaltsamen Wegen zur Herrschaft gelangen, bewahren denen, die ihnen dabei behülflich sind oder denen sie den glücklichen Ausgang verdanken, selten auf die Länge guten Willen; sie betrachten sie vielmehr mit Mißtrauen, zumal wenn ihre Bestrebungen aus einander gehen. So wendeten sich auch Jehu und seine Nachfolger sichtlich von

Ausbildung des Prophetenthums.

den Propheten ab; sie „thaten nicht was recht war in den Augen Jahve's". Dadurch kamen die heiligen Männer in eine schlimme Stellung; sie konnten doch gegen die Herrscher, für deren Erhebung sie so thätig gewirkt, nicht dieselbe Sprache führen, wie gegen Ahab und Isebel; und wenn sie auch in ähnlicher Weise gegen sie geeifert hätten, bei dem Volke hätten ihre Worte nicht mehr dieselbe Wirkung gehabt; denn dieses beklagte den Thronwechsel, durch den es seine schlimmsten Tage erlebte, und betrachtete die Propheten mit Mißtrauen und Abneigung. So sank denn die geistliche Macht, die in Elia und Elisa so gewaltig geherrscht, nach und nach zur Unbedeutendheit herab. Die Könige waren der unberufenen und lästigen Mahner ledig und das Volk fügte sich in die Umstände, wie sie sich boten.

Aber auch die Kehrseite dieses Rückschlags mußte sich mit der Zeit fühlbar machen. Die Scheu vor den Strafreden der Propheten hatte nicht blos den Königen gewisse Rücksichten aufgelegt, sie hatte auch alle Stände des Volks in den Schranken der Sitte, des Rechts, der Tugend gehalten. Als nun mit dem schwindenden Ansehen der Propheten auch die religiöse Furcht sich verlor, traten die Laster und sittlichen Gebrechen immer offener zu Tage. Je trauriger die Wirklichkeit sich gestaltete, je trüber und unsicherer die Zukunft vor die sorgenvolle Seele trat, je mehr das Dasein durch erschütternde Wechselfälle beunruhigt wurde, desto mehr gab sich das entartete Geschlecht der Sinnlichkeit und dem Genusse hin; desto weniger widerstand es den Lockungen der Wollust und der Sünde, desto schwächer wurde seine Gewissenhaftigkeit, sein Rechtsgefühl, sein religiöser Ernst. Mit hastiger Begierde jagten die Reichen dem Gewinn nach, um das erworbene Gut in Ueppigkeit und Schwelgerei zu verschwenden, drückten die Armen und Geringen mit Wucher und kehrten die Nothstände des bürgerlichen Lebens zu ihrem Vortheil. Die officielle Religion bot, zumal im Nordreich, dagegen keine ausreichenden Gegengewichte. Statt der Frömmigkeit des Herzens begnügte man sich mit einem äußerlichen Opferdienst, sei es vor dem Stierbilde Jahve's zu Dan und Betel, sei es in den Lusthainen der Aschera oder vor den Altären des Baal und Moloch. Wie man im bürgerlichen Dasein ohne höheres Ziel dahinlebte und bei den raschen Wechselfällen des Glücks vom Genuß zur Entbehrung, vom Uebermuth zur Verzweiflung, vom Reichthum zum Elend überging, so fand man auch im geistigen Leben immer mehr Gefallen an den Vorstellungen des phönizischen Naturdienstes, worin diese Wechselfälle des Natur- und Menschenlebens und die Uebergänge aller Zustände in ihre Gegensätze die Grundidee bildeten und den symbolischen Handlungen und Cultusformen zur geistigen Unterlage dienten.

Gegen solche Gebrechen und Entartungen, welche die Nation in ihrem innersten Kerne vergifteten und sie dem unrettbaren Untergange zuführen mußten, erhob sich endlich eine neue Art von Propheten, die nicht, wie die früheren, eine Selbstmacht im Staate bilden, nicht Könige entthronen und das öffentliche

Leben nach ihrem Sinne leiten und gestalten wollten, sondern die nach einer Veredlung des religiösen und sittlichen Volkslebens strebten. Ihr Ziel ist, die Gotteserkenntniß und Gottesfurcht zu beleben, Tugend und Rechtschaffenheit in die bürgerlichen Lebenskreise einzuführen und mit der Zuversicht auf die Hülfe Jahve's zugleich Nationalgefühl und Vaterlandsliebe zu bilden und zu klären. Nicht als Einsiedler in den Wüsten und Waldschluchten sich herumtreibend wie die „Prophetenschüler" zur Zeit des Elia und Elisa, sondern mitten im bürgerlichen Leben sich bewegend und der Menschen Denken, Sein und Thun erkennend, waren diese Propheten besonders geeignet, den Lebensbaum des Volkes vor seinem Absterben mit frischen Kräften zu stärken, ihm neue gesunde Säfte zuzuführen und ihm noch Blüthen und Früchte zu entlocken, die allen kommenden Geschlechtern eine geistige Nahrung, eine wahre Seelenspeise sein sollten. Ausgerüstet mit poetischen und rhetorischen Gaben und Kenntnissen haben sie ihre prophetischen Aussprüche auch in kunstreiche Formen zu kleiden gewußt und durch ihre schriftlichen Aufzeichnungen den literarischen Schatz des hebräischen Volkes mit unschätzbaren Werken bereichert; und durch die großartigen Völkerbewegungen ihrer Zeit aus dem engen Gesichtskreise der kleinen nationalen Verhältnisse emporgehoben, gewannen sie über Staatsleben und Völkergeschicke höhere Anschauungen und richtige Begriffe. Von der festen Ueberzeugung ausgehend, daß der Nation nur Heil und Rettung erwachsen könne in dem innigen Zusammenleben mit Jahve und dem dadurch genährten Selbstvertrauen, machten nun diese Propheten die Erweckung der Gottesliebe und Gottesfurcht zu ihrem Hauptbestreben. Im Mittelpunkte ihres Bewußtseins stand dabei die alte Vorstellung von einem Bunde, den Jahve mit seinem Volke geschlossen. Seit der Gründung der Volksgemeinde durch Mose hatte dieselbe nie aufgehört, sich dieses besonderen Verhältnisses zu Gott zu rühmen. Israel war Gottes Eigenthum, ein heiliges Volk, ein Volk von Priestern. Daran knüpften jetzt die Propheten an. Sie erinnerten die nachgebornen Geschlechter an die Wohlthaten, die Gott ihren Vätern erwiesen von den Tagen an, da er sie aus der ägyptischen Knechtschaft befreit, sie in der Wüste wunderbar errettet und sie dann eingeführt habe in das Land des Segens und der Fülle, und machten ihnen das Festhalten an den Bundesverträgen schon aus Rücksichten der Dankbarkeit und Pietät zur heiligen Pflicht. Nur wenn das Volk die Bundesgesetze halte und Jahve seinem Herrn mit Treue und aufrichtiger Hingebung diene, werde auch dieser seine Verheißungen erfüllen und seine schützende Hand nicht abziehen. Das Verhalten des Volkes bedinge das Verhalten Jahve's, denn als heiliger und gerechter Gott sei er Schützer des Bundesrechts und könne nur dann ihr Helfer und Hort sein, wenn sie ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkämen, wie er umgekehrt auch jede Uebertretung der beschwornen Bundesgesetze mit Ernst und Strenge bestrafen müsse. Aber bei diesen nationalen Vorstellungen von Jahve, dem Stammgotte und Volkskönig,

blieben die Propheten nicht stehen; vielmehr floß aus der kräftiger geltend gemachten Idee vom Bundesverhältniß mit Gott auch eine gesteigerte sittliche Richtung der Religiosität selbst. Indem die Propheten die Laster und sittlichen Vergehen rügten und die Zuchtruthe schwangen über das halsstarrige Volk, das sich nicht beugen wollte unter die göttlichen Satzungen, steigerten sich ihre ethischen Begriffe und ihre Anforderungen an den sittlichen Menschen. Die von ihnen gepredigte Frömmigkeit besteht wesentlich in einer Zuversicht zu Gottes Bundestreue, die sich nicht selten zur innerlichen Seligkeit der Gottesgemeinschaft erhebt. Auch die Versöhnung mit diesem Gott erfolgt nicht mehr durch heilige Leistungen, sondern durch thatkräftige Reue und gesteigerte Gottesfurcht. Nicht äußern Opferdienst und Feste verlange Jahve, sondern Gerechtigkeit und Reinheit des Herzens, einen unsträflichen Wandel und eine heilige Gesinnung.

„Was soll mir euer Opfer, Menge?" spricht Jahve bei Jesaja (1, 11—17). „Satt bin ich der Brandopfer von Widdern und des Fettes der Gemästeten; bringt mir nicht ferner nichtiges Speiseopfer, Rauchwerk ist mir ein Greuel; eure Neumonde und eure Feste hasset meine Seele. Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, verhülle ich meine Augen vor euch; wenn ihr auch des Betens viel machet, höre ich nicht." — „Wascht, reinigt euch, schafft weg das Böse eurer Werke vor meinen Augen, hört auf zu freveln! Lernt Gutes thun, sucht Recht, helft den Unterdrückten, schaffet der Waise Recht und führet die Sache der Wittwe."

In dieser sittlichen Richtung haben die Propheten seit Amos und Hosea den Gottesbegriff vertieft und vergeistigt, bis in den Tagen des Deuteronomikers und Jeremias die Höhe des reinen Monotheismus erreicht war. Indem sie nämlich die fremden Religionsdienste bekämpften, die in der Verehrung der personificirten Naturkräfte und in der Hingebung an eine zwingende Naturgewalt und unwiderstehliche Nothwendigkeit ihren Halt und Mittelpunkt hatten, entkleideten sie den Gottesbegriff in steigendem Maaße seiner irdischen Bestandtheile, und erschien ihnen Jahve als eine über der Natur waltende und das Naturleben beherrschende lebendige Persönlichkeit, die den Himmel ausgespannt und die Erde sich zum Schemel ihrer Füße hingebreitet hat, deren Allmacht und Majestät in den mächtigen Naturerscheinungen sich offenbart, welche die Naturkräfte nur als Werkzeuge ihres heiligen Willens gebraucht. Nun ist ihnen Jahve, auf dessen ausschließliche Verehrung sie drangen, nicht mehr blos der Stammgott des Volkes Israel, neben dem die Stammgötter der andern Völker, wenn auch in geringerer Macht, doch als gleichartige höhere Wesen in unbestrittener Existenz und Berechtigung dastehen; seit Hosea's Zeiten steht es im prophetischen Bewußtsein fest, daß diese Götter keinen Einfluß auf Israel's Geschick haben, ja daß sie Gebilde des Wahnes sind, und vollends den Propheten der babylonischen Epoche ist Jahve der einzige Gott überhaupt, dem Himmel und Erde gehorchen, vor dem die Natur erzittert und erbebt, der „die Gewässer mißt mit seiner hohlen Hand und die Himmel mit seiner Spanne, der in den Dreiling faßt den Staub

der Erde und mit der Waage wägt die Berge" (Jes. 40, 12), der nicht in einem Tempel wohnt, von Menschenhänden erbaut, den man nicht in einem Bilde verehren kann, das Menschenhände geschaffen. Somit ist die Stellung der Propheten zu Mose keineswegs eine solche, als wäre ihre Lehre nur die Entfaltung dessen, was dieser in idealer Höhe schon erreicht und mitgetheilt hatte, sondern die volle Einzigkeit Gottes ist erst ihre sichere Errungenschaft; erst unter dem geistigen Ringen der Propheten, unter dem innern Schauen, das ihren Seherblick schärfte, wurde der Gottesbegriff auf eine geistige und ideale Höhe gerückt, wohin ihnen weder das Volk noch die Priesterschaft zu folgen vermochte, noch zu folgen Willens war. Als sie die Wirksamkeit und die heiligende Kraft des Opferdienstes anfochten und gegen den geistigen Gottesdienst mit Herzen und Lippen herabsetzten, als sie erklärten, Jahve verlange nicht Brandopfer und Schlachtopfer, sondern Gehorsam und sittlichen Wandel (Jer. 6, 20. 7, 21. 23), da wurden sie von den Priestern und Leviten nicht minder angefeindet als die frühern Propheten von den Dienern des Baal und der Aschera. Daher erscheinen diese späteren Propheten aber auch nicht mehr als Volksführer wie Elia und Elisa, sondern als Bußprediger, welche von dem festen Standpunkte ihres Gottesbegriffes aus die sittlichen Verirrungen des Volkes strafen und das Verharren der Menge bei einer sinnlicheren Gottesverehrung bekämpfen, daher zur Masse nicht minder in Opposition stehen als unter Umständen auch zum Priester- und Königthum.

Indem aber so das Prophetenthum nicht nur den heidnischen Götzendienst bekämpfte, sondern auch die todte Werkheiligkeit und den äußerlichen Opfer- und Gebetsdienst der Priesterschaft, und den Nachdruck auf die Frömmigkeit des Herzens und Gemüthes und auf den sittlichen Wandel legte, war es ein ähnlicher Gährungs- und Läuterungsstoff in dem priesterlichen Jahvecultus wie der Mysticismus in der römisch-hierarchischen Kirche des Mittelalters und wie Spener's Pietismus gegenüber der verknöcherten Orthodoxie der Lutheraner.

Auf dieser Höhe verschwindet nun aber auch jeder Rest von Vergleichbarkeit des hebräischen Prophetenthums mit dem ekstatischen Wesen der kananitischen Culte und mit der oft raffinirten Zweideutigkeit griechischer Mantik. Was die Propheten darüber erhebt, das ist die sittliche Richtung ihres Gottesglaubens, der unbestechliche Ernst des Gewissens, der Freimuth des Mundes, auf jede Gefahr hin das Böse bös zu nennen. So treten gleich den älteren Propheten auch die neuen mitten in das Volksleben hinein, aber nicht mehr um als „Rasende" dasselbe in seinen Tiefen zu erregen, nicht mehr um gegen Dynastien Verschwörungen zu stiften und wider abgöttische Tyrannen fanatische Volkshaufen zu waffnen, sondern um zu verurtheilen, was vor Gottes Gericht nicht bestehen konnte, und zu stärken, was sich in seinen Dienst zu stellen bereit war, kurz um die Grundidee ihres Auftretens, daß Gott ein heiliger Gott ist, welcher sittliche Ansprüche erhebt, in allen Lagen des Lebens und angesichts aller Wechselfälle des

Geschicks durchzuführen, ja diese Wechselfälle selbst zu erklären als Thatbeweise für die Heiligkeit und Allmacht Gottes. Denn nicht nur ein heiliger und gerechter Gott ist der prophetische Jahve, er ist auch mit der Fülle der Allmacht ausgerüstet und besitzt Kraft genug, sein Volk aus aller Noth und Drangsal zu befreien, wenn dasselbe sich ihm ganz hingibt und seinen Geboten in Reinheit des Herzens und Wandels nachkommt. Frömmigkeit und Gottesfurcht sind nach der Anschauung der Propheten die einzigen sichern Wege zur Rettung, zur Größe und zum Volksglück. Nur wenn König und Volk vereint den Weg der Gerechtigkeit wandeln und Jahve mit Herz und Lippen anflehen und ihm dienen mit unsträflichem Wandel und frommer Gesinnung, dann wird der Allmächtige seine schützende Hand über sie halten und ihre Feinde zu Falle bringen; verharren sie aber in ihrer Verstocktheit, in ihrem sündhaften Leben, in ihres Herzens Härtigkeit und wandeln den fremden Göttern nach, so wird sie Jahve unrettbar dem Verderben preisgeben. Mit diesen religiösen Mahnungen und Sittenpredigten verbanden die Propheten, so wenig sie der politischen Parteiung dienen wollten, doch zugleich wahrhaft vaterländische Zwecke. Im Anschluß des ganzen Volkes an Jahve erblickten sie auch das Mittel der Begründung oder Wiederherstellung der nationalen Einheit. Darum dringen sie auf Wiedervereinigung der getrennten Reiche unter dem heiligen Bundesgott der Väter; darum mahnen sie das Reich der zehn Stämme, David's umgestürzten Thron wieder aufzurichten; darum warnen sie vor der Verbindung mit fremden Völkern, die leicht zum Abfall von Jahve führten. Ja selbst Anlegung von Festungen, Anschaffung von Reiterei u. dgl. ist gar nicht nach ihrem Sinn. Denn alles Vertrauen soll auf dem „Heiligen Israel's“ stehen, wie Gott bei Jesaja heißt, und jede Menschenmacht ist Gegensatz zu Gottes Macht.

Derselben unbedingten Zuversicht auf den, durch Gott gewährleisteten, Sieg des Guten entstammt aber auch der Muth, womit die Propheten als „Hochwächter der Volksfreiheit“ das Volk in Schutz nehmen gegen Druck und Willkür und ungerechtes Gericht, den Fürsten und ihren Richtern, Räthen und Amtleuten mit Strenge entgegentreten: „So habt ihr den Weinberg (das Volk) abgeweidet,“ spricht Jesaja zu den Aeltesten und Obersten des Volks, „der Raub der Armen ist in euren Häusern! Was habt ihr mein Volk zu zertreten und das Angesicht der Elenden zu zermalmen?“ Sie waren mithin „die Repräsentanten des nationalen und religiösen Gesammtbewußtseins, gleichsam das lautwerdende Gewissen des hebräischen Volksgeistes“. Sie vereinigten den Beruf eines Predigers mit den Pflichten eines Volksvertreters.

Es ist somit eine mindestens sehr einseitige Auffassung des prophetischen Berufes, wenn die populäre Deutung ihn vorzugsweise auf die Weissagung zukünftiger Ereignisse bezieht. Erst seit den Zeiten des Exiles haben die apokalyptischen Ausläufer des Prophetenthums eine solche Richtung eingeschlagen. In den Zeiten der Blüthe dagegen, d. h. in der assyrischen und in der babylo-

nischen Epoche der israelitischen Geschichte dient die prophetische Rede nicht etwa der Neugierde und dem Vorwitze in Bezug auf die Zukunft, sondern sie ist wesentlich Beleuchtung der unmittelbaren Gegenwart aus der Kraft des erkannten göttlichen Gedankens und Wollens. Wo sie aber in die Zukunft schaut, sei es um den Gerichtstag zu weissagen, da jegliche Wurzel des Bösen wird ausgerottet werden, sei es um die gesunkenen Hoffnungen der Diener Gottes zu heben, da knüpft sie die Verwirklichung des Geweissagten immer an das Gesetz der göttlichen Weltordnung, daß es dem Volke, so lange es mit seinem Gott in Frieden lebt, wohl gehen, daß aber, wo es von Gottes Wegen abweicht, kein Unglück säumen werde über Israel hereinzubrechen. In Anwendung dieses einfachsten Maaßstabes sah bei dem drohenden Vordringen der Assyrier und bei der Zerrissenheit und Entartung des Volkes Israel ihr geschärfter Blick allerdings die kommenden Dinge voraus, und auch die, nach demselben Gesetze beurtheilten und geweissagten, Schicksale der andern Völker waren für die Propheten zugleich ein klarer Spiegel der dem eigenen Volke bevorstehenden Verhängnisse. Was ihnen aber so die ahnende Seele kund that, das führten sie in den düstersten Bildern dem Volke vor. Sie verkündeten den Untergang der beiden Reiche, die Verwüstung des Landes, die Unterdrückung und Knechtung der Einwohner. Die Assyrier sind ihnen die Geißel Gottes, die Zuchtruthe in der Hand des Herrn, um zu strafen die Missethaten und Sünden, deren sich das Volk Israel, wie die andern Völkerstämme ringsum, schuldig gemacht. Sie sind berufen, den Gerichtstag herbeizuführen, den Jahve über alles Stolze und Hohe zu halten beschlossen habe und über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde, und über alle Cedern des Libanons und über alle Eichen Basans (Jes. 2, 12). Das Strafgericht ist unausweichlich. Darum ermahnen die Propheten das Volk, sich in Furcht und stiller Ergebung unter die züchtigende Hand des Herrn zu beugen, und nicht auf äußere Schutzmittel, noch auf fremde Völkerbündnisse zu vertrauen. Es liegt eine tragische Macht in diesen prophetischen Angstrufen, in diesen warnenden, strafenden und beschwörenden Reden, in diesen Ergüssen vaterländischer und religiöser Gefühle, in dieser sittlichen Entrüstung wider fremde Dränger und einheimischen Sittenverderb. Aber wie ein heller Stern in dunkler Nacht leuchtet über den Bildern der Verwüstung und über den Trümmern der Zerstörung, die sie im Geiste erschauen, die zuversichtliche Hoffnung auf eine frohe und glückliche Zukunft, auf ein neues Davidisches Reich. Schließlich wird doch jegliche Zuchtruthe zerbrochen und an dem Dränger zehnfache Rache genommen werden. Insonderheit gilt die assyrische Drangsal als läuternde und veredelnde Uebergangsperiode aus einer ruchlosen Gegenwart voll Frevel, Götzendienst, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit in ein wahres Gottesreich, wo der Bund, den Jahve einst mit dem „auserwählten" Volke geschlossen, auf festen sittlichen Grundlagen in neuer Kraft und Reinheit erstehen und Geltung und Bestand erlangen würde.

In so großartiger Weise erhoben die Propheten den Glauben als den Schild der Frommen in böser Zeit. Aber das Schwergewicht dieses Glaubens fiel naturgemäß je länger, desto mehr auf das Heil der Zukunft, das sie über den zusammenbrechenden Trümmern der Gegenwart als Panier einer sicheren Hoffnung aufpflanzten. Anfangs zwar mochte noch eine Zeit lang die Erwartung in ihnen leben, daß Jahve in seinem gerechten Zorn wohl das ganze Volk verderben, aber sich wie ein schützender Wall um sein Heiligthum in Zion lagern und es erhalten werde, und daß dies dann der Mittelpunkt und Hort des neuen Davidischen Reiches sein würde: „Zion wird mit Recht errettet werden und seine Bekehrten durch Gerechtigkeit, aber zertrümmert werden die Abtrünnigen und Sünder insgesammt, und die Jahve verlassen, kommen um" (Jes. 1, 27. 28). Aus Isai's Stamm geht dann ein Reis hervor, das dastehet als Panier für die Völker, zu ihm wenden sich die Nationen und seine Wohnung ist Herrlichkeit (Jes. 11, 1. 10); dann werden Ephraim und Juda vereinigt in der Furcht des Herrn und in Gerechtigkeit wandeln, und wie zur Zeit David's die alten Nationalfeinde ihnen unterthan sein. In Jesaja gipfelt diese Richtung, deren geistiger Blick auf einen König und ein Königshaus gerichtet ist, welches die innerste Sehnsucht der Besten befriedigen, Alles, worauf das Volk Israel angelegt war, verwirklichen und ein goldenes Zeitalter begründen wird, da „Wolf und Lamm zusammen weiden, und nichts Böses und nichts Verderbliches geschieht auf Jahve's heiligem Berge" (Jes. 11, 6. 9; 65, 25). Diese hoffnungsreiche Aussicht auf ein herrliches Gottesreich unter einem vollendeten König aus David's Stamm befestigte sich mehr und mehr im hebräischen Volke und wurde sein Stecken und Stab auch in den Tagen der Trübsal und Knechtschaft. Wie ein goldener Faden zieht sich der Glaube an dieses Messiasreich, wie ihn zuerst Amos, Hosea, der ältere Sacharja und Micha erfaßt, dann Jesaja mit dem ganzen Adel seines königlichen Sinnes zum Ausdrucke gebracht, durch die ganze folgende Geschichte und war der belebende Trieb in allen Leiden und Drangsalen. Aber ein irdisches Reich voll Macht und Herrlichkeit, wie sich der Volksglaube die Herrschaft des Messias dachte, kam nie zur Erscheinung, und so werden wir seit den Tagen des Exils, nachdem Jerusalem und der Tempel gefallen waren, einer neuen Wendung des messianischen Glaubens begegnen, in deren Verlauf die politischen Elemente der alten Zukunftsbilder vielfach umgeschmolzen wurden.

In der Epoche, mit welcher wir jetzt es zu thun haben, waren die Hoffnungen der Propheten noch auf Vereinigung der beiden getrennten Reiche gerichtet. Aber vergebens. Und doch mahnte schon die geographische Lage zwischen den beiden Großmächten am Tigris und am Nil, denen kaum die vereinten Kräfte von Israel und Juda gewachsen waren, zu Frieden und Eintracht. Statt dessen sehen wir sofort Israel über Juda herfallen, welches dann seinerseits seine Zuflucht zu dem Assyrier nimmt und so dem Nordreiche das von Amos und

Hosea geweissagte Ende mit Schrecken bereiten hilft, bis auch es, nachdem sein kräftigeres Volksthum noch fast anderthalb Jahrhunderte lang der Auflösung widerstanden, der die assyrische ablösenden babylonischen Weltmacht unterliegt. Zunächst also trat König Pekah von Samarien in ein enges Bündniß mit dem Syrier-König Rezin von Damaskus, der sich ebenfalls mit Großmachtsgedanken trug und aus Juda, anstatt dieses in den Bund zu ziehen und mit vereinten Kräften die Assyrier vom weitern Vordringen abzuhalten, lieber einen Vasallenstaat gemacht hätte. Aber König Jotam, ein tapferer und vorsichtiger Kriegsmann, leistete erfolgreichen Widerstand und vereitelte, unterstützt von den patriotischen Bemühungen und anfeuernden Reden des großen Propheten Jesaja, die Angriffe der verbündeten Feinde. Als er aber ins Grab stieg und sein schwacher und unfähiger Sohn Ahas an seine Stelle trat, nahmen die Dinge schnell eine andere Wendung. Während die Syrier alles Land auf der Ostseite des Jordan bis zum rothen Meer eroberten und die Handelsstadt Elat den Edomitern übergaben, fiel Pekah mit seinen wilden Kriegsschaaren verheerend in das westliche Gebiet ein, erschlug die waffenfähige Mannschaft und führte Weiber und Kinder nebst großer Beute nach Samarien. Zugleich nahmen die Philistäer „die Städte der Niederung" weg, wie Betsemes, Ajalon, Timna, und die Edomiter machten von Süden her verheerende Raubzüge und schleppten Gut und Menschen fort. Umsonst suchte der bedrängte König, der erste in Juda, welcher förmlich an Jahve's Macht verzweifelte, den Zorn der feindlichen Mächte zu sühnen, dadurch daß er den syrischen Göttern diente, die seinen Feinden geholfen; umsonst „opferte und räucherte er auf den Höhen und auf den Hügeln und unter jeglichem grünen Baume", umsonst weihete er in den Feuern des Moloch seinen eigenen Sohn „gleich den Greueln der Völker, welche Jahve vertrieben vor den Söhnen Israel's"; sein Flehen wurde nicht erhört, die von ihm befragten Todtenbeschwörer verkündeten ihm keine „Morgenröthe" (Jes. 8, 19. 20). Juda's letzte Stunde schien gekommen. Eine dem Hause David's feindlich gesinnte Partei trug sich sogar mit dem Plane, einen andern König auf den Thron zu erheben.

Ahas 741—725 oder 734—728.

War es nun bisher unerhörte Unthat gewesen, daß Israel sich mit Heiden gegen das Brudervolk im Süden verbündete, so that jetzt Ahas, um sich zu retten, einen nicht minder verderblichen Schritt, indem er die assyrische Weltmacht zur Hülfe und damit auf den palästinischen Boden rief. Erfolglos blieben die tröstenden und warnenden Worte Jesaja's, welcher ihm zurief: „Fürchte dich nicht vor diesen beiden Stummeln rauchender Feuerbrände, sie werden das Land nicht nehmen und Jerusalem nicht erbrechen; dir aber scheeret der Herr mit dem jenseit des Stromes gedungenen Scheermesser (Tiglath-Pilesar) das Haupt und nimmt dir den Bart weg". Von den Feinden hart bedrängt, schickte Ahas alles Gold und Silber aus dem Tempel und dem Palaste an den König von Assyrien und ließ ihm sagen: „Dein Knecht und dein Sohn bin ich;

Ahas ruft die Assyrier zu Hülfe.

komm' heran und hilf mir aus der Hand meiner Feinde, die sich erhoben wider mich." Der König von Assyrien gewährte alsbald die erbetene Hülfe, besorgt über die Verbindung der beiden Fürsten, welche nun schleunigst den Heimweg aufsuchten.

„Weil Israel Lust hat an Rezin und an Remalja's Sohn," rief Jesaja bei der Kunde (8, 6—8), „so läßt der Herr die gewaltigen und starken Gewässer des Stromes gegen sie heranziehen: der tritt über alle seine Flußbetten und gehet über alle seine Ufer, und man wird hertragen vor dem König von Assyrien den Reichthum von Damaskus und die Beute Samaria's; aber er dringet auch ein in Juda und strömt über, bis an den Hals wird er reichen." Was der Prophet im Geiste erschaut, ging schnell in Erfüllung.

741—739 oder 733—31. Tiglath-Pilesar zog mit Heeresmacht herbei, eroberte Damaskus, tödtete den König Rezin und führte die Einwohner gefangen weg, weit nach dem Flusse Kur (Kir) in Medien; dann riß er von dem Reich der zehn Stämme beinahe die Hälfte ab, das Land Naphtali im Norden mit den Städten Hazor und Kades und im Osten ganz Gilead, und versetzte die Bewohner theils nach Mesopotamien über den Euphrat, theils in das ferne Stammland der Assyrier jenseit des Tigris. Seither wohnten an der leeren Stelle des Stammes Gad die Ammoniter. Den Rest des Reiches Israel beherrschte Pekah als zinspflichtiger Unterkönig von Assyrien fort, bis er das Opfer einer Verschwörung ward (vgl. S. 453).

Ahas mehret den Götzendienst. Ahas eilte nach Damaskus, um dem siegreichen Assyrierkönig seinen Dank abzustatten für die geleistete Hülfe und beraubte bei dieser Gelegenheit den Tempel alles irgendwie entbehrlichen Schmuckes, um durch Geschenke die fernere Gunst des Großkönigs zu erkaufen. In Damaskus sah er Tiglath-Pilesar opfern; sofort ließ er von dem Altare der assyrischen Gottheit, die sich in Tiglath-Pilesar so mächtig gezeigt, ein Abbild anfertigen und schickte es an den Oberpriester Uria in Jerusalem mit dem Befehle, einen ähnlichen Altar errichten zu lassen. Auf diesem opferte der König nach seiner Rückkehr und gebot dann den ältern Altar nach der Nordseite des Vorhofes zu rücken und forthin auf dem neuen zu opfern. Von nun an fanden die Kulte und Religionsformen des Osten, an welchen der König von jeher Wohlgefallen hatte, immer mehr Eingang in Jerusalem. Man opferte nun nicht mehr blos den syrischen Göttern, man diente auch nach Art der Babylonier „dem ganzen Heere des Himmels", zu welchem Zweck Ahas auf dem platten Tempeldache ein „Oberhaus" mit kleinen Altären errichten ließ; man hielt zu Ehren der Sonne feierliche Umzüge mit den heiligen Sonnenpferden und Sonnenwagen, die in der Nähe des äußern Vorhofes aufgestellt wurden.

Wie sehr auch Jesaja gegen diese „Mehrung des Abfalls" eiferte und König und Volk beschwor, die „Tochter Zions", die allein noch übrig sei aus der Verwüstung der Feinde „wie eine Hütte im Weinberge, wie eine Nachthütte im Gurkenfelde", nicht zu entweihen und den Herrn der Heerschaaren, der den

kleinen Rest bewahrt habe vor dem Schicksale von Sodom und Gomorra, nicht ferner zu reizen; der König folgte seinen launenhaften Neuerungen und dem, durch den fremden Dienst angeregten Kitzel schauerlicher Gefühle, unbewegt von Kriegsstürmen und schweren Verhängnissen, die sich immer drohender um sein kleines Reich lagerten.

Tiglath-Pilesar's Verfahren gegen Samarien war das Vorspiel des harten Schicksals, das unter seinem kriegerischen Nachfolger Salmanassar über das gebeugte und zerrissene Volk Israel hereinbrach. Es ist oben (S. 496 f.) erzählt worden, wie Salmanassar, um die Meeresküste und die Seeherrschaft zu gewinnen, Phönizien mit Krieg überzogen, wie die kleinern Staaten, Sidon, Arke, Alttyrus u. a., eifersüchtig auf die tyrische Vorherrschaft, sich den Assyriern unterwarfen und sie mit Schiffen und Ruderern gegen Inseltyrus unterstützten, wie aber die kräftige Inselstadt fünf Jahre lang in mannhaftem Kampfe ihre Unabhängigkeit behauptete. Diese Ereignisse entschieden auch über das Schicksal Samariens, wo nach Pekah's Ermordung Hosea den blutbefleckten Thron bestiegen. Ermuthigt durch den erfolgreichen Widerstand von Inseltyrus unterließ Hosea, nachdem er sich durch Tapferkeit und Entschlossenheit auf dem Throne Samariens befestigt hatte, die Entrichtung des Tributs, den Pekah nach Ninive zu senden pflegte, und trat mit Aegypten in Unterhandlung. Das äthiopische Herrschergeschlecht, das damals über das Nilland gebot, erkannte die Gefahr, die ihm von der erobernden Kriegsmacht Assyriens drohte. War doch bereits Cypern und der größte Theil des phönizischen Küstenlandes in ihrer Gewalt; hatte doch bereits der assyrische Feldherr Tartan die Philistäerstadt Asdod unterworfen und dadurch die ninivitische Herrschaft bis an die ägyptische Grenze vorgeschoben; was sollte aus dem Handel und der Schiffahrt der Pharaonen werden, wenn das rauhe assyrische Kriegsvolk die ganze Meeresküste unter seine Botmäßigkeit brachte? Diese Erwägungen führten die Aegypter zu dem Entschluß, die Widerstandskräfte der zwischen dem Nil und dem Euphrat sich ausbreitenden, kleineren Reiche zu stärken und Tyrus und Samarien gegen Assyrien zu unterstützen; aber sie verfuhren mit diplomatischer Vorsicht, wollten nicht offen gegen den mächtigen Rivalen Partei ergreifen und gewährten daher weder rechtzeitige noch genügende Hülfe. Jesaja's geschärftes Auge erkannte die Gefahr; er warnte vor dem ägyptischen Bündniß, durch das Israel's Untergang nur beschleunigt würde; Assyriens Macht sei unüberwindlich, nicht nur Phönizien und Ephraim müßten ihr erliegen, Aegypten selbst könnte ihr nicht widerstehen; das fremde Kriegsvolk sei eine Geißel und Zuchtruthe in der Hand des Herrn, und werde seine Sendung unfehlbar erfüllen.

Salmanassar in Kanaan.

Hosea 728—719 oder 734—722.

Jesaja gegen das Bündniß mit Aegypten.

„Wehe der stolzen Krone der Trunkenen Ephraims," ruft er aus, (28, 1—4): „der welken Blume, der Zierde seines Schmuckes, auf dem Haupte des fetten Thales der Weinberauschten. Sieh', ein Starker und Gewaltiger kommt vom Herrn wie Hagelwetter, wie verderblicher Sturm; wie ein Wetter großer überströmender Fluthen wirft er sie zur Erde mit Macht.

Mit Füßen wird sie zertreten, die stolze Krone der Trunkenen Ephraims. Und es wird die welke Blume, die Zierde seines Schmuckes auf dem Haupte des fetten Thales verschlungen wie eine Frühfeige, ehe die Lese ist."

Diese Warnungen machten in Jerusalem, wo man gleichfalls zum Anschluß an Aegypten geneigt war, solchen Eindruck, daß der fromme König Hiskia, der mittlerweile seinem Vater Ahas in der Regierung gefolgt war, sich ruhig und parteilos hielt und dadurch für diesmal das Aeußerste von seinem Reiche abwendete.

Untergang des Reichs der zehn Stämme. Israel dagegen war reif zur Ernte. „Jahve rottet Israel aus, Kopf und Schweif," sprach Jesaja (9, 13. 15), „Palmzweig und Binse an Einem Tage. Denn die Führer dieses Volkes leiten es irre, und die Geführten gehen zu Grunde." Als Salmanassar von Hosea's Beginnen Kunde erhielt, rückte er rasch an die Grenze des Landes, lud den König zur Verantwortung vor sich und legte ihn gebunden ins Gefängniß. Ergrimmt über diese Schmach und auf ägyptische Hülfe vertrauend, erhob sich nunmehr das Volk zum verzweifelten Kampfe und leistete einen Widerstand, wie man ihn angesichts der schon so geschwächten Zustände des Reiches kaum hätte erwarten sollen. Erst als alle Festungen gefallen waren und endlich Samaria selbst nach dreijähriger harter Belagerung durch Sargon genommen wurde, da lag Israel gebrochen und gebeugt zu (719 oder 722.) des Siegers Füßen und harrte seines Schicksals aus des Gewaltigen Munde. Das härteste Loos wurde ihnen zu Theil, nämlich Knechtschaft und Verbannung (vgl. S. 454). Was nicht nach Aegypten oder Europa entkam, wurde entweder in Kriegsgefangenschaft verkauft oder nach Assyrien weggeführt. In den weiten Gebieten von der armenischen Grenze bis zu den „Städten der Meder" erhielten sie neue Wohnsitze, indeß in das grüne Hügelland Samariens fremde Völker einzogen, welche der König von Assyrien kommen ließ aus Babel und aus Kuta, aus Hamat und von Sepharvaim am Euphrat. Das Land war verwüstet und blieb Jahrzehnte lang unbebaut, so daß der Wald vorrückte und wilde Thiere die Menschen erwürgten (2. Kön. 17, 25). „Eine Stimme auf den Höhen ward gehört, das flehentliche Weinen der Kinder Israel's, daß sie ihren Weg verkehret, vergessen Jahve's, ihres Gottes" (Jer. 3, 21). Allmählich aber kam es zu einer neuen und höchst eigenthümlichen Volkserzeugung.

Die fremden Völker aus Osten, die in Samarien angesiedelt wurden, dienten darin ihren heidnischen Göttern, der Mylitta von Babel in den sogenannten Töchterhütten, dem Nergal von Kuta, dem Feuergott Adramelech von Sepharvaim. Damit aber die im Lande verbliebenen Reste des Volkes Israel auch ihres Glaubens leben könnten, schickte in der Folge König Asarrhadon einen der weggeführten Priester nach Samarien zurück; der wohnete zu Betel und lehrte die Einwohner Jahve nach alten Gebräuchen verehren. Und so dieneten sie und ihre Söhne und Enkel zugleich dem Jahve und ihren Götzen an den alten Altären und Opferstätten, bis allmählich der Dienst des Einen gemeinsamen Gottes den Dienst der fünf Sondergottheiten verdrängte.

Aber schon der Umstand, daß eigentliche Vielgötterei sich in Samaria nicht halten konnte, erweckt Zweifel an der durchgängigen Richtigkeit des Berichtes der Königs-

bücher, welcher im Obigen reproducirt wurde. Fast aller seiner Bewohner konnte ein so großes Land wie das Nordreich unmöglich auf einmal beraubt werden. Als hundert Jahre später der König Josia seine theokratischen Reformen auch auf die Bewohner Samarias ausdehnt, scheint er von der Voraussetzung auszugehen, daß dieselben wenigstens ihrem Kern und Stamme nach Juden sind. Und abermals hundert Jahre später geben sich die Samariter selbst als Stammesverwandte der aus dem Exil zurückgekehrten Juden aus und wollen an ihrem Tempelbau Theil nehmen. Und wo sind denn die zehn Stämme hingekommen, wenn sie in Masse ausgeführt wurden? Wir werden später auf diese Frage zurückkommen.

D. Die letzten Zeiten des Reiches Juda.

1. Juda's Bedrängniß und Rettung. Jesaja's Thätigkeit.

Während das Volk der zehn Stämme sein Dasein einbüßte, genoß das König Hiskia.
Reich Juda unter dem umsichtigen und frommen König Hiskia, der im Gegen- 725 oder 728–697.
satz zu seinem Vater Ahas, sich aufrichtig dem Jahvecultus zuwendete, einer dreißigjährigen Ruhe. Es trat jetzt die geistige Erbschaft Ephraims an und zog auch die Literaturschätze des Brudervolks an sich heran. Insonderheit ging das Prophetenthum jetzt ganz auf Juda über, wo es in eben dieser Zeit in Jesaja seinen bedeutendsten Vertreter fand. Aber die große Gefahr, die von Osten drohte, beurtheilte der König anders als der ihm befreundete Prophet. Der gewaltige Kriegsfürst Sargon, welcher Samaria erobert hatte, war gestorben und
sein Sohn Sanherib an seine Stelle getreten. Unter diesem setzten die Assyrier 705.
ihre Eroberungszüge fort. Sie brachten Cilicien in Kleinasien unter ihre Herrschaft, sie durchzogen das Philisterland bis an die Grenze von Aegypten, sie unterwarfen die arabischen Stämme im Süden und Osten Judäa's. Diese Zeit benutzte Hiskia, um Jerusalem in Vertheidigungsstand zu setzen. Er ließ die alte Stadtmauer ausbessern und befestigte sie mit Thürmen; er führte eine neue Ringmauer nebst Graben auf und setzte das Millo, das Festungswerk zwischen Zion und dem Tempelberg, in guten Stand; zu dem Behufe ließ er viele Häuser niederreißen, entweder um das Material zum Mauerbau zu benutzen, oder um den Feinden jede Schutzwehr zu entziehen; das Zeughaus neben dem Palaste wurde mit zahlreichen Waffen aller Art gefüllt; eine Wasserleitung wurde in das Innere der Stadt geführt, indeß die Bäche und Quellen außerhalb der Mauer zugeworfen oder verstopft wurden. Im Vertrauen auf diese Vertheidigungsanstalten hielt Hiskia den Tribut zurück, den Ahas nach Ninive zu entrichten pflegte und schickte nach Aegypten eine Gesandtschaft mit Geschenken, um im Falle eines Angriffs von dem Pharao Tirrhaka, der seinem Vater Sevechos in der Regierung gefolgt war (vgl. S. 183), Unterstützung, besonders an Reiterei zu erlangen. Als Jesaja von dieser Gesandtschaft Kunde erhielt, rief er unwillig aus:

„Wehe den widerspenstigen Kindern," spricht Jahve, „Anschläge auszuführen ohne mich und Bündnisse zu schließen nicht aus meinem Geist, um Sünde zu häufen auf Sünde; die gen Aegypten hinabziehen und meinen Mund nicht befragen, sich zu schützen mit Pharao's Schutz und zu flüchten in den Schatten Aegyptens. Pharao's Schutz wird euch zur Schande und die Zuflucht in Aegyptens Schatten zur Schmach. Wehe denen, die hinabziehen gen Aegypten um Hülfe und auf Rosse sich verlassen und vertrauen auf Wagen und auf Reiter, aber nicht schauen auf den Heiligen Israel's und Jahve nicht suchen. Die Aegypter sind ja Menschen und nicht Gott, ihre Rosse Fleisch und nicht Geist, Jahve aber wird seine Hand ausstrecken, und es strauchelt der Schützer und fällt der Geschützte; und zusammen vergehen sie alle. Jahve sprach: Durch Bekehrung und Ruhe wird euch geholfen, durch Stille und Vertrauen werdet ihr stark sein. Ihr aber sprecht: Nein, auf Rossen wollen wir jagen! Darum sollt ihr jagen auf der Flucht! Auf Rennern wollen wir reiten! Ja rennen werden eure Verfolger! Und so spricht der Heilige Israel's: Weil ihr auf Unrecht und Verkehrtheit euch stützet, wird euch dieser Frevel werden wie ein Wasserstrom, der da anschwillt gegen eine hohe Mauer und deren Einsturz im Augenblicke kommt."

Sanherib gegen Juda. Die prophetischen Worte gingen bald in Erfüllung. Sanherib, der bereits mit großer Heeresmacht wider Aegypten aufgebrochen war, bekam Kunde von den Unterhandlungen Hiskia's mit dem Pharao; denn dieser war sogleich auf den Antrag eines Bündnisses eingegangen und hatte Boten „in Rohrschiffen auf dem Meere" mit glänzenden Anerbietungen nach Juda geschickt; und wie sehr auch Jesaja rieth, man solle sie weiter senden „zu dem furchtbaren Volke jenseits, zu der Nation der starken Kraft und Zertretung, deren Land Ströme zerschneiden", da die Zeit nahe sei, wo auf den Bergen Kanaans Jahve die Entscheidung fällen werde: die aristokratische Partei der Vornehmen wirkte im Interesse Aegyptens und drängte den unschlüssigen König mehr und mehr in die gefährliche Bahn. Als Sanherib von Hiskia's Bund mit Aegypten unterrichtet ward, beschloß er das kleine Königreich in seine Gewalt zu bringen, um bei seinem bevorstehenden Kampf mit Aegypten nicht ein unzuverlässiges
711 oder 701. oder feindliches Land im Rücken zu haben. Es war im vierzehnten Jahre der Herrschaft Hiskia's nach hebräischen, dagegen im vierten Jahre Sanherib's nach assyrischen Quellen, daß die assyrischen Heere plötzlich an die Grenzen von Juda rückten, das Land plünderten und verwüsteten und die festen Städte einnahmen. „Verödet sind die Straßen," heißt es bei Jesaja (33, 8. 9), „es feiert der Wanderer des Pfades; das Land trauert und welkt dahin, in Schaam erröthet der Libanon und stirbt ab, Saron gleicht der Wüste und es entblättert sich Basan und Karmel." Erschrocken schickte der König Boten gen Lachis, wo Sanherib's Lager war, und ließ ihm sagen: „Ich habe mich vergangen, ziehe ab von mir; was du mir auflegest, will ich tragen." Der Assyrier bestimmte eine Geldbuße von 300 Talenten Silbers und 30 Talenten Goldes. Nun brachte Hiskia alles Silber aus dem Schatzhause des Tempels und Palastes zusammen, und da dies nicht hinreichte, ließ er von den Thüren und Pfosten die Goldstreifen abnehmen, womit er selbst das Haus Jahve's geschmückt hatte. Aber diese Fügsamkeit steigerte nur Sanherib's Forderungen. Da ihm

bei dem Herannahen des ägyptischen Heeres Alles an dem Besitze Juda's gelegen sein mußte, so verlangte er die Uebergabe der Hauptstadt. Eine Heerabtheilung unter Rabsake, Sanherib's Obermundschenk, und zwei andern Führern zog vor Jerusalem.

„Der Feind kommt nach Ajat," so schildert Jesaja (10, 28—32) den Zug, „ziehet durch Migron, zu Michmas läßt er sein Gepäck. Sie passiren den Paß; zu Geba machen sie Nachtquartier; es zittert Rama, Saul's Gibea flieht. Kreische laut auf, Tochter Gallims! Horch nach Lais hin, armes Anatot! Madmena flieht, Gebim's Bewohner flüchten! Noch diesen Tag rastet er in Nob: dann schwingt er seine Hand gegen den Berg der Tochter Zions, den Hügel von Jerusalem."

Die Truppen Juda's stellten sich, wie es scheint, dem Feinde entgegen, wurden aber leicht überwunden und auf der Flucht getödtet oder gefangen. Auf der nördlichen Stadtseite am obern Teich bei der Straße des Wäscherfeldes lagerte sich das assyrische Heer. Neugierig stürzte sich das Volk auf die Mauern. Da rief Jesaja aus (22, 1—7): Jerusalems Belagerung.

„Was ist dir doch, daß du allesammt auf die Dächer steigest, du lärmerfüllte, tobende Stadt? Deine Erschlagenen sind nicht vom Schwert Erschlagene und nicht Getödtete im Kriege. All deine Feldherren sind geflohen zumal vor den Bogenschützen; gefesselt wurden deine Kriegsleute. Deine schönsten Thäler sind voll Wagen und die Reiter stellen sich gegen das Thor. Elam in Reiterzügen trägt den Köcher, Kur entblößet den Schild. Man zertrümmert die Mauer und Hülfsgeschrei hallt wider die Berge."

Die assyrischen Heerführer, die bei dem bevorstehenden Zusammentreffen mit der ägyptischen Kriegsmacht eine schnelle vertragsmäßige Ergebung der Hauptstadt einer Belagerung vorgezogen hätten, verlangten eine Unterredung mit dem König. Hiskia schickte seinen Hausmeister Eljakim, nebst Sebna dem Schreiber und Joah dem Kanzler in das feindliche Lager. Durch diese ließ Rabsake im Namen seines Gebieters dem Hiskia Folgendes vermelden: „Du vertrauest auf jenen zerbrochenen Rohrstab, auf Aegypten, der, wenn sich Jemand auf ihn stützet, ihm in die Hand gehet und sie durchsticht, und bauest auf seine Wagen und Reiter. Lasse dich doch ein mit meinem Herrn und ich will dir 2000 Rosse geben. Wie willst du zurücktreiben einen einzigen Befehlshaber, einen der geringsten Knechte meines Herrn?" „Rede doch syrisch," sprachen die Abgesandten Hiskia's, „wir verstehen es; rede nicht jüdisch mit uns vor den Ohren des Volks, das auf der Mauer ist." Rabsake aber antwortete: „Bin ich hieher gesandt, um mit Euch zu reden und nicht vielmehr zu den Männern, die auf der Mauer sitzen, um ihren Koth zu essen und ihren Harn zu trinken mit euch?" Darauf trat er hin und rief mit lauter Stimme auf jüdisch: „Höret das Wort des großen Königs von Assyrien, der da spricht: Lasset euch nicht täuschen von Hiskia, denn er vermag nicht euch zu retten aus meiner Hand. Machet Frieden mit mir, so sollt ihr essen ein jeglicher von seinem Weinstock und seinem Feigenbaum und trinken ein jeglicher das Wasser seiner Grube. Glaubet auch nicht, daß Jahve euch retten wird. Haben denn die

Götter von Hamat, Sepharvaim oder Samaria ihr Land aus meiner Hand zu retten vermocht?" Das Volk schwieg still und antwortete ihm kein Wort, denn so hatte es der König geboten.

Jesaja weissagt Rettung.

Die verächtliche Aeußerung über Jahve, die Sanherib einige Tage nachher in einem Schreiben an Hiskia von Libna aus wiederholte, hatte nicht die beabsichtigte Wirkung. Die Zusammenstellung Jahve's mit den Truggöttern aus Holz und Stein reizte das Volk und die Priesterschaft, und sie billigten daher die Weigerung des Königs, sich den Assyriern zu unterwerfen. Vor Allen aber war es Jesaja, welcher jetzt im Namen seines Gottes eine seiner zuversichtlichsten und durch den überraschenden Erfolg, den sie fand, noch jetzt wahrhaft wunderbar wirkenden Reden dem assyrischen Großsprecher ins Gesicht warf (10, 5—14):

„Wehe dem Assyrier, der Ruthe meines Zornes! Dient doch der Stab in seiner Hand nur meinem Grimme! Gegen ein gottloses Volk sandt' ich ihn, wider den Stamm meines Zorns entbot ich ihn, um Beute zu erbeuten und Raub zu rauben und es zu treten wie Straßenkoth. Er aber denkt nicht also, sondern zu vertilgen hat er im Sinn und auszurotten Völker in Menge; denn er spricht: Sollt' ich nicht, so wie ich Samaria und seinen Götzen gethan, also auch thun Jerusalem und seinen Bildern? Durch meines Armes Kraft rückte ich die Grenzen der Völker, und es griff wie ein Vogelnest meine Hand der Völker Reichthum, und wie man verlassene Eier wegnimmt, nahm ich die ganze Welt; und da war keiner, der die Flügel regte und den Mund aufsperrte und zirpte. — Aber es geschieht, wenn der Herr vollbracht sein ganzes Werk am Berge Zion und Jerusalem, so ahnde ich die Frucht des Hochmuthes des Königs von Assyrien und die Prahlerei seiner stolzen Augen."

Nie stand das Prophetenthum größer da, als in diesem Augenblick, da Jesaja mit der Zuversicht und Energie eines Mannes, vor dem die Zukunft keinen Schleier trägt, das Geschick einer Weltmacht entschied. Als Hiskia den Brief Sanherib's im Tempel vor Jahve ausbreitete und ihn um Hülfe anflehte, damit alle Königreiche der Erde erkennen möchten, daß er allein Gott sei, so verkündigte Jesaja, bisher ein eifriger Gegner des ägyptischen Bündnisses und ein Fürsprecher ruhiger Fügsamkeit unter die züchtigende Hand Jahve's im Namen des Heiligen von Israel, den jener gehöhnt und gelästert, dem König Folgendes: „Der König von Assyrien wird nicht kommen in diese Stadt und wird keinen Pfeil hineinschießen und keinen Schild dagegen richten und keinen Wall aufwerfen. Den Weg, darauf er kommt, wird er wieder umkehren, und in diese Stadt soll er nicht kommen, ist Jahve's Spruch" (37, 33. 34). An Sanherib aber erging der Spruch: „Wohl habe ich es seit den Tagen der Vorzeit so veranstaltet und geschehen lassen, daß du die festen Städte in Trümmerhaufen umwandeltest, und daß die Einwohner zu Schanden würden, wie Gras des Feldes, wie Brandkorn, ehe es aufgeschossen. Aber um deines Uebermuths willen gegen mich, und weil dein Toben in meine Ohren gedrungen, so lege ich meinen Ring an deine Nase und mein Gebiß an deine Lippen und führe dich zurück auf dem Wege, auf dem du gekommen" (37, 26—29).

Und schneller als die geängsteten Einwohner Juda's gehofft haben mochten, erfüllte sich das angedrohte Strafgericht an den Assyriern, und wurden „die Verwüster selbst verwüstet". Wir haben oben (S. 454) gesehen, daß Sanherib gegen Tirrhaka jedenfalls den kürzeren zog und nach Ninive zurückkehrte, um einem näheren Feinde zu begegnen. Diese unerwartete Rettung verklärte sich bei den kommenden Geschlechtern ins Wunderbare. Jerusalem's Befreiung.

„Fürchte dich nicht, mein Volk, das in Zion wohnet, vor dem Assyrier," hatte Jesaja in Jahve's Namen verkündigt, „denn noch eine kurze Zeit, so hat ein Ende mein Grimm, und mein Zorn wendet sich zu ihrer Vernichtung; dann schwinget über ihn Jahve der Heerschaaren die Geißel, wie er Midian schlug am Felsen Oreb. Und es weichet seine Last von deiner Schulter und sein Joch von deinem Nacken. Ha! ein Toben vieler Völker, gleich dem Getöse mächtiger Wasser toben sie. Aber Er schilt sie und sie fliehen fern, gejagt wie Spreu der Berge vor dem Winde und wie Staubwirbel vor der Windsbraut. Zur Abendzeit, siehe da, plötzliches Verderben: ehe es Morgen wird, sind sie nicht mehr. Das ist das Schicksal unserer Räuber und das Loos unsrer Plünderer" (10, 24—27; 17, 12—14).

Und entsprach nicht der Erfolg dieser Weissagung? Wie bei dem Scheitern der Armada in den englischen Gewässern oder bei dem Ruin der großen Armee auf den Schneefeldern Rußlands, so sahen auch hier die Zeitgenossen Gottes Arm vom Himmel herab eingreifen. In dieser Form pflanzte sich der Bericht auf die nachgebornen Geschlechter fort. „Da sandte Jahve einen Engel, der vertilgete alle Kriegshelden und Fürsten und Obersten im Heere des Königs von Assyrien, und er zog mit Schamröthe zurück nach seinem Lande" — so erzählt das zweite Chronikbuch (32, 21), und das zweite Buch der Könige nebst der gleichlautenden Erzählung im Jesaja (37) spricht von 185,000 Feinden, welche der Würgengel im assyrischen Heer erschlagen. Auch die ägyptische Sage schrieb, wie wir oben gesehen, den plötzlichen Abzug der Assyrier einem göttlichen Wunder zu (S. 187 f.). Das jüdische Volk aber frohlockte über die Rettung der Hauptstadt und feierte noch lange nachher die wunderbare Begebenheit in Sieges- und Dankliedern:

„Es tobten die Völker, es wankten die Königreiche; da scholl sein Donner und die Erde zagte; Jahve aber ist in der Mitte seiner Stadt und schützet sie beim Anbruch des Morgens und sie zaget nicht. Kommt, schauet die Thaten Jahve's, wie er Zerstörung wirkte im Lande, Kriege stillte, Bogen zerbrach, Speere stumpfte und Wagen verbrannte. „Laßt ab, und erkennet, daß ich Gott bin, erhaben unter den Völkern, erhaben auf Erden." — „An ihren Palästen that der Herr sich kund; denn die Könige kamen und schwanden zumal. Sie blickten hin und staunten; sie entsetzten sich und flohen davon. Der Herr der Heerschaaren ist mit uns, unsre Veste der Gott Jakob's" (Ps. 46 und 48).

Wenn eine ausbrechende Pest dazu mitgewirkt haben sollte, das assyrische Heer zum Abzug zu zwingen, so scheint dieselbe auch in Jerusalem selbst ihre Opfer gefordert zu haben. Hiskia wurde krank und gedachte zu sterben. Da flehte er mit Thränen zu Jahve, seiner doch in Gnaden zu gedenken, da er ja stets mit Treue und ungeschwächtem Muthe vor ihm gewandelt und gethan habe Hiskia's Ausgang.

was in seinen Augen gut sei. Und Jahve hatte Erbarmen mit ihm und fügte seinem Leben noch 15 Jahre bei (was übrigens nur unter Voraussetzung der hebräischen Datirung des Sanherib-Krieges möglich ist). Jesaja heilte ihn, indem er zerdrückte Feigen auf die Pestbeulen legte, und Hiskia sang im Tempel dem Herrn ein Danklied, „daß Jahve seine Wohnung nicht abgebrochen, wie ein Hirtenzelt, und seine Seele liebevoll aus der Vernichtung Grube gezogen; nicht die Unterwelt preise ja den Herrn, sondern nur der Lebende". Das Lied ist ein schönes Denkmal der aufrichtigen Frömmigkeit und poetischen Begabung Hiskia's, aber auch ein merkwürdiges Zeugniß von dem trostlosen Todesgrauen des israelitischen Volkes.

Eine weiche, dem Jahveglauben treu ergebene Natur, beförderte Hiskia die religiöse Dichtkunst, in der er selbst Heiterkeit und Trost fand und erwies den gleichgerichteten Bestrebungen der Propheten Gunst und anregenden Beifall. Je mehr die Noth und Verwirrung der Zeit und der Unbestand aller irdischen Dinge zu Gott hinführte und je mehr die Propheten das religiöse Bewußtsein des Volks schärften und die fromme Hingebung an den Glauben der Väter als den einzigen Anker der Rettung darstellten, desto mehr mußten alle geistigen Regungen und Erzeugnisse einen religiösen Charakter annehmen. Manches Lied voll Inbrunst und tiefer Empfindung mag in diesen ereignißvollen Jahren bald von dem König selbst und den Priestern und Propheten, bald von frommen Jahvedienern aus dem Volke gedichtet worden sein, in einer Zeit, wo sich die vom Widerstreit der Welt gebeugte Seele gedrungen fühlen mußte, in Gott sich zu sammeln (Ps. 93); wo unerwartete Befreiung aus der höchsten Noth und Gefahr zu Dank- und Siegesliedern voll heitern Gottvertrauens begeistern mußte (Ps. 46 und 48); wo endlich die Jahre des Glücks und Friedens nach dem Abzug der Assyrier zur Lebensfreude und zur Dankbarkeit über die Segensfülle anregten, wo „die Wiesen mit Schaafen sich kleideten und die Thäler in Korn sich hüllten" (Ps. 65). In allen diesen Liedern ist in Form und Darstellung eine größere Kunstvollendung, ein Gefallen an malerischen Schilderungen und überraschenden Wendungen sichtbar. — Unter Hiskia wurde auch eine neue Sammlung von Sprichwörtern und Weisheitslehren veranstaltet und den ältern Volkssprüchen, die unter Salomo's Namen gingen, beigefügt, wie die Ueberschrift zu Sprüche 25 angibt. Würden die Lehren für Könige, die sich unter dieser Zahl befinden, von Hiskia selbst herrühren, so wären sie ein schönes Denkmal von der würdigen Vorstellung, welche dieser König sowohl von dem Beruf und den Pflichten eines Herrschers als von den ihn umgebenden Gefahren in sich trug.

Die Psalmen.

„Gottes Ehre ist's, eine Sache zu verbergen, aber des Königs Ehre, eine Sache zu erforschen. — Sondere den Frevler aus der Umgebung des Königs, so wird durch Gerechtigkeit sein Thron befestigt. — Wer sein Ohr abwendet, um das Gesetz nicht zu hören, dessen Gebet selbst ist ein Gräuel. — Gib nicht den Weibern deine Kraft und wandle nicht die Wege der

Königsverderber; fern sei von Königen und Fürsten Liebe zu Wein und Hang zu starkem Getränke, damit er nicht trinkend das Gesetz vergesse und verkehre das Recht aller Söhne des Elends. — Gib Wein dem Unglücklichen und Herzbetrübten, daß er trinke und seiner Armuth und Mühsal vergesse. — Thue deinen Mund auf für den Stummen und für das Recht der Waisen, richte recht und führe die Sache des Armen und Elenden."

Aber der Mittelpunkt der geistigen Thätigkeit war das Prophetenthum, das damals in Jesaja seinen großen Führer, sein fürstliches Haupt hatte. Nach einem thatenreichen Leben, dessen Gang wir aus seinen eigenen Reden verfolgen können, ist er gegen das Ende dieser Regierung, wohl um dieselbe Zeit, da sein königlicher Freund Hiskia ins Grab sank, aus der Welt geschieden. Vielleicht daß auch er sich an dem beschriebenen Triumphe der Dichtkunst persönlich betheiligt hat, wie man ihm neuerdings vielfach die Psalmen 46—48 zuschreibt. Aber es braucht dieses neuen Schmuckes nicht, um uns sein Bild, welches wir noch in der folgenden Ausführung vervollständigen werden, ehrwürdig und hehr erscheinen zu lassen.

Der Prophet Jesaja.

Während die bisher betrachteten Propheten mit ihrer Person oder wenigstens mit ihrer Wirksamkeit dem nördlichen Reiche angehört hatten, ist Jesaja die mächtige Persönlichkeit, in deren Reden sich das ganze innere und äußere Leben einer langen Epoche des Reiches Juda abspiegelt. Seine prophetischen Aussprüche, so weit sie auf die Zeitgeschichte und die localen und nationalpolitischen Verhältnisse sich beziehen, ergänzen die dürftigen Angaben der Geschichtsbücher der Könige und der Chronik und gestatten uns einen ebenso tiefen Einblick in die öffentlichen Zustände und in das gesammte Getriebe des jüdischen Staats- und Volkslebens unter den Königen Usia, Jotam, Ahas und Hiskia, wie dann hundert Jahre später Jeremia's Prophetenlaufbahn in die Zeit unter den vier letzten Königen Juda's. Ist uns auch der „Sohn des Amos" seinem äußern Leben nach nur wenig bekannt, so liegt dagegen sein geistiges Werden und Streben in den zahlreichen Reden, Urtheilen und Verkündigungen so offen und reich vor uns, daß sich an diesem geistigen Faden alle Zustände des Volkes, alle Ansichten und Richtungen, alle Bestrebungen und Ideen, alle Wechsel der Sitte und Denkweise erkennen lassen. Sein Leben ist der Spiegel der Zeitgeschichte, und aus seinen Werken läßt sich ein Maaßstab für die literarische und wissenschaftliche Bildung der Zeit gewinnen. Aber auch die äußere Weltlage, die Verhältnisse in Israel und Syrien, in Aegypten und Assyrien gewinnen oft eine überraschende Beleuchtung aus diesen gewaltigsten aller Reden, deren Urheber Prediger, Staatsmann und Volksführer zugleich ist. Weder in guten noch in bösen Tagen vermochten König und Volk diesen schwer wiegenden Worten zu widerstehen, daraus zugleich eine Energie des Charakters, eine unmittelbare Gottes- und Selbstgewißheit sprach, die etwa an Luther erinnert, aber mehr noch als bei diesem zugleich im Bunde war mit der sichersten Klarheit in der Beurtheilung der Weltlage und mit einer fast niemals fehlgreifenden Vorausahnung der Ver- und Entwickelungen der politischen Verhängnisse. Wir wollen versuchen, dieses reiche Geistesleben in einigen Umrissen zu begrenzen, um in diesem Rahmen die religiösen Anschauungen wie die öffentlichen und häuslichen Zustände der Nation zusammenzufassen. — Jesaja's Jugend fällt in die Tage des Königs Usia, da Juda glückliche Zeiten verlebte, da „das Land voll war von Silber und Gold und

Ausführungen.

Jesaja unter Usia und Jotam.

kein Ende seiner Schätze, voll von Rossen und kein Ende seiner Wagen" (2, 7). Im Todesjahr dieses Königs, dessen Regierungszeit dem Propheten stets im verklärten Lichte der Jugenderinnerungen erscheinen mochte, empfing er nach einer sittlichen Läuterung im Tempel zu Jerusalem die höhere Berufung, dem Volke seine Sünden und Missethaten vorzuführen und ihm die Strafgerichte des Herrn zu verkünden, wenn es in seiner Verstocktheit verharre, zugleich aber auch die Herzen mit der Hoffnung auf eine schöne Zukunft aufzurichten, die über den Trümmern der Gegenwart aufblühen werde. Er solle dem sündhaften Geschlechte das Gewissen schärfen, bis das Land zur Steppe verwüstet, bis die Bewohner weggeführt, bis die Häuser menschenleer und verödet sind. Von diesem Augenblick an war sein Lebensberuf entschieden; das Gefühl, daß eine höhere Macht seine Lippen berührt und seine eigene Sünde von ihm genommen, verlieh ihm den begeisterten Muth, dem göttlichen Befehl selbst auf Kosten seines äußern Lebensglückes mit Treue nachzukommen (6, 1 f.).

„Höret ihr Himmel — so beginnen dann die gesammelten Reden des Propheten (1, 1—5) — und merke auf, o Erde, denn Jahve redet: Kinder habe ich groß gezogen und empor gebracht, sie aber sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Besitzer, der Esel die Krippe seines Herrn, Israel kennet ihn nicht, es hat Jahve verlassen und mehret Abfall. Das ganze Haupt ist krank und das ganze Herz ist siech;" er beklagt die allgemeine Verderbniß, die von den höhern Ständen ausgehe: „Wie ist zur Hure geworden die treue Stadt, sonst der Gerechtigkeit voll, das Recht wohnte in ihr und jetzt Mörder! Dein Silber ist zu Schlacken geworden, dein Wein mit Wasser gefälscht. Deine Vorgesetzten sind Abtrünnige und Diebsgesellen; ein jeder liebt Bestechung, jagt nach Lohn; den Waisen schaffen sie nicht Recht und der Wittwe Sache kommt nicht vor sie" (1, 21—23). Diese Schlacken wird die Hand Jahve's wegschaffen, damit in Zion wieder Recht und Gerechtigkeit einkehre und Richter und Räthe, wie in frühern Zeiten; die Abtrünnigen aber und Sünder werden umkommen. „Zu Schanden werdet ihr ob der Terebinthen (heiligen Höhen), die eure Lust sind, und erröthen ob der Gärten (des Götzendienstes), die ihr liebet; denn ihr werdet sein wie die Terebinthe, deren Laub dahin welkt, und wie ein Garten, der kein Wasser hat. Und der Gewaltthätige wird das Werg sein und seine That der Funke, und beides verbrennet allzumal und Niemand löschet" (1, 29—31). Neben der Ungerechtigkeit der Richter und dem zunehmenden Götzendienst straft der Prophet besonders den Luxus und die Putzsucht der Weiber in Juda: Jahve spricht: „Darum daß so hoffährtig sind die Töchter Zion's und einhergehen mit gerecktem Halse und frech die Augen werfend hin und hergehen und trippeln und mit ihren Fußspangen klirren; so wird der Herr ihren Scheitel kahl machen und ihre Schaam entblößen. An jenem Tag nimmt Jahve weg den Schmuck der Fußspangen und die Netze und die kleinen Monde, die Ohrgehänge, die Armkettchen und die Schleier, die Kopfbunde und die Fußkettchen und die Gürtel und die Riechfläschchen und die Amulete, die Fingerringe und die Nasenringe, die Feierkleider und die Röcke und die Mäntel und die Taschen, die Spiegel und die Hemdchen sammt den Turbanen und den Florgewändern. Und statt des Balsamduftes wird Moder sein und statt des Gürtels ein Strick und statt der gedrechselten Locken eine Glatze und statt des weiten Mantels ein enggegürtetes Trauergewand, Brandmal statt Schönheit. Deine Männer fallen durchs Schwert und deine Helden im Kriege; und es klagen und trauern ihre Thore und verödet sitzt sie am Boden" (3, 16—26). Der König möge sich nicht auf die festen Mauern und Thürme verlassen, die er und sein Vater aufgeführt, denn Jahve hält einen Gerichtstag über alles Stolze und Hohe und über jeglichen hohen Thurm und über jegliche schroffe Mauer (2, 12—18).

Jesaja unter Ahas.

Waren schon unter dem wackern König Jotam die öffentlichen Zustände der Art, daß sie den Propheten zu so strengen Rügen aufforderten, welche Verwilderung und Entsittlichung mußten erst die verwirrten Verhältnisse unter Ahas erzeugen, als

ein sinnlicher Hof und eine verrottete Aristokratie an orientalischem Luxus und heidnischem Religionswesen Gefallen fand, als die Drangsale eines verheerenden Kriegs die Gemüther mit Verzweiflung füllten, als ein drohender Feind mit kriegerischer Uebermacht an den Grenzen auf die Stunde lauerte, wo er das Land verschlingen könnte?

Bei Jotam's Lebzeiten sah Jesaja schon die Leiden voraus, die unter Ahas über Juda kommen würden: „Meines Volkes Bedrücker sind Kinder," ruft er aus, „und Weiber beherrschen es. Mein Volk! Deine Führer leiten dich irre, und den Weg, den du wandelst, verderben sie" (3, 12). Nur zu bald machte sich der Einfluß des Hofes und der entarteten Vornehmen bemerklich in der zunehmenden Entsittlichung des ganzen Volkes. Der Weinberg, den der Eigenthümer mit so großer Liebe und Sorgfalt gepflegt und mit Edelreben bepflanzt hatte, trug nichts als Herlinge, darum beschließt er, ihn liegen zu lassen, daß er in Dornen und Disteln aufschieße (5, 1 f.). Zuerst richtet der Prophet seine Strafreden gegen die Habsucht und das üppige Leben der Reichen: „Wehe denen, die da reihen Haus an Haus, Feld an Feld fügen, bis kein Platz mehr ist und ihr allein Bewohner bleibet im Lande! Gewiß! die vielen Häuser sollen zur Einöde werden! Wehe denen, die früh auf sind am Morgen, dem berauschenden Getränke nachzujagen, und bis spät in die Nacht verweilen, vom Weine erhitzt! Laute und Harfe, Pauke und Flöte und Wein sind bei ihrem Gelage; aber auf Jahve's Werk sehen sie nicht. Wehe den Helden im Weintrinken und den Tapfern im Mischen starken Getränkes, die den Frevler lossprechen gegen Bestechung und den Gerechten ihr Recht entziehen. Wehe denen, welche die Strafe herziehen an Stricken des Lasters und wie mit Wagenseilen den Sündenlohn. Darum entbrennet Jahve's Zorn gegen sein Volk und er recket die Hand dawider aus und schlägt es, daß die Berge beben, und ihre Leichname wie das Kehricht auf den Gassen liegen" (5, 8—25).— Diese Strafgerichte brachen bald über Juda herein, als Pekah von Ephraim und Rezin von Damaskus das kleine Reich mit einem verheerenden Kriege überzogen. Wir haben oben erwähnt, wie Jesaja dem Ahas Muth und Vertrauen einzuflößen und ihn vom Bunde mit Assyrien abzuhalten gesucht, wie aber seine Vorstellungen bei dem eiteln Fürsten keine Wirkung hatten. Er sah mit hellem Blicke die Folgen dieser Verbindung. Der Assyrier wird Ephraim und Damaskus bezwingen, dann aber auch eine ärgere Geißel für Juda werden als die jetzigen Feinde. „Siehe, Damaskus wird aufhören eine Stadt zu sein und ein Trümmerhaufen werden; verlassen sind die Städte Aroers, den Heerden preisgegeben, die lagern sich daselbst und Niemand schrecket. Schwinden wird die Burg in Ephraim und die Herrschaft in Damaskus, und dem Reste Arams geht es wie der Herrlichkeit der Söhne Israel's" (17, 1—3). Aber auch über Juda wird dann der Strom hereinbrechen und bis an den Hals reichen. „Und der kleine Ueberrest des Volkes wird von Käse, Milch und Honig sich nähren; wo jetzt Tausende von Weinstöcken stehen, werden Dornen und Disteln wachsen, und die Berge, die man jetzt mit der Hacke bebaut, werden den Schaafen und Rindern zur Weide dienen" (7, 22—25). Ganz so schlimm erging es jedoch dem Lande Juda nicht unter der Regierung des Ahas. Die demüthige Unterwerfung des Königs unter die assyrische Machtherrschaft und die Kriege Salmanassar's mit Phönizien und Samaria hielten die Drangsale des Kriegs noch einige Zeit von Juda fern. Salmanassar's Kriegszug bedrohte zunächst die Nachbarvölker, die Tyrier, Philister, Moabiter u. a., deren Untergang der Prophet in mehreren Weissagungen voll poetischer Bilder darstellt. So heißt es von Moab (15 und 16): „Auf ihren Straßen gürten sie um das Trauergewand, auf ihren Dächern und Plätzen heulet Alles, zerfließend in Thränen. Hesbons Gefilde sind verwelkt; verwelkt der Weinstock Sibmas, dessen Edelreben die Herrscher der Völker berauschten. Entrückt ist Freude und Frohlocken aus dem Baumgarten, und in den Weinbergen wird nicht gejauchzt und nicht gejubelt; kein Kelterer tritt Wein in den Kufen; dem Herbstrufe mach' ich ein Ende." Dann schildert er, wie die flüchtigen Töchter Moabs die Furthen des Arnon überschreiten und bei Zion Schutz und Hülfe

suchen, da wo um diese Zeit „befestigt wird der Thron durch Liebe, und ein Richter aus dem Hause David's mit Treue darauf sitzet, nach Recht trachtend und der Gerechtigkeit kundig".

Jesaja unter Hiskia. Dieser König war der fromme Hiskia, Jesaja's Freund, dem wahrscheinlich die schöne Begrüßung 9, 1—3 gilt: „Das Volk, das im Finstern wandelt, schauet ein großes Licht; die da sitzen im Lande der Todesnacht, sehen erglänzen den Morgenstrahl. Du mehrst das Volk und mehrst seine Freude; sie freuen sich vor dir, wie man sich freuet in der Ernte, wie man jubelt beim Beutetheilen. Denn sein drückendes Joch, den Stecken seines Nackens, den Stab seines Treibers zerbrichst du wie einst Gideon that."

Es ist oben erzählt, wie Jesaja in den schwierigen Verhältnissen und Drangsalen, die unter Hiskia über das Reich Juda hereinbrachen, dem König mit Rath und That zur Seite gestanden; wie er bald strafend und drohend, bald tröstend und ermunternd Fürst und Volk von verderblichen Schritten abzuhalten gesucht. Dem leichtsinnigen Rathgeber des Königs, Sebna, verkündigte er im Namen Jahve's seinen bevorstehenden Fall; Eljakim werde mit dessen Rocke bekleidet und mit dessen Gürtel umgürtet werden (22, 15 f.); in einer Reihe von Weissagungen schildert er die Noth und Verwüstung, die Verwirrung und das Elend, die über Aegypten hereinbrechen werden, theils durch feindliche Völker (Assyrier), theils durch innere Zwietracht und Bürgerkrieg (19, 2), theils durch despotische Herrscher, theils durch verderbliche Naturereignisse, um den König und die aristokratische Hofpartei von dem Anschluß an diese zweideutige Macht, an dieses „zerbrechliche Rohr" abzuhalten. Er schalt das widerspenstige und unfolgsame Volk, das zu den Sehern sagte: „Sehet nicht" und zu den Propheten: „Prophezeiet uns nicht das Wahre, redet zu uns Schmeicheleien, prophezeiet Täuschung" (30, 9. 10); er weissagte die Belagerung Jerusalems im kreisenden Laufe der Jahre, wo die Festzeit in eine Zeit der Angst und des Stöhnens verwandelt würde; er verkündete den Weibern die Verheerung des Landes: „In Jahr und Tag werdet ihr Sorglosen beben; denn dahin ist die Weinlese, eine Obsternte kommt nicht; auf meines Volkes Acker schießen Dornen und Gestrüpp auf, ja in allen Häusern der Freude, in der fröhlichen Stadt; denn der Palast wird verlassen, öde das Getümmel der Stadt; Hügel und Wartthurm werden Höhlen auf längste Zeit, der Waldesel Wonne, der Heerden Weide" (32, 10—14).

Die Hoffnungen der Zukunft. Aber wie dunkel er auch die Zukunft malt, wie schwach und nichtig ihm jede Selbsthülfe erscheint bei dem allgemeinen Gerichtstag, den Jahve allen Völkern gesetzt habe, dessen Herannahen er in dem Vordrängen der assyrischen Kriegsmacht erblickte; dennoch sind seine prophetischen Schilderungen reich an hoffnungsreichen Verheißungen einer glücklichen Zukunft. Nicht nur, daß er die feste Zuversicht in sich trug und sie vor König und Volk offen aussprach, daß Zion nicht fallen, daß Jerusalem nicht erobert werden würde; seine düstersten Aussprüche sind immer mit einigen Strahlen einer lichtvollen Zukunft, eines goldenen Zeitalters erhellt, das auf den Trümmern der Gegenwart einem bessern Geschlechte erblühen werde, wo unter einem Sprößling aus David's Stamm die große und glückliche Zeit dieses Königs wiederkehren, der Menschen Herzen sich zu Jahve wenden und die Höhen mit ihren Götterbildern und Altären verödet und verlassen sein würden. Wenn die Strafgerichte, womit der Herr alle Völker, die schwachen wie die starken heimsuchen wird, vorüber sind, wenn in Juda die Frevler und Sünder, die Götzendiener und Schwelger, die Verstockten und Ungerechten vertilgt, die blühenden Gefilde unter den feindlichen Heeren und Kriegswagen zu Wüsten und Weideplätzen umgewandelt, die prachtvollen Wohnhäuser mit ihrem Schmuck, ihrem Zierrath und ihren Eitelkeiten zerstört sein werden, dann bricht für den kleinen Rest der Ueberlebenden eine Zeit des Glückes und des Friedens herein, und ein tugendhaftes Geschlecht wird dann dem Herrn dienen

mit Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens und mit Gerechtigkeit und Reinheit des Wandels.

„Wenn der Herr abgewaschen den Unflath der Töchter Zions und die Blutschuld Jerusalems gefegt aus ihrer Mitte durch den Geist des Gerichts und der Vertilgung; wenn er den Stolz der Menschen gebeugt und den Uebermuth der Männer gedemüthigt; am Tage, da der Herr die Schäden seines Volks verbindet und heilet die Wunden, die er geschlagen: ja, Volk in Zion, das in Jerusalem wohnet! weinen sollst du nicht: gnädig wird er dir sein auf dein Hülfsgeschrei; sobald er es vernimmt, erhöret er dich, und er gibt euch Brod in der Trübsal und Wasser im Elend. Dann werft ihr eure silbernen Gußbilder und eure goldenen Götzen den Ratten und den Fledermäusen hin wie Unrath; und erhaben ist Jahve allein an selbigem Tage (2, 17. 20. 4, 4. 30, 19. 20. 22. 26). Dann errichtet der Herr sein Panier auf Zion und macht es zum Schirm und zur Zuflucht für alle Völker. Ein Reis vom Stamme Isai's wird sprossen, auf dem der Geist Jahve's ruht, der Geist der Weisheit und Klugheit, der Geist des Raths und der Kraft; der richtet mit Gerechtigkeit die Armen und bescheidet mit Billigkeit die Elenden im Volke. Gerechtigkeit ist der Gurt seiner Hüften und Treue der Gurt seiner Lenden. Dann heißt der Gottlose nicht mehr ein Edler und der Arglistige nicht mehr großmüthig. Dann weilet der Wolf beim Lamme und der Parder lagert sich beim Böckchen; Kuh und Bärin weiden zusammen, der Löwe wie das Rind frißt Stroh, und es spielt der Säugling an der Natter Kluft. Und es geschieht zu derselben Zeit, da wenden sich die Nationen zu dem Sprößling Isai's, der dasteht als Panier für die Völker, und seine Wohnung ist Herrlichkeit. Und die Völker sprechen: „Auf, laßt uns hinanziehen zum Berge Jahve's, zum Hause des Gottes Jakob's, er soll uns lehren seine Wege und wir wollen wandeln in seinen Pfaden". Und er richtet die Völker und bescheidet viele Nationen; und sie schmieden ihre Schwerter zu Hacken und ihre Speere zu Winzermessern; nicht hebt mehr Volk gegen Volk das Schwert und nicht lernen sie fürder den Krieg. Und Jahve sammelt um sein Panier die Vertriebenen Israel's und die Zerstreuten Juda's von den vier Saumen der Erde. Dann weichet die Eifersucht Ephraim's und die Neider Juda's werden ausgerottet" (2, 2—5. 11, 1—13. 32, 5).

Einen dieser messianischen Sprüche, den vielleicht schon Jesaja einem ältern Propheten entlehnte, hat sich Micha aus Moreschet im 4. Cap. seiner Weissagungen angeeignet. Ein in der ersten Zeit Hiskia's weissagender Zeitgenosse nicht blos, sondern auch in anderer Beziehung das kleinere Seitenstück jenes Prophetenkönigs, war Micha bemüht, in ähnlichem Sinne auf die Bewohner des Landes zu wirken, wie Jesaja auf die gebildete Bürgerschaft Jerusalems. Wie Jesaja so lies't auch Micha das Geschick Juda's aus dem Falle des Bruderreichs Israel. Noch entschiedener weissagt er: „Zion soll als Feld gepflügt und Jerusalem zu Trümmern werden und der Tempelberg zu Waldeshöhen", darum „daß ihre Häupter richten um Geschenke, und ihre Priester urtheilen um Lohn, und ihre Propheten wahrsagen um Geld", und daß sie „Gewalt und Unrecht üben an Mann und Haus, an Herrn und Eigenthum" (3, 11. 12. 2, 2); von ähnlichem Geiste durchdrungen wie Jesaja, aber weit entfernt von dessen Schwung und kühner Kraft, sucht Micha die poetisch-prophetischen Aussprüche seines majestätischen Zeitgenossen in einfacherer Sprache und in verständlicheren Bildern den Bewohnern der kleinern Orte Juda's zu Gemüthe zu führen. Der Prophet Micha.

Noch hitziger fast als bei Jesaja sind die Kämpfe, in welche Micha mit Adel und Priesterschaft, vor Allem aber mit dem gegnerischen Prophetenthum verwickelt ist. Je nach ihrer Auffassung von dem Glaubensstande und der sittlichen Lage des Volkes weissagten die Propheten Verschiedenes, ja Entgegengesetztes. Für die einen war Israels Erwählung zum Heil, für die anderen Gottes strafende Gerechtigkeit der Vordersatz, davon sie ausgingen. Natürlich daß das Volk sich seine Zukunft von jenen lieber ausmalen ließ als von diesen. Daher Micha's

Klagen über die Abneigung gegen die Propheten. „Weissaget nicht!“ Wenn aber ein Mann, umgehend mit Wind und Täuschung lüget: „Ich weissage dir von Wein und starkem Getränke“, der ist ein Weissager für dieses Volk“ (2, 6. 11). Nackt und barfuß muß er einhergehen, klagend gleich den Schakaln und trauernd gleich den Straußen; aber er ist erfüllt mit Kraft und mit dem Geiste Jahve's, mit Gerechtigkeit und mit Stärke, um Jakob seinen Abfall kund zu thun und Israel seine Sünde (3, 8). Wie Jesaja verkündet er die Strafgerichte Jahve's als Folge der herrschenden Sündhaftigkeit. „Weil ihre Reiche voll Frevels sind und ihre Bewohner Lüge reden und ihre Zunge Trug ist in ihrem Munde; weil der Freund nicht trauen darf dem Freunde, der Sohn bethöret den Vater, und die Tochter aufsteht gegen die Mutter (6, 12. 7, 5. 6); darum rottet Jahve aus deine Wagen und Rosse und zerstöret deine Städte und alle deine Burgen; und vertilget deine Zaubereien und Astarten, und deine Bilder und Säulen, daß du nicht mehr wirst anbeten vor deiner Hände Werk.“ Aber auch Micha erhebt gleich seinem großen Zeitgenossen den Blick über die Trümmer der Zerstörung in eine glückliche Zeit der Versöhnung, wo Gott in Wahrheit erkannt und verehrt wird, dafür aber auch dem Ueberbleibsel seines Eigenthums die Sünde vergibt und den Frevel übersieht. Denn Jahve hat Gefallen an Gnade und hält nicht ewig fest am Zorn; er wirft alle ihre Sünde in des Meeres Tiefe. Aber auch bei Micha ist der künftige Retter, der diese Periode des Glücks begründet, ein Reis aus dem Königsstamm, dessen Ursprünge durch David auf Betlehem zurückgehen: „Du aber, Betlehem Ephrata, zu klein, um zu Juda's Stammorten zu gehören; aus dir wird Einer mir ausgehen, Herrscher zu sein in Israel, deß Ursprung aus der Vorzeit, aus den Tagen des Alterthums“ (5, 1). Da dieser Retter aber im Augenblick der äußersten Gefahr erscheinen wird, ist Micha Urheber der lange festgehaltenen Vorstellung von den Zeiten der letzten Noth als der „messianischen Geburtswehen“ geworden.

2. Religionsdruck unter Manasse und Josia's Reformationswerk.

(690—620.)

Manasse 697—642.

Mehrung des Götzendienstes und Verfolgung der Frommen.

Nach Hiskia's Tod bestieg sein zwölfjähriger Sohn Manasse den Thron, den er 55 Jahre lang besaß. Wahrscheinlich war die den heidnischen Religionsformen ergebene Partei, die unter der vorigen Regierung durch Jesaja's Wirksamkeit zurückgedrängt worden, bei der Erhebung dieses jüngsten Königssohnes besonders thätig, und ihrem Einfluß gelang es, denselben wieder in die Bahnen seines Großvaters Ahas zurückzuführen. Manasse sah, wie vor dem Kriegsglück der Heiden im Osten alle Volksgötter das Feld räumen mußten und stellte darum nicht nur alle durch Hiskia zerstörten Bilder und Opferstätten wieder her, sondern huldigte auch von Neuem dem babylonischen Sterndienst, indem er „dem ganzen Heere des Himmels“ die kleinern Altäre auf dem Tempeldache wieder errichtete und in den Vorhöfen des Gotteshauses zwei größere aufstellen ließ. Im Heiligthume Jahve's auf Zion wurde der phönizischen Astarte ein feierlicher Cultus angeordnet mit dem Bildnisse der Göttin und mehreren kleinen Häusern, wo die unkeuschen Priesterinnen heilige Kleider webten; und im Thale Hinnom, wo schon Ahas einen seiner Söhne in den Flammen geopfert, erstand eine glänzende Feuerstätte des Moloch zur Belebung dieses wollüstig-grausamen Religionsdienstes. „Und er weihete (in der Folge) seinen Sohn durchs Feuer und trieb Zauberei und Zeichendeuterei und bestellete Todtenbeschwörer und

kluge Männer" (2. Kön. 21, 6). Ja er ließ sogar aus weit entlegenen Ländern bisher unbekannte Cultusformen nach Jerusalem verpflanzen.

Die Geschichtsbücher gehen über die Jahre des Gräuels unter Manasse und seinem Sohn Amon rasch hinweg; aber einzelne Andeutungen aus den prophetischen Büchern, die unter Jesaja's Namen gehen, jedoch von späterer Hand herrühren, so wie die Schilderungen des Propheten Jeremia und mehrere Psalmen werfen einige helle Streiflichter auf diese Tage des geschändeten Jahvedienstes, wo „so viele Götter im Lande waren als Städte" (Jer. 2, 28), wo sogar, wie es den Schein hat, die Bundeslade aus dem Allerheiligsten und der Hochaltar aus dem Vorhofe des Tempels entfernt wurden. Dort wird die herrschende Partei als „Kinder des Abfalls", als „Brut der Lüge" bezeichnet, die da „entbrannt sind für die Götzen unter jedem grünen Baum, welche die Kinder schlachten in den Thälern, unter den Felsklüften; die auf hohe Berge steigen, um Opfer zu bringen, und auf buhlerischen Lagern hinter Thür und Pfosten sich einen Platz ersehen, um für Lohn der Unzucht zu fröhnen" (Jes. 57, 4—8). Und bei Jeremia (7, 30—32) spricht Jahve: „Darum, daß sie mein Haus durch Götzendienst verunreinigt und auf den Höhen im Thale Hinnom ihre Söhne und Töchter im Feuer verbrannt, lasse ich Tage kommen, da man jenen Ort Thal des Würgens nennt, und die Stimme der Freude und der Fröhlichkeit, des Bräutigams und der Braut verstummen wird."

Das Beispiel des Hofes wurde von einem großen Theil der Bevölkerung nachgeahmt; willig fügten sich die Vornehmen, die Gleichgültigen, die Schwachen dem Machtgebote des strengen Königs und hingen den Mantel nach dem Winde. Viele Propheten, sonst die Wächter des Heiligthums, erwiesen sich als „stumme Hunde", den Schlummer liebend und nur zuweilen in Träumen auffahrend oder „prophezeiend im Namen des Baal" (Jer. 2, 8; Jes. 56, 10). Viele Priester wendeten Jahve den Rücken und opferten den Göttern von Holz und Stein (Jer. 2, 8. 27; Zeph. 3, 4); Heuchelei, Betrug und Rechtsverletzung drangen in alle Stände ein; das „Krämervolk" und die „Silberbeladenen" jagten in dumpfer Gleichgültigkeit gegen die höheren Güter nur dem Gewinn und Genuß nach (Zeph. 1, 11), indem sie sprachen: „Kommt, laßt uns Wein holen und zechen, morgen wie heute, herrlich und in Freuden" (Jes. 56, 12). Gegen die Jahvediener „streckte man die Zunge" und machte sich lustig über sie (Jes. 57, 4); man ließ sie im Elend verkommen und wies ihnen bei Frevlern ihr Grab an (Jes. 57, 1; 53, 9). Schwere Verfolgungen ergingen in diesen Tagen der Trübsal über die Frommen und Getreuen. Je williger sich die Mehrzahl dem heidnischen Cultus fügte, desto mehr entbrannte der Zorn des Herrschers gegen die Widerstrebenden und Standhaften. Wagte ein Prophet im alten Geiste Jahve sprechen zu lassen: „Ich ziehe über Juda die Meßschnur Samariens und das Senkblei des Hauses Ahab's und wische Jerusalem aus, wie man die Schüssel auswischet" (2. Kön. 21, 13), so tödtete man den kühnen Redner; denn „Manasse vergoß viel unschuldiges Blut, bis er Jerusalem damit erfüllete von einem Ende zum andern". Soll ja doch nach einer alten Sage der greise Jesaja unter diesem gottlosen König in einer hohlen Ceder, wo er

Zuflucht gesucht, von einer Säge durchschnitten worden sein; und Jeremia's Worte (2, 30) „euer Schwert fraß eure Propheten wie ein verheerender Löwe" beweisen, daß die Wuth der Verfolgung besonders gegen diese Dolmetscher Jahve's gekehrt war. Aber je gewaltiger Manasse den blutigen Stab der Verfolgung schwang, desto mehr schärfte sich das religiöse Bewußtsein der Jahvediener, desto stärker erwachte die Pflicht des entschiedenen Widerstandes. Jeder Geistesdruck erhöht die Spannkraft, jeder Religionszwang erzeugt Liebe und Begeisterung für die bedrängte Sache, erweckt Märtyrer und mehrt dadurch die Zahl der Bekenner. Die Geschichtsbücher geben uns keine Aufklärung über diese geistigen Kämpfe unter Manasse und Amon; wir erfahren nichts von dem Ringen der Jahvediener gegen die heidnische Zwingherrschaft, nichts von den gewaltigen Zuckungen, durch die der geschwächte Reichskörper vollends zerrissen ward; aber die wenigen verlornen Andeutungen lassen uns erkennen, daß jene drangsalvollen Jahre für die Jahvereligion eine ähnliche Läuterungs- und Prüfungszeit gewesen sein müssen, wie die Zwingherrschaft eines Decius und Diocletian für das Christenthum, wie die Verfolgungen im Reformationsjahrhundert für den evangelischen Glauben. Jener „Knecht Jahves", der nach der berühmten Stelle Jes. 53 „ob unsrer Sünden verwundet, ob unsrer Missethaten zerschlagen ward, den zu unsrem Heil die Strafe traf, durch dessen Wunden wir genesen sind", jener „Schmerzensmann", der ruhig „Drangsal und Strafgericht über sich ergehen ließ, wie ein Lamm, das stumm zur Schlachtbank geführt wird", ist der Inbegriff der echten gläubigen Jahvegemeinde, die in diesen und spätern Tagen der Trübsal die Wahrheit ihrer Ueberzeugung durch standhaftes Ertragen aller Leiden und Verfolgungen bethätigte und als freiwilliges Schuldopfer für die Sünden der Väter büßte, der „religiöse Genius" und „heilige Grundstamm" des jüdischen Volkes, der aus den Drangsalen und Verfolgungen geläutert und verklärt hervorging.

Manasse in der Gefangenschaft.

Unter so schweren innern Kämpfen mußte das kleine Königreich Juda seine letzten Kräfte einbüßen; es war daher natürlich, daß die benachbarten Stämme, die unter Hiskia Juda's Oberherrschaft anerkannt hatten, nun für immer ihre Unabhängigkeit errangen, auch hat die Angabe des zweiten Chronikbuchs (33, 11—14), daß die assyrischen Kriegsobersten den König Manasse in Ketten nach Babylon geführt hätten, nichts Unglaubliches, da Sanherib's Nachfolger Asarhaddon und Asurbanipal mit Aegypten im Kampf lagen und daher leicht das zwieträchtige und zerrissene Jerusalem erobert haben konnten. Auch die weitere Angabe, Manasse habe in der Gefangenschaft sein Herz zu Gott gewendet und dieser habe sein Gebet erhört und ihn nach Jerusalem zurück geführt, mag immerhin auf wahrem Grunde beruhen. Die Wechselfälle konnten wohl auf sein Gemüth einen solchen Eindruck hervorgebracht haben, daß er nach wieder erlangter Freiheit milder und besonnener wurde, wenn auch der heidnische Opfer- und Religionsdienst unverändert fortbestand. Die unter

Psammetich kräftig sich erhebende ägyptische Macht scheint den König Manasse in seinen spätern Jahren mit der Hoffnung erfüllt zu haben, an diesem Staate in Zukunft eine Stütze zu finden, wenn die Feinde des Ostens Juda von Neuem mit Krieg heimsuchen würden. Darum versah er die Landesfestungen mit Besatzungen, ließ die zweite Mauer rings um Jerusalem wiederherstellen und soll sogar mit jenem König einen Vertrag geschlossen haben, in Folge dessen ihm Kriegsrosse gegen judäische Söldner geliefert wurden.

Daß die Zahl der treuen Jahvediener während der unheilvollen Regierung Manasse's nicht geschwunden sei und ihr Muth nicht gebrochen, kam bald nach seinem Tode zu Tag. Als sein Sohn Amon, der gleich dem Vater den fremden Götzen nachwandelte, nach einer zweijährigen Regierung das Opfer einer Verschwörung wurde, gelang es der altgläubigen Partei, nachdem die Mörder von dem erzürnten Volke erschlagen worden, Amon's achtjährigen Sohn Josia auf den Stuhl David's zu erheben und durch frühzeitige Einwirkung auf sein jugendlich lenksames Gemüth ihm Ansichten und Gesinnungen einzuflößen, welche dem Jahvedienste endlich den dauernden Sieg über alle heidnischen Cultusformen verschaffen mußten. Dies konnte aber nur mit sicherm Erfolg geschehen, wenn die altnationalen Einrichtungen und herkömmlichen Gebräuche, die von Mose abgeleitet wurden, aber bisher weder allgemeine Verbreitung noch schriftliche Fixirung erlangt hatten, zusammengestellt und feierlich anerkannt, jede Verletzung derselben aber als Abfall, Sünde und Verbrechen hingestellt und durch schwere Strafbestimmungen verhindert wurde. Deshalb beschloß jetzt die Priesterschaft, die günstige Lage des Reichs zu einer Codificirung sämmtlicher Bräuche, Gebote und Glaubenssatzungen zu benutzen, damit in Zukunft die Jahvediener vor ähnlichen Bedrückungen bewahrt würden, wie sie ihnen durch Ahas und Manasse zu Theil geworden, und das Volk einen sichern Maaßstab des Urtheils für zweifelhafte Fälle besäße, ein sichtbares Panier bei Anfechtungen und Versuchungen. Eine schwere Prüfung, von welcher das Reich Juda damals durch den Einfall der Skythen betroffen wurde (S. 396 f.), kam den Absichten der Priester zu Statten und machte die Gemüther empfänglicher für die Buß- und Strafreden der Propheten und beschleunigte die bereits vorbereitete Reform. Als jenes Kriegsvolk, das „wie ein brennender Wind von den Hügeln der Wüste daherzog", Land und Städte verödete und zerstörte, die Bewohner Kanaans zur Flucht in das Walddickicht und auf die Felsenhöhen trieb und sich „wie Feldwächter um Jerusalem lagerte", dem Reiche doch nicht „das Garaus" machte, sondern bald abzog (Jerem. 4, 5—6, 30), da erblickten wohl Priester und Propheten in solcher Befreiung nicht minder ein aufmunterndes Zeichen der Gnade Jahves, als dies achtzig Jahre zuvor bei Sanherib's plötzlichem Rückzug der Fall gewesen war.

[Amon 642—640.] [Josia 640—609.] [Einfall der Skythen. 626.]

Zu der Zeit, als die Skythen Medien und Vorderasien mit Krieg und Zerstörung heimsuchten, hat wahrscheinlich der Prophet Zephanja sein kleines [Zephanja.]

Buch verfaßt, worin er Jahve's Strafgerichte verkündet, die nicht blos über das durch heidnisches Religionswesen, durch Druck und Ungerechtigkeit der Großen, durch Betrug und Rechtsbruch befleckte und von falschen Propheten und unwürdigen Priestern verführte Jerusalem hereinbrechen würden, sondern auch über die kananäischen Völker und über Assyrien und Ninive. Aber hinter dem Zerstörungswerk der göttlichen Strafgerechtigkeit zeigt der Prophet ein Reich des Glücks, in dem alle Völker mit „reiner Lippe" den Namen Jahve's anrufen, und ihm dienen „mit Einer Schulter", wo die Zerstreuten in Zion gesammelt und „zum Preis und Ruhm" gemacht werden. Zephanja steht nach Form und Inhalt hinter den andern ältern Propheten zurück. „Die Sprache ist noch rein, aber matt und schleppend und sinkt nicht selten schon ganz zur Prosa herab. Auch die Gedanken haben wenig Eigenthümliches und sind mehrfach abhängig von früheren Propheten."

Josia wandelte in den Wegen David's, heißt es in der biblischen Erzählung, und wich nicht zur Rechten noch zur Linken. Und es geschah in seinem 18. Jahre, daß er Saphan, den Schreiber, an den Oberpriester Hilkia schickte, um das von den Thürhütern gesammelte Geld für die Ausbesserung des Tempels in Empfang zu nehmen. Da gab ihm Hilkia das Gesetzbuch, das er im Tempel gefunden habe, und Saphan las es und trug es dann zu dem König und las es diesem vor. Als Josia den Inhalt vernahm, wurde er von den Worten des Fluches über Abfall und Ungehorsam so gewaltig ergriffen, daß er seine Kleider zerriß und alsbald eine feierliche Gesandtschaft an Hulda, die Prophetin, das Weib Sallum's, des Kleiderhüters, schickte, um zu hören, ob der Grimm Jahve's in der That durch den Götzendienst gereizt worden sei. Hulda bestätigte die Worte des Gesetzbuches; Jahve werde über Jerusalem und seine sündigen Bewohner seinen Zorn ausgießen, aber Josia selbst wegen seiner Reue und Buße das drohende Verderben nicht erleben, sondern in Frieden zu seinen Vätern gesammelt werden.

Das Gesetzbuch im Tempel aufgefunden. 623.

Durch die Worte der Prophetin gestärkt, veranstaltete Josia alsbald eine Volksversammlung in dem Tempelraum. Hier wurde das neuentdeckte Gesetzbuch öffentlich verlesen, worauf der König feierlich gelobte, „Jahve nachzuwandeln und seine Gebote, Verordnungen und Satzungen zu halten mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele und die Worte des Bundes zu erfüllen, die geschrieben standen in diesem Buche. Und alles Volk trat in den Bund" (2. Kön. 23, 3).

Um diese Zeit hatte bereits Jeremia, der Sohn des Priesters Hilkia von Anatot, seine Prophetenlaufbahn begonnen. Seine religiöse und politische Wirksamkeit ist mit den geschichtlichen Ereignissen fast eines halben Jahrhunderts so innig verflochten, daß sie gewissermaßen den Faden bildet, daran sich die Begebenheiten aufreihen lassen. Seine ersten Reden fallen schon vor den Einfall der Skythen. Jetzt aber sprach er im Namen Jahve's: „Verflucht der Mann, welcher nicht höret die Worte dieses Bundes, welchen ich euern Vätern gebot, als ich sie ausführte aus dem Lande Aegyp-

ten, aus dem eisernen Ofen und sprach: „Gehorchet meiner Stimme und thut Alles, was ich euch gebieten werde, so sollt ihr mein Volk sein und ich will euer Gott sein"; und darauf die Worte des Bundes ausrief in allen Städten von Juda und in den Straßen von Jerusalem, und verkündete, daß alles Unglück über sie gekommen, darum, daß sie den Worten des Bundes nicht gehorcht (11, 3—8). Der Ausdruck „die Worte des Bundes" setzt offenbar eine formulirte, in Schrift verfaßte Urkunde voraus, und Jeremia war, wenn auch nicht direkter Urheber, so doch einer der thätigsten Förderer des neuen Gesetzbuches.

Nachdem Josia und das gesammte Volk auf Grund des aufgefundenen Gesetzbuches ihren Bund mit Jahve geschlossen, wurde die Reichsverbesserung und die Abstellung des Götzendienstes ernstlich vorgenommen und durchgeführt. Die Altäre, Bildsäulen und Geräthschaften des fremden Cultus wurden umgestürzt und beseitigt und der Tempel gereinigt. Das Bild der Astarte und die Altäre und Opfergeräthe des Baal wurden im Thale Kidron verbrannt und die Asche über die Gräber „der Leute vom Volk" gestreut; die Häuser der Buhler und Buhlerinnen im Heiligthume wurden niedergerissen, die geweihten Sonnenrosse abgeschafft, der Sonnenwagen den Flammen übergeben, die Altäre, welche Ahas dem Thierkreise und dem ganzen „Heere des Himmels" auf dem Dache des Tempels errichtet, entfernt. Auch über die alten Opferstätten und Denkmale in der Nähe der Stadt erstreckte sich der Reformationseifer des Königs, dessen Ziele und Erfolge zugleich aber ein höchst belehrendes Streiflicht auf die bisherige Gesetzlichkeit in Juda werfen. Das neue Gesetzbuch gab sich zwar als verloren gegangene und wieder aufgefundene Schrift des Mose. Aber kein Priester hat vorher jemals an ein solches Buch als an einst dagewesenes erinnert, und selbst der Dekalog, welcher in der Bundeslade aufbewahrt gewesen sein soll (1. Kön. 8, 9), ist wenigstens thatsächlich als nicht vorhanden betrachtet worden. Denn haben auch die Propheten im Sinne dieses Dekalogs gewirkt, so berufen doch auch sie sich nicht auf ihn, und unter einem Könige, welcher „seines Gleichen in Juda nicht hatte, weder vorher noch nachher," konnten doch 17 Jahre lang, ohne daß er sich durch einen geschriebenen Willen Gottes zum Einschreiten veranlaßt fand, die verschiedensten Culte neben der Jahveverehrung bestehen, ja Polytheismus und Götzendienst bis in den Tempel sich ausbreiten. Jetzt erst wurden Salomo's Altäre, die bisher unter allen Regierungen ungestört fortbestanden hatten, niedergerissen und die Stätten verunreinigt; alle „Höhen" mit den Säulen und Opferhainen wurden vertilgt und Menschengebeine auf die Stelle gestreut; die Brandstätte im Thale der Söhne Hinnom's wurde verwüstet, „daß Niemand mehr seinen Sohn und seine Tochter durchs Feuer dem Moloch weihete", und selbst Jerobeam's Heiligthum zu Betel umgestürzt und zu Asche verwandelt. Nicht zufrieden mit der Zerstörung der befleckten Orte und Denkmale, gab Josia Befehl, die Priester, die bei diesem heidnischen „Gräuel" thätig gewesen, gleichsam als Sühn- und Schuldopfer auf ihren eigenen Höhenaltären zu schlachten. Wahrscheinlich traf jedoch diese

schreckliche Strafe blos diejenigen, die nach der Einführung des „Bundesgesetzes" die Höhenaltäre nicht verlassen wollten, sondern fortfuhren, in der gewohnten Weise der Gottheit zu dienen. Nur die gebornen Opfer-Leviten wurden aus Scheu vor ihrer Abstammung verschont, aber als Unreine nie mehr zu Jahve's Altar zugelassen. Und nicht allein das heidnische Religionswesen schaffte der eifrige König ab; auch die althebräischen Hausgötter (Teraphim), die zu allen Zeiten in der Stille verehrt worden waren, so wie die „Todtenbeschwörer und klugen Männer" (nach Deut. 18, 9 f.), die der Wirksamkeit und dem Ansehen der Propheten und Priester Eintrag thaten und den Aberglauben des Volkes nährten, mußten der neuen Religions- und Cultusform weichen. Durch diesen Eifer für das „Gesetz Mose's" und den reinen Jahvedienst erwarb sich Josia den Dank der Priesterschaft und ihrer Freunde. „Seines Gleichen ist kein König in Juda gewesen, weder vorher noch nachher", rühmt das Geschichtsbuch von ihm (2. Kön. 23, 25) und noch vier Jahrhunderte später preis't die Spruchsammlung des Jesus Sirach (49, 1) sein Andenken, das in jeglichem Munde sei, „süß wie Honig und wie Saitenspiel beim Festgelage", eine „Mischung Rauchwerks von kunstreicher Hand bereitet". — Nachdem so aller „Gräuel der Gottlosigkeit" ausgerottet und die „Bekehrung des Volkes" vollendet war, wurde „ein Passahfest gefeiert, wie es nicht dagewesen war seit den Tagen der Richter und während der ganzen Zeit der Könige von Israel und von Juda", d. h. eben das erste wirkliche Passah, nicht mehr eine Naturfeier, sondern, als Schluß des Reformationswerks, ein Dankfest für die große Wohlthat, daß der Bund zwischen Jahve und seinem Volke nunmehr so wieder hergestellt sei, wie er einst in Aegypten und am Sinai geschlossen worden war.

Entstehung des Deuteronomium.

Dieses von Josia eingeführte Gesetzbuch war ohne Zweifel dasjenige unter den fünf Mosaischen Büchern, welches man später unter der Voraussetzung, daß es erst nach den vier ersten Büchern verfaßt sei, als fünftes gezählt und „zweites Gesetz" oder Deuteronomium genannt hat; und zwar sind es die Capitel 5—26 und 28 der jetzigen Eintheilung, an die wir zu denken haben. Namentlich das letztgenannte Capitel, aber in den früheren Theilen auch drohende Stellen wie 6, 15; 8, 19. 20; 9, 13. 14; 11, 28; 13, 6. 11. 12. 16—18 erklären hinlänglich den Schrecken des Königs bei erstmaliger Verlesung des Ganzen. Die Reform aber, welche dieser Verlesung folgt, genügt in allen Stücken den Forderungen jener Capitel, insonderheit der Forderung der Cultuseinheit, welche hier zum ersten Mal erhoben wird. Entspricht eine solche Einrichtung mehr den Interessen des Priesterthums, welches bei Abfassung dieses Gesetzescodex direct betheiligt war, so vertritt letzterer bezüglich seines eigentlichen religiösen Gehaltes durchaus den Standpunkt, welchen schon seit etwa zwei Jahrhunderten die Propheten eingenommen und dem Volke gegenüber zur Geltung gebracht hatten. Das fortgeschrittene Gottesbewußtsein des Prophetismus auf der einen, uralte Religionssatzungen, Gebräuche und Opferdienste auf der andern Seite treten hier zu einem nationalen Religionssystem zusammen, in welchem der Stammgott Jahve als der Herr und König seines Volks dargestellt und die Art und Weise bestimmt wird, wie dieses ihm dienen soll. Daß man alle diese herkömmlichen Satzungen, Ueberlieferungen und Aussprüche auf Mose, den Gründer, Gesetzgeber und

Ordner der Nation zurückführte, war um so natürlicher, als der Gottesglaube selbst, auf welchen Alles gestellt war, in der That seit Mose das charakteristische Kennzeichen des hebräischen Volkes gewesen war. Galten doch jene Tage der Wüstenwanderung, wo sich die verschiedenen Stämme zu einem Volke einigten, wo die losen Glieder durch ein religiöses, sittliches und bürgerliches Band zu einem Staatsganzen verbunden wurden, als die eigentliche Geburtszeit der Nation, der man folglich Alles zuschrieb, was dieser ehrwürdig und heilig war und bleiben sollte. In diesem Verfahren stimmen alle Völker des Alterthums überein; alle verehren einen geschichtlichen oder mythischen Gesetzgeber, Staatsordner oder Religionsstifter als den Urheber der geistigen Errungenschaften, die das Wesen der Nation ausmachten, als den Träger des heiligen Feuers, dessen Gluth die Volksgemeinde belebte und beseelte. Es war daher ganz natürlich, daß die Priester bei der Aufzeichnung der Ueberlieferungen ohne kritische Auswahl Alles auf Mose zurückführten, was sie als alterthümliche Sitten und Gebräuche, als herkömmliches Recht, als tiefeingeprägten Volksglauben vorfanden. Ja daß sie auch Satzungen, die zunächst nur ihr Standesinteresse betrafen und schon deshalb viel später zur Ausbildung gekommen sein müssen, von Mose ausgehen ließen, entspricht nur den auch bei anderen Völkern begegnenden Analogien. Mochte auch die Absicht vorliegen, durch diese Verlegung in eine glänzende Vorzeit den späteren Einrichtungen ein geheiligteres Ansehen, eine höhere Autorität zu verleihen und die Zustände, die sich mit der Zeit gebildet hatten, durch Anknüpfung an den ursprünglichen Grundvertrag mit Jahve als die einzig rechtmäßige und heilige Ordnung erscheinen zu lassen, so konnte man doch bei der elastischen Natur der Tradition, worauf die älteste Kunde beruhte, dies Alles zugleich für in der ursprünglichen Absicht des Stifters gelegen und in so fern für echt und gleichen Alters ansehen. Die Idee des Prophetenthums begünstigte diese Uebertragung späterer Erzeugnisse auf die Urzeit. Denn da der Stifter des heiligen Bundes nur die ersten Grundzüge des Gottesreiches legen konnte, so war es durch die Nothwendigkeit geboten, daß von Zeit zu Zeit Nachfolger auftraten, die das Begonnene in demselben Geiste fortführten und durch deren Mund Jahve in ähnlicher Weise sich offenbarte, wie durch den Mund Mose's. Es war stets dieselbe Urquelle, aus der alle Gesetze flossen, mochten auch die vermittelnden Kanäle und Leiter noch so weit aus einander liegen. Der heilige Geist Jahve's blieb durch alle Geschlechter derselbe. Zudem lag die glorreiche Zeit der Wüstenwanderung und Gesetzgebung dem Bewußtsein der Nachgebornen viel näher, als die folgenden Jahrhunderte; die Priesterschaft handelte daher ganz im Sinne des Volks, wenn sie die Errungenschaften der unbekannteren Jahre an die ruhmvolle Zeit der Väter anknüpfte und das Erbe der Letzteren auch noch in derjenigen Umgestaltung mosaisch nannte, welche es unter den Einflüssen zuerst der politischen Einigung, dann der Theilung des Volkes und des Unterganges der einen Hälfte desselben, weiterhin der Gründung eines Reichstempels und des damit verbundenen Aufkommens einer Priesterschaft, endlich aber auch der erfolgreichen Kämpfe der Propheten gegen die naturalistischen und heidnischen Elemente im Volksglauben erfahren hatte. Unter den eben angedeuteten nationalen Krisen und geistigen Kämpfen, sowie unter der fortschreitenden Bildung hatten sich allerdings die religiösen Vorstellungen vielfach geändert; durch die Wirksamkeit der ältern Propheten war der Gottesbegriff reiner und erhabener ausgebildet worden; die Lage des Reichs in der Gegenwart legte Rücksichten und Pflichten auf, die man in den alten Tagen des Kampfes und der Herrschaft nicht kannte; im Laufe der Jahre waren Sitten, Einrichtungen und Gebräuche ins Dasein getreten, die in der alten Gesetzgebung kaum im Keime vorhanden waren. Diese und andere Umstände machten die Aufstellung eines Gesetzbuches wünschenswerth, das die alten, meist ungeschriebenen Ueberlieferun-

gen in einer den Zeitumständen und den veränderten Verhältnissen entsprechenden Fassung der Nation vorführte, und zwar in einer eben so geordneten und klaren Zusammenstellung, wie eindringlichen und erwecklichen Fassung. Auch das letztangedeutete Interesse wirkte darauf hin, daß die ganze Reform ausdrücklich unter den Schutz des Namens des Mose gestellt wurde. Konnte doch ein treuer Priester oder Prophet Jahve's ganz im Sinne des alten Gesetzgebers zu handeln meinen, wenn er die religiösen Vorstellungen, die kirchlichen und priesterlichen Einrichtungen und Gebräuche und die bürgerlichen Rechtsordnungen, wie sie sich zu jener Zeit entwickelt hatten, in ein Ganzes zusammenfaßte, in eine legislative Form goß. Nur in dieser Gestalt konnte eine Gesetzgebung zur allgemeinsten Geltung und Anerkennung gebracht werden. Das aber war offenbar der Hauptzweck der Priesterschaft, als sie den jungen König mit dem Gesetzbuche vertraut machte. Es galt vor Allem, dem Jahvedienst in seinem ganzen Umfang öffentliche Anerkennung zu verschaffen, die auf Mose zurückgeführten Satzungen und Einrichtungen zum Landesgesetz zu erheben, die königliche und obrigkeitliche Autorität als Wache für die genaue Beobachtung derselben aufzustellen und dadurch dem Rückfall zum Götzendienst und zu fremdländischen Cultusformen für immer zu wehren. Das Deuteronomium war das erste geschrieben Rechtsbuch, das zur öffentlichen Kenntniß gelangte, der erneuerte Grundvertrag des Gottesstaats, für alle Stände und Glieder gleich heilig und unverbrüchlich; es umfaßte und ordnete alle Verhältnisse des innern und äußern Volkslebens und verlieh den Satzungen und Einrichtungen ein uraltes heiliges Gepräge und göttliche Autorität. Von wem dieses, die Gesetzgebung des Mose erst zu einer greifbaren Realität erhebende „zweite Gesetz" verfaßt worden, ob von einem in Aegypten weilenden Judäer, der sich vor Manasse's verfolgender Hand nach dem Nillande geflüchtet, wie Ewald meint, oder ob, wie Hitzig annimmt, erst in Josia's Tagen der Oberpriester Hilkia dasselbe abgefaßt habe, wird sich kaum noch mit Sicherheit bestimmen lassen. Jedenfalls berühren sich erst seit Josia, seither aber auch in auffälligster Form, alle Redner und Schriftsteller des Volkes mit dem neuaufgefundenen, vielleicht sogar eben erst entstandenen, Gesetzbuche. Namentlich gilt dies von Jeremia selbst, der in seiner Person ebenso den Priester mit dem Propheten vereinigte, wie es das Deuteronomium auf eine Vereinigung der prophetischen Anschauungen mit den priesterlichen Interessen abgesehen hat. Gleichwohl darf man auch ihn nicht für den Verfasser des Buches halten, so überraschend auch die sachlichen und sprachlichen Berührungspunkte der Weissagungen des Propheten mit dem „prophetischen Gesetz" sind, zu welchem sich die alte Volkssitte im Deuteronomium verklärt hat. Nicht blos die Art, wie dieses die Reinheit und Heiligkeit des Volkes auffaßt, ist jenem fremd, sondern auch die Betonung des Rechtes der levitischen Priesterschaft, das Drängen auf Centralisirung des Cultus und Anderes mehr. Dies führt uns auf den speciellen Inhalt der neuen Gesetzgebung.

Inhalt und Charakter des Deuteronomiums.

Die Verbindung prophetischer und priesterlicher Anschauungen gibt sich vor Allem kund in der Durchführung des Gottesbegriffs und in den, damit im Zusammenhang stehenden Gesetzen über das Religionswesen. Im Gegensatz zu heidnischem Libertinismus hatten schon die älteren Propheten den sittlichen Charakter des Jahvedienstes betont; die schriftstellerischen Propheten seit Amos und Hosea hatten die sittliche Vertiefung des Gottesbegriffes weitergeführt; Jesaja und der ihn umgebende Kreis von Propheten hatten den Bau gekrönt. Als der „Heilige Israel's" ist Jahve Urquelle alles Rechts und aller Sittlichkeit, dem man auch nur wieder mit Heiligkeit des Herzens und des Wandels dienen

muß, wie man ihn auch nicht im Bilde darstellen kann. Durch einen Akt freier Liebe hat er sich ein geringes unscheinbares Volk auserſehen zu seinem Eigenthum und es durch unzählige Wohlthaten zu seinem Dienste geweiht und verpflichtet. Kommt dasselbe diesen Verpflichtungen, die in den „Worten des Bundes“ deutlich angegeben sind, mit Treue nach, so wird irdischer Segen und langes Leben sein Lohn sein. Von den Tagen der Kindheit, wo das Volk Israel durch das äußere Zeichen der Beschneidung sich Jahve zu eigen weiht, soll sein ganzes Leben dem Herrn gewidmet sein; es soll ihm dienen mit Gebet und Opfer, mit Gerechtigkeit und tugendhaftem Wandel, mit Heilighaltung des Sabbats, mit Begehung der drei großen Religionsfeste, die jetzt nicht mehr Naturfeste sind, sondern geschichtliche Bedeutung gewonnen haben, endlich mit Beobachtung einer großen Zahl von sehr detaillirten Geboten, durch welche dem Volke das Gepräge der Heiligkeit und Reinheit von außen aufgedrückt werden sollte. So wurde die große Forderung des Jesaja, das ganze Volk solle heilig sein, im priesterlichen Sinne veräußerlicht und mit der ganzen Religion auch die Heiligkeit zu einer gegenständlichen, nachweisbaren, in die Sinne fallenden Sache; ja es wurde recht eigentlich ein Gegensatz von heiligem und unheiligem Thun geschaffen. Dem entsprechend findet auch ein Gegensatz von heiligem und unheiligem Raum statt und wird mit großem Nachdruck auf die örtliche Einheit des Gottesdienstes in dem kleinen Staate gedrungen. Seit seiner wunderbaren Errettung unter Hiskia hatte der Tempel in Jerusalem eine alle anderen Heiligthümer überragende Bedeutung gewonnen. Jetzt spricht Jahve nicht mehr aus heiligen Bäumen (vgl. S. 643), sondern einen bestimmten Ort erwählt er sich zu seiner Wohnung (Jerusalem wird nicht ausdrücklich genannt, um Mose als Gesetzgeber sprechen zu lassen): dieser Ort ist der Mittelpunkt des Gottesstaates, nur dort können ihm die schuldigen Opfer dargebracht werden, nur dort umgibt ihn die echte Priesterschaft; dort versammelt sich die Gemeinde auf den Ruf der Posaunen; dort erschallt täglich beim heiligen Opfer der feierliche Wechselgesang; dort werden alle Sabbattage „vor dem Angesichte des Herrn“ die 12 Schaubrode im heiligen Raume auf dem vergoldeten Tische aufgelegt; dort hat Jahve einen stets brennenden Heerd und eine nie erlöschende heilige Flamme; dort werden die drei großen Feste gefeiert, bei denen sich der männliche Theil des Volkes in großer Zahl einfinden und im Verhältniß zu seinem Vermögen Gaben bringen soll; denn „vor dem Angesicht Jahve's soll man nicht leer erscheinen“ (16, 16). Echte Gott wohlgefällige Opfer und Religionshandlungen können nur in dem gewählten Heiligthum, in Jahve's königlichem Palast unter Vermittelung der Priester und Tempeldiener dargebracht und verrichtet werden; aber das Schlachten reiner Thiere zur Speise solle auch an anderen Orten gestattet sein, nur nicht als eigentliches Opfer gelten. Jetzt also ist nicht mehr jedes Mahl ein Gottesdienst. Da durch dieses Zugeständniß zu befürchten stand, daß die Leviten, deren Lage ohnedies eine dürftige gewesen zu sein scheint, in ihrem

Unterhalte verkürzt würden, so unterläßt das Gesetzbuch keine Gelegenheit, sie der Berücksichtigung, dem Wohlwollen und der liebevollen Fürsorge des Volkes zu empfehlen, und ihre Beiziehung zu den Opfermahlen und die gastfreie Behandlung derselben als Pflicht einzuschärfen, „denn der Levit hat keinen Theil noch Besitzung mit euch". Ueberhaupt steht erst von jetzt an fest, daß Gottesdienst, Opferwesen u. dgl. das ausschließliche Vorrecht einer unter dem Namen des Stammes Levi constituirten Priesterkaste sind. Auch Propheten läßt das Gesetzbuch durch Jahve in der Mitte der Brüder erweckt werden und gebietet dem Volke, ihrer Stimme zu gehorchen (18, 9—22). Ist es doch der in einem Propheten von Jeremia's Art wieder auferstandene Mose selbst, der hier das Wort führt und dieses sein eigenes Wiederkommen weissagt (18, 15. 18). Damit verbindet er aber eine scharfe Verwarnung gegen falsche Propheten, gleichfalls im Sinne des Jeremia (vgl. Jer. 23). Durch die Bemerkung, daß alle, deren Wort nicht eintrifft oder die zum Abfall verlocken (13, 2—6), als Lügenpropheten zu betrachten seien (18, 22), war ein scharfes Schwert wider sie geschliffen. Je mehr aber das Verhältniß des Volkes Israel zu Jahve seinem Gott die Gestalt eines heiligen Bundes annahm, um so mehr mußte jeder Abfall als Meineid, jeder Ungehorsam als Verbrechen erscheinen, das Jahve nicht ungestraft lassen durfte, sollte nicht der Rechtsboden des Verhältnisses wankend werden. Erscheint das Bundesverhältniß auch zumeist als ein freier sittlicher Akt mit gegenseitigen Verpflichtungen, als eine mit bewußter liebender Hingebung geschlossene Ehe, deren treuloser Bruch die strengste Bestrafung auf den Schuldigen herabzieht, so tritt es doch auch in der Gestalt eines Dienstverhältnisses auf, wonach das Volk Israel für die Güter, die ihm Jahve als der Herr der Erde verleiht, zu gewissen bestimmten Leistungen verpflichtet ist. Nach beiden Begriffen ist der Abfall zu fremden Göttern ein schändliches Verbrechen, es ist zugleich Ehebruch und Empörung. Ein götzendienerisches Volk gleicht dem Weibe, das seinen Eheherrn verläßt und andern Buhlen nachgeht; es gleicht dem treulosen Knecht, der seinem Dienstherrn entläuft, von dem er nur Gutes empfangen hat. Darum wird der Götzendienst in dem Gesetzbuche mit den schwersten Strafen bedroht, er ist die Urquelle alles Verderbens, er zerreißt den Bund zwischen Israel und Jahve und nöthigt den letztern, als Schützer des Rechts und der Bundestreue, den Segen in Fluch zu verwandeln und den Schuldigen mit den härtesten Züchtigungen heimzusuchen. Der Götzendienst zerstört nach der prophetisch-priesterlichen Anschauung des Deuteronomikers alle sittlichen Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, des Volks- und Staatsverbandes, er vergiftet alle gesunden und edlen Elemente eines geordneten Organismus. Darum erfordert es schon die Pflicht der Selbsterhaltung und die eigene Wohlfahrt, die heidnische Abgötterei mit aller Strenge auszurotten. Seiner ganzen Anschauung nach mußte natürlich der Verfasser des Deuteronomiums sein Hauptaugenmerk auf das Verhältniß des Menschen zu Gott

und auf die Stellung des Volkes Israel zu Jahve richten, da ihm dies als der Boden erscheint, auf dem Glück und Unglück, Fluch und Segen emporwächst, je nachdem die Grundgesetze des Bundes gehalten oder übertreten werden. Denn da nach hebräischer Auffassung auf dieser Erde den Guten Wohlergehen, den Bösen Unheil zu Theil wird, so ist damit auch schon das ganze Schicksal des Volkes festgestellt. Alle anderweitigen Interessen mußten auf solche Weise hinter den religiösen zurücktreten. Dennoch sind auch die übrigen Seiten des Volks- und Staatslebens nicht aus dem Auge gelassen. Im Allgemeinen zwar ist der Priesterstaat das eigentliche Ideal schon dieses Gesetzgebers. Das Königthum hatte sich ja schon so oft als lebensgefährlich erwiesen für die wahre Gottesverehrung. Nur wenige Könige waren für diese so ernstlich wie Hiskia und Josia eingetreten. Der Gesetzgeber läßt sich daher die Monarchie zwar gefallen, umschreibt aber ihre Befugnisse so genau, daß der Priester daneben als eine eben so geheiligte Person (17, 12) und selbst das Kriegsheer unter priesterliche Obhut gestellt erscheint (20, 2). Insonderheit wird dem Volke eingeschärft, nicht einen fremden Mann als König einzusetzen, sondern einen aus den Brüdern, welchen Jahve erwählen werde, dem König aber zur Pflicht macht, nicht zu viele Rosse, nicht zu viel Silber und Gold, nicht zu viele Weiber zu haben, damit sein Herz nicht abwendig werde, sich eine Abschrift des Gesetzbuches anfertigen zu lassen und darin zu lesen all sein Leben lang, auf daß er lerne Jahve fürchten und alle Worte und Satzungen beobachte und sein Herz sich nicht erhebe über die Brüder (17, 14—20). Nicht minder dringt das Deuteronomium mit gesetzgeberischer Autorität in die bürgerlichen Verhältnisse und in das Familienleben ein, indem es Person, Eigenthum und Hauswesen unter den Schutz des Rechts stellt, den Schwachen und Hülflosen gegen Ungerechtigkeit und Bedrückung zu schirmen sucht und der menschlichen Selbstsucht durch milde Bestimmungen über Knechte und Arme und selbst über Thiere entgegen zu wirken bemüht ist; und wenn es auch mit orientalischem Sondergeist und Selbstgefühl Israel als das „auserwählte“ Volk hinstellt, alle Bündnisse und Verschwägerungen mit den kanaanäischen Völkerschaften verbietet und die männliche Bevölkerung aller zu erobernden Länder als Jahve gebannt unbarmherzig der Vernichtung preisgibt, so kündigt sich daneben doch auch wieder das Bewußtsein an, daß Juda ein Volk sei wie andere Völker und Rücksichten auf Nachbarstaaten und Weltmächte zu nehmen habe. Daher lassen sich auch in den Bestimmungen über Völkerrecht und Kriegsrecht noch einige Spuren jener Milde und Menschenliebe erkennen, die als Grundzug des ganzen „zweiten Gesetzes“ zu betrachten ist. Nicht blos die Aegypter und die verwandten Stämme der Edomiter, Moabiter und Ammoniter werden mit sichtbarem Entgegenkommen behandelt (2, 5. 9. 19; 23, 8), nicht blos gegen Proselyten wird ein freundlicher Ton angeschlagen (10, 18. 19): auch in den Vorschriften gegen die übrigen Völker, in dem Verbot, in Feindesland die Fruchtbäume zu fällen oder zu zerstören (20, 19), gibt sich eine gewisse

Schonung kund, die gegen die blutige Strenge der ältern Gesetzbücher einen sichtbaren Fortschritt in der Humanität und Gesittung verräth, zu welchem der Fortschritt des Gottesbegriffs sich eben so als Ursache wie als Folge verhält. Zwar wird auch im Deuteronomium durchgehends die Furcht vor Jahve betont (10, 20; 14, 23; 31, 12), noch weit öfter aber Liebe gefordert (6, 5; 10, 12; 11, 1. 13. 22; 13, 4; 19, 9; 30, 6. 16. 20). Der Deuteronomiker regiert in der Hauptsache nach dem Sittengesetz, nach Rücksichten der Billigkeit (23, 25. 26), nach den Forderungen der Menschlichkeit (22, 1—4).

3. Untergang des Reiches Juda. Jeremia's Thätigkeit.

(623—586.)

Josia's Ausgang.

Es war dem Reiche Juda nicht beschieden, die heilsamen Wirkungen zu erproben, welche die von Josia begründeten Reformen auf die ganze Lebensthätigkeit des Volkes hätten ausüben müssen. Noch ehe die Wunden geheilt, noch ehe die Zuckungen beruhigt waren, die jede durchgreifende Umgestaltung des religiösen oder politischen Lebens im Gefolge hat, brachen neue Kriegsstürme über das syrische Land herein. Assyrien war seinem Fall nahe; die Meder und Chaldäer waren bereits gegen dasselbe ausgezogen und bedrohten die Hauptstadt. Diese Umstände scheinen Josia auf den Gedanken geführt zu haben, das Reich David's, das er im Innern wieder aufzurichten gestrebt, auch nach Außen herzustellen. Er brachte Samarien, das bei der herrschenden Verwirrung fast als herrenloses Gebiet angesehen werden konnte, unter seine Gewalt, erhob auch hier den, schon in theilweiser Uebung bestehenden, Jahvedienst zur ausschließlich herrschenden Religion, zerstörte die heidnischen Opferstätten und Höhenaltäre und tödtete die Priester, die von den gewohnten Bräuchen nicht lassen wollten. Die Geißel der Verfolgung, die Manasse über die Jahvediener geschwungen, traf nun die Anhänger des Baal und der Aschera und die Verehrer der Sterngötter. Aber auch Aegypten, das um diese Zeit in König Necho einen unternehmenden Herrscher besaß, suchte, wie oben (S. 194) berichtet, die Lage der Dinge zu seinem Vortheil zu kehren. Gelang es den Pharaonen, in dem gebirgigen Küstenlande am Libanon und in der östlichen Wüste dem Nillande eine feste Grenze und Vormauer zu schaffen, so waren sie vor jedem feindlichen Angriff sicher. In dieser Absicht hatte schon Psammetich seine erobernde Hand über Asdod und Philistäa gelegt. Necho, stolzer und kühner als der Vater, traf nun Anstalten, vom Erbe der Assyrier einen möglichst großen Antheil an sich zu bringen. Wir haben früher erzählt, wie er mit einem am Karmel gelandeten Kriegsheer die Landschaften des alten Reiches Ephraim durchzog, um am Euphrat, da wo der Fluß Chaboras in denselben mündet, in der festen Stadt Karchemis (Circesium) sich einen sichern Grenzwall zu schaffen. An diesem Unternehmen suchte ihn Josia zu hindern, in der richtigen Voraussicht, daß es um die

Unabhängigkeit Juda's geschehen sei, wenn die Aegypter sich im Norden festsetzten. So faßte er den Entschluß, dem Necho den Weg zu verlegen. Umsonst suchte dieser ihn vom Kriege abzubringen; Josia scheint durch die neubelebten messianischen Hoffnungen und durch günstige Weissagungen in seinem Vorhaben bestärkt worden zu sein. Er gedachte wohl an die Weissagungen Hulda's und an das Wort des Deuteronomiums (20, 7): „Wenn du zum Streit ausziehst wider deine Feinde und siehest Rosse und Wagen, eine Menge, zahlreicher als du, so fürchte dich nicht vor ihnen." Im grellen Widerspruch damit erlitt er bei Megiddo in der galiläischen Ebene eine vollständige Niederlage. Tödtlich ver- 609.
wundet wurde er von der Wahlstatt getragen und als Leiche von seinen Getreuen auf einem Kriegswagen nach Jerusalem geführt. Groß war die Trauer des Volkes über den frommen König, der in der Blüthe der Jahre in die Gruft gesunken. Jeremia dichtete Klaglieder auf ihn, die noch lange im Munde des Volkes sich erhielten und an bestimmten Gedächtnißtagen von Sängern und Sängerinnen gesungen wurden. Er war der letzte große Träger des Reichs; mit seiner Leiche wurde alles Glück Juda's ins Grab gesenkt.

Der Jahvecultus im Kampfe mit dem Heidenthum.

In Josia verlor die strenggläubige Partei, deren Haupt und Vorkämpfer der Prophet Jeremia war, ihre mächtigste Stütze. Sein entschiedenes, mitunter gewaltthätiges Auftreten gegen das heidnische Religionswesen und dessen Priester hatte die Anhänger desselben eingeschüchtert; mit stummem Gehorsam beugten sie sich unter die Machtsprüche und dienten Jahve in der vorgeschriebenen Weise, wenn auch mit erheuchelter Andacht. Das heidnische Wesen mit seiner fleischlichen Lust und sinnlichen Pracht zählte seine meisten Verehrer unter den höheren Ständen, unter den Reichen und Gebildeten des Volkes, die zwar in Zeiten der Verfolgung nie begierig nach der Märtyrerkrone trachten, die aber bei veränderten Verhältnissen sich durch schnelle Rückkehr zu den alten liebgewonnenen Formen für den geistigen Zwang entschädigen. Die Hauptsache war aber, daß der Tag von Megiddo dem Jahveglauben in seiner altisraelitischen Form einen tödtlichen Schlag versetzt hatte. Mit einem Eifer wie nie zuvor hatte man sich seit dreizehn Jahren dem Gott der Väter zugewendet. Das gesammte Volksleben war zum ersten Mal unter den festen Rahmen des Gesetzes gebracht. Nach den Verheißungen des Deuteronomiums hätte man nunmehr lauter Segen und Heil zu erwarten gehabt. Aber das gerade Gegentheil war eingetreten. Seither stand daher das große Fragezeichen aufgerichtet, daran sich Herz und Geist der Uebriggebliebenen vom Volke Israel verbluten sollten: Wo ist nun dein Gott? Wo ist die Verheißung geblieben? Warum hat er uns geschlagen? Solche Fragen (Ps. 41, 4; Jer. 14, 19) trug man vom Schlachtfelde von Megiddo nach Hause. Gleichwohl war der Gottesglaube in den Herzen der Besten schon so tief und fest begründet, daß er diese Krisis bestand. Jahve war nicht mehr blos, wie in früheren Zeiten, erhaben über alle Götter, er war der einzige wirkliche Gott. Den schlagendsten Beweis dafür liefert die Thatsache,

daß von seinen Knechten und Propheten auch politischer Mißerfolg niemals der Uebermacht eines fremden Gottes zugeschrieben ward. Freilich fiel es ihnen immer schwerer, die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit zu überbrücken. Hatte einst Jesaja sich den Untergang des Nordreichs damit zu erklären gewußt, daß Assur nur ein Werkzeug in Jahve's Hand gewesen sei, um ein ruchloses Geschlecht zu züchtigen, so mußte man sich jetzt die Thatsache eingestehen, daß es sich für Juda nicht mehr um vorübergehende Züchtigung, sondern um den Bestand des Staates und der Gottesherrschaft selbst handle. Allerlei Landplagen gesellten sich zu den Kriegsübeln, und so sehen wir einen Jeremia unter der Last der Wirklichkeit, die seinen Gottesglauben erdrücken will, seufzen und in seinem Gemüthe die verzweifelte Frage umherwälzen, ob denn sein Gott eine täuschende Quelle sei (Jer. 15, 18). Er und der Verfasser der Königsbücher konnten sich aus dem Fall Josia's nur die bittere Lehre ziehen, daß Jahve trotz Allem, was geschehen, doch die Missethaten Manasse's nicht habe vergessen können. Noch speziellere Motive entdeckte später von seinem levitischen Standpunkte aus Ezechiel (43, 7; 44, 7. 10 f.). Der Verfasser der Chronik endlich legt sich die Thatsache dahin zurecht, daß diesmal eben Necho der wahre Prophet Jahve's gewesen sei, den Josia nicht als solchen erkannt habe. Den Zeitgenossen in ihrer überwiegenden Mehrheit war es nicht vergönnt, sich mit solchen Betrachtungen zu trösten. Es ist daher begreiflich genug, wenn die vier Könige, die noch auf David's Stuhle folgten, wie verschieden sie auch an Alter und Geist waren, Einer wie der Andere, die Wege Josia's verließen und gleich ihren Vätern thaten „was böse war in den Augen Jahve's". So weit wurde die Reaction nicht getrieben, daß man blutige Verfolgung über die Jahveverehrer verhängt hätte, wie in den trüben Tagen Manasse's, vielmehr bestanden beide Religionsweisen neben einander, eine Toleranz, die nach der vorausgegangenen Strenge nunmehr eine geistige Erschlaffung hervorrufen und bei den Gebildeten religiöse Gleichgültigkeit, bei den Geringen Verwirrung der Begriffe und Gewissen erzeugen mußte. Die prophetische Thätigkeit eines Jeremia und einiger Gesinnungsgenossen war nicht mächtig genug, die geistige Strömung zu hemmen oder anders zu leiten; bei der literarischen Bildung, die damals in Jerusalem herrschte, fand jede Richtung gewandte Vertreter und Verfechter. Die Ansichten des Tages, zumal wenn sie reiche und vornehme Gönner haben, werden nie ihrer Lobredner und Wortführer entbehren. Uebrigens brauchen auch die Propheten, welche dem Jeremia entgegentreten und von ihm so hart beschuldigt werden, deshalb nicht lauter Abfall und Gottlosigkeit gepredigt zu haben. Sie faßten die Sachlage anders auf und glaubten sich durch den Gang der Ereignisse auf neue Wege gewiesen zu sehen. Es war eben wie äußerlich, so auch innerlich Alles in Auflösung gerathen. Mochte auch Jeremia, unterstützt von Ezechiel und Habakuk, wie „eine Säule von Eisen und eine Mauer von Erz" dastehen und den Jahveglauben als den einzigen Anker der Rettung preisen: ihr edles Ringen war um-

sonst; die Stützen des Reiches wankten, und die Zerrissenheit der Parteien, die Verblendung und schwärmerische Zuversicht des Volkes trugen nichts zu ihrer Befestigung bei. „Die Väter haben Herlinge gegessen, und den Söhnen sind die Zähne davon stumpf", sagte man damals sprichwörtlich im Vorgefühl des nahenden Verderbens (Jer. 31, 29).

Die Geschichte des jüdischen Reiches geht innerlich wie äußerlich mit dem Tage von Megiddo zu Ende. Innerlich, weil der Zweifel seither an dem nationalen Gottesbegriff nagte; äußerlich, weil es, schon durch den ägyptischen Anprall gebrochen, dem babylonischen Rückschlag um so weniger zu widerstehen vermochte. Nach der Schlacht bei Megiddo scheint Necho seinen Eroberungszug Necho in Judäa. nach dem Euphrat fortgesetzt zu haben und zunächst zur Unterwerfung der kleinen Reiche von Hamat und Damaskus geschritten zu sein. Dies mochte die Judäer mit der Hoffnung erfüllen, sich in ihrer Selbständigkeit behaupten zu können; sie erhoben daher mit Uebergehung des harten und tyrannischen Eljakim eigenmächtig den Joahas (oder Sallum), Josia's jüngeren Sohn, auf den Stuhl Joahas 609—607. David's. Aber nicht sobald hatte Necho davon Kunde erhalten, so berief er den jungen König in sein Lager bei Ribla und schickte ihn gefesselt nach Aegypten, wo er den Rest seines Lebens vertrauerte. „Weinet nicht um den Todten," rief Jeremia damals dem Volke zu (22, 10. 11), „klaget vielmehr um den Weggezogenen! Denn nicht wird er wiederkehren und sehen das Land seiner Geburt." Hierauf besetzte der Aegypter das herrenlose Gebiet, legte demselben nach der wahrscheinlichen Eroberung Jerusalem's eine Buße von 100 Talenten Silbers und einem Talente Goldes auf und setzte Josia's ältesten Sohn Eljakim unter dem Namen Jojakim als Vasallenkönig ein. Dieser beugte sich in Demuth Jojakim 607—598. unter die fremde Machtherrschaft und erfüllte mit willfährigem Sinn alle, auch die drückendsten Bedingungen. Um Necho's Geldforderungen zu befriedigen, trieb er von allen Einwohnern ohne Ausnahme eine Kopfsteuer ein; und um sich die königliche Gunst zu erwerben, gab er sich ganz der heidnischen, mit Aegypten sympathisirenden Partei hin. Ohne Sinn für die Ehre der Nation Jojakim und Jeremia. und ohne Herz für die Leiden des Volkes, jagte der König seiner Lust nach, suchte Reichthümer zusammen zu häufen, übte Erpressungen aller Art, drückte die Unterthanen mit Steuern und Frohndiensten und bezahlte den Arbeitern, die ihm seine Prachtpaläste bauen mußten, keinen Lohn, wofür ihm der Prophet Jeremia ein Grab auf dem Schindanger in Aussicht stellte.

„Wehe dem, der sein Haus bauet mit Ungerechtigkeit, und seine Gemächer mit Unrecht, der seines Nächsten Dienst umsonst braucht und seinen Lohn ihm nicht gibt; der da spricht: Ich will mir ein geräumiges Haus bauen und weite Gemächer! und hauet sich Fenster aus und täfelt mit Cedern und malet mit Bergroth! Meinest du, du regierest, weil du wetteiferst in Cedern-Häusern? Dein Vater, aß und trank er nicht? aber er übte Recht und Gerechtigkeit, darum ging es ihm wohl. Doch deine Augen und dein Herz sind auf nichts gerichtet denn auf deinen Gewinnst und auf unschuldig Blut und auf Unterdrückung und Gewaltthat. Darum spricht Jahve zu Jojakim: Man wird nicht um ihn klagen: O weh! Herr! und O weh! seine

Herrlichkeit! Wie man einen Esel begräbt, wird er begraben werden, geschleift und geworfen weit hinweg von den Thoren Jerusalems" (Jer. 22, 13—19).

Das üppige Leben des Vasallenkönigs, welcher die Noth der Zeit bei schwelgerischen Gelagen zu vergessen suchte, war nämlich dem Propheten um so anstößiger, als das Land noch von dem ägyptischen Kriege her vielfach verlassen und wüste lag. Gleichwohl war, wie der Fürst, so auch das gemeine Volk der düsteren Weissagungen, Weherufe und Klagelaute des Propheten längst überdrüssig. Sogar seine Landsleute zu Anatot trachteten ihm nach dem Leben, und einsam mußte er den bitteren Seelenkampf fortkämpfen, in welchen er mit Uebernahme des Prophetenberufes eingetreten war. Je inniger sich das Bündniß Juda's mit Aegypten gestaltete, desto kühner und Verderben drohender wurden seine davon abrathenden Weissagungen; je mehr er das heidnische Religionswesen über die Jahveverehrung, den äußern Opferdienst über die innere Heiligung des Herzens triumphiren sah, desto bestimmter verkündigte er das nahende Strafgericht des Herrn, das schon in den Tagen der Vorzeit die Väter durch ihren Abfall verschuldet, da sie „gleich einer leichtfüßigen, jungen Kamelstute oder einer brünstigen Waldeselin in der Wüste jedem Buhlen nachgelaufen", und das die Frevel der Gegenwart beschleunigen würden; und je mehr er wahrnahm, daß die Weissagungen der ältern Propheten von dem ewigen Fortbestand Zions die Gemüther mit der schwärmerischen Zuversicht erfüllten, der Tempel und die heilige Stadt würden nie untergehen, wie in den Tagen Sanherib's würde der Herr der Heerschaaren stets seine schützende Hand in der Stunde der Gefahr über die heilige Stätte halten und den Hort der Nation schirmen, desto entschiedener verkündete er, daß nur die sittliche Erhebung Rettung bringen könne, daß das schlaffe Vertrauen auf göttliche Hülfe ohne eigene Bußfertigkeit sich als nichtig erweisen und Jahve Stadt und Tempel der Zerstörung übergeben werde.

„So spricht Jahve der Heerschaaren: Bessert euern Wandel und eure Handlungen, so will ich euch wohnen lassen an diesem Ort. Verlasset euch nicht auf Lügen-Reden, wenn man spricht: Tempel Jahve's! Tempel Jahve's ist dies! Sie helfen nichts. Wie? Stehlen, morden, die Ehe brechen, falsch schwören und dem Baal räuchern und Teig kneten zu Kuchen für die Himmelskönigin und fremden Göttern opfern und nachwandeln, und dann tretet ihr vor mein Angesicht in diesem Hause und denket: Wir sind gerettet! um all diese Gräuel ferner zu üben! Gehet hin nach Silo, wo ich meinen Namen wohnen ließ vordem, und sehet was ich an ihm gethan wegen der Bosheit meines Volkes Israel! Und nun dieweil ihr solche Thaten thut und nicht auf meine Stimme höret, so thue ich an diesem Hause, wie ich an Silo gethan, und ich werfe euch weg von meinem Angesichte, so wie ich all eure Brüder weggeworfen, allen Samen Ephraims, und mache die Stadt zum Fluche allen Völkern der Erde" (7, 3—15).

Jeremia in Todesgefahr.

Solche Drohrede hielt er einst im Vorhof des Tempels vor einer großen Festversammlung. Da ergriffen ihn die Priester und Propheten von der Gegenpartei, und das Volk sprach: „Sterben muß er, weil er geweissagt, die Stadt soll verwüstet werden und das Haus Jahve's gleich dem Heiligthum in Silo." Als die Obersten (Reichsräthe) von Juda davon Kunde erhielten, eilten sie

hinauf in den Tempel und setzten sich an den Eingang des neuen Thores. Die Priester und Propheten wiederholten den Ruf: „Todesstrafe gebühret diesem Manne!“ Aber Jeremia sprach: „Jahve hat mich gesandt zu prophezeien; und nun bessert euern Wandel und eure Handlungen und gehorchet der Stimme eures Gottes, so wird sich Jahve des Uebels gereuen lassen, welches er über euch geredet. Ich bin in eurer Hand, thut mit mir wie es euch gut und recht scheinet in euren Augen. Nur müsset ihr wissen, wenn ihr mich tödtet, daß ihr unschuldig Blut auf euch und auf die Stadt ladet.“ Darauf sprachen die Obersten und alles Volk: „Nicht hat er den Tod verdient, denn er hat im Namen Jahve's, unseres Gottes, geredet.“ Und einige Aelteste des Landes bekräftigten dieses Urtheil, indem sie sich auf Micha von Maresa beriefen, der in den Tagen Hiskia's verkündigt habe: „Zion soll als Feld gepflügt und Jerusalem zu Steinhaufen werden und der Tempelberg zu Waldhöhen“, und doch nicht gestraft worden sei. Vielmehr habe Hiskia und alles Volk Jahve um Schonung angefleht und dieser sich sofort des Uebels gereuen lassen, das er geredet; „und wir sollten eine so große Uebelthat begehen gegen unsre Seelen?“ So entging Jeremia der Todesgefahr; aber Jojakim war über die vermessene Opposition der Propheten so ergrimmt, daß er einen Gesinnungsgenossen des Jeremia, Uria von Kiriat-Jearim, der in ähnlichem Sinne gepredigt und sich dann aus Furcht vor des Königs Zorn nach Aegypten geflüchtet hatte, dort ergreifen und zurückführen ließ; „darauf schlug er ihn mit dem Schwerte und warf seinen Leichnam in die Gräber des gemeinen Volks“. Jeremia entging einem ähnlichen Schicksal nur durch den treuen Schutz des Ahikam, eines Sohnes jenes Saphan, der einst dem König Josia das Deuteronomium aus dem Tempel gebracht.

Um dieselbe Zeit, da Jeremia sich mühsam vor den Nachstellungen seiner Widersacher barg und jedes öffentliche Erscheinen vermeiden mußte, geschah der entscheidende Schlag im Osten, der eine gänzlich veränderte Weltlage schuf. Die Schläge, die von den Medern und Chaldäern wider das kriegerische und waffengeübte Assyrien geführt wurden und endlich zum Falle Ninive's führten, erschienen den Propheten als die vergeltenden Strafgerichte Jahve's für die Leiden und Drangsale, die von jener großen Stadt der Sünde einst über das Volk Israel verhängt worden. Es ist schon oben (S. 457 f.) dargethan worden, wie lebendig und anschaulich der Prophet Nahum aus Elkosch, (worunter Einige den galiläischen Ort, welcher später Kapernaum (Nahumsdorf) hieß, Andere das heutige Alkusch bei Mosul am Tigris verstehen, in welchem Falle er zu den weggeführten Israeliten gehört haben würde), den Kriegszug des feindlichen Heeres wider die Hauptstadt Assyriens und die Leiden der Eroberung und Zerstörung schildert. Das innere Frohlocken über den Untergang des alten Sitzes der Wollust und Tyrannei, woraus „der Rather des Verderbens hervorging, der Böses sann gegen Jahve“, begeisterte den Seher zu den poetischen Schilderungen,

Die Aegypter auf der Flucht.

Nahum.

die den Hauptwerth seiner prophetischen Schrift ausmachen. Das religiöse Element tritt blos in den Worten hervor, „daß Jahve nur ein Rächer seinen Feinden und Hassern sei, aber gütig und eine Zuflucht am Tag der Noth denen die auf ihn trauen“. Ob Nahum schon bei Gelegenheit der ersten Kriegszüge der Meder wider Ninive die Prophetenrede verfaßt habe, oder erst zwei Jahrzehnte später, als Ninive wirklich zerstört wurde, ist übrigens eine schwer zu entscheidende Streitfrage.

Bald nach Ninive's Fall wurde Necho bei Karchemis in die Flucht geschlagen und die siegreiche Chaldäermacht von einem unternehmenden, thatenfrohen Fürsten nach dem syrischen Lande geführt. Diese plötzliche und unerwartete Katastrophe erregte in Jerusalem große Bestürzung und füllte die ägyptische Partei, den König Jojakim an der Spitze, mit Schrecken. Den Propheten Jeremia aber hörte man in Jubel ausbrechen, als er das leichte und das schwere Fußvolk, Streitwagen und Reiterei der Aegypter auf vollem Rückzug begriffen sah.

„Rüstet Schild und Tartsche und rücket in den Streit! Spannet die Rosse an, und sitzet auf, ihr Reiter! Stellet euch auf in Helmen, schärfet die Spieße, ziehet die Panzer an! Warum seh' ich sie verzagt zurückweichen und ihre Helden sind zerschmettert und ergreifen die Flucht und blicken nicht zurück? Schrecken ringsum. Nicht entfliehet der Schnelle und nicht entrinnet der Starke; gegen Norden am Ufer des Stromes Euphrat stürzen und fallen sie. Wer ist der, der heraufzog wie ein Strom und dessen Wellen sich erhoben wie die Wogen des Meeres? Der Aegypter zog herauf und sprach: Ich schwelle empor, bedecke das Land und verderbe die Stadt sammt denen, die darin wohnen. Wohlan, besteiget eure Rosse, tummelt euch, ihr Wagenlenker, ausziehen lasset die Starken, die Mohren und die Schützen aus Libyen! Dies ist dem Herrn ein Tag der Rache, da das Schwert sie frisset und trunken wird von ihrem Blute; denn ein Opfer hat der Herr sich ersehen im Lande des Nordens am Strome Euphrat. Gehe hinauf nach Gilead und hole Balsam, o Jungfrau, Tochter Aegyptens! Vergeblich häufest du Heilmittel, es ist keine Genesung für dich! Es hören die Völker deine Schmach und die Erde ist voll deines Jammergeschrei's; denn Held stürzet über Held und zusammen fallen beide“ (46, 3—12).

Jeremia's Weissagung auf Nebukadnezar.

Darauf berief er, da er selbst am öffentlichen Auftreten gehindert war, seinen Schreiber Baruch zu sich, ließ durch ihn die frühern bei verschiedenen Veranlassungen gehaltenen Reden aufzeichnen und fügte noch folgende Verkündigung über den heranziehenden Chaldäerfürsten hinzu, der ihm in ähnlicher Weise als Zuchtruthe und Geißel Jahve's erschien, wie hundert Jahre zuvor die Assyrier dem Jesaja.

„Seit dreiundzwanzig Jahren, vom dreizehnten Jahre Josia's an, redete ich zu euch vom frühen Morgen an und alle die Propheten, die Jahve geschickt, und ermahnte euch von der Bosheit abzulassen und nicht fremde Götter anzubeten, so sollet ihr bleiben im Lande; aber ihr hörtet nicht und reiztet Jahve durch das Thun eurer Hände zu eurem Unglück. Darum spricht Jahve der Heerschaaren, so lasse ich kommen Nebukadnezar, den König von Babel, und alle Völkerstämme des Nordens über dieses Land und seine Bewohner und verbanne sie und mache sie zum Spott und zum Entsetzen. Und ich vertilge aus ihnen die Stimme der Freude und Fröhlichkeit, die Stimme des Bräutigams und der Braut, den Laut der

Mühle und das Licht der Lampe. Und es soll dieses Land zu Trümmern, zur Wüste werden und diese Völker sollen dem König von Babel dienen siebenzig Jahre" (25, 3—11).

Jeremia und Baruch aufs Neue in Gefahr.

Als Baruch diese Drohrede aus dem Munde des Propheten niedergeschrieben, gebot ihm Jeremia mit der Buchrolle in den Tempel zu gehen, wo gerade der König ein großes Fasten angeordnet, und die Worte in der Versammlung vorzulesen. „Vielleicht demüthigen sie sich mit Flehen vor Jahve und kehren um von den bösen Wegen, und der Herr verzeihet ihre Vergehung und Sünde und läßt ab von seinem Grimm." Und Baruch that, wie ihm der Prophet geboten. Er las die Rolle in der Zelle Gemarja's im obern Vorhofe laut vor. Als die Reichsräthe, die gerade in einer Sitzung versammelt waren, von dem Vorgefallenen Kunde erhielten, beschieden sie den Schreiber vor sich und geboten ihm, das Ganze noch einmal vor ihren Ohren zu verlesen. Als sie den strengen Inhalt hörten, blickten sie einander betroffen an und fragten Baruch, wie er zu der Schrift käme. Auf seine Antwort, er habe nur mit Tinte niedergeschrieben, was ihm der Prophet vorgesagt, sprachen sie: „Gehe, verbirg dich sammt Jeremia, daß Niemand wisse, wo ihr seid, denn wir müssen dem König alle diese Dinge berichten." Als Jojakim, der gerade im Winterhause wohnete, den Vortrag der obersten Räthe vernahm, gab er sogleich Befehl, ihm die Rolle vorzulesen. Kaum hatte er aber die ersten drei oder vier Seiten angehört, so entriß er zornig dem Lesenden die Schrift, zerschnitt sie eigenhändig mit dem Schreibermesser und warf die Stücke in die brennende Kohlenpfanne, die vor ihm stand. Darauf gab er Befehl, Jeremia und seinen Gehülfen zu greifen und vor ihn zu führen, aber sie hatten sich beide verborgen. Jeremia ließ alsbald die Reden von Neuem niederschreiben und fügte noch folgende Drohung hinzu:

„Dieweil Jojakim die Rolle verbrannt hat, worauf geschrieben stand, daß der König von Babel dieses Land verderben und Menschen und Vieh vertilgen werde, so spricht Jahve wider ihn: Er soll keinen Sohn haben, der auf dem Throne David's sitze, und sein Leichnam soll hingeworfen liegen in der Hitze bei Tage und in der Kälte bei Nacht. Und ich strafe an ihm und an seinem Samen und an seinen Knechten ihre Vergehung und bringe über die Bewohner Jerusalems und über die Männer Judas all das Unglück, das ich über sie verhängt habe, ohne daß sie höreten" (36, 29—31).

Nebukadnezar in Kanaan.

Doch war dem Reiche Juda noch eine Frist gegönnt. Es wurde oben (S. 462) erwähnt, wie Nebukadnezar durch die Nachricht von dem plötzlichen Tod seines Vaters von Gaza abgerufen wurde und auf dem kürzesten Weg durch die syrische Wüste nach Babylon eilte, ohne das Gebiet von Jerusalem berührt zu haben. Sobald er sich aber auf dem Throne befestigt hatte, richtete er seine Blicke von Neuem nach Westen, wo reiche Handelsstädte und kleine zerrissene Staaten große Beute und leichte Eroberungen in Aussicht stellten. Waren ja doch die Chaldäer die Erben der assyrischen Herrschaft westwärts der Ströme geworden, wie sollten sie nicht diese Ansprüche geltend machen? Und so sehen wir denn schon vier Jahre nach der Schlacht bei Karchemis Nebukadnezar mit seinen raschen Kriegsschaaren von Neuem das Land Kanaan betreten. Jeremia aber

ahnte sofort, daß Babel das alte Ninive auch in seiner Rolle als Geißel und Strafruthe Gottes abzulösen berufen sei. Als eine ganz neue Erscheinung führt aber auch der damals auftretende Prophet Habakuk diese, die Aegypter vor sich hertreibenden und Alles mit Raub und Verwüstung füllenden Heere Nebukadnezar's dem Volke vor.

„Siehe, ich wecke die Chaldäer, das grimmige und behende Volk, das nach den Weiten der Erde ziehet, Wohnungen einzunehmen, die ihm nicht gehören. Schrecklich und furchtbar ist es; von ihm selbst geht aus sein Recht und seine Hoheit. Schneller als Parder sind seine Rosse und rascher als Steppenwölfe; stolz sprengen seine Reiter daher, sie fliegen wie der Adler, der zum Fraß eilet. Zur Gewaltthat kommen sie alle herbei, ihres Angesichts Gier stürmt wie der Ost und wie Sand raffen sie Gefangene hin. Der Könige spotten sie und die Fürsten sind ihnen zum Gelächter; jeglicher Festung lachen sie, sie schütten Erde auf und erobern sie; dann fahren sie weiter dahin wie Sturmwind, denn ihre Macht ist ihr Gott" (Hab. 1, 6—11).

Uebrigens gehört Habakuk's prophetisch-poetische Schrift nach Inhalt und Form zu den Musterstücken hebräischer Dichtung. „Mit dem feurigsten Schwunge der Phantasie verbindet er die größte Klarheit und wird nie schwülstig, so daß über dem Ganzen, bei aller Kraft und Bilderfülle, ein edles Maaß von fast griechischer Schönheit waltet." „Wie Jeremia," urtheilt Umbreit, „ist auch Habakuk ausgezeichnet durch eine gewisse lyrische Weichheit, verbunden mit einer hohen Männlichkeit, ja Heftigkeit des Sinnes; Sturm der Seele und sanfter milder Hauch des Geistes durchdringen sich wunderbar".

Er hebt mit einem „Klageruf" an, daß Jahve den gewaltthätigen Chaldäern, die er als Werkzeuge seines Zorns erweckt, so lange sein Volk preis gebe und zulasse, daß die Redlichen durch die Frevler zu Grunde gerichtet und Recht und Gerechtigkeit unterdrückt würden. Wir begegnen sonach bei diesem Propheten demselben Ringen und Kämpfen, um das herbe Geschick Israel's mit den Voraussetzungen und Folgerungen seines Gottesglaubens in Einklang zu bringen, wie bei Jeremia. Namentlich im Anfang (1, 12. 13) spielt das „Warum?" dieselbe tragische Rolle wie bei jenem. Als göttliche Antwort folgt im zweiten Capitel eine „Weissagung", daß der Ungerechte nicht lange bestehen könne, und daß auch über den übermüthigen Völkerverwüster die Stunde der Rache kommen werde, wo seine Herrlichkeit in Schmach sinkt und die Völker Spottlieder auf ihn singen. Erfreut über diese tröstende Verheißung, stimmt der Prophet zum Schluß ein „Gebet" an, worin er in einem lyrischen Lobgesang seine innere Versöhnung feiert, die Allmacht und Majestät des Herrn preist, und seine Hoffnung und Ergebung ausspricht. In diesem Schlußpsalm, worin geschildert wird, wie beim Niedersteigen des Heiligen vom Berge Paran zum Gerichte über die Chaldäer „die Erde bebet und die Völker zittern, die Urgebirge zerbersten und die Hügel der Vorzeit sich beugen," hat der Dichter die großartigste und kühnste Pracht der Poesie entfaltet. Zweck des ganzen Orakels ist, dem von Furcht und Schrecken vor der neuen Weltmacht ergriffenen Volke Muth und Vertrauen auf den bewährten Lenker seiner Geschicke einzuflößen. Der neu auftauchende Welteroberer im Osten wird, wie er Aegypten übermeistert hat, so auch seinen eigenen Meister finden; „aber der Gerechte wird durch seinen Glauben leben" (2, 4).

Jeremia seinerseits schilderte damals in einer Reihe von Orakeln über die Nachbarvölker (Cap. 47—49) den siegreichen Zug der Chaldäer, wodurch zunächst die kleinen syrischen Reiche unterworfen und zur Zinspflicht und Heeresfolge gezwungen wurden. „Es sind bestürzt Hamat und Arpad, weil eine böse Kunde sie vernommen. Damaskus sinket der Muth, es wendet sich zur Flucht; Beben faßt es. Angst

und Schmerzen ergreifen es, gleich der Gebärerin. Wie ist sie verlassen, die gepriesene Stadt, die meine Freude war. Die Jünglinge fallen auf ihren Straßen und Feuer verzehrt Ben Hadad's Paläste. — Auf ziehet hinan gegen Kedar, ein ruhig Volk, das in Sicherheit wohnet, nicht Thüren und Riegel hat; einsam wohnt es mit beschorenen Haarecken; und es werden ihre Kamele zur Beute und ihrer Heerden Menge zum Raube. Und Hazor wird zur Wohnung der Schakale, zur ewigen Wüste. — Heule Hesbon, schreiet ihr Töchter von Rabba, der Ammoniterstadt, gürtet euch mit Sackgewand und lauft hin und her zwischen den Weinbergsmauern! Denn Milkom, euer Gott, wandert in die Gefangenschaft und seine Priester und Fürsten allzumal. Wehe dir Moab! Verloren ist das Volk des Kamos; abgehauen wird dein Horn und dein Arm zerbrochen. Wie ein Adler fliegt er herbei und breitet seine Fittige über Moab; in deine Obstlese und in deinen Weinherbst fällt der Verwüster und hinweg ist Freude und Frohlocken. — Du warest trotzigen Herzens, Edom, weil du auf Felsenhöhen wohnest und Berggipfel inne hast. Ob du, wie ein Adler, dein Nest erhöhest, von dannen stürz' ich dich herab. Und zur Wüste wird Edom, wer vorüberzieht, entsetzt sich. — Kahlheit kommt über Gaza, Askalon wird zerstört sammt der Ebene, denn Jahve hat beschlossen auszurotten die Städte der Philister. Wie kannst du rasten, Schwert, so dir doch Jahve geboten? Wider Askalon und die Küste des Meeres ist es bestellt.

Mit solchen Gefühlen und Erwartungen sahen die Bewohner Judas dem Herannahen Nebukadnezar's entgegen, als er zum zweiten Mal in Kanaan erschien und „alles Land vom Euphrat bis zum Bache Aegyptens in Besitz nahm“ (2. Kön. 24, 7). König Jojakim, von seinem Bundesgenossen verlassen, unterwarf sich dem chaldäischen König und vertauschte die ägyptische Vasallenschaft mit der babylonischen. So vermied er für den Augenblick das drohende Verderben. Aber die Chaldäer blieben im Lande und übten Frevel und Gewaltthat. Vielleicht geschah es in der Hoffnung, dieses unerträglichen Druckes entledigt zu werden, daß drei Jahre später, als der Kampf zwischen Babylon und Aegypten von Neuem mit Heftigkeit losbrach, Jojakim sich wieder dem alten Bundesgenossen näherte und dem chaldäischen König den Tribut verweigerte. Dies war ein unheilvoller Entschluß, den schon das zweite Buch der Könige dem Zorne Jahve's zuschreibt, um Juda wegzuthun von seinem Angesicht. Während nämlich Nebukadnezar selbst wider die Aegypter auszog, die im Philistäerland feste Standpunkte inne hatten, gebot er den unterworfenen syrischen und kananäischen Völkerschaften, die einen alten Groll auf das Nachbarvolk hegten, in Juda einzurücken und das Land für den Abfall des Königs zu züchtigen. Sofort begann die Brandschatzung des Landes. Aber erst als Nebukadnezar selbst nach Bewältigung der Aegypter aus Philistäa herbeizog, wurde Juda bezwungen. König Jojakim starb, sei es in der Stadt, sei es im Kampfe, und an seiner Stelle erhob das Volk der belagerten Hauptstadt den 18jährigen Sohn desselben, Jojachin oder Jechonja auf den machtlosen Thron David's.

Jojakim's Ende.

Jojachin (Jechonja). 597.

„Bei meinem Leben,“ ließ damals Jeremia den Jahve sprechen, „wäre auch Jechonja ein Siegelring an meiner rechten Hand, so wollt ich dich abreißen. Ich gebe

dich in die Hand derer, die nach deinem Leben stehen und vor denen du dich fürchtest, in die Hand Nebukadnezar's und der Chaldäer. Und ich werfe dich und deine Mutter in ein anderes Land, wo ihr nicht geboren seid und dort sollt ihr sterben. Und in das Land, wohin sich euer Herz sehnet, sollt ihr nicht zurückkehren (22, 24—27).

Drei Monate dauerte die Herrschaft des jungen unter der Leitung seiner Mutter stehenden Königs; da gingen beide mit ihren Beamten und Hofleuten in das Lager des stolzen Chaldäers, der nun nach Eroberung der festen Orte des Landes selbst die Belagerung Jerusalems leitete, und flehten die Gnade des Mächtigen an. Aber Nebukadnezar kannte keine Gnade. Er nahm Alle gefangen und „führete Jojachin und seine Mutter und die Weiber des Königs und seine Hämlinge und alle Vornehmen des Landes hinweg von Jerusalem nach Babel". Einige retteten sich nach Aegypten. „Setzet euch niedrig!" rief Jeremia „denn von euren Häuptern ist gefallen die Krone eurer Herrlichkeit; in die Gefangenschaft wandert ganz Juda." Auch Jojachin hatte gethan, „was böse war in den Augen Jahve's"; darum ward er nach der Ansicht des Propheten „verworfen und weggeschleudert, und keiner sollte gedeihen von seinem Samen, der da sitze auf dem Throne Davids und herrsche fürder über Juda" (22, 30).

Beraubung und Entwaffnung des Landes.

Aber mit der Wegführung der Königsfamilie, des Harems und der Höflinge war Nebukadnezar's Zorn nicht gestillt. Zuerst beraubte er die übergebene Hauptstadt ihrer werthvollsten Güter. Er leerte das königliche Schatzhaus und nahm aus Tempel und Palast alle Schätze und kostbaren Geräthe und sogar die Goldstreifen weg. Dann gebot er, um jeden künftigen Widerstand zu brechen, eine vollständige Entwaffnung des Volks. Nicht nur alle Kriegsleute mit ihren Obersten und die gesammte waffenfähige Mannschaft der Hauptstadt, 17,000 an Zahl, führte er gefangen weg, sogar die Waffenarbeiter, die Schmiede, Schlosser und Zimmerleute, und mit ihnen als Geißeln die Ersten aller Stände und edlen Geschlechter im ganzen Lande, darunter Priester und Propheten (wie Hesekiel, damals noch Jüngling), so daß nichts übrig blieb „außer geringem Volke". Sie wurden theils nach Babel selbst, theils nach andern Orten der Chaldäer verwiesen. Ueber die Trümmer des Reichs setzte dann Nebukadnezar den dritten Sohn des Josia, den 21jährigen Matanja mit dem veränderten Namen Zedekia als König ein und nahm ihn durch feierlichen Eid und Handschlag in Vasallenpflicht.

Zedekia 596—586.

Aufregung u. Parteiung.

Ein hartes Joch hatte der Chaldäerkönig dem jüdischen Volke und seinem Herrscher auferlegt; die Edelsten des Landes waren in die Verbannung gewandert, andere hatten sich durch freiwillige Flucht nach Aegypten einem ähnlichen Schicksale entzogen. Der Staat war gemindert an Volk, verarmt an Hülfsmitteln, die Einwohner die Beute dumpfer Betäubung oder maßloser Aufregung. Die Muthlosen sagten, Gott selbst sei mit Jojachin und Ezechiel ins Ausland gezogen (Ez. 9, 9). Andererseits schien, gerade weil irdische Noth aufs Höchste gestiegen, Gottes übernatürliche Hülfe am nächsten. Wie schwer auch

die züchtigende Hand Jahve's auf dem schuldbefleckten Volke lag, er hatte dem Reiche auch diesmal nicht „das Garaus" gemacht; auch diesmal war Stadt und Tempel nicht zerstört worden. Daher befestigte sich der überlieferte Glaube von der ewigen Dauer der heiligen Orte mit neuer Stärke in ihren Gemüthern; die Weissagungen der alten Propheten, daß der Herr die sündigen Geschlechter ausrotten, aber seinen geweihten Wohnsitz schirmen und erhalten werde, hatten sich bisher so wunderbar bewährt, daß auch die in Aussicht gestellten glücklichen Zeiten als nahe bevorstehend erscheinen konnten. Die großartigen Wechselfälle, die während der letzten Jahrzehnte mit so erschütternder Macht auf der Höhe des Lebens zur Erscheinung gekommen, mußten auf die erregten Seelen der Zeitgenossen eine betäubende Wirkung hervorbringen und sie jeder abergläubischen Regung, jeder verführerischen Verheißung zur Beute werden lassen. Wie die assyrische Macht plötzlich von ihrer Höhe herabstürzte, so konnten auch die Chaldäer niedergeworfen werden, und es hat nicht an prophetischen Stimmen gefehlt, die ein solches Schicksal in nahe Aussicht stellten und das gebeugte, durch die Verbannung oder Flucht der edelsten Bürger verlassene und rathlose Volk in steter Aufregung hielten.

Habakuk wider die Chaldäer.

Hat doch damals wahrscheinlich Habakuk (2, 5—17) in schwungvoller Rede den Fall des „aufgeblasenen" Mannes verkündigt, der wie ein Weinberauschter ruchlos handelt und übermüthig, der wie die Unterwelt seinen Rachen aufreißt und ist wie der Tod nicht zu sättigen, der zu sich hinrafft alle Völker und an sich reißt alle Nationen. Werden nicht alle diese über ihn ein Spottlied erheben und ein Geißelwort als Sinngedicht auf ihn, so daß man sagt: O der da aufhäuft, was nicht sein — wie lange? und der da auf sich ladet Schuldenlast! Weil du plünderteſt viele Nationen, so werden dich plündern alle übrigen Völker. Weh ihm, der heillosen Gewinn ergeizet für sein Haus, anzulegen in der Höhe sein Nest. Du hast Schmach berathen für dein Haus, vertilgend viele Völker, und deine Seele mit Schuld beladen. Denn es schreit der Stein aus der Mauer und der Sparren vom Holzwerk antwortet ihm. Wehe dem Manne, der Städte bauet mit Blut und Burgen gründet mit Unrecht. Von Jahve ist es verhängt, daß die Bauleute arbeiten für's Feuer und das Volk sich abmüht für Stätten der Oede. Wehe ihm, der den Nächsten tränket mit Gluthtrank und ihn trunken macht, um zu schauen seine Blöße! Auch an dich kommt der Kelch in Jahve's Rechte und gießet Schmach und Schande über deine Herrlichkeit ob des vergossenen Menschenblutes und der Gewaltthat an Land, Stadt und ihren Bewohnern.

Solche und ähnliche Stimmen blieben nicht ohne Wirkung auf das gebeugte, aber noch keineswegs gebrochene Volk; sie stärkten das Nationalbewußtsein und stützten mit den erregten Hoffnungen die zähe Volkskraft. Die ägyptische Partei erholte sich wieder aus ihrer anfänglichen Betäubung und gewann bei Hofe das frühere Uebergewicht. Waren doch Juda und Aegypten Leidensgefährten, von demselben Dränger bedroht, von demselben Haß erfüllt; und je drückender die Last der Gegenwart war und je bedrohter die Existenz des Staates, desto mehr füllten sich die Gemüther mit schwindelnden Hoffnungen, desto fester stützten sie sich von Neuem auf das „morsche Rohr", desto kräftiger klammerten sie sich an die letzten Elemente ihres Volksthumes und suchten mit der

ganzen dem hebräischen Volkscharakter eigenen Zähigkeit das Stammesgefühl und die nationalen Eigenthümlichkeiten festzuhalten.

Jeremia unter König Zedekia.

Nur Eine gewichtige Autorität theilte diese Gesinnung nicht — Jeremia. Mit allen Kräften seiner willensstarken Natur stemmte er sich gegen eine Strömung, die, wie ehrenwerth sie auch nach menschlicher Ansicht sein mochte, in seinen Augen nicht nur eine verderbliche, sondern auch eine verwerfliche war. Jeremia stand anfangs, wie es scheint, in gutem Vernehmen mit dem König, der vielleicht auf seine Empfehlung von Nebukadnezar eingesetzt und mit dem an „Gerechtigkeit Jahve's" erinnernden Namen „Zedekia" belegt worden war.

Ihn begrüßte Jeremia wohl mit der Rede: „Sieh' es kommen Tage, da wird erweckt von David ein gerechter Sproß, der als König regieret mit Weisheit und Gerechtigkeit. Zu seiner Zeit wird Juda beglückt und Israel wohnt sicher; sein Name ist: „Jahve unsere Gerechtigkeit (Zidkenu)"; er erwähnte wieder des Bundes mit Jahve, wonach es dem Hause David's nie an einem Sprößling auf dem Throne Israel's mangeln werde, noch dem Lande an Priestern aus dem Stamme Levi, um Opfer darzubringen (23, 5. 6; 33, 14—18).

Als aber Zedekia mehr und mehr in die Wege seiner Vorgänger einlenkte, sich der ägyptischen Partei hingab und „that, was böse war in den Augen Jahve's"; da entfernte sich Jeremia von ihm und trat wieder in die alte Opposition.

Jeremia's politische Haltung.

Immer mehr befestigte sich nun in ihm die Ansicht, daß die Chaldäer die Zuchtruthe in der strafenden Hand Jahve's seien, die man geduldig über sich ergehen lassen müsse; jeder Versuch, das Joch derselben abzuschütteln, würde nur größeres Verderben über das Volk herabziehen; ruhige Ergebung in das von Gott verhängte Schicksal, passiver Gehorsam gegen die Ueberwinder und ein demüthiger unterwürfiger Sinn erschien ihm als fromme Pflicht und als einziger Weg zum Heil. Diese Ansichten wurden aber nur von Wenigen getheilt. Je drückender das babylonische Joch war, desto mehr sannen König und Volk auf Mittel, sich desselben zu entledigen; ihr Vorhaben wurde unterstützt durch prophetische Aussprüche, die eine nahe Befreiung und siegreichen Kampf verhießen.

Im Anfang der Regierung des Zedekia kamen Abgesandte von Moab, Ammon, Tyrus und Sidon nach Jerusalem, um sich über gemeinschaftliche Maßregeln zur Abschüttelung des unerträglichen Druckes der Chaldäer zu berathen. Um den Mißerfolg der Verschwörung anschaulich und handgreiflich zu machen, trat ihnen der Prophet entgegen mit einem hölzernen Joch um den Hals und gab ihnen Fesseln, die sie ihren Auftraggebern bringen sollten. „Jahve hat alle Länder der Erde gegeben in die Hand Nebukadnezar's seines Knechtes. Und das Volk das seinen Hals nicht gibt in das Joch des Königs von Babel, soll mit Schwert, Hunger und Pest gestraft werden, bis es aufgerieben ist durch seine Hand. Höret nicht auf eure Propheten und Wahrsager, auf eure Träume, eure Zauberer und Beschwörer, die euch sagen: Ihr werdet nicht dienen dem König von Babel, sie weissagen euch Lügen und bringen euch fort von eurem Boden in Elend und Tod." Und zum König und seinen Räthen sprach er: „Beuget euern Hals unter das Joch des Königs zu Babel und dienet ihm und seinem Volke, so werdet ihr leben. Warum wollt ihr sterben, du und dein Volk, durch Schwert und Hunger und Pest?" (27). Einige Zeit nachher sprach der Prophet Ha-

nanja von Gibeon im Tempel: „Binnen zwei Jahren bringe ich zurück an diesen Ort alle Geräthe des Tempels, welche Nebukadnezar weggenommen, spricht Jahve, und den König Jechonja und alle Gefangenen, die nach Babel gekommen, führe ich zurück; denn ich werde zerbrechen das Joch des Königs von Babel." Als ihm Jeremia widersprach, nahm Hananja das hölzerne Joch von dessen Hals und zerbrach es, indem er sagte: „So wird Jahve das Joch Nebukadnezar's vom Halse aller dieser Völker nehmen und es zerbrechen." Da ließ sich Jeremia ein eisernes Joch machen und trat abermals vor Hananja und sprach: „Hölzerne Joche hast du zerbrochen, aber ein eisernes Joch lege ich auf den Hals dieser Völker, spricht Jahve. Dich aber schaffe ich weg vom Erdboden, denn Abfall hast du geredet gegen Jahve. Dies Jahr noch stirbst du." Und Hananja, fügt die priesterliche Ueberlieferung hinzu, starb im siebenten Monat desselbigen Jahres (28).

Jeremia und die Exulanten in Babylon.

Nicht blos in Jerusalem, auch unter den Weggeführten suchte Jeremia diese Grundsätze vom leidenden Gehorsam zu befestigen. Schon jetzt erschienen ihm diese Exulanten als derjenige Theil des Volkes, an welchen forthin die ganze Zukunft und Verheißung Israels geknüpft war. Offenbar haben auch sie selbst keineswegs ihr Loos für endgültig entschieden erachtet. Viele der Verbannten unterhielten mit der nationalen Partei in Juda geheime Verbindungen und gingen mit Plänen um, wie sie die Rückkehr in die Heimath bewerkstelligen könnten. Dieses mißbilligte Jeremia; und als Zedekia eine Gesandtschaft nach Babylon abschickte, um den über die unruhigen Bewegungen erregten Argwohn Nebukadnezar's zu zerstreuen und zugleich um Entlassung der Gefangenen zu bitten, schickte Jeremia, besorgt die Rückkehr möchte neue Aufstandsversuche hervorrufen, durch zwei ihm befreundete Glieder der Gesandtschaft ein Schreiben an die Aeltesten der Gemeinde in der Verbannung, welches sie zum ruhigen Ausharren in der Fremde ermahnte, zugleich aber auch Zeugniß dafür ablegt, wie vollständig sich für Jeremia die Hoffnung auf Erhaltung der Nation an diesen deportirten Theil derselben knüpfte.

„Bauet Häuser und wohnet darin," läßt er Jahve sprechen, „pflanzet Gärten und esset ihre Früchte. Nehmet Weiber und zeuget Kinder und verheirathet eure Söhne und Töchter und mehret euch. Suchet das Wohl der Stadt, wohin ich euch gefangen geführet, und betet für sie zu Jahve, denn ihr Wohl ist auch euer Wohl und lasset euch nicht täuschen durch lügenhafte Propheten und Wahrsager. Nach siebenzig Jahren werde ich euch sammeln aus allen Völkern und euch zurückführen. Wider den König aber, der jetzt auf dem Stuhle David's sitzet, und wider alles Volk, das nicht in die Gefangenschaft weggeführt ist, sende ich Schwert, Hunger und Pest und mache sie gleich ungenießbaren Feigen und gebe sie zur Mißhandlung allen Königreichen der Erde, zum Fluch und Entsetzen, zum Spott und zur Schmach unter allen Völkern, wohin ich sie verstoße, dafür daß sie nicht gehört auf die Worte der Propheten, die ich jeden Morgen zu ihnen gesandt" (29, 5—19).

Dieses Schreiben reizte die weggeführten Hebräer, bei denen nicht wie bei Jeremia die religiöse Weltanschauung alles engere Nationalgefühl erstickt hatte, zum Widerspruch, und Semaja, ein Vorsteher der Judengemeinde, richtete eine geharnischte Erwiederung an Zephanja, den Hohenpriester in Jerusalem, und fragte ihn, warum er nicht, der doch von Jahve zum Aufseher über alle Wahn-

sinnigen und Weissagenden gesetzt worden, dem Jeremia wehre und ihn in den Stock und das Gefängniß lege (29, 26), und es mangelte auch in der Heimath nicht an Stimmen, die den Propheten beschuldigten, er sei der bethörte oder bestochene Wortführer des Weltbezwingers und wolle sein Vaterland für immer unter dessen Joch knechten.

Jeremia's innere Kämpfe.

Jeremia fühlte das Gewicht dieser Beschuldigungen, aber wie sehr sein Herz bluten mochte, die Stimme Jahve's in seinem Innern zwang ihn, trotz des Hohnes und der Verleumdung seiner Widersacher, auf seinem schroffen Standpunkte auszuharren. „Du hast mich überwältigt, Jahve, und es durchgesetzt,“ rief er aus (20, 7—9) „ich aber werde zum Gelächter alltäglich; ein Jeglicher spottet mein; denn so oft ich rede, muß ich Klaggeschrei erheben, Gewaltthat und Verderben rufen; Jahve's Wort wird mir zur Schmach und zum Spott, und dacht' ich, ich will nicht mehr reden in seinem Namen, so war es in meinem Herzen wie brennend Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen und ich ward müde es auszuhalten.“ Seine Feinde lästerten ihn und sagten: „Verklaget ihn, wir wollen Rache nehmen an ihm“ (20, 10). Er verfluchte den Tag, an welchem er geboren, er wünschte, daß seiner Mutter Leib sein Grab geworden, damit nicht sein Leben verginge in Jammer und Schande (20, 14—18). War das patriotische Ringen eines sterbenden Volkes wider den mächtigen Unterdrücker großartig und berechtigt, so muß man das Schicksal eines Mannes um so tragischer finden, der durch eine unwiderstehliche Macht getrieben wurde, sich in diesen Stunden der Noth und Prüfung von der Mehrzahl seiner Brüder zu scheiden. Und doch war es nicht Mangel an vaterländischem Gefühl, was den muthigen Propheten zum Fürsprecher der chaldäischen Herrschaft machte, was ihn antrieb, den stummen Gehorsam und die fügsame Resignation als das einzige Mittel der Rettung zu preisen — sein geschärfter Blick und seine politische Einsicht ließen ihn das bevorstehende Verderben sicherer erkennen als die von Leidenschaft und Nationalhaß erfüllte Menge und ihre Leiter und Wortführer. Er beugte sich unter der Last der höhern Erkenntniß, die ihm sein Gott in die Seele gegossen.

„Ich habe mich nicht zum Hirtenamt hingedrängt, und den Unglückstag nicht gewünscht; was aus meinen Lippen hervorgegangen, ist offenbar vor deinem Angesicht. Gelangten aber deine Worte zu mir, so faßte ich sie begierig auf und sie waren mir zur Lust und Freude meines Herzens. Ich saß nicht im Kreise der Lachenden und war fröhlich; als deine Hand mich ergriff, saß ich einsam, denn mit Unwillen erfülltest du mich. Warum soll mein Leiden beständig sein und meine Wunde tödtlich?“ (15, 16—18; 17, 16.)

Solche Stimmungen der Wehmuth überkamen ihn zuweilen; es mochte ihn wohl manchmal im Stillen der Zweifel beschleichen, ob nicht Jahve ihm „eine täuschende Quelle“, „ein versiegendes Wasser“ sei, wenn er sah, daß „der Weg der Frevler glücklich sei und die treulosen Verräther wohlgemuth“. Aber sein religiöser Glaube wurzelte zu tief in seiner Seele; die Anschauung von der

göttlichen Weltordnung und Vergeltung, wie sie das mosaische Gesetz kund gab, hielt seinen Geist umfangen, und je mehr er die ägyptische Partei dem heidnischen Religionscultus nachrennen sah, desto fester war er überzeugt, daß Abfall und Empörung, wozu jene fortwährend drängte, das unvermeidliche Strafgericht Jahve's auf die Schuldigen herabführen werde. Ihr Sieg war zugleich eine Niederlage der Jahvediener; darum klammerte er sich mit allen Kräften an die Chaldäer, um den Tag des Gerichts, den er als unvermeidlich voraussah, wenigstens so lange als möglich hinauszuschieben. Von diesem Gesichtspunkte aus trägt sein Streben einen höhern patriotischen Charakter als das unbesonnene Drängen seiner Gegner zu Kampf und Widerstand.

In diesem Gefühle vernimmt er Jahve's ermuthigende Worte: „Gürte deine Lenden, und mache dich auf und rede Alles, was ich dir gebieten werde." „Ich mache dich diesem Volke zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer, daß sie wider dich streiten und dich nicht überwältigen; denn ich bin bei dir und rette dich aus der Hand der Bösen und aus der Faust der Wütheriche" (1, 18; 15, 20). In diesem Gefühle ruft er die göttliche Strafgerechtigkeit auf seine Gegner herab, die durch ihr leidenschaftliches Treiben den Gerichtstag des Herrn beschleunigen. „Sieh auf mich," fleht er Jahve an (18, 19—23), „und räche mich an meinen Verfolgern; erkenne, daß ich Schmach um deinetwillen trage. Bringe über sie den Tag des Unglücks und verderbe sie mit zwiefachem Verderben. Denke wie ich vor dir stand, um deinen Zorn von ihnen abzuwenden, darum gib ihre Söhne dem Hunger hin und überliefere sie dem Schwert. Ihre Männer seien Opfer des Todes, ihre Weiber verwais't und verwittwet. Du kennest ihre tödtlichen Anschläge wider dich; vergib ihnen ihre Schuld nicht und ihre Sünde lösche vor dir nicht aus."

Jeremia weissagt den Untergang Jerusalems.

Darum stellt Jeremia von nun an in fast allen Reden die Gräuel der Zerstörung und die Schrecken des Untergangs in immer schauerlichern Zügen dar. Er will durch dunkele Nachtbilder auf die Phantasie wirken und vor übereilten Thaten abschrecken. An zahllosen Stellen schildert er bald in elegischen Tönen der Wehmuth, bald in schauerlichen Bildern des Schreckens die Zeit, wo der Herr das Volk speisen wird mit Wermuth und tränken mit Giftwasser, wo er Jerusalem in einen Steinhaufen verwandelt und die Städte in Juda zur Einöde macht, wo er die Einwohner zerstreuen wird unter fremde Völker und hinter ihnen herschicken das Schwert der Vertilgung; wo die Berge erschallen von Weinen und Klaggeschrei und die Anger der Wüste von Trauerliedern, wo Rahel weinet über ihre Söhne, die dahin sind, und sich nicht trösten lassen will, wo man die Gebeine der Könige und Priester, der Propheten und aller Bewohner Jerusalems aus den Gräbern reißen wird und ausbreiten vor der Sonne, dem Monde und dem ganzen Heere des Himmels, denen sie nachgewandelt, und die sie angebetet; wo der Tod vorgezogen wird dem Leben, wo die Leichname der Menschen wie Dünger auf dem Felde liegen werden, und des Propheten Auge durch unaufhörliches Weinen verdunkelt sein wird und seine Seele in Thränen zerfließen. Nichts kann er mehr als das unwiderrufliche Todesurtheil Gottes über sein Volk predigen, den Stab brechen über diejenigen, die ihm die Liebsten waren, und „Grauen ringsum" verkündigen. Auf die zagende Frage, die man an ihn richten wird in den nahenden Tagen des Schreckens: „Wohin sollen wir gehen?" — hat er immer nur die eine grausame Antwort: „Zum Tod, zum Schwert, zur Gefangenschaft."

Die glückliche Zukunft.

Je bestimmter er aber den Untergang des Reiches und Volkes voraussieht, desto inniger hält er die Hoffnung an eine dereinstige Erlösung und Wiederherstellung fest. Aus den düstern Bildern der Zerstörung erhebt sich bisweilen sein Blick in eine heitere Zukunft, wann Jahve wieder „das Joch vom Halse seines Volkes abnehmen und die Bande der Dienstbarkeit zerreißen wird", wann „Stadt und Tempel wieder erbauet werden auf ihrem Hügel und Dank-

lieder und die Stimmen der Spielenden wieder daraus erschallen"; wann „die Jungfrau Israel sich schmücken wird mit Pauken und hervorgehen im Reigen der Tanzenden und Weinberge pflanzen auf den Hügeln Samariens, und die Wächter rufen werden auf den Bergen Ephraim's: Auf laßt uns hinaufziehen nach Zion zu Jahve, unsrem Gott!" wann der Herr die Zerstreuten zurückführt, ihre Trauer in Freude wandelt und sein Gesetz in ihr Herz schreibt, daß sie einen neuen Bund mit ihm schließen, und aufs Neue sein Volk sein werden (30, 8. 18. 19; 31, 4—6. 23. 31—33). Wann auch diese Weissagung, welche man vielleicht besser erst nach der Zerstörung Jerusalem's abgefaßt denkt, entstanden sein mag: jedenfalls bleibt sie eines der rührendsten Zeugnisse der in Sympathie für seine Brüder sich verzehrenden Seele des Jeremia, „Mein Schlaf war mir süß gewesen" — sagt er beim Erwachen von diesem Gesicht (31, 26), darin er Israel zu seinem Gott zurückkehren sah, wie ein verlorenes Weib zu dem Geliebten ihrer Jugend (31, 21. 22). Aber auch nachdem der Traum zerronnen, hält er die große Hoffnung fest, die ihm aufgegangen war, und weissagt einen neuen Bund, da das unter Josia geschriebene, aber von König und Volk nicht gehaltene Gesetz Platz machen werde einem Gesetze, das Gott selbst in die Herzen der Seinen schreiben werde, so daß kein Bruder mehr den andern belehren wird, da Gott Allen sich offenbaren und Allen ihre Sünden vergeben wird (31, 33. 34). Hatte er doch schon im Beginn seiner Wirksamkeit eine Religion ohne Bundeslade geweissagt (3, 16) und damit von vorn herein das Uebergewicht des Propheten über den Priester documentirt, wenn er auch beides gewesen und immer geblieben ist.

Zedekia mit den Aegyptern im Bunde. Als die Zerrissenheit und Parteiwuth in Jerusalem den höchsten Grad erreicht hatte und der Haß gegen die Chaldäer jede vernünftige Ueberlegung niederhielt, jede zur Ruhe ermahnende Stimme als Verrätherei brandmarkte, nahm Pharao Hophra, von den Griechen Apries genannt, die Eroberungspläne seines Großvaters Necho im syrischen Lande wieder auf. Er machte große Kriegsrüstungen und trat mit Zedekia in Unterhandlung. Die ägyptische Partei triumphirte, ihre Propheten verhießen Sieg; selbst den Verbannten am Euphrat blieb die bevorstehende Erhebung nicht unbekannt, und füllte ihre Gemüther mit Hoffnungen und Befürchtungen. Ezechiel, ein strenger Seher, der in der Gefangenschaft in ähnlichem Sinne wirkte, wie Jeremia in der alten Heimath, suchte umsonst durch die furchtbarsten Schilderungen der Leiden und Drangsale, welche die Kriegsnoth und Zerstörung über das ganze Geschlecht herabziehen würde, den König von dem „Treubruch" (17, 19) abzuhalten; die Sirenenstimmen der „falschen Propheten", gegen die er gleich seinem Gesinnungsgenossen in Jerusalem mächtig eiferte, das Vertrauen auf die ägyptischen Rosse, die kriegerische Gährung in Phönizien und unter mehreren kananäischen Völkerschaften, besonders den Ammonitern, und vor Allem der Schwindelgeist der um den Thron geschaarten aristokratischen Partei trieben den König zur Empörung. *Die Chaldäer ziehen nach Kanaan.* Aber den Chaldäern war das unruhige Treiben in Kanaan nicht entgangen; kampfgerüstet und rachedürstend erwartete Nebukadnezar nur den entscheidenden Augenblick, um plötzlich als Jahve's Racheschwert in Juda einzufallen, ehe noch die ägyptische Kriegsmacht ausgerückt war.

Anfangs scheint der Chaldäer geschwankt zu haben, ob er sich zuerst gegen die Ammoniter oder gegen Juda wenden solle; das Loos entschied für letzteres. „Am Scheidewege hält der König von Babel, um sich wahrsagen zu lassen (meldet Hesekiel

21, 26—31); er schüttelt die Pfeile, befraget die Theraphim, beschauet die Leber des Opferthieres; in seine Rechte fällt das Loos, um Jerusalem die Sturmböcke zu errichten, einen Wall aufzuschütten, Thürme zu bauen, das Feldgeschrei vor den Thoren zu erheben. Du aber, Fürst Israel's, verruchter Frevler, dein Ende naht. Abgenommen wird der Kopfbund und abgehoben die Krone; das Niedrige erhöhe ich, und das Hohe erniedre ich. Verstört, verstört, verstört will ich sie machen."

Nebukadnezar in Juda.

Es war im neunten Regierungsjahr des Königs Zedekia, im zehnten Monat desselben, daß Nebukadnezar mit großer Heeresmacht in Juda einfiel. Die kleinern Festungen wurden ohne Mühe bezwungen, die ländliche Bevölkerung, die von dem Uebermuth der Hauptstadt viel zu leiden gehabt, ergab sich ohne Schwertstreich und ließ sich vielleicht nicht ungern von den Chaldäern zum Waffendienst wider Jerusalem zwingen: nur Lachis und Aseka hielten sich einige Zeit. Bald stellten sich auch die Edomiter und Philistäer, von altem Nationalhaß getrieben, in die Reihen der Streiter wider Jerusalem. Aber die Zahl der Feinde und die Größe der Gefahr weckte die Kraft der Bürgerschaft. Hatte Jerusalem durch seinen unbesonnenen Abfall die Kriegsnoth über sich gezogen, so bewies es durch seinen großartigen Widerstand gegen die feindliche Uebermacht, daß die Begeisterung für Freiheit und nationale Selbständigkeit den Arm stärke und den Muth belebe. War auch vorauszusehen, daß die Stadt der Uebermacht erliegen und alle Schrecknisse erleiden werde, welche die Propheten in erschütternder Lebendigkeit der Phantasie vorgeführt, so kann man doch dem großartigen Todeskampfe seine Bewunderung nicht versagen; Jerusalems Fall war nicht unverschuldet, aber es fiel mit Ehren.

Belagerung von Jerusalem.

Nebukadnezar warf Schanzen auf und begann die Belagerung. Da schickte Zedekia zu Jeremia und ließ ihm sagen: „Befrage doch Jahve für uns." Dieser antwortete:

„So spricht Jahve: Ich wende die Kriegswaffen, mit denen ihr streitet wider die Chaldäer außerhalb der Mauer, gegen euch selbst und streite wider euch mit ausgereckter Hand und gewaltigem Arm und großem Grimm. Ich lege euch vor den Weg des Lebens und des Todes. Wer in der Stadt bleibet, wird sterben durch Schwert, Hunger und Pest; wer aber hinausgehet zu den Chaldäern, die euch belagern, der wird sein Leben als Beute davontragen. Denn ich gebe die Stadt in die Hände des Königs von Babel, daß er sie schlage mit der Schärfe des Schwertes ohne Schonung, ohne Gnade und ohne Erbarmen und sie verbrenne mit Feuer" (21, 4—7).

Wie niederschlagend diese Antwort auch war, sie vermochte doch den Kriegsmuth der Einwohner nicht zu brechen. Alles griff zu den Waffen, und um die Zahl der Streiter zu mehren, wurden auf des Königs Befehl alle Sclaven hebräischer Abkunft in Freiheit gesetzt; einige glückliche Ausfälle erhöhten den Muth, und als gar die Annäherung eines ägyptischen Landheeres die Chaldäer von der Belagerung abzog, wurde die Einwohnerschaft von der hoffnungsvollsten Freude erfüllt und gab sich einem so sichern Selbstvertrauen hin, daß sie die entlassenen Sclaven wieder in die alte Knechtschaft zwang

(Jer. 34, 8 f.). Jeremia sah darin einen Treubruch gegen Gott und spottete zugleich der groben Täuschung derjenigen, die sich immer noch auf Aegypten verließen.

„Täuschet euch nicht," rief Jeremia (37, 9. 10), „die Chaldäer werden nicht wegziehen; und wenn auch ihr ganzes Heer geschlagen wäre und nur einige Verwundete in ihren Zelten übrig blieben, so würden sie aufstehen und Jerusalem verbrennen mit Feuer."

Jeremia im Gefängniß. Solche Mißtöne bei der allgemeinen Erhebung reizten die Juden wider den Propheten; als er daher während der aufgehobenen Belagerung sich in Privatangelegenheiten nach seiner Vaterstadt Anatot begeben wollte, wurde er am Thore als Ueberläufer zu den Chaldäern angehalten und in ein schlechtes Gefängniß geworfen, bis ihn der König im Wachthause des Palastes unterbrachte.

Aber nur zu bald ging Jeremia's Voraussagung in Erfüllung. Die ägyptische Macht wurde zurückgeworfen, „Pharao's Arm zerbrochen" und Jerusalem von Neuem eingeschlossen und hart bedrängt. Mühsam wurde die Stadt gegen die Angriffe von Außen vertheidigt; um neue Schutzmauern zu bauen oder die beschädigten auszubessern, riß man mehrere bürgerliche und königliche Häuser nieder. Bald gesellte sich zu dem äußern Feinde noch ein innerer — die Hungersnoth. Aber ungebeugt blieb der Muth der Belagerten; unerschüttert das Vertrauen auf ägyptische Hülfe. Und als Jeremia in seiner Haft fortfuhr, den Untergang der Stadt zu verkünden und zur Unterwerfung unter Nebukadnezar zu rathen, so zürnten die Obersten, daß durch solche Prophezeiungen der Muth der Kriegsleute gebrochen werde und ihre Hände erschlafften, und forderten seinen Tod, da er nicht das Beste des Volks, sondern

Jeremia in eine Grube geworfen. dessen Unglück suche. Der König erwiederte: „Er ist in eurer Hand, was vermag ich wider euch?" Da nahmen sie Jeremia und ließen ihn an Stricken in eine Grube hinab; aber es war kein Wasser darin, sondern nur Schlamm. Ein äthiopischer Hämling, der dies mit angesehen, bewirkte bei dem König, daß dieser ihn wieder mit Stricken herausziehen ließ und in Gewahrsam hielt. Nun fing die Hungersnoth an äußerst drückend zu werden, so daß bereits viele Einwohner Rettung bei den Chaldäern suchten. Jeremia rieth dem König, der sich in seiner Bedrängniß abermals an ihn wandte, zu demselben Schritt, aber dieser war ganz in der Gewalt der Widerstandspartei, die ihn scharf bewachte. Indessen stieg die Noth aufs Höchste. Von Außen würgte das Schwert der Feinde, im Innern tobten Hunger und Pest. Endlich gelang es den Chaldäern, die nördliche Mauer zu durchbrechen und nach Besetzung der Unterstadt am Mittelthore unweit der Burg festen Fuß zu fassen. Schrecken und Angst bemächtigte sich jetzt der Einwohner; in wilder Verzweiflung durchirrten die abgezehrten Gestalten die Straßen. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzte

Zedekia auf der Flucht. der König zur nächtlichen Flucht. Mit seinen Kriegsleuten floh er durch die

südöstliche Stadtmauer und war schon in die Nähe des Jordan gekommen, als ihn die lauernden Feinde in der Ebene von Jericho einholten, seine Truppen zersprengten und ihn sammt seiner nächsten Umgebung nach Ribla zu Nebukadnezar brachten. Hier hielt der Gewaltige ein strenges Gericht. Er ließ vor den Augen des Unglücklichen seine Söhne und die gefangenen Hauptleute niederstoßen, ihn selbst aber geblendet und mit Ketten beladen nach Babel führen, wo er bis zu seinem Tod im Kerker gehalten wurde. gefangen und nach Babel geführt.

Mit diesen Opfern war jedoch der Zorn des Siegers noch nicht gestillt. Aufgereizt von den Edomitern, die bei dieser Gelegenheit Rache nahmen an Juda für die frühern Drangsale, schickte Nebukadnezar im nächsten Monat den Obersten seiner Leibwache, Nebusar Adan, nach der gedemüthigten Stadt ab, um das über sie verhängte Strafgericht zu vollziehen. Dieser ließ alle noch vorhandenen Tempelgeräthe und Kunstwerke, darunter die beiden Salomonischen Prachtsäulen nebst dem ehernen Meer und den zwölf Rindern von Kupfer wegnehmen und nach Babel schaffen, zerstörte die Mauern, verbrannte den Tempel, den Königspalast und alle ansehnlichen Häuser und nahm die Einwohner gefangen. Der Hohepriester Seraja, der zweite Priester Zephanja nebst drei Hütern der Tempelschwellen, ferner mehrere hohe Beamte, sieben Hofleute und 60 Stadtbürger wurden gefesselt nach Ribla geführt und dort hingerichtet. Die übrigen angeseheneren Männer aus Stadt und Land, an Zahl 832, nebst Weib und Kind, wurden mit Handfesseln je zwei an einander geschlossen, in langem Zuge nach Babylon geführt. „So warf Jahve die Pracht Israel's vom Himmel zur Erde herab und gedachte nicht des Schemels seiner Füße am Tage seines Zornes" (Klagl. 2, 1). Nur niedriges Volk blieb in Juda zurück, kaum hinreichend um die Aecker und Weinberge nothdürftig zu bestellen. Ueber diesen armseligen Ueberrest wurde Gedalja, der Enkel des Schreibers Saphan, als Statthalter eingesetzt. „Ist das die Stadt, die man vollkommen an Schönheit nannte, die Lust der ganzen Erde? So fragten die Feinde Jerusalems in Schadenfreude, zischten und schüttelten ihr Haupt und schlugen in die Hände, wenn sie des Weges zogen" (Klagl. 2, 15). Zerstörung Jerusalems und Wegführung der Juden. 586.

Jeremia wurde durch die Einnahme der Stadt aus seiner Haft befreit, und da seine Gesinnung und Thätigkeit den Chaldäern nicht verborgen geblieben war, so gab Nebukadnezar Befehl, den Propheten in Freiheit zu setzen, und ließ ihm die Wahl, entweder mit ihm nach Babylon zu ziehen, wo er sein Auge auf ihn richten werde, oder im Vaterland zu bleiben. Jeremia entschied sich für das Letztere. Er begab sich zu Gedalja nach Mizpa, wie Nebukadnezar selbst gerathen, reich beschenkt und mit einem Unterhalt bedacht. Welche Verwilderung der Gemüther aber durch diese Vorgänge erzeugt wurde, beweist die Unthat des Ismael, eines Verwandten des Davidschen Hauses. Mit einer Kriegsschaar in Mizpa aufgenommen und von Gedalja gastlich bewirthet, ermordete er beim Mahle den Statthalter nebst seiner jüdischen und chaldäischen Umgebung, lockte dann mit verstellten Thränen einen Zug Pilger, die auf den Trümmern des Jahvetempels in Jerusalem opfern und beten wollten, im Namen Gedalja's in das Schloß zu Mizpa, und erschlug sie, 70 an Zahl; nur zehn Jeremia bei Gedalja. Ismael's Unthat.

retteten ihr Leben durch die Angabe, daß sie Vorräthe auf dem Felde vergraben hätten. Sein Vorhaben, mit dem Ueberreste des Volks und mit den Töchtern des gefangenen Königs über den Jordan zu den Ammonitern zu flüchten, wurde zwar durch Johanan, einen Freund des ermordeten Statthalters, am großen Wasser zu Gibeon vereitelt, doch entkam er selbst mit acht seiner Gefährten zu den Ammonitern. Johanan aber und die um ihn gesammelte Schaar kehrten nicht mehr nach Mizpa zurück, aus Furcht, die Chaldäer möchten für das Vorgefallene an dem ganzen Ueberreste des jüdischen Volkes Rache nehmen; sie beschlossen nach Aegypten auszuwandern.

Jeremia nach Aegypten.

Umsonst suchte Jeremia die letzten Trümmer des jüdischen Volkes durch einen prophetischen Ausspruch im Namen Jahve's von der Auswanderung nach Aegypten abzuhalten. Er weissagte jetzt, der neue Zornkelch Gottes, welcher bei allen Völkern kreisen werde, solle bei Aegypten anheben und dieses also Juda's Schicksal theilen. Gleichwohl sah er selbst sich genöthigt, mit seinem Schreiber Baruch dem Zuge zu folgen, und in jenem Lande seinen Aufenthalt zu nehmen, gegen das er so oft seine Prophetenstimme gerichtet hatte. So kehrten die Reste von Israel nach demselben Lande zurück, von wo die Väter tausend Jahre früher ausgezogen waren. In Taphnä (Thachpanes) bei Pelusium wies ihnen Hophra Wohnsitze an, wie einst ein älterer Pharao den Söhnen Jakob's; aber auch in Memphis und in andern Städten des unteren und mittleren Aegyptens hatten sich während der Kriegsjahre zahlreiche Juden niedergelassen. Ihre Hingebung an den ägyptischen Götzendienst und ihre eitle Hoffnung, daß die Kriegsheere des Pharao über die Chaldäer siegen und sie in das Land der Väter zurückführen würden, brachten auch hier den Propheten noch zu manchen strengen Drohreden und düstern Weissagungen. Wenn sie noch weiter den fremden Göttern räucherten und ihre Weiber fortführen, der Königin des Himmels Kuchen zu backen und Trankopfer zu bringen, so würde sie Jahve mit der Schärfe des Schwerts, mit Hunger und Pest schlagen und höchstens ein geringes Häuflein in das Land der Väter zurückkehren (44, 25—28). Aber die Worte des trauernden Propheten verhallten wirkungslos. Die Israeliten verschmähten es, das geschichtliche Leben der Vergangenheit in dem Spiegel der prophetischen Auffassung zu betrachten und in den durchlebten Drangsalen nur Strafgerichte des Herrn für die religiösen Irrwege zu sehen.

Wir haben früher erwähnt (S. 195), daß Jeremia und Ezechiel den Aegyptern ein ähnliches Schicksal durch die Hand Nebukadnezar's verkündeten, wie es Juda erfahren, daß sie dem chaldäischen Heer den Lohn, der ihm durch die hartnäckige Vertheidigung von Inseltyrus entging, in Aegypten in Aussicht stellten. Eines Tages häufte Jeremia vor dem königlichen Palaste in Taphnä große Steine auf und sprach dann zu den Hebräern: „Auf diesem Platze wird Nebukadnezar seinen Thron aufrichten und seinen Prachtteppich darüber ausbreiten; und er wird Aegypten schlagen, die Bewohner tödten oder in Gefangenschaft wegführen, die Tempel der Götter verbrennen und die hohen Standsäulen zu Betsemes (Heliopolis) zerbrechen. Er wird das Land Aegypten um sich wickeln, wie ein Hirt seinen Mantel und von dannen gehen in Frieden" (43, 8—13). Aber der Chaldäerkönig dehnte seine Eroberungszüge nicht über das Nilland aus, wie die Propheten erwartet hatten (vgl. S. 196).

In Juda war jedoch das Maaß der Leiden noch nicht erschöpft. Fünf Jahre nach Zerstörung der Hauptstadt schlossen sich die zurückgebliebenen Bewohner der Landschaft den Ammonitern und Moabitern an, die das Schwert gegen die noch immer in Phönizien weilenden Chaldäer erhoben, um ihre Selbständigkeit wieder zu erkämpfen. Der Aufstand endigte mit einer Niederlage und hatte die Wegführung von 745 Männern und die gänzliche Verwüstung zur Folge. Auch diese Unfälle erlebte noch Jeremia, und die meisten der „Klagelieder", die seinen Namen führen und vielleicht auch größtentheils von ihm herrühren mögen, waren die lauten Seufzer, die sein zerschlagenes Herz ausstieß, wenn „gleich Wasserbächen" sein Auge rann über seines Volkes Verderben. Er endete seine Tage in Aegypten. Nach einer alten Sage wurde er zu Taphnä von seinen eigenen Landsleuten gesteinigt. Juda's Verwüstung. 592.

„Wie sitzet einsam die Stadt, ehedem so volkreich! Sie ist wie eine Wittwe; die Große unter den Völkern, die Fürstin unter den Landschaften ist dienstbar geworden. Jammernd weinet sie Nachts, Thränen auf ihrer Wange. Die Wege nach Zion trauern, weil Niemand zum Feste kommt; ihre Thore sind öde; ihre Kinder wandern in Gefangenschaft vor dem Feinde her. Der Herr verschmähte seinen Altar und verwarf in seines Zornes Grimm König, Priester und Heiligthum. Gedenke, Jahve, was über uns ergangen, sieh' unsre Schmach! Unser Besitzthum ist Fremden zugefallen, unsre Häuser Ausländern. Waisen sind wir ohne Vater, unsre Mütter gleich Wittwen. Unser Wasser trinken wir für Geld, unser Holz bekommen wir für Zahlung. Mit Lebensgefahr holen wir unser Brod vor dem Schwerte der Wüste. Unsre Haut brennet wie ein Ofen von den Gluthen des Hungers. Knechte herrschen über uns; die Weiber und Jungfrauen schwächen sie, die Obersten werden durch ihre Hand gehängt; Jünglinge tragen Mühlsteine, Knaben straucheln unterm Holze. Ein Ende hat unsers Herzens Freude, in Trauer ist gewandelt unser Reigen; entfallen ist der Kranz unserm Haupte. Du, Jahve, thronest ewig; warum vergissest du unser ganz und gar? Nimm uns wieder auf zu dir, daß wir zurückkehren! Erneue unsre Tage wie vor Alters! Denn solltest du uns ganz verwerfen, gegen uns zürnen gar zu sehr?" Jeremia's Klagelieder.

Die fünf Elegien oder „Klagelieder", welchen dieses Stück entnommen ist, schildern in schwermüthigen Trauergesängen das Schicksal der zerstörten Stadt Jerusalem. Der prophetische Charakter, der elegische Ton und die Aehnlichkeit der Sprache dieser zum Gesange bestimmten Trauerlieder mit den öffentlichen Reden des Propheten sprechen für Jeremia's Urheberschaft, während andererseits mancherlei Abweichungen in Bezug auf Form und Inhalt, daneben auch eine größere Verwandtschaft mit dem Buche Hiob eher für Ursprung aus der Schule Jeremia's, etwa durch die Hand Baruch's, sprechen würden. Es herrscht in diesen Liedern nicht der gewöhnliche Parallelismus der Glieder, sondern der Gedanke bewegt sich fortschreitend durch Strophen, die künstlich mit den Buchstaben des Alphabets beginnen, mit Ausnahme des fünften, das, wie es scheint, etwas später als die andern in Aegypten verfaßt wurde. Obwohl jedes der Klagelieder ein abgerundetes Ganze bildet, so ziehen doch gewisse Grundgedanken durch alle hindurch: die Trauer über das schreckliche Schicksal der Stadt und die Leiden und Drangsale der Einwohner bei der Zerstörung, wovon die „Klagelieder" ein erschütterndes Gemälde entwerfen; das Bewußtsein der Schuld, die sich von den Vorfahren auf die nachgebornen Geschlechter gehäuft und den endlichen Untergang herbei-

geführt, und endlich die Bitte um Rache an den übermüthigen Feinden und um Erlösung aus dem namenlosen Unglücke.

Obadja. Ein Zeitgenosse Jeremia's, der Prophet Obadja, hat in einer Rede, die sich fast wörtlich bei Jeremia (49, 7—21) wieder findet, Jahve's Strafgerichte wider die Edomiter verkündigt, die bei der Zerstörung Jerusalems auf Seiten der Chaldäer gestanden und Juda schadenfroh verhöhnt hätten. Die merkwürdige Uebereinstimmung scheint von einer ältern Prophetenschrift herzurühren, die beide benutzt haben mögen. Jahve wird die Uebermüthigen zu Fall bringen; Israel und Juda werden aus der Verbannung zurückkehren und das Haus Esau's vernichten wie die Flamme die Stoppel, und Juda wird dann über Edom herrschen. Die kleine Prophetenrede scheint bald nach der Zerstörung Jerusalems verfaßt worden zu sein.

E. Verbannung und Rückkehr.

1. Die Zeit der babylonischen Gefangenschaft.

(586—538.)

Das Volk Israel in der Zerstreuung. Durch die Eroberungszüge der Assyrier und Babylonier war das Volk Israel, wie die Propheten geweissagt, „nach allen Winden" zerstreut worden. Nicht nur „an den Wasserbächen Babylons" und in den „Städten der Meder" wohnten die Exulanten; auch im „Lande der Pelusier", in der alten Heimath der Stammväter, hatten sich einzelne Schaaren angesiedelt; und wie viele mochten an den „Gestaden des Meeres" auf den Inseln und Küstenländern oder in den weiten Strecken Arabiens Zuflucht gesucht haben vor den Drangsalen der unaufhörlichen Kriege, und wie manche mögen als Sclaven und Kriegsgefangene in die Fremde verkauft worden sein! Der größere Theil des Volkes, insbesondere die Glieder jener zehn Stämme, die über die weiten assyrischen Länder zerstreut, allmählich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verloren, scheint mit der Zeit die nationalen Eigenthümlichkeiten eingebüßt zu haben und in den Volksstämmen, zu denen ihn das Schicksal der Verbannung geführt, aufgegangen zu sein. Noch jetzt herrscht in der Gebirgsgegend von Adiabene bei Armeniern und Juden die Tradition, sie seien Abkömmlinge der zehn Stämme. Wahrscheinlicher ist es freilich, daß die Juden in Armenien und Persien entweder die Nachkommen der babylonischen Exulanten oder später noch dorthin ausgewandert sind. Dagegen wollten neuere Gelehrte den Spuren jener altisraelitischen, vor den Füßen der Sieger verschwundenen, Stämme in allen Theilen Asiens und sogar Amerikas nachgehen. Das war freilich von vorn herein verlorene Liebesmühe. Der lebendige Verkehr mit den phönizischen Weltstädten hatte das Volk von Ephraim frühzeitig mit fremden Sitten vertraut und für die Aufnahme ausländischen Wesens empfänglich gemacht; die feindliche Stellung zum Bruderstaat Juda, das Eindringen heidnischer Religionen, der Mangel eines nationalen Heiligthums hatten die strenge Ausbildung des Jahvedienstes

Die zehn Stämme.

und die dadurch bedingte scharfe Absonderung verhindert und die Vermischung mit andern Völkern des Orients erleichtert. Im Lande der Fremde fortgesetzt mußte ein solches Verhalten zu dem bezeichneten Endresultat führen.

Die Juden unter den Chaldäern.

Während sonach in Bezug auf Ephraim der eigentliche Zweck der im Alterthum oft vorkommenden Deportationen erreicht wurde, setzten die Deportirten Judäas allen gleichgerichteten Versuchen einen nachhaltigen und zähen Widerstand entgegen, so daß das Ergebniß des babylonischen Exils das gerade Gegentheil von demjenigen des assyrischen wurde. Auch die unter den Chaldäern zerstreut lebenden Judäer bewahrten ihr nationales Wesen und ihre religiösen Anschauungen ungeschwächt. Hatte Juda, dessen abgeschlossene Lage die Ausbildung eines strengen Nationalcharakters begünstigte, schon bei der Trennung der Stämme den Ruhm der Legitimität für sich, den es durch das treue Festhalten am Hause David auch während der ganzen Dauer des Reichs unbefleckt zu bewahren gewußt, so gewann es an nationaler Kraft durch den längern Bestand, durch die religiöse Einheit, durch die Ausbildung eines organisirten Priesterstandes, durch die schriftliche Fixirung der alten Traditionen und Gesetze, durch die Entwickelung einer national-religiösen Literatur, durch eine eifernde Prophetenschaft. Alle diese Güter blieben den Judäern auch im Exile ungeschwächt. Wird auch über massenhaften Götzendienst geklagt, so blieb doch der Kern des Volkes unangekränkelt. Und um diesen Kern handelte es sich hier. Während bei der Wegführung der Israeliten durch die Assyrier viele gebildete und dem alten Glauben treu ergebene Männer sich nach Juda flüchteten und dort Schutz und Aufnahme fanden; traf bei dem babylonischen Kriege das Loos der Verbannung gerade die Auswahl des Volkes, den Kern der Nation. Dort weilte der jugendliche König Jojachin, den die Exulanten aller Länder als das rechtmäßige Oberhaupt ansahen; dort lebten die Fürsten und Aeltesten, auch im Exil um Rath und Urtheil angegangen und als Gemeindevorsteher geehrt; dort hielten die Priester den Jahveglauben fest und dienten, wo es die Umstände gestatteten, dem Herrn nach den überlieferten Gebräuchen und Vorschriften; dort verkündigten die Propheten den Willen Jahve's und trösteten die zerstoßenen Gemüther durch die Verheißung einer glücklichen Zukunft; dort hüteten die gebildeten und schriftgelehrten Jahvediener den Schatz der heiligen Literatur, die Psalmen, die Spruchdichtung, die geschichtlichen Erinnerungen, sie mehrten das überkommene Erbtheil mit neuen geistigen Schöpfungen, die um so inniger und tiefer waren, je mehr die trübe Gegenwart der Erhebung und Tröstung bedurfte, je inbrünstiger der Hülferuf eines gedrückten Gemüthes sich äußern mußte, je sehnsuchtsvoller die zerschlagenen Herzen sich in das geistige Ringen und Schaffen versenkten. Der Herrschaft der Chaldäer scheint keine drückende gewesen zu sein; sie gestatteten den zersprengten Gliedern eines unterjochten Volkes den Trost des ungestörten Verkehrs; sie ließen es geschehen, daß die Trümmer der Gemeinde unter ihren „Aeltesten“ in der alten Weise fortlebten und ihre Stamm-

verfassung bewahrten; sie verwehrten den Einzelnen weder den Erwerb von Grundeigenthum und die Bestellung ihrer Felder, noch den Betrieb des Handels und der Gewerbthätigkeit, denen sich die Judäer während der Verbannung besonders eifrig gewidmet zu haben scheinen. Konnte es auch den treuen Dienern Jahve's im „Götzenlande" (Jer. 50, 38) nimmer wohl werden, und bildet auch ein schwerer Druck, welcher auf der Nation lastete, die Grundvoraussetzung aller Weissagungen des sog. babylonischen Jesaja, so daß sich die Grundtriebe des Hasses und der Rachsucht tief in das Gemüth des Volkes einwühlten: so besteht doch andererseits die Thatsache, daß später nur der kleinere Theil der Weggeführten von der Erlaubniß der Rückkehr Gebrauch machte. Ihr Loos in Babylonien mag daher immerhin besser gewesen sein als das der Hinterbliebenen, die dem Hohne der Nachbarvölker preisgegeben zum Theil in den Wüsten und Einöden umherirrten oder vor Noth und Entbehrung verschmachteten, und, wie es scheint, durch die chaldäische Besatzung in einem verschanzten Lager zu Jerusalem selbst des armen Trostes beraubt waren, auf den Trümmern des Tempels beten und weinen zu dürfen. Die Anschauung der Propheten, die Nebukadnezar stets als „den Knecht Jahve's" zur Vollziehung der göttlichen Rathschlüsse bezeichneten, machte den Juden die Unterwürfigkeit zur heiligen Pflicht und beförderte somit das friedfertige Zusammenleben. Setzte doch Nebukadnezar's Sohn und Nachfolger Evilmerodach den gefangenen König Jojachin in Freiheit und ehrte ihn und ließ ihn an seinem Tische essen sein Leben lang.

Die Hoffnungen der Juden. In der geistigen und religiösen Erhebung fanden die Exulanten den sichersten Stab durch die Leiden der Zeit. Diese Erhebung wurde vorzugsweise geweckt und genährt durch den **Prophetismus**, dessen tiefer Quell auch in der Zerstreuung und Verbannung nicht versiegte, wenn gleich die Zahl der prophetischen Stimmen abnahm. Waren die Strafgerichte Jahve's, die sie in den frühern Tagen des Glücks wie der Bedrängniß in düstern Farben vorausgesagt, vollständig in Erfüllung gegangen, so fanden nunmehr auch die Verheißungen, daß die trübe Gegenwart nur eine vorübergehende Läuterungs- und Uebergangsperiode in eine glückliche Zukunft sei, eine gläubige Aufnahme; sie erhellten die dunkeln Pfade durch die Strahlen einer ewigen Hoffnung, einer heitern Zuversicht. Wie einst Jahve sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft befreit und in ein glückliches Land geführt habe, so würde er es auch dermaleinst wieder aus der Hand der Chaldäer erretten; der alte Bund sei durch den treulosen Abfall der Väter aufgelöst worden und das gegenwärtige Leiden die dadurch herbeigeführte Strafe; aber Jahve habe sein Angesicht nicht auf immer von ihnen abgewendet; er werde einen neuen festern Bund mit ihnen schließen und dessen Satzungen und Gebote nicht mehr in Stein und Holz, sondern in die Herzen eingraben; ein geläutertes und verklärtes Israel werde sich wie ein verjüngter Phönix aus dem Feuer der Trübsal emporschwingen, und sich seines hohen Berufes, Jahve's Eigenthum und heiliger Tempel zu

sein, sicherer bewußt werden. Auf diese Zeit des äußern Glücks und der innern Heiligung, welche schon bei den ältern Propheten als heller Stern durch das Dunkel der Nacht geleuchtet, wiesen die Propheten des Exils mit größter Zuversicht hin. Schon Jeremia, der düstere Seher, hatte eine solche trostreiche Zukunft verkündigt unter einem gerechten Sproß von David, die aber erst nach siebenzig Jahren eintreffen werde und folglich dem gegenwärtigen Geschlechte, das so wenig seinen Sinn zum Guten wenden könne „als der Mohr seine Haut wandeln oder der Pardel seine Flecken", nicht mehr zu Theil werden würde. Mit größerer Bestimmtheit stellte Ezechiel oder Hesekiel, der eigentliche Prophet der Verbannung, die Rückkehr des Volkes Israel in das Land der Väter und den Wiederaufbau des Tempels, dessen ganze Gestalt er bereits im Geiste erschaute, in Aussicht, so recht ein Typus des exilischen Geistes, welcher, des thätigen und zeugenden Lebens im bestehenden Staate beraubt, sich aus dem Studium der Schriften und aus eigener Phantasie einen neuen Tempel im Innern des Geistes aufbaut. Ein hochgebildeter Priestersohn, der schon mit König Jojachin in die Gefangenschaft geführt worden, war er eine feste Säule seines Volkes in der Zerstreuung. Seine Wohnung am Chaboras in Mesopotamien war der Tempel in der Verbannung, wo sich die Frommen zur Andacht versammelten, und die Aeltesten Rath und Auskunft suchten. Dort schrieb er, unverrückt das Auge „nach den Bergen von Jerusalem gewendet", die Worte nieder, welche Jahve in seine Seele legte, um Zeugniß zu geben, „daß ein Prophet in ihrer Mitte sei".

Hesekiel's Prophezeiungen.

Das ganze Buch, ein gelehrtes Kunstprodukt, das nicht nur Reden und Ermahnungen, die niemals mündlich vorgetragen wurden, sondern auch geschichtliche Nachrichten in Form von Weissagungen enthält, ist offenbar von dem Propheten selbst am Ende seines Lebens, nach 40, 1 um 573, abgefaßt worden und stellt sonach ein geschlossenes Ganze dar, worin er seine Gesammtauffassung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Volkes Israel niedergelegt hat. Bei aller schriftstellerischen Einheit zerfällt es doch in drei Gruppen. 1) Aussprüche über Israel vor der Zerstörung Jerusalems C. 1—24. In diesen verkündet der Prophet den Untergang Juda's als Strafgericht des Herrn für den Götzendienst und andere Versündigungen; er warnt die Exulanten, sich weder durch entstellte Nachrichten aus der Heimath über Siege und erfolgreiche Verbindungen mit Aegypten, noch durch die täuschenden Reden falscher Propheten zu thörichten Hoffnungen und übereilten Unternehmungen fortreißen zu lassen; Zedekia werde wegen seines Eidbruchs und seiner Untreue als Gefangener nach Babel wandern, und das ganze Volk, bis auf einen kleinen Rest, durchs Schwert fallen oder nach allen Winden zerstreut werden. Aber aus dem gefällten Baum werde ein Reiß hervorgehen und zu einer herrlichen Ceder emporwachsen, unter deren Schatten die Gerechten in Frieden wohnen würden. Darum sollten sie nicht verzweifeln, nicht immer das alte Sprichwort wiederholen: „Die Väter

Gang und Inhalt seiner prophetischen Schrift.

aßen Herlinge und den Söhnen werden die Zähne stumpf"; denn wer Gottes Satzungen erfüllt, dem wird er gnädig sein. „Werfet von euch alle Uebertretungen, die ihr begangen, und schaffet euch ein neues Herz und einen neuen Geist, so werdet ihr leben." Nach einem rührenden Klagelied über den königlichen Stamm, „der da ausgerissen ward im Grimme und zu Boden geworfen und verpflanzet in die Wüste, in ein dürres und durstiges Land", folgt eine Anrede an die Aeltesten, worin die früheren Vergehungen als Ursache der göttlichen Strafgerechtigkeit aufgeführt, aber nach vollendeter Läuterung abermals für die Bekehrten glücklichere Zeiten in Aussicht gestellt werden. Die vier letzten Kapitel der ersten Gruppe enthalten eine lebendige Schilderung des Kriegszuges der Chaldäer nach Palästina, des götzendienerischen Treubruchs der beiden Buhlerinnen Samaria und Juda und der Belagerung und Zerstörung Jerusalems. 2) Eine zweite Gruppe bilden die Weissagungen über die fremden Völker (C. 25—32), die gleich Juda ihren Untergang durch die Chaldäer finden sollten, und die unmittelbar nach dem Falle Jerusalems niedergeschrieben wurden, als noch Nebukadnezar in Palästina lag und die Küstenstädte wie Aegypten mit Krieg bedrohte. Nach einer kurzen Drohrede gegen die Ammoniter, Moabiter, Edomiter und Philistäer folgt die poetische und anschauliche Schilderung des Falles von Tyrus, dessen Reichthum, Macht und Handelsgröße in einem prachtvollen Gemälde vorgeführt wird, und dann die drohende Weissagung über Aegypten, die hohe reichbelaubte Ceder, die gleich Assur gefällt werden würde. Aber das verkündete Schicksal, über das der Prophet den schönen Klaggesang anstimmte (C. 32), ging damals so wenig in Erfüllung, wie die Weissagung der Zerstörung von Tyrus (C. 26), die auch in einem nachträglichen Zusatze (29, 17—30, 19) aus dem Jahr 571 gleichsam zurückgenommen erscheint. — 3) Die dritte Abtheilung (C. 33—48) enthält die messianischen Weissagungen von der Auferstehung Israel's und dem Untergange seiner Feinde, besonders der Edomiter, von dem erneuerten Bunde, den Jahve mit dem vereinigten und von einem Nachkommen David's regierten Reiche, Juda und Ephraim, schließen werde, wenn der mächtige Kriegsfürst Gog aus dem nördlichen Lande Magog mit seinem stahlbewehrten Heere von Kriegsvolk und raschen Reitern vernichtet sein würde. Denn wie der Blick der früheren Propheten, so ist auch der Ezechiel's der Verwirklichung des letzten Zieles der Gottesherrschaft auf Erden zugewandt. Daher die als Schlußstein seiner Weissagungen dienenden letzten neun Capitel, welche das ideale Bild der für die Restauration des Volksthums und Staates in Aussicht genommenen bürgerlichen und kirchlichen Organisation enthalten. Für die Beschreibung des künftigen Tempels nach seiner ganzen äußeren und inneren Gestalt und Einrichtung, wie sie den Schluß dieser gelehrten und künstlichen Prophetenschrift ausmacht, nimmt der Prophet zwar den früheren Salomonischen Tempel im Allgemeinen zum Vorbild, in der Ausführung des Einzelnen aber gibt er offenbar eine symmetrische Zeichnung wieder, die er sich entworfen und vorgelegt hatte.

So ist sein Tempel in ähnlicher Weise ein Idealbild der Zukunft, wie die im Buche Exodus beschriebene Stiftshütte ein solches bezüglich der Vergangenheit darstellt. Ebenso zerlegt er mit dem Lineal das heilige Land in Parallelogramme, und vertheilt es im Voraus unter die, doch gar nicht mehr vorhandenen, zwölf Stämme: das Gegenbild zu der Beschreibung des sinaitischen Lagers (S. 587 f.) und der Ländervertheilung unter Josua (S. 597 f). So zeigen gerade diese letzten Capitel, in welchen die Einbildungskraft des Doctrinärs sich kühn über alle Schranken und Bedingungen der Wirklichkeit hinwegsetzt, wie Ezechiel kein Prophet des Lebens mehr ist; seine Weissagungen sind Erzeugnisse des Studiums früherer Propheten, Früchte der Reflexion, Werke der Schriftstellerei. Zwar hat er, wie alle Propheten, ekstatische Zustände durchgemacht, aber nur um in der Regel wieder auf den, vom priesterlichen Gesichtskreis umspannten Boden der Wirklichkeit herabzusinken. Ohne schöpferische Phantasie und poetischen Schwung ist er nur ausgezeichnet durch die Gabe, die ihm gewordene Anschauung für das Auge zu versinnlichen, das Geistige durch ein Sinnbild zu verdeutlichen. Aber die Anhäufung von Bildern und Symbolen, von Visionen und Allegorien ist oft nur äußerer Schmuck, um den Mangel kräftiger und wahrer Phantasiegebilde zu verhüllen. Seine Bilder sind nicht selten maaß- und regellos, unplastisch bis zum Exceß. Kein alttestamentlicher Schriftsteller verstößt in dieser Beziehung so häufig und schroff gegen unseren heutigen Geschmack. Auch seine Sprache, die sich selten über die gewöhnliche Prosa erhebt, ist nicht mehr so rein wie bei seinem Vorbilde Jeremia, und der Text vielfach entstellt. Zu den schönsten und schwungvollsten Partien gehören die Aussprüche über die fremden Völker, das Klagelied über Aegyptens Fall (C. 32) und die Vision über die Auferweckung des getödteten Israel (C. 37). Während der „babylonische Jesaja" in den letzten Tagen der Verbannung eine prophetische Beredsamkeit und einen dichterischen Schwung zeigt, die den edelsten Erzeugnissen der früheren Periode gleich kommen, und an Gedankentiefe, an Wärme der Begeisterung und an blühender Schreibart, vor Allem aber an Energie des reineren religiös-sittlichen Bewußtseins den begabtesten Propheten würdig zur Seite tritt, bildet Hesekiel, sein älterer Zeitgenosse, mit seiner streng gesetzlichen levitischen Gesinnung den Uebergang zu der spätern Periode der Priesterherrschaft. Er ist „im Grunde überhaupt kein Prophet mehr, sondern Seelsorger und Gesetzgeber im Prophetenkleide", „der Anfänger einer neuen Zeit, der geistige Vater des Judenthums" (Smend).

Durch das „prophetische Gesetz" im Deuteronomium war neben dem prophetischen Inhalt auch die gesetzliche Form heilig gesprochen. Auch in Jeremia war neben dem Propheten der Priester wenigstens nicht unwirksam gewesen. Bei allen Aussichten in eine Zukunftsreligion ohne Bundeslade und geschriebenes Gesetz schreibt er doch: „Und den Priestern, den Leviten, soll es nie an Nachkommen vor mir fehlen, die da Brandopfer darbringen und Speisopfer anzünden und Schlachtopfer verrichten alle Zeit" (33, 18). Gleichwohl mochten Priesterlicher Charakter Ezechiel's.

an sein Wort vornehmlich diejenigen unter den auf Restauration sinnenden Patrioten sich anschließen, welche der Ansicht waren, daß über die äußeren Formen des Cultus das Gericht Gottes ergangen sei, es einer Wiedererweckung derselben daher nicht bedürfe. Die große Mehrheit dagegen sah je länger desto mehr gerade im äußeren Brauch die Gewähr für Aufrechterhaltung des Geistes, und ihr Orakel war Ezechiel. So schieden sich seither die bisher vereinigt gewesenen Richtungen: das Prophetenthum, dessen Wahrzeichen das lebendige Gotteswort gewesen ist, und das Priesterthum, welches den geschriebenen Buchstaben der Cultusordnung zum Palladium erhob und von genauester Reorganisation und peinlichster Befolgung des Rituals das Heil erwartete. In Ezechiel ist wenigstens der Schwerpunkt entschieden auf den letzteren Factor übergegangen. Sein Werk vorzüglich ist es, wenn sich die Priesterschaft nicht blos das Verdienst erworben hat, den heiligen Ordnungen zu fester Ausgestaltung in Gesetzesform zu verhelfen, sondern auch fast unmittelbar zugleich damit in eben diesen heiligen Formen das sicherste Kennzeichen des wahren Israel finden lehrte. Schon im Exile begann jene, später in dem wiederhergestellten Jerusalem eifrig fortgesetzte und von Esra zum Ziel geförderte Arbeit, deren bleibendstes Denkmal uns in dem dieser Periode angehörigen Priestercodex, die entferntere Nachwirkung aber in der pharisäischen Tradition des orthodox gewordenen Judenthums begegnen wird. Ezechiel selbst ist freilich noch insofern Prophet, als er das Gesetz nicht blos aus der Hand der vorangegangenen Generation, die es hatte entstehen sehen, übernimmt, sondern an seiner Um- und Neuschaffung betheiligt ist. Andererseits aber ist gerade er es, der eben damit die Ideale der älteren Propheten in Dogma und Satzung verwandelt und die geistig freie Richtung, welche noch in Jeremia lebte, abgebrochen hat. Auf Grundlage des Hauptdogmas von der Zugehörigkeit des Volks an Jahve bildete sich nunmehr ein abgeschlossenes System von Formen des Gottesdienstes und des frommen Lebens. Die religiös-sittliche Persönlichkeit büßte ihre Alles bedeutende Stellung ein. Dafür erhalten die religiösen Mittel selbständigen Werth; Tempel und Opfer gewinnen sacramentale Bedeutung. Es entsteht überhaupt jenes neue, bis in die Zeiten des neutestamentlichen Pharisäerthums und des talmudischen Judenthums reichende Ideal von „Gerechtigkeit“, darin die großen prophetischen Grundforderungen der Güte und Treue, des Gehorsams und Glaubens zwar nicht verleugnet, aber überdeckt werden von der ceremoniellen Untadelhaftigkeit, levitischen Reinheit, legalen Correctheit. Seit Ezechiel ist, mit Einem Wort, das Fahrwasser der religiösen Gesetzlichkeit vorhanden. Darum legt er einen so hohen Werth auf die Beobachtung der heiligen Gebräuche und Vorschriften, auf die priesterliche Scheidung des Heiligen und Gemeinen, auf die bevorzugte Stellung des Levitenstandes, und beschreibt nicht nur den neu zu errichtenden Tempel bis auf die Küchen, worin das Opferfleisch gekocht werden soll, sondern auch die neue Vertheilung des Landes unter die verschiedenen Stämme nach der

Rückkehr, ja sogar die neue Regulirung der Maaß-, Münz- und Gewichtverhältnisse.

Ein eigenthümlich gemischter Luftzug weht uns aus dem ganzen Buche auch in Bezug auf seinen Gedankengehalt an. Wie Ezechiel selbst sagt, daß „die Buchrolle, die er im Auftrage des Herrn in sich aufgenommen, auswendig und inwendig mit Ach und Weh beschrieben sei, aber doch süß wie Honig schmecke in seinem Munde“ (3, 3), so geht dieses Bittersüße durch alle seine Reden. Wenn er in der ersten Gruppe von Reden in scharfen Worten der Rüge den Untergang des alten entweihten Tempels, die Zerstörung des „widerspenstigen Geschlechts“ (eigentlich „Hauses der Widerspenstigkeit“) in phantasievollen Bildern vorführt, und auch an dem lebenden Geschlechte, zu dem ihn Jahve gesendet, die „harte Stirn“ und das „verstockte Herz“ rügt, so lehnt er es doch gleichzeitig ab, dieses Geschlecht etwa für die Sünden der Vorfahren büßen zu lassen, wie die ältere Anschauung war. Nur in einem solchen Sinne scheint ihm die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit lösbar, daß zugleich dabei die vollkommenste Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen bestehen kann. Das Sprichwort von den Kindern, deren Zähne stumpf geworden, weil die Väter Härlinge gegessen haben, wird außer Kraft gesetzt (18, 1—3) und ihm die neue Lehre entgegengestellt (18, 21—23): „Der Frevler, der sich bekehret von seinen Sünden und übet Recht und Gerechtigkeit, wird leben und seiner Vergehungen soll nicht gedacht werden. Habe ich denn Wohlgefallen am Tode des Gottlosen, spricht der Herr, und nicht vielmehr daran, daß er sich bekehre von seinem Wege und lebe?“ Somit ruht auf der eigenen Bekehrung des Exulantengeschlechts auch die ganze Hoffnung der Zukunft, die Ezechiel oft und mit warmen Farben schildert.

„Ich will euch wegführen aus den Völkern und euch sammeln aus den Ländern, worin ihr zerstreuet seid, mit starker Hand und mit ausgerecktem Arme und mit ausgeschüttetem Grimme, und ich will euch bringen in die Wüste und daselbst über euch Gericht halten von Angesicht zu Angesicht, wie ich Gericht gehalten über eure Väter in der Wüste Aegyptens. Und ich will euch vorbeigehen lassen unter dem Stabe und euch bringen in die Bande des Bundes; und ich will aussondern von euch die Empörer und die von mir Abtrünnigen; die sollen nicht in das Land Israel's kommen. Euch aber werde ich wohlgefällig annehmen zum lieblichen Geruche, wenn ihr mir dienet auf meinem heiligen Berge und mir darbringet eure Hebopfer und die Erstlinge eurer Gaben“ (20, 34—41). „Und ich sprenge über euch reines Wasser und reinige euch von all eurer Unreinigkeit und von all euren Götzen. Und ich verleihe euch ein neues Herz und einen neuen Geist und nehme das Herz von Stein aus eurem Leibe und gebe euch ein Herz von Fleisch, und führe euch zurück in das Land eurer Väter. Und wenn ihr dann gedenket eures Wandels, so werdet ihr selbst Ekel haben an euren Missethaten und Greueln. Dann wird das verwüstete Land wie der Garten Edens sein und die zertrümmerten und verödeten Städte werden wieder aufgebauet und bewohnt“ (36, 25—36). „Und ich mache euch zu Einem Volke auf den Bergen Israel's und mein Knecht David soll euer König sein und ihr sollt euch nicht mehr trennen in zwei Königreiche. Und sie sollen mein Volk und ich will ihr Gott sein und sie werden dann wandeln in meinen Rechten und meine Satzungen beobachten. Und ich schließe mit ihnen einen Bund des Friedens und mehre sie und meine Wohnung soll bei ihnen sein ewiglich“ (37, 22—28).

Religiöse Erhebung der Exulanten.

Solche mit aller Zuversicht ertheilte Weissagungen gaben den Judäern nicht nur Kraft, die Leiden der Verbannung zu tragen, sie stärkten auch das Nationalgefühl und die Innigkeit in Gott; und je weniger das geknickte Volk in seiner Zersplitterung und Hülflosigkeit im Stande war, sich aus eigener Kraft wieder ein nationales Leben zu schaffen, desto mehr erhob es sich im Glauben, daß Jahve zur rechten Zeit einen Retter und König senden werde. Aus der trüben Gegenwart schweifte der Blick sehnsuchtsvoll in die verheißene glückliche Zukunft, wo Jahve als Herr und König über sein Volk regieren würde. Die religiöse Anschauung der Propheten wurde mehr und mehr der gemeinsame Volksglaube; was konnte es für gedrückte Gemüther Tröstlicheres geben, als das zuversichtliche Bewußtsein, unter der besondern Obhut des allmächtigen Gottes zu stehen, der sie zu seinem Eigenthum, zu seinem auserwählten Volke erkoren, der den Söhnen nicht anrechnet die Vergehungen der Väter, sondern einen neuen Bund mit ihnen aufrichten und sie für ihre Treue und ihren Gehorsam eben so reichlich belohnen werde, wie er den Abfall und Frevelsinn der Väter hart bestraft habe? Gerade die tiefbeugenden Erfahrungen vom Ernste der göttlichen Strafdrohung verliehen der früher verschmähten Warnung eine unvergleichliche Kraft.

Jetzt erst ist aber auch der Monotheismus als die reifste Frucht der prophetischen Predigt recht eigentlich zum unverlierbaren nationalen Eigenthum Juda's geworden. Im Gegensatz zu dem babylonischen Heidenthum, das zwar in Wissenschaft und Kunst einen hohen Culturgrad erreicht hatte, aber im Leben tief entartet war, wurde die göttliche Einheit im Jahvethum immer schärfer entwickelt, die religiöse Wahrheit immer geistiger ausgebildet, der Begriff der Heiligkeit im Denken und Handeln immer höher gesteigert. Hatte auch seit dem Tage von Megiddo das Bewußtsein von der ausschließlichen Beziehung aller Religion und Sittlichkeit auf dieses Eine Volk einen schweren Stoß erhalten, so wich jetzt jene beschränkte Volksidee, die in Jahve nur einen Stammgott sah, immer mehr der erhabenen Vorstellung von einem mächtigen Herrn der Welt, einem Gebieter über alle Reiche und Völker. Die Zweifel am Volksgott begannen dem Volke einen neuen Erwerb einzutragen, indem an dessen Stelle der Weltgott in immer größeren Zügen vor die Augen der „Söhne der Wegführung" trat. Von einer gefährlichen Neigung zum Götzendienst aber konnte immer weniger die Rede sein, je vollständiger der Nationalgott aus der Reihe der Volksgötter herausgetreten, je klarer aus seiner Oberherrschaft über die andern Volksgötter seine Alleinherrschaft über die Welt geworden war. Die anderen Götter heißen jetzt nur noch „Eitelkeiten" und „Nichtse"; sie erscheinen beim babylonischen Jesaja einfach im Lichte der Lächerlichkeit. Gleichzeitig mit dieser Steigerung des Gottesbegriffs verfestigte sich endlich auch das Gemeinschaftsbewußtsein der Verehrer dieses Gottes. Die Priester, durch die Gleichheit der Leiden und Interessen mit dem Volke aufs Innigste verwachsen, gewannen an

Ansehen und Vertrauen, und in den bürgerlichen Streitigkeiten und Rechtshändeln wandten sich die gefangenen Judäer lieber an die eigenen Stammältesten als an die chaldäische Obrigkeit. So wurde die babylonische Gefangenschaft in der That eine Periode der Läuterung, aus der das Volk Gottes gestärkt an Nationalgefühl, an Religionserkenntniß und an Gottvertrauen hervorging. War die Sinai-Wüste der Geburtsort Israel's, so ist die babylonische Steppe derjenige des Judenthums.

Das deutlichste Zeichen des gekräftigten Jahveglaubens und des bußfertigen Lebens in Gott gaben die vier großen **Bußtage**, welche von jetzt an zur Erinnerung an die größten Volksunfälle im chaldäischen Kriege in vier verschiedenen Monaten jährlich gefeiert wurden, so wie die gemeinsamen mit Waschungen verbundenen **Gebete**, wobei man das Angesicht nach der Gegend des alten Heiligthums in Jerusalem richtete, weil man dort die Nähe des Herrn am stärksten ahnete. So hat gerade während des Exils die „heilige Stadt" an religiöser Bedeutung gewonnen, wie auch, in Ermangelung anderer Cultusformen, die Heilighaltung des Sabbats nur zunahm.

Die verschiedenen Empfindungen, die in dieser Zeit der Trübsal die Herzen des Volkes durchdrangen, geben sich in den **Liedern** und **Psalmen** kund, von denen viele der tiefsten und schwungvollsten dieser Zeit angehören. Die schwermüthigen **Klagelieder**, die unter Jeremia's Namen gehen, haben jedenfalls in dieser Leidenszeit ihren Ursprung. Andere Gedichte ähnlichen Inhalts und Charakters mögen später der Sammlung der Psalmen eingereiht worden sein: volksthümliche Ergüsse des schmerzlichen Gefühles über die Verwüstung der alten Heimath, über den Untergang der heiligen Stadt. Am sprechendsten gibt der bekannte Psalm 137 die aus Sehnsucht und Rachegefühl, aus Wehmuth und Haß gemischte Stimmung dieser Zeit kund: Die Trauerlieder.

„An Babels Strömen saßen wir und weinten, indem wir Zions gedachten. An die Weiden im Lande hängten wir unsere Harfen auf. Unsre Sieger forderten von uns Gesang und unsre Quäler Freudenlieder. Wie sollten wir singen Jahve's Gesang im Lande der Fremde? Vergesse ich dich, Jerusalem, so vergesse mich meine Rechte; es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich dich nicht setze über die höchsten meiner Freuden. Tochter Babels, du Verwüsterin! Heil dem, der deine Kinder ergreift und zerschmettert an Felsen!"

Die Hoffnungen der Judäer auf Befreiung und Rückkehr mehrten sich, als Kyros seinen Heldenlauf antrat und die Perser mit unwiderstehlicher Gewalt die medische Herrschaft niederwarfen. Das babylonische Reich, entnervt durch die Verweichlichung und erschlaffende Wollust des Volks und geschwächt durch die Entartung und Lasterhaftigkeit der auf Nebukadnezar folgenden Könige, war eine zu lockende Eroberung, als daß sich nicht bald die Blicke des unternehmenden siegesfrohen Herrschers dahin hätten wenden sollen; und daß die alte morsche Weltstadt dem drohenden Schlage keinen langen Widerstand entgegensetzen würde, war mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen. Die jüdischen Schriftgelehrten im Chaldäerland, deren politischer Blick durch die Schicksale des eigenen Volkes geschärft worden war, erkannten daher schnell in Kyros nach der Auffassung der Propheten.

Kyros den Mann, der Babylon zu Falle bringen und ihr eigenes Schicksal einer neuen Wendung entgegenführen würde. Es ist nicht unmöglich, daß frühzeitig zwischen Persern und Judäern freundschaftliche Beziehungen eintraten, daß man sich gegenseitig verständigte. Beide hatten in den Chaldäern einen und denselben Feind; es konnte dem Perserkönig nur erwünscht sein, bei einem dereinstigen Angriff auf Babylonien in den gefangenen Judäern Gönner und Helfer zu besitzen; und nach Kanaan zurückgekehrt konnten sie der persischen Herrschaft bis nach Aegypten den Weg bahnen. Dieses gemeinsame Interesse mochte Kyros bewogen haben, die hebräischen Verbannten durch günstige Aufrufe und lockende Verheißungen für sich zu gewinnen; wenn er in diesen Verheißungen mit den Weissagungen der Propheten zusammentraf, so war es begreiflich, wie diese in ihm bald den „Gesalbten Jahve's" erkannten, der den umgestürzten Stuhl David's wieder aufrichten und eine neue glückliche Gottesherrschaft in Juda gründen würde. Der den Persern wie den Hebräern gemeinsame Abscheu gegen Bilderverehrung und die sittliche und praktische Richtung beider Religionen beförderten die Annäherung. Haben doch die Juden eine Reihe von wahlverwandten Elementen der persischen Lichtreligion sich angeeignet, sei es daß sie dieselben aus dem Exil schon mitbrachten oder mit der Zeit unter der persischen Oberherrschaft adoptirten. So fanden namentlich die Vorstellungen der Perser von der Gottheit als einem Lichtwesen Anknüpfungen in dem Gottesbegriffe der Exulanten. Auch Israel's Jahve war von Feuer und Lichtglanz umgeben; seither trat diese Auffassung noch stärker hervor, und die sieben obersten Lichtgeister der Perser gestalteten sich in der prophetischen Anschauung zu sieben Augen Jahve's (Sach. 3, 9; 4, 10). Ueberhaupt wurden aus den Engeln, die zuvor nur als gewaltige Naturmächte gedacht sind, jetzt bald persönliche Wesen mit individuellen Eigenschaften und Namen, und dem guten Gotte des Lichts trat ein böses Wesen der Finsterniß, Satan, entgegen (1. Chron. 22, 1; Sach. 3, 1. 2), eine Vorstellung, die im Hebraismus nur in so fern eine Wurzel hat, als alle Wirkungen, auch die zum Unheil führenden, auf Wollen und Thun des allmächtigen Gottes zurückgeführt werden, in dessen Dienst daher auch Geister stehen, die den Menschen trügen, versuchen, schädigen. Auch die Schöpfungssage beruht bei beiden Völkern auf einem ähnlichen Ideenkreise, und die Paradiesesschlange insonderheit scheint aus dem Parsismus in die hebräische Sage eingedrungen zu sein. Auch die eschatologischen Vorstellungen von einem Orte der Seligkeit und der Verdammniß, so wichtig in der Glaubenslehre des spätern Judenthums, scheinen ihre Wurzeln in der zoroastrischen Religionsanschauung zu haben, und selbst die Lehre von der Auferstehung, wiewohl sie eigentlich eine Consequenz des Messiasglaubens ist, scheint erst angesichts des massiven Glaubens der Perser zur lebendigen Existenz gelangt und zur Lösung des quälenden Räthsels der Gegenwart verwendet worden zu sein (Jes. 26, 19; Ez. 37, 1—14).

Die so durch eine gewisse Gemeinsamkeit der religiösen Vorstellungswelt genährten Sympathien konnten in einem so begeisterten und tiefsinnigen Jahvediener, wie der von Ewald als der „große Ungenannte" bezeichnete babylonische Jesaja war, die freudige Hoffnung erzeugen, das Volk Israel sei berufen als „der Knecht Jahve's" und Priester der Menschheit die Heidenwelt zur wahren Religion hinüberzuführen und das göttliche Heil unter allen Völkern zu begründen.

Bald nach Nebukadnezar's Tod gab sich unter den Verbannten eine mächtige Bewegung und eine gehobene Stimmung kund, die in den Propheten und Dichtern der Zeit ihren geistigen Ausdruck fand. Ein Prophet, dessen Reden der mit Jeremia's Namen überschriebenen Sammlung (50, 17—19) einverleibt wurden, rief: „Ein versprengtes Schaaf war Israel. Zuerst fraß es der König von Assyrien und zuletzt nagte ihm die Knochen ab Nebukadnezar. Aber ich ahnde es am König von Babel, spricht Jahve, so wie ich es geahndet am König von Assyrien. Und ich führe Israel zurück zu seinem Anger, daß es weide auf dem Karmel und Basan und auf dem Gebirge Ephraim und Gilead sich sättige." Gerade um diese Zeit erfolgte die große Katastrophe im Osten, die mit dem Falle des medischen Reiches durch Kyros endete. Die Juden erwarteten, daß der neue Herrscher sich sogleich mit der vereinten Macht der Perser und Meder auf Babylonien stürzen werde, darum häuften sich die prophetischen Aussprüche über Babels Fall, wie wir oben gesehen (S. 465 f.).

Aber die Erwartung der Exulanten sollte nicht so schnell in Erfüllung gehen; die Wahrsagungen der Propheten waren den Begebenheiten vorangeeilt. Kyros richtete seine Angriffe nicht sogleich auf Babylonien; die Verhältnisse riefen ihn zuerst nach Lydien und von dort wendete er sich in die östlichen Provinzen seines Reiches, um erst jetzt gegen Babylon zu rücken. Da erhob jener jüngere Jesaja seine mächtige Prophetenstimme und verkündete die nahende Rettung. *Das Harren der Gefangenen.*

„Tröstet, tröstet mein Volk! spricht Jahve. Rufet ihm zu, daß vollendet ist sein Kriegsdienst, daß bezahlt seine Schuld (40). Wer erweckte vom Anfang her ihn, dem Sieg begegnet auf jedem Tritte, und gibt ihm Völker preis und unterjocht Könige, macht wie Staub ihr Schwert, wie verwehte Spreu ihren Bogen? Ich erweckte ihn von Mitternacht her, und er kam von Sonnenaufgang; und er geht über Gewaltige wie Lehm und wie ein Töpfer Thon zertritt (41). Das früher Verkündigte ist eingetroffen und Neues sage ich euch an (42). Um eurer Sünden willen goß ich einst meines Zornes Gluth über Israel, jetzt aber errette ich dich und gebe als dein Lösegeld Aegypten, Aethiopien und Saba statt deiner, denn du bist theuer in meinen Augen. Vom Aufgang her bringe ich deinen Saamen, und vom Untergang her sammle ich dich. Ich spreche zur Mitternacht: Gib her! und zum Mittag: Halte nicht zurück! Bringe her meine Söhne aus der Ferne, und meine Töchter von der Erde Ende. Ich werde in der Wüste einen Weg schaffen, in der Einöde Ströme, um zu tränken mein auserwähltes Volk (43). Ich gieße meinen Segen auf deine Sprößlinge, daß sie wachsen wie Weiden an Wasserbächen (44). Ich erwecke Kores, meinen Gesalbten, zum Heil, und all seine Wege will ich ebnen; er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen entlassen, nicht um Kaufpreis und nicht um Lösegeld (45); daß er meinen Willen vollziehe an Babel und meine Macht beweise an den Chaldäern; ich führte ihn her und ihm soll's gelingen (48). Babel aber, die stolze Zierde der Chaldäer, wird fallen und es wird der Spruch an ihr sich bewähren: Alles Fleisch ist Gras und all seine Anmuth wie des Feldes Blumen; sie verdorren und verwelken, wenn *Der babylonische Jesaja.*

Jahve's Odem sie anhaucht (40). Herunter, und setze dich in den Staub, Tochter Babels! Setze dich zur Erde, ohne Thron, Tochter der Chaldäer! Sitze stumm und verkrieche dich in Dunkel, denn nicht wird man dich fürder nennen Herrin der Reiche. Ich zürnte auf mein Volk und gab es in deine Hand; du bewiesest ihnen kein Mitleid, auf den Greis legtest du dein Joch gar schwer; du sprachst: ewig werd' ich Herrin sein und dachtest nicht an den Ausgang. Nun aber höre dieses, Ueppige, die da sorglos sitzet und spricht in ihrem Herzen: ich bin's und keine sonst: Kommen wird über dich Kinderlosigkeit und Wittwenthum in vollem Maaße. Beharre doch bei deinen Bannsprüchen, bei der Beschwörungen Menge, womit du dich gemühet von deiner Jugend auf! Bist du müde deiner Berathungen, so mögen doch aufstehen und dir helfen die Himmelstheiler, die nach den Sternen schauen, die an den Neumonden Kunde geben von dem, was über dich kommen wird. Siehe, sie sind wie Stoppel, Feuer verbrennet sie. Nichts helfen dir deine Götter (47). Zion spricht: Jahve hat mich verlassen und mein vergessen. Kann auch ein Weib ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarme ihrer Leibesfrucht? Und ob solche vergäßen, so vergesse ich dein nicht. Auf die Hände habe ich dich gezeichnet, deine Mauern sind mir stets vor Augen (49). O daß du merktest auf meine Gebote! dann wird dem Strome gleich dein Glück und dein Heil wie Meeresfluthen" (48).

Babels Fall nach judäischer Darstellung.

Wie lange diese gewaltige Weissagung, der letzte würdige Abschluß der prophetischen Thätigkeit, der Eroberung Babylons vorangegangen sei, kann nicht näher bestimmt werden. Aber Babel wurde von Kyros eingenommen. Nach langer Belagerung gelang es den Persern, wie oben erzählt (S. 468), bei einem großen Feste in die Stadt einzudringen. „Gefallen ist Babel!" erschallte es in den Reihen der gefangenen Judäer, und die prophetische Anschauung, die darin ein Strafgericht Jahve's für die Zerstörung Jerusalems erblickte, hat sich im Volke festgesetzt und jene historische Ueberlieferung erzeugt, die wir früher aus dem Buche Daniel angeführt haben (S. 469 f.).

2. Die Rückkehr aus der Verbannung und das neue Jerusalem.

(537—432.)

Die Heimkehr der gefangenen Juden unter Serubabel und Josua.

„Im ersten Jahre des persischen Königs Kyros (Kores) über Babylonien erweckte Jahve, damit sein durch Jeremia gesprochenes Wort sich erfüllete, den Geist dieses Königs, daß er durch ein fürstliches Ausschreiben in seinem ganzen Reich verkünden ließ: Jahve, der Herr des Himmels, hat mir alle Reiche der Erde gegeben und mir geboten, ihm ein Haus zu bauen zu Jerusalem in Juda. Wer nun von seinem Volke noch übrig ist, der ziehe hinauf nach Jerusalem und baue den Tempel, und ihn sollen die Leute seines Ortes unterstützen mit Silber und Gold, mit Habe und Vieh und mit freiwilligen Gaben." Mit diesen Worten schließt die Chronik ihre Geschichtserzählung, und das Buch Esra fährt nach Wiederholung derselben fort: „Da machten sich auf die Stammhäupter von Juda und Benjamin und alle die Priester und Leviten, denen Gott den Geist erweckte. Und Kyros gab heraus die goldenen und silbernen

Tempelgeräthe, welche Nebukadnezar aus Jerusalem weggeführt und in das Haus seines Gottes gethan."

So trug die freundschaftliche Stellung, welche der Volksgeist im zweiten Jesaja gegenüber dem neuen Weltherrscher eingenommen hatte, alsbald ihre goldene Frucht. Hatte dieser Prophet ihn als Gesalbten Gottes gepriesen, so erkannte Kyros seinerseits in dem Volk Israel ein Volk von besonderer Mission, wie das schon aus der fast beispiellosen Maßregel der Auslieferung der Tempelgeräthe hervorgeht. Es waren 5400 Gefäße von Silber und Gold, Becken, Messer, Becher u. dgl., welche Kyros durch seinen Schatzmeister Mithridates ausliefern ließ. Diese Gunst des Herrschers mag die Chaldäer bewogen haben, die abziehenden Juden, zu denen sie im Laufe der Zeit in ein besseres Verhältniß getreten waren, mit mancherlei Gaben zu versehen. Eine große Menge Lastthiere trugen die Habe der Ziehenden. Nach dem Buche Esra hatten sie 736 Rosse, 245 Maulthiere, 435 Kamele und 6720 Esel. Achtundvierzig Jahre nach der 537.
Zerstörung Jerusalems brach der Zug auf. Er bestand aus 42,360 Freien und 7337 Knechten und Mägden, darunter 200 Sänger und Sängerinnen: eine immerhin überraschend große Zahl. Vielleicht daß auch manche Glieder des ehemaligen Reiches der zehn Stämme, die dem alten Volksglauben treu geblieben waren, sich angeschlossen haben. Die Führung übertrug Kyros dem Serubabel, Sealthiel's Sohn, der für einen Enkel des weggeführten Königs Jechonja galt, und somit dem Hause David's entstammte. Ihm zur Seite stand Jesua (Josua), der Sohn des ermordeten Hohenpriesters Seraja, gleich Serubabel der jüngern Generation der Verbannten angehörend. Er wurde der Stammvater des neuen hohepriesterlichen Geschlechts und das Haupt der Priesterschaft, die sich besonders zahlreich bei der Rückwanderung betheiligt zu haben scheint. Neben ihnen bildeten die alten Stamm- und Familienhäupter, die einst im Lande der Väter eine bevorzugte Stellung inne gehabt, den Kern der Heimkehrenden, indeß viele Andere, die jenseit des Stromes eine neue Heimath gefunden und sich einen behaglichen Hausstand gegründet hatten, von der Erlaubniß der Rückkehr keinen Gebrauch machten. Aus diesen ging die allmählich sehr stark werdende Judenschaft Babyloniens hervor. Wie es scheint, blieben namentlich Handelsleute und Gewerbtreibende zurück, während Priester und Vornehme heimkehrten. Eine ideale Sehnsucht nach der Stätte der Väter und große Hoffnungen erfüllten dabei ihre Brust. Das glückliche Zeitalter, das die Propheten geweissagt, schien nun in Erfüllung zu gehen.

Jubelruf der Propheten.

„Ziehet aus von Babel," rief damals jene begeisterte Prophetenstimme (Jes. 48, 20. 21), „fliehet aus der Chaldäer Lande, mit Jubelstimme berichtet und macht dies kund, verbreitet es bis ans Ende der Erde, sprecht: Jahve hat erlöset seinen Knecht Jakob! Und sie dürsten nicht in den Steppen, wodurch er sie leitet; er spaltet den Fels und es fließet Wasser. — Warst du es nicht, Jahve, der die Fluth austrocknete und die Tiefen des Meeres zum Wege machte, daß durchzogen die Erlösten? Und so kehren die Befreiten Jahve's zurück und kommen gen Zion mit Jubel; Wonne und Freude treffen ein, es fliehen Kummer und Seufzer

(50, 10. 11). — Auf, ziehe an deinen Schmuck, Zion, ziehe an deine herrlichen Kleider, Jerusalem, heilige Stadt! denn nicht wird fürder in dich hineinkommen ein Unbeschnittener und Unreiner. Jahve erbarmt sich seiner Trümmer in Zion und macht ihre Wüste wie Eden und ihre Einöde wie einen Garten. Freude und Wonne findet sich darin, Lobgesang und Saitenspiel. Wie schön sind auf den Bergen die Füße des Glücksboten, der Frieden verkündet, gute Botschaft bringet, der zu Zion spricht: Dein Gott ist König! Ziehet aus von dannen, keinen Unreinen rühret an, ziehet fort aus ihrer Mitte; reinigt euch, die ihr Jahve's Geräthe tragt (Jes. 52, 1—11). — Erweitere den Platz deines Zeltes und die Teppiche deiner Wohnung laß ausspannen, ziehe lang deine Seile und deine Pflöcke festige! Denn zur Rechten und zur Linken sollst du dich ausbreiten und dein Saame soll Völker vertreiben und öde Städte bevölkern. Die Schande deiner Jugend sollst du vergessen und des Hohns deines Wittwenthums nicht mehr gedenken. Denn als ein vertriebenes, herzbetrübtes Weib beruft dich Jahve und als eine verstoßene Jugendgemahlin und spricht: Einen kleinen Augenblick verließ ich dich, aber mit großer Liebe nehm' ich dich wieder auf. Wie ich schwur, daß die Gewässer Noah's nicht wieder über die Erde kommen sollten, also schwöre ich, nicht mehr auf dich zu zürnen. Die Berge mögen weichen und die Hügel wanken, aber meine Huld weichet nicht von dir, mein Friedensbund wanket nicht. Arme, vom Sturm Umhergeworfene, Trostlose! sieh' ich lege in Bleiglanz deine Steine und gründe dich mit Sapphiren. Ich mache von Rubin deine Zinnen und deine Thore von Karfunkelsteinen (54, 2—12). Erhebe rings deine Augen und schaue! Deine Söhne kommen von ferne und deine Töchter werden auf dem Arme getragen. Zu dir wenden sich des Meeres Reichthum und der Völker Schätze; die Tarsis-Schiffe bringen deine Kinder aus der Ferne, ihr Gold und Silber mit ihnen. Und es bauen die Söhne der Fremde deine Mauern und ihre Könige dienen dir. Und offen stehen deine Thore Tag und Nacht, um zu dir zu bringen der Völker Schätze (60, 4—11). Und Könige sollen deine Wärter sein und ihre Fürstinnen deine Säugammen, aufs Antlitz zur Erde sollen sie sich vor dir beugen und den Staub deiner Füße lecken; und du sollst erkennen, daß ich Jahve bin, daß nicht zu Schanden werden, die auf mich harren (49, 23). Nicht gehet fürder deine Sonne unter und dein Mond verdunkelt sich nicht; denn Jahve dienet dir zum ewigen Lichte und vorüber sind die Tage deiner Trauer" (60, 20).

Die neue Ansiedelung.

Erfüllt von solchen Hoffnungen erreichten die heimziehenden Juden etwa nach einem halben Jahre die geheiligte Stätte Jerusalems. Die Gegend war noch verödet und wenig bevölkert, so daß ihre Ansiedelung auf dem Gebiete der alten Hauptstadt selbst wie in einigen nördlich davon gelegenen Orten, Anatot, Geba, Michmas, Kiriat Jearim, ohne Schwierigkeiten vor sich gehen konnte. Dagegen war der breite Süden mit der alten Stadt Hebron und der nordöstlichen Strecke bis zum Jordan in den Händen der Edomiter, die, wie es scheint, dieses Land von den Chaldäern als Geschenk erhalten hatten zum Lohn für die thätige Dienstleistung im jüdischen Kriege, daher auch die Verbannten ihrer stets mit den ärgsten Verwünschungen gedachten. Die neuen Ankömmlinge konnten also anfangs nur einen kleinen Theil des alten Reiches Juda in Besitz nehmen. Erst als ihre Kräfte durch neue Zuzüge sich mehrten, kamen allmählich auch die übrigen Landschaften wieder in ihre Gewalt.

Aeußerlich betrachtet war damit nichts geschehen, als daß die Juden aus den inneren Theilen des persischen Reiches in einen abgelegenen Winkel desselben gezogen waren. Innerlich aber hatte der neue Staat wenig mehr von der früheren Art der Reiche Israel und Juda an sich. Auf den Ernst und Eifer der

Heimgekehrten für die Sache Gottes war unbedingt zu zählen. Von Neigung zum Götzendienst ist ferner nicht mehr die Rede, wohl aber verfällt das religiöse Leben rasch in jene festen und starren Formen, welche das Judenthum von seiner altisraelitischen Vergangenheit unterscheiden.

Schon auf dem Zuge hatten die Wanderer die alte Ordnung und Eintheilung nach Geschlechtern unter zwölf Stammhäuptern so viel als möglich wieder hergestellt. Diese durch die Tradition geheiligte Einrichtung bildete auch nach der Rückkehr die Grundlage des Gemeindelebens, damit die Rechte und Ansprüche auf den Grund und Boden leichter geordnet und sichergestellt werden könnten. Die „Aeltesten" und „Familienhäupter" (Edeln), an ihrer Spitze Serubabel als Stammesfürst, waren die Vertreter des Volks gegenüber dem persischen Statthalter der Provinz Syrien, in dessen Hand die oberste Verwaltung und Rechtspflege gelegt war, und der in der Folge an der nordöstlichen Mauer Jerusalems seinen gefürchteten Richterstuhl hatte. Besonders sorgfältig achtete man auf die Reinheit der Abstammung bei dem Stamme Levi. Wer nicht seine Abkunft von den Priestergeschlechtern nachweisen konnte, wurde vom heiligen Dienste ausgeschlossen. Die Gründung des „Neuen Jerusalem" sollte ein Werk des „Volkes Gottes" sein, darum durfte kein Unberechtigter das Heiligthum betreten.

Die erste Sorge der Heimgekehrten war der Tempelbau, wozu sie durch freiwillige Gaben die nöthigen Geldsummen aufbrachten. Die Beiträge sollen sich auf gegen 70,000 Dareiken in Gold, 5000 Minen Silbers und 600 Priesterröcke belaufen haben. Im siebenten Monat war der Boden von den Trümmern so weit gereinigt, daß auf der heiligen Stätte ein Altar für den vorschriftsmäßigen Opferdienst des Morgens und Abends aufgerichtet und die alten Feste wieder gefeiert werden konnten. Welche stolze Gefühle schon damals die Brust der treuen Jahvediener füllten, beweist die Thatsache, daß wie zu Salomo's Zeiten mit den Tyriern und Sidoniern Verträge abgeschlossen wurden, wonach diese sich verpflichteten, gegen Getreide, Wein und Oel Cedernholz auf dem Libanon fällen und zu Schiffe nach Joppe schaffen zu lassen. Steinhauer und Zimmerleute begannen dann das Werk unter der Aufsicht von Priestern und Leviten. Als die Vorarbeiten zu Ende waren, wurde im zweiten Monat des folgenden Jahres die feierliche Grundlegung unter Posaunenschall und Dankgesängen vorgenommen; zwar konnten sich die ältern Priester, Leviten und Stammhäupter, welche noch den ersten Tempel in seiner Größe und Herrlichkeit gesehen, bei dem Anblick der dürftigen Grundlagen des neuen der Thränen nicht erwehren, aber ihre Klagetöne verloren sich in dem lauten Freudenjubel des Volks.

Beginn des Tempelbaues.

Die neue religiöse Begeisterung drang auch zu den Bewohnern Samaria's und weckte in den Trümmern des Volkes Israel die schlummernden Keime des Jahveglaubens. Es dauerte nicht lange, so kam eine Gesandtschaft

Verhältniß zu den Samaritern.

des samaritanischen Mischvolkes zu Serubabel und den Stammältesten mit dem Anerbieten, an dem Tempelbau Theil zu nehmen: „Wir suchen euern Gott wie ihr;" sprachen sie, „ihm opfern wir seit den Tagen Asarhaddon's, des Königs von Assyrien, welcher uns hieher geführet." Aber so wahrscheinlich sie mit dieser Behauptung im Rechte waren und so gut man ihre Beihülfe hätte brauchen können, so lehnten doch Serubabel und „die Söhne der Wegführung" die Gemeinschaft mit den Samaritern ab, theils aus Stolz auf ihre reine Abstammung und die in der Gefangenschaft bewahrte Treue, theils aus Furcht, die mit vielen heidnischen Elementen gemischte Religion der Samariter möchte einen verderblichen Einfluß auf den reinen Jahvecultus üben und die neue Gottherrschaft, die sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu begründen beflissen waren, von vorn herein trüben. Diese Zurückweisung weckte die alte Eifersucht und Feindschaft des Nachbarvolks; die strenge Abgeschlossenheit der neuen Ankömmlinge und ihr festes Vertrauen auf die messianischen Aussprüche ihrer Propheten, welche die Wiederherstellung des David'schen Reiches unter einem Abkömmlinge dieses Königs in nahe Aussicht stellten, mehrten den Haß und das Mißtrauen. Die Samariter schilderten am persischen Hofe die Judäer als unruhige und unverträgliche Menschen, und da bei der herrschenden Stimmung Feindseligkeiten zu erwarten standen, so untersagte Kyros die Fortführung des Baues. So unterblieb das begonnene Werk während der Regierung dieses Königs und seines Sohnes Kambyses. Wenn viele der heimgekehrten Judäer schon in Serubabel den verheißenen Messias erblickt und unter seiner Regierung die Tage erwartet hatten, „da jeglicher seinen Freund einladen werde unter seinen Weinstock und Feigenbaum" (Sach. 3, 10), so stand die Wirklichkeit weit hinter der Erwartung zurück, und man sah sich eine lange Reihe von Jahren hindurch grausam enttäuscht. Der Tempel, den nach der Weissagung Sacharia's Serubabel herrlich vollenden sollte, blieb vorerst eine Ruine; statt eines herrschenden Volkes bildeten die Bewohner Jerusalems eine schwache, von den Nachbarn verachtete und gehöhnte Gemeinde; statt der erträumten goldenen Tage war Bedrückung und Kriegsnoth ihr Loos. Nach dem Tode des Kambyses richteten einige angesehene

Die Samariter hintertreiben den Tempelbau.

521. Hebräer ein Schreiben in aramäischer Sprache an den neuen Magier-König Smerdis, um von ihm die Erlaubniß zum Weiterbau des Tempels und der Stadt zu erlangen, und legten von Neuem Hand an. Kaum aber wurde dies kund, so schickten zwei persische Amtleute aus der Klasse derer, die „das Salz des Palastes essen", im Namen aller im samarischen Lande seßhaften Mischvölker eine Gegenschrift nach Susa, worin sie den König warnten, dem Verlangen der Juden nachzugeben; Jerusalem sei von jeher eine aufrührerische, schädliche Stadt gewesen; darum sei sie zerstört worden; würde sie nun wieder aufgebaut und mit Mauern umgeben, so sei vorauszusehen, daß sie ihr früheres meuterisches Wesen von Neuem treiben werde, sie würde dem Könige weder Schoß und Zoll, noch Weggeld entrichten, wodurch der königliche Schatz zu Schaden

kommen und die persische Herrschaft diesseit des Stromes gefährdet werden würde. Dieses Schreiben that die gewünschte Wirkung. Die Beamten erhielten Befehl, den Aufbau zu hindern; eine Weisung, der sie mit bewaffneter Hand zu entsprechen sich beeilten.

So ruhte das Werk abermals einige Jahre; das Volk, entmuthigt über die Hemmungen, gab zum Theil den Gedanken an einen Wiederaufbau des neuen Jerusalem auf und wandte seinen Sinn den Interessen des Tages zu. Man ließ den Tempel liegen und war dafür auf Pflege der Aecker und Weinberge und auf Erbauung von Häusern bedacht. Da trat im sechsten Monde des zweiten Herrscherjahres des Darius der alte Prophet Haggai auf, einer der Wenigen, die noch in ihrer Jugend den Salomonischen Tempel erblickt hatten, und sprach:

Haggai und Sacharja mahnen zur Wiederaufnahme des Baues.

520.

„Ist es denn Zeit, für euch selbst zu wohnen in getäfelten Häusern, während dieses Haus wüste lieget? Habet Acht auf euren Wandel! Steigt aufs Gebirg und holet Holz und bauet den Tempel, daß ich daran Wohlgefallen habe und verherrlicht werde, spricht Jahve. Um eurer Saumsal willen gegen mein Haus rief ich Dürre über das Land und machte, daß der Himmel zurückhielt den Thau und die Erde ihren Ertrag."

Indem er so eine eingetretene Dürre und Unfruchtbarkeit als Zeichen der göttlichen Ungnade hinstellte, gelang es ihm die schlaffen Hände der Säumigen wieder in Bewegung zu setzen. Und als der Vergleich des neuen Tempels mit der Pracht des alten Niedergeschlagenheit und Trauer erzeugte, tröstete er das Volk mit der Verheißung, daß der zweite Tempel herrlicher werden würde als der erste, denn Jahve werde seinem Orte Frieden geben und sein Geist und seine Treue werde immerdar in der Gemeinde bleiben. Seine drei Reden sind im zweiten Jahre des Darius in einem Zeitraume von drei Monaten gehalten. Zu gleicher Zeit und zu demselben Zweck hielt Sacharia die prophetischen Reden, die sich in den acht ersten Capiteln des nach ihm benannten Buches finden. Beide sind ohne Poesie, und selbst die Form ist dürftig und arm; nur darin ist ein Unterschied, daß Haggai blos am äußern Tempel haftet, indeß Sacharia darin nur das Symbol des Gottesreiches schaut und in die Herrlichkeit des letzteren seinen Blick versenkt. In seinen Visionen herrscht dramatisches Leben, vermittelt durch das Reich der Engel, mit denen er verkehrt und die den Einfluß zoroastrischer Religionsanschauungen beurkunden.

Sacharia der jüngere.

Das Auftreten und vereinte Handeln beider Propheten war von Erfolg. Serubabel, der Landpfleger, und Josua, der Hohepriester, ermuthigt durch die Gerechtigkeitsliebe des Königs und durch die wahrscheinlich in Folge des Thronwechsels eingetretene Veränderung unter den persischen Oberbeamten im syrischen Lande, trafen aufs Neue Anstalten zur Fortführung des Baues. Von dem syrischen Statthalter, wohl in Folge neuer Insinuationen von Seiten der Samariter, darüber zur Rede gestellt, beriefen sich die Aeltesten, „die das Auge ihres Gottes behütete", auf die Erlaubniß des Kyros. Der Perser trug die Sache schriftlich dem König vor, gestattete aber einstweilen den Weiterbau. Ein banges Gefühl der Erwartung bemächtigte sich nun der Gemüther in Jerusalem. Aber Sacharja sprach ihnen Muth ein durch trostreiche Weissagungen:

So spricht der Herr: „Ich kehre mich zu Jerusalem mit Erbarmen, mein Haus soll darin

gebauet werden und die Meßschnur gezogen; fürder sollen meine Städte überfließen vom Guten" (1, 16. 17). Sacharja bezeichnet hierauf Josua und Serubabel als die beiden Oelzweige, die fort und fort grünen und blühen würden; zu jenem läßt er Jahve sprechen: Siehe, ich nehme deine Schuld von dir und lege dir Feierkleider an; diesem versichert er: Die Hände Serubabel's, die dieses Haus gegründet haben, sollen es auch vollenden (3, 4; 4, 9. 11—14).

Vollendung des Tempels durch Serubabel.

Und ihre Verheißungen gingen in Erfüllung. Darius ließ die Sache untersuchen, und als sich die Angaben des jüdischen Berichtes als wahr herausstellten, bestätigte er den, aus den Archiven Ekbatana's hervorgezogenen, Freibrief des Kyros in vollem Umfang; er gestattete nicht blos den Fortgang des Baues, sondern gab auch Befehl, die Aeltesten bei dem Unternehmen zu erleichtern und zu unterstützen. Zugleich kam eine Gesandtschaft der babylonischen Juden mit reichen Gaben. Diese günstige Wendung erfüllte die Gemüther des Volks mit neuer Hoffnung und Freudigkeit. Der Bau schritt rasch voran, so daß der Tempel im sechsten Regierungsjahr des Darius vollendet wurde und als Ge-
515. sammtheiligthum der zwölf Stämme von den Priestern und Leviten und den übrigen Söhnen der Wegführung feierlich durch Sühn- und Dankopfer eingeweiht werden konnte.

Der Tempel Serubabel's hatte im Ganzen dieselbe Gestalt und Einrichtung wie der Salomonische, nur daß die ihn umgebenden Nebengebäude höher waren und wenigstens in der Folge noch ein dritter Vorhof, in den auch Heiden zugelassen wurden, angebracht ward; dagegen stand er an Glanz und Pracht weit hinter dem ältern zurück. Das Allerheiligste blieb ganz leer, da die Bundeslade verschwunden war und unter den Spätgebornen keiner sich erkühnte, das mosaische Urbild nach der im Pentateuch aufgezeichneten Beschreibung wieder herzustellen; auch der heilige Orakelschmuck des Hohepriesters (Urim und Thummim) fehlte in dem neuen Jerusalem; der alte war wegen seiner Kostbarkeiten von den Chaldäern geraubt worden. Unweit davon wurde wohl zu gleicher Zeit die **Burg** für die persische Besatzung und das Amthaus des Statthalters errichtet. Von der Zeit an versahen die Priester und Leviten, in 24 Abtheilungen geordnet und der Reihe nach wechselnd, den heiligen Dienst. Für die täglichen Opfer hatte der Großkönig die Ausgaben aus dem öffentlichen Schatze bewilligt, dafür mußte seiner ausdrücklich in den priesterlichen Gebeten Erwähnung geschehen.

So hatte nun der Gott Israels wie in alten Zeiten wieder seine Wohnung in der Mitte seines Volkes und herrschte als König über seine Auserwählten. In Wahrheit aber war man, wie so eben die Geschichte des Tempelbaues gezeigt hatte, vollständig von den Winken des persischen Großkönigs und seiner Satrapen abhängig. Damit hatte das Leben seinen Schwung und seine Freudigkeit verloren; ein gedrücktes Gefühl gab sich kund und verrieth den Schmerz der Täuschung über eine Wirklichkeit, die so weit hinter den stolzen Erwartungen zurückgeblieben war. Darum bestand auch der jährliche Trauertag zur Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems fort, obschon Sacharja die Abschaffung gerathen hatte, da dem Herrn ein Leben in Frömmigkeit und Gerechtigkeit mehr gefalle als Fasten und Leid tragen.

Von der Zeit an schweigt die Geschichte über 50 Jahre lang von den Schicksalen des neuen Juda, jenes schwachen Reißes, als dessen letzte starke Stütze Serubabel zu betrachten ist. Selbst das eigene Leben dieses „Davidsohnes" ist in Dunkel gehüllt und durch die dichterische Sage der Folgezeit, die ihn zu einem Edelknaben des Darius machte und erzählte, wie er durch kluge Reden und Antworten die Aufmerksamkeit dieses Königs auf sich und das Volk der Juden gelenkt habe, entstellt und ausgeschmückt worden. Vielleicht noch zu seinen Lebzeiten, sicherlich aber bald nach seinem Tode müssen trübe Tage und heftige Stürme über Jerusalem gekommen sein, wie aus mehrern Psalmen hervorgeht, welche die sichtende Kritik in diese Zeit verlegt hat. Die Zeit von Serubabel bis Esra.

So heißt es Ps. 85: „Du hast, Jahve, dein Land begnadigt, zurückgeführt Jakob's Gefangenschaft; hast die Schuld deines Volkes vergeben, verziehen alle seine Sünden; stelle uns nun wieder her, Gott unsres Heils, und laß deinen Unwillen gegen uns! Willst du denn ewiglich über uns zürnen, deinen Zorn fortsetzen von Geschlecht zu Geschlecht? Willst du uns nicht wieder beleben, daß dein Volk sich deiner freue?"

Wahrscheinlich fällt in diese dunkle Zwischenzeit das Auftreten des letzten Propheten, den man übrigens herkömmlicher Weise sogar erst unter die Zeiten Esra's und Nehemia's versetzen will. Es ist das Maleachi, der in seiner für die Kenntniß der religiösen und sittlichen Zustände seiner Zeit wichtigen Schrift die leichtsinnigen Priester züchtigt, welche den Altar des treuen Bundesgottes der Liebe beflecken, wider die Mischehen mit heidnischen Frauen und gegen die lieblose Verstoßung der eigenen Volksgenossin, „des Weibes der Jugend", eifert und die Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit durch die Verheißung eines gerechten Gerichtstages und einer glücklichen Zeit im erneuerten Bunde bekämpft. Durchaus setzt er eine auf ihren äußerlichen Gottesdienst stolze, im Innern verweltlichte Gemeinde voraus. Aber auch ihn selbst beschäftigen fast ausschließlich die Interessen und die Vergehungen der Levitenkaste. Geht das Prophetenthum schon in Sacharja ganz in den Geleisen des Hohepriesters Josua einher, so tritt es in Maleachi vollends in den Dienst des levitischen Wesens, wie denn überhaupt im schroffen Gegensatz zu Amos, Micha, Jesaja diese nachgeborenen Propheten der Restaurationszeit alles Unglück der Nation von der Sistirung des Tempelbaues, von der Mangelhaftigkeit der dargebrachten Opfer oder von Mißheirathen herleiten. An solchem Unglück aber fehlte es auch jetzt nicht. Namentlich scheint es, daß die feindlichen Nachbarvölker von Neuem Gelegenheit fanden, ihren Haß an Juda auszulassen; und in der That blieben die Mauern und Thore Jerusalems noch lange zerstört. Was in dem Zeitraum zwischen Serubabel und Esra vorgefallen, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln; in dem großen persischen Weltreich floß Juda's stiller Lebensbach unbemerkt dahin. Das zeitliche Regiment und die höchste Rechtspflege lagen in den Händen des syrischen Statthalters und seiner Unterbeamten; nur die Sorge für das Religionswesen blieb den Juden selbst überlassen. Ob die fürstliche Würde, die Serubabel aus den Händen des Kyros empfangen, in seiner Familie erblich geblieben, erfahren wir nicht; sein Geschlecht verliert sich im allgemeinen Dunkel der Zeit. Nicht einmal den Schatten eines eigenen Reiches bewahrte Juda unter der persischen Oberherrschaft. Daher zogen auch viele angesehene Hebräer das Leben in der Zerstreuung vor; das babylonische Culturland gewährte ihnen reichere Güter und Genüsse. Doch verloren sie die Heimath mit ihrem Heiligthum nicht aus dem Auge; war ja Jerusalem und Zion der Brennpunkt ihres geistigen Lebens. Maleachi.

Die in Babylon Zurückgebliebenen gaben Beiträge zur Unterhaltung des Cultus und der Opfer, und unternahmen häufige Wallfahrten nach dem heiligen

Orte, den ihr König und Herr zu seinem Wohnsitze erwählt. Ja diese zerstreuten Gemeinden, bei denen sich viele angesehene und gebildete Männer befanden, pflegten den heiligen Schatz der geistigen Errungenschaft mit größerer Sorgfalt und Verehrung als die heimgezogenen „Kinder der Wegführung" und bewahrten die Sprache, worin ihre Gesetze, ihre prophetischen Aussprüche und ihre heiligen Lieder abgefaßt waren, mit der größten Treue und Pietät.

Esra. Unter den babylonischen Juden lebte zur Zeit des Königs Artaxerxes I. (Arthasasta) ein angesehener Mann priesterlicher Abkunft, Namens Esra, „ein geschickter Schriftgelehrter im Gesetze Mose's." Ein eifriger und frommer Diener Jahve's, suchte er das neue Jerusalem aus dem verkommenen Zustand, dem es verfallen, zu erlösen und es mit neuer Würde und Hoheit zu umkleiden, ein Unternehmen, bei dem er als treugesinnter persischer Unterthan bei Hofe bereitwillige Unterstützung fand. Ausgerüstet mit einem von dem König und den sieben obersten persischen Reichsräthen ausgestellten Freibrief, der ihm nicht blos erlaubte so viele vom Volke Israel, als ihm freiwillig folgen wollten, nach Juda zu führen und die reichen Gaben an Gold, Silber und Geräthschaften, die ihm von allen Seiten zuflossen, in Empfang zu nehmen und zum Tempeldienst zu verwenden, sondern ihn auch mit oberrichterlicher Gewalt bekleidete, den Schatzmeistern „jenseit des Stromes" gebot, ihn zu unterstützen mit Geld, bis zum Belauf von 100 Talenten, mit Weizen, Wein, Oel und Salz, und endlich allen Priestern, Leviten und Tempeldienern Befreiung von Abgaben, von Zins, Zoll und Weggeld gewährte. So ausgerüstet
458. zog Esra im siebenten Regierungsjahr des Artaxerxes an der Spitze der neuen Uebersiedler, etwa 1800 an Zahl, die Weiber und Kinder nicht mit gerechnet, nach Jerusalem. Es waren größtentheils Verwandte der mit Serubabel weggezogenen Geschlechter, darunter jedoch nur 38 Leviten und 220 Tempeldiener. Der Sammelplatz für die Colonisten war der Fluß Ahava. Etwas über ein Vierteljahr war man unterwegs. Aber Esra hatte keine Veranlassung, die Kühnheit zu bereuen, die ihn trotz der räuberischen Beduinen schutzlos durch die Wüste ziehen ließ. Ungefährdet kamen die neuen Colonisten mit ihren reichen Schätzen an der heiligen Stätte an und opferten Dankopfer für ihren glücklichen Wüstenzug.

Esra's Reformen. Nachdem die Kostbarkeiten in den Tempel, die neuen Ankömmlinge unter Dach gebracht waren, rückte Esra nach und nach mit seinen gesetzgeberischen Entwürfen heraus, für die er — man weiß nicht wie — den Großkönig zu begeistern vermocht hatte. Um so weniger stimmten dazu die ersten Eindrücke, die er empfing, als er bald nach seiner Ankunft die innern und äußern Zustände Juda's einer Prüfung unterwarf. Ganz besonders erschrak er bei der Wahrnehmung, daß die „Weggeführten" aller Stände, selbst die Vorsteher und die hohepriesterliche Familie nicht ausgenommen, sich mit den Töchtern des Landes in

Mischehen eingelassen. Ihm mußte ein solcher Verstoß gegen alte Sitte, Herkommen und Gesetz als die größte Sünde erscheinen, die den Zorn Jahve's unvermeidlich über das verruchte Geschlecht herabziehen müsse. Entsetzt und die Haare raufend fiel er vor dem Heiligthume auf die Knie und flehete weinend und starren Blickes zu Gott um Vergebung so großer Missethaten. Dieser religiöse Eifer machte Eindruck. In einer unter seinem Vorsitz abgehaltenen Volksversammlung wurde der Beschluß gefaßt, die fremden Weiber und die mit ihnen gezeugten Kinder fortzusenden und in Zukunft keine Mischehen mehr einzugehen oder zu gestatten. Nachdem man alle Schuldigen ermittelt hatte, wurde der Beschluß ausgeführt. Dies war der Anfang einer strengen Reinigung des Volkes nach der priesterlich-mosaischen Rechtsanschauung; bald nachher wurden alle unbeschnittenen Fremde von den Festen und Rechten der Gemeinde ausgeschlossen und nur als Schutzbefohlene geduldet. Alles wurde nunmehr nach dem strengen Buchstaben des alten Gesetzes eingerichtet. Aber nicht mehr das unter Josia promulgirte Gesetzbuch war es, nach welchem nun das Gemeindewesen Israel's neu geordnet wurde, sondern ein neuer Gesetzescodex, den Esra aus dem Exil mitgebracht und unter Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse redigirt hatte. Erst mit diesem sog. Priestercodex ist der letzte Schritt auf dem von Ezechiel und seinen Nachfolgern betretenen Wege geschehen. Die auf seiner Grundlage vollführte staatlich-kirchliche Reform entschied ein für allemal den Sieg des heiligen Tempeldienstes. Die Opfer und Religionsfeste beging man mit der ängstlichsten Beobachtung der Ritualvorschriften, und damit die mosaischen Satzungen und Lehren in allen ihren Theilen und Anwendungen dem Volke recht geläufig und bekannt würden, war Esra bedacht, eine Schaar jüngerer Schriftgelehrten und Richter heranzuziehen, die als besonderer Stand von Theologen und Kanonisten bald eine ähnliche einflußreiche Stellung in der Gemeinde gewannen, wie früher die Propheten. Propheten konnte es nicht mehr geben, seitdem der Priestercodex, d. h. unser jetziges Buch Leviticus sammt den verwandten Theilen von Exodus und Numeri, zur Grundlage des neuen Tempels gemacht war. Auch die Priester hatten jedoch nur für eine andere Klasse gearbeitet. Sie suchten das Lebensinteresse des Volkes an den Vollzug der heiligen Handlungen im Tempel zu knüpfen. Aber die aus solchen Anfängen sich entwickelnden Schulen der späteren Schriftgelehrten, zunächst meist aus den Leviten, mit der Zeit auch aus dem Laienstande sich recrutirend, banden es an ein Netz von Gesetzen, welches sich bald über das ganze Volksleben verbreitete. Eine religiöse Jurisprudenz bemächtigte sich sofort des Gesetzbuches und verpflanzte dessen Inhalt in die Mitte des Volkslebens. „Und sie lasen aus dem Gesetzbuche Gottes deutlich und gaben den Sinn an und erklärten es beim Vorlesen; und das Volk freute sich, denn so verstanden sie die Worte" (Neh. 8, 8. 12).

Nach Neh. 8 war die von Esra eingeführte Reform des Gottesdienstes von der größten Wirkung. Nachdem die Leviten die heilige Feier eröffnet hatten mit Gesang und Gebet,

las Esra, der Priester, auf dem freien Platze vor dem Wasserthore vor einer großen Versammlung von Männern und Frauen aus dem Buche des Gesetzes vom Anbruch des Morgens bis zum Mittag. Und die Ohren des ganzen Volkes waren auf das Gesetzbuch gerichtet. Esra stand auf einem Gerüste von Holz, das man zu dem Behufe gemacht hatte; sechs Priester zu seiner Rechten, sieben zu seiner Linken; andere Leviten leiteten den Gesang, noch andere legten das Gelesene den einzelnen Abtheilungen aus. Wenn Esra das Buch öffnete, stand das ganze Volk auf. Und Esra pries Jahve, den großen Gott, und das ganze Volk antwortete: „So sei es, so sei es!“ indem es die Hände emporhob und sich neigte und beugte vor Jahve mit dem Antlitz zur Erde. Und das Volk weinete, als es die Worte des Gesetzes hörete. Die angeseheneren Gemeindeglieder aber suchten die trübe Stimmung zu beherrschen, riethen ihnen den Tag des Herrn in Freudigkeit zu begehen und empfahlen ihnen Liebesspenden an die Armen. Da man mit der achttägigen Lesung des Gesetzes am ersten Tage des siebenten Monates, d. h. am Neujahrstage, begann, hatte man nach der Bestimmung Lev. 23, 39 f. sofort das Laubhüttenfest zu feiern. Diese Feier wurde mit Oelzweigen, Myrten und Palmen so festlich begangen, wie nach Neh. 8, 17 seit den Tagen Josua's in Israel nicht vorgekommen. Der ganze Ritus war eben neu, nach dem eben erst verkündigten Leviticus eingerichtet.

Seither ging die geistige Leitung des Volkes unmerklich in die Hände der Schriftgelehrten über. War Ezechiel mehr Priester als Prophet gewesen, so ist jetzt Esra mehr noch Schriftgelehrter als Priester, der eigentliche Begründer und Schutzpatron der jüdischen Theologie. Auch die Gründung des „hohen Rathes“, eines höchsten geistlichen Gerichtshofes für alle religiösen und gottesdienstlichen Angelegenheiten, die erste Grundlage des in der griechischen Zeit zur Ausbildung gekommenen „Synedriums“ (Sanhedrin) der Siebenzig, wird dem Gesetzesmann Esra, diesem „zweiten Moses“, zugeschrieben. Solche stetig gewordenen Einrichtungen des nachexilischen Judenthums wie Synedrialwesen und Synagogengottesdienst schrieb dann die spätere jüdische Tradition der sogenannten großen Synagoge zu. Es ist dies eine unhistorische Größe, womit ursprünglich wohl die Neh. 8—10 beschriebene gesetzempfangende Versammlung oder überhaupt diejenigen auf Esra folgenden und an ihn sich anschließenden Größen des Schriftgelehrtenthums gemeint waren, deren That auf der einen Seite die Verbindung der beiden Gesetzesbücher, des Deuteronomiums und des Priestercodex, überhaupt schließliche Fixirung des schriftlichen Gesetzes war, während sie, weil sie auch damit das Werk der Gesetzgebung nicht für abgeschlossen erachteten, auf der anderen Seite zugleich die Erklärung und Weiterführung dieses Gesetzes, die Fortentwickelung seines, nicht immer direct anwendbaren Buchstabens auf dem Wege der mündlich überlieferten Lehre und Satzung eröffnen. Die große Synagoge ist demnach das Mittelglied zwischen Tora und Talmud.

Nehemia. Eine rabbinische Sage erzählt, Esra habe die im Brande Jerusalems zerstörten Gesetzbücher kraft unmittelbarer Erleuchtung durch den heiligen Geist innerhalb 40 Tagen neu hergestellt. Wir haben den guten Sinn dieser Sage kennen gelernt. Aber er würde dieses Gesetz mit seinem z. Th. doctrinären Charakter nicht einmal so weit, als dies wirklich der Fall war, haben durchführen können, wenn ihm nicht ein Gesinnungsgenosse zur Seite gestanden hätte, der dazu mit der nöthigen weltlichen Gewalt ausgerüstet war. Dies war der persische Statthalter Nehemia.

Die Ursachen seines Eingreifens lagen in den elenden Zuständen, welche Esra in Judäa angetroffen und keineswegs mit Einem Schlage zu heben vermocht hatte. Nicht nur daß die Juden jetzt „Knechte waren in dem Lande, das Jahve ihren Vätern als Eigenthum gegeben“ (Neh. 9, 36), Jerusalem selbst war

noch ohne Mauern und Thore, eine dürftige Häusermasse zwischen Trümmerhaufen. Damals bekleidete am Hofe von Susa ein junger Israelite das Amt eines Mundschenken bei König Artaxerxes; die Schönheit seiner Gestalt und die Anmuth seines Wesens hatte ihm die Zuneigung und das Vertrauen seines Gebieters und seiner Gebieterin im hohen Grade verschafft, doch waren alle Ehren und weltlichen Vortheile nicht im Stande, die Sorge um die theure Heimath der Väter aus seiner ernsten Seele zu bannen. Dieser Jüngling war Nehemia. Einst vernahm er von einem aus Juda nach Persien zurückgekehrten Judäer, daß die „Entronnenen aus der Gefangenschaft" in großem Elend und in Schmach wären, daß die Mauern von Jerusalem zerrissen und die Thore verbrannt seien. Möglicherweise war es zu einer neuen Katastrophe in Jerusalem gekommen, als bei Gelegenheit des Aufstandes des persischen Feldherrn Megabyzus gegen Artaxerxes Syrien zum Schauplatze eines mehrjährigen Krieges geworden war. Auf die Nachricht davon weinete Nehemia und trug Leid mehrere Tage, bis der König und seine Gemahlin seinen Kummer gewahr wurden und ihn um die Ursache fragten. Nehemia antwortete: „Der König lebe ewig! Warum sollte mein Angesicht nicht traurig sein, da die Stadt, der Begräbnißort meiner Väter, wüste lieget und ihre Thore vom Feuer verzehrt sind?" Dem König ging die Sache zu Herzen; er ertheilte seinem hebräischen Mundschenken einen beschränkten Urlaub, ernannte ihn zum Statthalter und gab ihm die Erlaubniß, auf öffentliche Kosten die Tempelburg, die Stadtmauern und die Statthalterei zu befestigen und das Holz zum Erbauen der Thore aus dem „königlichen Walde" zu fällen. Mit Empfehlungsschreiben an die persischen Beamten in Syrien aufs 445.
Beste versehen, zog Nehemia mit einer kriegerischen Begleitung nebst eigenen Dienern und mit vielen „Brüdern", die er mit seinem Gelde losgekauft, nach Jerusalem. Nach einer etwa vierteljährigen Reise daselbst eingetroffen, besichtigte er sofort auf einem nächtlichen Ritt die Festungstrümmer und trat sein Regiment an. Ein reicher Mann von eigenem Vermögen und im Genusse einer großen Besoldung, konnte er offene Tafel für Einheimische und Fremde halten und eine große Freigebigkeit und Wohlthätigkeit entfalten, ohne, wie die früheren Landpfleger gethan, das Volk mit Abgaben von Brod, Wein und Geld zu beschweren.

Wiederaufbau der Mauern und Thore Jerusalems.

Nehemia ging mit großer Umsicht und Klugheit zu Werke. Um nicht durch die neidischen Nachbarvölker, welche an der Wiedererstehung Jerusalems kein Gefallen finden konnten, in seinem Unternehmen von vorn herein gestört zu werden, traf er seine Anstalten in aller Stille. Nachdem er sich heimlich von dem Zustande genau unterrichtet, brachte er die Volksgemeinde zu dem Versprechen getreuer Hülfeleistung. Nun wurde an die Wegräumung des Schuttes und an die Verstopfung der Mauerrisse geschritten; aber bald verschwand bei Vielen die Lust; „die Kraft der Träger ist zu schwach", sprachen sie (4, 10), „und des Schuttes zu viel, wir können die Mauer nicht bauen."

Noch größer wurde die Unlust, als die Aermern, durch Betheiligung an dem Stadtbau, aus ihren gewohnten Geschäften gerissen, zu darben begannen und, um ihren Unterhalt und die schuldigen Steuern aufzubringen, ihr Besitzthum verpfänden oder ihre Söhne und Töchter ihren reichern Mitbürgern in Sclaverei geben mußten. Heftige Klagen brachen aus; innerer Zwiespalt drohte das ganze Unternehmen zu vereiteln. Nur der unermüdliche Eifer und Ernst Nehemia's, verbunden mit der edelsten Uneigennützigkeit, vermochte diese Schwierigkeiten zu überwinden. In einer Versammlung bewog er die reichen Käufer und glücklichen Besitzer „aus Furcht Gottes, um nicht den andern Völkern, unsern Feinden, zum Hohne zu werden" nach seinem eigenen Beispiel die Schulden bis zur Vollendung des Mauerbaues zu erlassen und die verpfändeten Güter herauszugeben.

Noch größer waren die Störungen, die Nehemia's Unternehmen von Außen erfuhr. Die benachbarten Völkerschaften hatten ihren Haß und ihre Eifersucht gegen Juda noch nicht abgelegt. Vor Allen trugen drei mächtige und einflußreiche Männer einen heftigen mit Hohn und Verachtung gepaarten Groll wider die Bewohner Jerusalems in der Brust — Sanballat, der Vorsteher der Samariter, Tobia, Fürst der Ammoniter jenseit des Jordans, früher Edelknecht am persischen Hofe und noch immer daselbst in hoher Gunst, und Geschem, Häuptling der südlich von Palästina wohnenden Araber. Die beiden ersten waren mit dem hohenpriesterlichen Hause durch Wechselheirathen verwandt und standen mit vielen angesehenen Familien in Verbindung, von denen sie Alles erfuhren, was in Jerusalem vorging. Denn so sehr auch Esra und andere eifrige Jahvediener bemüht waren, Israel von den heidnischen Völkern gänzlich zu trennen und zu vereinzeln, die unvertilgbaren Regungen menschlicher Vereinigungslust, zumal im Zustande der Unterjochung, setzten ihren Bestrebungen mannichfache Schranken. Mischehen kamen bald wieder vor, und wenn Nehemia den drei genannten Widersachern „Theil, Anspruch und Gedächtniß in Jerusalem" abspricht, den Juden allein dagegen das Recht zu bauen beilegt, so deutet diese Nachricht darauf hin, daß jene Häuptlinge auf Grund ihrer Beziehungen zum Volke sich ebenfalls zu betheiligen wünschten. Der Antheil am Tempel also bildete wohl den eigentlichen Zankapfel, und Nehemia setzte in dieser Beziehung einfach die ausschließende Handlungsweise Esra's fort. Die Abgewiesenen aber suchten durch Hohn und Drohreden das Vorhaben zu lähmen. „Was machen die ohnmächtigen Juden?" fragte spöttisch Sanballat, „werden sie aus den Schutthaufen die verbrannten Steine wieder aufrichten?" Und Tobia äußerte höhnisch: „Auch was sie bauen, wenn ein Fuchs hinaufspränge, zerrisse er ihre steinerne Mauer!" Als sie aber an dem Wachsen des Baues den ernsten Vorsatz erkannten, gedachten sie das Unternehmen mit Waffengewalt zu vereiteln, so daß Nehemia Tags und Nachts Wachen aufstellte, um nicht durch

einen plötzlichen Ueberfall überrascht zu werden. Auch die Philistäer in Asdod schlossen sich den Feinden Juda's an.

Nehemia, von dem getreuen Landvolk über die Bewegungen der Feinde unterrichtet, stellte an dem geeigneten Orte die bewaffnete Mannschaft in Kampfordnung auf und vereitelte auf diese Weise wiederholt die beabsichtigten Ueberfälle; dann theilte er das ganze Volk in zwei Hälften; während die eine vollständig gerüstet und mit Speer und Schild bewehrt die Wache hielt, war die andere, das Schwert umgürtet, mit Bauen und Lasttragen beschäftigt, so daß sie mit der einen Hand am Werke schafften, mit der andern, wenn es nöthig war, die Waffen führten. Er selbst hatte stets einen Posaunenbläser zur Seite, auf dessen Ruf die ganze am Bauen zerstreute Mannschaft sich sogleich um ihn versammeln sollte; und während er Sorge trug, daß Mann und Knecht in der Nacht der Ruhe pflegten, damit die Arbeit am Tage rascher von Statten ginge, legte er mit den Seinigen und den Wächtern nie die Kleider und Waffen ab.

Was auch die äußern Feinde und die verrätherischen Gegner in der Stadt selbst für Mittel ersannen, um die Vollendung des Baues zu verhindern, an Nehemia's muthiger Entschlossenheit und festem Charakter scheiterten alle Versuche der Hinterlist, der Verleumdung und des Verraths. Diese Beharrlichkeit wirkte zuletzt so anregend und ermuthigend auf die Bewohner Jerusalems und der Landschaft, daß Alle ohne Unterschied des Standes und Berufes, Edle wie Gemeine, Priester wie Laien, sich an dem Werke betheiligten. Mauer und Thore waren in 42 Stücke abgetheilt, wovon irgend ein angesehener Mann mit seinen Angehörigen eins übernahm und leitete. So wurde das ganze Werk der Mauerherstellung in 57 Tagen vollendet und durch eine frohe Einweihungs- und Opferfeier verherrlicht. Die Uebersiedelung einer Anzahl Bewohner aus der Landschaft in die dünn bevölkerte Hauptstadt bildete den Abschluß der vereinten Thätigkeit Esra's und Nehemia's um die Ordnung und Wiederherstellung Jerusalems. Da Nehemia übrigens nach Neh. 8, 9 auch bei der Promulgation des Gesetzes durch Esra anwesend war, hat letztere erst unter seiner Statthalterschaft stattgefunden und wird gewöhnlich in das zweite Jahr derselben gesetzt. 444.
Später ist Nehemia wieder an den persischen Hof zurückgekehrt, fand aber noch einmal unter Artaxerxes Anlaß zu einer Reise nach Jerusalem. Daselbst stellte 432.
er eine zu Gunsten des Tobia ihrem Zweck entfremdete Tempelhalle dem heiligen Gebrauche zurück, sorgte für richtige Ordnung der Abgaben an die Leviten und stellte die Mißbräuche ab, welche sich in Bezug auf Sabbatheiligung und Enthaltung von gemischten Ehen in Jerusalem eingeschlichen hatten. Die Art des verdienten Mannes tritt uns aus den von seiner Hand erhaltenen Denkwürdigkeiten in voller Anschaulichkeit entgegen. Ein weiser Arzt der Schäden seines Volkes, wie Esra, aber bald milder, bald auch erregbarer als dieser, voll kühnen Entschlusses und seltener Thatkraft, eine glückliche Mischung von geradem Wesen und schlauer Umsicht, verläßt er seine hohe Stellung am persischen Hofe

Vollendung und Einweihung der Mauern.

zweimal immer aus reiner Liebe zu der armen Gemeinde der Zurückgekehrten und im unerschütterlichen Glauben, daß ihr die Zukunft der Welt gehöre. Er verzichtet auf irdische Belohnung und Anerkennung; aber daß Gott, der ins Verborgene sieht, seiner im Besten gedenken möge, das ist bei Allem, was er thut, der aufrichtig und fromm geäußerte Wunsch seines Herzens (Neh. 5, 9; 13, 14. 22. 31).

Juda unter der Herrschaft der Perser. Der weitere Verlauf der jüdischen Geschichte während der persischen Herrschaft bietet nichts Denkwürdiges mehr dar. Wie in den übrigen Provinzen des persisch-medischen Weltreichs ging auch in Juda mit dem Verluste der politischen Selbständigkeit das freie Schaffen des Geistes unter. Von dem Verkehr mit den bedeutendern Völkern des Großstaates abgeschlossen, theils durch die eigene Natur und den angebornen Fremdenhaß des Volkes selbst, theils durch den klug berechneten Despotismus der Gebieter, die in der Trennung und Abschließung der einzelnen Landschaften die sicherste Bürgschaft ihrer Herrschaft erblickten, blieben die Bewohner Juda's ganz auf die kleine heimische Welt beschränkt und knüpften ihr geistiges Leben gänzlich an das Heiligthum Jahve's und an die religiösen Einrichtungen und Gesetzbücher der Väter. So ist aus einer einseitigen Entwickelung des mosaisch-prophetischen Ideals eines heiligen Jahvevolkes der jüdische Priesterstaat hervorgegangen. Der Born der religiösen Begeisterung, aus welchem das Prophetenthum die gewaltigen Worte des Lebens geschöpft, versiegte; an seine Stelle trat das geschriebene Wort und das fixirte Gebot. Der Mund der Propheten verstummte, seitdem das Feuer der unmittelbaren religiösen Begeisterung, woran ihr Seherblick sich entzündet hatte, erloschen war; ihren Platz nahmen die Priester und die Schriftgelehrten ein, welche die alten Satzungen und Lehren auslegten und ihre Anwendung auf das praktische Leben bestimmten. Deshalb darf diese Periode noch keineswegs ausschließlich unter den Gesichtspunkt der abschließenden Erstarrung gebracht werden. Vielmehr erwies sich auch in der durch Esra und Nehemia begründeten neuen Ordnung der Jahveglaube noch kräftig genug, begeisterte Psalmen voll Inbrunst und Andacht hervorzubringen. Allerdings aber sank mit der Zeit die dichterische Kraft merklich herab; indem man die Lieder und Reden der ältern Sänger und Propheten sammelte, schaltete man einzelne Zusätze ein oder verfaßte nach frühern Vorbildern und mit Benutzung vorhandener Erzeugnisse matte Nachahmungen in gelehrter künstlerischer Form und in dem längst gewohnten Ideenkreise. In der Folge erlosch auch diese Thätigkeit, und das ganze Literatur- und Geistesleben trat dann in den Dienst gelehrter Forschung und Gesetzesauslegung, bis sich durch die Berührung mit dem Griechenthum eine neue, noch unbekannte Welt dem Juden erschloß und auch seiner literarischen Thätigkeit neue Impulse und Zielpunkte verlieh. Doch fällt diese Bewegung außerhalb des Gebietes unserer jetzigen Darstellung. In der uns hier angehenden persischen Periode erwies sich das Judenthum vielmehr zunächst nur abstoßend gegen alles Fremde, auch

gegen halb Verwandtes. Namentlich dauerte zu den Einwohnern Samariens das feindselige Verhältniß fort; statt sich einander zu nähern und durch einträchtiges Streben sich gegenseitig zu stärken, nährten sie die Eifersucht und den Stammesneid und wetteiferten in knechtischer Wohldienerei gegen die Perser, um irgend eine Gunstbezeigung oder Bevorzugung zu erlangen. Da die Juden, ihrem orthodoxen Triebe folgend, jede Gemeinschaft mit den Samaritern ängstlich mieden und den Zugang zum Tempel ihnen wehrten, so errichteten diese auf dem Berge Garizim ein eigenes Nationalheiligthum, wo sie nach den Vorschriften des Pentateuchs, welchen auch sie als Religionsbuch ansahen, den Gottesdienst einrichteten. Hier wie in Jerusalem waren täglicher Opferdienst und Liturgie, Gebete und Reinigungen nach den vorgeschriebenen Ritualien die Hauptsache. In der That wäre ja für das gemeine, von Vorstellung und Ueberlieferung lebende Volk die gestaltlose Gottheit unfaßbar gewesen, hätte nicht die Priesterschaft Sorge getragen, durch feierlichen Cultus, durch Opfer und liturgische Handlungen, durch kunstvollen mit Psalmengesang und Posaunentönen verherrlichten Gottesdienst, durch heitere Feste und religiöse Ceremonien ein heiliges Band um die Gemeinde Jahve's zu schlingen und in der Seele des Volkes die Vorstellung zu erwecken, der unsichtbare, aber allwissende und allmächtige Herr habe seine Wohnung in ihrer Mitte, in dem herrlichen Tempel zu Jerusalem. So wurde die geistige Gottesidee mit sinnlichen Formen umgeben, die mit der Zeit mehr und mehr in den Vorgrund tretend, allmählich der Jahvereligion den Charakter eines strengen Gesetzesdienstes mit werkheiligen Handlungen und gebotenem Lippendienst verliehen.

So ist der Pentateuch, insonderheit der Priestercodex des Esra, recht eigentlich das Fundament und Symbol des fertigen und abgeschlossenen Judenthums geworden. Die Signatur dieses nachexilischen Judenthums drückt allerdings das von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus geschaffene Wort „Gottesherrschaft" (Theokratie) treffend aus. Für keine Periode der vorexilischen Geschichte Israel's ist das Wort so bezeichnend wie für die Epoche seit Esra. Nicht mehr ein politisch selbständig handelndes, nach Maßgabe seiner Lebensinteressen in die Weltgeschichte eingreifendes Volk schwebt dem Gesetzgeber vor, sondern eine theokratische Gemeinde, welche vorläufig nichts braucht und will als Sicherung dieser ihrer religiösen Eigenthümlichkeit, womit sie einer großen Zukunft ganz von selbst entgegenzureifen überzeugt ist. Gott wird herrschen und herrscht schon, weil sein Gesetz es ist, durch welches jede Lebensäußerung dieses Volks bestimmt, sein ganzes Denken und Vorstellen, Dichten und Trachten normirt ist. In einer Darstellung des Inhaltes der im Pentateuch vereinigten beiden Gesetzbücher, nämlich des Priestercodex auf der einen, des Deuteronomiums auf der anderen Seite (vgl. S. 477 f.), dürfte daher unsere geschichtliche Darstellung ihren sachgemäßesten Abschluß finden.

Religion und Cultus, Staat und Leben des Volkes Israel nach der mosaischen Gesetzgebung (Priestercodex und Deuteronomium).

Nach der Darstellung des Deuteronomikers hielt Mose im Lande Moab vor dem Uebergang des Volkes Israel über den Jordan eine Rede an das versammelte Volk, worin er zuerst in einem etwas rhetorisch gefärbten und mit historischen Bemerkungen über die Urbevölkerung Kanaans bereicherten Vortrag die Geschichte der Auswanderung aus Aegypten und des Wüstenzuges in der prophetischen Auffassung darlegte, um daran die großen Wohlthaten Jahve's gegen das Volk Israel zu zeigen, die zehn Gebote mit erklärenden Erweiterungen wiederholte und dann die Gesetze und Vorschriften, Pflichten und Rechte aufzählte, an deren treue Beobachtung das Glück des Volkes in dem verheißenen Lande geknüpft sei. Da diese Vorschriften, die sich sowohl über das Verhältniß der Kinder Israel zu Jahve als über den Verkehr unter einander und mit andern Völkern verbreiten, das mosaische Gesetz entweder (nach älterer Auffassung) zum Abschluß führen, oder aber (nach der neueren Ansicht) das älteste eigentliche Gesetzbuch bilden, das alle Lebensverhältnisse ordnen und regeln und die Idee eines Gottesstaates auf Erden verwirklichen sollte, so scheint es geeignet, das Ganze in einem Gesammtbilde zusammenzufassen.

Die Gottesidee.

Da die dauernde und feste Begründung des Jahvecultus der Hauptzweck des Deuteronomiums war, so mußte vor Allem die Idee Gottes, sein Verhältniß zu seinem Volke und die Form seines Dienstes festgesetzt, die Einführung heidnischer Opfer- und Religionsculte aber durch strenge Verbote und Strafandrohungen verhütet werden. Darum wurde die alte mosaische Vorstellung von dem Bundesgott Jahve, wie sie durch die Propheten bestimmter und klarer entwickelt worden war, an die Spitze des ganzen Systems gestellt.

„Höre Israel" (heißt es 6, 4) „Jahve ist unser Gott, Jahve allein." Er ist der Gott des Heils, der sich sein Volk erwählet hat, nicht um seiner Verdienste willen, sondern aus Gnade und Liebe, der ihm stets Wohlthaten erwiesen und mit Treue den Schwur gehalten, den er den Vätern geschworen. „Darum liebe auch du Jahve, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Vermögen; und halte seine Gebote und binde sie zum Zeichen auf deine Hand und habe sie zum Stirnband zwischen deinen Augen (6, 5—8); denn ein heiliges Volk bist du Jahve, deinem Gott (7, 6). Beschneide die Vorhaut deines Herzens und sei nicht länger halsstarrig (10, 16). Jahve ist der Gott der Götter und der Herr der Herren, der große, mächtige, furchtbare Gott, welcher keine Person ansieht und keine Geschenke nimmt, der Recht schaffet, Waisen und Wittwen und den Fremdling liebet, daß er ihm Brod und Kleidung gibt" (10, 17. 18). Er ist ein Gott der Treue, ohne Falsch, gerecht und gerade und alle seine Wege sind Recht (32, 4). Aber wie Jahve ein gnädiger Gott ist denen die ihn lieben und seine Gebote halten, so ist er auch ein eifriger Gott seinen Widersachern, „ahndend das Vergehen der Väter an den Söhnen und am dritten und vierten Geschlechte", ein „fressendes Feuer", dessen Anblick den Tod bringt, der „mit dem Feuer seines Zorns die Grundfesten der Berge entflammet"; der „seine Pfeile berauscht mit dem Blute seiner Feinde und Hasser"; der die Missethäter und Götzendiener in seiner Zorngluth vertilgt.

Segen und Fluch.

Als ein barmherziger Gott, der den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe, der zerschlägt und heilt, hat Jahve dem Volke in den Worten des Bundes „Segen und Fluch vorgelegt". Gehorcht es den Geboten und kommt es der Stimme Jahve's in Treue nach, so wird es ihm auf Erden wohlergehen.

„Jahve wird dir seinen guten Schatz, den Himmel aufthun, daß er Regen deinem Lande

gibt zu seiner Zeit und alles Thun deiner Hand segnet; und du wirst vielen Völkern leihen, aber selber nichts entlehnen. Dann wird gesegnet sein die Frucht deines Mutterleibes und die Frucht deines Feldes und die Frucht deines Viehes, das Werfen deiner Rinder und das Lammen deiner Schaafe, gesegnet dein Korb und dein Backtrog. Und jeglicher Ort, auf den deine Fußsohle tritt, soll dein sein; von der Wüste und dem Libanon und vom Strome Euphrat bis ans westliche Meer soll deine Grenze gehen" (28, 4. 12; 11, 24). „Und du wirst lange leben in dem gesegneten Lande" (4, 40).

Wenn aber das Volk in der Ueppigkeit des Lebens die Gebote des Herrn nicht achtet, wenn es Jahve verläßt und fremden Göttern dienet, wie das treulose Weib, das seinen Eheherrn verläßt und fremden Buhlen nachläuft, so wird der Segen in Fluch sich verwandeln.

„Jahve wird dich schlagen mit bösen Beulen an den Knien und an den Schenkeln, daß du nicht kannst geheilet werden von deiner Fußsohle bis zum Scheitel; verflucht wirst du sein in der Stadt und verflucht auf dem Felde. Jahve wird dich schlagen mit Schwindsucht und mit Fieber, mit Entzündung und mit Pest; und der Himmel über deinem Haupte wird Erz sein und die Erde unter dir Eisen. Er wird dich schlagen mit Wahnwitz und mit Blindheit und mit Verwirrung des Geistes und dich geschlagen hingeben deinen Feinden; und dein Leichnam wird zum Fraß sein allen Vögeln des Himmels und den Thieren des Feldes und Keiner wird sie wegscheuchen. Und Jahve wird dich und deinen König zu einem Volke führen, das du nicht kennest, und du wirst zum Entsetzen sein und zum Sprichwort und zur Stachelrede unter allen Völkern und deine Söhne und deine Töchter werden in die Gefangenschaft wandern und Fremdlinge werden die Früchte deiner Weinberge und deiner Oelbäume genießen; und der Feind wird ein eisern Joch auf deinen Hals legen, bis er dich vertilget" (28, 35—48). Alle diese Zustände waren bereits im Reiche der zehn Stämme eingetroffen, als der Deuteronomiker unter Mose's Namen solche Drohungen aufstellte, und aus brieflichen oder mündlichen Mittheilungen mochten Schilderungen von der Lage der Zerstreuten zu den Hinterbliebenen gekommen sein, wie die folgenden: „Und unter selbigen Völkern wirst du nicht rasten, und keine Ruhestätte wird sein für deine Fußsohle; und Jahve gibt dir daselbst ein zitterndes Herz und Hinschmachten der Augen und Zerschmelzen der Seele; und dein Leben schwebet dir in Todesgefahr" (28, 65). Sogar der zwischen Manasse und Psammetich abgeschlossene Vertrag, in Folge dessen junge Kriegsmannschaft nach Aegypten geliefert wurde, muß dem Gesetzgeber bekannt gewesen sein, da er den Israeliten droht, daß Jahve sie zur Strafe für den Ungehorsam „auf Schiffen nach Aegypten zurückführen werde, wo man sie verkaufen würde den Feinden zu Knechten und Mägden", und im „Königsrecht" verbietet, das Volk wieder nach Aegypten zurückzuführen, um es gegen Rosse einzutauschen (17, 16).

Verheißung einer glücklichen Zukunft.

In diesen Schilderungen stimmt der Deuteronomiker ganz mit der Sprache der Propheten überein; und wie diese ihre düstern Bilder mit der Hoffnung auf eine messianische Zeit voll Glück, Größe und Herrlichkeit erhellen, so verheißt auch der Deuteronomiker dem Volke als Lohn seiner Besserung und seines wiedergekehrten Gehorsams Rückkehr aus der Zerstreuung und Gefangenschaft und neuen Segen:

„Wenn deine Vertriebenen wären am Ende des Himmels, von dannen wird dich Jahve dein Gott sammeln und dich zurückführen in das Land, welches deine Väter besaßen und dir wohlthun und dich mehren und dein Herz beschneiden, daß du ihn liebest von ganzem Herzen und ganzer Seele und die Flüche auf deine Feinde und Hasser legen" (30, 4—7). Und diese glückselige Zeit ist nicht wie bei den Propheten in eine ferne unbestimmte Zukunft gerückt, sondern sie tritt ein, sobald das Volk die in dem Gesetzbuche aufgestellten Gebote und Satzungen Jahve's getreulich befolgt, das Bundeszeichen, die Beschneidung, auch auf die Herzen

ausdehnt, und den Herrn suchet mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Jahve's Bundesgebot „ist nicht unbegreiflich für dich, noch fern; nicht im Himmel ist es, daß du sagen müßtest, wer steiget hinauf und holet es dort? und nicht jenseit des Meeres, daß du sagen müßtest, wer fähret hinüber und bringet es und verkündiget es uns, daß wir es thun? Sondern ganz nahe ist dir das Wort, in deinem Munde und in deinem Herzen" (30, 11—14).

Opfervorschriften. So große Bedeutung indessen das Deuteronomium auf die innere Heiligung des Herzens und Lebens, auf die Liebe zu Gott, auf den sittlichen Wandel, auf die strenge Befolgung der göttlichen Gebote, auf das geistige Opfer legt, so dringt es doch zugleich mit nicht minderem Nachdruck auf die Beobachtung der priesterlichen Vorschriften über Cultus und Opfer und auf die Einheit des Gottesdienstes. War die prophetische Anschauung vermögend genug, den Gottesbegriff in eine geistigere Höhe zu rücken, so behauptete doch auch der priesterliche Realismus, wie er sich in den Opfer- und Reinigungsvorschriften kund gab, sein volles Recht, um so mehr, als die weltliche Stellung und die zeitlichen Interessen der Priesterschaft mit der Geltung dieser Vorschriften und mit der Ueberzeugung zusammenhingen, daß Jahve Gefallen finde an dem „süßen Geruch" der Opfer und an der Befolgung der Reinigungsgebote.

Damit nicht mehr, wie früher, „unter jeglichem grünen Baum" geopfert werde, wodurch der Einführung des Götzendienstes so großer Vorschub geleistet wurde, so gebietet jetzt das Gesetzbuch (12, 2—7): „Ihr sollt nicht Jahve opfern auf Hügeln und unter Bäumen, sondern an dem Ort, den Jahve aus allen euern Stämmen wählen wird, seinen Namen daselbst wohnen zu lassen als seiner Thronstätte, sollt ihr euch wenden und dahin bringen eure Brandopfer und eure Schlachtopfer, eure Zehnten und die Hebe eurer Hände und eure Gelübde und freiwilligen Gaben und die Erstgeburten eurer Rinder und Schaafe; dort sollt ihr essen vor Jahve eurem Gott und euch freuen alles Geschäftes eurer Hände." Indem aber somit die Einheit des Gottesdienstes eingeschärft wird, fügt das Gesetzbuch weiter hinzu: „Jedoch magst du nach aller Lust deiner Seele schlachten und Fleisch essen in allen deinen Thoren, wenn dir der Ort zu entlegen ist, den Jahve sich erwählen wird, darin seinen Namen wohnen zu lassen" (12, 15. 20. 21). Es wird also ein Unterschied gemacht zwischen dem eigentlichen Opfer, das nur in dem Tempel mit Hülfe der Leviten geschehen und wozu nur Hausthiere verwendet werden sollten, und dem Schlachten zur Speise, das überall stattfinden konnte, zu welchem auch andere Thiere, wie Hirsche und Rehe, verwendet werden durften und wobei das Essen des Fleisches Reinen wie Unreinen erlaubt war. Nur das Blut, worin die Seele des Thieres wohnt, soll nicht gegessen, sondern auf die Erde gegossen werden „wie Wasser" (12, 16. 23. 24). Im Gegensatze hierzu steht die Vorschrift Lev. 17, 3—6, wonach alle Rinder und Schaafe im Heiligthume Jahve's geschlachtet werden sollten; diese steht und fällt mit der elohistischen Vorstellung von dem Lager und der Stiftshütte. Statt, wie das Deuteronomium, dem Mose blos die dereinst zu realisirende Idee eines Centralheiligthums in den Mund zu legen, macht der Priestercodex den Gesetzgeber selbst zum Stifter des Centralheiligthums, welches die Gemeinde in Gestalt eines prächtigen, von Jahve selbst modellirten, zerlegbaren und tragbaren Tempels auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die Wüste schleppt (vgl. oben S. 583). Dicht neben dem alterthümlichen „Bundesbuch", dem zufolge Altäre von Stein und Erde überall errichtet werden dürfen, wo Jahve's Name angerufen wird (Ex. 20, 24), steht daher jetzt die direkt widersprechende Forderung eines einheitlichen, zur Stiftshütte gehörigen Holzaltars (Ex. 27, 1 f.) und wird Todesstrafe über Jedweden verhängt, der anderswo als vor der Thür des Zeltes opfert (Lev. 17, 8. 9), welches den Tempel in Jerusalem vorstellt. Den ersten Schritt zu solcher Centralisation that das Deuteronomium, indem es allen anderen Schlacht- und Opferstätten im Lande wenigstens den religiösen Charakter entzog und strenger darauf hielt, daß jedes eigentliche Opfer nur in dem Heiligthume und nur durch die Prie-

ster dargebracht werde. Diese Priesterschaft aber war beflissen, nachdem durch den frommen Eifer des Königs Josia das Land von den Gräueln des Götzendienstes gereinigt war, durch strenge Anwendung der alten Gebräuche und Ritualvorschriften den Tempel Juda's möglichst zu verherrlichen und des Volkes Sinn und Auge dahin zu lenken. Die alte Unbefangenheit des Cultus wurde seither von einem immer peinlicher werdenden Ritual verdrängt, welches nur der Fachmann richtig vollziehen konnte. Jeden Morgen und Abend wurde ein männliches Schaaf als Brandopfer mit dem dazu gehörigen Frucht- und Trankopfer dargebracht, und dazu an jedem Sabbat ein zweites. Ueberhaupt dürfen nach den alten Opfervorschriften, wie sie im zweiten und dritten Buch Mose's aufgestellt sind, nur zahme Hausthiere, wie Rinder, Schaafe, Ziegen, zu Opfern verwendet werden, weil bei jedem Opfer der Grundbegriff obwaltete, daß der Mensch etwas von seinem Eigenthum darbringe, und nur Hausvieh als eigenes Besitzthum gelten konnte. Tauben wurden nur in gewissen Fällen als Opfer der Armen zugelassen. Das Opferthier mußte kräftig und fehlerlos sein und noch nicht durch Arbeit oder sonstigen Dienst für den Menschen geschwächt. In der Regel sollten nur männliche Thiere, Stiere und Widder geschlachtet werden, weibliche galten für geringer. Vor der heiligen Handlung mußte sich der Opfernde reinigen und heiligen, dann brachte er sein Thier selbst an die Schwelle des Heiligthums und stellte es gleichsam seinem Gotte dar mit der Bitte um gnädige Annahme. Vor dem Altare legte er die Hand auf das Haupt des Opferthiers, dann schlachtete er es in der Regel selbst, manchmal mit Hülfe eines Leviten. Erst nach dem Schlachten begann das eigentliche Geschäft des Priesters, denn nur dieser durfte mit der Opferschaale das rinnende Blut auffangen, was bei der geheimnißvollen Heiligkeit, die das Alterthum dem Blute als dem Sitze der Seele und des Lebenskeimes beilegte, den Kern der ganzen Handlung bildete. Unter Gesang und Gebet umkreis'te er dann mit der Opferschaale den Altar, den Fuß desselben, so wie Ecken und Wände mit Blut besprengend.

War das Opfer ein Ganz-Opfer oder Brandopfer (ola), so wurden von dem blutlosen Thier, nachdem man die Haut abgezogen, die einzelnen Stücke wohl gereinigt auf den Altar gelegt und mit Weihrauch bestreut zu Asche verbrannt, wobei der Opfernde auf allen Mitgenuß verzichtete. Dieses feierlichste aller Opfer hatte den Zweck, die göttliche Gnade und Versöhnung zu gewinnen. Neben dem Brandopfer kennt das Deuteronomium nur noch Dankopfer (schelamim) in Gestalt von Opfermahlzeiten, wobei das Thier am Altar geschlachtet wird, die Familie dann aber das Fleisch genießt und den Armen an der gemeinsamen Freude Theil nehmen läßt. Nach dem Ritual des Leviticus wurden nur „die Fettstücke“ auf den brennenden Altar geworfen; der Priester empfing Brust und einige andere Stücke, das Uebrige verzehrte der Opfernde mit seinen Hausgenossen, Freunden und Gästen an der Opferstätte; doch sollte er nichts davon nach Hause mitnehmen und dabei, wie das Deuteronomium auch hier mahnt, des Leviten freundlich gedenken. Während der Deuteronomiker die freiwilligen Opfer begünstigt, tritt im Leviticus an die Stelle des fröhlichen Opfermahles der Familie das obligate Gemeindeopfer, und neben dem Ganzopfer machen sich immer breiter die von Ezechiel eingeführten Sühn- und Schuldopfer, der natürliche Ausdruck der andauernd gedrückten Stimmung des restaurirten Judenthums. Die Versöhnungsmöglichkeit wurde beschränkt auf unbedachte Verletzungen der levitischen Reinigkeit; Mittel der Versöhnung waren gewisse heilige Verrichtungen, religiöse Bußhandlungen, durch welche die Verschuldung des ganzen Volkes oder Einzelner gesühnt, die gestörte Gewissensruhe wieder hergestellt werden sollte. Sühnopfer wurden bei Vergehungen der ganzen Gemeinde, eines Priesters oder Fürsten dargebracht, das Schuldopfer dagegen galt mehr als eine Einzelsache, welche aber für den Einzelnen unerläßlich schien, wenn er sich wieder mit heiterem, freiem Sinne der ganzen Gemeinde und ihrer Heiligkeit anschließen wollte. Hierzu wurde gewöhnlich ein weibliches Thier, eine Ziege oder ein Lamm, gewählt und das Blutsprengen mit größerer Feierlichkeit vollbracht. Das höchste Sühnopfer war das an dem großen jährlichen Versöhnungstag darge-

Verschiedenheit der Opfer. Brandopfer.

Dankopfer.

Sühn- und Schuldopfer.

brachte. Das Fleisch des Sühnopfers wurde als unrein mit einem gewissen Schauer betrachtet und von dem Opfernden nicht genossen. Ursprünglich wurde es verbrannt, später beschränkte man das Verbrennen auf einige Theile der Eingeweide, Niere, Leber u. A., das Uebrige fiel den Priestern anheim. So unterscheidet der Priestercodex nicht blos eine Menge von Opfern, deren Ceremoniell bis in das Einzelnste festgestellt wird, sondern bedenkt auch vornehmlich die Priester und macht den Tempelvorhof, darin sie walten, zu einem großen Schlachthause. Außer den Thieropfern gab es übrigens noch Trankopfer, wobei Weinspenden auf den Fuß des Altars gegossen wurden, Getreide- oder Speisopfer, bestehend in ungesäuerten Broden, in Früchten, Mehl, gerösteten Körnern, Kuchen u. A., welche mit Oel begossen und mit Salz und Wohlgerüchen bestreut zum Theil verbrannt, zum Theil auf den Altar gelegt und den Priestern überlassen wurden; endlich auch Rauchopfer, wobei Weihrauch und anderes köstliches Räucherwerk auf dem kleinern mit Goldblech überzogenen Altare im Innern des Tempels verbrannt ward.

Trankopfer u. Speisopfer. *Rauchopfer.*

Alle diese Opfer hatten den Zweck, durch Hingabe eines Theils vom Eigenthum der Gottheit ein Wohlgefallen, einen Genuß zu bereiten, damit sie die Erde mit Segen fülle und den Unternehmungen der Menschen Gedeihen gebe. Da es im Begriff des Opfers lag, daß man das Theuerste hingab, so lag es nahe, im Menschenopfer und namentlich im Kinderopfer die wirksamste und der Gottheit wohlgefälligste Gabe zu finden, worin man durch das Beispiel der benachbarten kananäischen Stämme und des gesammten Alterthums in den Urzeiten nur bestärkt werden konnte. In der That ist nicht zu leugnen, daß vor Alters auch in der Gemeinde Israel's Spuren dieses grausamen Gebrauchs sich vorfinden, wie das Beispiel Jephtah's beweist. Ja selbst im „Bundesbuch" stehen noch die Worte: „Deinen erstgeborenen Sohn sollst du mir geben" (Ex. 22, 28), wogegen im späteren Gesetz bald von Lösung der menschlichen Erstgeburt durch ein Thieropfer (Ex. 13, 13; 34, 20; Num. 18, 15), bald von einem Ersatz derselben durch den gottesdienstlichen Charakter des Stammes Levi (Num. 3, 12. 45) und in Folge dessen nur noch von der Opferpflicht in Bezug auf die Erstgeburt des Viehs (Lev. 27, 26) die Rede ist. Schon im Deuteronomium essen die Israeliten vor Jahve die Erstgeburten ihrer Rinder und Schaafe (12, 6. 17; 14, 23; 15, 19. 20) und wird das Menschenopfer strenge untersagt (12, 31).

Bannopfer.

Dagegen wird das alte „Banngesetz," wonach Alles, was der Frömmigkeit und dem wahren Glauben Gefahr bringen konnte, Jahve geweiht und dadurch zur Vernichtung bestimmt wurde, gegen die Kananäer aufrecht erhalten. Solche „Bannopfer" erstreckten sich bald auf ganze Völkerschaften oder einzelne Menschen, bald auf Städte und Länder, und überlieferten die vom Fluche Betroffenen und Alles, was Aergerniß gab, dem raschen Untergange, so daß die geringste Schonung für ein todeswürdiges Verbrechen wider die Gottheit galt. Dieser Bannfluch kam besonders im Kriege gegen die Gefangenen und die erbeuteten Heerden und Güter zur Anwendung.

Die nationalen Religionsfeste.

Wie die Opfer ausschließlich an den Tempel in Jerusalem geknüpft wurden, so auch die großen Religionsfeste, die dreimal im Jahr die gläubige Gemeinde in Jahve's Heiligthum versammelten. Eine geschlossene Ordnung und Einheit von solchen Festen kannte man vor Salomo nicht; doch bestand seit unvordenklicher Zeit die Sitte, wie den siebenten Tag, so auch die Mond- und Jahreswechsel durch Naturfeste, die mit dem Ackerbau und dem bürgerlichen Leben in Beziehung standen, zu feiern. Die Neumond- und Vollmondfeier, ein uraltes Familien- und Volksfest, verlor sich allmählich in der nachmosaischen Zeit bis auf geringe Spuren; der Anfang des bürgerlichen Jahres aber, der von Alters her in den Frühling fiel und noch bei Ezechiel 14 Tage vor Passah eintritt, wird im Leviticus in den siebenten Monat, also in den Herbst verlegt. Vor Allem aber wurde das fast allen Völkern gemeinsame, durch die

Ordnung des Himmels und des Bodens von selbst gegebene Frühlings- und Herbstfest von der Priesterschaft der spätern Königszeit in den Mittelpunkt des nationalen Cultus erhoben. Bei dieser Einführung behielt aber nur das Herbstfest seinen alten ländlichen Charakter fast unverändert bei; es blieb stets ein Dank- und Freudenfest, nur daß man die ursprüngliche Sitte, die letzten sonnigen Tage unter Hütten oder Zelten im Freien zuzubringen, dahin abänderte, daß man sich solche Hütten auf Dächern, Höfen oder Marktplätzen aus Palmbüscheln oder Zweigen von Oelbäumen, Myrten und Cypressen errichtete und mit allerlei Früchten schmückte. So konnte das sog. Laubhüttenfest im Priestercodex eine Beziehung auf das Wohnen der Israeliten unter Zelten während des Aufenthaltes in der Wüste gewinnen. „Nehmet euch Früchte von schönen Bäumen, Palmzweige und Aeste von dickbelaubten Bäumen und von Bachweiden und freuet euch vor Jahve, eurem Gott. In Laubhütten sollt ihr wohnen sieben Tage, jeder Eingeborne in Israel; auf daß eure künftigen Geschlechter wissen, daß ich in den Laubhütten die Kinder Israel's habe wohnen lassen, als ich sie ausführete aus dem Lande Aegypten" (Lev. 23, 40—43). Noch viel entschiedener nahm das Frühlingsfest, das wegen der Unsicherheit der Geschicke, die das bevorstehende Jahr in seinem Schooße barg, stets ernsterer Natur war, einen geschichtlich-religiösen Charakter an. Der Frühling, wo die Erde neu gebar, und wo man die eben gewonnenen ersten Gerstenkörner, ehe noch von dem neuen Brode gegessen wurde, theils auf dem Altare opferte, theils zermahlen und gebacken als ungesäuertes Opferbrod im Kreise der Hausgenossen und befreundeten Gäste verzehrte, schien auch der geeignete Zeitpunkt, die Erstlinge vom Vieh und die Ersatzopfer für die menschliche Erstgeburt darzubringen. Indem man damit die Erinnerung an die Frühlingszeit des israelitischen Volksthums verband, sah man in diesem Ersatzopfer zugleich ein Dankopfer für die Verschonung der männlichen Erstgeburt, für das Vorübergehen Jahve's an den Häusern der Israeliten. Den alten Brauch, daß der Hausvater selbst am Abend ein Lamm oder Ziegenböcklein schlachtete, mit dem Blute die Oberschwelle und die Pfosten des Hauses bestrich und dann das mit unzerschlagenen Gliedern am Opferfeuer langsam gebratene Thier im Kreise der Seinigen oder mit einigen Nachbarn noch an demselben Abend verzehrte, brachte also das Deuteronomium mit dem Auszuge aus Aegypten in Verbindung. Das ungesäuerte Brod, ursprünglich wohl eine aus dem Hirtenleben entlehnte Sitte, wurde nun als „Brod der Trübsal" bezeichnet und auf die Eilfertigkeit des Abzugs gedeutet (Deut. 16, 3). Das aus der Mitte des Familienlebens in den Reichstempel und die Häuser der Hauptstadt verpflanzte Fest begann am Abend des 14. Tages im ersten Monat des hebräischen Kirchenjahres beim Eintritt des Vollmondes und dauerte eine volle Woche, doch mußte nur am ersten und letzten Tag alle Arbeit ruhen, die übrigen Tage wurden nur priesterlich durch reichere Opfer ausgezeichnet.

Uralte Frühlings- und Herbstfeste.

Sieben Wochen später wurde am 50. Tag („Pfingsten") das „Fest der Getreideernte" gefeiert, ein Fest der Freude und des Dankes für die mittlerweile zur Reife gelangte und eingeheimsete Frucht, gleichsam die Schlußfeier zum Frühlingsfeste der „Erstlinge." Bei diesem Erntefest sollten, außer dem jungen Stier, den sieben einjährigen Lämmern und den zwei Widdern zum Brandopfer, einem Ziegenbock zum Sühnopfer und zwei Lämmern zum Dankopfer noch besonders zwei Weizenbrode aus dem neuen Getreide im Tempel dargebracht werden. Vor dieser Opfergabe war es nach der priesterlichen Vorschrift nicht gestattet, neues Brod zu essen (Lev. 23, 14). Auch hier gehört jedoch das pomphafte Ceremoniell dem Priestergesetz an. Das Deuteronomium gebietet nur im Allgemeinen (16, 10) „das Fest der Wochen" zu halten und freiwillige Gaben zu bringen nach Maaßgabe der Güter, womit Jahve einen

Das Erntefest der (sieben) Wochen.

Jeden gesegnet. In der Mitte des 7. Monats, vom 14. bis zum 21. Tage fand endlich das schon erwähnte fröhliche Herbstfest der Laubhütten statt, zur Feier der beendigten Weinlese.

Der große Sühntag. Während die alten Feste ihren, noch in der Sammlung Levit. 17—26 zu beobachtenden, landwirthschaftlichen Charakter verlieren und vermöge des im Exil sich vollziehenden Wechsels aller äußeren Lebensbedingungen des Volkes allmählich zu geschichtlichen Erinnerungsfesten werden, tritt gleichzeitig ein neues, dem Deuteronomium noch unbekanntes, Fest hinzu, welches nicht minder bezeichnend ist für den angedeuteten Umschwung der Lebensauffassung. Es wurde nämlich schon am zehnten Tag des siebenten Monats, also gleich nach Beginn des neuhebräischen Jahres, das große Buß- und Sühnfest begangen, an welchem Enthaltung von jeglicher Arbeit und ein strenges Fasten vom Abend des neunten bis zum Abend des zehnten dem Volke zur heiligen Pflicht gemacht war. Den Uebertreter bedrohte das priesterliche Gesetz mit Ausrottung aus der Gemeinde (Lev. 23, 29). Es war eine Bußfeier zur Tilgung aller Vergehungen und Unreinheiten, deren sich während des Jahres sowohl das Volk als jeder Einzelne schuldig gemacht. Am Sühntag selbst wurden zwei Ziegenböcke vor dem Heiligthum aufgestellt, wovon der eine durchs Loos für Jahve, der andere für Asasel, den bösen Geist der Wüste, zum Opfer bestimmt ward. Ehe die Gemeinde entsühnt werden konnte, mußte die Priesterschaft und das Heiligthum selbst von allen Verunreinigungen die möglicherweise über sie gekommen sein mochten, befreit sein. Darum legte der Hohepriester, nachdem er sich durch ein Bad gereinigt, als Büßender weiße Kleider von reinem Linnen nebst Gürtel und Kopfbinde an und brachte einen jungen Stier zu seiner und seines Hauses Sühne dar. Hierauf betrat er, die Opferschaale voll Blut und das Rauchfaß mit glühenden Kohlen und Weihrauch in der Hand, das innerste Heiligthum, das nach altem Glauben von der heiligen Rauchwolke alsbald gefüllt ward, damit der Priester nicht das Angesicht Jahve's über den Cherubim erblicke und sterbe, und besprengte dann mit dem Blute aus der Schale siebenmal die Bundeslade. Nach dem Vorhofe zurückgekehrt, opferte er den Ziegenbock, den das Loos für Jahve getroffen und besprengte abermals die Bundeslade so wie den Rauchaltar im vordern Raum des Tempels mit dem Opferblute. Alles in geheimnißvoller Stille und Einsamkeit. War so die „klebende Schuld gleichsam flüssig geworden", so nahm der Hohepriester den für Asasel bestimmten Bock, legte seine Hände auf sein Haupt, um die Sünden des Volks auf dasselbe zu werfen, und trieb ihn aus dem Tempel, „zum Asasel in die Wüste". Nach der feierlichen Verkündigung, daß Jahve versöhnt sei, wusch sich der Priester, legte seine Prachtkleider wieder an und brachte zum Schluß der Feier für die Priesterschaft und die Gemeinde je einen Widder als Brandopfer dar, während draußen das Volk fastete und betete.

Sabbath- u. Jubeljahr. Die heilige Siebenzahl, die sich in der Feier des Sabbats und der großen Frühlings- und Herbstfeste kund gibt, liegt auch dem „Sabbat-Jahr" und dem „Jubel-Jahr" zu Grunde; man kann in diesen Einrichtungen geradezu den Exceß der Anwendung des Sabbatprinzipes erblicken. Die Wohlthat der Ruhe sollte auch dem Acker zu Theil werden; darum sollte das siebente Jahr zu Ehren Jahve's, des wahren Grundeigenthümers, ein Brachjahr sein, in welchem das Feld nicht besäet, der Weinberg nicht beschnitten und das Wild nicht vom Acker gescheucht werden und die freiwachsende Frucht den Armen zufallen sollte. Das siebente Sabbatjahr sollte ein Jubeljahr bringen, wo die im Besitzstand der äußern Lebensgüter eingetretene Verwirrung wieder abgestellt und der auf die Ebenmäßigkeit des Besitzes und die Gleichheit der Rechte begründete normale Zustand des Reichs zurückkehren sollte. Als ein Jahr der allgemeinen Befreiung sollte sein Eintritt von den Leviten mit lautem Po-

saunenschall und vom Volke mit erwiedernden Jubelruf angekündigt werden. Von der Vorstellung ausgehend, daß Jahve der wahre Eigenthümer alles Landes sei und jeder Familie den ihr gebührenden Antheil verliehen habe, bezweckte das Jubeljahr die Wiederherstellung der Erbäcker sammt Gebäuden und Zubehör an die ursprünglichen Besitzer oder ihre Erben, damit jedem gebornen Vollbürger, welcher sein Hauserbe und damit auch seinen Geschlechts- und Stammverband verloren, aufs Neue die Fähigkeit zu einem arbeitsamen, aber selbständigen und ehrbaren Leben dargeboten, die Zucht und Ehre der Häuser und Stämme erhalten und die gute Ordnung des Ganzen neu gestützt würde. Da somit nur die Nutznießung auf eine bestimmte Zeit, nicht das Eigenthumsrecht des Ackerlandes verkauft werden konnte, so bestimmte sich der Preis nicht nach dem eigentlichen Werthe des Grundstückes, sondern nach der Länge der Zeit bis zum nächsten Jubeljahr. Auch konnte ein veräußertes Ackerfeld durch Ersatz der bis zum Jubelfest noch bevorstehenden Ernten jederzeit wieder eingelöst werden. Wie aber eine ganz gleichmäßige Geltung aller Bestimmungen des zuweilen etwas doctrinär gehaltenen Gesetzes nie bestanden hat, so konnte insonderheit ein derartiger Eingriff in das Eigenthumsrecht nie allgemeine Geltung erlangen; daher auch dieses nationalökonomisch unmögliche Gebot nie praktisch durchgeführt ward, wie schon aus der Klage der Propheten über die Häufung des Grundbesitzes in der Hand einiger Wenigen hervorgeht. Dagegen gebietet das Deuteronomium im Anschlusse an ähnliche Bestimmungen des Bundesbuchs nur, daß man am Ende von sieben Jahren Erlaß übe, d. h. daß jeder Hebräer, der Sclave geworden, freigegeben werde und jeder Schuldherr das seinem Nächsten (einem Israeliten) gemachte Darlehn erlasse; fügt aber zugleich, um den übeln Folgen des Gebots vorzubeugen, hinzu: „Habe Acht auf dich, daß nicht in deinem Herzen der nichtswürdige Gedanke sei: Es nahet das siebente Jahr, das Erlaßjahr, und du mißgünstig seiest deinem Bruder und ihm nichts gebest“ (15, 9).

Die Sühnung des ganzen Volkes am allgemeinen Versöhnungstag war jedoch nicht genügend, von aller Befleckung zu reinigen; vielmehr war die Priesterschaft in Jerusalem eifrig beflissen, durch eine Menge von Vorschriften über äußere Reinheit das Leben jedes Einzelnen einem strengen religiösen Gesetzeszwang zu unterwerfen. Der unter fast allen Völkern des Morgenlandes herrschende Begriff, daß man sich durch den Genuß gewisser Speisen, durch die Berührung gewisser Dinge, namentlich alles Todten, durch gewisse Verrichtungen oder zufällige Begegnisse verunreinige und so lange der Gemeinschaft mit Gott und seinen Verehrern unwürdig sei, bis die Befleckung durch bestimmte Reinigungs- und Bußhandlungen getilgt worden, wurde von der Priesterschaft in Jerusalem benutzt, um das Volk in die Bande einer religiösen Gesetzgebung zu legen, seine Freiheit im täglichen Leben durch beengende Vorschriften einzuschränken und sein Gewissen mit einer heiligen Scheu zu ängstigen. Die Quelle dieser Anschauung liegt in der Erfahrung, daß die Natur aus verschiedenen Elementen besteht, von denen die einen dem Menschen wohlthätig und freundlich, die andern verderblich und feindlich sind. Vor diesen letztern muß man sich hüten und ihre bösen Wirkungen zu vertreiben suchen. Bei der Festsetzung dieser finstern Naturseite folgten die Priester in den verschiedenen Ländern bald einer angebornen Scheu oder einem natürlichen Gefühl des Widerwillens und Ekels, bald einer aus Erfahrung geschöpften Erkenntniß von den schlimmen Wirkungen gewisser Dinge für Leben und Gesundheit; und wenn sie zum Schutz dagegen eine Menge Vorschriften und complicirte Gebräuche aufstellten, so wurden sie dabei eben sowohl von diesem natürlichen Widerstreben als von der Ueberzeugung geleitet, daß der Zwang streng geregelter Religionsgesetze mit vorgeschriebenen Ceremonien und heiligen Ritualgebräuchen auf den natürlichen Men-

Das Unreine in der Natur.

schen eine wohlthätige Macht übe, ihn vor groben Excessen bewahre, daneben auch der leitenden Autorität gefügiger mache.

Das zu essen Unreine.

So bestimmte das Gesetzbuch, welche Thiere man essen dürfe und welche als unrein zu meiden seien. Aus der Zeit des Hirtenlebens stammte wohl die Sitte, nur die wiederkäuenden Hausthiere mit gespaltenen Klauen, Rinder, Schaafe und Ziegen zu essen; in der Folge wurden auch die Hirsch- und Gazellenarten in den Wäldern und Wüsten unter die Zahl aufgenommen; für unrein dagegen galten Kamel, Bergmaus, Hase und Schwein. Von Fischen galten die mit Flossen und Schuppen versehenen für rein, alle schlangenartigen dagegen, wie Aale, für unrein. Raub- und Wasservögel durften größtentheils nicht gegessen werden, wohl aber alle Tauben und die Vögel der Wüste. Gegen kleinere Landthiere herrschte eine nationale Abneigung, nur die Heuschrecken durften in Erinnerung des Wüstenzuges zur Speise verwendet werden. Für unrein galt ferner alles Fleisch von zerrissenen, erstickten oder sonst nicht auf die rechte Weise geschlachteten Thieren, und der Genuß alles Blutes war bei schwerer Strafe verboten.

Das zu berühren Unreine.

Aber auch das bloße Berühren unreiner Thiere und Naturdinge kann Befleckung verursachen. Namentlich lag auf allem Todten ein solches Grauen, daß Alle, die mit einer Leiche in Berührung kamen, als Unreine auf einige Zeit von der Gemeinschaft ausgeschlossen waren. Auch auf den geschlechtlichen Functionen, so wie auf der monatlichen Reinigungsperiode der Frauen und dem Wochenbette haftete der Begriff einer Verunreinigung, die erst durch Vollbringung gewisser vorgeschriebener Gebräuche gehoben werden konnte. Besonders schrecklich war den Israeliten der Aussatz, „die Plage Gottes". Die davon Befallenen mußten aus der Gemeinde weichen und sich an einsamen Orten niederlassen, wo ihnen höchstens die an gleichem Uebel Leidenden Gesellschaft leisten durften. Erst nach gänzlicher Heilung wurden sie nach einem feierlichen Reinigungsopfer unter allerlei Ceremonien wieder zugelassen.

Reinigungsvorschriften.

Jeder Verunreinigte mußte, je nach dem Grade seiner Verschuldung, längere oder kürzere Zeit das Heiligthum und den Umgang der Menschen meiden; erst nach abgelaufener Frist konnte er sich der vorschriftmäßigen Reinigung unterziehen; selbst aus dem Lager und Kriegsheer wurde der Befleckte ausgeschlossen. Zur gewöhnlichen Reinigung war sorgfältige Waschung hinreichend, aber von der durch menschliche Leichen herrührenden Befleckung und andern schweren Verunreinigungen konnte nur eine complicirtere Religionshandlung befreien. Zu dem Zweck bereiteten die Priester ein besonderes Reinigungswasser, indem sie eine fehllose rothe Kuh außerhalb der Stadt als Sühnopfer schlachteten, dieselbe mit Cedernholz, Kokkusfaden und einem Büschel Ysop verbunden zu Asche verbrannten und einen Theil davon zum Sprengen mit Wasser mischten. Begräbnißplätze wurden daher möglichst fern von den Menschenwohnungen, am liebsten in tiefen Felsenhöhlen eingerichtet. Mit gleicher Sorgfalt

Verbot gegen widernatürliche Vermischungen.

war das Gesetzbuch bemüht, widernatürliche Mischungen zu verhüten. So bestand ein Verbot, Rind und Esel vor denselben Pflug zu spannen, das Feld mit zweierlei Saaten zu bestellen, ein Kleid aus zweierlei Zeug, aus Wolle und Linnen zu bereiten, und alle widernatürliche Lust war bei Todesstrafe verboten. Eben so war auch jede widernatürliche Verstümmelung und Entstellung des Leibes untersagt, sei es durch Castration, um als Verschnittene bei den Höfen verwendet zu werden (eine auch bei den Königen in Israel herkömmliche Sitte), sei es als Aeußerung übergroßer Todtentrauer, sei es endlich zu Ehren einer Gottheit. Bei diesen und andern Gesetzen liegt überall die Absicht zu Grunde, die Natur als das Werk Gottes zu ehren und zu schonen.

Gebote wider Götzendienst.

Vor Allem war das Deuteronomium beflissen, durch strenge Strafbestimmungen die Ausrottung des Götzendienstes zu bewirken und die Wiederkehr einer Verfolgungs-

zeit wie unter Manasse zu verhüten. Nachdem es aufs strengste geboten, mit den kananäischen Völkerschaften keinen Bund zu schließen, damit nicht Israel zum Dienst der fremden Götter verführet werde und an ihren Opfern Theil nehme, vielmehr ihre Altäre zu zerstören, ihre Bildsäulen zu zerbrechen und ihre Astarten auszurotten (7, 1—5; 12, 2. 3), und selbst die verwandten Stämme der Ammoniter und Moabiter bis ins zehnte Geschlecht von der Aufnahme in die Gemeinde Jahve's ausgeschlossen (nur die Edomiter sollten im dritten Geschlecht als Brüder zugelassen werden), gebietet es: „So in deiner Mitte ein Mann oder Weib sich findet, welche andern Göttern dienen und sie anbeten, Sonne oder Mond oder das ganze Heer des Himmels, und die Sache durch die Aussage zweier oder dreier Zeugen bestätigt wird (Ein Zeuge soll jedoch nicht genügen), so führe sie hinaus zu deinen Thoren und steinige sie zu Tode, und die Zeugen sollen zuerst ihre Hand wider sie aufheben. So schaffe das Böse aus deiner Mitte (17, 2—7). Denn ein heiliges Volk bist du Jahve, deinem Gott; dich hat Jahve erwählet zu seinem eigenthümlichen Volke aus allen Völkern des Erdbodens" (17, 6). Auch Propheten, die zum Abfall von Jahve auffordern, sollen sterben und nicht einmal gegen die nächsten Verwandten Erbarmen oder Schonung geübt werden: „So dein Bruder, oder dein Sohn oder deine Tochter oder das Weib an deinem Busen oder der Freund, den du wie dein Herz liebest, dich heimlich anreizet, andern Göttern zu dienen, so sollst du ihn umbringen, deine Hand soll die erste gegen ihn sein, ihn zu steinigen" (13, 2—12). „Treibt eine deiner Städte Abgötterei, so sollst du die Bewohner selbiger Stadt schlagen mit der Schärfe des Schwertes und alles Vieh was darin ist; und all ihre Beute sollst du zusammentragen auf ihren Markt und mit Feuer verbrennen die Stadt und ihre ganze Beute als Brandopfer für Jahve; und sie sei ein Steinhaufen ewiglich und soll nicht wieder erbaut werden. Und laß nichts an deiner Hand kleben vom Verbanneten, auf daß Jahve ablasse von seinem Grimm und dir Erbarmung beweise." Im Verlauf der Gebote werden dann die einzelnen mit dem syrischen Götzendienst verbundenen Erscheinungen und Gebräuche erwähnt und untersagt: Es sollen keine Astarten von allerlei Holz und keine Säulen errichtet werden; Niemand soll seinen Sohn oder seine Tochter durchs Feuer weihen; Wahrsager, Zauberer, Zeichendeuter und Beschwörer sollen aus der Gemeinde vertrieben werden; ein Weib soll nicht Mannskleider tragen und ein Mann nicht das Gewand eines Weibes anziehen (22, 5); kein Entmannter soll in die Gemeinde kommen (23, 2). Niemand soll sich ritzen oder kahl scheeren wegen eines Todten (wie die Phönizier bei Trauerfällen zu thun pflegten); es soll keine Buhlerin sein unter den Töchtern Israel's und kein Buhler unter den Söhnen; der Lohn einer Hure soll nicht ins Haus Jahve's gebracht werden nach irgend einem Gelübde (23, 19).

Die älteste Zeit sah in der Priesterschaft einen das Gottesorakel vermittelnden und das Volk in der Furcht Gottes unterweisenden Stand. In der letzteren Thätigkeit wurden die Priester im Laufe der Zeiten durch die Propheten abgelöst; an die Stelle der ersteren aber trat seit dem Salomonischen Tempelbau der Dienst am Heiligthum. Aber die Zusammenfassung aller Levitengeschlechter zu einem abgeschlossenen Priesterstande, der in Levi seinen Ahnherrn haben sollte, entstand, wie oben erwähnt (S. 667, 737 f.), erst in der Königszeit. Nach dem „Segen Jakob's", einem Gedichte aus Samuel's Zeit, war der mit dem väterlichen Fluche belegte Stamm Levi noch keineswegs zu der hervorragenden Stellung ausersehen, die er später eingenommen hat. In den Zeiten der Richter wie unter den ersten Königen war das Recht zu opfern und sich dem Altare Jahve's zu nähern noch kein ausschließliches Privilegium eines einzigen Stammes. Erst seit Salomo gelangte das jerusalemische Priestergeschlecht der Zadokiten zu

Priester und Leviten.

Stellung und Eigenschaften der Priester. einer allmählich überragenden Bedeutung. Je mehr aber bei der zunehmenden Volksbildung auch die gottesdienstlichen Formen sich vervielfachten, je complicirter die Opferrituale und Reinigungsceremonien wurden, je höher die Anforderungen an die Priesterschaft stiegen und der Umfang der erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten wuchs, desto mehr gestalteten sich die priesterlichen Functionen zu einer erblichen Lebensbeschäftigung; und bei einem Volke, bei welchem das Geschlechts- und Stammleben die Grundlage des ganzen nationalen Organismus bildete, mußten solche Functionen leicht zu Erbämtern eines bestimmten Stammes sich entwickeln. Wohl war nach der prophetischen Idee ganz Israel ein heiliges, Gott geweihtes Volk; da aber die Reinheit dieses Verhältnisses durch die häufigen Verschuldungen der Gemeinde stets Trübungen erfuhr, so mußte ein heiliger Stamm in die Mitte treten, die Schuld des Volkes tilgen, die göttliche Gnade wieder herstellen und die Reinheit und Heiligkeit in die Gemeinde zuückführen.

Dieser hohen Aufgabe zu genügen wurden mancherlei Anforderungen an den Stand gestellt. Schon der Körper sollte rein und fehllos sein (Lev. 21, 16). Ein Priester sollte sich keine Glatze auf dem Haupte scheeren, die Ecken des Bartes nicht beschneiden, sich keine Einschnitte in die Haut machen, kein durch Unzucht beflecktes oder von ihrem Manne verstoßenes Weib heirathen. Die Berührung eines Todten sollte er aufs Strengste vermeiden und nur bei dem Ableben ganz naher Verwandten den stärkeren Ausbrüchen der Trauer nachgeben. Der Hohepriester sollte nicht einmal die Leiche seines Vaters und seiner Mutter berühren und durch kein Zeichen von Trauer die göttliche Ruhe und Heiterkeit stören. Die Jungfrau, die er zur Ehe nimmt, soll dem Stamme Levi angehören und rein von Sitten und Wandel sein. Der Priester soll so sehr Jahve ausschließlich sich widmen, daß er zu Vater und Mutter spricht: „Ich sah sie nicht, und seinen Bruder nicht erkennet und von seinen Söhnen nichts weiß" (Deut. 33, 9).

Eintheilung. Sowohl nach dem Priestergesetz wie nach dem Deuteronomium kommt den Priestern das Opfern, Segnen und Lehren zu. Aber erst in dem späteren Gesetzbuch erscheint die ganze Levitenschaft in zwei Ordnungen gebracht, in einen **höhern** und **niedern Priesterstand**. Jener bestand aus den beiden unmittelbar von Aaron abstammenden alten Geschlechtern, die in 24 kleinere Geschlechtsverbände (Abtheilungen) getheilt, abwechselnd die höchsten Tempelgeschäfte und Opferhandlungen, den eigentlichen Altardienst besorgten; die niedere, aus den jüngern Priesterfamilien gebildete und ebenfalls in 24 Geschlechtsverbände getheilte Priesterschaft, der **Levitenstand**, hatte sich mit den Nebengeschäften am Altar, mit den untergeordneteren Cultushandlungen und mit den niedern Tempeldiensten zu befassen. Eine gewisse Steigerung ihrer Würde wuchs diesen Priesterdienern erst durch Uebertragung der Tempelmusik an sie zu. Dieser mußte man nämlich in dem Maaße größere Pflege zuwenden als man überhaupt dem Gottesdienst und dem gesammten Religionswesen eine prunkvollere, feierlichere Einrichtung gab, wie sie der Würde und Herrlichkeit des neuen Feierlicher Cultus. Heiligthums angemessen schien. Waren die alten Naturgesänge, jene lyrischen Ergüsse hochgestimmter Gemüther, in welchen die frühern Geschlechter Jahve, ihren starken Hort und Retter, bei wichtigen Ereignissen zu verherrlichen pflegten, schon zu Zeiten des Tempels Salomo's zu religiösen Preis- und Lobliedern bei gottesdienstlichen Handlungen umgestaltet worden, so wurde jetzt die religiöse Liederdichtung zu dem Zweck kunstmäßig ausgebildet, damit bei den hohen Festen wie bei dem regelmäßigen Gottesdienste im Tempelhause heilige Gesänge unter Musikbegleitung angestimmt werden möchten, theils von den Sängerchören, theils im Wechselgesang zwischen Gemeinde und Priester. In den für Gesang und Tonkunst aufgestellten Levitengeschlechtern wurde auch die heilige Dichtkunst gepflegt und geübt und erhielt durch die Anordnung,

daß die Lieder mit Lauten und Harfen (zum Theil aus dem kostbaren Sandelholz verfertigt) begleitet werden sollten, eine sichere musikalische Grundlage. Nicht wenige Psalmen unserer heutigen Sammlung mögen diesen Sängerfamilien ihre Entstehung und viele der ältern mündlich fortgepflanzten ihre erste Aufzeichnung verdanken. Jedenfalls gehört es in der Chronik zu den Obliegenheiten der Leviten, die Cultushandlungen mit heiligen Gesängen zu begleiten. Andere Leviten wurden zu Hutdiensten an den Thoren und Wachstellen des Tempels verpflichtet; andern lag die Aufsicht über die Tempelschätze ob, noch andere waren zur Reinigung der Opfer, zur Reinerhaltung des Heiligthums und seiner Geräthe und zu ähnlichen Verrichtungen aufgestellt. Alle diese Tempeldienste sollten in den Familien, denen sie übertragen wurden, forterben.

Daß diese Priesterorganisation mit allen Religionssatzungen und Einrichtungen nur allmählich entstehen und zu einem systematischen Ganzen verbunden werden konnte, liegt in der Natur der Sache. Nur der Grund wurde mit der Errichtung des neuen Nationalheiligthums unter Salomo gelegt, die wachsende Bedeutung und das gesteigerte Ansehen der vereinten Priesterschaft an der glänzenden Cultusstätte war dann der allmählichen Fortbildung auf der gegebenen Grundlage förderlich. Aber noch das Deuteronomium weiß nichts von einer Scheidung der Stammangehörigen in eine herrschende und in eine dienende Klasse, sondern jeder Levit kann Priester und alle Priester müssen Leviten sein. Als aber nachher die Priester, die bisher auf den Höhen einen jetzt ungesetzlich gewordenen Gottesdienst geübt hatten, sich in Jerusalem sammelten, wurden sie von den hier waltenden Zadokiten nicht für ebenbürtig genommen, sondern zu Tempeldienern degradirt. Zuerst begegnet man dieser Scheidung bei Ezechiel, welcher auch damit auf die Wege einlenkt, die dann der Priestercodex definitiv eingeschlagen hat. Erst dieses Gesetzbuch hat durch Herabdrückung der „Leviten" unter die „Söhne Aaron's" einen Priesterstand mit abgegrenzten Rechten und Pflichten geschaffen und die Leviten zu dessen Knechten gemacht. Auch dieses Ergebniß einer langen Entwickelung führt dann endlich die Chronik auf David zurück. Er ist der eigentliche Begründer wie des Tempels so auch der Priesterordnung und der gottesdienstlichen Formen. Auf diesen „Gesalbten Jahve's" liebte die priesterliche Geschichtschreibung den ganzen Glanz der königlichen Gottesherrschaft zu häufen.

Alle Priester und Leviten mußten vor dem Antritt ihres Amtes sich einer feierlichen, mit Reinigungen und Waschungen, mit Opfern und Besprengungen, mit Salbung und Händeauflegen und andern symbolischen Handlungen verbundenen **Einweihung** unterziehen, die sieben Tage lang dauerte und den künftigen Priester als einen dem Jahve Geweihten bezeichnete. Bei der Einweihung der Leviten fehlte das Salböl, da ihr Amt mehr äußerlicher Art war. Die Verpflichtung zum Tempeldienst dauerte vom 25. oder 30. bis zum 50. Lebensjahre. Einweihung.

Die gesammte Priesterschaft trug eine besondere Kleidung, die beim Hohenpriester höchst prachtvoll war. Das Hauptkleid des gewöhnlichen Priesters war ein vom Halse bis zu den Knien reichender Rock von weißem Byssus (Linnen), nicht zusammengenäht, sondern in einem Stücke gewirkt; ein dreifarbiger Gürtel (weiß, blau, roth) von gezwirntem Byssus, mit vorn tief hinabhängenden Enden, hielt ihn unter der Brust fest. Unter dem Rock trug er des Anstandes wegen kurze weiße Beinkleider, und über demselben ein weißes Schulterkleid aus einfacher Leinwand. Sein Haupt zierte ein hoher Kopfbund von weißem Byssus, unten mit Bändern befestigt. Während des Dienstes im Tempel war der Priester unbeschuhet, zum Zeichen, daß er sich an einem reinen, heiligen Orte befinde; denn im Morgenlande wurde die Fußbedeckung mehr zum Schutz gegen Befleckung als gegen die Kälte getragen. Der **Hohepriester** trug über dem gewöhnlichen Priesterrock ein ärmelloses Ueberkleid von Kleidung. Der Hohepriester.

dunkelblauem Byssus aus einem Stücke gewebt, welches unten dreifarbige Quasten mit kleinen goldenen Schellen hatte, deren Geräusch beim Gehen dem im innersten Heiligthume weilenden Jahve die Ankunft eines Menschen verkündigen und ihn gleichsam anmelden sollte, ein fürstliches Prachtkleid mit wallenden Schleppen. Ueber diesem befand sich ein kurzes Schulterkleid, Ephod genannt, das unter der Brust durch einen breiten Gürtel ohne Schleifen zusammengehalten war. Schulterkleid und Binde waren kunstvoll von dreifarbigem Zwirn und Goldfaden durchwirkt; auf den beiden Schultern waren zwei Onyxe mit den Namen der zwölf Stämme angebracht. Auf der Vorderseite dieses Schulterblatts, vor dem Busen, befand sich die kostbare Tasche mit den heiligen Loosen, deren Bezeichnung Urim und Thummim d. i. Helligkeit (Offenbarung) und Richtigkeit das hohe Ansehen kund gab, in dem der hohenpriesterliche Rechtsspruch als die Entscheidung einer himmlischen Macht bei dem Volke stand. Hatten nämlich früher alle Priester geweissagt, so behält das Priestergesetz dieses rein ideal gewordene Recht dem Hohenpriester vor, welcher vermittelst jener beiden Loose die Orakel ertheilte. Er trug dieselben in einer Tasche, auf deren Vorderseite in goldenen Rahmen 12 verschiedene Edelsteine strahlten, nach der Reihe der 12 Stämme Israel's in 4 Schichten gestellt. Goldene Ringe und Kettchen dienten zur Befestigung an Gurt und Schulterkleid. Das Haupt des Hohenpriesters schmückte ein Kopfbund von kunstvoll gewundenem Byssus, die Stirn eine Goldplatte mit der Inschrift: „Jahve heilig", das Zeichen der Weihe und fürstlichen Würde.

Eine solche monarchische Spitze des Priesterthums war übrigens erst das Ergebniß der vollendeten Centralisation des Cultus und ist vor dem Exil nicht nachweisbar. Zwar kennen die Königsbücher Priesterfürsten und in dem von ihnen beschriebenen Zeitraum finden wir öfters einzelne hervorragende Männer wie Jojada und Sacharja, Uria und Hilkia an der Spitze der Priesterschaft stehen, aber nur der Letztgenannte kommt auf der fictiven Hohepriesterliste 1. Chron. 5, 30—41 vor. Eine erbliche Hohepriesterwürde, die selbst Ezechiel noch nicht kennt, hat sich erst unter der Fremdherrschaft entwickelt. Gleich nach dem Exil sahen wir den Hohepriester als geistliches Oberhaupt neben dem weltlichen Repräsentanten des persischen Königs auftreten. Der eigentliche Vertreter des Volkes war jener, und seit der Restauration des Esra überwog das geistliche Element in der Verfassung des Gottesstaates vollends.

Functionen der Priester.

Außer den eigentlichen heiligen Handlungen werden als Gegenstände der priesterlichen Thätigkeit erwähnt: die Aufsicht und Ordnung der Maaße und Gewichte, so wie der Zeitrechnung, die schon wegen der heiligen Feste in ihr Bereich fiel; das Lehren und Reden vor der Gemeinde wie bei Einzelnen; amtliche Bescheide bei allerlei Anfragen, wobei genaue Bekanntschaft mit den Gesetzen und Sitten, mit den herkömmlichen Gebräuchen und Traditionen erforderlich war. „Des Priesters Lippe soll Kunde bewahren," sagt der Prophet Malcachi (1, 7), „und Belehrung soll man suchen aus seinem Munde; denn ein Bote Jahve's der Heerschaaren ist er."

Als Kenner und Ausleger der Gesetze, die in den priesterlichen Kreisen zum Theil entstanden, zum Theil nach alten Ueberlieferungen aufgezeichnet wurden, war der Stamm Levi bei streitigen Fragen die höchste Instanz; daher schreibt das Deuteronomium vor (17, 8—13): „So dir ein Handel zu schwer ist zum Gericht, zwischen Blut und Blut, zwischen Klage und Klage und zwischen Verletzung und Verletzung, über Rechts-Händel in deinen Thoren; so ziehe hinauf zu dem Hause Jahve's, und gehe zu den Priestern, den Leviten und zu dem Richter, welcher dort sein wird, und frage, und die werden dir den Spruch des Rechts verkünden; und thue nach dem Spruch und achte auf Alles, was sie dich lehren; und der Mann, der nicht gehorchet dem Priester, der im Dienste stehet vor Jahve, oder dem Richter, der sterbe"; denn, heißt es weiter (21, 5) „nach dem Ausspruche der Söhne Levi's geht jeder Rechtsstreit".

Da die vielseitige Beschäftigung den Priestern und Leviten nicht gestattete, durch Bebauung des Bodens oder andern Erwerb für ihren Unterhalt zu sorgen, so machte das ältere wie das neuere Rechtsbuch den Israeliten zur heiligen Pflicht, ihnen ein hinreichendes Einkommen zu sichern. „Die levitischen Priester," heißt es im Deut. (18, 2), „sollen keine Besitzung haben unter ihren Brüdern, Jahve sei ihr Erbe." Darum werden sie mit Wittwen und Waisen, mit Armen und Fremdlingen auf dieselbe Linie gestellt und überall der öffentlichen Mildthätigkeit um Gottes willen empfohlen. Nach den Idealen des Priestercodex dagegen hätten sie sämmtlich müssen zu reichen Leuten werden. Denn als priesterliche Einkünfte werden hier bezeichnet: 1. Die Erstlinge von den Erzeugnissen des Bodens, von Oel und Most und die Erstgeburt der Rinder und Schaafe. Im Deuteronomium sind die Kinder Israel nur ermahnt worden, den Leviten Theil nehmen zu lassen an den, in Jerusalem anzustellenden, Opfermahlzeiten der Erstgeburten und Erstlinge. Mit der Zeit aber verwandelte sich die ursprünglich freiwillig an Jahve gereichte Erstlingsgabe zu einer immer höher sich steigernden Steuer an Tempel und Priesterschaft, welche letztere eine, im Verhältniß zu der ärmlichen Lage der Gemeinde der Zurückgekehrten höchst glänzende Ausstattung erhält. 2. Der Zehnten, eine auch bei den Phöniziern und Karthagern herrschende Sitte, wonach jährlich von allen nützlichen Erzeugnissen des Bodens, wie Getreide, Wein und Baumfrüchte, der zehnte Theil, sodann von allem neugebornen Hausvieh das zehnte Stück dem Heiligthum zufließen sollte. Die niedern Leviten sollten ihn im ganzen Lande einsammeln, den Zehnten davon wieder den Oberpriestern abliefern und das Uebrige für sich behalten. Diese Bestimmung scheint aber nie in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung gekommen oder in der spätern Zeit wieder in Verfall gerathen zu sein. Das Deuteronomium kennt einen Viehzehnten gar nicht und statt der Ablieferung des Fruchtzehnten nur ein Familienfest als Dankopfer für Jahve. Nur alle drei Jahre soll man den zehnten Theil des Ertrags zum Genusse für Leviten und andere Arme ausscheiden, d. h. der Zehnte erscheint noch in Gestalt eines Almosens. Den eigentlichen Zehnten kennt erst Maleachi. Noch Nehemia hat alle Mühe, ihn wenigstens bezüglich der Früchte durchzusetzen. 3. Weihgeschenke, Banngaben und ein beträchtlicher Antheil an aller Kriegsbeute (Num. 31, 26 ff.). Von letzterer sollten alle edlen und unedlen Metalle dem Heiligthume zufallen und wurden ohne Zweifel auf die Ausstattung des Tempels verwendet, das erbeutete Vieh sollte zwischen Jahve und dem Volke getheilt werden. Auch davon findet sich im Deuteronomium keine Spur; eben so wenig von dem Kopfgelde, das nach Exod. 30, 12 ff. bei Volkszählungen und Musterungen jeder Einzelne „als Sühne seiner Seele" an das Heiligthum abgeben sollte. 4. Gewisse Antheile von den dargebrachten Opfern; namentlich von jedem Dankopferthier Schulterblatt, Kinnbacken und Magen, von den Brandopfern die Haut, von den Getreideopfern bestimmte Antheile und die 12 Schaubrode jede Woche. 5. Sehr bedeutend würden die Einkünfte der Priesterschaft vermehrt worden sein, wenn sie die 48 Städte mit ihren beträchtlichen Allmenden und Weideplätzen, welche nach einer Anordnung des Priestergesetzbuches derselben überwiesen werden sollten und nach einer Angabe im Buch Josua bei der Vertheilung des Landes ihr eingeräumt wurden (S. 603), in Wirklichkeit besessen hätte. Die Leviten hätten dann nicht blos geräumige Wohnungen für sich gehabt, sie hätten auch die kriegsgefangenen Sclaven, die sie, wie die Gibeoniter, zu erbpflichtigen Tempelknechten, zu „Holzhauern und Wasserschöpfern" gemacht, darin ansiedeln und noch aus der Miethe ein namhaftes Einkommen ziehen können, sie hätten auf den Allmenden ihr eigenes Vieh halten und als Opferstücke verkaufen können. Aber aus dem Verlaufe der ganzen Geschichte geht hervor, daß weder jene Landvertheilung

Unterhalt der Priester.

Erstlinge.

Zehnten.

Andere Gaben.

Die 48 Levitenstädte.

in der dort angegebenen Weise zum Vollzug gekommen, noch daß die dabei aufgezählten Städte den Priestern und Leviten jemals gehört haben. Die regelmäßige Viereckgestalt dieser Stadtbezirke zeigt genugsam, daß wir es hier mit einer lediglich idealen Gesetzgebung, mit denjenigen Theilen der Verfassung zu thun haben, die „auf dem Papier stehen".

Rechtspflege. Wenn auch bei dem theokratischen Charakter des israelitischen Staates die religiösen und priesterlichen Verhältnisse die Hauptsorge der Gesetzgebung waren, so durften die übrigen Seiten des Volkslebens doch nicht ganz außer Acht gelassen werden. Mit den göttlichen Dingen am nächsten verwandt ist die Rechtspflege, über die sowohl das ältere als das jüngere Gesetzbuch mancherlei Vorschriften enthält. Da nach der hebräischen Anschauung Jahve selbst Quelle und Inbegriff alles Rechts war, so mußte die Priesterschaft die oberste richterliche Instanz bilden, als der zuverlässigste Erklärer und Ausleger des göttlichen Rechtes erscheinen; und daß dies auch in der Regel so gehalten wurde, ist bereits angedeutet. Auch bei den gewöhnlichen Rechtshändeln werden Priester wo möglich beigezogen worden sein. — In der alten einfachen Zeit wurden die gerichtlichen Klagen von den Aeltesten nach herkömmlichem Rechte und ererbter Sitte geschlichtet; aber bei der fortschreitenden Entwickelung und Ausbildung des öffentlichen Lebens in der königlichen Zeit genügte diese Art der Rechtspflege nicht mehr, daher die Aufstellung eigener Richter und Vorsteher in allen Thoren angeordnet wird (Ex. 18, 21. 22; Deut. 16, 18—20), die öffentlich vor der Gemeinde das Recht finden sollten. Bei der Unzulänglichkeit der geschriebenen Gesetze scheint der Rechtsgang in Zeiten sittlicher Entartung oft sehr parteiisch und durch Eigennutz und Selbstsucht entstellt gewesen zu sein; daher nicht nur die Propheten die ungerechten Richter mit ihren Strafreden häufig bedrohen, sondern auch die Gesetzbücher Umsicht und Redlichkeit bei der Rechtspflege empfehlen; „wackere, gottesfürchtige Männer, Männer von Treue, Gewinnsucht hassend" sind nach Ex. 18, 21 als Richter einzusetzen; das Deuteronomium (16, 19) aber befiehlt: „Du sollst das Recht nicht beugen und keine Person ansehen und kein Geschenk nehmen; nur dem Rechte sollst du nachtrachten." Die Richtstätte war vor dem Thore auf einem freien Platz; Jeder konnte seine Sache selbst führen; Hülflosen und Schwachen, besonders Wittwen und Waisen, freiwillig beizustehen, galt für eine heilige Pflicht und wurde von den Propheten dringend empfohlen. Der Verklagte mußte dem Kläger zur Linken stehen. Fehlte es an Urkunden zum Beweis, so waren wenigstens zwei Zeugen erforderlich. Bei dem Verhör wird große Vorsicht zur Pflicht gemacht: „Die Richter sollen wohl forschen; und ist der Zeuge ein falscher Zeuge, hat er Falsches geredet wider seinen Bruder, so sollt ihr ihm thun, so wie er gedachte seinem Bruder zu thun" (19, 18.

Strafarten. 19). Todesstrafen, meistens durch Steinigung ausgeführt, und nur bei Verbrechen gegen Jahve oder bei vorsätzlichem Mord angewendet, wurden immer außerhalb der Stadt vollzogen. Die alte Strafart, einen Schuldigen vor der Sonne an einen Pfahl wie ein Opfer aufzuhängen (Jos. 8, 29), wurde von dem Deuteronomium (21, 22. 23) dadurch zu mildern gesucht, daß es die Leichen noch vor dem Abend abzunehmen und zu begraben befiehlt. Gefängnißstrafen kennt das mosaische Gesetz nicht, Geldstrafen, erst in der spätern königlichen Zeit üblich, wurden als Wiedererstattung eines Schadens angesehen, nach dem strenge durchgeführten Begriff der Vergeltung, des Hauptzwecks aller Strafe. Leibliche Züchtigung, sofern sie nicht unter das Hausrecht fiel, kam erst unter den Königen auf und wurde im Deuteronomium (25, 3) auf höchstens 40 Stockschläge beschränkt, „damit dein Bruder (Mitbürger) nicht mißhandelt werde vor deinen Augen". Steine auf das Grab eines verhaßten Verbrechers zu werfen, scheint alte Volkssitte gewesen zu sein.

Der Begriff der Heiligkeit beschränkt sich nicht auf das religiöse Verhältniß des Volkes Israel zu Jahve, er soll auch das äußere Gesellschafts- und Verkehrsleben durchdringen und sich über Person, Eigenthum und Haus erstrecken, die daher das Gesetzbuch durch Rechtsbestimmungen vor Verletzungen zu schützen beflissen ist.

1. Die Heiligkeit der Person. Das Leben oder „die Seele" des Menschen galt bei allen gebildeten Völkern des Alterthums für heilig. Auf dieser Vorstellung beruht die uralte Sitte der Blutrache, die auch in Israel in voller Geltung stand und durch das Gesetzbuch sanctionirt war, nur daß dabei zwischen absichtlichem Mord und zufälligem Todtschlag unterschieden und für letztern eine Sühne gestattet war. Während nämlich dem nächsten Anverwandten oder Erben eines absichtlich Ermordeten die strenge Pflicht oblag, den Thäter zu verfolgen und zu tödten, selbst am Altare Jahve's, sobald durch zwei Zeugen die Schuld erwiesen sei, und kein Wehrgeld oder Sühne eintreten zu lassen, „da ein durch Blut entweihtes Land nur durch das Blut dessen, der es vergossen, versöhnt werden kann" (Num. 35, 33); sollte derjenige, der ohne Haß oder Nachstellung, blos durch einen unglücklichen Zufall der Mörder eines Andern geworden, wie wenn z. B. beim Holzhauen das Eisen des Einen aus dem Stiele der Axt fuhr und den Andern tödtete (Deut. 19, 4. 5), an einem der heiligen Orte Zuflucht finden gegen den Bluträcher. Zu dem Behufe waren im ganzen Lande diesseit und jenseit des Jordan sechs „Freistädte" bestimmt, in welchen der Todtschläger, der ohne Absicht einen Andern getödtet hatte, in Sicherheit bleiben durfte; traf ihn aber der Bluträcher außerhalb des heiligen Bezirks, so konnte er nach seinem Willen mit ihm verfahren, aber kein Wehrgeld nehmen. Nur der Tod des Hohepriesters gab dem Verfolgten die volle Freiheit zurück. Suchte aber ein Mörder, der einen Andern aus Haß und Feindschaft oder mit Nachstellung erschlagen, Schutz in einer der Freistädte, so sollten die Aeltesten seiner Stadt ihn daselbst ergreifen lassen und ihn in die Hände des Bluträchers liefern, daß er sterbe. Das Gesetzbuch ging in der Beschützung des Menschenlebens so weit, daß es z. B. festsetzte, wenn Jemand durch einen stößigen Stier falle, so sollte der Stier gesteinigt werden und als unrein nicht eßbar sein, und sein Herr, wenn er um die Stößigkeit gewußt und sie nicht kund gethan, sollte sterben oder wenigstens ein Sühngeld entrichten. Darum gebot auch das Gesetz jedem Hausbesitzer, um sein flaches Dach eine Schutzwehr zu ziehen, damit nicht durch einen tödtlichen Fall Blutschuld auf das Haus komme. Konnte der Mörder eines im Felde aufgefundenen Leichnams nicht entdeckt werden, so sollten die Aeltesten der nächsten Stadt über dem Wasser eines nie versiegenden Baches eine ganz junge reine Kuh schlachten, und, während das Wasser das Blut wegspülte, ihre Hände waschend sprechen: „Unsre Hände haben dieses Blut nicht vergossen und unsre Augen haben es nicht gesehen, lege nicht unschuldiges Blut in die Mitte deines Volkes" (Deut. 21, 1—9). So glaubte man das Land gesühnt. Die Heiligkeit des Lebens eines Menschen erstreckte sich folgerichtig auch auf die einzelnen Glieder seines Leibes, deren Verletzung nach demselben Vergeltungsrecht bestraft wurde, Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Heiligkeit der Person. Gesetze über Mord, Todschlag, Blutrache.

2. Die Heiligkeit des Eigenthums. In Beziehung auf Besitz und Eigenthum wurden die alten Gesetze theils aufrecht erhalten, theils nach den Erfahrungen späterer Zeit ergänzt oder erweitert. Nach der mosaischen Anordnung sollte jedes einzelne Haus einen bestimmten Antheil an dem Stammlande besitzen, welches Jahve, als der wahre Grundherr und Eigenthümer, seinem „auserwählten" Volke zugetheilt; solcher Antheil am Grund und Boden sollte als Erbacker für immer diesem Hause verbleiben und den festen Grund alles Eigenthums bilden. Dieser Erbacker ging auf den Erstgebornen als den eigentlichen Erhalter und Fortsetzer des Geschlechts

Gesetze über Eigenthum.

Erbrecht.

über; er war der Haupterbe, dem das Gesetz den doppelten Antheil von allem Vermögen zutheilt (Deut. 21, 17), wohl mit der Bedingung, die väterlichen Frauen zu erhalten und für die unverheiratheten Töchter zu sorgen. Nie sollte der Vater den jüngern Sohn, weil ihn vielleicht die geliebtere Frau geboren, dem Erstgebornen im Erbe vorziehen. Söhne von Kebsweibern hatten nur Abfindungen zu hoffen. Töchter erbten blos dann, wenn keine Söhne vorhanden waren, durften sich aber nur innerhalb ihres eigenen Stammes verheirathen, damit das Geschlecht nicht aus dem Stammverbande verschwinde. In derselben Fürsorge für die Erhaltung des Hauses gestattete sogar das Gesetz die Lev. 18 so strenge verbotene Ehe unter nahen Verwandten. „So ein Mann ohne Sohn stirbt, soll der Bruder dem Weibe des Verstorbenen beiwohnen, und der Erstgeborne, den sie gebiert, soll auf den Namen des verstorbenen Bruders kommen, daß nicht sein Name erlösche in Israel." Weigerte sich dieser die Schwagerschaft zu leisten und dem Bruder einen Nachkommen zu erwecken, so sollte seine Schwägerin vor den Augen der Aeltesten vor ihn treten, ihm seinen Schuh von dem Fuße ziehen (das Schuhausziehen war das herkömmliche Zeichen der Besitzabtretung, gewöhnlich vom Besitzer selbst vollzogen, Ruth. 4, 7) und ihm ins Gesicht speiend sagen: „So geschehe dem Manne, der das Haus seines Bruders nicht erbauet" (Deut. 25, 5—10). Dann ging die Pflicht der Leviratsehe auf den nächsten Verwandten über und damit zugleich das Recht der Nutznießung des Erbguts, bis der von ihnen erzielte Sohn volljährig wurde und des Verstorbenen Namen und Haus erbte. In diesem Falle machte es keinen Unterschied, ob der Schwager oder Anverwandte schon verheirathet war. Wurde auch auf diesem Wege kein Erbe erlangt, so ging das Feld an den nächsten männlichen Anverwandten über, wofern nicht der Eigenthümer vor seinem Tode einen treuen Diener an Kindesstatt angenommen und zum Erben bestimmt hatte.

Leviratsehe.

Pfandrecht.

Das Geldverleihen auf Zins wird verboten gegenüber den Volksgenossen („von deinem Bruder sollst du keinen Wucher nehmen"); gestattet aber ist es, von Fremden z. B. von phönizischen Kaufleuten Zins zu nehmen. Das Deuteronomium sieht darin sogar einen Segen Jahve's, daß Israel „vielen Völkern leihen, aber selber nichts entlehnen wird" (28, 12). Wenn das hebräische Gesetzbuch durch diese Bestimmung das Volk vor dem drückenden Schuldrecht zu bewahren gedachte, das in andern Ländern den armen Schuldner ganz zum Knecht und Hörigen des Gläubigers machte, so erreichte es den Zweck doch nicht vollständig, indem das von dem Gesetze zugelassene Pfandwesen einen sehr drückenden Charakter annahm. Da bei dem Verbot des Wuchers, worunter alles Leihen auf Zins verstanden ward, zu befürchten war, daß der Arme in der Noth hülflos gelassen würde, so wird ermahnt: „Du sollst dein Herz nicht verhärten vor deinem armen Bruder, sondern deine Hand aufthun und ihm auf Pfand leihen, was hinreicht zu seinem Mangel" (Deut. 15, 8). Daß aber der Hebräer von diesem Rechte einen sehr ausgedehnten Gebrauch machte, ersieht man aus den wiederholten Verboten, dem Armen den zur Decke dienenden Mantel über Nacht wegzunehmen oder der Wittwe das Kleid oder die zu jeder Haushaltung nothwendige Handmühle (Deut. 24, 6. 12), auch das Pfand in dem Hause des Schuldners nicht selbst zu ergreifen, sondern außen zu warten, bis der Schuldner das Pfand bringe; so wie aus den Klagen der Propheten, daß die Gläubiger dem dürftigen Schuldner die unentbehrlichsten Güter, wie Kleider und den Pflugstier oder Esel, entrissen (Amos 2, 8; Hiob 22, 6; 24, 3). Auch Bürgschaften wurden statt Unterpfänder zugelassen. Konnte der Schuldner oder der Bürge nicht zur bestimmten Frist die Wiedererstattung leisten, so war er ganz in des Gläubigers Hand gegeben, ohne daß sich die Obrigkeit um das Verhältniß bekümmerte. Dieser konnte sich nicht nur das ganze Vermögen

sammt dem Erbacker aneignen, sondern auch den Schuldner selbst oder dessen Weib und Kinder gefangen wegführen und zu seinem Dienst verwenden, ja sogar bis zum nächsten Erlaßjahr als Sclaven verkaufen, und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß in den Tagen, wo die alte volksthümliche Bruderliebe erloschen war, das Pfandrecht unbarmherzig geübt ward; daher das Gesetzbuch wiederholt zu milder Behandlung des Schuldknechts ermahnt. — Die Verletzung des Eigenthums durch Diebstahl und Grenzverrückung sucht das Gesetz gleichfalls zu verhüten. Es verflucht denjenigen, der die Grenzen des Nächsten verrückt, welche die Vorfahren gezogen (Deut. 19, 14; 27, 17); es legt dem Dieb einen Ersatz des Gestohlenen auf, und zwar einen doppelten, wenn sich das entwendete Gut noch unversehrt bei ihm vorfindet, und einen vier- und fünffachen, wenn es durch Gebrauch entwerthet worden. Konnte er den Ersatz nicht leisten, so sollte er mit seinem eigenen Leib zahlen, indem er dem Bestohlenen als Knecht diente. Der Todschlag eines Diebes beim Einbruch zur Nachtzeit galt nicht als Blutschuld. Trauben zu essen im Weinberge des Nächsten bis zur Sättigung, soll, sofern nichts in einem Gefäße mitgenommen wird, nicht als Diebstahl angesehen werden, eben so wenig, wenn der Arme auf fremdem Acker mit der Hand Aehren ausrauft, nur keine Sichel dürfe er dabei anwenden (Deut. 23, 25. 26). Strenger verbietet das Gesetzbuch den Menschendiebstahl. Wer einen Israeliten („die Seele eines Bruders") stiehlt, um ihn als Knecht zu verwenden oder zu verkaufen, soll mit dem Tode bestraft werden (Deut. 24, 7). Verlaufenes Vieh soll dem Besitzer zugeführt oder wenn derselbe zu ferne oder unbekannt war, so lange aufbewahrt werden, bis der Eigenthümer es zurückfordert. Und so sollte es mit allem verlornen Gut gehalten werden.

Gesetze wider Diebstahl und Grenzverrückung.

3. Die Heiligkeit des Hauses. Schon das ältere Gesetzbuch enthielt die wesentlichen Bestimmungen zur Förderung eines gesunden kräftigen Haus- und Familienlebens und zur Beschützung der ihm inwohnenden Heiligkeit; das jüngere hatte nur daran festzuhalten und zu ergänzen. Beide waren vor Allem bedacht, die väterliche Gewalt des Hausherrn festzustellen. Darum wurde nicht nur der Jugend geboten (Lev. 19, 32) „vor einem grauen Haupte aufzustehen und das Alter zu ehren", und den Kindern Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Eltern als religiöse Pflicht eingeschärft, sondern das Gesetz forderte den Tod für das Kind, das seine Eltern schlägt oder ihnen flucht (Ex. 21, 15. 17; Lev. 20, 9; Deut. 27, 16); die Ausführung dieser Strafe wird aber nicht dem Vater überlassen, sondern bestimmt, daß ein unbändiger und widerspenstiger Sohn vor die Aeltesten geführt und nach deren Ausspruch von der ganzen Gemeinde gesteinigt werde (21, 18—21). Der Hausvater war Herr und Gebieter über alle Angehörigen des Hauses, er konnte die Tochter als Sclavin verkaufen, wenn auch nur auf bestimmte Zeit und nicht außer Landes, oder als Pfand hergeben und den Sohn verstoßen; selbst die Verheirathung der Tochter hatte die Form eines Kaufvertrags, indem sie von dem Bräutigam dem Vater abgekauft wurde; für den Verlust eines nutzbaren Theiles seines Eigenthums scheint der Hausherr in späterer Zeit gewöhnlich einen Ersatz von 20—50 Sekel Silber (13—35 Thaler) erhalten zu haben. Der Grundsatz, daß der Sohn bei jeder Buße für den Vater einzustehen habe, erfuhr schon im Deuteronomium eine Milderung (24, 16).

Stellung der Eltern zu den Kindern.

Wie über die Kinder erstreckte sich auch die väterliche Autorität des Hausherrn über die Ehefrau, die ja als Eigenthum dem Vater oder ältesten Bruder abgekauft oder durch Geschenke oder Leistungen erworben wurde, folglich als Besitzthum galt. Doch ist das Gesetzbuch beflissen, das Institut der Ehe als die heilige Grundlage des Volkslebens hinzustellen und das Weib gegen Willkür und Mißhandlung zu schützen. Dem Mann ist zwar gestattet, mehrere Frauen in sein Haus einzuführen und seine

Eherecht.

Nachkommenschaft noch mit Nebenfrauen (Kebsweibern) zu mehren; doch wird wiederholt vor dem Mißbrauch dieses Rechts gewarnt, die Monogamie in der Schöpfungssage und sonst als das einzig sittliche Verhältniß hingestellt und die eheliche Verbindung immer auf die Volksgenossen beschränkt; ein Volk für sich sollten sie sein, mit den Heiden sich nicht mischend (Num. 23, 9; Deut. 33, 28). Nur kriegsgefangene Frauen aus andern Stämmen, die als Mägde ins Haus kamen, mochten hie und da die Stelle von Kebsweibern einnehmen. Mit der zunehmenden Bildung verlor sich die Sitte der Vielweiberei mehr und mehr. Auch setzte das Verbot der Heirathen unter nahen Verwandten (die Levirats- oder Pflichtehe ausgenommen) der Mehrweiberei und besonders der Verwilderung der Ehen gewisse Schranken. Dieses unter Androhung der Steinigung für alle Zuwiderhandelnden geschärfte Verbot betraf nicht blos solche Verwandtschaftsgrade, bei denen sich jedes natürliche Gefühl vor einer geschlechtlichen Verbindung abwendet, wie die Mutter und die übrigen Frauen und Beischläferinnen des Vaters, wie die Tochter, Enkelin und Schwester; es erstreckte sich auch auf die Tanten väterlicher und mütterlicher Seits, mit Einschluß der gewesenen Frau des Oheims, auf die verwittwete oder verstoßene Schwiegertochter, auf die angeheirathete Schwester und Stiefschwester und auf die Schwägerin. Aus dem Begriff des Weibes als eines erworbenen Besitzthums erklärt sich auch das altherkömmliche Recht des Hausherrn, sich der Frau, „die nicht Gunst fand vor seinen Augen", durch **Verstoßung** zu entledigen. Da diese Sitte bei der Lockerung der alten Gewissenhaftigkeit und Ehrliebe allmählich zum Uebermaaß vorschritt, so suchte das Deuteronomium dem Mißbrauch durch die gesetzliche Bestimmung einigermaßen zu begegnen, daß der Mann der zu entlassenden Frau einen Scheidebrief mitgebe, damit sie sich anderweitig verheirathen könne, und daß, falls dieser zweite Mann sie abermals verstößt, der erstere sie nicht wieder zu sich nehmen dürfe. — Galt die Frau als erworbenes Gut, so war der Ehemann berechtigt, die angegebenen oder vorausgesetzten Eigenschaften, namentlich die jungfräuliche Reinheit und Echtheit, zu verlangen. Darum bedroht das Gesetzbuch nicht blos den Ehebruch von Seiten der Frau mit dem Tode beider Schuldigen, sondern es dehnt diese Strafe auch auf die Verlobte aus, die einem fremden Manne beiwohnt, und legt den Jungfrauen aufs Strengste das Gebot der Keuschheit auf, sowohl zur Erhaltung guter Zucht, als um dem Eindringen der syrischen Religionssitte der Prostitution einen Riegel vorzuschieben. Bei dem großen Gewicht, welches das Gesetz auf die jungfräuliche Keuschheit legte, mußte es aber auch auf Mittel zu deren Beschützung bedacht sein.

Keuschheitsgesetze.

Zu dem Zweck bestimmte das Deut. (22, 28. 29): „Wer einer unverlobten Dirne beiwohnt, solle dem Vater 50 Sekel Silber zahlen und die Tochter zum Weibe nehmen und sie sein Lebelang nicht entlassen." Eben so schützt es auch die junge Frau gegen verleumderische Anklage: „So Jemand ein Weib nimmt und legt ihr schlechte Dinge zur Last und spricht: an diesem Weibe habe ich die Jungfrauschaft nicht gefunden, so sollen die Eltern vor den Aeltesten der Stadt am Thore Beweise ablegen, daß die Angabe unwahr sei, worauf die Richter den lügenhaften Ankläger anhalten sollen, dem Vater der Dirne 100 Sekel Silber zu geben, und er soll sie zur Frau haben und kann sie nicht entlassen" (22, 13—19).

Gesetze über Ehebruch.

Die durch **Ehebruch** verursachte Verschuldung gegen die Volksgemeinde konnte nach uraltem Recht nur durch die Steinigung der Schuldigen gesühnt werden. Blos in dem einzigen Falle, wenn das Vergehen auf freiem Felde, fern von Menschen vollbracht wurde, sollte den Mann die Strafe allein treffen, die Frau oder Verlobte aber, weil sie um Hülfe geschrien und Gewalt erlitten haben konnte, ungestraft bleiben (22, 23—27). Von dem Verdacht des Ehebruchs konnte nach dem alten Gesetze nur

ein Gottesurtheil reinigen. Zweifelte ein Mann an der Treue seiner schwangern Frau, so sollte er sie zu einem Priester führen. Dieser ging mit ihr in den Tempel und stellte sie vor den Vorhang des Allerheiligsten. Darauf bereitete er ein „Mahnopfer" aus Gerstenmehl, schöpfte aus dem Tempelbrunnen heiliges Wasser in einem irdenen Gefäße und mischte dasselbe mit Staub vom Boden des innern Heiligthums. Mit diesem Tranke trat er zu der mit entblößtem Haupte vor dem innern Heiligthum stehenden Frau und sprach: „Hast du nicht ausgeschweift in Unreinheit hinter deinem Mann, so bleibe ungestraft von diesem Wasser des Wehes; hat aber ein fremder Mann bei dir gelegen, so dringe dies fluchbringende Wasser in deine Eingeweide und mache den Leib schwellen und die Hüfte schwinden, und Jahve mache dich zum Fluch und zum Schwur unter deinem Volke." Das Weib erwiederte: „So sei es! So sei es!" Hierauf tauchte der Priester eine mit den Fluchworten beschriebene Schrift in das Wasser und verrichtete, während die Frau dasselbe trank, das Opfer (Num. 5, 12 ff.). In alten einfachen Zeiten mochte eine solche ergreifende Ceremonie leicht zum Geständniß einer Schuld führen, wie umgekehrt die Wirkungslosigkeit als sicheres Zeichen der Unschuld gelten konnte.

Konnte auch bei den Hebräern Gesetz und Religion nicht ganz die orientalischen Sitten und Anschauungen über das Verhältniß des Weibes unterdrücken, so war doch die Stellung desselben im Allgemeinen viel edler und freier als bei andern Völkern des Morgenlandes. Schon die Beschränkung der Vielweiberei, die eigentlich nur als eine herkömmliche Sitte geduldet wurde, ohne gebilligt zu werden, zeugt von einer höheren Auffassung; die Frauen bewegten sich frei im Leben, waren ja doch einige als Prophetinnen und Dichterinnen aufgetreten; sie nahmen Theil an den öffentlichen Volksfesten und verherrlichten sie durch Gesang, Tanz und Tonkunst. Das Hauswesen, Weben, Kleidermachen, Kochen, Backen, Wasserschöpfen u. dgl. lag ihnen ob, wobei sie im Allgemeinen unverschleiert umhergingen und die Gesellschaft der Männer nicht zu meiden brauchten. Bei dem Hochzeitsfeste führten nach dem fröhlichen Mahle die Eltern ihre geschmückte und beschenkte Tochter selbst in das Brautgemach. Die Verehlichung des Mannes, das Zeichen eines gesunden und kräftigen Volkslebens, wird allenthalben empfohlen und gepriesen. Stellung des Weibes.

Mit den Haus- und Familienrechten steht das Sclavenwesen in innigster Beziehung, das zu tief in der Weltanschauung des gesammten Alterthums wurzelte, als daß es dem hebräischen Volke hätte fremd bleiben können. Jedes angesehenere Haus besaß eine Anzahl Sclaven, die als Vermögensstücke angesehen wurden. Die Mehrzahl war den kananäischen Völkerschaften entnommen und war bald als verschonte Kriegsgefangene oder eroberte Beutestücke, bald durch Menschenraub und Sclavenhandel in den Stand der Knechtschaft gerathen. Doch befanden sich auch geborne Hebräer unter der Zahl der Sclaven; bald waren es Schuldner, die in Ermangelung hinreichenden Vermögens mit dem eigenen Leibe oder mit dem ihrer Weiber oder Kinder die Rückzahlung leisteten, bald überführte Diebe, welche den Ersatz nicht zu zahlen vermochten, bald solche, die sich aus Armuth oder sittlicher Verkommenheit freiwillig in Abhängigkeit begaben, um der Sorge für den eigenen Unterhalt enthoben zu sein. Die in der Sclaverei gebornen Kinder der Sclaven verfielen dem Loose der Eltern, wodurch sich die Zahl wesentlich vermehrte. Die verschiedenen Arbeiten in Feld und Haus wurden durch sie verrichtet. Dieses Verhältniß war seit uralter Zeit zu tief in die ganze Volkssitte verwachsen, als daß das priesterliche Gesetzbuch die gänzliche Beseitigung der Sclaverei hätte fordern dürfen; allein es suchte dieselbe auf alle Weise zu mildern und durch humane Bestimmung das Verhältniß zu veredeln. So sollten alle Sclaven die Beschneidung empfangen und in die Gemeinde Jahve's eingehen; sie Verhältnisse und Stellung der Sclaven.

sollten sich des Sabbats erfreuen und an den Opferfesten Theil nehmen. Das Gesetz beschränkte das Recht des Herrn über Leib und Leben des Sclaven, indem es festsetzt, daß eine körperliche Züchtigung, welche den Tod zur Folge hat, gestraft, und eine stärkere Verwundung mit der Freilassung gesühnt werden solle. Daß der Sclave hebräischen Blutes vor dem fremden gewisse Vorrechte voraus hatte, lag im Charakter des gesammten Alterthums, welches Volksgenossen und Bürger desselben Staates mit anderm Maaßstab maß, als Fremdlinge. Daher bestimmte das Gesetz, daß die Anverwandten einen israelitischen Knecht loskaufen sollten, daß er nicht als Sclave, sondern wie ein Miethling und Beisasse gehalten werde (Lev. 25, 39ff.). Das Deuteronomium dringt besonders darauf, daß ein Sclave oder eine Sclavin nach sechsjähriger Dienstzeit entlassen werde und zwar nicht leer, sondern „ein Geschenk sollst du ihm machen von deinen Schaafen und von deiner Tenne und von deiner Kelter; denn auch du warst Knecht im Lande Aegypten und Jahve hat dich erlöset" (Deut. 15, 12—15). Wer aber das gesetzliche Freiheits-(Sabbat-)Jahr nicht benutzen wolle, sondern das alte Dienstverhältniß vorziehe, dem solle als Zeichen der ewigen Knechtschaft von seinem Herrn in Gegenwart eines Priesters das Ohr mit einer Pfrieme am Thore oder an den Pfosten des Heiligthums durchbohrt werden (Ex. 21, 6). Entlaufene Sclaven, die sich in eine andere Gemeinde gerettet, sollten ihren früheren Herren nicht ausgeliefert werden. Manche von diesen milden Satzungen, namentlich das Gebot der Freilassung im siebenten Jahre, sind jedoch in der praktischen Anwendung auf viele Schwierigkeiten gestoßen und bei der Ausführung vielfach vereitelt worden.

Sorge für Arme und Fremde.

Wie das Gesetzbuch das Verhältniß der Hausgenossen bis zum Sclaven herab zu veredeln und zu mildern bemüht war, so empfahl es auch fremde, namentlich arme und schutzlose Volksgenossen durch Gebote der Humanität und Menschenliebe der Berücksichtigung und Wohlthätigkeit. „So du deine Ernte erntest auf dem Felde," heißt es Deut. 24, 19, „und vergissest eine Garbe, so sollst du nicht umkehren sie zu holen; für den Fremdling, für die Waise und Wittwe soll sie sein." Bei der Weinlese und beim Abnehmen des Oelbaumes soll keine Nachlese gehalten, die zerstreut umher liegenden Beeren nicht gesammelt und die Ecken des Feldes nicht ganz abgeerntet werden, damit der Arme noch etwas finde. Dem Miethling soll am Tage der Arbeit sein Lohn gereicht werden; „und nicht soll darüber die Sonne untergehen, denn dürftig ist er und sehnet sich danach" (24, 15). Auch den Gebrechlichen und Kranken nimmt das Gesetzbuch unter seinen Schutz; es verbietet, den Tauben zu schelten und dem Blinden einen Anstoß zu legen; es spricht den Fluch aus über den, der einen Blinden irre führt (Lev. 19, 14; Deut. 27, 18). Selbst über die Thiere erstreckt sich die gesetzgeberische Rücksicht. Die Hausthiere sollen die Ruhe des Sabbats genießen; dem Ochsen, der da drischet, soll man nicht das Maul verbinden (Deut. 25, 4), bei einem Vogelnest soll man mit den Jungen nicht auch die Mutter nehmen, sondern letztere fliegen lassen (Deut. 22, 6. 7). Selbst die Fremden von nicht hebräischer Abkunft erfreuen sich einer gewissen Milde und humanen Berücksichtigung. Wie sehr auch das Gesetzbuch den nationalen Haß gegen die kananäischen Völkerschaften festhält, so daß es gebietet, in den eroberten Städten alles Männliche mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, und die lange Reihe von Geboten über das Verhalten der Menschen mit dem Befehle der Vertilgung der Amalekiter schließt (Deut. 25, 17—19), so stellt es doch den Grundsatz auf, daß man alle Hülflose ohne Rücksicht der Abstammung, alle Wittwen, Waisen und Fremdlinge liebreich behandeln solle. „Liebet die Fremdlinge, denn Fremdlinge seid ihr gewesen im Lande Aegypten." „Verflucht, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und der Wittwe beuget" (Deut. 10, 19; 27, 19).

F. Rückblick auf die Literatur der Hebräer (Sammlung des sog. Alten Testamentes).

Die weitere Geschichte des jüdischen Volkes und Staates ist eng mit der Geschichte des alexandrinischen und des römischen Zeitalters verflochten und kann erst im dritten Bande dieses Werkes zur Darstellung kommen. Nur in einer Beziehung setzen wir diese Geschichte gleich hier bis in die Tage unserer christlichen Zeitrechnung fort, weil diese Weiterführung zugleich auch einen abschließenden Rückblick auf alles Bisherige, insonderheit auf das literarische und geistige Leben Israel's in sich schließt. Wir haben gesehen, wie in Israel die Priester die Erben der Propheten, die Schriftgelehrten aber die Erben der Priester geworden sind. Sie sind es auch, auf deren theologische und literarische Betriebsamkeit die Sammlung der prophetischen und priesterlichen Schriftstellerei der Vergangenheit, die Vereinigung der in hebräischer Sprache abgefaßten, heiligen Schriften des Volkes in der Sammlung zurückzuführen ist, die wir jetzt gewöhnlich, seitdem die Kirche ihr eine ähnliche Sammlung altchristlicher Schriften unter dem Namen des Neuen Testamentes an die Seite gestellt hat, unter der Gesammtbezeichnung des Alten Testamentes verstehen.

Seitdem in und nach den Tagen Esra's das Gesetz seine endgültige schriftliche Gestalt empfangen hatte, verschaffte man sich in allen bedeutenderen Gemeinden des Judenthums Abschriften davon und führte ähnliche Vorlesungen desselben ein, wie sie unter Esra und Nehemia in Jerusalem vorgekommen waren. So bildeten fortan Vorlesung und, als die hebräische Sprache hinter der syrischen zurückzutreten anfing, Uebersetzung und Erklärung des Gesetzes einen Hauptbestandtheil der gottesdienstlichen Versammlungen in den Lehrhäusern (Synagogen). Der Begriff der hier vorlesbaren, d. h. heiligen Schriften beschränkte sich zunächst aber noch ganz auf das „Gesetz", d. h. die fünf Bücher des Mose. Die Juden fassen dieselben zusammen unter dem Namen der Tora. So nannte man früher wohl das priesterliche Orakel, besonders die prophetische Unterweisung, dann das Gesetzbuch des Josia, welches sich mit der Zeit zu dem heiligen Fünfbuche erweiterte, zu dessen Bezeichnung der griechische Name Pentateuch gebildet wurde. Neuere sprechen, um die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des fünften Buches mit dem Buche Josua anzudeuten, von einem Hexateuch (Sechsbuch). In der That schließen sich an die Mosebücher durch das Buch Josua die älteren Geschichtsbücher an. Da dieselben fast durchweg im prophetischen Geist geschrieben sind, gelten sie als Werke der Propheten, sofern diese letzteren nicht bloß geweissagt, sondern auch als Geschichtschreiber das Andenken an die Vergangenheit bewahrt und in einer Weise bearbeitet haben, daß die religiös-sittlichen Lehren, welche sich aus Vergegenwärtigung dieser Vergangenheit ergaben, die leitenden Gesichtspunkte für die geschichtliche Darstellung bilde-

Die drei Sammlungen.

ten. So entstand allmählich eine zweite Sammlung heiliger Bücher, die sog. Propheten, welche man in ältere und jüngere eintheilte. Unter jenen verstand man die von der Wirksamkeit der Propheten zeugenden Geschichtsbücher, die jetzt mit den Namen Josua's und der Richter, Samuel's und der Könige gekennzeichnet werden; unter diesen die schriftliche Hinterlassenschaft von drei großen (Jesaja, Jeremia, Ezechiel) und zwölf kleinen Propheten (Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi). Während aber das Ganze des Alten Testamentes in den neutestamentlichen Schriften oft nach diesen beiden Hauptbestandtheilen als „Gesetz und Propheten" bezeichnet wird, tritt den beiden Klassen im Laufe der Jahrhunderte noch eine dritte zur Seite, welche nicht leicht durch einen bezeichnenden Gesammtnamen zu bestimmen war, zuweilen aber von der ersten und meistgelesenen der in sie aufgenommenen Schriften „Psalmen" (Luc. 24, 44), oder „Hymnen" später schlechthin „Schriften" genannt wurde. An die Psalmen reihten sich die Sprüche Salomo's, an sie das Lehrgedicht Hiob an. Dann folgten als eine besondere kleinere Sammlung die sog. Rollen, d. h. das Hohelied, das Büchlein Ruth, die Klagelieder, der Prediger und das Buch Ester. Aber schon die Thatsache, daß in diese dritte Klasse nunmehr auch noch ein prophetisches Buch, Daniel, und endlich auch einige Geschichtsbücher, Esra, Nehemia und die beiden Chronikbücher Aufnahme fanden, weist darauf hin, daß die früheren Sammlungen schon geschlossen gewesen sein mußten, als in dieser dritten diejenigen Bücher sich ansammelten, welche außerdem in hebräischer Sprache entweder sich erhalten hatten oder in jener Spätlingszeit noch entstanden waren. So gibt die jüdische Dreitheilung der heiligen Schriften zugleich den besten Aufschluß über die Art und Weise ihrer Entstehung und Sammlung.

Die drei Gruppen.

Uns aber interessirt jetzt weniger die Geschichte der Sammlung, welche noch zur Zeit Jesu nicht ganz endgültig abgeschlossen gewesen zu sein scheint, als vielmehr die Entwickelung der in ihr enthaltenen hebräischen Literatur, sofern dieselbe meist während des in diesem Bande zur Darstellung gebrachten Zeitraumes Entstehung gefunden hat. Und zwar kann, wenn wir nicht blos die jetzt vorhandenen Schriften, sondern auch die Quellen in Betracht ziehen, darauf sie zurückweisen, recht wohl von einem Jahrtausend literarischer Entwickelung geredet werden. Die Producte derselben lassen sich füglich in die übersichtlichere Disposition eingliedern, welche im Unterschiede von der soeben begründeten Eintheilung der hebräischen Bibel den abendländischen Uebersetzungen zu Grunde liegt: historische, poetische und prophetische Schriften.

I. Die historischen Schriften.

Die Sage bei den Hebräern.

Auch bei den Hebräern geht, wie bei andern Völkern des Alterthums, die Geschichte von der S a g e aus; aber diese Sage verflüchtigt sich nicht in einen

Kreis von Göttermythen, sondern nimmt frühzeitig die feste Gestalt einer menschlichen Helden- oder Völkersage an. Die Jahvereligion, wonach Gott als Geist über der Natur und Welt steht und sie, die Schöpfung seiner freien sittlichen Willenskraft, beherrscht, bewahrte vor den sinnlichen Ausschreitungen der Naturreligionen. Zwar liegt es im Wesen der Sage, daß das Göttliche und Menschliche noch in inniger Wechselbeziehung, in deutlich wahrnehmbarem Verkehr mit einander stehen, und auch die hebräische Sage kann sich von dieser dem Kindheitszustande der Völker nothwendigen Vorstellung nicht frei halten; auch sie beruht auf der Voraussetzung unmittelbarer Einwirkungen eines selbstbewußten, freihandelnden, von Sympathien und Antipathien bewegten Nationalgottes in die menschlichen Dinge und Lebenserscheinungen; aber sie nimmt viel bestimmter den Charakter geschichtlicher Erzählung an und erweitert sich nicht so, wie dies in anderen orientalischen Culturreligionen der Fall ist, zu unabsehbaren Mythenkreisen, zu Phantasiegebilden von unter sich verwandter und doch mannichfaltiger Färbung; sie nimmt gleich anfangs eine bestimmte Richtung zu fester persönlicher Gestaltung, indem sie das Zerstreute und Vereinzelte sammelt und auf scharf ausgeprägte Persönlichkeiten überträgt. Hatte in der Volksphantasie und in der mündlichen Ueberlieferung eine solche Heldengestalt bereits festen Boden gewonnen, so fand die Sage an ihr den natürlichen Halt; Lieder, Sprichwörter und Denksteine, jährlich wiederkehrende Einrichtungen und Gebräuche, besonders Festtage, dienten ihr zur Stütze und Unterlage, wie bei den hehren Gestalten der Patriarchen und bei den Volkshäuptern von Mose bis in die Richterzeit. Eine ganz besonders fruchtbare Quelle zu solcher Sagenbildung gab die etymologische Erklärung der Eigennamen von Personen und Oertlichkeiten. So manche Sagen aus dem Wüstenzug oder aus den Zeiten der Richter. So gab der Ortsname Lechi, d. i. Kinnbacken und Felsenvorsprung, Anlaß zur Sage von Simson's Waffe. Doppelsagen entstanden naturgemäß aus verschiedenen Erklärungsversuchen. Isak bedeutet Lachen, bald weil Abraham, bald weil Sara über seine Geburt, bald auch weil über die Sara die Leute gelacht haben. Betel heißt der betreffende Ort, bald weil dort Jakob auf der Flucht die Himmelsleiter geschaut, bald weil ihm auf der Rückkehr Gott erschienen ist und seinen Namen in Israel umgewandelt hat. So riefen Steine und Altäre, Brunnen und Bäume das Gedächtniß an die Erzväter wach. Ueberall fand man ihre Fußtapfen. Auf solche Weise hat nicht blos der israelitische Volksgeist seine gemeinsamen Ideale verkörpert, sondern es wurde unter Umständen auch ein ganzer Stamm, mitunter auch ein ganzes Zeitalter, unter einem Gesammtnamen zu einer Persönlichkeit umgeschaffen, die dann als Repräsentant und Inbegriff des Stammes in seiner geschichtlichen Erscheinung und besonders in seiner Ausscheidung vom Nationalganzen gilt; wie Heber, Moab (Loth), Ismael, Edom u. A. Je höher die Sage in die Vorzeit hinaufstieg, desto seltener fanden sich solche ganze Zeitalter und Generationen vorstellende Geschlechts-

oder Stammnamen, die „wie große Trümmer auf einer Fläche weiter Verwüstung emporragten", daher man sich bei der spätern Aufzeichnung genöthigt sah, die Lücken durch eine Lebensdauer von mehreren Jahrhunderten auszufüllen.

Fortbildung der Sage. Sicher entstand die ganze Legende von den Erzvätern erst, nachdem das Volk sich schon längere Zeit im Lande Kanaan festgesetzt hatte; und zwar gehören die Geschichten von Abraham besonders der Gegend von Hebron an, während die von Jakob in Sichem zu Hause sind. Trotz der mannichfaltigen und verschiedenen Gestaltung, welche diese Sagen im Laufe der Zeit durch die mündliche Tradition angenommen haben mochten, und trotz des Schwankens und der Willkür bei der Darstellung der einzelnen Umstände, wodurch sich von derselben Begebenheit oft mehrere Relationen bildeten, bewahrten sie doch ihren ursprünglichen Kern, in dem sich das innere und äußere Volksleben in seiner ganzen Fülle und Frische abspiegelte und der um so reiner und unentstellter sich fortpflanzte, als das hebräische Volk in seiner nationalen Abgeschlossenheit vor der Einführung fremder Elemente bewahrt blieb. Auf der anderen Seite ist dieser Kern freilich nicht als eine feste, zum Abschluß gekommene Errungenschaft zu betrachten; er war vielmehr ein noch im Leben und Wachsthum begriffener Stoff, an den jede Generation ihre Bildungselemente ansetzte und der daher stets das Gepräge der Zeit an sich trug, ein im Gemüth und in der Phantasie ruhender Schatz, bei dessen endlicher Aufzeichnung sich die Vorstellungsweise und Geistesrichtung des Darstellers ebenso kund gab, wie bei der mündlichen Fortpflanzung die Natur und die geistige Eigenthümlichkeit des Erzählers.

Die Ueberlieferung. Diese hebräischen Sagen erhielten sich Jahrhunderte lang im lebendigen Bewußtsein des Volkes, von jedem Geschlechte treu bewahrt und den Nachgebornen, mit neuen Errungenschaften vermehrt, mündlich überliefert. Sie waren der heilige Schrein, in dem der religiöse Glaube, die volksthümlichen Sitten und Einrichtungen, die Gebote und Anordnungen der Väter ihre Stätte fanden, in dem die Volksgesetze, die im Laufe der Zeit zur Geltung kamen, und die Priestersatzungen und Cultusformen späterer Tage neben den uralten Stammesüberlieferungen ruhig Platz nahmen. Da sie dem Bewußtsein und der Erinnerung des Volkes tief eingeprägt waren, so unterließ man die Aufzeichnung selbst dann noch, als man sich längst an den Gebrauch der Schrift gewöhnt hatte; warum sollte man aufschreiben, was in Aller Mund lebte? So wurden die Erzählungen aus der Zeit der Stammväter, die Begebenheiten in Aegypten und auf dem Wüstenzuge, die Eroberung Kanaans unter Josua und die Heldenthaten der Richter nur in mündlicher Ueberlieferung fortgeführt, angelehnt und gestützt von uralten Gebräuchen, Sitten, Volkssprüchen, Liedern und andern Erzeugnissen eines regen, zur Cultur sich emporarbeitenden Volkslebens. Ebenso waren Propheten und Priester Jahrhunderte lang die Depositäre eines weitläufigen Land- und Stadtrechtes, welches sich ausbildete und feste

Formen annahm, ohne deshalb in seiner Masse schriftliche Fixirung zu finden. Erst als zu befürchten stand, daß unter der Menge des Bedeutsamen, das jede neue Generation zur Erscheinung brachte, die Traditionen der Väter verloren gehen oder abgeschwächt werden könnten, oder daß das Volksbewußtsein, gänzlich mit den Zuständen, Lebensformen und Anliegen der Gegenwart erfüllt, die Errungenschaft der Vergangenheit weniger treu pflegen und bewahren würde, machte sich die Nothwendigkeit einer schriftlichen Aufzeichnung fühlbar.

Entstehung der Bücher Mose's.

Aber selbst in den ersten großen Umrissen geschah eine solche Aufzeichnung auf keinen Fall vor den Zeiten Samuel's; in umfassenderer Weise frühestens, als in den Zeiten der Könige die alte Einfachheit und herkömmliche Sitte der verfeinerten Lebensweise und der erweiterten Weltanschauung des neuen Culturstaates weichen mußte. Daß der Pentateuch in seinem ganzen Umfang weder von Mose herrührt, noch das Werk eines einzigen Verfassers sei, hat die historische Kritik überzeugend nachgewiesen; es erhellt dies aus den zahlreichen, z. Th. ungeschickt mit einander verflochtenen, z. Th. einfach neben einander gestellten Parallelberichten, aus der Wiederholung von Gesetzen mit auffallenden Verschiedenheiten, ja aus nicht seltenen Widersprüchen, die sich wie im geschichtlichen so im gesetzlichen Material finden, aus Verweisungen auf andere Quellen wie das „Buch von den Kriegen Jahve's" (Num. 21, 14), aus dem geographischen Standpunkte der Bezeichnung „jenseit des Jordans" (Num. 35, 14; Deut. 1, 1. 5; 3, 8; 4, 46), nicht zum mindesten auch aus der Differenz der Gottesnamen. Während nämlich der Verfasser des von der neuern Kritik lange als „Grundbuch" bezeichneten Werkes in der vormosaischen Zeit von Gott immer in der Mehrheit „Elohim" spricht und erst von der Selbstbenennung Gottes als Jahve (Ex. 6) an letzteren Namen anwendet, gebraucht ein anderer Erzähler nur diesen, selbst in der von ihm herrührenden Schöpfungsgeschichte, so wie in der Fluthsage und in der Darstellung der Plagen und Wunder in Aegypten, im Segen Jakob's u. a. St. Daher der Widerspruch, daß nach Gen. 4, 26 der Name Jahve schon vor der großen Fluth bekannt war, nach Ex. 6, 3 aber nicht einmal die Patriarchen von ihm gewußt haben. Jedenfalls bedienen sich seit letzterem Momente alle Quellen unseres Pentateuch's gelegentlich auch des Namens Jahve, so daß die Unterscheidung nach den Gottesnamen schwierig wird.

Als eines der wenigen sicheren Ergebnisse unserer Pentateuchkritik darf die Existenz eines großen jahvistischen Werkes betrachtet werden, welches, wenn es auch selbst schon elohistische Elemente in sich aufgenommen hat, doch mehrere Jahrhunderte älter ist als der sogenannte Elohist und priesterliche Gesetzgeber. Das, vielleicht um 850 von einem Ephraimiten verfaßte, Werk des Jahvisten liegt allen Anspielungen der Propheten auf die alte Volkssage zu Grunde und bildet den Stamm in den Büchern Genesis und Josua, während nur Einzelnes daraus in die Bücher Exodus und Numeri, nichts in den Leviticus übergegangen ist. Aber auch schon gesetzliche Elemente enthielt dieses, in sich vollständige Werk, namentlich jenes „Bundesbuch", darin wir den ältesten Kern der sogenannten mosaischen Gesetzgebung erkannt haben (S. 585). Aelter als das Deuteronomium sind dann ferner außer den beiden Formen des Dekalogs

(S. 582) auch manche poetische Stücke, die wir in der zweiten Abtheilung behandeln. Die nächste große Epoche in der gesetzgeberischen Entwickelung bildet nach dem Jahvisten jedenfalls das eben genannte, wie wir oben sahen (S. 732 f.), unter oder kurz vor Josia entstandene Werk. Sehr merklich unterscheidet sich dieses fünfte Buch von den vier ersten durch Ton und Darstellung. Während in diesen, die der Hauptsache nach erst auf Rechnung des Elohisten kommen, die äußerliche Gesetzlichkeit vorherrscht, ruht der Ton im Deuteronomium auf den religiös-sittlichen Grundsätzen und finden sich deshalb neben bestimmten Befehlen auch zahlreiche Empfehlungen von Pflichten, deren Erfüllung nur Gewissenssache des Einzelnen sein kann, wie Herzensreinheit, Gottesliebe, gesellschaftliche Tugenden u. a. So athmet das Deuteronomium prophetischen Geist und die rednerische Fülle seines Ausdrucks, die ermahnende, aufmunternde, eindringliche Rede, die es führt, ist die Sprache der Propheten selbst. Endlich muß noch der eigentliche Elohist als eine selbständige Größe anerkannt werden, die aber keinem vorexilischen Schriftsteller bekannt ist.

Unser jetziger Pentateuch ist somit ein äußerst complicirtes Werk, darin die verschiedenartigsten Schichten von Ueberlieferung und Gesetzesbildung sich zu einem keineswegs sehr übersichtlichen und durchsichtigen Ganzen zusammengeschlossen haben. Das erste Buch desselben, von seinem Inhalt griechisch Genesis (Entstehung) genannt, vertritt bei den Hebräern einfach das nationale Epos. Sowohl die wenigen wirklich geschichtlichen Erinnerungen, welche das Buch bietet, wie auch die zahlreichen Sagen, deren Motive und Tendenzen wir kennen gelernt haben, stehen mit den gesetzlichen Bestimmungen der vier späteren Bücher in einem so offenen und unverhüllten Widerspruch, daß sie dieselbe Gestalt, in der sie hier vorliegen, schlechterdings schon lange vor der Fixirung des Gesetzes gewonnen haben müssen. Daher gehen Abraham und Jakob Ehen ein, die im Gesetz mit dem Tode bestraft werden, errichten Malsteine und beten unter Bäumen an, d. h. folgen einer Weise des Gottesdienstes, die von den späteren Propheten für Greuel erklärt wurde. Andererseits legt das Buch gegen seine Herkunft aus altmosaischer Zeit selbst lauten Widerspruch ein. Das Königthum, welchem sich noch Samuel als einer Rebellion wider Jahve widersetzte, wird 17, 6; 35, 11 dem Abraham als eine höchste Glorie seines Stammes verheißen, und 36, 31 sieht der Verfasser sogar auf eine Vorzeit zurück, da Könige in Edom herrschten, „ehe denn die Kinder Israel Könige hatten“.

Im Uebrigen wurde schon darauf hingedeutet, daß besonders in diesem Buche der Wechsel elohistischer und jahvistischer Bestandtheile ersichtlich zu Tage tritt, wobei die letzteren voll naiver Anthropomorphismen erscheinen, dagegen die ersteren einem entwickelteren, den Bedürfnissen des Gedankens entsprechenden Gottesbegriffe Rechnung tragen. Während daher der erste, elohistische, Schöpfungsbericht ein zwar auf vorangehender Psalmen- und Lehrdichtung ruhendes, aber doch merkbar gedankenmäßig vermitteltes Bild von Gottes die Welt durch bloßes Wort aus dem Nichts hervorrufender Schöpferkraft darstellt, verarbeitet der zweite, jahvistische, Bericht die farbigen Stoffe der assyrisch-babylonischen, vorzugsweise aber persischen Sagenwelt von Eden und Lebensbaum, von Schlange und Sünde, von Feigenblättern und Paradieseshüter. Auch der Fluthsage und dem Thurmbau sind wir schon in der assyrisch-babylonischen Geschichte begegnet (S. 413 f., 421 f.), und der Nimrod der Genesis (10, 8—12) stellt die Entstehung des assyrischen Reiches aus babylonischer Wurzel dar (S. 435).

Die vier mittleren Bücher, genannt Exodus (Auszug, nämlich aus Aegypten), Leviticus (wegen der darin enthaltenen levitischen Gesetze) und Numeri

(wegen der darin mitgetheilten Zählungslisten des Volkes), umfassen dem größten Theil ihres Inhaltes nach den sog. Priestercodex. Derselbe stellt eine ziemlich planlose Sammlung von Gesetzen dar, welche unabhängig von einander formulirt worden sind und sich daher nicht immer gefügig zu einander verhalten. Eine gewisse Ordnung läßt er fast nur in seinen geschichtlichen Theilen erkennen. An sie reihen sich an die Beschreibung der Stiftshütte im Exodus und die Opfer-, Priester- und Reinigungsgesetze im Leviticus; dann aber hört alle Ordnung auf, und man muß das Zusammengehörige oft aus den weit aus einander liegenden Stellen zusammenlesen. Zuweilen erkennt man besonders im Leviticus noch kleinere Sammlungen, wie Cap. 1—7, Cap. 11—15 und besonders Cap. 17—26 — eine Partie, welche sehr an Ezechiel erinnert, während man andere Theile des von Ezechiel formulirten Gesetzes fallen ließ. Die Zeit dieses Priestergesetzes läßt sich nämlich schon dadurch mit einiger Genauigkeit bestimmen, daß Ezechiel sich im Allgemeinen an das Deuteronomium anschließt, seine eigenen Fortbildungen aber zwar in der Richtung des Priestercodex gehen, aber mit so freien Abweichungen von demselben, daß er ihn schwerlich schon gekannt haben kann. Noch der babylonische Jesaja kennt nur die jahvistischen und die deuteronomischen Bestandtheile unseres Pentateuchs; ohne Unterschied seiner Elemente setzen letzteren erst die Denkwürdigkeiten Nehemia's voraus.

Aber auch so betrachtet enthalten die sog. fünf Bücher Mose's immerhin die geistige Errungenschaft und den innern Entwickelungsgang der Nation in vielen Jahrhunderten des Schaffens und Mühens, die Summe der Schöpfungen, die ein thatkräftiges, bildungsfähiges und hochbegabtes Volk in Religion und Sitte, in Staat und Recht, in den innern Beziehungen zur Gottheit, wie in dem äußern Verkehr des menschlichen Lebens ins Dasein gerufen. Und zwar empfingen im Laufe der Zeit diese Errungenschaften des bürgerlichen und religiösen Volkslebens eine doppelte Fixirung, entsprechend den beiden großen Werken, in welche unser Pentateuch, beziehungsweise Hexateuch, nach den Resultaten der hier befolgten Forschungen aus einander fällt. Das Deuteronomium stellt die in prophetischem, der Leviticus die in priesterlichem Geiste gefaßte Gesetzgebung dar. Jenes, das Gesetz des Josia, wurde noch vor der Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer mit einer Einleitung und einem Schlusse umgeben und dadurch mit dem großen jahvistischen Werke verbunden, während der Priestercodex von Esra ebenso mit dem elohistischen Rahmen als historischer Einkleidung umgeben worden ist, wie der Rahmen, darein das Deuteronomium versetzt wurde, ein jahvistischer ist. Gewöhnlich sieht man in Esra freilich nicht blos den elohistischen Ergänzer oder sogar Verfasser des Priestercodex, sondern den Redactor des ganzen Pentateuchs. Sei es nun, daß er selbst, sei es, daß nach ihm die Männer der sog. großen Synagoge dieses Redactionswerk vollzogen haben: gekennzeichnet ist letzteres vor Allem dadurch, daß man das spätere Werk, weil es von der Weltschöpfung ausholte und die Gesetzgebung schon zu Anfang

des Wüstenaufenthaltes auf dem Berge Sinai, der im Deuteronomium Horeb heißt, statthaben läßt, vor das ältere gestellt hat, darin Mose (nicht Gott selbst, wie im Priestercodex) erst im Lande Moab, kurz vor seinem Tode, das ausgeführte Gesetz verkündigt. So trat die letztere Verkündigung unter den Gesichtspunkt eines „zweiten Gesetzes", einer „Gesetzeswiederholung", und hat mit dieser, durch ihre Stellung so einleuchtenden, Etikette dazu beigetragen, die gelehrte Forschung bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert herein irre zu führen (vgl. S. 477 f.).

Eng in die Geschicke des Pentateuchs verflochten ist das Buch Josua. Dasselbe bezieht sich fast ganz auf das Deuteronomium, mit welchem es alle geschichtlichen Voraussetzungen und nicht minder auch den theologischen Anschauungskreis in einer Weise theilt, daß man sich auf die Annahme gewiesen sieht, ein und derselbe Verfasser habe sowohl durch Hinzufügung von Eingang und Schluß (Cap. 1—4. 27. 29—34) dem Deuteronomium seine jetzige Gestalt gegeben, als auch auf Grund der jahvistischen Quelle das Buch Josua verfaßt, so daß demnach die beiden letzten Bücher des Hexateuch als die auf uns gekommenen Ueberreste der jahvistischen Schriftstellerei zu betrachten sind, in welche sich nur wenige elohistische Bestandtheile, besonders am Schlusse des Deuteronomiums, verirrt haben. Freilich spricht die gerade diesen Büchern eigenthümliche Erwähnung von Sitten und Einrichtungen, welche Bestand haben „bis auf diesen Tag", schon an sich für den weiten Abstand, welcher zwischen ihnen und der erzählten Geschichte besteht. Aber auch der schöne Lobgesang Mose's auf Jahve, der sein Volk bewahrt wie seinen Augapfel und es schützt und führt „wie der Adler, der über seinen Jungen schwebet, seine Flügel über sie breitet und auf seinen Schwingen trägt" (Deut. 32, 11), und der dem „Segen Jakob's" in der Genesis nachgebildete „Segen Mose's" im vorletzten Capitel mit dem jubelnden Schlußruf „Heil dir, Israel! Wer ist wie du, ein Volk beglückt von Jahve, dem Schilde deiner Hülfe und dem Schwerte deiner Hoheit: Freundschaft heucheln dir deine Feinde, du aber schreitest einher über ihre Höhen" (33, 29) — sie zeugen sowohl von dem poetischen Schwung und dem Bilderreichthum, der durch die geistige Thätigkeit der Propheten in die hebräische Literatur eingedrungen war, als von dem milderen Geist der fortgeschrittenen Zeit, wonach Jahve nur Segen über sein Volk ausspricht, keinen Stamm mehr mit seinem Fluche belegt. Der Schluß des Deuteronomiums, d. h. der Bericht über Mose's Tod (Cap. 34) ist ein naives Geständniß des Verfassers, daß nicht der große Gesetzgeber selbst die Lehren und Gebote in der gegebenen Weise aufgestellt, sondern daß ein Nachgeborner in seinem Geiste gesprochen habe, und das Buch Josua vollends erhebt nicht den leisesten Anspruch auf Abfassung durch seinen Helden.

Das Buch der Richter. Aus dem Zeitraume von Josua bis Samuel sind jedenfalls nur spärliche schriftliche Urkunden in die spätern Jahre gelangt. Diese Heldenzeit der Rich-

ter, „da kein König in Israel war und Jeder that, was ihm recht däuchte", lebte in einzelnen großen Zügen wohl lediglich im Munde des Volkes fort, unterstützt von alten Gesängen und Volksdichtungen, wie das Deboralied und die Fabel Jotam's, und angelehnt an eine ziemlich willkürliche Reihenfolge der zwölf Volksrichter. Diese Erzählungen voll poetischer Anschaulichkeit und Frische, voll Leben und Wahrheit wurden in der Königszeit gesammelt und in der ganzen volksthümlichen Ursprünglichkeit aufgezeichnet. So entstand in der Folge, wahrscheinlich erst in der babylonischen Gefangenschaft, das „Buch der Richter", jedenfalls gleichzeitig und im Zusammenhang mit den Königsbüchern, deren ältere Elemente etwa aus den Zeiten Jesaja's stammen dürften. In jenem, der Richterzeit geltenden, Werke ist zwar der ursprüngliche Charakter der Volkssagen unverwischt und treu beibehalten, so daß es mit Recht als das „Heldenbuch" der Nation bezeichnet werden kann, aber das Ganze ist unter einen theokratischen Pragmatismus gestellt, indem die priesterlich-prophetische Anschauung, daß der Abfall von Jahve die Ursache alles Leids und Elends gewesen und nur durch Buße und Bekehrung die göttliche Hülfe und Rettung erlangt worden sei, sich durch die geschichtliche Darstellung hinzieht. Hatte schon der älteste Sammler und Aufzeichner die Tendenz aus den herrschenden Unordnungen und Ungesetzlichkeiten der Richterzeit die Vorzüge der königlichen Herrschaft vor der republikanischen Ungebundenheit darzuthun, so schob nun der zweite Verfasser seine theokratisch-pragmatischen Anschauungen als neue Verbindungsglieder in die Erzählung der Thatsachen hinein.

Als Juda an den Wasserbächen Babels trauerte, da richtete wohl mancher Gefangene den kummervollen Blick in die Vergangenheit des Volkes und suchte Trost und Belehrung für die trübe Gegenwart in der großen und glücklichen Zeit der Väter. Man forschte in den poetischen Ueberlieferungen und in den prosaischen Geschichtswerken, die das Volk mit den übrigen geistigen Gütern und Schätzen in die Verbannung gerettet, und bearbeitete namentlich die Reichsannalen in dem prophetischen Sinne jener Tage. Insonderheit machte man daraus Auszüge, wie sie den Zeitgenossen am nützlichsten und lehrreichsten sein mochten. So entstanden außer dem Richterbuche die zwei Bücher Samuel's und die Bücher der Könige; aber wie im Buche der Richter wurde auch in diese Geschichtsbücher jener theokratische Pragmatismus und die priesterlich-prophetische Anschauung eingeführt. Die bisherigen Unglücksfälle und das Elend der Gegenwart sollten als gerechte Strafgerichte Jahve's für den Abfall zum Götzendienst und die Uebertretung der Gebote und Bundesgesetze erscheinen, um in den nachgebornen Geschlechtern Treue, Buße und Besserung zu erwecken, wodurch allein Gottes Zorn gesühnt und das untergegangene Reich wieder in voller Herrlichkeit hergestellt werden könnte. Die Geschichtsbücher.

Bei der Zusammenstellung der Königsbücher standen dem Verfasser offenbar ältere Werke zu Gebote, deren Beschaffenheit sich noch aus einzelnen Theilen der jetzigen Das Buch der Könige.

Bearbeitungen erkennen läßt. Von der Art waren 1) die Tagebücher der Könige oder die „Reichsjahrbücher", die von den Hofgeschichtschreibern angefertigt wurden und hauptsächlich in urkundlichen Aufzeichnungen aller Begebenheiten, Einrichtungen, Bauunternehmungen u. A., in der Aufzählung der Beamten, Heerführer, Glieder des königlichen Hauses u. dgl. m. bestanden. Solche geschichtliche Aufzeichnungen und Namenlisten, die unmittelbar nach dem Tode eines jeden Königs zum Abschluß gekommen sein mögen, gaben eine große Menge geschichtlicher Erinnerungen mit zuverlässigster Genauigkeit, aber sie gaben sie „ganz spröde und hart, ohne die eigentliche Fülle und schöne Umständlichkeit längerer Schilderung, ohne einen wahren Fluß von Erzählung". 2) Alte Gesänge, vielleicht auch prophetisch-geschichtliche Aufzeichnungen wichtiger Begebenheiten und Reden aus dem Leben der ältern Propheten, eines Samuel und Natan und vor Allem eines Elia und Elisa, deren Lebensgeschichte am auffälligsten die Auszüge aus den Jahrbüchern unterbricht. 3) Familiendenkwürdigkeiten und Erzählungen aus dem Leben David's und seines Geschlechtes. Von dieser Gattung althebräischer Geschichtschreibung hat sich ein schönes Denkmal erhalten in der lieblichen Erzählung von der ährenlesenden Ruth, worin eine alte Sage aus der Vorzeit des Davidischen Hauses in einfacher poetischer Weise dargestellt wird, um einen wichtigen Punkt in David's Ahnengeschichte aufzuhellen. Auf eine verhältnißmäßig späte Abfassung deutet sowohl die chaldäische Färbung der Sprache, als die Art, wie 4, 7 eine alterthümliche Volkssitte erläutert wird. Wahrscheinlich ist dieses anmuthige Gemälde eines gemüthvollen, sinnig frommen Stilllebens voll Einfachheit, Pietät und häuslicher Tugend, das Goethe das lieblichste Naturgemälde nennt, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist, etwa um das Jahr 500 entstanden. „Damals hatte Serubabel, der Nachkomme David's, sich die größten Verdienste um die junge Colonie erworben und namentlich den Tempelbau gefördert. Aus solchen Zeiten, wo den verarmten Nachkommen David's nichts übrig blieb, als durch innere, sittliche Größe eine Stütze des Volkes zu werden, begreift man am leichtesten unsre Idylle; ja sie gewinnt erst hier ihre rechte Bedeutung." E. Meier, dem wir diese Darstellung entnehmen, findet in der damals herrschenden Sitte der Juden, sich mit ausländischen Frauen zu verheirathen (Esra 9), den Grund, wie dem Dichter die Abkunft des Königsgeschlechtes von einer Moabiterin noch nicht anstößig erscheinen konnte, wie es in und nach den Zeiten der Reform des Esra hätte der Fall sein müssen.

Das Buch Ruth.

Die Bücher Samuel's und der Könige.

Mehr oder weniger kennzeichnen sich alle alttestamentlichen Geschichtsbücher durch die Eigenthümlichkeit, daß sie Menschen, Zustände und Begebenheiten der Vergangenheit nach denjenigen Gesichtspunkten beurtheilen, welche zur Zeit der Verfasser die geltenden und maßgebenden waren. Indem sie auf solche Weise die Verhältnisse der Gegenwart unwillkürlich in die Vergangenheit übertragen, können sie nicht umhin, jene Gegenwart viel zuverlässiger zu schildern als diese Vergangenheit, und man muß deshalb durchweg die Lage der Dinge, welche sie als die normale betrachten und darum als jederzeit vorhanden voraussetzen, unterscheiden von derjenigen, welche sich nach Abzug dieser, die eigene Gegenwart der Schriftsteller charakterisirenden, Momente als Vergangenheit von der Gegenwart unterscheiden läßt. So bietet namentlich für unsere Königsbücher das Deuteronomium den Maaßstab der Beurtheilung, beziehungsweise auch Verurtheilung der ganzen Vergangenheit des Volkes. Nach den Normen des Deute-

ronomiums wird der vorexilische Stoff alter Ueberlieferungen etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts völlig umgestaltet und gelegentlich auch an vielen Stellen, namentlich in den rein geschichtlichen Erzählungen, verkürzt, hie und da auch durch Einschaltungen (wie das Lied der Hanna 1. Sam. 2) vermehrt. Hauptsache aber ist, daß das Ganze unter den religiösen Gesichtspunkt gestellt und zu diesem Behuf der Lauf der Erzählung häufig durch Bemerkungen und Reflexionen im theokratisch-prophetischen Sinne unterbrochen, die prophetische Anschauungsweise „zum Lichte und Leben der Geschichtsbetrachtung" gemacht wurde. Diese letzte Ueberarbeitung kann erst in der zweiten Hälfte der babylonischen Verbannung vollendet worden sein, als der gefangene König Jojachin bereits gestorben war. Bei der Darstellung der Begebenheiten nach der Reichstrennung begnügte sich dieser Verfasser häufig mit kurzen Auszügen, so daß er das Meiste, was sich auf die Kriege, Bauten und andre weltliche Unternehmungen der Könige oder nur auf ihre Person bezog, entweder ganz ausließ oder stark verkürzte, wobei er übrigens der alten Gewohnheit semitischer Geschichtschreibung folgte, „das Allgemeinere, was über einen Herrscher zu sagen, die Nachrichten über sein Haus und seine Einrichtungen, seine Weiber und Kinder, seine Sitten und Gewohnheiten aller Art auf das Ende der Lebensbeschreibung zu versparen." Was dagegen mit der Religion und insbesondere mit dem Tempel in Beziehung stand, das behielt der Redactor unserer Bücher nicht blos bei, sondern fügte auch seine Beurtheilung hinzu, die darauf hinausläuft, daß die ganze vordeuteronomische Entwickelung hinterher als ein Abfall vom Gesetz erscheint. Gleich dem sterbenden David wird daher eine Empfehlung des geschriebenen Gesetzes in den Mund gelegt (1. Kön. 2, 3), und nicht minder tritt Salomo als Kenner und Träger des Gesetzes auf (1. Kön. 8, 58). Die zehn Stämme werden deportirt, weil sie dem Gesetz ungehorsam gewesen sind (2. Kön. 17, 7—23). Aber auch unter den Königen Juda's werden nur Hiskia und Josia als gehorsam bezeichnet, während sonst alle Könige Israel's und die meisten in Juda als „Sünder vor Jahve" erscheinen, die den allmählichen Untergang von Reich und Volk herbeiführen. Auch den besten unter ihnen wird nicht verziehen, daß sie jene Einheit des Cultus nicht durchführen, welche doch erst das Deuteronomium gefordert hat. So gleich Salomo selbst (1. Kön. 3, 3). „Es sind besonders diese bei jeder Herrschaft wiederholten stehenden Urtheile, die dem Werke das Zeichen derselben traurigen Oede aufdrücken, welche zur Zeit seiner Abfassung auf dem ganzen zerstreuten Volke schwer lastete" (Ewald). Die spätern Nachrichten von Zedekia an rühren von dem Verfasser der Königsbücher selbst her.

Die spätern Geschichtsbücher.

Als das „neue Jerusalem" durch Esra's und Nehemia's Thätigkeit wieder hergestellt war, und die persische Herrschaft bereits ihrem Untergange entgegenging, wahrscheinlich sogar noch später, unternahm ein Levite, vielleicht ein am Tempel angestellter Sänger oder Thorhüter, jene völlige Umarbeitung der älteren Geschichte des Volkes Gottes vom hierarchischen Standpunkte, mit fast aus-

schließlicher Berücksichtigung des Religionswesens, der Priesterschaft und des Tempels in Jerusalem, welche in den beiden Büchern der Chronik und in den, ihre directe Fortsetzung bildenden, Büchern Esra und Nehemia sich erhalten hat. In diesem Geschichtswerke, das eine jüngere, selbständig sich ausbauende Literaturschicht darstellt, gibt sich der enge Geist und der beschränkte Gesichtskreis eines Volkes kund, das in seinem freien und selbständigen Leben geknickt und von dem Weltverkehr ausgeschlossen, nur noch an den Dingen Interesse nahm, die aus einer schönern Vergangenheit in die Gegenwart fortdauerten, das von seinen nationalen Gütern nichts gerettet hatte, als die religiöse Ueberzeugung der Väter und die Heiligthümer des Tempels, an die es sich daher mit ganzer Seele anschloß, die es mit ängstlicher Sorgfalt hütete und pflegte. Hier wird einfach die alte Geschichte in Geist und Geschmack des gesetzlich verfestigten Judenthums umgebildet, beziehungsweise umgedichtet. Darum legt die Chronik so hohen Werth auf Geschlecht und Abstammung, auf Stammbäume und Familienverzeichnisse, wobei besonders das königliche Haus David's und das hohepriesterliche Geschlecht bevorzugt sind. Die Außenwelt und das geschichtliche Leben der herrschenden Nationen hatte für die Nachgebornen in Juda keinen Reiz und keine Bedeutung; den Blick auf den Tempel gerichtet und die Wiedererstehung der vergangenen Größe und Herrlichkeit in einer unbestimmten Zukunft erwartend, verbrachten sie ein abgeschlossenes Stillleben in religiöser Andacht und äußerlicher Werkheiligkeit. Die „Chronik“ betrachtet die Welt und die Menschheit nur von dem beschränkten Gesichtspunkte des jüdischen Volkes. Für die Wechselwirkung, die sich in der Berührung des jüdischen Volkes mit den Völkern der Erde ergeben hat, fehlt es ihr durchaus an Sinn und Verständniß. Eine allgemeine Geschichte anstrebend beginnt sie ihre Erzählung mit der ganzen Menschheit, zieht sich aber bald in den engen Kreis des Volkes Juda zusammen und verfolgt dieses letztere nur in den geringen Resten, die sich in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung niedergelassen, bis sie endlich zu einer Geschichte der Religion und des Tempels von Jerusalem mit seinen Einrichtungen und Festen, seiner Priesterschaft und seinen heiligen Handlungen zusammenschwindet. Das sind hier wichtige, ja im Grunde die allein wichtigen Dinge. Mit sichtbarer Freude und Sehnsucht verweilt der Verfasser „bei den erhabenen Erscheinungen des Alterthumes der Stadt, bei den Königen und andern Helden, welche sich um den Tempel und seine Einrichtungen, so wie um die Ordnung und Erhebung der Leviten Verdienste erwarben, und bei den geschichtlichen Ereignissen, welche die Stärke und Unverletzlichkeit des Heiligthums in Jerusalem gelehrt zu haben schienen. Wo etwas dieser Art in die Erzählung eingreift, da weitet und hebt sich fühlbar des Geschichtschreibers Herz, da behält er die ausführlichsten Darstellungen seiner Quellen unverkürzt bei“. Diese seine Quellen sind, außer dem Pentateuche und dem Buche Josua, die er als allgemein bekanntes Religionsbuch behandelt und fast nichts aus ihnen entlehnt als

Die Bücher der Chronik.

die Geschlechtsnachrichten, besonders eine Zusammenarbeitung jener Reichsannalen von Israel und Juda, aus welchen schon der Verfasser der Königsbücher geschöpft hatte; daher und aus der für die Geschichte Juda's eintretenden directen Benutzung erklären sich die oft wörtlichen Uebereinstimmungen der Chronik mit den Königsbüchern. Wo die erstere abweicht oder ausführlicher erzählt, hat der Verfasser einen besondern religiösen oder hierarchischen Zweck.

Für die Bücher **Esra** und **Nehemia**, die mit der Chronik gleichzeitig von dem nämlichen Verfasser zusammengestellt wurden, standen dem Bearbeiter, neben den ausführlichen Verzeichnissen der aus der Verbannung Heimgekehrten und neben den urkundlichen Verhandlungen über die Störungen und Wiederaufnahme des Tempelbaues in **aramäischer** Sprache, besonders die **Denkschriften** Esra's, des Priesters, und Nehemia's, des Landpflegers, über ihre Schicksale und Wirksamkeit zu Gebote, jene mehr den Zustand der Religion und des Tempels berücksichtigend, diese vorzugsweise mit der Lage der Stadt und den bürgerlichen Verhältnissen der Einwohner sich beschäftigend. Leider hat er weder von der einen, noch von der anderen dieser Quellen den ausgiebigen Gebrauch gemacht, der im Interesse der geschichtlichen Erforschung der Zeiten der Restauration wünschbar wäre. Wohl aber trägt er das Werk Esra's unbedenklich über in die Darstellung der fernsten Vergangenheit und hat jede Fähigkeit verloren, jene lange Entwickelung zu verstehen, welche das Gottesbewußtsein Israel's durchzumachen hatte, bevor es denjenigen Punkt abgeschlossener und verfestigter Sicherheit erreicht hatte, auf welchem der Chronist es vorfand. Bildete für den Verfasser der Königsbücher wenigstens noch das Deuteronomium den Maaßstab der Beurtheilung, so leistet jetzt dem Chronisten der Priestercodex dieselben Dienste. Daher z. B. in seiner Darstellung das tragbare Stiftszelt je nach Bedarf an den verschiedenen alten Cultusstätten zu Gilgal, Nob, Silo, Gibeon auftaucht und wieder verschwindet, wenn im Pragmatismus des Chronisten nämlich eine vorübergehende Legalität des betreffenden heiligen Ortes nöthig erschien. In derselben Richtung wird auch das Bild David's und Salomo's umgezeichnet, ja das ganze alte Israel wird dem Ideal des nachexilischen Judenthums conform gemacht und erscheint demgemäß statt als ein naturwüchsiges in die Weltgeschichte eingreifendes Volk vielmehr als eine betende und singende Gemeinde, deren Lebensinteresse in Erforschung und Erfüllung des Gesetzes aufgeht.

Das Buch Esra und Nehemia.

Das Buch **Ester**, mit dem die historischen Schriften ihren Abschluß finden, gehört einer Zeit an, welche von dem sittlichen Geiste der alten Religion weit abgewichen war. Ohne höhere Auffassung des Lebens und ohne die religiöse Grundlage, die den übrigen hebräischen Schriften ihren Werth verleiht, ist die Erzählung, wie die Juden unter Ahasverus (Xerxes) mit Hülfe ihrer zur Königin von Persien erhobenen Stammgenossin Ester ein ihnen drohendes Verderben abwenden und nicht nur an Haman, ihrem Widersacher, blutige Ver-

Das Buch Ester.

geltung üben, sondern auch in Susa und im ganzen Reiche zur Rache 75,000 Perser erschlagen, ein treues Abbild von dem leidenschaftlichen Fremdenhasse und der sittlichen Entartung denen das jüdische Volk in der Zerstreuung und unter dem Druck der Verfolgung sehr bald entgegenging.

Die seltsame in Form und Darstellung nicht ungefällige Erzählung ist nicht allzulang nach Zertrümmerung des Perserreiches von einem mit den persischen Sitten und dem Hofleben vertrauten Juden offenbar in der Absicht erdichtet worden, die Feier des, in seinen geschichtlichen Ursprüngen räthselhaften, Purimfestes in Palästina zu empfehlen und seiner Entstehung eine historische Grundlage zu geben. „Der poetische Werth, wie der religiöse Charakter steht äußerst tief. Anstatt der großartigen theokratischen Anschauung der ältern Bücher waltet hier der reine Zufall, die menschliche Willkür; denn die ganze Geschichte entwickelt sich aus dem launenhaften Charakter eines üppigen Königs, aus der Bosheit Haman's und aus der Rachsucht der Ester" (E. Meier). „Wie viel außer dem unstreitig in Persien entstandenen und durch eine derartige Begebenheit veranlaßten Purimfeste an der ganzen Geschichte geschichtlich wahr sein möge," sagt De Wette, „wird wohl nie ausgemittelt werden. Daß nicht nur nichts von göttlicher Einwirkung und Leitung erscheint, sondern sogar der Name Gottes niemals genannt wird, ist wahrscheinlich aus dem Geist des persischen Judenthums zu erklären."

II. Die poetischen Bücher.

Die alte Volksdichtung. Die älteste Poesie der Hebräer bestand in Volksgesängen und Volkssprüchen, und theils lyrisch, theils didaktisch ist sie immer geblieben. Der letzteren Seite an der Sache, der auf dem Grunde des israelitischen Volksgeistes erwachsenen Lebensphilosophie oder „Weisheit" (Chokma) wird sich der nächste Abschnitt zuzuwenden haben. Hier dagegen handelt es sich um jene unmittelbaren Ergüsse, worin sich Stimmung und Gemüth eines Volkes in erregten Augenblicken aussprechen. An irgend ein historisches Ereigniß sich anlehnend, bildeten sie die Träger der geschichtlichen Erinnerungen und Sagen, daher sie auch häufig in die spätere Geschichtserzählung eingeflochten sind. Alle poetischen Stücke des Pentateuchs gehören bereits der Königszeit an. Damals entstand auch das „Buch von den Kriegen Jahve's" (Num. 21, 14) und das „Buch der Gerechten" (Jos. 10, 13), darin auch Davidslieder standen (2. Sam. 1, 18). Daraus daß ganze Bücher mit solchen Stoffen angefüllt waren, mag man sich einen Begriff von der Reichhaltigkeit dieses poetischen Nationalschatzes bilden, wovon uns nur wenige Trümmer erhalten sind. Bis in die späteren Zeiten des Reiches Juda herab blühte diese für uns fast untergegangene, weltliche Literatur. Da nun aber nach der mosaischen Vorstellung Israel als ein dem Jahve geheiligtes und seiner besonderen Obhut und Führung übergebenes Volk aufgefaßt und folglich alle Erlebnisse desselben, alle Schicksale und Unternehmungen, alle Erfolge und Widerwärtigkeiten in die engste Beziehung mit dem Nationalgott gesetzt und selbst die beständigen Kämpfe mit den Kananäern, ja sogar Raubzüge wider die Araber als „Kriege Jahve's" (1. Chron. 5, 22) betrachtet wurden, so nahm die Volksdichtung frühzeitig einen religiösen Charakter an. Lob- und

Siegeslieder zu Ehren Jahve's, im Chore gesungen mit Pauken und Reigen, zumal von Weibern, bilden jedenfalls schon ein altes Stück Volkspoesie. Doch gab es auch daneben noch Kriegs- und Weinlieder, Hochzeitsgesänge und Liebeslieder, Erntelieder und Todtenklagen und andere Erzeugnisse unmittelbarer Dichtung, wovon sich noch einzelne Spuren selbst aus den thatenfrohen Tagen der ersten Ansiedelung in Kanaan und der daraus hervorgegangenen Kämpfe erhalten haben. „Dergleichen kleine Lieder und Naturlaute sind ein ewiges Bedürfniß der Völker; sie entstehen und vergehen wie von selbst und werden mit jedem Geschlechte neu geboren." Daß die Geschichte der Heldenkämpfe in der Richterzeit zum großen Theil auf historischen Volksliedern beruhte, lehrt der poetische Charakter der einzelnen Erzählungen. Gideon's Siegeszug gegen die arabischen Wanderstämme der Wüste ist so lebendig und anschaulich dargestellt, daß man die gestaltende Kraft der Volksdichtung nicht verkennen kann, und in Simson's Geschichte sind noch in der Form mehrere Sprüche und Anklänge von Volksliedern sichtbar. Der nationale Ton kennzeichnet diese alten Stücke in eigenthümlicher Weise. „Man rühmte in kurzen Sprüchen den eigenen Stamm und befreundete Nachbarstämme, andere traf ein scharf abgerundetes Wort des Hohns, der Rüge oder des zustimmenden Beifalls und des Mitleids, wenn es ihnen übel erging." Aber nur ein einziges Stück hat sich in seiner ganzen Vollständigkeit erhalten, das herrliche Deboralied, dessen schwungvolle Haltung alle ähnlichen Erzeugnisse verdunkelt und in Vergessenheit gebracht zu haben scheint. „Das Gedicht ist zwar noch ganz lyrisch," urtheilt E. Meier, „allein es zeigt zugleich sehr lehrreich, wie die Lyrik, als die Grundform aller Dichtung, schon die Keime der beiden andern Gattungen der Poesie, der epischen und dramatischen, in sich schließt und in der schönsten Weise vereinigt wirken lassen kann." Die religiöse Erhebung zu Gott bildet die lyrische Grundstimmung, der Kampf selbst wird mit dramatischer Lebendigkeit vor unsern Augen vorübergeführt und die Erzählung des Sieges und seiner Folgen geschieht in epischer Breite. Aus solchen historischen Volksgesängen ging, wie gesagt, die älteste Geschichtschreibung hervor, welche in ihrer naiven Darstellung und anmuthigen Ausführlichkeit die Stelle der epischen Dichtung vertrat, die bei andern Nationen der lyrischen folgte. Dieser frühzeitige, zuweilen zu verhängnißvollem Mißverstand Anlaß gebende (Jos. 10, 12—14), Uebergang der Sage in die Geschichte und Erzählung, so wie der Mangel einer lebendigen Mythenbildung und Göttergeschichte war der Entstehung und Ausbildung der epischen Poesie bei den Hebräern hinderlich. Die Erzählungen in ungebundener Rede über die Patriarchenzeit, über Joseph, über Mose und den Wanderzug in der Wüste, über Josua und die Richter, endlich auch über David's Jugend traten in einer so reizenden Form auf, daß sie ein Epos entbehrlich machten. Auch die dramatische Poesie kam bei dem israelitischen Volke nicht zur eigentlichen Entwickelung, denn wenn auch das „Hohe Lied" und das „Buch Hiob" einige dra-

Mangelhafte Ausbildung der epischen und dramatischen Dichtung.

matische Elemente in sich tragen, so ist doch jenes so vorherrschend lyrisch, daß es höchstens als ein Singspiel in mehr erzählender als handelnder Darstellung gelten kann, dieses aber hat von einer Tragödie nur den ernsten Inhalt und die dialogische Form, entbehrt aber aller dramatischen Anlage und fortschreitenden Handlung. Vielmehr sind Verwickelung und Lösung in prosaischer Rede zu Anfang und Ende als Erzählung beigefügt. Das hebräische Volk besaß für künstlerische Gestaltung und plastische Formbildung wenig Sinn und Empfänglichkeit; die ganze Geistesthätigkeit war dem religiösen Leben und der Ausbildung zu einem „Volke Gottes" zugewendet. Das Innere und Lyrische war überwiegend. Seine Poesie soll dem Hebräer vor Allem dazu dienen, die Berührungen des Gottesgefühles mit den wechselnden Eindrücken der Außenwelt, den Schmerzen und Freuden des Lebens darzustellen.

Jene älteren Volkslieder, von welchen wir sprachen, suchten ihren Hauptwerth im Stoff, der frisch und naturgetreu in lieblicher Unmittelbarkeit und Wahrheit fast nackt hervortrat; auf Form und Rhythmus wurde dabei wenig Rücksicht genommen. Doch trat von Anfang an die der gesammten hebräischen Lyrik inwohnende Eigenthümlichkeit hervor, daß sich die poetische Form nicht sowohl in dem klaren Ebenmaß des Aeußeren und Inneren, wie es uns z. B. die klassische Poesie bietet, als vielmehr nur in einem allgemeineren „Gedankenrhythmus", in einer Gleich- oder Entgegensetzung entsprechender Gedankenwendungen und logisch auf einander sich beziehenden Sätze, in dem sog. „Parallelismus der Glieder", statt in Wortformen und Silbenmaßen kundgab; daß in lautlicher Hinsicht weder ein nach der Länge und Kürze der Vocale gemessenes Silbenmetrum, wie bei den Griechen und Römern, noch der Reim der mittleren und neueren Dichtung, noch endlich auch ein regelmäßiger Gleichklang im Anlaute (Alliteration) in Anwendung kam, wohl aber die Anfänge eines Verse- und Strophenbaues, welcher in den Hebungen und Senkungen der betonten und unbetonten Silben, der einzelnen Verszeilen und in der gebundenen regelmäßigen Gliederung des Inhalts seine Unterlage hatte. Die Einheit in dieser eigenthümlichen Form von Poesie bildet der Vers, welcher aus mindestens zwei Gliedzeilen besteht. In größeren Verseinheiten erscheinen die parallelen Glieder nicht immer in unmittelbarer Aufeinanderfolge, sondern in sich kreuzender oder einschließender Verflechtung. Aus regelmäßig wiederkehrender Verbindung mehrerer Verseinheiten ergibt sich zuweilen ein eigentlicher Strophenbau, und hier und da wird sogar der Schluß dieser Strophen durch einen Kehrvers (Refrain) bezeichnet, wie in den Psalmen 42, 43 und 107.

1. Die Psalmen.

Die Psalmendichtung. Einen neuen Aufschwung nahm die hebräische Poesie, als der Dichterkönig David dem Volke einen religiösen Mittelpunkt schuf. Mit Ausnahme des fälschlich dem Mose zugeschriebenen 90. Psalmes ist er der älteste Name der israelitischen Geschichte, auf welchen Psalmen zurückgeführt werden. Sind auch in der Sammlung von 150 Psalmen, die sich in den kanonischen Schriften befinden, nur sehr wenige mit Sicherheit auf David zurückzuführen und die meisten der 73 Lieder, die jetzt seinen Namen an der Stirne tragen, andern Verfassern aus verschiedenen Zeiten zuzuschreiben, so muß er doch als der eigentliche Begründer der Psalmdichtung betrachtet werden. Wenn gleich unser jetziges Psalm-

buch vielleicht erst achthundert Jahre nach seinen Tagen zum Abschlusse gelangt ist, so verhält er sich dazu doch immerhin ähnlich wie Justinian zu den Pandekten (vgl. oben S. 657). Bei ihm und seinen nächsten Nachfolgern in der Psalmdichtung hat sich letztere noch an die herkömmliche volksthümliche Form gehalten, wie auch die ältesten deutschen Kirchenlieder den Charakter des Volksliedes, aus dem sie hervorgegangen, an sich trugen. Bald aber nahmen die religiösen Gesänge kunstreichere Formen an, und je mehr sie im Laufe der Zeit das Sondergut eines besonderen Standes wurden, desto mehr gestalteten sie sich zu einer Kunstdichtung, die sich in einem bestimmten durch die früheren Muster vorgezeichneten Ideenkreise und in überlieferten Ausdrücken und Wendungen bewegte. Aber das Volk kümmerte sich auch dann, wenn es solche Lieder oft und gern sang, selten um ihre Verfasser. Die Verfasser der einzelnen Psalmen blieben daher meist unbekannt; und da die Ueberschriften mit den Namensbezeichnungen nicht nur aus sehr später Zeit herrühren, daher auch schon von den ältesten Uebersetzern nicht als Bestandtheile des Textes respectirt wurden, sondern auch in den meisten Fällen entschieden irrig sind, so liegt der Kritik das schwierige Werk ob, durch innere und äußere Gründe die Zeit der Entstehung festzusetzen, eine Aufgabe, deren versuchte Lösung bisher zu sehr abweichenden Resultaten geführt hat. Denn da bei dem allgemeinen Inhalte der meisten Psalmen, welche nur „die kleinere Poesie, die edle Würze des täglichen Lebens" darstellen, und bei der Gleichförmigkeit in Sprache und Gedankengang alle nähern Anhaltspunkte fehlen, so ist die Meinungsverschiedenheit bei einer Menge von Gesängen so groß, daß die Zeitbestimmungen um viele Jahrhunderte aus einander gehen. Mit Sicherheit läßt sich nur so viel festsetzen, daß die 150 religiösen Gesänge, die in fünf Bücher getheilt in dem kanonischen Psalter gesammelt sind, als die Erzeugnisse der lyrisch-poetischen Thätigkeit in Israel von David bis in das macedonisch-syrische Zeitalter angesehen werden müssen, daß ihrer eine große Zahl von priesterlichen Dichtern zum liturgischen Gebrauche beim Gottesdienste verfaßt, andere nachträglich zu diesem Zwecke verwendet wurden und daß nur bei einer geringen Anzahl aus äußeren oder inneren Gründen die Zeit oder Veranlassung ihrer Entstehung näher bestimmt werden kann. Nur im Allgemeinen lassen sich namentlich aus der Beobachtung der sich fortbildenden prophetischen Rede gewisse Gesichtspunkte und Gesetze auch für die Entwickelung der dichterischen Darstellung gewinnen, und gelegentliche Andeutungen historischer Verhältnisse ermöglichen hier und da einmal eine wirkliche Datirung. Im Großen und Ganzen wird man sich dagegen mit der Feststellung von drei Hauptperioden begnügen müssen, einer vorexilischen, einer chaldäisch-prophetischen und einer nachexilischen.

Die Psalmendichtung vor der Verbannungszeit.

Da unser jetziges Psalmbuch in der That „eine Sammlung wie unsere Gesangbücher" (Bunsen) darstellt, die vor Allem zum Zwecke öffentlicher Andacht veranstaltet wurde, so kann es nicht befremden, wenn diejenige Lyrik, welche

sich zu merklich als Erguß der Stimmungen und Seelenzustände der einzelnen Israeliten gibt, im Ganzen zurückgestellt wurde hinter solchen Liedern, welche zugleich als Ausdruck der religiösen Gesinnung des ganzen Volkes oder der Gemeinde der Frommen betrachtet werden konnten. Aber nicht, als wären sie darum im Namen der ganzen Gemeinde auch schon gedichtet worden. „Vielmehr athmet der fromme Israelite mit seiner ganzen Persönlichkeit innerhalb der Volksgemeinde und weiß, daß er nur bestehen kann, wenn auch die religiöse und sittliche Gemeinde besteht und zwar durch Gott, in dem sie ihren Lebensgrund hat. Darin, daß der Einzelne sich nie absondert von dem Ganzen, dem er als Glied angehört, liegt ein Hauptvorzug und die eigentliche religiöse Tiefe dieser heiligen Lyrik." Die meisten Psalmen sind Gebete um göttlichen Schutz und Hülfe gegen Feinde; Danklieder und Lobgesänge (Hymnen) bilden die Minderzahl. Ob unter diesen Feinden jene Völker zu verstehen sind, welche, wie die Assyrier, Babylonier, Kananäer, das Volk Israel mit schwerer Kriegsnoth heimsuchten, oder innere Widersacher und Verfolger der Jahvediener, läßt sich nirgends mit Sicherheit bestimmen. Einen zuverlässigeren Maaßstab bildet die religiöse Anschauung und Ausdrucksweise. Stimmen diese mit den Vorstellungen und Reden der Propheten überein, so wird man solche Lieder in die Zeit der assyrischen und babylonischen Kriege zu versetzen haben, da das Prophetenthum in seiner Blüthe auf die heilige Lyrik wesentlich eingewirkt und ihr das tiefreligiöse und sittliche Gepräge verliehen hat; daher auch neuere Kritiker eine Anzahl Psalmen dem Jesaja und Jeremia zuschreiben. Fester Muth und zuversichtliches Vertrauen auf die rettende Hülfe Jahve's in drohender, drangsalvoller Zeit sind die charakteristischen Merkmale dieser Lieder, besonders derjenigen aus der Zeit des frommen Königs Hiskia, der nach Jes. 38, 10—20 selbst Dichter war und ein Lied verfaßte, vor dessen Bilder- und Gedankenreichthum sich die meisten unserer Psalmen sofort schon durch die fließendere Sprache und geringere Originalität als jüngere Produkte erweisen. Die Kriegsnoth, die unter diesem König über das Volk hereinbrach, konnte den Klage- und Hülferufen ihre Entstehung gegeben haben, wie wir sie z. B. in Ps. 6 finden, und die unerwartete Erlösung von Sanherib's wilden Schaaren die freudige Zuversicht und das erhebende Gottvertrauen geweckt, das sich in Ps. 46—48 (vgl. oben S. 721) ausspricht; und eine noch größere Anzahl von erhaltenen Liedern, worin die zuversichtliche Hoffnung auf die guten Folgen der religiösen Restauration, oft, wie beim Propheten Habakuk, mit Zweifel gemischt, ausgesprochen ist, mag der Periode des Josia angehören oder geradezu von ihm selbst herrühren (vielleicht Ps. 28). Wahrscheinlicher noch ist es, daß Jeremia gewisse Leidenspsalmen gedichtet hat, wie Ps. 22, 30, 31, 38, 40 und 69.

Die lyrische Poesie in der chaldäischen Periode. Aber auch die Gemeinde hauchte, als Jahve sein Volk den Feinden überantwortete, ihren Schmerz in Klageliedern aus. Auf die erste Zeit der Wegführung nach Babel weisen namentlich vielleicht mehrere Psalmen hin, worin sich

eine tiefe Sehnsucht nach der Heimath und dem Tempel, ein schmerzliches Gefühl des Heimwehs ausspricht. Alle Gesänge der chaldäischen Periode sind „Kinder des Schmerzes und der Noth". Aber wir hören aus ihnen noch den reinen, vollen Liederton, wenngleich die Sprache meist zerflossener und breiter, der Inhalt elegischer und milder ist, als in den markigen Gesängen der Kraftzeit.

„Bei solchen Nothrufen der Angst, der Leidenschaft, des empörten Gefühls," sagt E. Meier, „bei solchen Jammertönen über unerhörte Bedrückungen, bei solchem sehnsuchtsvollen Wehgeschrei nach dem zertrümmerten Vaterlande hat die Kritik eigentlich kein Wort zu reden. Man muß sich lebendig in jene Zeit versetzen, um manche Auswüchse der Volksleidenschaft nicht zu hart zu beurtheilen. Nicht alle Gemüther konnten so gottvertrauend sich fassen wie der Dichter von Ps. 42 und 43; nicht alle so mild und gläubig resignirend ihren Schmerz aushauchen und dadurch versöhnen, wie der Sänger der Elegie Ps. 39. Wir finden vielmehr neben diesen wohlthuenden Liedern auch schauerliche, unmenschliche Verwünschungen, die ein im Innersten zerrissenes und verzweifelndes Gemüth beurkunden. So namentlich Ps. 109." Am anschaulichsten ist die Stimmung der Verbannten in dem schönen Psalm 137, den wir oben (S. 771) angeführt, dargelegt.

Die religiöse Lyrik nach dem Exil.

Eine dritte, und nicht die unfruchtbarste, Periode der Psalmendichtung begann nach der Rückkehr aus dem Exil während der persischen und macedonisch-griechischen Oberherrschaft, zumal nach dem Wiederaufbau des Tempels; aus dieser Zeit stammen mehrere der schönsten und innigsten Tempellieder, in denen die Gemeinde ihr Dankgefühl über die große Rettung, ihr frommes Gottvertrauen, ihre Erhebung bei Betrachtung der göttlichen Gnade und Größe ausspricht, so Ps. 95—98, 136, 138—150, besonders der erhabene Ps. 139. Die gedrückte Lage der Gemeinde unter fremder Botmäßigkeit und feindseliger Umgebung bewirkte, daß sich das Volk immer ausschließlicher dem innern religiösen Leben hingab, namentlich aber auch sich versenkte in die Betrachtung der Größe und Allmacht Gottes, die in dem großartigen und ruhigen Walten der Natur zum Vorschein kommt. Aus dieser Seelenstimmung gingen die herrlichen Naturschilderungen hervor, die ein so wesentliches Element dieser spätern Kunstdichtung bilden. Man suchte an der lebendigen Schöpfung das unerforschliche Wesen und die Weisheit Gottes zu verherrlichen, mit der Schilderung des von Gott erfüllten und nach ewigen Gesetzen geordneten Weltalls zugleich einen Lobgesang auf den Schöpfer und Erhalter derselben zu verbinden. So Ps. 147, 148, 103 und besonders Ps. 104, von welchem Alexander von Humboldt sagt, daß in ihm das Bild des ganzen Kosmos dargelegt sei, „wo dem bewegten Elementarleben der Natur des Menschen stilles, mühevolles Treiben vom Aufgange der Sonne bis zum Schluß des Tagewerks am Abend entgegengestellt ist". Durch solche Naturschilderungen erhielt die lehrhafte Poesie ein reales, sinnliches Element und die geistige Persönlichkeit Gottes „eine concrete lebensvolle Gestalt". „Denn in der hebräischen Poesie," sagt Humboldt, „wird die Natur nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige

Charakter der Psalmendichtung.

Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt."

Aber trotz der Menge von z. Th. sehr erhebenden Liedern, welche die Zeiten Esra's und Nehemia's producirten, war die schöpferische Kraft dieser vorzugsweise auf dem Gebiete der gesetzlichen Ausgestaltung des Lebens thätigen Zeit in der Poesie bereits geschwächt. Man begnügte sich vielfach mit Wiederholungen und Nachahmungen älterer Vorbilder; daher die große Aehnlichkeit in den Gedanken, Wendungen und Schilderungen, eine Aehnlichkeit, die durch die übliche parallele Gliederung der Verse in zwei Halbverse mit gleicher Gedankenentwickelung nur noch mehr hervortritt. Eigenthümliche Schönheit findet sich nichtsdestoweniger auch noch hier, z. B. in den 15 Wallfahrtsliedern (Ps. 120—134). Dieselben zeigen, daß schon kleine Sammlungen bestanden, ehe die jetzige Fünftheilung nach dem Muster des Pentateuchs beliebt wurde (Ps. 1—41; 42—72; 73—89; 90—106; 107—150). Zu diesen früheren Sammlungen gehörten wohl namentlich die zwölf dem Assaph zugeschriebenen und die elf Lieder der „Kinder Korah's", einer levitischen Familie, an welche sich wohl die Ps. 88 und 89 genannten Dichter Heman und Etan anschlossen. Erst lange nach dem zweiten Tempelbau, als die Jahvereligion in Lehrbegriff und Cultus bereits abgeschlossen war, wurde die jetzige Sammlung geordnet und zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet, vielleicht um dieselbe Zeit, als die Bücher der Chronik ihre Entstehung nahmen. Daß sie erst unter den Makkabäern zum Abschluß gekommen und viele Lieder aus dieser letzten Zeit nationaler Erhebung herrührten, ist eine Ansicht, in welcher sich je länger je mehr Forscher vereinigen. So scheint Ps. 73 seine geschichtliche Erklärung erst in 1. Makk. 1 und 2, Ps. 83 in 1. Makk. 5, Ps. 89 in 1. Makk. 6 zu finden, und die nach Ps. 74, 8 verbrannten „Gotteshäuser" können fast nur die Synagogen der syrischen Zeit sein, in welchem Falle das Psalmbuch seine jetzige Anordnung nicht vor Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts gefunden hätte.

Jedenfalls spiegelt sich in ihm das geistige Leben ab, wie es im Laufe der Jahrhunderte in Israel zur Entfaltung gekommen. „Die Psalmen," sagt Hitzig, „schließen uns das ganze Innenleben Israel's nach seiner Tiefe und Weite auf. Was nur immer ein menschliches Herz bewegen mochte, der edlere und der weniger edle Affect, jegliches freudiges und erhebendes Gefühl, jede traurige und düstere Stimmung ist in diesen Gedichten ausgehaucht, deren Mannichfaltigkeit dem Psalmbuche auch schon den Namen einer lyrischen Anthologie eingetragen hat." Vorzugsweise freilich trägt dieses Liederbuch, wie auch die Natur der Landschaft Juda, wo die Gesänge entstanden sind, einen ernsten düstern Charakter; und wie das Volk nur selten von den Sonnenblicken des Glücks

erheitert war, so herrscht auch in dem Liederschatze die trübe Seite des Lebens vor. War in den Tagen der Vorzeit die lyrische Poesie der Hebräer der harmonische Ausdruck heiterer und ernster Stimmungen, so wurden in der Folge die letztern der ausschließliche Grundton; aber wie in den gewaltigen Naturerscheinungen stets die Größe und Allmacht Gottes geahnt wird, so werden die Leiden und Prüfungen des Erdenlebens getragen und überwunden von dem Vertrauen auf Gott und von dem zuversichtlichen Glauben, daß er seine Getreuen erretten und verherrlichen werde.

2. Die Salomonischen Schriften.

Salomo als Spruch- und Räthseldichter.

Wie David, der Liederdichter, als der Repräsentant der religiösen Psalmenpoesie angesehen ward, so sein Sohn Salomo als Begründer der Spruchdichtung und Gleichnißreden, in welche die morgenländischen Völker die praktische Lebensklugheit zu kleiden lieben. Wir haben früher (S. 668 f.) die Stellung dieses gepriesenen Königs im Volksbewußtsein und in der geschichtlichen Ueberlieferung angedeutet und die Gründe dargelegt, wie er zum personificirten Inbegriff der Weisheit geworden ist, die sich in der raschen Erfassung und scharfsinnigen Lösung schwieriger Probleme und räthselhafter Fragen kund gibt. Daher wurden auch alle solche Poesiegattungen, die dem Morgenländer als der Ausdruck dieser praktischen Lebensweisheit erscheinen, auf ihn zurückgeführt, das Räthselspiel, die Gleichnißrede, die Spruchdichtung. Als die ursprünglichste Form solcher Denksprüche muß die eigentliche „Vergleichung" (Maschal) angesehen werden, beruhend auf auffallender, zuweilen witziger Zusammenstellung zweier, an sich oft sehr weit von einander abgelegener Dinge. In solcher Redeweise faßte man namentlich alle möglichen Regeln der Sittlichkeit, alle Lehren praktischer Lebensweisheit zusammen. So entstand das eigentliche Sprichwort, „das einen sinnreichen Gedanken bildlich und bündig ausspricht, dann wie eine geprägte Münze gäng und gäbe wird", der erste naive Versuch jugendlicher Völker, die allgemeinen Urtheile und Resultate des Nachdenkens in einer bildlichen Spruchrede zusammenzufassen. Solche Sprichwörter gehen aus dem Volksgeiste hervor und bilden das gemeinsame Eigenthum der Gesammtheit; sie sind „die Weisheit auf der Gasse", die als allgemeines Erbgut des Volkes fortgeführt wird. „Die eigenthümliche Form der hebräischen Poesie, welche auf Zweitheilung der einzelnen poetischen Sätze beruht, begünstigt diese Spruchdichtung gar sehr. In zwei Gliedern können sich Bild und Sache oder Bild und Gegenbild, Sache und Gegenstück leicht, kurz und scharf gegenübertreten. Die Lehre wird nicht als Resultat einer Untersuchung hingestellt und vertheidigt, sondern tritt kurz und apodiktisch als Ermahnung und Beobachtung auf, die ihren Beweis in sich selbst trägt für Jeden, dem es nicht an gesundem Verstand fehlt" (Nöldeke).

Wenn aber trotz dieser volksmäßigen Entstehung der Spruchdichtung die spätern Geschlechter Salomo als den Urheber betrachteten, so geschah es nur, weil man in seinem Namen diese ganze Geistesthätigkeit persönlich zusammenfaßte. Aehnlich verhielt es sich mit der allegorischen Räthseldichtung, einem freien Spiel des Geistes, bei dem sich Scharfsinn, Witz und rasche Erfindungsgabe in geistreicher Unterhaltung gegenseitig messen. Auch diese im Morgenlande beliebte Redeweise war den Hebräern schon vor Salomo bekannt, wie aus der Geschichte Simson's hervorgeht; da aber der von seinem Lehrer Natan in Gleichnissen und Räthselreden ohne Zweifel früh geübte König in dem berühmten Räthselverkehr mit der Königin von Saba und dem König Hiram von Tyrus diese Geistesthätigkeit und Fertigkeit auf die höchste Stufe der Vollendung geführt haben mochte, so wurden ihm alle ähnlichen Produkte des Volksgeistes von den Nachgebornen zugeschrieben. Seine Beschäftigung mit der Natur und sein lebendiger Verkehr mit der Welt und den Menschen mag dem gewandten und geübten Fürsten reichen Stoff und Anlaß zu scharfsinnigen Fragen und Antworten und zu witzigen Wortspielen gegeben haben. Jedenfalls war er ein Hauptbeförderer der ganzen Richtung. Von dieser Räthseldichtung, die, wie Simson's Beispiel beweist, häufig an eine Geschichte geknüpft zu einem „Räthselmärchen" geformt war, haben sich noch einige Spuren in den „Sprüchen" erhalten.

Unter drei Dingen erbebt das Land, und unter vieren kann es nicht aushalten. Auflösung: Unter einem Sclaven, wenn er König wird, und unter einem Thoren, wenn er Brod genug hat; unter einer Verschmäheten, wenn sie Frau wird, und unter einer Magd, wenn sie die Herrin beerbt (Spr. 30, 21—23).

Da aber diese Poesie der rein weltlichen Richtung angehörte, so sagte sie dem einseitig religiösen Sinne der spätern Zeit nicht mehr zu. Schon in der Sammlung, die Salomo's Namen trägt, tritt uns vielmehr als leitender Gedanke der Spruch entgegen: „die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang" (1, 7; 9, 10, vgl. auch Hiob 28, 28; Ps. 111, 10), und dieser religiöse Ton, welcher in dem Werke vorwaltet, deutet auf eine spätere Entwickelungsperiode. Am wahrscheinlichsten mögen noch solche Bestandtheile, welche eine mehr weltliche Lebenserfahrung, eigentliche Klugheitslehren ohne religiöse und moralische Färbung enthalten, einer ältern Zeit angehören. Im jetzigen Spruchbuche werden dem Salomo die beiden Sammlungen 10—22, 16 und 25—29 zugeschrieben, und in der That mag darin mancher Kernspruch von ihm sich erhalten haben. Vielleicht wurde schon bald nach Salomo der erste Versuch gemacht, die volksthümlichen Weisheitssprüche zu sammeln; da aber die Lebenserfahrungen der folgenden Jahrhunderte nicht ohne einen ähnlichen poetisch-didaktischen Niederschlag im Volksbewußtsein geblieben sein werden, so mögen im Laufe der Zeit diese Aufzeichnungen wiederholt worden sein, wie denn die Ueberschrift zu Cap. 25 meldet, daß die „Männer Hiskia's, Königs von Juda," solche Sprüche

Die Sprichwörter Salomo's.

zusammengetragen hätten. In welcher Zeitperiode die heutige Sammlung veranstaltet und zum Abschluß geführt worden, ist bei dem Mangel aller äußern Kriterien schwer zu bestimmen; das Ganze trägt jetzt weniger mehr den Charakter einer Sammlung alles vorhandenen Materiales, als vielmehr denjenigen bewußter Kunstdichtung an sich und ist wahrscheinlich erst nach der babylonischen Verbannungszeit vollendet worden, aber die eigentlichen Kerngedanken „von allgemeiner Währung" hat die ältere Volkspoesie, sei es in mündlicher Fortpflanzung, sei es in ältern schriftlichen Urkunden, geliefert. Wie sich im Psalter das innere Religionsleben des Gemüthes abspiegelt, so in der Spruchsammlung das in der Sittlichkeit und Gottesfurcht wurzelnde praktische Leben vieler Jahrhunderte; und wie dort trotz der verschiedenen Entstehungszeit einzelne Nachahmungen und Wiederholungen nicht zu verkennen sind, so begegnet man auch bei den „Sprichwörtern" häufig denselben Gedanken und Lehrsätzen in verschiedenen Formen und Wendungen. „Die ganze Fülle der eigenthümlichen hebräischen Weltanschauung — sagt Bunsen — ergießt sich am reichsten in den Psalmen: aber auch die Sprüche, namentlich die der ältesten Zeit, stehen hoch über allen andern asiatischen Spruchsammlungen, selbst den arabischen. Sie bilden ein würdiges Seitenstück zu den Gnomendichtungen der Griechen, ohne deren phantasiereiche Fülle und dichterische Frische, aber mit größerem Festhalten des sittlichen Mittelpunktes aller Weltbetrachtung."

Das Salomonische Spruchbuch besteht aus vier größeren Massen nebst gleichfalls vier kleineren Anhängen: 1) Cap. 1—9, ein ziemlich gut zusammenhängendes Stück, worin nach einer Hauptüberschrift (1, 1—6) ein alter Weiser seinen Sohn, d. i. Schüler ermahnt, unter allen Verhältnissen des Lebens nach Weisheit zu streben, da sie allein Glück und Frieden bringe; Anfang und Grundlage aller Weisheit aber sei die Gottesfurcht. Mit Warnungen vor „der Fremden", der verführerischen Repräsentantin jeglicher Unwahrheit, Unsittlichkeit und Frevelthat, sind Ermahnungen zur Liebe und Treue, zum Gottvertrauen und zur Standhaftigkeit im Unglück verbunden. Hier zuerst und im Buche Hiob (15, 7 f.; 28, 12 f.) wird die Weisheit geradezu personificirt und redend eingeführt. Sie erscheint dabei als das erste und vorzüglichste Geschöpf Gottes, als „die allgemeine Intelligenz, die vernünftige, sittliche Weltordnung, in der Form der Reflexion". 2) Cap. 10—22, 16. Dieser Abschnitt führt die besondere Ueberschrift „Sprüche Salomo's" und enthält 375 Verse und eben so viel Denksprüche, aus je zwei Gliedern, meistens in Gegensätzen sich bewegend. Sie gehen im Allgemeinen auf den Mittelstand, nur wenige auf Könige; sie sind namentlich an die Jugend gerichtet und die Monogamie wird darin dringend als das einzig rechtmäßige Eheverhältniß empfohlen. Daran reihen sich 3) Cap. 22, 17 bis Cap. 24, 22 als „Worte der Weisen" nachträgliche Ermahnungen und Lehrsprüche sammt einem ersten Anhang (24, 23—35). 4) Der vierte Abschnitt Cap. 25—29 enthält „die Sprüche Salomo's, welche die Männer Hiskia's zusammengetragen". Zu diesen Sprüchen vermischten Inhalts, worin meist weltliche Klugheitsregeln neben einigen tief-religiösen und echt sittlichen Lehren hergehen, bilden dann die drei letzten Anhänge, d. h. die „Worte Agur's" (Cap. 30), die „Worte Lemuel's, die ihn seine Mutter lehrte" (Cap. 31, 1—9), d. h. Lehren für Könige, endlich das Lob eines tugendsamen Weibes (Cap. 31, 10—31), einen würdigen Schluß. Während die Darstellung dieses Abschnittes künstlicher ist als in den früheren Sprüchen, führt besonders die erste Sammlung noch hinauf in die Tage noch nicht gebrochener Nationalkraft. Auch die folgenden Sammlungen enthalten manches bis in die

Bestandtheile und Entstehung der Sammlung.

Tage der großen Propheten Zurückweisendes. Aber für eine spätere Abfassungszeit des Ganzen sprechen mehrere innere Gründe: 1. Der Umstand, daß darin nirgends vor dem Natur- und Götzendienst gewarnt ist, den doch die Propheten stets als die ärgste Sünde bekämpften. 2. Die Sprüche haben den engen Standpunkt des nationalen Particularismus überschritten und stehen auf freierem Boden. Schon ihr entschiedenes Eintreten für die Monogamie paßt nicht in frühe Zeiten, am wenigsten in den Mund Salomo's. 3. Sie verrathen eine augenscheinliche Aehnlichkeit mit der entschieden spätern Sammlung des Jesus Sirach. 4. Das sehr entwickelte reflectirende Denken und gewisse nachexilische Vorstellungen nebst einem allgemein sittlichen und humanen Standpunkt, „wie er allen Spuren zufolge erst nach der großen exilischen Läuterung ins Leben trat". Aus diesen und andern Gründen gelangte z. B. seiner Zeit E. Meier zu dem Resultate, daß der Haupttheil der Sprüche etwa um 500, wo auch die nachexilische Lyrik ihre schönste Blüthe erreichte, entstanden sei, und zwar in den südlichen Stämmen Benjamin und Juda; daß aber dem Verfasser ein alter Kern von Denksprüchen und Weisheitslehren, die das Gemeingut aller zwölf Stämme gewesen und sich theils als mündlich überlieferte Volkssprüche, theils in alten Aufzeichnungen erhalten hätten, als Grundlage gedient habe; die künstliche antithetische Form jedoch rühre von dem letzten Verfasser her.

Das Buch Kohelet oder der Prediger Salomo's.

In noch spätere Zeit als die Sprüche fällt der Prediger Salomo's (Kohelet), weniger eine Lehrdichtung, als ein um gewisse Mittelpunkte sich bewegendes Selbstgespräch, worin ein erfahrener Mann die Resultate seines Nachdenkens und seiner Zweifel in kurzen scharfen Sätzen ausspricht. Manche dieser Sätze, auf welche sich der Verfasser im Laufe seines grübelnden Selbstgespräches hingeführt sieht, werden an späteren Orten wieder eingeschränkt oder gar widerlegt. Stehen bleiben bloß eine allgemeine pessimistische Stimmung, die Ueberzeugung, daß Alles relativ, nichts sicher ist, auf der einen, der unerschütterliche Dogmatismus des hebräischen Gottesglaubens auf der anderen Seite.

Unter allen Umständen ist die Annahme der Person Salomo's als des Redenden schriftstellerische Einkleidung, wie der Verfasser zum Ueberflusse schließlich auch selbst zu verstehen gibt (12, 9—14). In Wahrheit ist das Werk aus verworrenen, unglückseligen Zeitverhältnissen hervorgegangen, wo die traurige Wirklichkeit einen zu grellen Contrast gegen das von den Propheten verheißene Glück bildete, als daß nicht denkende Gemüther an der Wahrheit einer weisen und gerechten Weltordnung hätten irre werden sollen. Eine solche Zeit mag in den wilden Kriegsjahren eingetreten sein, die Alexander des Großen Tode folgten, eine Periode, auf welche auch die chaldaisirende Sprache zu weisen scheint. Der „Prediger" wurde frühestens in der persischen, wahrscheinlicher aber erst in jener gährenden Zeit verfaßt, als das persische Weltreich den griechisch-macedonischen Einwirkungen unterlag und die heidnische Weltanschauung in die zwei entgegengesetzten Richtungen, in die stoische und epikureische, überging. Und wie in diesen Systemen der Versuch gemacht wurde, Prinzipien für das praktische Leben und Handeln aufzustellen, so auch in dem hebräischen Lehrgedicht. Und ähnlich wie diese Systeme nichts weniger als romantisch waren und von keinerlei Sehnsucht nach der Vergangenheit bewegt, so bringt auch der hier redende

Greis selbst aus den ersten Tagen seiner Jugend keine freudigen Eindrücke mit; er will nichts weniger sein als ein Lobredner vergangener Tage, freudlos vielmehr ist die Vergangenheit, dunkel aber auch die Zukunft, öde, freudenarm, ziellos und zerrissen die Gegenwart des Denkers.

„Demjenigen, was wir Philosophie nennen — sagt Hitzig — kommt Koheletnäher als irgend ein anderes hebräisches Buch." Der Verfasser denkt bereits einen Gedanken, welcher selbst bei den großen Propheten nur wie zufällig das eine oder andere Mal aufblitzt: den einer undurchbrechlichen, aber stets sich verjüngenden Weltordnung, ja eines Kreislaufes aller Dinge. Daß in demselben der Mensch nur ein vorübergehendes Glied ist, hineingebannt in einen unerquicklichen Zusammenhang von ewig denselben Uebergängen — das ist das sittliche Räthsel, an dessen Lösung er sich abmüht. Wir haben es demnach in unserem Buche mit dem durcharbeiteten Denken eines Menschen zu thun, in dessen Gehirn sich sehr mannichfache Gedankengänge, von den verschiedensten Ausgangspunkten auslaufend, durchkreuzen, und in dessen Gedächtniß allseitige Lebenserfahrungen ihre Furchen tief gegraben haben. Von der praktischen Wahrnehmung ausgehend, daß Alles eitel sei, daß weder in der Natur noch in der sittlichen Welt eine vernünftige Zweckmäßigkeit und ein endliches Ziel der Entwickelung sich erkennen lasse, vielmehr Alles in einem ewigen Wechsel sich bewege, kommt der Verfasser scheinbar oft zu rein epikureischen Ergebnissen: da des Menschen Leben sichtlich dem Zufalle preisgegeben sei, so solle man Zeit und Umstände klüglich benutzen, sich durch die Trostlosigkeit der Zeiten nicht alle Lebensfreudigkeit rauben lassen, sondern die Lust des flüchtigen Augenblicks, soweit man sie noch erhaschen kann, dankbar genießen. Während er also den weisen Lebensgenuß, besonnene Lebensfreude empfiehlt und darauf verzichtet, in der Welt der Erscheinungen, wo es dem Frommen oft schlecht ergeht, indeß der Frevler sich wohlbefindet, ja wo der Mensch schließlich Gefahr läuft, „höchstselbst" sich als Vieh zu taxiren, eine gerechte und sittliche Weltordnung zu erkennen und nachzuweisen, geräth er doch nicht zu dem trostlosen Resultat der Skeptiker, zum gänzlichen Unglauben und zum Verzweifeln an allem höheren Wissen, an aller absoluten Wahrheit; sondern hier tritt, wenngleich ganz unvermittelt, so doch rettend, die einmal gegebene, als unantastbare Wahrheit geltend gemachte Thatsache des hebräischen Gottesglaubens ein. Gerade die Einsicht in das Unnütze aller Grübelei soll den Menschen dahin führen, die Lösung aller Räthsel auf praktischem Wege zu suchen, jede vorliegende Aufgabe frisch anzugreifen, „sich seines Thuns zu freuen," den Erfolg aber Gott anheimzustellen. In diesem Sinne warnt er vor allen Uebertreibungen, lehrt, den Lebensgenuß mit Frömmigkeit und Gottesfurcht zu verbinden, empfiehlt den Glauben an eine, wenn gleich unerforschliche, göttliche Weltregierung. Freilich sieht, hört, bemerkt der Verfasser fortwährend Vieles, was im grellen Widerspruch mit diesem Glauben steht. Die Lehre von der Nichtigkeit aller Dinge bildet den Faden, an den sich seine skeptischen Betrachtungen in verschiedener Form und Ausdrucksweise, als Klage, als Sprichwort, als Frage, nicht ohne Dunkelheit und Verworrenheit anschließen. Bei dieser Nichtigkeit aller Güter sei es thöricht, sein Herz auf irgend eines derselben mit Eifer zu richten; Weisheit, Reichthum, Ehre, Alles sei werthlos und vergänglich: „Der Mensch fährt hin zu seinem eigenen Hause," und selbst die schließlich hingestellte Ansicht, als ob „der Geist wieder zurückkehre zu Gott, der ihn gegeben hat," war schon anfangs als eine bloße Vermuthung gekennzeichnet, darüber sich nichts Gewisses sagen lasse. Unbedingt fest steht dem Verfasser nur das Dasein Gottes. Da man trotzdem aber den Sinn des Lebens nicht ergründen kann, so empfiehlt es sich, Alles zu meiden, was seine Genüsse stören könne,

Zweck und Inhalt.

namentlich den Königen unbedingten Gehorsam zu leisten, auch wenn sie ungerecht handeln. Den Schluß bildet die Ermahnung, Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten, denn jede That, auch die verborgene, werde Gott ins Gericht bringen. Der Nachdruck, womit die Unterwürfigkeit unter den König empfohlen wird, und die Bemerkung, daß unter allen Uebeln das Weib das größte sei, führte einige Gelehrte zu der Ansicht, die Schrift sei in der Zeit des syrischen Despotismus mit seinen Weiberränken verfaßt worden.

Das Hohe Lied.

Das dritte Werk, das Salomo's Namen an der Stirne trägt, ist das „Hohe Lied" oder das „Lied der Lieder," eine lyrische Dichtung mit einigen dramatischen Elementen und einer idyllischen Erzählung als Grundlage.

Zeit und Ort der Entstehung.

Wenn zur Rechtfertigung der Ueberschriften in den kanonischen Büchern behauptet wurde, Salomo habe das Hohe Lied in seiner Jugend gedichtet, als er feurig und verliebt gewesen, die Sprichwörter im reiferen, ruhigen Mannesalter, und am Abend seines Lebens den ernsten Prediger, so wäre damit die richtige Stellung der drei Schriften angedeutet, nur daß statt eines Menschenalters der Zeitraum von etwa sieben Jahrhunderten gesetzt werden dürfte. Denn wenn der „Prediger" in der persisch-macedonischen, oder wohl erst in der ptolemäisch-seleucidischen Periode entstanden ist, so mag das „Hohe Lied" vielleicht der Blüthezeit des Reiches der zehn Stämme unter Jerobeam II. oder wahrscheinlicher schon den Tagen Ahab's angehören. Wenn manche Kritiker aus sprachlichen Gründen auch das „Hohe Lied" in eine nachexilische Periode herabrücken wollen, so scheint dies eben so wenig gerechtfertigt, als die Verlegung desselben in das Salomonische Zeitalter. Denn einerseits war die gedrückte Volksstimmung und die vorherrschend religiöse Richtung jener spätern Zeit zur Hervorbringung einer so lebensvollen Dichtung von rein weltlichem Inhalt schwerlich geeignet; andererseits aber konnte Salomo zur Zeit, als das Lied gesungen wurde von seinen vergeblichen Bemühungen um die Liebe einer Hirtin, nicht mehr ein Gegenstand der Ehrfurcht sein; und am wenigsten ist er selbst es gewesen, welcher einer verfehlten Werbung dieses alle seine Herrlichkeit überdauernde Denkmal gesetzt hat. Aber auch in Juda wird ein Lied, darin Salomo einem Hirten gegenüber den Kürzeren zieht, schwerlich entstanden sein. Um so erklärlicher ist eine Dichtung, worin der gefeierte König Salomo als Versucher der Unschuld auftritt ohne seinen Zweck zu erreichen, im Nordreiche. Hier erhielt sich in der nationalen Tradition mehr die Erinnerung an Salomo's Pracht, Wollust und Frauenliebe als an seine Weisheit und Gottesfurcht; und wenn er in der Dichtung, wie neuere Ausleger sie auffassen, als verschmähter Liebhaber erscheint, der bei aller seiner Macht und Herrlichkeit das Herz einer Jungfrau nicht zu gewinnen und ihre Treue nicht zu brechen vermag, so kann darin eine gewisse Schadenfreude, ein stolzes Nationalgefühl des vom Hause David's abgefallenen Volkes Israel erkannt werden.

Inhalt und Werth.

Wenn frühere Ausleger in dem Hohen Liede nur zusammenhanglose Liebeslieder erblickten, so ist von neuern Forschern mit Erfolg nachgewiesen worden, daß die ein-

zelnen Gesänge und Wechselreden, wenn auch lose verbunden und durch kühne Sprünge unterbrochen, doch nur Glieder eines planmäßig angelegten Ganzen seien; daß eine bestimmte Idee, ein geschichtlicher Faden sämmtliche Gedichte durchziehe, und daß darin eine Handlung zur Entwickelung und Lösung komme, deren einzelne Momente in den lose verbundenen Liedern und Bildern vorgeführt würden. Nach dieser Auffassung ist in dem Hohen Liede eine idyllische Liebesgeschichte enthalten, die in bestimmten Situationen und Scenen bald lyrisch, bald dramatisch, bald erzählend dargestellt wird. Eine Jungfrau, aus dem Orte Sulem am See Genezaret, also die Sulamit, liebt einen Hirten, der ihr eines Morgens hinter ihrem Fenster stehend die Ankunft des Frühlings meldet und sie zu einem Gange ins Freie auffordert. Die Mutter begünstigt ihre Liebe, aber die Brüder, welche die Stelle des nicht mehr lebenden Vaters zu vertreten scheinen, zeigen sich für die Ehre und Unschuld der Schwester besorgt und schicken sie unwillig auf das Land, um die blühenden Weinberge zu hüten und die Füchse daraus zu vertreiben. Sulamit sehnt sich nach dem fernen Freunde; ihr einziger Trost ist das Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe und die Hoffnung baldiger Wiedervereinigung. Auf einer Wanderung ins Thal entfernt sie sich von ihren Landsleuten, die besorgt ihre Rückkehr wünschen. Hier begegnet sie dem König Salomo, der mit einem großen Reisegefolge nach seinem Lustort Baal=Hamon zieht und betroffen über die Schönheit der von der Sonne gebräunten Jungfrau, die er und seine weiblichen Begleiter in Lobsprüchen preisen, sie mit sich führt. In dem prachtvollen Lusthause sucht nun der König auf alle Weise, durch Schmeicheleien und Lobpreisungen, durch Versprechungen und Liebesgeständnisse die Zuneigung der Jungfrau zu gewinnen; aber diese bewahrt ihrem Verlobten die Liebe und Treue; sie widersteht allen Lockungen und Versuchungen des Königs und seiner Hoffrauen; und selbst das Anerbieten des hochzeitlich geschmückten Salomo, sie zur ersten Königin zu erheben, bleibt ohne Eindruck. Nachdem sie alle Anträge des königlichen Bewerbers siegreich zurückgewiesen, wird sie von diesem endlich entlassen, und wir sehen sie am Schluß wieder mit ihrem Hirten vereint. Der Grundgedanke der idyllischen Dichtung ist also die Schilderung einer treuen, allen Versuchungen widerstehenden Liebe, die nur dem freien Zuge des Herzens folgt und nicht durch äußere Mittel zu erwerben ist. Ausgesprochen wird derselbe namentlich am Schlusse, da Sulamit, mit ihrem Bräutigam vereinigt auf der Flur unter dem Apfelbaum, wo sie zuerst ihre Verlobung gefeiert, zu diesem spricht: „Halte mich wie ein Siegel an deinem Herzen, wie ein Siegel an deinem Arme! denn stark wie der Tod ist Liebe, fest wie die Unterwelt ihr Eifer; ihre Gluthen Feuer=Gluthen, Gottesflamme. Große Wasser vermögen nicht zu löschen die Liebe, und Ströme mögen sie nicht überfluthen. Böte Einer alle Habe seines Hauses für die Liebe, nur verächtlich würde man ihm begegnen" (8, 6. 7). Und nochmals, mit ausdrücklicher Beziehung auf Salomo, kehrt dieselbe Moral wieder: „Mein Weinberg, meiner, wird von mir behütet; die Tausende seien dein, o Salomo" (8, 12).

Trotz der naiven Sinnlichkeit, welche in dem Buche herrscht, stellt es doch bereits einen Punkt dar, wo die Volkspoesie in die Kunstdichtung übergehen will. Das beweisen die mitunter gesuchten Bilder, die ins Ueberschwengliche, ja Kolossale abirrenden Schilderungen, die gehäuften Gleichnisse und die künstliche Anlage des Ganzen. Auch ist der Glühhitze des Morgenlandes, des starken Nardenduftes etwas viel. Gleichwohl kann das Hohe Lied doch als „das Reichste, Vollendetste und Schönste" erklärt werden, was das hebräische Volk von weltlicher Dichtung hervorgebracht hat. Jedenfalls ist und bleibt es morgenländisch schön. Die Innigkeit und Wahrheit der Gefühle, die liebevolle Versenkung in die äußere Natur, der allmächtige Naturzug rein menschlicher

Liebe, vor Allem aber „die wunderbare Harmonie der leidenschaftlichsten Sinnlichkeit und der reinsten Sittlichkeit, die den unsichtbaren Pulsschlag des ganzen Liedes bildet", verleihen der Dichtung einen hohen Werth. „So wenig religiöse Elemente als solche sich deshalb hier auch finden," urtheilt E. Meier, „so ist das Ganze doch von dem sittlichen Geiste des hebräischen Volkes durchdrungen und zeigt, wie dieser auch die rein weltliche Sphäre der Kunst verklärte und heiligte."

Auch so betrachtet ist das Buch der Ehre, welche ihm durch Aufnahme in den heiligen Kanon widerfuhr, würdig, sofern es in der Eigenthümlichkeit, darin es das geschichtliche Liebesverhältniß zur Darstellung bringt, durchaus den eigenartigen und begnadigten Zustand der hebräischen Volksart erkennen läßt. Die sonstige orientalische Sitte führt bekanntlich strenge Sonderung der Geschlechter mit sich; die Frauen sind einer strengen Ueberwachung unterworfen, wie dieselbe sich auch äußerlich in ihrer dichten Verschleierung kund gibt. Bei solchen Verhältnissen war dem Weibe eine wirkliche Entwickelung, eine in bewußter Zurückhaltung, freier Wahl und selbsteigener Hingebung sich bethätigende Selbständigkeit des Herzens und Geistes zur Unmöglichkeit gemacht. Charakteristischer ist daher in dieser Beziehung für den Orient nichts als die Serailwirthschaft mit ihrem entwürdigenden und ertödtenden Einerlei. Salomo war es, der dieselbe in Israel förmlich eingeführt hatte. Es war daher eine nationale und, bei der in Israel bestehenden engen Verbindung der nationalen und der religiösen Lebensmächte, auch eine religiös bedeutungsvolle, es war vor Allem und jedenfalls eine sittliche That, wenn der Dichter des Hohen Liedes ein einfaches Landmädchen mit aller Wärme und Selbständigkeit die freie Liebe ihres Herzens gegen die entehrende Albernheit der Liebestheorie des weisen Königs Salomo vertheidigen läßt. Wenn diese Hirtin die Ehre nicht begreifen kann, unter sechzig Königinnen und achtzig Kebsweibern und zahllosen Mägden die erste zu sein, so erscheint sie als der gute Genius Israel's auf einem Punkte, an welchem die gesammte Weisheit und Sitte des außerhebräischen Alterthums und auch späterer, selbst christlicher, Völker und Zeiten einen traurigen Schiffbruch erlitten haben.

Anders dachten freilich die Juden, als sie das Werk in den Kanon aufnahmen. Sie thaten das im Glauben, daß der Bundesgott Jahve der Liebhaber, das Bundesvolk Israel die Geliebte seien, welche im Liede auftreten. Und ganz ähnlich war auch die Stellung der ältern christlichen Ausleger beschaffen, die nur Religiöses im A. T. suchten und für das Natürliche und Nationale kein Verständniß hatten. Auch sie faßten das Gedicht religiös-allegorisch, indem sie unter dem Bräutigam Gott oder Christus, unter der Braut das jüdische Volk oder die Kirche oder die liebende Seele sich dachten. Erst seit Herder drang allmählich die Ansicht durch, daß das Hohe Lied von rein menschlicher Liebe handle. — Welcher Dichtungsgattung dasselbe beizuzählen sei, ist eine Frage, über welche sich die Erklärer bis jetzt eben so wenig zu einigen vermochten, als bei dem Buche Hiob. Mit größerem Rechte als von diesem kann man vom Hohen Liede sagen, daß die Anfänge und Elemente eines Dramas darin vorliegen. Freilich ist die Verbindung der einzelnen Scenen und Situationen so lose, die Entwickelung so sprunghaft und unchronologisch, die Form so lyrisch, daß an ein eigentliches zur theatralischen Aufführung bestimmtes Drama nicht gedacht werden kann. Es sind lyrische Gesänge, worin die Gefühle und Vorgänge großentheils in Wechselreden dargestellt und auch abwesende Personen redend vorgeführt werden. Am richtigsten scheinen diejenigen Ausleger zu verfahren, die es als Idyll bezeichnen, eine Gattung, „die zwischen Epos und Drama in der Mitte steht, und gleich dem letztern gern die wesentlichen Formen aller Poesie, Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang in sich versammelt oder sich in sie zertheilt". Wird es als idyllisches Drama, als eine Art von Singspiel gefaßt, so darf man dabei doch nicht an eine eigentliche Bühnendichtung denken. Denn die Einführung redender Personen, ohne daß sie genannt und vorbereitet werden, sowie die Anwendung der Frageform, um eine neue Handlung einzuführen,

wie so manches Andere, was den Eindruck des Dramatischen macht, gehört der Darstellungsform der Volksdichtung überhaupt an.

3. Das Buch Hiob.

Diese tiefsinnige Dichtung, die alle Formen der Poesie in sich vereinigt, indem die prosaische Erzählung am Anfang und Ende einen epischen Charakter trägt, der Hauptinhalt in dramatischen Wechselreden, mit schwungvollen lyrischen Naturschilderungen gemischt, abgehandelt wird und das Ganze eine didaktische Tendenz enthält, nimmt ihre Stelle unter den großartigsten, inhaltreichsten Kunstschöpfungen aller Völker und Zeiten ein, steht aber unter den alttestamentlichen Schriften in Bezug auf religiöse Richtung und sittliche Beurtheilung von Welt und Leben geradezu einzig da. Zweck und Inhalt.

Hiob, so lautet die Erzählung in ihrer jetzigen, schwerlich mehr ganz ursprünglichen Form, ein gottesfürchtiger und gerechter Nomadenfürst in der Landschaft Uz im südöstlichen Palästina, war wegen seiner Rechtschaffenheit mit allen Gütern des Lebens reich gesegnet. Da verdächtigte Sathan in einer himmlischen Rathsversammlung die fromme Gesinnung Hiob's, als ob sie nur ihren Grund in dem Wohlergehen habe, womit ihn Gott bisher belohnt habe, und erwirkte die Erlaubniß, seine Glaubenstreue durch äußere Leiden zu prüfen. Nun brechen die schwersten Unglücksfälle über Hiob herein. Seine Heerden und Knechte werden durch Räuberhorden und Feuerregen geraubt oder erschlagen, seine Söhne und Töchter mitten in der Festfreude durch den Einsturz des Hauses getödtet, sein ganzer Reichthum vernichtet. Aber Hiob bleibt standhaft und gottergeben. Da erwirkt Sathan durch neue Verdächtigungen in einer zweiten Versammlung die weitere Vollmacht, auch den Leib des gebeugten Mannes anzugreifen; nur seines Lebens sollte er schonen. Sofort wurde Hiob von der Fußsohle bis zum Scheitel mit bösen Aussatzgeschwüren bedeckt. Auch dieses Leid trug er lange standhaft. „Sollen wir nur das Gute von Gott annehmen, das Böse nicht?" sprach er zu seinem Weibe, das ihm die Ausdauer seiner schlecht bewährten Zuversicht auf Gott vorwarf. Unterdessen verbreitete sich die Kunde von seinen Unglücksschlägen; drei auswärtige Freunde kamen ihn zu besuchen und zu trösten; sie fanden ihn entstellt bis zur Unkenntlichkeit und saßen sieben Tage und sieben Nächte in stummem Schmerze bei ihm. Endlich brach Hiob selbst das fürchterliche Stillschweigen, indem er seinem Kummer durch wilde Klagen und verzweiflungsvolle Verwünschungen seines martervollen Lebens Luft machte. An diesen Reden nehmen die Freunde Anstoß, und sie, die als Tröster gekommen, fühlen sich doch vor Allem verpflichtet, den Gott ihrer Väter in Schutz zu nehmen und den Glauben an seine Gerechtigkeit nach der herrschenden Vergeltungslehre aufrecht zu erhalten. Einer nach dem Anderen versucht es, einen Zusammenhang von Schuld und Strafe auch angesichts des herzbrechenden Elends Hiob's nachzuweisen und seine Leidensgeschicke als Ausfluß der göttlichen Strafgerechtigkeit für vorausgegangene Sünden und Schuld und somit als Läuterungs- und Besserungsmittel hinzustellen. Gereizt durch dieses lieblose Verfahren der Freunde, die statt ihn zu trösten seine Leiden noch durch den Stachel der eigenen Verschuldung zu mehren bestrebt sind, bekämpft Hiob ihre Einwürfe, betheuert seine Unschuld und sein unsträfliches Leben, wirft ihnen Unbarmherzigkeit vor und geräth bei der Schilderung seines elenden Zustandes in vermessene Ausbrüche gegen die angebliche gerechte Weltregierung, bei der die Gottlosen in ihrem Glück unbehelligt blieben und die Rechtschaf- Gang der Handlung.

fenen leiden müßten. Indem die Freunde sich einstimmig gegen diese Verhöhnung der göttlichen Weltregierung erheben und ihn mit Hinweisen auf entgegengesetzte Erfahrungen zu widerlegen suchen, entsteht eine Reihe von Reden und Gegenreden, worin jene, nach der herrschenden Volksansicht, den Satz verfechten, daß Gott den Menschen stets nach ihrem Verdienste vergelte, Hiob's Leiden folglich aus früherer Verschuldung herrühren müßten, dieser dagegen fortwährend seine Unschuld betheuert und ihre Behauptungen durch die Erfahrung bekämpft. Das „Ende mit Schrecken", das man den Frevlern nachsage, sei eine Erdichtung; vielmehr führen sie ein heiteres und vergnügliches Dasein ruhig zu Ende. Wolle man aber die unbarmherzige Strenge, womit Gott seine Frommen zu Tode martere, als einen Beweis vorzüglicher Sorge um sie ansehen, so danke er für ein solches Leben, darin der Unglückliche, einmal zum Dasein verdammt, wie in einem Gefängniß oder Zuchthause sich abquäle, und dessen Ende man nicht sehnlicher herbeiwünschen könne, als der Taglöhner sich nach dem Feierabend eines in harter Arbeit und Entbehrung zugebrachten Werktages sehne. Fortwährend protestirt Hiob namentlich gegen die Zuchttheorien seiner gegnerischen Freunde, an die er niemals das Bewußtsein seiner Unschuld, das Letzte, was ihm geblieben, hingeben werde. Der Leser, durch den Prolog mit der eigentlichen Ursache des Leidens bekannt gemacht, steht auf Hiob's Seite und er fühlt sich erleichtert, als dieser in das endlose Hin- und Herreden eine andere Wendung bringt, indem er die Ahnung ausspricht, er habe einen Bürgen im Himmel, der einst jeden falschen Schein vernichten und nach seinem Tode über seinem Grabe zur Beschämung der Gegner die Wahrheit noch ans Licht bringen werde. Hiob beschließt seine langen Reden und erweckt das tiefste Mitgefühl, indem er, ohne mit Gott ferner zu rechten, in elegischen Schilderungen noch einmal sein früheres Glück und sein unsträfliches, friedliches Leben darlegt und mit dem ganzen Bewußtsein der Unschuld sich auf die Entscheidung eines höheren Richters beruft. Und dieser entscheidende Ausspruch sollte ihm zu Theil werden aus dem Munde Jahve's selbst; das große Problem sollte seine Lösung finden durch die einzige competente Stimme. Aber ehe diese erfolgt, tritt noch eine vierte Person, ein junger Redner Elihu auf, der, ungehalten über das Verstummen der Freunde, sich doch ganz in den von ihnen schon ausgefahrenen Geleisen der göttlichen Straf- und Züchtigungstheorien bewegt und in breiter Rede noch einmal Hiob zu widerlegen sucht, indem er ihm seine Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung vorrückt und hervorhebt, daß Gott, wenn er gefährliche Krankheiten über einen Menschen verhängt, dies nur in der wohlgemeinten Absicht thue, ihn zur Einsicht in die eigenen Mängel, zur Reue, Bekehrung und Ergebung zu führen. Nach dieser Rede, die von Hiob's Seite ohne Erwiederung bleibt, erscheint Jahve selbst im Sturme; er verweist den Anwesenden in majestätischer Rede ihre Vermessenheit durch die Hinweisung auf die unergründliche Macht und Weisheit Gottes, die sich in den Wundern der Natur und in der Weltordnung offenbare, tadelt die Freunde wegen ihrer kurzsichtigen Vertheidigung der göttlichen Gerechtigkeit und bringt den Hiob zum Geständnisse seines und überhaupt des menschlichen Unvermögens, Gottes Wege zu begreifen. Wird aber so auch der kühne Zweifler am Ende zur Demuth und schweigenden Unterwerfung unter den schlechthin undiscutirbaren und unbegreiflichen Rathschluß Gottes genöthigt, so kann man doch nicht sagen, daß darin eine eigentliche Lösung des Problemes liege; viel eher wird dasselbe indirect für unlösbar erklärt. Ueber die Motive, weshalb Gott ihm den bitteren Leidenskelch gereicht, bleibt Hiob unaufgeklärt. Nur wird ihm statt des Leidenskelches schließlich ein Freudenbecher in die Hand gegeben. Es wird nämlich noch erzählt, daß Jahve dem Hiob, nachdem er sein Unrecht eingesehen und in Zukunft unbedingte Ergebung in die Leitung Gottes gelobt, Alles doppelt zurückgegeben und

seine nachfolgende Lebenszeit noch mehr gesegnet habe, als die frühere. Derselbe habe nach diesem noch 140 Jahre gelebt, sich seiner Söhne und Enkel vier Geschlechter hindurch gefreut und sei endlich alt und lebenssatt gestorben. So ging demnach Hiob's Leidensweg in Herrlichkeit aus.

Die philosophisch-religiöse Tendenz.

Es liegt auf der Hand, daß dieses „Ende gut, Alles gut" des Schlusses nur der poetischen Gerechtigkeit Genüge leisten und einen dramatisch befriedigenden Abschluß herbeiführen will. Daß in Wirklichkeit der Fromme recht wohl auf dem Aschenhaufen hätte verenden können, während Genuß, Ehre und Reichthum die Tage des alten Sünders krönen, war in der Mitte der Dichtung mehrfach auf die schneidendste Weise behauptet worden, und die Gegner Hiob's waren vor der Wucht der Erfahrungsthatsache verstummt. Aber auch der „Prolog im Himmel" trägt ein mythologisch-poetisches Gepräge und will nur den frommen Leser von vorn herein auf einen Standpunkt bringen, von dem aus er Hiob's Schicksale und den hieraus ihm erwachsenden Seelenkampf betrachten kann, ohne den eigenen religiösen Glauben durch die schreienden Dissonanzen, die ihm zu Ohren dringen, gefährdet zu sehen. Die Hauptsache also bleiben immer die Reden Hiob's, darin die alte, dem Volke Israel tief im Blute sitzende Lehre, daß Schuld und Strafe stets in einer Wechselbeziehung stehen müßten und alles Uebel in der Welt nur als die Folge der göttlichen Strafgerechtigkeit zu betrachten sei, siegreich widerlegt wird, ihr Widerspruch mit der Wirklichkeit und Erfahrung in schlagender Beredsamkeit und gewaltiger Ironie dargethan und das ganze Unvermögen des herrschenden Dogmatismus am Beispiele eines ehrwürdigen Dulders veranschaulicht wird, dem nur noch die sittliche Welt im eigenen Inneren, nicht aber die Phantasien derer, die in Gottes Rath gesessen zu haben und seine Gedanken im Großen wie im Kleinen zu kennen vorgeben, einen letzten Halt im äußersten Elend gewährt. Aber nicht etwa zum Zweifel an dem Dasein Gottes treiben den Verfasser die offen dargelegten Instanzen gegen den Glauben an eine, im Erdengeschick waltende, höhere Gerechtigkeit, und eben so wenig gelangt er etwa zu der philosophischen Reflexion, die man ihm schon untergelegt hat, daß das Uebel, dessen Dasein in der Natur wie in der menschlichen Gesellschaft nicht zu leugnen sei, allem Endlichen und Irdischen anhafte, daß der Unschuldige wie der Schuldige von diesem der ganzen Welt inwohnenden Uebel betroffen werde, eben weil beide nur Theile dieses Weltganzen sind und folglich denselben Naturnothwendigkeiten unterliegen. Sieht man vielmehr von Prolog und Epilog ab, so bleibt als einziges positives Resultat aller Hin- und Widerreden die constatirte Thatsache bestehen, daß es trotz der unangetastet bleibenden Weltregierung Gottes doch eine Menge von schwerem, unverschuldetem Leiden in der Welt gebe, mögen nun Menschenhände oder Naturkräfte es herbeigeführt haben. Hat die Lehre von der göttlichen Strafgerechtigkeit und Vergeltung einen unzweifelhaften Anhalt an dem wirklichen Geschick so vieler Sünder, die einem, wenn vielleicht auch späten, Gericht Gottes anheimgefallen sind, so weist doch

das Buch des Lebens eine Kehrseite auf mit einer nicht minder unbestimmbar großen Zahl von Fällen, da edle Unschuld ihres Lebens nicht froh zu werden vermochte und der Gerechte und Wahrhaftige, von namenlosem Elend gedrückt, hoffnungslos nach dem Tode sich sehnt. Aber aller Unbill des Geschickes zum Trotz hält der Dichter den unvergleichlichen und durch keine schnöde Erfahrung zu widerlegenden Werth des sittlich guten Willens hoch, auf dessen Seite zuletzt doch auch Gott zu finden sein müsse. Und so sollen denn auch die märchenhaften Schlußaccorde in ihrer Art lehren, daß die dem Frommen und Gerechten aus unerforschlichen Gründen zugefügten Leiden und Unglücksschläge nur zu seinem Besten dienen und von vorübergehender Dauer seien, und daß sich darum der unschuldig Leidende still und geduldig dem unergründlichen Rathschlusse Gottes ergeben, nicht aber mit Gott rechten müsse.

Die Entstehungszeit. In Lehre und Tendenz der Geschichte Joseph's ähnlich, stellt das Buch Hiob doch im Gegensatz zu jener naiven Volksdichtung durchaus ein Werk der Reflexion und Kunst dar und setzt bereits einen hohen Bildungsstand, eine gereifte Erfahrung voraus. Darum ist auch die Ansicht, daß es der vormosaischen Urzeit angehöre, mit Recht zu verwerfen. Die denkbar früheste Abfassungszeit dürften diejenigen vertreten, welche ihm seine Geburtsstätte auf den Trümmern des Reiches der zehn Stämme anweisen. So schwierig es auch immer bleibt, bei dem gänzlichen Mangel fester Haltpunkte das Zeitalter der Abfassung zu bestimmen, so scheinen doch der von den herrschenden Religionsvorstellungen der Israeliten so sehr verschiedene Standpunkt und der skeptisch-philosophische Inhalt deutlich für eine Periode zu sprechen, wo schon fremde Begriffe und Lehren in den hebräischen Glaubenskreis eingedrungen waren. Die Rolle des Sathan, die Engelschaaren, das Ueberwiegen des Ethischen über die Naturreligion des alten Kanaan und andere Spuren weisen vielleicht auf schon persische Vorstellungen hin. Nicht blos der Verfasser, auch die Nation mußte Vieles und Schweres erlebt haben, ehe es einem ihrer Söhne möglich wurde, mit seiner vollen Ueberzeugung, mit dem ganzen Pathos der sittlichen Entrüstung und zugleich dem höchsten Aufgebot von Kunst und Beredsamkeit gegen ein uraltes Vorurtheil, das als directe Folgerung aus dem Gottesbegriff selbst auftrat, Einsprache zu erheben. Aus Allem dem scheint hervorzugehen, daß das Buch Hiob nicht vor der babylonischen Verbannung abgefaßt worden sei. Ob es aber während der Trauerzeit des Exils selbst entstanden, oder nach der Rückkehr, als trotz der eingetretenen Besserung und Frömmigkeit des jüdischen Volkes der traurige Zustand der Gegenwart so wenig den geträumten Erwartungen und den vermeintlichen Verdiensten entsprach, dürfte kaum zu entscheiden sein. Als Entstehungsort des Werkes wird von den meisten Kritikern Judäa angenommen, wiewohl der Verfasser, der seinen Hiob als Repräsentanten der leidenden Menschheit denkt, die ganze Handlung außerhalb des Bodens der positiven Religion und der mosaischen Gesetzlichkeit sich abspielen läßt; die Vermuthung, daß er in Aegypten gelebt habe, beruht hauptsächlich auf den Beschreibungen des Nilpferdes und Krokodiles, deren Echtheit angefochten und gleich den Reden Elihu's einem spätern Dichter zugeschrieben worden ist. In der That ist sehr wahrscheinlich, daß die letztgenannten Reden, überdies vielleicht auch Prolog und Epilog spätere Zusätze darstellen, welche dem überkühnen, das religiöse Durchschnittsbewußtsein der Israeliten oft rücksichtslos verletzenden, Buche seinen Stachel benehmen und die Aufnahme in den Kanon ermöglichen sollen. Uebrigens werden nicht blos die Räthsel der sittlichen Weltordnung mit einer, im orientalischen Alterthum fast unerhörten, Offenheit besprochen; auch die Naturschilderungen sind im Buch Hiob mit anerkannter Meisterschaft ausgeführt, und über die „meteorologischen Prozesse, welche in der Wolkendecke vorgehen", Fragen vorgelegt, „die unsre heutige

Die Naturschilderungen.

Physik in wissenschaftlicheren Ausdrücken zu formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag".

Ueber diese meisterhafte Naturschilderung spricht Alex. v. Humboldt im zweiten Bande des Kosmos folgendes Urtheil aus: „Das Buch Hiob wird allgemein für die vollendetste Dichtung gehalten, welche die hebräische Poesie hervorgebracht hat. Es ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Composition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch Hiob übertragen worden ist, lassen seine Naturbilder des Orients einen tiefen Eindruck. Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgethürmten Wellen. — Die Morgenröthe erfaßt der Erde Säume und gestaltet mannichfach die Wolkenhülle wie des Menschen Hand den bildsamen Thon. — Es werden die Sitten der Thiere geschildert, des Waldesels und der Rosse, des Büffels, des Nilpferds und der Krokodile, des Adlers und des Straußen. — Wir sehen den reinen Aether in der Schwüle des Südwinds wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende Wiese hingedehnt. Wo die Natur kärglich ihre Gaben spendet, schärft sie den Sinn des Menschen, daß er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreise wie in den Wolkenschichten lauscht, daß er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Ozeans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspürt. Das Klima ist besonders in dem dürren und felsigen Theile von Palästina geeignet, solche Beobachtungen anzuregen."

III. Die prophetischen Schriften.

Die Entstehung und Entwickelung des Prophetenthums und die Stellung der begeisterten Dichter und Volksredner, die unter dem Namen „Propheten" so einflußreich in das innere und äußere Leben der Israeliten eingriffen, haben wir früher dargestellt; wir haben sie kennen gelernt als die eigentlichen Entdecker der Geistesreligion, die sie aus dem sinnlichen Jahveglauben der Masse heraushoben, wie einst Mose den letzteren von den Banden der Naturreligion befreit und zu selbständigem Dasein befördert hatte. Hier wollen wir nur die schriftlichen Erzeugnisse flüchtig an unserm Blicke vorübergehen lassen, welche in kunstvoller poetischer Form und Sprache Reden und Weissagungen enthalten, die dem Inhalte nach vorher in mündlichen Vorträgen ausgesprochen wurden. Denn zu schriftlicher Fassung und Aufbewahrung für die Zukunft eignete sich der Inhalt der Prophetenrede erst, als der Sturm und Drang der Eliazeit sich gelegt, als mit dem Nachlassen der Verfolgungen auch das ungestüme und schwärmerische Wesen der früheren Propheten aufgehört und das ekstatische Element einer klaren, sittlich durchgebildeten und gereinigten Begeisterung Platz gemacht hatte. Daß aber die auf uns gekommenen Schriftstücke nicht improvisirte Reden, nicht Ergüsse augenblicklicher Begeisterung waren, lehrt nicht blos die künstlerische Form und der rhythmische Periodenbau, sondern es wird auch durch ausdrückliche Zeugnisse der Propheten selbst bestätigt (z. B. Jer. 36, 1 ff.). „Erst wenn ein Prophet lehrend und wirkend einen bedeutenden Zeitraum durchlebt hatte," sagt E. Meier, „wenn eine wichtige Epoche oder ein großes Ereigniß zum Abschluß gediehen war, erst dann konnte der Trieb erwachen, die entflohenen Worte

Entstehung der prophetischen Schriften.

des Mundes zu sammeln und als ein Denkmal für immer durch die Schrift dauernd zu machen, sei es, daß die Erfahrung bereits die Wahrheit derselben bestätigt hatte, oder daß der Prophet verkannt und unverstanden in seiner Zeit dastand und nun in der Schrift ein Zeugniß für die Zukunft suchte." Die prophetische Schrift stellt daher keine wörtliche Reproduction des gesprochenen Wortes, sondern die künstlerische Ausführung der im Drange des handelnden Lebens entstandenen Drohreden, Ermahnungen und Warnungen dar. Der Inhalt einer Wirksamkeit, die Jahre lang gedauert hatte, wird oft nur summarisch nach ihren Hauptthemata angegeben und überdies nicht selten nach späteren Erlebnissen modificirt. Daher die majestätische Ruhe und Würde, die über das Ganze ausgegossen ist. Bei der Abfassung war der innere Aufruhr bereits überwunden, der bei dem unmittelbaren Erguß der mündlichen Rede noch vorgeherrscht haben mochte; aber da die prophetischen Reden ursprünglich doch nicht in der Stille des Gemüths ersonnen, sondern mitten aus dem bewegtesten Leben herausgeboren waren, so bewahrten sie auch in Schriftgestalt ihren kräftigen volksthümlichen Charakter, der sich in den anschaulichen Bildern und Gleichnissen, in den frischen Naturschilderungen, in den Wortspielen und Sprichwörtern kund gibt. Erst als das öffentliche Staatsleben geknickt und Cultus und Glaube abgeschlossen waren, nahm die prophetische Literatur eine gelehrte Richtung, wobei man den Mangel an ursprünglicher Kraft und Natur durch rhetorische Kunst, erdichtete Visionen, künstliche Allegorien und gesuchte Darstellung zu ersetzen bestrebt war. Während schon die Gesichte des Amos theilweise auf Wortspielen beruhen, tritt bei Ezechiel an die Stelle der Inspiration durchgehend die Reflexion.

Von den meisten Propheten ist die Lebenszeit bekannt, und die öffentlichen Zustände, die sich in ihnen abspiegeln, werden durch ihre Reden eben so sehr aufgehellt, als diese wieder in den Zeitverhältnissen ihre sicherste Deutung erhalten. Nur bei einigen ist die chronologische Bestimmung unsicher und schwierig. So bei **Joel**, dem die Erklärer bis auf den heutigen Tag in einen Zeitraum von nicht weniger als acht Jahrhunderten bald da, bald dort seine Stellung anweisen. Wir haben daher dieses kleine Buch in der geschichtlichen Darstellung ganz übergangen. Wie es in einer großen Heuschreckenplage ein Strafgericht Gottes erkennen lehrt, das zur Reue und Besserung auffordere, dann aber zu heiterern Schilderungen übergehend eine Zeit des Glückes und des Sieges über alle Feinde Israel's in nahe Aussicht stellt, so könnte es möglicherweise aus zwei Reden entstanden sein, wovon die erste (1, 2—2, 17), zur Zeit der Noth gehalten, den Zorn Gottes und die Nothwendigkeit der Umkehr zum Inhalt hatte, die zweite (2, 18—4, 21), durch einen Zwischenraum von der ersten getrennte, die zuversichtliche Hoffnung auf Rettung und auf einen dauernden Glückszustand bei fortwährendem Gehorsam gegen Gottes Gebote ausspricht. Anerkanntermaßen bildet Juda, insonderheit Jerusalem, den Hintergrund für

Joel's Weissagungen. Er hat die Mauern und Häuser der Stadt, den Tempelberg und das Heiligthum vor Augen und redet unmittelbar zu dem Volke der Hauptstadt. Das Land ist vertheilt, seine Einwohner zum Theil zerstreut und verkauft unter andere Völker. Da gelegentlich von einer Unthat der Aegypter die Rede ist (4, 19), ist man bis auf die Zeiten Sisak's und Rehabeam's hinaufgegangen, während nach der früher gewöhnlichen Annahme Joel's prophetische Wirksamkeit in die leidensvolle Zeit fiel, die unter den Königen Joas und Amazia über Juda hereinbrach. Andere ließen ihn erst unter Usia als Zeitgenossen des Amos weissagen, und neuerdings ist man ziemlich allgemein in die Zeiten Esra's herabgegangen. In der That stimmen die Voraussetzung eines ganz sicheren religiösen Besitzstandes, der Wegfall aller Warnungen vor Götzendienst, das gänzliche Verschwinden der assyrisch-babylonischen Weltmächte und des israelitischen Nordreichs aus dem Gesichtskreis des Verfassers, aber auch aller früheren Gegensätze von Priestern und Propheten u. a. recht wohl zu dem Stillleben der nachexilischen Gemeinde, die in engen Verhältnissen, bei völliger Machtlosigkeit und Armseligkeit doch nicht vergaß, daß sie Jahve's Erbtheil, Gottes Volk sei. Angesichts der eingetretenen Heimsuchungen, die er mit wunderbarer Lebendigkeit und Anschaulichkeit darstellt, fordert der priesterliche Prophet das Volk daher auf, sich mit der aufrichtigsten Reue, nicht blos mit zerrissenen Kleidern, sondern „mit zerrissenen Herzen“ dem Heiligen von Israel zu nahen. Getragen von der zuversichtlichen Hoffnung, daß Jahve „gnädig und barmherzig ist, langmüthig und von großer Güte“ (2, 13), verkündet er zugleich dem bußfertigen und reumüthigen Volke Segensfülle der frisch aufblühenden Aecker und Weinberge. Im Vertrauen auf diese Hülfe weissagt der Prophet zuletzt einen Gerichtstag, der über die Heiden ergehen wird, die in einer großen, von Gott selbst zu Gunsten seines Volkes entschiedenen Schlacht für alle an Israel verübten Unbilden gezüchtigt werden sollen: Rüstet Krieg! bietet die Helden auf, daß herbeikommen alle Kriegsleute! Schmiedet eure Hacken zu Schwertern und eure Winzermesser zu Spießen. Der Schwache spreche: Ein Held bin ich! Dann werden sich die Tage der Trauer, wo alle Quellen der Freude versiegen und das Land klagt, „wie die Jungfrau um den Verlobten ihrer Jugend“, in eine Zeit des Glücks und der Herrlichkeit verwandeln, da Jahve nach dem großen und furchtbaren Tage im Thale des Gerichts wohnen wird auf Zion, seinem heiligen Berg, und die Hügel von Most und Milch überströmen. Dann wird Aegypten zur Wüste werden und Edom zur öden Steppe, ob der Frevel gegen die Söhne Juda's, da sie unschuldig Blut vergossen in ihrem Lande. Juda aber wird ewig bewohnt sein und Jerusalem von Geschlecht zu Geschlecht; und Jahve erläßt ihre Schuld und wohnet auf Zion.

Eine Schwierigkeit anderer Art bieten für die Einweisung in die geschichtliche Darstellung solche Bücher, welche sich der genauer forschenden Kritik als Compositionen von Weissagungen verschiedener, zeitlich weit aus einander lie-

gender Verfasser enthüllt haben. Dies gilt besonders von den nach Sacharja und nach Jesaja genannten Sammelschriften. Die erstere gehört nur in ihren acht Eingangscapiteln dem nachexilischen Propheten gleichen Namens an (S. 779). Dagegen sind die sechs letzten Capitel vorexilisch und gleicht namentlich die Sach. 9—11 aufgeführte Prophetenrede in der kühnen, gedrungenen Sprache voll Feuer und Leben und in dem rhythmischen Fall der Worte durchaus den ältern Propheten und hat nichts gemein mit der fast prosaischen Rede und den eben so gesuchten wie künstlich gedeuteten Visionen des nachexilischen Propheten. Da zudem in dem zweiten Theil das nördliche Reich Israel noch als ein bestehendes dargestellt wird und die Schilderung des „nichtsnutzigen Hirten", der die Heerde verwahrlost, auf Pekah zu gehen scheint (S. 705), so wird man nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn man diese drei Capitel über zwei Jahrhunderte vor den jüngeren Sacharia setzt. Dieser unbekannte Prophet war demnach ein älterer Zeitgenosse des großen Jesaja, dessen öffentliche Wirksamkeit seit den letzten Jahren des Königs Usia bis etwa zum Jahre 700 oben ausführlich dargelegt worden ist. Auf seine prophetisch-literarische Thätigkeit, zu der er, wie es scheint, durch eine gelehrte Erziehung vorbereitet wurde, waren die Schriften der ältern Seher, namentlich eines Amos und Hosea, nicht ohne Einfluß, wie aus einzelnen Anklängen und Reminiscenzen seiner Reden hervorgeht. „Was den schriftstellerischen Charakter Jesaja's betrifft," urtheilt E. Meier, „so erscheint das hebräische Prophetenthum bei ihm nach Form und Inhalt auf der höchsten Stufe künstlerischer Vollendung und die Lichtstrahlen der übrigen Propheten sind in ihm gewissermaßen vereinigt. Er ist Meister in jeder Art des Ausdrucks und hat Allem, was er geschrieben, den Charakter seiner gewaltigen, feierlich-ernsten und selbstbewußten Persönlichkeit aufgedrückt, so daß seine gedrungenen, kraft- und gedankenvollen Reden vorherrschend den Eindruck des Erhabenen und Erhebenden machen. Durch jene schöne Harmonie des Inhaltes und der Form, so wie durch eine seltene, maßvolle Haltung tragen alle Reden das Gepräge des wahrhaft Klassischen an sich. Die kräftige, gesunde, in sich abgeschlossene Natur des Südens, der sittliche Kern und ernste Charakter Juda's ist in Jesaja am schönsten zur Erscheinung gekommen." „Seine Grundeigenthümlichkeit," sagt Ewald, „ist die hohe majestätische Ruhe der Rede, hervorgehend aus der vollen sichern Beherrschung des Gegenstandes." Er galt als der eigentliche Repräsentant des Prophetenthums, daher man in der Folge mehrere prophetische Reden von unbekannten Verfassern ihm zuschrieb, so daß die jetzige in den Zeiten der Verbannung veranstaltete Sammlung als eine prophetische Anthologie bezeichnet werden kann, in welcher nicht blos geschichtliche Zusätze, wie Cap. 36—39, sondern auch noch die Aussprüche von verschiedenen andern Propheten, ja ganze schon bestehende Sammlungen, zu einem Ganzen verbunden sind.

Jesaja.

Als zusammengehörig sind jedenfalls zu betrachten die durchaus echt jesajanischen

Reden, die sich auf Juda beziehen, Cap. 1—12. Daran reihen sich Cap. 13—23, die Aussprüche über fremde Völker (Massaim): mit Ausnahme von Cap. 22, das auf Jerusalem geht und von dem ersten Jesaja herrührt, fünfzehn besondere, zum Theil sehr kurze, epigrammenartige Aussprüche, die kurz nach dem Exil gesammelt worden sein mögen. Entschieden unecht sind Stellen wie 13, 1—14, 23; 21, 1—10. Angezweifelt werden nicht blos Cap. 19 und 23, sondern auch die eine neue Sammlung prophetischer Stücke einleitenden Capitel 24—27. Eine besondere Bewandtniß hat es mit den, wohl von älteren Sehern blos übernommenen, Stücken 2, 2—4 und 15, 1—16, 12, insonderheit aber mit dem, echt jesajanische Reden enthaltenden, historischen Berichte Cap. 36—39. Die unechten Stücke sind übrigens nach einem gewissen Plane eingelegt und bereiten — so besonders Cap. 34 und 35 — das Werk eines dem Jesaja ebenbürtigen Propheten vor, welchen Ewald den „großen Ungenannten", E. Meier den „babylonischen Jesaja" nennt, und dessen Bedeutung oben (S. 773 f.) dargethan wurde, Cap. 40—66. Das Buch dieses Mannes, den man mit Unrecht als Pseudo-Jesaja bezeichnet hat, da er nirgends Anspruch darauf macht, der alte Jesaja sein zu wollen, ist „der geistige Niederschlag aus der exilischen Leidens- und Läuterungszeit, ein Gesammtbild des hebräischen Volksgeistes, der mit dem klarsten Bewußtsein seine welthistorische Stellung, sein Verhältniß zu allen Heiden, so wie die innern Hemmungen seiner eignen Entwickelung und die Bedeutung seiner langen Leiden erkannt hat. Es ist ein reiches, tiefsinniges Gemälde, darin die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Israel's zu einer lebensvollen Totalanschauung verschmolzen ist".

In die Zeiten des älteren Jesaja mögen übrigens auch die Weissagungen Bileam's (4. Mos. 22—24) gehören, prosaische Erzählungen mit lyrischen Ergüssen untermischt und in die prophetische Kunstform gekleidet. Jedenfalls bildet die assyrische Zeit, in welche der ältere Sacharja, Micha, Jesaja und der Verfasser der Bileam's-Sprüche fallen, die glänzendste Periode des hebräischen Prophetenthums, wo bei allen sittlichen Gebrechen, welche die Seher schonungslos und mit Freimuth aufdeckten, bei allen Gefahren, von denen das Volk von Außen bedroht war, doch ein wunderbarer Lebensmuth, ein ungebrochener Glaube an die Erhaltung und einstige Erlösung Israel's sich kund gab. Bileam's Weissagung.

Mit der Erhebung der chaldäischen Macht in Babylon brach für das Prophetenthum Juda's eine neue Periode an, als deren Hauptvertreter der junge Priestersohn von Anatot, Jeremia, zu betrachten ist, welcher seine Prophetenlaufbahn im 13. Regierungsjahre des Josia antrat. Wir haben das Leben und die Wirksamkeit dieses Mannes in den verhängnißvollsten Jahren des jüdischen Reiches bis zur Zerstörung Jerusalems und zur Flucht des Propheten nach Aegypten in der Geschichtserzählung ausführlich angegeben; denn seine prophetische und politische Thätigkeit beginnt schon vor der Reform unter Josia; dieser früheren Zeit gehören die zehn ersten Capitel an. Die Reform selbst war zwar nicht sein Werk, aber doch ganz nach seinem Sinn und Geiste. Seine Sprache ist fast diejenige des Deuteronomiums, während er vom Priestercodex noch nichts weiß. Ganz im Geiste des Deuteronomiums schärft er das Sabbathgebot und die Pflicht ein, die Sclaven im siebenten Jahre zu entlassen. Aber der gewichtigste Theil seiner Wirksamkeit fällt erst in die Zeit nach dem Zusammenbruch der Reform. Jeremia.

Im vierten Jahre des Königs Jojakim, nach einer mehr als 20jährigen Wirksamkeit, ließ er durch seinen Schreiber Baruch die erste Sammlung seiner Volksreden aufschreiben; diese wurde, wie erzählt (S. 747), durch den König zerschnitten und ins Feuer geworfen, worauf Jeremia sie zum zweitenmal aufzeichnen ließ und mit neuen Stücken

vermehrte. Bei der Abführung nach Babel nahmen die Verbannten die Grundsammlung wahrscheinlich mit und fügten dann einzelne spätere Reden des Propheten, die ihnen zukommen mochten, willkürlich bei. Eine zweite Sammlung wurde etwa 20 Jahre später, nach der Zerstörung von Jerusalem veranstaltet, darunter die tröstlichen Weissagungen Cap. 30—33, und die letzten Zusätze erfolgten erst während des ägyptischen Aufenthaltes. Durch diese zerrissene Aufzeichnung wurde die Reihenfolge der Reden und Aussprüche vielfach unterbrochen; spätere Einschaltungen echter und überarbeiteter Stücke, wie die Aussprüche über fremde Völker (Cap. 46—51) und über die letzten Schicksale Jerusalems (Cap. 52), machten die Unordnung noch größer. „Offenbar gab es frühe wenigstens zwei verschiedene Recensionen, eine babylonische, die später nach Palästina kam, und eine alexandrinische, die in Aegypten entstand und zunächst für den ausgewanderten, ärmsten und ungebildetsten Theil des Volkes bestimmt war."

Es ist schon oben dargethan worden, wie das unvermeidliche Schicksal des jüdischen Volkes Jeremia's weiche und wehmüthige Natur mächtig ergriff und mit namenlosem Schmerze erfüllte; wie er in elegischen Klagetönen sein Geschick beklagte und den Tag seiner Geburt verwünschte; wie er sich dann wieder ermannt, im Bewußtsein, daß Jahve's Geist in ihm lebe und er nur des Vaterlandes Wohl und Rettung bezwecke; wie er seinen Gefühlen in Ausbrüchen des Unmuths Luft macht. „Etwas Zerrissenes und Unversöhntes, ein Nothschrei des Schmerzes geht durch das ganze Buch hindurch." Der Ausruf: „O daß mein Haupt zu Wasser würde, und mein Auge zur Thränenquelle, daß ich weinen könnte Tag und Nacht!" bezeichnet am besten den Dichter der Trauer und Klage. Aber mit dieser weichen und wehmüthigen Natur verband er einen männlichen Muth, einen unbeugsamen Willen und eine hohe sittliche Kraft. Mit rücksichtslosem Freisinn enthüllte er die Schäden des Staats, der Religion und der Gesellschaft, trat den Königen und Vornehmen kühn entgegen, ungebeugt durch die Todesgefahr, die ihn mehrmals umschwebte; und als endlich das Verderben, das er vorausgesehen, über Volk und Land hereinbrach, da verzagte er nicht kleinmüthig; unter den Trümmern der Stadt weissagte er die Rückkehr der Frommen und eine schönere Zukunft unter Jahve's königlicher Führung. Dann werde ein neuer Bund aufgerichtet werden, „nicht mit Erz und Griffel in Stein gegraben, sondern ins Herz der Menschen geschrieben", ein Bund der Gesinnung, nicht des äußern Gesetzes, „wo man der Bundeslade nicht mehr gedenke und sie nicht vermisse". Jeremia besaß nicht den poetischen Schwung und die mächtige Phantasie eines Jesaja; seine prophetischen Reden, durch die trübe, elegische Stimmung ohnedies etwas eintönig, leiden an einer gewissen Breite und Einförmigkeit, an einer Wiederholung derselben Gedanken und Wendungen, an einem Mangel der Erfindung und Originalität; dagegen trug er ein tiefes erregbares Gefühl in seiner Seele, das ihn für alle Eindrücke sehr empfänglich machte und seinen Reden den innerlichen, gefühlvollen Charakter aufdrückte.

Als man nach dem Exil die Reden der großen und kleinen Propheten sam-

melte, konnte man hinsichtlich der Erfüllung ihrer Weissagungen sich einer unliebsamen Bemerkung nicht entschlagen. Verhältnißmäßig die auffälligste Erfüllung hatte Jeremia's Vorherverkündigung einer siebzigjährigen Dauer des Exils gefunden, sofern zwischen Jojachin's Wegführung und Serubabel's Rückkehr wenigstens 60 Jahre in der Mitte lagen. Um so weniger befriedigte die Lage der Zurückgekehrten, wenn man sie mit Ezechiel's und anderer Propheten glänzenden Schilderungen und kühnen Erwartungen zusammenhielt. Eine Wiedervereinigung von Ephraim und Juda, wie Hosea und der ältere Sacharja, Jeremia und Ezechiel sie in Aussicht gestellt hatten, blieb aus, und bei dem jüngeren Sacharja und Maleachi ist nur noch von den Juden die Rede. Vollends aber die verderbenschwangeren Weissagungen über heidnische Völker und Städte waren theils überhaupt nicht, theils nicht in dem angenommenen Umfange eingetroffen. Trotz verkündigten Unterganges stehen Städte wie Gaza und Damaskus noch heute und konnte Tyrus weder von Salmanassar noch von Nebukadnezar erobert werden; auch bezüglich Aegyptens sind die Erwartungen der drei großen Propheten nicht bestätigt worden. Völkerschaften wie Moab und Ammon erhielten sich bis in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und auch die Gerichte über Babel und Ninive sind nicht so früh eingetroffen, wie die Propheten in Aussicht stellten. Mit Fug und Recht erschien es befremdlich, daß Jahve sich so wenig gebunden erachtete an die Weissagungen seiner Propheten. Aber es gab hierfür auch eine des langmüthigen und barmherzigen Gottes vollkommen würdige Lösung. Schon Jeremia (26, 18) hatte gelehrt, daß ein Gericht abgewendet werden könne durch Buße und Bekehrung der Bedrohten. Diesen Gedanken weiter auszuführen und am Beispiele Ninive's zu erhärten, unternimmt das **Buch Jona**, eine Volkserzählung mit didaktischem Zwecke aus dem Sagenkreise der alten Propheten. Jona soll der sündigen Stadt Ninive den Untergang verkündigen. Diesem göttlichen Auftrage sucht er sich dadurch zu entziehen, daß er sich in Joppe einschifft, um nach Tartessus zu fliehen. Aber ein Sturm bewirkt, daß ihn die Schiffleute ins Meer werfen; er bleibt drei Tage im Bauche des Fisches, bis auf sein Flehen Gott ihn rettet. Darauf verkündigt er der Stadt Ninive den Untergang, diese aber bekehrt sich und wird verschont; und als er darob erzürnt den Tod wünscht, erhält er durch eine Parabel die Lehre, daß bei Gott die Gnade den Zorn überwiege. Die Sprache dieser kleinen Erzählung trägt alle Kennzeichen der chaldaisirenden Epoche nach Esra. Die Fassung erhebt sich nicht über den rein legendenhaften Ton. Gegen die Annahme einer Entstehung erst im makkabäischen Zeitalter streitet die darin herrschende milde Auffassung der Heidenwelt. Um so sicherer gehört der eben bezeichneten Epoche an das **Buch Daniel**, in welchem geschichtliche Erzählungen mit prophetischen Visionen abwechseln, ein auf alten Volkssagen von den Lebensgeschicken und wunderbaren Rettungen eines weisen Sehers Daniel aus

Das Buch Jona.

Das Buch Daniel.

der Verbannungszeit beruhendes Produkt der Religionsverfolgung unter Antiochus Epiphanes aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. Die Sprache wechselt zwischen hebräisch und aramäisch, und einzelne griechische Ausdrücke lassen die Entstehung in der alexandrinischen Periode errathen.

Das Spruchbuch des Jesus Sirach. Demselben Zeitalter gehört übrigens auch das Spruchbuch des Sirachsohnes Jesus an, das sich nur in der griechischen Uebersetzung erhalten hat und daher, gleich dem ersten Buche der Makkabäer, von welchem dasselbe gilt, nicht mehr im hebräischen Kanon steht. Es ist eine nachträgliche Sammlung Salomonischer Sprüche, bereichert durch Volkssprichwörter, wie sie sich in der mündlichen Ueberlieferung der nachexilischen Zeit ausprägten, und durch Aussprüche und Sentenzen, welche das Nachdenken und die reiche Lebenserfahrung des Verfassers beurkunden. Es ist ein gelehrtes Kunstprodukt, in welchem sich neben vielen echtnationalen Sitten- und Weisheitssprüchen auch manche fremdartige Zusätze, die den Einfluß griechischer Bildung erkennen lassen, vorfinden. Das Buch enthält einen reichen Schatz gesunder Lebensansichten über alle Verhältnisse, ernste Ermahnungen zur Weisheit und Gottesfurcht und herrliche Aussprüche und Lehren über Sitte, Religion und Tugend. Mit Stolz und Bewunderung blickt der Verfasser auf Israel's große Vorzeit und preist die Propheten, „deren Gebeine grünen mögen aus ihrem Ort, weil sie Jakob trösteten und ihnen Rettung zeigten durch sichere Hoffnung". Als die „Krone der Weisheit" gilt ihm „die Furcht des Herrn"; „sie läßt Frieden und frische Gesundheit blühen. Verstand und kluge Einsicht strömet sie aus und erhöhet den Ruhm derer, die an ihr festhalten".

Rückblick und Schluß.

Von solcher Art war der geistige und religiöse Bildungsgang und das äußere Lebensgeschick eines Volkes, das berufen war, unter den Leiden und Widerwärtigkeiten des Daseins das höchste Gut der Menschheit, die Gotteserkenntniß, in reinerer und erhabenerer Weise auszubilden, als alle andern Völker des Alterthums, und den Erzeugnissen eines hochbefähigten Geistes und einer empfänglichen Natur neben den dichterischen und künstlerischen Vorzügen, einen tiefern sittlichen und religiösen Gehalt einzuprägen. Ausgehend von der ehrfurchtsvollen Bewunderung der im Naturleben sich kund gebenden göttlichen Macht, gelangten die Hebräer durch die geistige Thätigkeit gottbegeisterter Männer frühe zu der Erkenntniß eines über der Natur und dem Erdenleben waltenden persönlichen, selbstbewußten Gottes, dessen Wesen und Eigenschaften sie im Laufe der Zeit immer geistiger ausbildeten. War ihnen Jahve anfangs

nur der über den Wolken thronende Stammgott, neben dem auch die Götter anderer Völker eine, wenn auch viel untergeordnetere Existenz hatten, so gestaltete sich allmählich unter dem geistigen Ringen der Propheten und durch den feindlichen Gegensatz gegen den grausamen und lasciven Religionsdienst der Kananäer der Gottesbegriff zu einer solchen geistigen Höhe, zu einer solchen heiligen und sittlichen Macht, daß daneben alle Vorstellungen der Heidenwelt als nichtig und leer erscheinen. Und doch blieb dieser Jahve auch in der erhabeneren Idee der Stammgott des Volkes Israel, an dem die gesammte übrige Welt keinen Theil hatte; nur Israel war das hochbeglückte „auserwählte" Volk Gottes. Lag in dieser Vorstellung einerseits der Keim der Selbstüberhebung und nationalen Abgeschlossenheit, der feindseligen Gesinnung gegen andere Völker, wie sie sich bei der Eroberung des Landes in der blutigen Vernichtung der Urbewohner kund gab, der Gleichgültigkeit gegen alles geschichtliche Leben anderer Nationen und jenes Menschenhasses, den die alten Schriftsteller so streng an ihnen rügen; so wurzelte anderseits auch in diesem Glauben an ein Bundesverhältniß des heiligen Gottes mit seinem Volke jene reine und erhabene Sittenlehre, die in „Mose und den Propheten" ihre Träger hat. Die gegenseitige Heiligkeit Jahve's und Israel's, die das Grundgebot des Bundes bildete, mußte eine veredelnde, herzreinigende Wirkung üben. Nur in der Verwirklichung der höchsten Ideen, die sich im Gottesgedanken zusammenschlossen, des Rechts, der Tugend, der Heiligkeit, konnte das Volk die Aufgabe seines irdischen Daseins lösen, das an die Erfüllung der göttlichen Gebote geknüpfte Erdenglück erlangen. Bei dem engen Wechselverhältniß, welches zwischen der religiösen und der sittlichen Entwickelung der Culturvölker stattzuhaben pflegt, gestaltete sich darum Israel's häusliches und bürgerliches Leben edler und menschenwürdiger als bei den meisten Völkern der alten Welt, wie andererseits durch die Uebertragung der reineren Atmosphäre, welche in der israelitischen Familie herrschte, auf die religiöse Vorstellungswelt auch die Gottesidee immer mehr mit sittlichem Gehalt erfüllt werden mußte. Der Vater, der Patriarch, der Stammesfürst war lange Zeit sittliches Vorbild und religiöses Haupt, zu dem sich die Kinder verhielten, wie die Menschen zu Gott. Auch die Ehe, das menschliche Abbild des Bundes mit Jahve, nahm immer mehr den Charakter einer heiligen und freiwilligen Verbindung zwischen Mann und Frau an; der Begriff der Heiligkeit, der sich von der gesammten Nation auf jedes einzelne Glied ausdehnte, stellte das menschliche Leben und die Persönlichkeit unter den Schutz der Gottheit und erzeugte ein Gefühl für Menschenrecht, wie kein anderes Volk des alten Orients es wieder aufzuweisen hat. Daher hatte das Sclavenwesen, jene dunkle Seite im Völkerleben des Alterthums, bei den Hebräern eine mildere Form und eine geringere Ausdehnung als selbst in vielen Staaten der christlichen Zeit. So war die Jahvereligion der Lebensbaum, aus dessen Wurzel und Stamm eine Sitt-

lichkeit erwuchs, welche auf den Höhen der Forderungen, die sie stellte, und der Aufgaben, die sie löste, trotz alles volksthümlichen Anstrichs doch einen allgemein menschheitlichen Werth anstrebte, wie ja auch dem Gedanken der Einheit Gottes im Grunde schon von Haus aus derjenige der Gleichheit aller Menschen als Kehrseite entspricht. Je geistiger sich unter dem prophetischen Einfluß die Gottesidee entwickelte, desto weniger konnte man ihr eine sinnliche Form, eine leibliche Gestalt verleihen, daher die bildlichen Darstellungen Jahve's, die in den früheren Jahren nicht ungewöhnlich waren, mit der Zeit gänzlich verschwanden und als heidnischer Götzendienst strenge gemieden und verboten wurden, eine nationale Eigenthümlichkeit, die nicht wenig zu der abgeschlossenen und feindseligen Stellung beitrug, in welche das Volk Israel zu andern Völkerschaften zu stehen kam, wie anderseits die Furcht vor unheiligen Religionsmischungen die strenge Abschließung und den Abscheu gegen jedes Gottesbild herbeiführte. So entwickelte sich denn jener religiöse Gegensatz der jüdischen und heidnischen Gottesverehrung, welcher dann besonders durch den Einfluß der Priesterschaft, in deren Hände das Religionswesen mit der Zeit übergegangen war, dem hebräischen Volksbewußtsein unvertilgbar eingeprägt wurde. In den Kreisen dieser Priesterschaft wurde aber auch der geistige Schatz gesammelt, der den nachgebornen Geschlechtern zur Erhebung und Erbauung diente, wurden die überlieferten Gesetze, Rechtsgewohnheiten, Lieder und geschichtlichen Erzählungen aufgezeichnet, die sich Jahrhunderte lang im Munde des Volkes erhalten und fortgepflanzt hatten, wurde endlich der ganzen geistigen Errungenschaft, dem ganzen Leben und Sein des Volkes das Gepräge des heiligen Pragmatismus aufgedrückt, der alle Geschicke und Erlebnisse nur im Spiegel einer beschränkten Teleologie, nur als Folgen des Verhaltens gegen Gott, nur als selbstverschuldete Strafe Jahve's auffaßte und darstellte.

So fruchtbar und reich das religiöse und geistige Leben des Volkes Israel war, so unschöpferisch und schwach zeigte sich dasselbe in der Gestaltung seines Staatslebens und seiner bürgerlichen Ordnungen. Die patriarchalischen Einrichtungen der Urzeit nahmen nicht ihren naturgemäßen Verlauf zum Königthum; gebrochen durch die ägyptische Knechtschaft und mit vielen fremden Elementen vermischt ging das Volk bei der Besitznahme Kanaans nach den Stämmen aus einander, wählte verschiedene Lebensweisen und spaltete sich in viele kleine Gaugenossenschaften mit getrennten Sonderinteressen zu einer Zeit, wo der Kampf mit den kriegerischen Eingebornen ein festes Zusammenhalten mehr als je nöthig machte. Die nächste Folge war die unvollständige Besitznahme des Landes, die Dienstbarkeit einzelner Stämme, die Lockerung der nationalen Verbindung und die Schwächung des vaterländischen Gefühles. Gewohnt an den kleinen Horizont der Gaugenossenschaft verlor das Volk die Gesammtinteressen aus dem Auge. Diese Zerrissenheit, dieser engherzige Stammes-

sinn verschwand auch nicht, als endlich die zwingende Lage der Dinge den Uebergang zum Königthum gebot. Zwar war die vereinigte Kraft eines energievollen Volkes stark genug, unter der Führung kriegskundiger Könige ganz Kanaan zu erobern und die alten Bewohner, denen Israel früher häufig Zins und Schöß bezahlt, tributpflichtig zu machen oder in das Verhältniß von Hörigen und Schutzbefohlenen zu zwingen; allein der Stammesneid Juda's und Ephraim's verwirrte bald das Reich und hinderte die Ausbildung einer monarchischen Staatsordnung mit schirmenden Rechten und Gesetzen. Statt mit vereinten Kräften dem Despotismus, der unter Salomo sich zu regen begann, entgegenzutreten, führte die Stammeseifersucht zu einer unseligen Spaltung in zwei ungleiche Reiche, zu Krieg und Hader und zu gegenseitiger Schwächung. Innerer Zwiespalt, herbeigeführt durch religiöse Meinungsverschiedenheit bei dem Eindringen der heidnischen Culte des phönizischen Nachbarlandes, beschleunigte noch die Entkräftung, während im Osten kriegerische Könige ihre erobernde Laufbahn begannen. Die Lage zwischen den beiden Großmächten am Tigris und Euphrat und am Nil verwickelte die beiden Reiche in Kämpfe, denen ihre schwachen Kräfte nicht gewachsen waren. Nach heldenmüthigem Ringen erlag zuerst das nördliche Reich der zehn Stämme den waffengeübten Königen von Ninive und alsdann Juda dem jugendkräftigen chaldäischen Reiche in Babylon. Die Einwohner wurden weggeführt in „die Städte der Meder“ und an die „Wasserbäche Babels“. Aber die letztern trugen den heiligen Schatz, den die Propheten in ihrer Seele gesammelt, auch in das Land der Verbannung, an die Weiden der Ströme. Gottbegeisterte Männer hatten ihnen daheim am Jordan geweissagt, daß Jahve schwere Drangsale über das Volk verhängen würde als Züchtigung für ihre Untreue und Frevelthaten, daß er aber dann Gnade üben und sie zurückführen werde in das Land ihrer Väter; dann werde ein neues Jerusalem erstehen und eine goldene Zeit des Glücks und des Friedens unter einem Sprößling aus David's Geschlecht anbrechen. Diese Hoffnung hielt sie aufrecht im Lande der Verbannung; sie war ihr Stecken und Stab gegen die Leiden der Knechtschaft und den Hohn der Fremdlinge. Die „Söhne der Wegführung“ wahrten und mehrten die geistigen Güter in ihrer Seele, und der glühende Gottesfunken hielt ihre Lebensgeister wach und aufrecht. Aber nur die Hoffnung und der stärkende Glaube war ihnen beschieden, die heiß ersehnte Erfüllung ward nie in der erwarteten Weise zur Wirklichkeit. Das „neue Jerusalem“ mit dem wieder erbauten Tempel auf Zion war nur ein schwacher Abglanz der großen Zeit, auf die sie geharrt, und statt des Glückes und des ewigen Friedens folgten für die Gemeinde Jahve's nur Tage der Bedrückung, der Drangsal, der Verachtung. Nicht zu irdischer Herrlichkeit sollte das Volk Israel sich von Neuem erheben; die messianischen Verheißungen ihrer Propheten sollten nur geistig in Erfüllung gehen. Aber die Güter der

Seele blieben ungeschwächt; was ihre Sänger gedichtet und gesungen, was ihre heiligen Seher im Geiste erschaut, was ihre Gesetzkundigen und Schriftgelehrten aufgezeichnet, das ist ein heiliger Schatz geblieben für die kommende Menschheit, eine Stütze und ein Trost in den Tagen der Trübsal, ein heller Lichtstrahl auf den dunkeln Pfaden des Erdenlebens.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.